Die

Seherin von Prevorst.

Eröffnungen

über

das innere Leben des Menschen

und über

das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt

von

Justinus Kerner.

Erster Theil.

Mit 8 Steindrucktafeln.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Ich preise dich, Vater Himmels und der Erden, daß du solches verborgen
den Weisen und Klugen, und hast es offenbart den Unmündigen.
Luc. 10, 21.

Goe 1555 (1)

Dem verehrungswürdigen

Gotthilf Heinrich Schubert

widmet

diese Eröffnungen über das innere Leben des Menschen

der Herausgeber.

Eröffnungen

über

das innere Leben des Menschen.

Inhalt.

	Seite
Eingang	3
Geburtsort und erste Jugend der Seherin	26
Zurückziehen ins Innere	32
Hervortreten des magnetischen Zustandes	35
Gesteigertes Leiden	41
Erscheinen in Weinsberg	51
Bild dieser Frau	55
Ihre Verhältnisse zur physischen Außenwelt	62
Ihr äußeres Nervensystem	62
Ihre Verhältnisse zu Mineralien	69
Einwirkung der Mineralien	77
— — des Wassers	93
Ihre Verhältnisse zu Vegetabilien	96
Einwirkung von Pflanzen	99
Verhältnisse zu thierischen Stoffen	120
Einwirkung thierischer Stoffe	122
— — imponderabler Materien	133
— — der Sonne	133
— — des Mondes	134
— — der Elektrizität	134
— — der galvanischen Elektrizität	135
— — eines Imponderabile in der Luft	136
— — von Thieren	138
Inneres Leben.	
Geistiges Sehen.	
1. Menschenauge	110
2. Seifenblase, Glas und Spiegel	112
3. Sehen mit der Herzgrube	115
4. Sehen innerer Theile	117
5. Sehen vermittelst eines magnetischen Stabs	118
6. Sehen der Schwangern	119
7. Voraussagende Träume	151
8. Das zweite Gesicht	158

Seite

9. Heraustreten aus sich selbst 166
10. Selbstsehen 172
Krankheit und Heilbestrebungen des Innern . 175
Amulete 178
Magnetische Manipulation und magnetischer Schlaf . . 181
Krämpfe 184
Der Nervenstimmer 186
Heilversuche an Andern 193
Gefühle der Seherin für Krankheitsgefühle Anderer . . 195
Heilung der Gräfin von M. 198
Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes . 209
Der magnetische Traum 211
Nähere Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes 217
Der Sonnenkreis und der Lebenskreis 220
Lage der Seherin, in welcher diese Kreise aus ihr hervorgingen 220
Die Kreise selbst 224
1) Sonnenkreis 224
2) Lebenskreis 232
Die zu den Kreisen gehörende Erklärung der einzelnen Zeichen 240
Die sieben Sonnenkreise 247
Die innere Sprache 248
Erklärung der Tabelle der innern Sprache 252
Die innern Zahlen 253
Eine Probe der täglichen innern Rechnung 256
Das Schauen 258
Trennung des Geistes im Sterben 260
Vom Nervengeiste 262
Bemerkungen über diese Kreise 264
Die innere Sprache 277
Trennung des Geistes im Sterben nach Frau H. . . . 283
Eschenmayers Erklärung dieser Kreise 286
Der siebente Sonnenkreis 313
Erklärung zum siebenten Sonnenkreise von Eschenmayer . 318
Der Einschaltkreis in den siebenten Sonnenkreis . . . 322

Druckfehler.

S. 95. Z. 11. ist zu lesen: Mir leicht scheinende Menschen. statt: Wir leicht scheinende Menschen.

Die Seherin von Prevorſt.

Erſter Theil.

Eingang.

Wie jeder Mensch, der entfernt vom Treiben des äußern Lebens nur etwas in seinem Innern einkehrt, wirst auch du, lieber Leser, fühlen, daß in diesem ein ganz anderes dem Aeußeren meist widersprechendes Leben ist. Was das äußere Leben für geziemend findet, tadelt oft das innere, und oft geht bei Thaten des äußern ein stilles, beunruhigendes Gefühl, das nur aus dem innern Leben kommt, auf das äußere über. Fühlst du dann weiter nach, so fühlst du, daß dieses äußere Leben besonders mit den mechanischen Einrichtungen des Gehirnes, dem für die Welt berechnenden Verstande, zu thun hat, das innere Leben aber, in der Region des Herzens, dem sympathetischen und Gangliensysteme, in den Kreisen des Gefühllebens, seinen Sitz fand.

Noch weiter fühlst du, daß vermöge dieses innern Lebens der Mensch in einer alten ewigen Verbindung mit der Natur steht, von der ihn die einseitige Ausbildung des Gehirnlebens nur scheinbar freistellen kann. Seinem für die Außenwelt thätigen Gehirne wird zwar dieses innere Leben verdunkelt, aber dennoch lebt dieses im Innern sein unabänderliches Leben fort, und hält, ein steter geheimer Wächter, Rechnung über den Haushalt des Aeußern. Alles, auch das uns jetzt noch so kleinlich Scheinende, wird in ihm in Wort und Zahl notirt, und steht einst in heller Klarheit vor deinem geistigen Auge, nach dem Erlöschen des äußern.

Aber diese innere geheime Naturverbindung wirst du zugleich auch als dasjenige fühlen, was den Geist des Men-

ſchen noch an andere Welten feſſelt und auch dieſen einſt zuführt.

Je mehr dir im Markte des Lebens, im Gewühle des Aeußern das innere Leben fühlbar wird, je mehr dir aus der Muſik ausgelaſſener Tänze eine ernſte, das Innere weckende, Melodie hervorgeht, je mehr danke, Lieber, deinem geiſtigen Führer. Aber gingſt du im Gewühle des äußern Lebens verloren, jageſt nur dem nach, was vom Aeußern iſt, ſo wird dir doch einmal eine Stunde kommen, und gebe Gott, daß es nicht die letzte deines Lebens ſey! eine Stunde des Jammers und der Thränen, eine Stunde des Todes eines deiner Lieben, eine Stunde, wo du vom Gipfel deines irdiſchen Glückes geworfen in Scham und Reue allein ſtehſt, wo dir das innere Leben aufgeht, dich rettend wieder in ſeinen Kreis nimmt, ein Leben, das dir vielleicht ſeit deiner Kindheit bedeckt blieb, ein Leben, das du ſeitdem wohl kaum nur ahnend in nächtlichen Träumen, die du aber nicht zu deuten wußteſt, fühlteſt.

Lieber! das iſt ſchon ſo Manchem geworden und wird noch Manchem werden, der jetzt noch ſo fröhlich und wohlgemuth mit glänzender Stirne, wie von Beinglas, alles bauend auf das Pfund berechnenden pfiffigen Weltverſtandes, in ihr einhergeht. Und einen ſolchen hört' ich einmal röchelnd im Tode ſagen: „es iſt nun alles Leben vom Gehirne in die Herzgrube, ich fühle von meinem Gehirne nun gar nichts mehr, ich fühle meine Arme, meine Füße nicht mehr, aber ich ſehe unausſprechliche Dinge, an die ich nie glaubte, es iſt ein anderes Leben." — und da verſchied er.

„Wenn auf den Gräbern der entſchlafenen Getreuen die Blume der Erinnerung nach ferner Welt einladet, oder wenn die Kluft für uns ſelber zu klaffen beginnt, dann überfällt uns erſt, aber zu ſpät, ein heiliger Schauer der Ewigkeit. Fremde Ahnungen umſchleichen erſt in der letzten Noth das Herz und erpreſſen qualvolle Seufzer der geängſtigten Bruſt. Wohl iſt dieß nur ſehr ſelten ſo an der Wiege des Kindes, nicht ſo in der Blüthe des Alters und in den Freudegemächern der

Braut, nicht ſo in den ſchimmernden Zimmern und Sälen des prunkenden Reichthums, nicht ſo in den frohlockenden Kreiſen des Bacchus.“ *)

So ſchrieb mir einmal ein geiſtreicher ärztlicher Freund nach dem Tode eines verehrten Lieben:

„Es iſt nicht der Schrecken über die Todeserſcheinung, die mit Einemmal alles Wirken und Gutmachen des Arztes abſchneidet, noch der Schmerz über den Verluſt allein, was mich in dieſem Falle ſo heftig erſchütterte. Die Erſchütterung weckte mein Innerſtes auf und ließ mich in Abgründe blicken, recht in meinem Innern, in die ich verzweiflungsvoll verſinken wollte. Ich fühlte mit Schrecken die ungeheure Blindheit der Seele, die Eitelkeit und Nichtigkeit des Selbſtwiſſens und Selbſtwollens, das Schreckliche der nothwendigen und unabänderlichen Verkettung der Dinge, der Thaten und der Folgen dieſer Turba, die im Grimme das, was wir einmal gethan, einſchlingt und für die Ewigkeit feſthält; ja ich müßte verzagen, wenn ich nicht eine göttliche Hülfe kannte. Mein Lieber! es iſt mir recht klar und lebendig geworden, daß es aus dieſen Banden des Naturlebens, aus dieſer Verkettung, in der wir wie blind und berauſcht nicht wiſſen, was wir thun und was unſern Thaten folgen wird, angebunden fortgezogen werden, nur Eine Befreiung gibt, daß, wenn wir in jener den Zorn Gottes und den Grimm ſeiner Gerechtigkeit empfinden, ihr gegenüber, oder vielmehr über ihr und inner ihr ein Reich der Liebe und der Gnade iſt, und daß nur, wer mit dieſem verſöhnt und drein aufgenommen iſt, die Freiheit, die ewige Ruhe, in der allein Seligkeit, Seele, iſt, erlangen mag. Wir müſſen in Gott leben, mit Gott wirken und handeln, wenn nicht unſere Handlungen uns gefangen nehmen, und nach den ewigen Geſetzen der Natur einen Kerker um die Seele befeſtigen ſollen, in den kein Lichtſtrahl des Friedens dringen kann. So laſſe, Lieber, uns das Leben lieben, ja begehren ſehr zu leben, aber nicht uns zu leben, ſondern daß

*) C. Ennemoſers Geſchichte des Magnetismus.

wir mit Gott unsere Seele versöhnen und Gott in uns lebendig schaffen und wirken möchte. Ja! es ist unbegreiflich, wie der Mensch für sich selbst nur Einen Schritt thun kann, da jeder Schritt am Rande von tausend Abgründen hingeht."

So schrieb der bekannte Philosoph Schelling schon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes, nachdem er einen gleichen Verlust erlebt hatte, Folgendes (was allgemeiner bekannt zu werden verdient, weßwegen ich es hauptsächlich hier aufnehme) gegen alle spekulative Philosophie aus seinem Innern an den Trauernden: *)

„. . . . Wenn wir die rechte Empfindung vom gegenwärtigen Leben erhalten haben, wenn wir fühlen, daß der Zustand desselben weit schrecklicher ist, als wir gewöhnlich wissen, da eine göttliche Hand uns die eigentliche Beschaffenheit desselben verbirgt: so können wir die, welche davon befreit sind, nicht anders als glücklich preisen. Diese haben im eigentlichen Verstande überwunden; wir stehen noch auf dem Kampfplatz und warten auf unsere Erlösung. Schon das gewöhnliche Wort, daß keiner vor seinem Ende selig ist, zeigt uns genug den Werth des jetzigen Lebens.

. . . Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat jedoch bei mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöhet, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseyns, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereinigt bleiben, da wir ja unserem besten Theile nach nichts Anderes sind, als was sie auch sind — Geister; daß eine künftige Wiedervereinigung bei gleichgestimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe,

*) Aus der nur Freunden mitgetheilten Schrift: „Zum Andenken der verstorbenen Gattin des Präsidenten Georgii in Stuttgart. 1811." (Von ihrem Gatten.)

Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewiſſeſten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Chriſtenthums auch nicht Eine unerfüllt bleiben wird, ſo ſchwer begreiflich ſie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verſtande ſeyn mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß Alles weit perſönlicher und unendlich lebendiger zuſammenhängt, als wir uns vorzuſtellen vermögen. Könnte bei richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Ueberzeugungen irgend etwas fehlen, ſo bedarf es nur des Todes einer innig geliebten mit uns verbunden geweſenen Perſon, um ſie zur höchſten Lebendigkeit zu erhöhen .... Eben wenn wir wiſſen, daß uns das Leben nicht mehr zur Luſt gereicht, wenn die Welt uns verödet iſt, dann fangen wir erſt recht an um Gottes Willen zu leben..."

Wem die äußere Welt verſchwunden, dem geht die innere auf. Ja! um dieſes innere Leben zu fühlen, dazu brauchſt du, mein Lieber, auch keines ſchlafwachen Zuſtandes, das Auge dazu iſt Jedem gegeben, der ſich vom Aeußern nur nicht zu ſehr gefangen nehmen läßt, Jedem, der zwar in der Welt lebt, aber ohne von der Welt zu ſeyn.

Willſt du es an Andern beobachten, ſo brauchſt du auch dazu keines Schlafwachen. Du erkennſt es im Leben ſo manches gottbegeiſterten Menſchen, du findeſt es in armer Hütte bei Thränen und hartem Brod, bei der Bibel und dem Gebetbuche mit all den anſcheinenden Wundern, die aus ihm hervorgehen, du findeſt es überall, wo fromme Seelen unverſchuldet das Herbſte leiden müſſen.

„Ein freies ungebundenes Gemüth (ſagt Athanaſius Kirchner), welches durch keine Hülle eines irdiſchen Gemiſches umzogen iſt, genießt, ſeines urſprünglichen Verhältniſſes eingedenk und mit Gott im Bunde, der klarſten Anſchauung aller Dinge, indem es die bloßen offenen Weſen erblickt."

So findeſt du auch, Lieber, in den Lebensgeſchichten mancher frommen Menſchen, wie ſie, in Momenten, wo ihnen die Welt, das äußere Leben, gänzlich in Kummer und Pein verſchwand, in die tiefſten Tiefen, in die innerſten

Kreise ihres innern Lebens kehrten, und sich ihnen dann Wunder offenbarten, die ganz denen gleich sind, die sich somnambülen Menschen kund thun.

Laß es dir an wenigen Beispielen genügen!

Es war im Jahre 1461, da geriethen die sogenannten Hussiten in große Verfolgung, und diese betraf unter andern auch einen frommen Mann Georginius*), den sie zu Prag auf die peinliche Folter brachten. Da begab sich dann dieses Merkwürdige mit ihm, daß, als er auf der Leiter ausgespannt und gepeinigt wurde, er gleichsam alle seine äußerlichen Sinne verlor und wie ein Todter gar keinen Schmerz mehr empfand, also daß auch die Henker der Meinung waren, er sey ganz todt, und ihn von der Leiter herabließen und ihn für todt auf die Erde hinwarfen. Nach etlichen Stunden aber kam er wieder zu sich, sich verwundernd, warum ihm denn seine Seiten, Füße und Hände so wehe thäten. Als er aber die Striemen, die Stiche, die Brand- und Blutmale an seinem Leibe und der Henker Werkzeuge gesehen, nahm er daraus ab und erinnerte er sich, was vorgegangen. Er erzählte aber einen Traum, den er während der Marter hatte: Ich wurde, sagte er, auf eine grüne und anmuthige Wiese geführt, auf deren Mitte ein Baum mit viel herrlichen Früchten stund. Auf demselben Baum saßen mancherlei Vögel, die sich von diesen Früchten speiöten und sehr lieb und anmuthig sangen. Mitten unter diesen Vögeln aber ersah ich einen Jüngling, der mit einem Räthlein dieselben also regierte, daß keiner sich unterstund, aus seiner Ordnung zu weichen, auch sah ich drei Männer, die diesen Baum bewachten.

Er beschrieb das Aussehen und Wesen dieser Männer, und es war zu verwundern, daß sechs Jahre nachher eben so viele Männer, welche denen, so er im Traum gesehen, völlig glichen, zu Vorstehern der Kirche erwählt wurden.

Als im Jahr 1639 eine arme Wittwe, Namens Lücken, zu Arum**), die man eine Hexe zu seyn beschuldigte, nach

*) Aus der Prager Chronik. S. auch Horst Dämonologie.

**) S. Horst Dämonologie.

einem Spruche der Juristen-Fakultät zu Helmstädt von den Henkern auf der Folter mit Beinschrauben unmenschlich angegriffen wurde, bekam sie fürchterliche Krämpfe, sprach hochdeutsch und dann in einer fremden Sprache, schlief auf der Marterbank ein und schien todt zu seyn. Man berichtete den Fall wieder an die Juristen zu Helmstädt, die sie aufs Neue auf die Folter legen ließen. Da betheuerte sie, eine gute Christin zu seyn, schlief auch dießmal wieder ein, als sie der Henker ausdehnte und sie so ausgedehnt mit Ruthen peitschte und mit brennendem Schwefel bestreute; sie konnte zu keinem Bekenntniß gebracht werden. —

Besonders in der ersten Geschichte siehst du, wie die von der Außenwelt gepeinigte Seele, diese ganz verlassend, ihr nur den Körper preisgebend, sich in die innersten Kreise des innern Lebens zu dem Geiste flüchtete, wo ihr dann, wie Schlafwachen, die Zukunft sich aufschloß, ihr das anscheinende Wunder der Voraussage wurde.

Auch die zweite Geschichte sagt dir, wie hier die Seele, während sie das Aeußere, den Körper, ruhig der Marter der Außenwelt überließ, in die innere Heimath zurückging und sich ihr da vielleicht (wie auch bei unserer Schlafwachen geschah) die Sprache dieses Heimathlandes (des Innern) kund gab.

„Es kann auch geschehen, sagte eine tiefe Seherin, daß der Mensch, der sein inneres Leben genau kennt, wenn auch die Elemente außer ihm seinen Körper zerstören, dermaßen seines innern Lebens froh ist, daß das Gefühl am Körper dadurch unterdrückt, aufgehoben wird.“

Es bezeuget die Geschichte der Märtyrer, wie sie in Momenten der herbsten Leiden von Außen eine Sicherheit des Innern gewannen, in der sie die grausamste Pein erduldeten, die Tyrannen verlachten und zu Scheiterhaufen und Marterbank als zum Brautbett gingen. So sangen Johann Huß und Hieronymus von Prag in der Marter der Flammen bis zu ihrem letzten Lebenshauche Lieder der Freude und des Dankes. Dorothea ging zur Marter wie zum Tanze. Fröh-

lich als Ueberwinder ſah man Märtyrer ſtehen, ob ſie gleich am Leibe bald kein ganzes Stück Fleiſch mehr hatten und die Seiten aufgeſchnitten waren. Wo war denn da ihre Seele? Sie war in der Klarheit und Sicherheit des Innern. So zeigen dir dem magnetiſchen Leben ähnliche Erſcheinungen auch ſo viele andere Geſchichten des alten und neuen Bundes, aber auch die Geſchichten anderer gottbegeiſterten Menſchen, z. E. die Geſchichte der Jungfrau von Orleans. So lieſeſt du in „Delavergy, Nachricht von den Handſchriften der königl. Bibliothek," nachſtehende eigene Worte der Jungfrau von Orleans, die ſie bei ihrem Prozeſſe ausſprach:

„Im Alter von dreizehn Jahren ließ ſich mir im Garten meines Vaters zu Douremy eine Stimme hören. Sie war zur Rechten, von der Seite der Kirche, und von einer großen Helle begleitet. Im Anfange fürchtete ich mich, aber ich erkannte bald, daß es die Stimme eines Engels ſey, welcher mich ſeitdem geleitet und gelehrt hat. Es war der heilige Michael. Auch ſah ich die heilige Katharine und die heilige Margarethe, welche mich anredeten, mich ermahnten und alle meine Handlungen leiteten. Ich unterſcheide leicht an der Stimme, ob ein Engel oder eine Heilige mit mir redet. Gewöhnlich, aber nicht immer, ſind ſie von einer Helle begleitet. Ihre Stimmen ſind ſanft und gut. Die Engel erſchienen mir mit natürlichen Köpfen. Ich habe ſie geſehen und ſehe ſie mit meinen Augen."

Nach fünf Jahren, als ſie das Vieh hütete, ſagte ihr eine gewiſſe Stimme: Gott habe Mitleid mit dem franzöſiſchen Volke, und ſie müſſe gehen, es zu erretten. Als ſie hierauf weint, befiehlt ihr die Stimme, nach Vaucouleurs zu gehen, wo ſie einen Hauptmann finden werde, der ſie ohne Hinderniß zum König führen ſolle.

„Seit der Zeit", fährt ſie fort, „habe ich nichts gethan, als im Gefolge der erhaltenen Offenbarungen und Erſcheinungen, und ſelbſt während meines ganzen Prozeſſes rede ich nur das, was mir eingegeben iſt."

Bei der Belagerung von Orleans ſagt ſie die Einnahme der Stadt voraus, und zugleich, daß ſie Blut aus ihrer Bruſt vergießen werde, und wirklich wurde ſie am andern Tage verwundet und ein Pfeil drang ſechs Zoll tief in ihre Schulter ein.

Merkwürdig und phyſiologiſch wichtig iſt, daß, wie ſich nachher bei ihrem Prozeß ergab, ſie Jungfrau war, und nie die periodiſchen Veränderungen ihres Geſchlechts erfahren hatte.

Eine ähnliche natürliche Somnambüle war die heilige Thereſie, welche im Anfange des 16ten Jahrhunderts geboren wurde, und ähnliche Viſionen wie das Mädchen von Orleans hatte. (Vie de Ste. Thérèse etc. par J. B. A. Bouchen. Paris 1810.)

Laß uns, mein Lieber, die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel hier unberührt. Lieſeſt du die Geſchichten der Heiligen, ſo findeſt du unzählige Thatſachen, ſo von der Macht des innern Lebens zeugen. Man hat aber dieſe Legenden für Sammlungen von Thorheiten und Schwärmereien angeſehen und thut es auch noch; welches aber deßhalb geſchieht, weil das Gehirn tyranniſch über das Herz meiſtert, das ſklaviſch, unten im finſtern Kerker der Bruſt angeſchmiedet, jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge verſetzte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete. Es mag wohl ſeyn, daß Manches von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern übertrieben und Manches gar nicht einmal wahr iſt; aber das Ganze, was fromme, Gott geweihte Gemüther zu thun im Stande waren und noch ſind, ſteht feſt, ja ſo feſt, daß es alle Blitze des Himmels nicht niederzuſchmettern vermögen; dieſe Worte ſind ſo laut und ſo tief gegraben, daß ſie das Rollen des tobenden Ungewitters und das Krachen des zuſammenſtürzenden Weltgebäudes nicht zu überſchreien vermag. Es iſt wahr, einfältig that man, wie man jetzt meinen mag; allein man fand auf dieſem Wege, was man ſuchte, den

Frieden des Gemüths und Alles deſſen, was man wünſchte in Gott *).

Aber ſolche Wunder des innern Lebens werden auch ſonſt Andern, die von Jugend auf ein in ſich gekehrtes, nüchternes, gottergebenes Leben geführt, aber dabei nicht das irdiſche Tagewerk verachtet, ſondern noch thätig und kräftig ihr jetziges Daſeyn ausgebilden. Wir ſehen auch bei ſolchen bedeutungsvolle Träume, Ahnungen, Mittheilungen aus einer geiſtigen Welt, und was ſonſt auch nur ins Gebiet magnetiſcher Erſcheinungen zu gehören ſcheint.

So finden ſich in dem Leben des Großvaters dieſer Frau, deren Geſchichte der Inhalt dieſer Blätter iſt, Züge eines tiefen innern Lebens, und doch erlangte dieſer, bei dem kräftigſten Körper und wachem Gehirne, das höchſte Lebensalter, aber immer einem einfachen, thätigen, gottgeweihten Leben ergeben, als armer Hirtenknabe wie als vermöglicher Kaufherr. Solche Züge aus dem Leben dieſes Mannes ſind folgende. Ich will ihn den erſten ſelbſt erzählen laſſen:

„Ich war krank (ſo erzählt der alte Kaufherr Johann Schmidgall von Löwenſtein) und ſahe mich ſterben, voll der freudigſten Hoffnung, daß mich ein ſeliges Loos treffen werde. Ich erwachte bald wie aus einem Schlummer und befand mich in einer andern Welt, auf einer großen unüberſehbaren Wieſe, auf der viele Schattengeſtalten ſich befanden, welche alle gegen Oſten hin wandelten, mir war ſo leicht und wohl, und meine Seele war noch ſo voll von jener erwartungsvollen freudigen Stimmung, daß ich unaufhaltſam auch dahin eilte. Als ich näher kam, ſo ſah ich, daß eine Frau daſelbſt war, welche ein kryſtallenes Gefäß vor ſich hatte, in welchem eine rothe Tinktur war. Zu dieſer Frau drängten ſich nun eine Menge abgeſchiedener Menſchenſeelen, auch ſah ich, daß ſie mit einem ſilbernen Löffel von dieſer blutrothen Tinktur nahm und hie und da einem Schatten gab, welcher dann unverzüglich dem ewigen Oſten zueilte. Viele bekamen nichts und

*) Ennemoſers Geſchichte des Magnetismus. S. 255.

wurden von der Frau mit ihrer linken Hand abgewiesen, die sich auch sogleich in eine endlose Weite entfernten. Endlich war die Reihe an mir, freudig nahte ich mich jener Frau, und, o des Entsetzens, ich wurde abgewiesen.

Wie mir zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben, ein Glück war es für mich, daß ich sogleich erwachte; da dankt' ich Gott, daß ich mich noch auf dieser Erde befände.

Diesen merkwürdigen Traum schenkte mir mein Herr, damit ich tiefere Blicke in mein Inneres thun könnte, das von dem Wahne sich besser als andere zu denken nicht leer, also auch nicht hinlänglich zubereitet war, die vollgültige Gerechtigkeit Christi, die er uns mit seinem theuern Blute erworben, anzuziehen."

Derselbe Johann Schmidgall, der einer Wittfrau, um deren Vermögensumstände es nach dem Tode ihres Mannes nicht zum Besten aussah, die Handlung geführt, dachte, als er sie durch treuen uneigennützigen Rath und Dienst zur vermöglichen Frau gemacht hatte, nun an sein eigenes Fortkommen. Er hatte sich zu Eßlingen eine gute Stelle verschafft, und jener Frau für einen andern Diener gesorgt. Er packte seinen Koffer, nahm Abschied, den Stab in die Hand und wanderte zum Thore hinaus. Es ging langsam den Berg hinauf, es wurde ihm bang, und eine Angst drückte ihn, die er sich gar nicht zu erklären wußte. Mit jedem Schritte wuchs der Druck, dessen ungeachtet ging er weiter, doch manchmal mußte er sogar stille stehen, endlich aber kam es so weit, daß er umkehrte und wieder Löwenstein zuging. In dem Augenblicke war alle Angst wie weggeflogen. „Aber, dachte er, das wäre doch wunderlich wieder umzukehren, ich habe ja gar keine Ursache dazu." Er faßte darauf den festen Vorsatz, auf nichts zu achten, sondern Eßlingen zuzugehen, es möge auch seyn, wie es wolle. Er wendet sich um, und die alte Angst martert ihn wieder. Er geht dennoch weiter und kommt bis in den Wald, den man das Gaisholz nennt. Hier stieg die Angst auf das Höchste, und statt des ihm so wohl bekannten Waldes und Weges sah er eine ganz fremde Gegend, ein

unermeßlich weites leeres Feld vor sich, und mitten in ihm, im Wege, einen Mann stehen, der ihm immer winkte umzukehren. Jetzt half es nichts mehr, er mußte nachgeben und umkehren, und so wie es wieder Löwenstein zuging, war unbekannte Gegend und Angst verschwunden. Bedenklich trat er wieder bei der Frau ein, stellte seinen Stock hin, brachte irgend einen Vorwand vor, warum er wieder umgekehrt und dachte nicht mehr ans Fortgehen. Die Frau erstaunte, sagte aber nichts, und eben so die andern im Hause, es war, als ob er gar nicht fortgewesen wäre. Seine angenommene Stelle kündigte er wieder auf, und dem neuen Ladendiener schrieb er wieder ab, Alles in der Stille, und das Ganze blieb im alten Geleise. Und es war dieß auch Schmidgalls Glück. Er brachte jener Frau Handlung noch in viel größere Aufnahme, bekam ihre Tochter zur Ehe und ward durch sein Beispiel, durch Rath und That und durch sein Gewerbe, das eine bedeutende Ausdehnung erreichte, dem Orte ein wahrer Segen bis ins höchste Alter.

Noch ein Zug aus Schmidgalls innerem Leben ist folgender: eines Abends legte er sich (noch Gehülfe jener Frau) wie gewöhnlich um zehn Uhr in einem oberen Stübchen zu Bette, konnte aber nicht einschlafen: denn gerade über vom Hause hatte die Nachbarin ein böses Kind, das nicht schlafen wollte, sondern immer schrie. Indem er nun zuhörte, wie die Mutter bald ihr Kind beschwichtigen und einschläfern wollte, bald aber wieder zornig ward und zankte, that's nahe vor der Thür außen einen Fall, wie von einem gewaltig großen Steine. Schmidgall erschrack heftig, indem er sich aber aufrichtet, hört er ein Gerassel, das immer näher kommt, die Thüre springt auf, und es bewegt sich herein eine große schwarze Gestalt, ähnlich einem Stubenofen, und stellt sich vor sein Bette. Im Innern dieses Dinges rasselte es beständig, gerade so, als wären es die Räder einer großen Kirchenuhr, wenn sie schlägt. Vor seinem Bett stand die furchtbare Gestalt; zur Stube hinaus konnte er nicht, dieselbe hatte nur Eine Thür, und zum Fenster hinaus konnte

er auch nicht: denn er war im dritten Stocke; er mußte harren. Auf Einmal hörte er eine Stimme, wie aus sich selbst, sagen: ich komme zu dir, um dich zu fragen, ob du den Glauben an Jesum Christum fahren lassen willst oder nicht? Willst du nicht, so bist du in meiner Gewalt, und ich werde dich sammt deiner Bettlade nehmen und dich zum Fenster hinauswerfen. Aber Schmidgall antwortete: ich habe mich dem Herrn Jesu zum Eigenthum ergeben, er ist mein Erlöser, und meinen Glauben lasse ich mir von Niemand und von keinem Teufel nehmen, der Heiland wird mich schützen.

Darauf fing er zu beten an, die Gestalt wandte sich hinaus, die Thüre klappte zu, und von der Zeit an wurde er nie mehr beunruhigt.

Du siehst hauptsächlich in jenen ersten Zügen aus Schmidgalls innerem Leben den in schlafwachen Zuständen so konstanten Führer, im ersten als warnendes und erweckendes Traumbild von der tiefsten Bedeutung, im zweiten ins wache Leben getreten, als einen Mann der ihm in wildfremder Gegend umzukehren winkt, im Augenblicke wo er vielleicht zu seinem Unglück der ihm von der Natur bestimmten Bahn entgangen wäre, und auch da nicht war Schmidgall, wie er dieß überhaupt nie in seinem Leben war, in einem exaltirten oder krankhaften Nervenzustande. Schmidgall lebte stets ein nüchternes, schlichtes obgleich thätiges Leben, und daher wurde das Innere ihm nie durch das Aeußere verdunkelt. So sah man ihn noch mit den Kräften eines Jünglings in seinem 80sten Jahre, nachdem er 40 Enkel erlebt hatte, mit ungetrübtem freundlichem Blicke, rothen Wangen, lichtem Silberhaar, aufrecht und ohne Stab das hohe Gebirge seines Wohnorts an der Seite seiner Enkeltochter (deren Geschichte diese Blätter zum hauptsächlichen Gegenstand haben) auf und nieder wandern. Schmidgall war kein Verächter des irdischen Tagewerks, brütete auch nicht über geistigen Dingen hin oder suchte sie schmachtend, er wußte nur die

Einfachheit und Klarheit der ihm angestammten Natur gegen den Andrang der Welt zu behaupten, und erhielt so in seinem Innern den stets treuen Wächter.

An einem Morgen, da er sich viel heiterer als sonst aus dem Bette erhob, erzählte er seinen Kindern: es sey ihm in vergangener Nacht seine selige Frau im Traume erschienen, so lebhaft als dießmal habe er noch niemals etwas im Traume gesehen, sie habe etwas zu ihm gesagt, das er nun nicht mehr wisse. Auch als dieß geschah, war er noch völlig gesund, aber sieben Tage nachher — todt.

In der gleichen Nacht, wo Schmidgall jenen Traum hatte, lag jene seine Enkeltochter zwölf Stunden weit von ihm entfernt, durch Kummer und Krankheit in die tiefsten Tiefen des Innern zurückgeführt, in demjenigen Zustande oder demjenigen innern Wachen, das man magnetisches Schlafwachen heißt, da sprach ein Geist (dessen Geschichte unten steht) zu ihr: ich komme jetzt sieben Tage lang nicht mehr, weil deine Führerin (ihre Großmutter, Schmidgalls Gattin) dich auf sieben Tage verläßt, um sich mit etwas Wichtigerm, das in deiner Familie jetzt vorgeht, zu beschäftigen, da du mich ohne diese nicht ertragen könntest. —

Du siehst in diesem Zuge, daß, was hier bei krankem Körper geschah, dort sich auch bei völlig gesundem erzeigte, und daraus kannst du, Lieber, den Schluß machen, daß solche Erscheinungen nicht bloß aus kranken Körpern hervorgehen, nicht stets Phantasien exaltirten Gehirnes, sondern sehr oft wirkliche Realitäten sind. Freilich ist man aber nur zu geneigt, solche Erscheinungen im Menschenleben nur krankhaftem Zustande zuzuschreiben! Es wird durch die Welt und ihr Treiben der Geist des Menschen nur zu oft aus seiner Heimath gezogen, ihm kein Ruhepunkt mehr im Innern gelassen. Bei so Vielen zieht die Welt den Körper, der Körper die Seele, und die Seele den Geist aus seinen Kreisen und fesselt ihn an die Erde, und daher wird nur das äußere Leben bei so vielen Menschen gemein, so daß Menschen, in denen der Geist noch in seiner natur-

gemäßen

gemäßen Stelle ist, nicht mehr in den Kreis gewöhnlicher Menschen gerechnet, sondern als unnatürlich, verrückt oder als Wunder betrachtet werden.

Das gesellschaftliche Leben (sagte eine tiefe Seherin) ist ein Gewühl, worin sich der Mensch herumtreibt; wer aber einen festen Punkt darin faßt, sich nicht herumtreiben läßt, der vermag den Lauf der Dinge, die außer ihm vorgehen, wahrzunehmen und zu beurtheilen; ein solcher lebt in Freiheit und lernt Sachen, die durch keinen Unterricht ihm beigebracht werden können. Das was außer ihm vorgeht, belehrt sein Inneres. So lange man nur Auge und Ohr für äußere Dinge hat, versteht der innere Sinn davon nichts. Alles muß von Innen ausgehen, wie die Schrift sagt: was von Innen kommt ist gut. Wir müssen es machen wie Maria; diese verstand nicht, was Christus sagte, aber sie bewahrte es in ihrem Herzen. Hätte sie es vermittelst ihrer Begriffe von äußern Dingen verstehen wollen, so hätte sie es unfehlbar falsch verstanden; nur die Stimme des Innern konnte es ihr verständlich machen. — Es liegen sehr viel tief verborgene Wunder in der Natur und im Menschen, die wir nicht kennen, weil unser Auge und Ohr sich bloß mit den äußern Dingen beschäftigt, und weil die äußere Stimme die innere überschreit.

Ja wundervoll, Lieber, ist das Leben der innern Welt, das wovon sie lebt und wodurch wir sind und woher unser Trost, unser Alles, geflossen kommt; aber eben darum verwundert es uns nicht so, es macht still, es würde hier schon recht selig machen, wenn wir nur immer dem segnenden Säuseln dieses Geistes zugewendet blieben, wenn uns das Mühlrad der großen Welt nicht immer wieder für dieß Säuseln taub machte!

Als Gott die menschliche Seele schuf, sagt van Helmont, hat er ihr wesentliche und ursprüngliche Kenntnisse mitgetheilt. Diese Seele ist der Spiegel des Weltalls und steht mit allen Wesen in Verbindung; sie ist durch ein inneres Licht erleuchtet: allein der Sturm der Leidenschaften,

die Menge der sinnlichen Eindrücke, die Zerstreuungen, verfinstern dieses Licht, dessen Glanz sich nur verbreitet, wenn es allein brennt und in uns Alles in Harmonie und Frieden ist; wenn wir uns von allen äußern Einflüssen abzusondern wissen und uns durch dieses innere Licht führen lassen wollen, so würden wir in uns selbst reine und sichere Kenntnisse finden. In diesem Zustande der Konzentration unterscheidet die Seele alle Gegenstände, auf die sie ihre Aufmerksamkeit richtet; sie kann sich mit ihnen vereinigen, ihre Beschaffenheit durchdringen und selbst zu Gott gelangen und in ihm die wichtigsten Wahrheiten erfahren.*)

Gehst du in die naturgemäße Urzeit zurück, in der noch nicht die sogenannte Kultur das innere Leben bedeckt, in die Geschichten des alten Testamentes, oder auch jetzt noch dahin, wo die Wiege des Menschengeschlechtes war, wie zum Oriente, so siehst du auch dort noch Ueberreste die von gleichem innerm Leben bei ganzen Volksstämmen zeugen, das wir hier nur als Krankheit an Einzelnen zu beobachten glauben.

Ich weise hier auch auf jene innere Sprache hin, von der in diesen Blättern noch später ausführlicher die Rede seyn wird, die sich bei jener Frau im schlafwachen Zustande offenbarte, von der sie sagte, daß eine ähnliche in jedem Menschen liege, und die in Schrift und Wort so viele Aehnlichkeit mit den Sprachen des Orients hat, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil in jenen Sprachen der Kindheit des Menschengeschlechtes wohl auch die natürliche innere Sprache des Menschen liegt, eben so wie die Rechnung mit Zahl und Buchstaben, die auch der ihrigen ähnlich ist, von dort stammt, was sich Alles wohl in jedem Menschen, der in sein natürliches Innerstes zurückgeführt wird, mehr oder weniger wieder kund thut.

Auch jenes Aufschließen des Geistes vor Stein und Metall, jenes Gefühl für siderische Einflüsse findest du am

*) Baptista van Helmont, opera omnia. Francofurt. 1682.

meiſten bei ganz der Natur gemäß lebenden Menſchen, bei Bergbewohnern und Hirtenſtämmen.

Wo aber durch Kummer und Krankheit und zugleich durch eine, ſchon von der Natur gegebene, anererbte Anlage (wie in unſerm Falle zu ſeyn ſcheint) Fleiſch und Blut des Körpers gleichſam getödtet wird, dann aber der Nerve mit ſeinem Geiſte, als dasjenige was Seele und Geiſt mit dem Leibe vermittelt, in deſto feſſelloſerem Leben hervortritt, da werden uns allerdings oft ſcheinbare Wunder des inneren Lebens im vollſten Maße kund.

Aber welch ein unſäglicher Troſt, Lieber, liegt hier; du ſiehſt, daß wenn die Außenwelt auch mit all ihrer Qual und Jammer den Körper verzehrte, oder ihm an den Eingeweiden nagt, wenn kein Stern der Hoffnung, kein Funke von Freude dir mehr von Außen ſcheint, ſich erſt in deinem Innern (vermagſt du es nur zu erfaſſen) ein unſäglich helles Leben anfacht, von dem die Welt des Aeußern keinen Begriff hat, ein Leben, das dir keine Folter zerbricht, in dem keine Nacht eines Kerkers die Flamme löſcht, die dir aus den tiefſten Tiefen der Natur bricht, das dich mit der Welt der Geiſter verbindet, und wo du den Vorgeſchmack der Wonne empfindeſt, in die dein ewig lebender Geiſt (iſt er gereinigt vom Körper) aufſchwebt.

Das iſt die Ruhe, das iſt das Wohlbehagen, das dem unſchuldig Gekränkten, dem Tiefleidenden, dem der keine Anſprüche auf Alles was da von der Welt kommt, mehr macht, im Innern aufgeht; das iſt der Frühling mitten in ſeiner Bruſt beim Winter von Außen, die helle Wieſe auf der er, liegt ſein Leib in Folter, geht.

Und möchten dir, lieber Leſer, die nachſtehenden Blätter, die manche neue Eröffnungen über das innere Leben und das Hereinragen einer Welt der Geiſter in die unſere enthalten, es klar werden laſſen, wie ſolches innere Leben nicht bloß in Schlafwachen, ſondern, in Wahrheit, in uns Allen, waltet, wie wir es aber nur nie tief genug erfaſſen, nicht ſelber in ihm einkehren und ſeine inhaltſchweren Ziffern nicht zu

enträthseln uns mühen, weil uns der Tumult der Außenwelt ruft, bis jener Moment kommt (und o! wie bald kommt der bei Allen!), wo diese Außenwelt verschwindet und dann unser Geist unaufhaltsam in die innern Kreise kehrt und da, ach, nur zu spät! schaut, was sich ihm setzte.

Und nun möcht' ich dir, Lieber, nur wenige Worte schon an dieser Stelle (Weiteres sagt dir der spätere Inhalt dieser Blätter) von dem Wesen desjenigen Lebens im Innern sagen, das man den magnetischen Schlaf heißt. Nenne, mein Lieber, diesen Zustand nicht Schlaf: denn er ist vielmehr das hellste Wachen, das Aufgehen einer innern viel hellern Sonne, als die ist, die deinem Aug von Außen leuchtet, ein helleres Licht als das ist, das dir durch deine Begriffe, Schlüsse, Definitionen und Systeme im wachen Leben werden kann, ein Zustand, der mit dem ursprünglichen des Menschen Aehnlichkeit hat, wo der Mensch wieder in alte innige Verbindung mit der Natur tritt und ihre Gesetze und Urtypen zu erschauen fähig werden kann. „Vor dem Fall des Menschen (sagt van Helmont) hatte seine Seele eine angeborne Wissenschaft und eine prophetische Gabe von ausgezeichneter Kraft; diese Fähigkeiten besitzt die Seele aber noch; und wenn sie nicht sichtbar werden, so sind es die vielen Hindernisse der Sinnlichkeit, die sich ihr entgegensetzen. Besonders wird der Mensch im Schlaf noch oft durch dieses übernatürliche Licht erleuchtet, weil da nicht wie im Wachen diese innern Eingebungen von den Sinnesreizen zurückgehalten werden. Erwacht diese magische Kraft wieder (wie in magnetischen Zuständen hauptsächlich der Fall ist), so erlangt er auch jene Wissenschaft und die Fähigkeit nach Außen zu wirken."

„So viel ist gewiß (sagt Herder), daß in jeder unserer Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele, sogar der Vorhersehung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatze, der in mensch-

lichen Seelen ruht. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem einen Gewichte seine Freiheit zu geben und die Masse desselben zu zeigen."

Im reinsten, höchsten Grade des magnetischen Zustandes, ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht des wahrhaftesten eigensten Lebens und der Natur. Je einfacher, naturgemäßer der Mensch, der in diesen Zustand geräth, im wachen Leben ist, je mehr sich schon in diesem sein Geist von Seele und Leib frei zu halten wußte, je tiefer, je wahrer, wird auch sein Schauen in ihm seyn.

Aber auch dieser Zustand hat seine Gradverschiedenheiten (die unten näher bezeichnet sind), und es ist gewiß im höchsten Grade dieses innern Lebens auch keine Täuschung mehr möglich und das wohl in Momenten, in denen des Geistes Entfesselung von der Seele statt findet, ihm dann wie durch einen Blitzstrahl das Centrum des Innersten erleuchtet wird.

Von diesem Momente sagte eine Seherin *): „es löst sich in solchem Alles in ein gränzenloses Lichtmeer auf, in welchem ich vor lauter Wonne gleichsam zu zerfließen wähne. Alle Bilder kommen mir in diesem Lichte,' welches das reinste Sonnenlicht an Klarheit weit übertrifft, zur bestimmteren Anschauung, ich erkenne dann Alles weit leichter und schneller, die Tiefen der Natur erschließen sich mir, und das Vor- und Zurückschauen im Raum und in der Zeit gleicht dem Anschauen des Gegenwärtigen und ist um so bestimmter, je vollkommener sich dieser Zustand entwickelt hat."

Jakob Böhm nennt diesen Moment, den „wo das Morgenroth im Centrum aufgeht." Aber diese Momente treten nicht sogleich, nicht oft und nicht bei Allen ein, und oft fehlt für dieses Schauen die Sprache.

---

*) Bend en Somnambule in Eschenmayers Archiv. 3. B. 1. St.

„Der Schlafseher (sagte eine andere Somnambule) nimmt seine Kenntnisse mit hinüber und findet sie daselbst erweitert, ohne darum allwissend zu werden. Seine Unkunde begleitet ihn in das Hellsehen, besonders Anfangs, und es hängt von Gott ab, wie bald und in welchem Maße sie sich verlieren soll."

Noch sind diese Schlafwachen der irdischen Hülle nicht so völlig los, daß sie außer allen Einfluß derselben gesetzt wären, auch sind ihre hellen Blicke (wie schon bemerkt) oft nur momentan und werden bald wieder von dunklern getrübt. Aber immer wird uns auch hiedurch ein Schleier nach Jenseits gelüftet, und wir schauen, wenn auch nur mit irdischen, getrübten Augen und oft nur auf Augenblicke, doch immer in ein unendliches Lichtmeer durch die Spalte des menschlichen Sargdeckels.

Gewiß aber auch ist es, mein Lieber, daß dieser Zustand des Hellsehens Niemand als ein Mittel anzurathen ist, um das zu werden, was der Mensch vor Gott seyn soll.

Eschenmayer sagt sehr wahr: „Bei Personen in diesem Zustand ist nicht das mindeste Verdienst. Was sie in moralischen und religiösen Gesinnungen äußern, ist kein selbstständiger Erwerb, sondern die natürliche Folge einer von dem Blei der Sinnlichkeit freier gewordenen Seele. Daher nehmen auch diese Personen beim Erwachen, unbewußt der gehabten höhern Anschauungen, die nämliche Stelle in ihrem abbildlichen Individualleben wieder ein, die sie vorher behaupteten. Hier liegt eben der große Unterschied zwischen dem Gefühlsleben des Schönen und dem Verdienste der Tugend. Die bloße Kontemplation der Idee der Tugend ist noch lange kein Vollbringen des Guten." — Ja, mein Lieber, laß uns immer vor erzwungener Herbeiführung eines Hellsehens warnen! St. Martin nennt es deßhalb gefährlich, weil es die Wurzeln unseres geistigen Wesens dem Auge oft entblößt darstellt, ehe die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht, die rechte Zeit gekommen ist. Der verborgene Keim unseres Wesens (sagt St. Martin) soll durch die Kraft, den Willen und die Wirkung des Urkeims aller Kräfte entfaltet

werden, wo nicht, so ist derselbe großen Gefahren ausgesetzt, wie dieses so häufig die Geschichte der Somnambülen zeigt. Und eben dieses, mein Lieber, kann auch im vorliegenden Falle gelten, wo du einen tiefen magnetischen Zustand, zwar offenbar von der Natur vorbereitet, aber wo du auch durch unzeitiges und unregelmäßiges magnetisches Einwirken der verschiedensten Art (durch Sympathie, Magie und die Manipulation der verschiedensten Menschen) ein menschliches Wesen in einen Zustand gebracht siehest, in dem es zwischen Mensch und Geist stund, wodurch es (wie ich mich unten ausdrücken mußte) im Streben aufgehalten, Jahre lang zwischen Jenseits und Diesseits schwebte und keinem von beiden angehörte.... Wie viele Stunden gränzenloser Betrübniß dieser Zustand auch in diesem Falle bereitete, hob er auch oft durch den Schleier, den er nach Jenseits lüftet, sehr freudig glaubensschwache Herzen — und wie dadurch ich manche Zeile seiner Geschichte mit dem Blute meines Herzens, (was Gott weiß) schreibe, vermag ich dir, Lieber, nicht weiter zu sagen.

Aber richte, Lieber, an alle Eltern und Aerzte mit mir die Warnung: in Krankheiten das Mittel magnetischer Einwirkung (hauptsächlich ohne daß schon die Natur diesen Zustand vorbereitet hätte) nur als das verzweiflungsvollste, letzte, und auch da nur mit aller Vorsicht zu gebrauchen, und dann das ihm Unterworfene in geheimnißvoller Stille, entzogen dem Auge der Neugierde und Verleumdung, zu halten. Auch recke um Gotteswillen hier keiner seine Hand aus, dem nicht Religion und tiefer Ernst im Herzen lebt, und der nicht frei und ungebunden von der Welt seyn kann. Der magnetische Arzt sey wie van Helmonts Arzt.

„Der von Gott erwählte Arzt, sagt van Helmont *), wird von besondern Zeichen und Wundern für die Schulen begleitet seyn. Er wird Gott die Ehre lassen, indem er seine Gaben zur Linderung der Leiden seines Nächsten austheilt; Mitleiden wird sein Führer seyn. Sein Herz wird Wahrheit

*) Ennemosers Geschichte des Magnetismus. S. 535.

und seine Wissenschaft Verstand seyn. Die Liebe wird seine Schwester seyn, und die Wahrheit des Herrn wird seine Wege erleuchten. Er wird die Gnade Gottes anrufen, und Gewinnsucht wird ihn nicht bemeistern: denn der Herr ist reich und freigebig und zahlt hundertfach im gehäuften Maße. Er wird seine Werke befruchten und seine Hände wieder mit Segen bekleiden. Seinen Mund wird er mit Trost erfüllen, und sein Wort wird eine Trompete seyn, vor der die Krankheiten fliehen. Seine Fußstapfen werden Glück bringen, und die Krankheiten werden vor seinem Angesicht, wie der Schnee im Mittag des Sommers, verschwinden. Gesundheit wird seinen Tritten folgen. Dieses sind die Verheißungen des Herrn an jene Heilenden, die er auserwählt; — dieses ist der Segen für jene, die auf dem Wege der Barmherzigkeit wandeln. — Ueberdieß wird sie der heilige Geist als Tröster erleuchten."

War auch einst im Alterthum der magnetische Zustand bekannt, wie wurde er als Heilmittel, oder auch oft zu religiösen, ja selbst politischen Zwecken, gestissentlich durch magnetische Einwirkungen (durch Lorbeer und Räucherungen *) herbeigeführt, so war er in jedem Falle ein Mysterium im Heiligthume der Götter und nicht dem Markte preis gegeben, der Betastung der Ungläubigen, Spötter und Heuchler.

Die Schlafenden wurden in eigenen Zimmern der Tempel besonders behandelt, in feierlicher Stille und meistens in der ruhigen Nacht. Priester, sagten ihnen beim Erwachen die von ihnen geoffenbarten Mittel und den Ausgang.

Wie aber, mein Lieber, jetzt die Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens nun einmal sind, (dieses gemeinen Lebens!) wird ein Mensch in diesem Zustande leicht eine Puppe, der das unselige Loos ward, sich mitten unter einem Trosse von Knaben zum Schmetterlinge entfalten zu sollen.

---

*) Es ist merkwürdig, daß auch eine Art Magnetstein (ἡράκλειος), eine Art Eisenocher, häufig angewendet wurde.

Siehe, mein Lieber, der eine bläst nach ihm, der zweite schlägt nach ihm, und wieder ein anderer durchsticht ihn mit der Nadel und, gestört in seiner Entfaltung, stirbt er noch als halbe Puppe langsam dahin. Und das, mein Lieber, ist auch das Bild eines unglücklichen magnetischen Lebens, dessen Erscheinungen der hauptsächlichste Gegenstand dieser Blätter sind.

Geburtsort und erste Jugend.

Seitwärts der würtembergischen Stadt Löwenstein auf dem Gebirge, dessen höchste Spitze der 1879 Fuß über die Meeresfläche erhabene Stocksberg bildet, liegt, von allen Seiten von Wald und Klingen umgeben, in romantischer Abgeschiedenheit, das kleine Dorf Prevorst.

Die Zahl seiner Einwohner ist etwas mehr als viert-halbhundert. Der größte Theil derselben nährt sich mit Holzmachen, Einsammeln von Waldsaamen und Kohlen-brennen.

Wie Bewohner von Gebirgen es überhaupt sind, ist auch hier der Volksstamm kräftig, und die meisten erreichen, ohne je an eigentlichen Krankheiten gelitten zu haben, ein hohes Alter. Krankheiten der Thalbewohner, wie kalte Fieber, zeigen sich hier nie, aber oft Nervenzufälle der früheren Jugend, die man bei diesem kräftigern Menschen-schlage nicht erwartet. So zeigte sich auf einem mit Pre-vorst auf gleichem Gebirge gelegenen Ort, das man Neu-hütte heißt, schon mehrmals unter den Kindern eine dem Veitstanz ähnliche Krankheit epidemisch, so daß alle Kin-der dieses Ortes zugleich von ihr befallen wurden. Die Magnetische bestimmten auch sie die Minute des Anfalles jedesmal voraus, und waren sie auf den Feldern, wann die von ihnen vorausgesehene Zeit des Anfalls sich nahte, so eilten sie nach Hause und bewegten sich dann in solchen Paroxismen, die eine Stunde und länger dauern konnten, taktgemäß wie die geschicktesten Tänzer in den sonderbarsten Stellungen, worauf sie jedesmal wie aus magnetischem Schlaf erwachten und sich des Vorgefallenen nicht mehr erinnern konnten.

Daß die Bewohner dieses Gebirges aber für magnetische und siderische Einflüsse sehr empfänglich sind, dafür möchte sprechen, daß unter ihnen, besonders den Bewohnern von Prevorst, die Kunst durch sympathetische Kräfte zu heilen und die Empfänglichkeit vermittelst solcher geheilt zu werden, wie auch die Kunst, Quellen durch die Haselnußstaude aufzusuchen, sehr gemein ist.

Auf dieser Gebirgshöhe und zwar in dem Dorfe Prevorst, wurde im Jahr 1801 eine Frau geboren, in der sich von früher Kindheit an ein besonderes inneres Leben kund gab, dessen Erscheinungen der Gegenstand dieser Blätter sind . . Frau Friederike Hauffe (deren Vater in dieser Waldgegend als Jäger [Revierförster] seinen Sitz hatte) wurde, wie schon die Lage und Einsamkeit des Ortes mit sich brachte, hier einfach und ungekünstelt erzogen. An die schneidende Bergluft, an die auf diesem Gebirge harte und lang dauernde Winterkälte gewöhnt, nie in Kleidung und Bett verzärtelt gehalten, wuchs sie auch als blühendes, lebensfrohes Kind heran, und während ihre Geschwister alle (bei gleicher Erziehung) in der Kindheit mit Gichtern behaftet waren, bemerkte man an ihr derlei Zufälle nie. Dagegen war es, daß sich bei ihr bald ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen entwickelte, das sich in ihr besonders in voraussagenden Träumen kund gab. Griff sie etwas stark an, erlitt sie Vorwürfe, die ihr Gemüthsleben aufregten, so wurde sie in nächtlicher Ruhe stets in innere Tiefen geführt, in denen ihr belehrende, warnende, oder voraussagende Traumbilder aufgingen.

So als der Vater einmal einen ihm werthen Gegenstand verloren hatte, und ihr, die unschuldig war, die Schuld beigemessen wurde, und dadurch ihr Gefühlsleben tief ergriffen ward, erschien ihr nächtlich im Traum Ort und Stelle, wo die verlorene Sache lag. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie schon sehr frühe, und es schlug ihr schon als Kind die Haselnußstaude auf Wasser und Metalle an. Da sich in spätern Jahren in dem einsamen Dorfe

wenig Gelegenheit zur geistigen Ausbildung dieses Kindes fand, so gaben es die Eltern gerne auf Ersuchen des Großvaters, Johann Schmidgall, zu ihm in das nur 1½ Stunde entfernte Löwenstein.

So wohlthätig die Einfachheit und Klarheit, die Nüchternheit der biedern Großeltern auf dieß leicht aufzuregende Kind wirken mußten, so sehr es auch nie durch ihre Schuld zu früh mit geistigen und übersinnlichen Dingen vertraut werden konnte, so geschah dieß dennoch zu ihrem großen Bedauern: denn es lag ein solches nun einmal in der Natur dieses Geschöpfes, konnte so wenig zurückgehalten werden als sein leibliches Wachsthum, und entwickelte sich immer mehr und mehr.

Bald bemerkte der alte Schmidgall, daß das Mädchen, ging es mit ihm auf einsamen Spaziergängen und hüpfte es auch vorher noch so vergnügt an seiner Seite, an gewissen Stellen auf einmal ein Weheseyn und Frieren erhalten konnte, was ihm lange unerklärlich blieb. Erklärlicher wurde es ihm, als das Mädchen die gleichen Empfindungen in Kirchen wo Gräber waren, oder auf Gottesäckern erhielt und in solchen Kirchen nie auf dem Erdgeschoß stehen, sondern auf die Emporkirche gehen mußte.

Aber noch bedenklicher wurde dieß dem Großvater, als zu diesem Gefühl für Leichen, Metalle u. s. w. sich bei dem Mädchen auch an gewissen Stellen das Gefühl für Geister gesellte*).

So war in dem Schlosse zu Löwenstein ein Gemach (eine verlassene Küche), in die es nur schauen, aber wegen obigen Gefühls nie eintreten konnte. An dem gleichen Orte aber wurde nach Jahren von einer gewissen Dame zu ihrem äußersten Entsetzen (ohne daß sie zuvor von jenem

---

*) Ein Secretär des verstorbenen Dichter Pfeffel (s. Archiv für den thierischen Magnetismus 10. B. 2. St.) bekam in früher Jugend wie später, Zittern auf Stellen wo Gebeine von Menschen lagen, und hatte dabei auch die Gabe Geister zu sehen.

Gefühl des Kindes nur etwas gewußt hätte) der Geist einer Frau erblickt.

Zu noch größerem Kummer der Großeltern aber ging dieses Gefühl für die Nähe von Andern nicht gesehener geistiger Einflüsse bald in wirkliches Schauen über, und die erste Erscheinung eines Geistes ward dem Mädchen im eigenen großelterlichen Hause. Da ersah es in der Mitternacht in einem Gange eine lange dunkle Gestalt, die mit einem Seufzer an ihm vorüberging, am Ende des Ganges stehen blieb und zu ihm hinsah, ein Bild, das ihm bis in die reifern Jahre wohl im Gedächtniß blieb. Schon dieser erste Anblick eines Geistes erregte in ihm (wie auch später bei solchen Erscheinungen meistens geschah) keine Furcht, es sah die Erscheinung ruhig an und ging dann zu dem Großvater ihm zu sagen: da draußen stehe ein sonderbarer Mann, er solle ihn doch auch sehen; aber dieser, erschrocken über dieses Sehen des Mädchens, denn auch er hatte die gleiche Erscheinung an gleicher Stelle, doch hatte er nie etwas davon geäußert, ließ das Mädchen von dort an nächtlich nie mehr aus dem Zimmer und suchte ihm allen Glauben an die Wirklichkeit des Gesehenen zu benehmen.

Diese ernste unglückliche Gabe brachte jedoch keine Störung in das kindliche Leben des Mädchens; es war mehr als irgend eine seiner Gespielinnen des Lebens froh, und eine außerordentliche Reizbarkeit seiner Augennerven (ohne Entzündungszustand), die sich ein Jahr lang bei ihm zeigte, und die vielleicht nur eine Vorbereitung seines Auges zum Sehen für, für gewöhnliche Augen nicht mehr sichtbare Dinge war, die Entwickelung eines geistigen Auges im fleischlichen, konnten es dazumal auf längere Zeit im einsamen Leben des Zimmers zurückhalten.

In dieselbe Zeit fällt auch ein Ereigniß im Leben dieses Mädchens, das für sein ganzes übriges Leben gewiß vom tiefsten Eindrucke war, das so manches spätere Unerklärliche in ihm erklärt, zur Hebung manches Mißverständnisses und albernen Gerüchtes über dasselbe als Frau dienen würde, über das aber ein Schleier geworfen werden muß. Langwierige

Krankheiten der Eltern riefen es später wieder in das einsame Prevorst, wo durch Kummer und Nachtwachen an Krankenbetten sein Gefühlsleben in jahrelanger Aufregung blieb und ahnungsvolle Träume und jenes Gefühl für, Andern verborgene, geistige Dinge fortdauerten.

Als erwachsen finden wir es wieder im elterlichen Hause zu Oberstenfeld, das inzwischen der amtliche Wohnsitz des Vaters wurde und vom 17ten bis ins 19te Jahr, wo nun der Jungfrau nur Frohsinn Erweckendes von Außen entgegentrat, schien sich auch ihr Inneres mehr zu verschließen, und sie unterschied sich nur durch geistigeres Wesen, was sich besonders in ihren Augen aussprach, und durch größere Lebendigkeit, ohne je Sitte und Anstand zu verletzen, von andern Mädchen ihres Umganges.

Nie verfiel sie auch in die diesem Alter so gewöhnliche Empfindelei, und zu erweisen ist, daß sie auch nie (was ihr nur die stets fertige Lüge nachsagen konnte) wegen getäuschter Liebe (sie hatte nie eine Verbindung) in Schwermuth gerieth.

Nach dem Wunsche ihrer Eltern und Verwandten fand in ihrem 19ten Jahre zwischen ihr und Hrn. H. der zur Familie ihrer Oheime gehört, ein ehelicher Verspruch statt, den sie, bei der Rechtschaffenheit des Mannes und der Aussicht zu einer sichern Versorgung, wünschen mußte.

War es aber Ahnung der ihr nun bevorstehenden Jahre der Leiden durch Krankheit, waren es andere Gefühle, die sie in ihrem Innern verbarg (wo nur das das Bestimmte ist, daß es keine Gefühle für eine andere Liebe waren), sie versank in derselben Zeit in eine ihren Verwandten unerklärliche Schwermuth, weinte Tage lang unter dem Dache des elterlichen Hauses, wohin sie sich schlich, schlief fünf volle Wochen lang nie mehr und rief so auf einmal wieder das überwiegende Gefühlsleben ihrer Kindheit in sich hervor.

An dem Tage ihres feierlichen ehelichen Verspruchs war das Leichenbegängniß des sehr ehrwürdigen Stiftspredigers T. zu Oberstenfeld, eines Mannes von etlichen und sechzig Jahren, dessen Predigten, Lehren und persönlicher Umgang

(er war das Bild der Rechtschaffenheit selbst) großen Einfluß auf ihr Leben hatten. An dem Tage seiner Bestattung ging sie auch mit Andern zur Begleitung der theuern Leiche auf den Gottesacker. War es ihr nun vorher noch so schwer ums Herz, so wurde es ihr nun auf einmal ganz leicht und hell auf diesem Grabe. Es ging in ihrem Innersten auf einmal ein besonderes Leben auf; sie wurde ganz ruhig, konnte aber von diesem Grabe fast nicht mehr scheiden. Endlich ging sie, es kamen keine Thränen mehr, sie war heiter, aber von diesem Augenblicke an gleichgültig für Alles was in der Welt vorging, und hier fing die Zeit, noch keiner Krankheit, aber ihres eigentlichsten innern Lebens an.

Sie sprach sich über dieses Ereigniß auf Ts. Grab später im somnambülen Zustande in nachstehenden Versen aus, als dieser Verstorbene ihr dazumal oft als Lichtgestalt in himmlischer Verklärung (sie vor dem Einflusse eines finstern Geistes schützend und tröstend) erschien.

„Was mir einst dunkel war,
Das seh' ich jetzt mit Augen klar.
Es war in jenen Stunden,
Als ich mich ehlich hab' verbunden.
Da stund ich ganz in dich versenkt.
Du Engelsbild, auf deinem Grabeshügel.
Gern hätt' ich mit dir tauschen mögen.
Gern dir mein irdisch Glück geschenkt.
Das sie mir priesen als des Himmels Segen.
Ich aber bat auf deinem Grabe
Gott nun die einz'ge Gabe:
Daß dieses Engels Flügel
Mich möcht' fortan
Auf beider Lebensbahn
Mit Himmelsruh umweh'n. —
Da schwebst du Engel nun, erhöret ist mein Flehn."

Zurückziehen ins Innere.

An der Gränze von Würtemberg gegen Baden liegt der zum Theile Baden, zum Theile Hessen zugehörende Ort Kürnbach, von Bergen eingeschlossen in ziemlicher Niederung und Düsternheit, in seinen geognostischen und atmosphärischen Verhältnissen den Orten Prevorst und Obersteufeld entgegengesetzt.

Menschen mit elektrometischer Empfindlichkeit begabt werden oft nur durch Veränderung des Wohnorts geheilt, wie andere, von gleicher Anlage, durch Beziehung neuer Wohnorte oft in Krankheiten verfallen, von denen die Aerzte keinen Grund anzugeben wissen. Pappoui (von dem Amoretti schreibt), ein Mensch mit elektrometrischer Empfindlichkeit, litt an Konvulsionen, die nur durch Veränderung seines Wohnortes geheilt wurden. Pennet, in dem gleiche elektrometrische Empfindlichkeit war, konnte in einem Wirthshause in Calabrien nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er sich in einen, gleichsam isolirenden, Mantel von Wachsleinwand gewickelt hatte u. s. w.

In wie weit nun ein Nervenleben von solchem Gefühl für siderische und andere imponderable Einflüsse, wie es nun einmal in Frau H. angefacht war (und wie es der Leser erst später noch in seiner unbegreiflichen Ausdehnung wird kennen lernen), durch Beziehung von einem von den vorigen in jeder Hinsicht so verschiedenen Aufenthaltsorte, auch mit zum Theil feindlich ergriffen werden konnte (und Kürnbach ward nach der Verheirathung der Frau H. am 27. August 1821 nun auch der Ort ihres neuen, ehelichen Lebens), läßt sich allerdings nicht berechnen. Später zeigte sich auch, daß Frau H. je tiefer sie von Berghöhen herabkam, je mehr Krämpfen unter-

unterworfen ward, auf den Berghöhen aber ihr magnetiſcher Zuſtand ſich ſteigerte.

Aber auch pſychiſche Einflüſſe möchten von nun an feindlich in ihr Leben eingegriffen haben. Schon früher nicht mehr für die Außenwelt lebend, und doch nun ſo manchen Aufruf in dieſelbe von Außen als Gattin eines gewerbtreibenden Mannes wohlerkennend, mußte ſie ſich nun, an ihr Antheil zu nehmen, Zwang anthun, ſie mußte ihr Inneres (ihre Heimath) bedecken und dafür ein Aeußeres hinſtellen, das ihrem Innern (ihrer Heimath) durchaus widerſprach. Und dieſe Verſtellung, dieſer Zwang, mußte ihr um ſo ſchwerer fallen und endlich auch zum körperlichen Leiden werden, als ſie ſchon in einem Zuſtande war, der mehr der Zuſtand des Innern iſt, wo jede äußere Verſtellung um ſo ſchwerer fällt, wie z. E. (um es nur durch einen Zug klarer zu bezeichnen) ſomnambüle, in ihr inneres Leben zurückgeführte Menſchen keinen Menſchen, und wäre er ein König, anders als mit Du anzuſprechen fähig ſind, und dürfen ſie dieſes nicht, lieber ſtille ſchweigen.

Aber ſie war von jener Stunde an, wo ſie auf jenem Grabe ſtund, wie jeder mehr auf das innere Leben zurückgeführte Menſch, ſchon mehr in dem Zuſtande, in welchen Jedes auch nach Verſchwindung der Außenwelt, nach dem Tode, wohl kommt, und in welchem natürlicher Weiſe keine Verſtellung mehr ſtattfinden kann.

„Nach vollendetem erſten Zuſtand des Aeußern (ſagt jener nordiſche Seher) wird der Geiſtmenſch in den Zuſtand des Innern verſetzt, oder in den Zuſtand des innern Willens und des daher rührenden Denkens, worin er in der Welt begriffen geweſen, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen frei und ohne Zwang dachte. In dieſen Zuſtand verfällt er, ohne daß er es weiß, ebenſo als wenn er in der Welt die Gedanken, die er ſchon auf der Zunge, oder die er eben ausſprechen will, zurückzieht gegen die innerlichen und in ſolchen ſtehen bleibt. Sobald demnach der Geiſtmenſch in dieſem Zuſtande iſt, ſo iſt er in ſich ſelber und unmittelbar,

in seinem Leben: denn freiwillig denken aus selbsteigener Neigung, das ist unmittelbar das Leben des Menschen und er selbst.“

Weiter sagt derselbe:

„Und daß der Zustand des Aeußern nicht dem Menschen oder seinem Geist eigen ist, erhellet auch daraus, daß, wenn er in der Welt in Gesellschaft ist, er sodann nach den Gesetzen des sittlichen und bürgerlichen Lebens redet, und daß sodann das innere Denken das Aeußere regiert, als wie einer den andern, damit das Aeußere die Gränzen des Wohlanstandes und der Ehrbarkeit nicht überschreite. Es erhellet auch daraus, daß, wenn der Mensch bei sich denkt, er auch bedenket, wie er reden und handeln will, daß er gefalle, und Freundschaft, Wohlgewogenheit und Gunst erwerbe, und dieses geschieht auf eine fremde Weise und also ganz anders, als wenn es mit eigenem Willen geschehen sollte. Hieraus geht hervor, daß der Zustand des Innern, in den der Geist versetzt wird, sein eigener Zustand sey und also auch der eigene Zustand des Menschen gewesen sey, da er in der Welt gelebt.“

Sieben Monate lang schien Frau H. mit dem gewöhnlichen Leben mitzuleben, so oft es aber die äußern Verhältnisse nur zuließen, floh sie, um in sich selbst seyn zu können, in die Einsamkeit. Aber länger war es ihr nicht möglich, ihr Inneres zu bedecken und dafür ein Aeußeres, was nicht da war, zum Schein hinzustellen, der Körper unterlag solchem Zwange, und der Geist rettete sich in die innern Kreise.

Hervortreten des magnetiſchen Zuſtandes und Skizze mehrerer Leidensjahre.

Es war der 13te Februar 1822, da erſah Frau H. im nächtlichen Traume in ihrem Hauſe groſſe Unruhe und Zerſtörung. Es war ihr, als ſollte ſie ſich zu Bette legen, aber da lag in demſelben im Todtenkleide die Leiche jenes theuern Verſtorbenen, auf deſſen Grabe ſich ihr inneres Leben anfachte. Außen im andern Zimmer hörte ſie die Stimme ihres Vaters und zweier Aerzte, von denen ihr nur einer bekannt war, und dieſe berathſchlagten ſich über eine ſchwere Krankheit, die ſie befallen. Sie rief hinaus: „laßt mich nur ruhig bei dieſem Todten, der heilt mich, mich heilt kein Arzt!“ Da war es ihr, als wollte man ſie von der Leiche reißen, aber ihre Todtenkälte war ihr heilendes Gefühl, und ſie genaß nur durch dieſe. Sie ſprach nun laut im Traume: „wie wohl iſt mir neben dieſem Todten, nun werde ich ganz geſund.“ (Sie war aber dazumal noch nicht krank.)

Als ſie ihr Gatte ſo im Traume ſprechen hörte, weckte er ſie. Am andern Morgen befiel ſie ein Fieber, das 14 Tage lang mit der größten Heftigkeit andauerte und auf das in ihr ein ſieben Jahr langes magnetiſches Leben (mit wenigen, wohl nur ſcheinbaren Intervallen) folgte. Da meine eigene Beobachtung von dieſen Jahren nur das ſechste und ſiebente umfaßt, ſo kann ich von den frühern nur eine oberflächliche Skizze geben, wie ich ſie aus dem Munde der Frau H., ihres Gatten, und anderer Verwandten erhielt.

Nach jenem Fieber, es war am 27. Februar Nachts Ein Uhr, brach auf einmal bei ihr ein heftiger Bruſtkrampf aus. Man rieb und bürſtete bis 12 Uhr an ihr, bis ihr Rücken blutete. Sie lag ohne Bewußtſeyn wie todt, und der Orts-

chirurg schlug ihr eine Ader. Dieselben Krämpfe dauerten noch drei Tage fort, und man ließ ihr dann wieder zu Ader.

Am zweiten Tage erschien bei ihr eine Bauersfrau aus dem Orte ungerufen, setzte sich zu ihr, sagte: sie solle doch keinen Arzt gebrauchen, das helfe nichts, und legte ihr die Hand auf die Stirne. Im Augenblicke erhielt sie den allerfurchtbarsten Krampf, und die Stirne wurde wie abgestorben und kalt. Die ganze Nacht hindurch schrie sie ohne Besinnung; jene Frau hatte wie dämonisch auf sie gewirkt, und so oft dieselbe wiederkehrte, brachen bei ihr die fürchterlichsten Krämpfe aus. Am dritten Tage sandte man zum Arzte nach Bretten. Da war sie schon in den magnetischen Kreis eingetreten; denn als er erschien, sagte sie zu ihm, ob sie ihn gleich nie gesehen: „bist du ein Arzt, so mußt du mir helfen!“ Dieser, die Krankheit wohl erkennend, legte die Hand auf ihr Haupt. Da zeigte sich, daß sie ihn allein nun sah und hörte, die andern Personen um sich (so lange bis er wieder das Zimmer verlassen hatte) nicht.

Auf dieß Handauflegen wurde sie auch ruhig und schlief einige Stunden. Es wurden ihr innerliche Mittel und ein Bad verordnet. Aber in der Nacht kamen wieder Brustkrämpfe, und nun 18 Wochen lang täglich wenigstens zwei, meistens fünf bis sechs.

Man schien den Arzt zu wenig persönlich berufen zu haben. Man ließ ihr in dieser Zeit 32mal zu Ader und setzte ihr noch Blutegel an Magen, Hals und Unterleib. Gleich Anfangs jener Krämpfe erschien ihr nächtlich, als sie wach war, ihre Großmutter von Löwenstein. Diese hatte sich vor ihr Bette gestellt und sah sie stillschweigend an. Nach drei Tagen erfuhr sie den Tod jener Frau, der in derselben Nacht erfolgt war. Von da an sprach sie wie im Schlafe oft von ihrer Anwesenheit, und später erkannte sie dieselbe als ihren Schutzgeist. Es war auch schon um diese Zeit, daß ihr im Traume eine Maschine und deren Verfertigung und Gebrauch als Bedingung ihres Gesundwerdens erschien. Sie zeichnete

dieſelbe auch auf ein Papier, aber man gab ihrem Gefühle keine Folge.

Als alle ärztlichen Mittel (und auch Sympathie, die verſucht wurde) nichts halfen, gab der Arzt dem Chirurgen auf: ihr bei den höchſten Krämpfen nur die Hand aufzulegen, und nütze dieß nichts, ihr einige magnetiſche Striche zu geben. Auf dieß ließen auch die Krämpfe jedesmal nach. Menſchen, die den Zuſtand dieſer Frau nicht zu beurtheilen wußten, fingen dazumal ſchon an, aus dem Umſtande, daß ſie in der Angſt heftiger Krämpfe nach jenem Chirurgen oft laut ſchrie, und daraus, daß nur dieſer ihr die Krämpfe ſtillen konnte, nur Gemeines zu ſchließen. Es wurde ihr wohl hinterbracht, aber ruhig ertrug ſie es, im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, wie auch ſpäter das immer mehr ſich häufende Geklatſch der Außenwelt über ſie, und beſonders das ihres eigenen Geſchlechtes, ihr Inneres nicht berührte.

Als einſtmals ein Bruſtkrampf zu lange andauerte, hauchte ihr die Magd eine Stunde lang in die Herzgrube, worauf es ihr äußerſt leicht und wohl wurde.

Es iſt wahrſcheinlich, daß jetzt eine regelmäßig eingeleitete magnetiſche Behandlung, da ſie nun doch ſchon tief in die magnetiſchen Kreiſe eingeführt war, ihr vielen Jammer erſpart hätte; ihr ſehr vortrefflicher Arzt ſchlug dieß auch vor, allein er war zu fern vom Orte, und der Gatte konnte ſich noch nicht entſchließen, ſie vom Wohnorte entfernen zu laſſen.

Dagegen ſchien eine vom Arzte eingeleitete homöopathiſche Heilungsweiſe, wenigſtens auf einige Zeit, eine günſtige Nervenumſtimmung ihr zu veranlaſſen, und dazu wurden Belladonna, Nux vomica u. ſ. w. in den bekannten äußerſt kleinen Gaben gewählt.

Es geſchah nun auch, daß ſie wieder im Mai das Bette verlaſſen konnte, und ſpäter trat ihre erſte Schwangerſchaft ein, von der man ſich ihre völlige Geneſung verſprach.

In dem Laufe dieſer erſten Krankheitsperiode geſchah auch die Erfüllung des Traumes, den ſie zu Anfang derſelben hatte. Ihr Vater nämlich erſchien wirklich mit jenen zwei

Aerzten, von denen sie nur Einen an seiner Stimme erkannte, und besprach sich mit ihnen über ihre Krankheit im Vorzimmer, während sie im andern in Krämpfen lag.

Obgleich auch jetzt noch Brustkrämpfe nicht ausblieben und sie immer in einem mehr magnetischen Zustand zu seyn schien, machte sie dennoch im Juni eine Reise zu ihren Eltern nach Oberstenfeld und gebrauchte achtundzwanzig Bäder im Bade zu Löwenstein, auf die sie ganz kräftig wurde, ob sie gleich auch da die Brustkrämpfe noch nicht verließen.

Im August kehrte sie wieder nach Hause und mußte am 18. Februar 1823 wegen heftiger Brustkrämpfe künstlich entbunden werden.

Es fanden Zerreißungen, heftige Blutflüsse, Kindbettfieber und Jammer jeder Art statt, und sie kam dem Tode sehr nahe. Zwei und zwanzig Wochen lang blieb sie in fieberhaftem Zustand, und als dieser nachließ, traten dagegen wieder die heftigsten Krämpfe ein.

Jene Frau, die früher schon einmal auf sie von so übler Einwirkung war, kam nun auch wieder und brachte eine Milch dem Kinde und ließ sich auch nicht abhalten, ihm selbst davon zu reichen. Sogleich verfiel dieses in die heftigsten Krämpfe, bewegte auch von da an periodisch den rechten Fuß und den rechten Arm konvulsivisch. Es erfolgte auch sein Tod im August zu Oberstenfeld, wohin die Mutter nach einiger Wiederherstellung gereist war, unter fürchterlichen Konvulsionen. Nachdem sie sich nun abermals des Löwensteiner Bades einige Wochen bedient, reiste sie im September wieder nach Hause, war aber immer sehr geschwächt und oft in völlige Melancholie versunken.

Im Februar 1824 hatte sie Besuch von Freundinnen, Alles war lustig und tanzte, sie aber blieb trüb. Als Alles ruhig war, wandte sie sich zum Gebete. Eine Person, die sie nahe anging, fing auf einmal darüber zu lachen an. Dieß griff sie so an, daß sie sogleich kalt und starr wie ein Todter wurde. Lange hörte man keinen Athem mehr, endlich wurde er röchelnd. Man legte Senfpflaster, machte Fuß- und

Handbäder, sie kehrte ins Leben, aber nur wieder zu langem Leiden. Sie lag immer wie im Traume.

Einmal sprach sie drei Tage lang nur in Versen, und ein andermal sah sie drei Tage lang nichts als eine Feuermasse, die durch ihren ganzen Körper lief wie auf lauter dünnen Faden. Dann hatte sie wieder drei Tage lang die Empfindung, als tröpfelte ihr ein Tropfen kalten Wassers nach dem andern auf den Kopf, und hier erschien ihr auch das erstemal außer sich ihr eigenes Bild. Es saß weißgekleidet vor ihr auf einem Stuhle, während sie im Bette lag. Sie sah lange das Bild an, wollte schreien, aber konnte nicht. Endlich that sie einen Schrei nach ihrem Manne, und das Bild verschwand *).

Ihr Gefühlsleben war nun so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; für siderische Einflüsse wurde sie schon so empfänglich, daß sie jeden eisernen Nagel in den Wänden des Zimmers fühlte und man alle entfernen mußte.

Sie konnte nun auch kein Licht mehr ertragen, man mußte sie vor allem Lichte bewahren. Ein alter geistlicher Verwandter, der dieß nicht verstand, kam Mittags Ein Uhr, sprach weiter nichts, als: „ist hier schon solche Finsterniß über Ihnen, wie wird es erst in der andern Welt werden?“ und riß mit diesem Spruche die Fensterladen auf, daß auf einmal alles Licht hereindrang. Auf dieß verfiel sie in einen drei Tage lang dauernden Starrkrampf, in dem sie in völliger Todeskälte lag, sprach, aber nicht das Mindeste von Speise nahm. Man berief nach drei Tagen den Arzt, er legte ihr die Hand auf die Stirne und Brust, es entstunden Schütterungen und der Starrkrampf wich. Es wurden auch ärztliche Verordnungen gemacht.

Als aber Alles nichts half, sandten die Eltern ein Mittel, das ihr ein Knabe, der sich im magnetischen Zustand befunden hatte, verordnete. Es bestand in Weinraudenöl, von dem

*) Siehe hierüber Aufschlüsse unten.

man ihr täglich dreimal fünf Tropfen in einem Löffel voll Bier geben und drei Tropfen bei Krämpfen in die Herzgrube einreiben mußte.

Die Wirkung war — daß sie dadurch erleichtert, aber magnetischer wurde, sie kam immer tiefer in den magnetischen Kreis, wurde ruhiger, doch nicht gesund. Noch konnte sie, wegen zu großer Reizbarkeit, den Tag nicht ertragen. Da transportirte man sie im März in einem völlig geschlossenen Wagen nach Oberstenfeld. Da sie dort drei Stunden vor Nacht ankam, mußte man den Wagen mit ihr so lange vor dem Hause stehen lassen, bis es Nacht ward.

Sie kam nun vom März bis Juni unter die Behandlung des Arztes von B—r. Todesbangigkeiten wechselten mit Krämpfen, man mußte ihr immer die Hände halten, sie lebte nur noch wie von den Nervenausströmungen Anderer, und waren diese schwach, vermehrten sie ihre Schwäche. Der Arzt verordnete Handauflegen neben dem Gebrauch von Arzneien, allein sie verfiel nun hie und da in magnetischen Schlaf und machte sich in diesem selbst Verordnungen.

Ein Hauptleiden war, daß sie immer das schmerzhafte Gefühl hatte, als sey ein Stein in ihrem Kopfe. Es schien ihr selbst das Gefühl von krampfhaft zusammengezogenem Gehirne zu seyn, dessen Bewegung sie bei jedem Athemzuge schmerzhaft empfand. Dieses Gefühl störte sie in jedem Schlafe, der überhaupt nur so lange dauerte, als man die Hand auf ihre Stirne legte. Es wurde nun ein Versuch mit dem mineralischen Magnet gemacht. Man bestrich ihr damit die Strine, worauf sich ihr auf einmal Kopf und Gesicht völlig verdrehten und ihr Mund, wie der eines Schlagflüssigen, verzerrt ward.

Diese Zufälle dauerten zwei Tage lang, worauf sie wieder von selbst verschwanden. Durch jene Verordnungen und Handauflegen wurde sie inzwischen doch so weit gebracht, daß sie wieder das Licht zu ertragen fähig wurde; trat aber ihre Periode ein, die immer regelmäßig war, so vermehrten sich wieder Krampf und Schwäche.

Um dieſe Zeit fühlte ſie, daß ſie alle Abend ſieben Uhr, ſieben Tage lang, ein nur von ihr geſehener Geiſt magnetiſirte. Es geſchah mit drei Fingern, die der Geiſt gleich Strahlen ausbreitete. Die Striche gingen meiſtens nur bis zur Herzgrube. Sie erkannte in dieſer geiſtigen Geſtalt ihre Großmutter. Eine unbegreifliche, aber von vielen ehrbaren Zeugen beglaubigte Thatſache iſt, daß ihr während dieſer Zeit Dinge, deren längere Berührung ihr ſchädlich waren, wie von einer unſichtbaren Hand weggenommen wurden. Man ſah ſolche Gegenſtände, z. E. ſehr oft den ſilbernen Löffel, aus ihrer Hand in ziemliche Entfernung von ihr auf den Teller gelegt werden, ohne daß ſie wie geworfen fielen, ſie gingen ganz langſam durch die Luft, als trüge ſie eine unſichtbare Hand dahin, wohin ſie gehörten.

Durch dieſes geiſtige Magnetiſiren noch in tiefern Schlaf gefallen, gab ſie an: daß ſie nur durch Magnetiſiren zu erhalten ſey.

Um dieſe Zeit ſah ſie auch das erſtemal hinter jeder Perſon, die ſie ſah, eine andere, auch von menſchlicher Geſtalt, aber wie in Verklärung, ſchweben. So ſah ſie hinter ihrer jüngſten Schweſter immer ihren verſtorbenen Bruder Heinrich und hinter einer Freundin ſah ſie die geiſtige Geſtalt einer alten Frau, die ſie in ihrer Kindheit einmal zu Löwenſtein geſehen. Hauptſächlich durch die Anordnung ihrer Oheime zu Löwenſtein wurde ſie nun im Juni 1824 einer geregelten magnetiſchen Behandlung unterworfen, die Herr Dr. B. zu B--n übernahm.

Anfänglich beſſerte es ſich nicht, ſie ſchien den Magnetiſeur nicht ertragen zu können, und er mußte öfters nach ihrem Verlangen das Zimmer verlaſſen. Die Manipulation dauerte von neun bis zehn Uhr Morgens, und auch gemeiniglich von Abends fünf bis ſechs Uhr hatte ſie ſich dieß im Schlafe ſelbſt verordnet. Nach und nach errang ſie den Magnetiſeur beſſer; ſie verordnete ſich ſelbſt und ihre Kräfte kamen wieder; aber ſie blieb immer in einem magnetiſchen Zuſtande, in welchem ſie auch im Auguſt deſſelben Jahres wieder die Bäder in Lö-

wenstein gebrauchte, durch die sie aber so gestärkt wurde, daß sie alle Tage von der Wohnung ihres Großvaters in das Thal zum Bade und wieder zurückgehen konnte. Sie machte sich nun auch wieder an leichte weibliche Geschäfte und wurde immer kräftiger und besser; doch schlief sie noch alle sieben Tage, zuletzt alle sieben Wochen, magnetisch.

Hierauf blieb sie eine Zeitlang nur noch halbwach, ging aber in diesem Winter in Schnee und Regen spazieren und blieb am liebsten in der Kälte. Sie war noch zu O. bei ihren Eltern, ihr Gatte besuchte sie oft, und man gerieth, selbst von Aerzten darauf geleitet, abermals auf die irrige Meinung, es möchten sie die Mutterfreuden am füglichsten wieder ins gewöhnliche Leben zurückführen. Ob sie nun gleich nicht mehr in einem auffallenden magnetischen Zustande war, so war sie dennoch bestimmt auch jetzt noch in einem nur halbwachen äußerst gesteigerten Gefühlsleben, indem besonders alles Geistige auf sie von größtem Einfluß war. Ahnungsvolle Träume, Divinationen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben. So sah sie in einem Glas mit Wasser, das auf dem Tische stund, Personen, die nach einer halben Stunde erst das Zimmer betraten, schon zum voraus. So sah sie in diesem Glase einmal ein Gefährt mit zwei Menschen die Straße von B. (auf die man nicht sehen konnte) herfahren. Sie beschrieb die Art des Gefährtes, die in ihm Sitzenden, die Farbe der Pferde u. s. w. aufs Genaueste und nach einer halben Stunde fuhr auch das gleiche Gefährt mit den gleichen Menschen und Bespannung am Hause vorüber.

Um diese Zeit hatte sie auch zum erstenmal die Erscheinung eines sogenannten zweiten Gesichts. Als sie eines Morgens, bei Anwesenheit des Arztes, aus dem Zimmer trat, sah sie auf dem Vorplatze einen Sarg stehen, in welchem ihr Großvater väterlicherseits als Leiche lag. Sie konnte nicht weiter gehen, weil der Sarg über den Weg den sie gehen wollte, herstund. Sie ging wieder zurück und sagte ihren Eltern und dem Arzte, sie sollen doch hinaus-

treten und den Sarg, der da außen stehe, sehen. Sie thaten es, sahen aber nichts, und nun auch sie nicht mehr. Am andern Morgen stund der Sarg mit der Leiche wieder vor ihrem Bette.

Nach sechs Wochen aber starb derselbe Großvater, der bis wenige Tage vor seinem Tode ganz gesund war.

Die Gabe Geister zu sehen, die Frau H. schon von früher Jugend auf hatte, bildete sich inzwischen in ihr immer mehr aus. Die zwei sehr merkwürdigen Geschichten aus dieser Periode findet der Leser im zweiten Theile dieser Schrift.

Gesteigerte Leiden und tieferer magnetischer Zustand.

Frau H. hatte in der zweiten Schwangerschaft nun zwar auch Krämpfe, doch hatte sie Bewußtseyn von ihnen, und das Bad machte sie abermals auch so kräftig, daß sie von Löwenstein nach Obersteufeld, mehrere Stunden wohl zu Fuß gehen konnte. Sie brachte bis Ausgang Novembers wieder in Kürnbach zu und wollte auch durchaus daselbst bleiben; aber da kein geschickter Hebarzt in der Nähe war und sie durch die frühere Niederkunft so viel gelitten hatte, überredete man sie, dieselbe bei ihren Eltern zu erwarten. Am 28. Dezember erfolgte sie, und sie mußte wegen Krämpfen wieder künstlich entbunden werden. Vierzehn Tage nachher stellte sich ein heftiges Fieber mit Frost ein, sie phantasirte die ganze Nacht und meinte immer in einer ungeheuren Kirche zu liegen. Nach Aufhörung dieses Fiebers erschienen wieder Krämpfe aller Art und stellte sich ein vermehrter magnetischer Zustand aufs Neue ein.

Da gewöhnliche Arzneien nichts fruchteten, so nahm man wieder zum Handauflegen die Zuflucht, was gemeiniglich ihr Bruder that, in dessen Abwesenheit aber auch andere Menschen der verschiedensten Art von ihren Eltern in ihrem Jammer dazu erbeten wurden; ein Umstand, der nicht nur auf den Ruf dieser Frau sehr nachtheilig einwirkte, sondern auch ihrer Gesundheit nur zum Nachtheil gereichen konnte, da dieses magnetische Einwirken so verschiedenartiger Nervengeister sie immer tiefer und ungeregelter in das magnetische Leben brachte, und ihr diese erborgte Nervenkraft Fremder immer mehr zur Gewohnheit machte. Es ist nicht genug zu bedauern, daß hier nicht vorsichtiger verfahren wurde; es würde über diese ohnedieß unglückliche Frau auch so manches schiefe, durchaus

falſche Urtheil vermieden und ſie vielleicht noch eher aus ihrem unglücklichen magnetiſchen Leben geführt worden ſeyn.

Merkwürdig iſt, daß ihr Kind, ein Knabe, beſonders in den erſten Wochen ſeines Lebens, nie in einer andern Stellung ſchlief, als in der, die die Mutter in ihrem magnetiſchen Schlafe hatte, nämlich mit auf der Bruſt gekreuzten Armen und gekreuzten Füßen. Auch wird man unten erfahren, daß auch ihm die unglückliche Gabe, Geiſter zu ſehen, wurde.

Aus dieſer ihrer magnetiſchen Periode ſchrieb mir ein Freund, der dazumal oft um ſie war: „wenn ich mit meinem Finger ſie auf der Stirne zwiſchen den Augenbraunen berührte, ſagte ſie mir jedesmal einen Spruch, der auf mich und meinen Seelenzuſtand Bezug hatte.“

Einige davon ſind folgende:

„Bewahre deine Seele ſo, daß du ſie in den Händen trägeſt.“

„Wenn du kommſt in die geräuſchvolle Welt, ſo halte den Herrn recht feſt in deinem Herzen.“

„So dich Jemand irre machen will von deinem innern Gefühl, ſo flehe um Gnade zu Gott.“

„Laß dir das Licht, welches in dir aufkeimt, nicht unterdrücken.“

„Lebe ſo wie dein Herr und Heiland es haben will.“

„Denke oft an das Kreuz Jeſu, gehe hin und umfaſſe es.“

„So wie die Taube in dem Kaſten Noah ihre Wohnung fand, ſo wirſt auch du die Wohnung finden, die dir der Herr dein Gott beſcheret hat.“

Krämpfe, Somnambulismus u. ſ. w. dauerten nun (wie unter einer ſolchen gemiſchten Behandlung auch zu erwarten war) fort. Man konnte am Ende ihre Krankheit nicht begreifen und wurde des Zuſtandes überdrüſſig. Sie aber wurde immer abgezehrter und elender. Es kam bei Nacht kein Schlaf mehr, ſie weinte Nächte durch, hatte Durchfälle und Nachtſchweiße. Man ſagte ihr: es ſchade ihr doch Alles nichts, ſie ſterbe doch nicht.

Man verſuchte Zwangsmittel, ſie aufrecht zu erhalten, man zwang ſie, ſich aus dem Bette zu erheben, aber ſie fiel ohne Bewußtſeyn um.

Man kam auf den Gedanken, dieſe Krankheit ſey durch dämoniſche Einflüſſe erzeugt und nahm die Zuflucht zu einem als Teufelsbanner in Ruf ſtehenden Mann. Dieſer ſandte zuerſt ein grünes Pulver. Sie ſträubte ſich es anzunehmen, aber man zwang ſie. Als ſie es zum zweiten Male eingenommen, konnte ſie auf einmal aufſtehen, doch ſie lief ganz ſteif umher, und je nach einigen Schritten drehte es ſie, wie im Veitstanze, im Ringe herum.

Einen völlig ſchlafwachen Zuſtand hatte ſie in dieſer letzten Periode nicht mehr, nun trat ein ſolcher auf einmal wieder ein, und ſie gab im Schlafe an, wie viel ſie von dieſem Pulver nehmen dürfe. Ihre Stimme wurde ganz ſchreiend, ſie ſprach hochdeutſch und auf einmal eine Allen fremde Sprache, die ſie auch ſchrieb, und die ſie ihre innere Sprache nannte, von der weiter unten ausführlicher die Rede ſeyn wird. So oft ſie dieſe Sprache ſprach, war ſie in halbwachem Zuſtand; und wollte ſie wieder die gewöhnliche Sprache ſprechen, ſo gab ſie ſich ſelbſt magnetiſche Striche aufwärts, wodurch ſie wach wurde.

Mit dem Pulver ſandte jener Mann ein Amulet von ſchwarzem Leder, das an einem dreifachen Faden hing. Alle Freitage wurde zu dem Manne ſieben Stunden weit geſchickt, ſo wollte er es. Sie ſagte im Schlafe: der Mann wolle immer in ſeinem Innern, daß man ihn bitten ſolle, daß er ſelbſt komme, er thue das aus Eigennutz, und thue man es nicht, ſo

ſtecke er Nadeln tiefer in eine gewiſſe Pflanze im Keller, wodurch ſie noch mehr an ihn gebunden werde, noch mehr Angſt und Unruhe bekomme. Sie müſſe an ihn ſelbſt ſchreiben.

Dieß that ſie nun im magnetiſchen Schlafe. Man ſandte einen Boten mit dem Briefe ab, und der Teufelsbanner erſchien ſelbſt.

Er hatte ein ſchwarzes, rohes, abſchreckendes Geſicht und äußerſt ſtiere funkelnde Augen. Als er erſchien, lag ſie im magnetiſchen Schlafe. Sie erklärte, daß er nicht ins Zimmer treten dürfe, bevor er nicht vor demſelben geſprochen:

„Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren ꝛc.“

Er that dieß, und nun durfte er eintreten, allein ſie ſprach nichts mit ihm. Sie bat, man ſoll verhüten, daß er ihr, wenn ſie erwache, die Hand gebe, er werde ſie begehren, aber man ſoll ihm das nicht ſagen, ſonſt werde er erzürnt.

Man that nun, als ſie erwachte das Möglichſte, um das zu verhüten, und ſagte es ihr auch wach; aber dennoch geſchah es. Der Mann ergriff ihre Hand, aber im Momente, da er ſie faßte, wurde ſie aufs Fürchterlichſte verkrümmt, ſo daß ſie durch alles Magnetiſiren, Behauchen ꝛc. nicht mehr zurecht zu bringen war. Sie wurde hierauf ſchlafwach und ſagte: man ſoll ihr die Hand ſogleich in fließendes Waſſer tauchen und dann mit warmem Wein waſchen, ſonſt leide ſie den größten Schaden. Nachdem man dieß gethan hatte, verſchwand die Krümmung der Hand wieder.

Das Pulver (das ſie aber immer magnetiſcher machte) nahm ſie noch drei Wochen in ganz kleinen Gaben fort: denn ſie behauptete, wenn ſie von ihm gar nichts nehme, würde ihr der Mann Schaden zufügen. In dieſer Zeit geſchah es, daß das Amulet, das ihr jener Mann geſandt hatte, einigemal ganz von freien Stücken unberührt über ihren Kopf heraus und über ihre Bruſt und Bettdecke, wie ein lebendiges Weſen, vor mehreren Anweſenden, weiter lief, ſo daß man es auf dem Boden fangen und wieder

zurückbringen mußte. Für diese uns freilich unglaubliche Erscheinung sprechen mehrere sehr achtbare Zeugen.

Im magnetischen Schlafe sagte sie darüber Folgendes: „Der Mann macht dieses durch seine böse Kunst, er wirkte magisch auf mich. Er will das Amulet wieder zurück haben, damit man ein neues begehre, weil ich ohne dasselbe jetzt schon einmal nicht mehr seyn kann.“

Sie trug dieß Amulet ein Vierteljahr lang auf dem Rücken. Ich untersuchte es, als es mir nach einem Jahre übergeben wurde und fand in ihm Asa foetida, Sabina, Cyanus, semen stramonii, ein Magnetsteinchen und ein Zettelchen, auf welchem geschrieben stund: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ Ob sie gleich wieder kräftiger wurde, dauerte ihr magnetischer Zustand doch immer noch an, und sie schlief täglich ein-, auch zweimal, magnetisch. Der abermalige Gebrauch des Löwensteiner Bades wäre vielleicht nun angezeigt gewesen, allein man war der Sache zu sehr überdrüssig geworden, und man schrieb ihrem Gatten, sie nach Kürnbach zu holen. Dieser fand sie sehr schwach, und ihre Bestimmungen im magnetischen Schlafe, waren auch noch nicht für diese Reise, aber wach war sie, besonders um ihren Eltern nicht länger mehr beschwerlich zu fallen, für sie. Die Reise wurde gemacht, allein eine Folge derselben war nun das Eintreten der heftigsten Unterleibskrämpfe und Blutflüsse. Früher hatte sie nie Unterleibs-, sondern meistens nur Brust- und andere Krämpfe. Da nun ihr somnambüler Zustand in K. nur zunahm und sie im magnetischen Schlafe immer erklärte, man dürfe sie nicht da lassen, so wurde sie wieder nach O. zu ihren Eltern gebracht. Aber die Reise dauerte vierzehn Tage lang, da unterwegs die größte Schwäche mit beständigem Erbrechen eintrat. Dieses Erbrechen dauerte auch zu O. acht Wochen lang fort. Es kam immer stoßweise vom Unterleib aus und wurde endlich durch kleine Gaben von Opium gestillt.

Nun fing eine besondere Reizbarkeit der Magennerven eine Rolle zu spielen an; es mußte alle Minuten etwas

in

in den Magen kommen, ſonſt erfolgte die furchtbarſte Schwäche. Die Magennerven waren in ſteter Ueberreizung und forderten beſtändig Speiſe; Kraftloſigkeit und Krämpfe dauerten immer an, und eine völlige Nervenzerrüttung trat ein. Zwar brachten ärztliche Verordnungen wieder einige Linderung ihrer Uebel, aber nur ſcheinbar, und man ſah ſich, auch wegen Entfernung der Aerzte, veranlaßt, ſie zu einem ihrer Oheime nach Löwenſtein zu bringen.

Hier blieb ſie drei Tage lang erträglich, aber dann ſtellten ſich Blutflüſſe ein. Sie ſchlief alle Abende magnetiſch und machte ſich Verordnungen, auf die man kein Vertrauen mehr hatte und die man nicht mehr befolgte.

Nun zog man auch mich zu Rathe.

Nie hatte ich vorher dieſe Frau ſelbſt geſehen, aber viel Falſches und Entſtelltes über ſie durch das Gerede der Leute erfahren.

Ich muß bekennen, daß ich dazumal noch die Anſichten der Welt und ihrer Lügen über ſie theilte, daß ich abrieth, auf ihren nun ſchon ſo lang angedauerten ſchlafwachen Zuſtand und ihre Verordnungen in ihm noch einige Rückſicht zu nehmen, ihr bei Krämpfen die Hände aufzulegen, Menſchen mit ſtärkern Nerven in ihrer Nähe zu laſſen, kurz, daß ich den Rath gab: mit Allem dahin zu wirken, ſie aus ihrem magnetiſchen Zuſtand hinaus zu führen und ſie mit Vorſicht, aber rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln, zu behandeln.

Dieſe Anſicht theilte mit mir mein Freund Dr. Oſſ zu Löwenſtein und richtete ein ihr gemäßes Heilverfahren ein. Aber unſer Zweck wurde nicht erreicht. Blutflüſſe, Krämpfe, Nachtſchweiße, dauerten immer an. Das Zahnfleiſch wurde ſcorbutiſch und blutete immer, ſie verlor alle ihre Zähne. Von Arzneimitteln, die nur etwas ſtärkend waren, bekam ſie das Gefühl, als würde ſie in die Höhe gezogen, es wandelte ſie eine Furcht vor allen Menſchen an und nächtlich oft eine Schwäche des Todes.

Man kam auf den Gedanken, dämoniſche Einflüſſe durch Gebet aus ihr zu treiben. Von dort an war ihr Alles gleichgültig, was man mit ihr anfing, ſie wurde wie verſtockt. Es war ihr der Tod zu wünſchen, ſie wurde ein Marterbild und ſtarb nicht. Ihre Verwandten waren in Jammer und Verlegenheit und brachten ſie (faſt gegen meinen Willen) auf gutes Glück, ob noch Heilung auf irgend einem Wege bezweckt werden möchte, nach Weinsberg.

Erſcheinen in Weinsberg.

Frau H. kam am 25. Novbr. 1826 hier an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt, ſich zu heben und zu legen unfähig. Alle 3 bis 4 Minuten mußte ihr ein Löffel Suppe gereicht werden, den ſie oft nicht verſchlingen konnte, ſondern nur in den Mund nahm und wieder ausſpie. Reichte man ihr ihn nicht, ſo verfiel ſie in Ohnmacht oder Starrkrampf. Ihr Zahnfleiſch war dick ſcorbutiſch geſchwollen, immer blutend, ihre Zähne waren ihr in K. alle aus dem Munde gefallen. Krämpfe, ſomnambüler Zuſtand, wechſelten mit einem mit Nachtſchweißen und blutigen Durchfällen verbundenen Fieber. Jeden Abend um 7 Uhr verfiel ſie in magnetiſchen Schlaf. Dieſen fing ſie immer mit ſtillem Gebet an, in welchem ſie die Arme auf der Bruſt gekreuzt hatte. Dann breitete ſie die Arme in gerader Richtung nach Außen aus und befand ſich in dieſem Moment im ſchauenden Zuſtande, und erſt wenn ſie dieſelben wieder auf die Bettdecke zurückgebracht hatte, fing ſie zu ſprechen an. Ihre Augen waren dabei geſchloſſen, ihre Geſichtszüge ruhig und verklärt. Als ſie am erſten Abend ihrer Ankunft in dieſen Schlaf verfiel, begehrte ſie nach mir, ich aber ließ ihr ſagen, daß ich jetzt und in Zukunft mit ihr nur wach ſprechen werde.

Als ſie wach war, ging ich zu ihr und erklärte ihr kurz und ernſt: daß ich auf das, was ſie im Schlafe ſpreche, keine Rückſicht nehme, daß ich gar nicht wiſſen wolle, was ſie da ſpreche, und daß ihr ſomnambüles Weſen, das nun zum Jammer ihrer Verwandten ſchon ſo lange angedauert, endlich aufhören müſſe. Dieſe Eröffnung begleitete ich noch mit einigen, allerdings harten Ausdrücken: denn es war mein

Vorsatz, durch eine ernste psychische Behandlung und dadurch auch durch Hervorrufung eines festen Willens in ihr, vom Gehirne aus das vorwiegende Leben ihres Bauchsystems zu unterdrücken. In jedem ihrer schlafwachen Zustände wurde nun keine Frage mehr an sie, über sie oder Andere gerichtet, man ließ sie in ihnen ganz unbeachtet liegen. Dagegen setzte ich ein rein ärztliches Heilverfahren homöopathischer Art fort. Allein auch die allerkleinsten Gaben von Arzneimitteln bewirkten in ihr immer das Gegentheil von dem, was man durch sie bezwecken wollte. Krämpfe und Somnambulismus stellten sich zwar weniger ein, dagegen aber erschien ein offenbares Gefäßleiden: Zehrfieber, Nachtschweiße, Durchfälle, völlige Erschöpfung und äußerste Abmagerung nahmen reißend zu, so daß das Ende ihrer Leiden in kurzer Zeit zu erwarten war, und ihre Verwandten auch darauf vorbereitet wurden. Es war zur Heilungsweise, die ich einschlagen wollte, zu spät. Durch die frühern magnetischen Einwirkungen so verschiedener Art war ihrem Nervenleben eine zu ungewöhnliche entgegengesetzte Richtung gegeben worden, sie hatte kein Leben mehr, das aus der Kraft der Organe geschöpft wurde; sie konnte nicht mehr anders als von entlehntem Leben, von der Lebenskraft Anderer, von magnetischen Einflüssen leben, wie sie offenbar schon lange nur lebte. In ihren zwar nun seltener stattfindenden magnetischen Schläfen suchte sie immer noch die wahren Mittel zu ihrer Heilung zu erschauen, und es war oft rührend anzusehen, wie sie, in ihr Innerstes zurückgeführt, dieselben zu finden sich abmühte. Der Arzt, der bis jetzt mit seiner Apotheke ihr so wenig zu helfen wußte, mußte oft sehr beschämt neben diesem ihrem innern Arzte stehen, erkennend, daß jener innere Arzt noch immer zweckmäßigere Mittel als er für ihren verzweiflungsvollen Zustand entdeckte.

So fragte ich sie nun einmal, und das erstemal (nachdem ich viele Wochen lang eine rein ärztliche und psychische Behandlung ohne einen Erfolg, ja zu ihrem Schaden, versuchte) im magnetischen Schlafe: ob sie, wenn sie in ihr

Innerstes gehe, fühle, daß eine abermalige, aber geregelte magnetische Behandlung ihr noch Rettung bringen könne? Sie erwiederte: darüber könne sie erst Auskunft geben, wenn sie am andern Abend um 7 Uhr sieben magnetische Striche erhalten habe.

Da ich allen magnetischen Verband noch geflissentlich vermeiden wollte, so gab ich ihr am andern Abend die Striche nicht selbst, sondern bat einen Freund um diese Gefälligkeit. Da erklärte sie schlafwach: daß eine ganz gelind magnetische Behandlung nach sieben Tagen Alles zu ihrer Rettung beitragen werde.

Die sieben ihr gegebenen magnetischen Striche hatten auch schon die Folge, daß sie sich am andern Morgen zu ihrer großen Verwunderung, denn sie wußte selbst nicht wie es geschah, wieder frei im Bette aufrichten konnte und sich weit kräftiger fühlte, als durch alle die bisher versuchten Mittel der Apotheke. So geschah nun, daß vom 22. Dezember an, 27 Tage lang, eine regelmäßige magnetische Behandlung eingeleitet und die von ihrem Innern ausgesprochenen Heilmittel, mit Unterlassung aller andern, angewendet wurden. Obgleich die vielen unabwendbaren Störungen von der Außenwelt eine Heilung (die wohl auch nicht mehr möglich gewesen wäre) verhinderten, und oft sehr verzweiflungsvolle Zustände herbeigeführt wurden, so kam Frau H. doch nach und nach auf diejenige Stufe der körperlichen Kraft, als wohl einem so viele Jahre lang in ungewöhnlichem Leben begriffen gewesenen Nervensysteme wieder zu erreichen möglich war. Aber der sie so tief erschütternde Tod ihres Vaters zernichtete nachher auch diese, und es blieb ihr nur noch das Leben einer Sylphe.

Was aus einem solchen körperlosen Leben nun hervorging (und was uns immer an die Zeit mahnt, wo auch unsere Psyche, der körperlichen Bande los, ohne Hemmung durch Raum und Zeit, frei ihre Flügel entfalten wird), manche Ahnungen an ein inneres Leben des Menschen und an ein Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere — nicht ein

Tagebuch über eine Krankheitsgeschichte — ist nun der fernere Inhalt dieser Blätter. Ich gebe hier reine Thatsachen und überlasse die Erklärung dem Belieben eines Jeden.

Handbücher über den thierischen Magnetismus und andere Schriften haben für diese Erscheinungen schon Theorien genug aufgestellt. Sie sind mir alle bekannt. Es sey mir erlaubt, keiner zu erwähnen, sondern nur hie und da durch Beispiele ähnlicher Erscheinungen darzuthun, daß das, was sich bei dieser schlafwachen Frau ergab, nichts Ungewöhnliches, sondern schon oft, auch in andern, selbst wachen Zuständen Vorgefallenes, in der Natur Gegründetes, durchaus Wunderloses ist. Aber — es können solche Erscheinungen nicht oft genug den Markt des gemeinen Lebens, wenn auch nur auf Augenblicke, als weckende Blitze aus höherer Region durchzücken!

Bild dieser Frau.

Frau H. war auch vor meiner magnetischen Behandlung in einem so tiefen somnambülen Leben, daß sie (wie man noch später zur Gewißheit erfuhr) nie im wachen Zustande war, wenn sie dieß auch zu seyn schien. Freilich war sie wacher als andere Menschen; denn es ist sonderbar, diesen Zustand, der gerade das hellste Wachen ist, nicht wach zu nennen, aber sie war im Zustande des Innern.

In diesem Zustande und dieser Beschaffenheit der Nerven fehlte es ihr ganz an eigner organischer Kraft, und sie erhielt nur noch durch das Ausströmen anderer stärkerer Nervengeister Kraft, durch Ausströmungen, hauptsächlich aus Fingerspitzen und Augen. „Luft- und Nervengeist Anderer," sagte sie, „bringt mir noch das Leben, von diesen muß ich leben. Sie fühlen es nicht, es sind Ausströmungen, die sie sonst ohnedieß verlieren würden, die aber meine Nerven an sich ziehen; nur so kann ich noch leben."

Sie versicherte oft, daß Andere dadurch keinen Verlust leiden, allein es ist doch nicht in Abrede zu ziehen, daß viele Menschen sich nach längerem Aufenthalte bei ihr geschwächt fühlten, ein Ziehen in den Gliedern, ein Zittern u. s. w. empfanden. Sehr viele Menschen fühlten bei ihr bald eine Schwäche in den Augen und dann auf der Herzgrube, erhielten selbst Ohnmachten, und sie sagte selbst auch: daß sie aus den Augen anderer stärkerer Menschen am meisten Kraft an sich ziehen könne. Eine Person, die ihr sehr oft durch Handauflegen die Krämpfe gestillt hatte, bekam ein heftiges Reißen in den Armen, und als dieses aufgehört hatte, stellte sich bei ihr ein Krampfhusten ein,

der ein Vierteljahr lang andauerte und oft die drohendsten Erstickungszufälle verursachte. Eine andere Person, die sonst ganz gesund war und ihr nur wenige Tage abgewartet hatte, wurde, als sie nach Hause kam, von gleichem Somnambulismus ergriffen und schlief ein halbes Jahr lang alle Tage, wie sie, magnetisch.

Von ihr blutsverwandten Menschen vermochte sie mehr anzuziehen als von andern, und als sie schwächer wurde, nur von solchen, wahrscheinlich wegen eines zwischen Blutsverwandten stattfindenden natürlichen Rapports. Um nervenschwache und kranke Menschen, von denen sie nichts an sich ziehen konnte, konnte sie nicht seyn, sie wurde durch diese schwächer. So bemerkt man, daß Blumen bei Kranken die Schönheit bald verlieren, so wie dieselben auch durch Berühren und Pflege gewisser Personen bald vergehen.

Auch aus der Luft schien sie einen besondern ätherischen Stoff als nährendes Lebensprinzip an sich zu ziehen. Ohne ein offenes Fenster konnte sie, auch nicht in der heftigsten Winterkälte, bleiben.

Der Geist aller Dinge, wovon wir in unserm Zustande keinen Begriff haben, war ihr fühlbar und von Einwirkung auf sie; besonders war dieß der Fall beim Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und Thiere. Alle unwägbaren Materien, selbst die verschiedenen Farben des Lichtstrahles, äußerten auf sie besondere Einflüsse. Die elektrische Materie, wo sie für uns nicht mehr sichtbar und fühlbar war, war es für sie. Ja, was unglaublich ist, selbst das geschriebene Menschenwort war für sie fühlbar. Alles dieses zeigte sich bei ihr immer in einem Zustande, der von Jedem für wach gehalten werden konnte und den auch sie meistens dafür hielt; allein es war ein Zustand des Innern, aus dem sie nie mehr heraustrat, und in ihm eine Aufhebung aller Isolirung. Die besondern Erfahrungen und Versuche hierüber werden in diesen Blättern einzeln aufgeführt werden.

Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geiſtiges Licht, das Jedem, der ſie auch nur kurz ſah, ſogleich auffiel, und ſie ſelbſt war in jeder Beziehung mehr Geiſt als Menſch.

Will man ſie mit einem Menſchen vergleichen, ſo kann man ſagen: ſie war ein im Augenblicke des Sterbens, durch irgend eine Firirung, zwiſchen Sterben und Leben zurückgehaltener Menſch, der ſchon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die die hinter ihm liegt, zu ſehen fähig iſt.

Sie war oft in Zuſtänden, wo Menſchen, die wie ſie die Fähigkeit Geiſter zu ſehen gehabt hätten, ihren Geiſt außer ſeinem Körper, der ſie nur noch als ein leichter Flor umſchloß, erblickt haben würden. Sie ſelbſt ſah ſich oft außer dem Körper, ſah ſich oft doppelt. Sie ſagte oft: „Es kommt mir oft vor, als ſey ich außer mir, ich ſchwebe dann über meinem Körper und denke dann auch über meinem Körper. Es iſt mir aber dieß kein behagliches Gefühl, weil ich meinen Körper doch immer noch weiß. Wenn nur meine Seele feſter an den Nervengeiſt gebunden wäre, dann würde ſie ſich auch feſter an die Nerven ſelbſt binden, aber das Band meines Nervengeiſtes wird immer lockerer.“

Es ſchien ihr Nervengeiſt auch wirklich ſo locker mit den Nerven zuſammenzuhängen, daß er bei jeder Bewegung leicht loſe wurde und den Körper vollends verließ, worauf ſie ſich meiſtens auch außer dem Körper, oder, wie man ſagt, doppelt ſah, auch kein Gefühl von Schwere ihres Körpers mehr hatte.

Künſtliche Bildung oder Dreſſur hatte Frau H. nicht. Es war bei ihr bei dem geblieben, was ihr die Natur gab. Sie hatte keine fremde Sprache gelernt, weder etwas von Geſchichte, noch Geographie, noch von Phyſik, noch von ſonſtigem Wiſſen, in dem man das weibliche Geſchlecht jetzt in Inſtituten dreſſirt, war ihr geworden. Bibel und Geſangbuch waren, beſonders in den langen Jahren ihrer Leiden, ihre einzige Lektüre geblieben. Ihr ſittlicher Charakter war durchaus tadellos. Sie war fromm, ohne Frömmelei.

Auch ihr langes Leiden und die Art ihres Leidens erkannte sie als Gnade Gottes, wie auch aus nachstehenden Versen, die sie im schlafwachen Zustande niederschrieb, hervorgeht.

„Erhabner Gott, wie groß ist deine Güte!
Du schenktest mir den Glauben und die Liebe.
Das hält mich fest in meiner Leiden Noth.
In meines Kummers Nacht
Warb ich so weit gebracht,
Zu wünschen Ruhe mir im bald'gen Tod.
Dann aber kam der mächtig starke Glaube.
Die Hoffnung kam, es kam die ew'ge Liebe.
Sie schlossen mir die ird'schen Augenlieder.
O Wonne!
Todt liegen meine Glieder.
Wann in dem Innersten ein Licht entbrennet,
Das Keiner in dem wachen Leben kennet.
Ist es ein Licht? nein! eine Gnadensonne."

Oefters im Gefühl ihrer langen Leiden (dieß aber immer im höhern magnetischen Zustand) machte sie selbst Gebete in Versen, von denen nachstehendes wohl der Anführung werth ist:

„Vater, erhöre mich!
Erhöre mein Beten und Flehen!
Vater! ich rufe zu dir,
Lasse dein Kind nicht vergehen!
Sieh meinen Schmerz,
Meine Thränen,
Flöße mir Hoffnung ins Herz!
Stille mein Sehnen!
Vater! ich rufe zu dir,
Habe Erbarmen!
Nehme doch etwas von mir,
Der Kranken, der Armen.
Vater! ich lasse dich nicht,
Wenn auch Krankheit und Schmerz mich verzehren,
Wenn ich des Frühlings Licht
Seh' nur im Nebel der Zähren.
Vater! ich lasse dich nicht!"

Da ich schon Verse machte, so war es das Nächste zu sagen: Frau H. habe dieses Talent durch meine mag-

netiſche Einwirkung. Da iſt aber zu bemerken, daß Frau H. ſchon ehe ſie in meine Behandlung kam, ſolche kleine Verſe machte. Nicht ohne tiefere Bedeutung war Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzneikunde zugleich. Schlafwachen geht im Innern die Kraft zu dichten, zu ſehen und zu heilen auf. Wie herrlich verſtanden die Alten dieſen Zuſtand des Innern, wie klar lag er wohl in ihren Myſterien aufgedeckt!

Der große Arzt Galen verdankt einen Theil ſeiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen *).

Bekannt iſt, daß das ärztliche Wiſſen Somnambüler fälſchlich auch ſchon als vom behandelnden Arzte und Magnetiſeur auf das Somnambüle übergegangen, hergeleitet und erklärt wurde.

Die Lüge der Welt über Frau H. war groß! Das war ihr wohl bekannt. Als ſie eines Tages viele Läſterungen der Menſchen über ſich hören mußte und davon endlich ſehr angegriffen ward, ſtand zu erwarten, ſie werde ſich nun Abends im magnetiſchen Schlafe darüber äußern, aber es geſchah nicht, ſie ſagte nur: ſie greifen meinen Leib, aber nicht meinen Geiſt an. Ihr Geiſt, im Bewußtſeyn der Unſchuld, erhaben über ſolches Gerede, blieb ruhig und entwickelte nur geiſtige Dinge.

Einmal ſchrieb ſie im ſchlafwachen Zuſtand auf ein Papier und ſandte es uns:

„Wenn man Böſes von mir redet,
Lügen glaubt und Lügen ſpricht,
Und euch's in die Ohren flötet,
Glaubt ihr's oder glaubt ihr's nicht?"

Ich antwortete ihr:

---

*) Scaligeri de insomniis comment. in libr. Hippocr. Gieſsae 1600. 12. p. 10. — Sprengels Geſchichte der Arzneikunde 2ter Theil. S. 97. — Galenus ſagt, daß er Stunden weit im Schlafe [illegible]

„Uns erscheinst du gut und rein.
Mögen Andre anders denken.
Unsern Glauben kann nichts lenken.
Als der eigne Augenschein."

Aber die unsinnigsten Lügen wurden über diese Frau in das Land hinaus verbreitet, und die verschiedensten Menschen drangen sich (zu meinem tiefen Kummer), in der Absicht Wunder zu sehen, an ihr Krankenbette.

Viele, die man abwies, nahmen durch Lügen Rache, und durch keine Geschichte wurde mir die Lust der Welt an Lüge und Verleumdung so offenbar als durch diese.

Sie aber begegnete allen Menschen mit gleicher Freundlichkeit, kostete es auch ihrem Körper Opfer, und selbst die, die sie am meisten lästerten, wurden oft von ihr vertheidigt. Es kamen böse und gute Menschen zu ihr. Sie fühlte das Schlechte im Menschen gar wohl, fällte aber nie Urtheile, hob gegen keinen Sünder einen Stein auf, mochte aber in manchen Sündern, die sie um sich duldete, Glauben an ein geistiges Leben erweckt und sie gebessert haben. Oft waren in ihrem Abendschlafe Menschen gegenwärtig, die durch ihr Psychisches störend auf sie wirkten, sie unterbrach aber lieber, zum Schaden ihrer Gesundheit, ihren Schlaf, als daß sie sie gehen hieß, was sie übrigens in früherer Periode mit dem Ausdruck: „es ist eine Wolke im Zimmer" noch gethan haben soll. Daher finden sich auf ihrem Sonnenkreise (s. jene Zeichnung Taf. I.) so viele magnetische Schläfe verzeichnet, die in die Außenwelt gingen, die für Andere, nicht für sie waren.

Einmal erschien während ihres Schlafes, der puren Neugierde wegen, ganz unangefragt ein Mann, der noch dazu betrunken war. Dieser nahm ihr auf einmal den Schlaf, und als er sie nach ihrem Erwachen mit einer ganz unverschämten Neugierde ansah, wirkte sein Blick so nachtheilig (so gläsern) auf sie, daß sie später, selbst durch magnetische Striche, die ich ihr gab, nicht mehr in Schlaf kommen konnte.

Als sie Morgens sieben Uhr darauf in halbwachen Zustand kam, schrieb sie folgende Reime, die sie mir sandte:

„Sage mir, was fang' ich an,
Daß ich wieder schlafen kann?
Jener nahm mir so den Schlaf,
Daß die Stricke mich machten wach.

Nun aber fällt mir ein Mittel ein:
Dieses Mittel ist ein Stein,
Röthlich gefärbt in des Steinmanns Schrein;
Im Unterleib macht er mir Schmerzen,
Doch bringt er Schlaf, den wünsch' ich mir vom Herzen.

Es war dieser Stein röthlich gefärbter Flußspath in dem Steinkabinet meines Freundes Titot (das ihr bekannt war), den sie der Versuche mit Mineralien wegen, die er an ihr machte, nur den Steinmann hieß. Diesen Stein erkannte sie unter mehreren, die T. zum Versuche sandte, als den erwünschten.

Man mußte ihr ihn Abends Schlag sieben Uhr in die Hand geben, worauf sie endlich wieder magnetisch schlief. Als sie erweckt war, sagte sie: „es ist mir nun doch ganz anders als vorher, nun sehe ich doch das Gesicht jenes Mannes nicht mehr!"

(Ueber die Wirkungen des Flußspathes auch sonst auf sie siehe die hier folgenden mineralogischen Versuche.)

Ihren Körper noch betreffend, so umgab dieser (wie schon berührt) den Geist nur noch wie ein Flor.

Sie war klein, ihre Gesichtszüge orientalisch, ihr Auge hatte den Stechblick eines Seeraubes, der durch den Schatten langer dunkler Wimpern und Augbraunen noch gehoben wurde. Sie war eine Lichtblume, die nur noch von Strahlen lebte.

Ihre Verhältnisse zur physischen Außenwelt.

Ihr äußeres Nervensystem.

Es beruhen die hier verzeichneten Einwirkungen der Natursubstanzen auf das äußere Nervensystem der Frau H. hauptsächlich darauf, daß im magnetischen Leben das äußere Nervensystem eben so intensiv wird, als es im wachen Leben das innere ist. Im magnetischen Leben wird der Nervengeist leicht entbunden, und alle Eigenschaften und Kräfte, die in den Natursubstanzen liegen und dem im wachen Leben gebundenen Nervengeiste unfühlbar bleiben, werden nun dem freigewordenen Nervengeiste im Augenblicke offenbar und bringen Erschütterungen im Nervensystem hervor, die den ihnen innewohnenden Eigenschaften entsprechen, da im Gegentheil im wachen Leben der Nervengeist das ihm nur mögliche Gleichgewicht mit allen Natursubstanzen hält.

Daß die linke Körperseite der Frau H. für derlei Einwirkungen eine größere Empfänglichkeit als die rechte zeigte, möchte aus der verschiedenen Polarität der verschiedenen Körperhälften hervorgehen und dieselbe als die negative, schwächere bezeichnen.

Ihre Verhältnisse zu Mineralien.

In Stein und Metall, so wie auch in Pflanzen und thierischen Körpern, liegen eine Menge verschiedener Kräfte und Elemente eingekerkert und gebunden, die für uns nur dann fühlbar werden, wenn wir aus jener Isolirung, in der uns das gewöhnliche Leben hält, treten. Dieß zeigt sich nicht nur

in magnetiſchen Zuſtänden, ſondern auch in andern gewiſſen, von den gewöhnlichen abweichenden Nervenſtimmungen, bei mehr oder weniger entbundenem Nervengeiſte.

So ſind an einer ſehr großen Zahl von Menſchen die Erſcheinungen der Rhabdomantie unbeſtreitbar, aber allerdings äußern ſie ſich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, wahrſcheinlich je nachdem der Nervengeiſt ſich bei einem Menſchen mehr oder weniger zu entbinden fähig iſt, bei vielen gar nicht, und die Zahl derjenigen, die dieſe ſo offenbare Erſcheinung auch bei andern noch nicht anerkennen, möchte hauptſächlich aus der Menge letzterer hervorgehen.

Del Rio erzählt, daß es in Spanien Menſchen gebe, die man Zahuris nennt, welche unter der Erde verborgene Dinge, Waſſer, Erzadern und Leichname ſehen.

Gamaſche, eine Portugieſin, die zu Anfang des 17-ten Jahrhunderts lebte, beſaß das Vermögen, 60 Spannen tief unter die Erde zu ſehen und hauptſächlich alles Metall und Waſſer in ihr angeben zu können.

Zſchokke gibt in den Ueberlieferungen Nr. 12. 1818. von einem 25jährigen Mädchen aus Schwaben Nachricht, Namens Katharina Beutler, die die Erſcheinungen der Rhabdomantie in einem äußerſt hohen Grade zeigte. Ueber Eiſenerz- oder Schwefelkieslagern fühlte ſie ihre Zunge wie von kaltem Waſſer berührt. Eine gewiſſe Wärme verbreitete Schwefel in ihr. Steinkohlenlager erregten in ihr neben dieſer Wärme eine höchſt unangenehme Empfindung, die ſich beinahe zu Ohnmacht und Krämpfen ſteigerte. Mergel machte ihr eine Art Brennen im Innern des Leibes, Gyps eine krampfhafte Zuſammenziehung im Halſe, Muriacit Stechen auf der Zunge, Alaun ein kaltes, beißendes Waſſer an den Zähnen, Blei eine unbehagliche Schwere im Leibe, Arſenik ſtarkes Schlagen im Kopfe, Kupfer ein warmes bitteres Waſſer im Mund, Silber ein ſeltſames Drücken und Beklemmung im Innern, Gold Schwäche in den Füßen, Salz einen ſalzigen Geſchmack im Munde und ein Schwellen der Haut an Händen und Füßen, welches auch für Andere ſichtbar war.

Zschokke versicherte, diese Person habe ihm, selbst in dunkler Nacht, die verschiedene Güte der Eisenerze bei Aarau, über die er sie führte, die Richtung eines auf eine Salzquelle gebauten Stollen und im Gebirge Gypslager richtig nachgewiesen, ohne gefragt zu werden.

Ritters Versuche mit dem italienischen Bauern Camperti sind bekannt.

Vom Gefühl für den Geist der Steine und Metalle im magnetischen Schlafwachen sprechen viele Tagbücher Somnambüler.

Geht aus diesen auch nur eine individuelle verschiedene Empfänglichkeit für verschiedene mineralische Körper hervor, so sprechen sie doch immer für eine selbstständige siderische Wirkung derselben. Allerdings liegt es auch in dem Wechsel der Lebenszustände, daß solche Versuche an verschiedenen Schlafwachen auch verschieden ausfallen müssen.

Hofrath Erdmann in Dresden erzählt von einer Somnambülen, deren linker Arm (wie auch bei unserer Seherin der Fall war) eine besondere Empfindlichkeit für Metalle hatte. Legte man ihr Metalle in die rechte Hand, so blieb diese still, aber die linke bewegte sich immer. Diese Erscheinung zeigte sich bei ihr aber nur im somnambülen Zustande, wach kannte sie alle Metalle ohne Erfolg berühren, mit eisernen Stricknadeln den ganzen Tag über stricken. Machte man aber nur drei Striche über ihr Gesicht und brachte sie dadurch in Schlaf, so erregten ihr die Stricknadeln sogleich die krampfhaftesten Verdrehungen des Armes. Es möchte aber in Stein und Metall nicht nur eine solche siderische, magnetisch wirkende, sondern auch eine geheime magische Kraft gebunden liegen.

Schon das hohe Alterthum, schon Orpheus, schrieb den Steinen eine besondere geheime, unsichtbar wirkende Kraft zu. Die Erde, singt Orpheus (Ὀρφεως ἅπαντα Lithica edit. Gesneri), erzeugt den armen Sterblichen Gutes und Böses, aber gegen jedes Böse hat sie auch ein Mittel erzeugt. Aus der Erde ist jede Art Steine erzeugt, in denen eine verschiedene und unendliche Kraft verborgen liegt.

Ritt

Alles was Wurzeln leisten können, das leisten auch Steine. Die Wurzeln haben zwar eine große Kraft, aber eine noch größere die Steine; wenn anders die Mutter dem zu erzeugenden, aber niemals alternden Steine frische und unverdorbene Kräfte darreicht. Die Wurzel grünt nur eine kurze Zeit und stirbt; nur so lange man Früchte aus ihr haben kann, dauert ihr Leben. Wenn sie aber ausgelebt, was soll man von der todten hoffen u. s. w.

Die jüdischen Hohenpriester trugen einen mit Edelsteinen besetzten Schild auf der Herzgrube, der in ihnen die göttlichen Weissagungen erzeugte. Aristoteles, Dioskorides, Galenus, Isidorius, Avicenna, Albertus Magnus und hauptsächlich auch Plinius, schreiben von der magischen Kraft der Steine. Manche Steine, wie z. E. der Amethyst, deuten schon in ihrem Namen auf die ihnen zugeschriebene Kraft. Die Buddhisten hatten besondern Glauben an die Kraft des Sapphirs. Der Diamant, an den linken Arm gebunden, war ein Talisman gegen wilde Thiere, Gift und böse Geister. Den Achat rühmte man gegen den Stich des Skorpions, und an der linken Hand getragen, machte er den Besitzer weise und angenehm. Unter das Haupt eines Schlafenden gelegt, zeigte er diesem vielerlei Traumbilder. Der Rubin zog Schnupfen und böse Dünste an. Der Granat machte das Herz fröhlich, der Chalcedon sieghaft, der Topas keusch. Der Lasurstein an den Hals junger Kinder gehängt, benahm denselben die Furcht. Der Smaragd bewahrte vor fallender Sucht. Der Sapphir wirkte abführend und wurde innerlich gegen die Wassersucht gebraucht. Der Jaspis machte das Auge hell und stillte das Blut. Der Amethyst vertrieb die Trunkenheit, gab gute Gedanken und Verstand. Der Gagat beförderte die Geburt und benahm, am Halse getragen, böse Phantasie; der Chrysolith die Melancholie. Beryll, innerlich genommen, diente gegen die Schwachheit der Leber, bewahrte vor Feinden und machte lustig. Der Chrysopras stärkte Herz und Auge. Der Bergkrystall rub-

lich löschte den Durst, stillte, am Halse getragen, den Schwindel, und innerlich einer Frau gegeben, brachte er Milch in die Brüste.

Marbodus aus Anjou (geb. 1036) schrieb von den Kräften der Edelsteine ein didaktisches Gedicht. Theophrastus sagt (in seiner Chirurgie 1. Bd. S. 31.): „Also sind auch wiederum Stein gewesen, welcher sie bei ihm getragen hat, denselben haben sie bewahrt vor solchen Krankheiten. Es wurden auch Stein durch die Magos bereitet, welcher sie getragen hat, dem ist das Fieber vergangen, etliche zu andern Krankheiten, sondern auch wunderbärlich zu den Wunden, zum Blutstillen, Gliedwasser, Gicht, fallende Sucht. Dieselbe Stein aber sind nimmermehr in solchen Kräften: denn der Himmel ist jetzt in einer andern Eigenschaft denn zu derselben Zeit."

Und wäre der Himmel auch noch in derselben Eigenschaft, das er aber allerdings nicht mehr ist, so ist es wohl das unter ihm wandelnde Menschengeschlecht noch weniger. Daher halte man diese Ansicht des Alterthums von der Wirkung der Steine nicht für eine völlig dichtende. Als der Mensch noch in einem der Natur getreuern, einfachern Zustande, mit weniger Erde als die Kultur um ihn baute, umgeben, geistiger war, war auch alles Geistige, selbst der für ihn jetzt todte Geist des Steins, fähig auf ihn einzuwirken. Nun aber, mit seinem dreifach um die Seele gewundenen Gürtel von Erde, können nur mechanische und roh chemische Einflüsse zur Behausung der Menschenseele, dem Gewebe der Nerven, durchdringen, bis, wie es bei unserer jetzigen Generation beinahe zu seyn scheint, es immer mehr selbst der Gifte aus den drei Reichen der Natur bedarf (die nun auch zu den gewöhnlichsten Heil- und Hausmitteln wurden), diese isolirende Masse zu durchbrechen, auf daß Geist auf Geist wirke. Nur im Gebiete des magnetischen Lebens, das uns überhaupt in so manchen Beziehungen von dem frühern Naturzustande, der Integrität des Menschen, eine Ahnung gibt (so wie von seinem künftigen, von den Banden des Körpers befreiten), sehen wir manche

Erſcheinungen wieder in die Wirklichkeit kehren, die wir zu den dichtenden Anſichten des Alterthums rechneten.

Noch herrſcht im jetzigen Oriente die gleiche Anſicht von den Steinen. Aller Schmuck wird im Oriente beim Gebete abgelegt, nur die koſtbaren Steine nicht. Man glaubt da noch heut zu Tage, daß gewiſſen Steinen gewiſſe Kräfte gegen Krankheiten, Zauberkünſte u. ſ. w. inwohnen. Man trägt den Türkis und Jaſpis, den Sardonyx und Diamant nicht allein des Schmuckes wegen, ſondern auch um ſich gegen manche unangenehme Zufälle des Lebens zu ſchützen.

Schubert ſagt (Naturgeſchichte S. 361): „Es erſcheint in vieler Hinſicht das Steinreich als eine Welt voll tiefer Andeutungen auf die Region des Geiſtigen hin und voll magiſcher Beziehung auf die Natur des Menſchen: denn nicht bloß hat eine zum Theil dichtende Anſicht des Alterthums, von der Bedeutung und Kraft der Steine, einigen von dieſen bald die Eigenſchaft beigelegt, innerlich wach und nüchtern zu erhalten, oder prophetiſche Träume zu erwecken, bald das Vermögen durch öftern Anblick Heldenmuth mitten in Gefahren zu geben; ſondern es hat auch die in neuerer Zeit bekannt gewordene Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens, ſo wie des Metallfühlens, gezeigt, daß die Berührung, ja ſchon die bloße Nähe der Metalle, noch auf ganz andere, tiefere Weiſe auf den Menſchenleib einwirke, als auf eine bloß mechaniſche.“

So wird es nun auch oft unmöglich für die Wirkung der hier verſuchten Mineralien eine bloß mechaniſche Weiſe aufzufinden, ihre Wirkung immer bloß aus der Qualität ihrer chemiſchen Elementarſtoffe herzuleiten, und es iſt ihr Einfluß wohl ſehr oft dem ihnen inwohnenden, von uns noch nicht erkannten beſondern Geiſte, wollte man dieſen auch unter die elektriſchen oder magnetiſchen Kräfte zählen (dem was Helmont in den Mineralien Bur nennt, in den Pflanzen Leffaé), zuzuſchreiben. So ſagte unſere Seherin einmal im ſchlafmachen Zuſtande von dem Doppelſpath: „ich fühle in dieſem Steine ein beſonderes Wachsthum, und das iſt es, was

mich schlafwach macht.“ So machte sie auch der Sapphir halbwach, wozu kein Grund in seinen chemischen Elementarstoffen aufzufinden ist, und so liegt es auch nicht in den Bestandtheilen des Gypsspathes, daß dieser ihr kalten Schauer und Krampf verursachte, welches gleichfalls der Glimmer enthaltende Aventurin that. Mineralien, welche magnetische Kräfte besitzen, sah man von ihr angezogen werden, z. E. den Augit, den Spinell. Den Magneteisenstein aber sah man von fürchterlicher Wirkung auf sie, und das wohl nicht bloß wegen seines Eisengehaltes; obgleich Eisen und auch andere, selbst schwer oxydirbare Metalle, wie Platina, Gold, Silber u. s. w. auf sie von heftiger Einwirkung waren.

So konnte man auch dem widrigen Einflusse, den Metalle und namentlich das Eisen und Chrom auf sie äußerten, den Umstand zuschreiben, daß die meisten gefärbten Steine ihr widrige Empfindung und Krampf verursachten, z. E. ein eisenhaltiges Stück Kalkspath, während der isländische Doppelspath ihr keine Krämpfe erzeugte. Ferner der Granat, Schörl, Smaragd, Strahlstein, Rauchtopas, Amethyst, rother Quarz, Oeschelbrunner Quarz, Chrysopras, Karniol, rother Jaspis, Labrador-Feldspath, grüner Feldspath (während der Feldspath-Porphyr sie gleichgültig ließ), Lasurstein, Siegelerde, Steinmark, Türkis u. s. w.

Aber dieser Umstand, daß gefärbte Steine größere Wirkung auf sie hatten, konnte auch wohl von den Bewegungen des Lichtes herrühren, die sich auf ihnen anders gestalten. So sah Ennemoser, daß eine sehr empfindliche Frau durch den Rubin sehr erregt wurde, während sie ein heller Krystall beruhigte. Frau H. sah zwar die Mineralien nie an. Allerdings aber brachten auch viele dieser Mineralien, in denen sich chemisch die gleichen Bestandtheile vorfinden, auch gleiche oder ähnliche Wirkungen hervor, wohin besonders die Steine aus dem Kieselgeschlechte zu rechnen sind.

Schon in den frühern Krankheitsperioden unserer Seherin sah man Glas und Krystall auf sie von ausgezeichneter Einwirkung. Aus ihrem somnambülen Zustande ließ sie sich

immer durch Glas, ſpäter Bergkryſtall, erwecken, und blieb dieſer längere Zeit auf ihrer Herzgrube liegen, ſo trat eine völlige kataleptiſche Erſtarrung all ihrer Glieder ein. Gleiche Wirkung hatte Sand auf ſie. Ja ſchon das längere Stehen an einem Glasfenſter bewirkte dieſe kataleptiſche Erſtarrung. Der Geruch des Sandes oder der Kieſelerde wirkte immer wohlthätig auf ihre Nerven, ſie hatte für ſie einen ganz aromatiſchen Geruch. Sie ging dieſem Geruche oft an die Fenſter nach und roch an dieſen. Sie fühlte dieſen Geruch hauptſächlich auf der Herzgrube, und von da aus wirkte er auf den ganzen Körper wohlthätig. Einſt vermißte man ſie lange, und endlich fand man ſie auf dem obern Boden des Hauſes in einer Kammer, in der Sand war, auf einem Sandhaufen ſitzen, von dem ſie nicht mehr herunterkommen konnte, weil ſie ganz ſteif wurde. Daſſelbe geſchah, wenn ſie ſich, ohne an den Erfolg zu denken, auf eine Bank oder eine Staffel von Sandſtein ſetzte.

Den Geruch der meiſten Steine, die zum Kieſelgeſchlechte gehören, bezeichnete ſie als angenehm, und dieſe Steine, die vermittelſt ihrer Kieſelerde ſo große Härte beſitzen, daß ſie dem Stahl Funken entlocken, erzeugten alle mehr oder weniger jene Muskelrigidität, gleichſam ſelbſt eine Verſteinerung in ihr. Dieß that, wie ſchon bemerkt, der Bergkryſtall am ausgezeichnetſten, der häufig 99 Proz. Kieſelerde enthält, und als reine kryſtalliſirte Kieſelerde, als Repräſentant derſelben, zu betrachten iſt. Im mindern Grade war es der Fall bei dem Granat, Haarkryſtall, Amethyſt, edlem Opal, Holzſtein, Baſalt, Baſalttuff und einigen andern Steinen, die zu dieſem Geſchlechte gehören.

Die der Kieſelerde chemiſch entgegengeſetzte Flußſpathſäure bildete auch hier einen Gegenſatz. Erzeugte die Kieſelerde in ihr Erſtarrung, entzog ſie ihr den magnetiſchen Einfluß und erhielt in ihr das Gehirn wach, ſo brachte dagegen der Flußſpath in ihr höchſte Muskelweichheit bis zum Gefühle, als hätte ſie Waſſer im Unterleib, und helles Schlafwachen, aber ſchlafendes Gehirn hervor, einen Zuſtand, aus

dem sie wieder Kieselerde (der Bergkrystall) als Gegensatz brachte, so wie nur magnetisches Wasser ihr die Muskelrigidität, in die sie die selbst so rigide Kieselerde versetzt hatte, wieder löste. Wachen und äußere Hellheit erzeugte ihr überhaupt der helle Bergkrystall noch vor dem künstlich gemachten Glase und bestätigte dadurch auch seine Lichtnatur „als das leuchtendste und dem Lichte am nächsten stehende in der Steinwelt.“

Der weiße Schwerspath (die schwefelsaure Schwererde) vermochte hauptsächlich auch, ihr die von Krämpfen gekrümmten Glieder wieder zu lösen, er wirkte in jeder Lage nur wohlthätig und erwärmend auf sie, welche wohlthätige Wärme aber durch den ausgeglühten Schwerspath bis zur Aufreizung ihres Gefäßsystems, heftigem Fieber, gesteigert wurde. Durch das Ausglühen des Schwerspaths in Berührung mit Kohle wurde das Krystallisationswasser und ein Theil der Schwefelsäure ausgetrieben, und es blieb dafür geschwefelte Schwererde zurück. Die angenehme Empfindung, die Schwererde auf sie hatte, wurde, denkt man hier an die chemischen Elementarstoffe, vielleicht durch ihre Verbindung mit Kohlensäure im Witherit zur höchsten Aufreizung, namentlich in den Nerven des Zwerchfells, gesteigert, und machte ihr heftiges Lachen. Wahrscheinlich durch diesen Einfluß der Kohlensäure erzeugte ihr auch der kararische Marmor eine lebhafte Muskelbewegung, und sie sagte: er gehe ihr durch Alles, sie könne ihn nicht leiden, weil sie sich immer bewegen müsse, er sey ihr aber nicht widrig.

Die Versuche mit Gyps, Anhydrit ꝛc. zeigen vielleicht, daß auch die Schwefelsäure nicht weniger stark auf sie wirkte.

Dagegen ließen sie vulkanische Produkte, z. E. Lava, Puzzolanerde, Bimsstein, gleichgültig, vielleicht als ausgebrannte, ausgelebte, todte Massen. Gemengte Fossilien, wie Feldspathporphyr, Natrolit und Klingstein, hatten keine Wirkung auf sie. Ausschließlich zuwider, vielleicht wegen ihres betäubenden Kohlenstoffes (versucht man auch hier eine

chemiſche Erklärung), waren ihr Erdharze, z. E. Steinkohlen, Schwefel, Graphit, Ambra u. ſ. w.

Auf Art und Weiſe, mit der dieſe Verſuche mit Mineralien an der Kranken angeſtellt wurden, mußte allerdings, um ein untrügliches Reſultat zu erhalten, Vieles ankommen. Es war auch nicht genug an Einem Beobachter; und der Magnetiſeur hätte vielleicht durch die eigene Berührung der Mineralien, durch ſeinen eigenen Einfluß die Wirkung derſelben ſtören können. Auch war ein zweiter Beobachter deßwegen erwünſcht, weil alle magnetiſchen Erſcheinungen beſonders denjenigen Menſchen, die nur in der iſolirenden Glastafel des Gehirnes denken, als durchaus nicht exiſtirend, als Lug oder Täuſchung erſcheinen und Kraft ihrer geiſtigen Iſolirung auch ſo erſcheinen müſſen. Dieſer Beobachter war mir an Herrn Konſulent Titot von Heilbronn.

Es iſt nicht zu verkennen, daß viele der angeſtellten Verſuche noch zu einem weitern Reſultate geführt haben würden, hätte man das angewandte Mineral länger und auch mit andern Theilen des Körpers dieſer Frau, namentlich mit der Herzgrube, in Verbindung gebracht, und dieß nicht im wachen (wenigſtens anſcheinend wachen), wie durchgängig geſchah, ſondern im ſomnambülen Zuſtande. Ich konnte aber als Arzt unmöglich auf mich nehmen, dieſe ſo äußerſt reizbare Frau zu lange dieſen ſideriſchen Einflüſſen auszuſetzen; ich vermied die Herzgrube, als den Centralpunkt des Ganglienſyſtems, und ließ ſie die Steine immer in der linken Hand halten, die nach ihrer Ausſage bei Weitem fühlender als die rechte Hand war, was mich an die Meinung der Alten mahnt, die dem Diamante und Achat die obenbezeichnete Wirkung hauptſächlich nur dann zuſchrieben, wenn ſie an der linken Hand getragen wurden. Aus gleicher Urſache und um ihr ſomnambüles Leben nicht zu ſtören, gab ich ihr auch nie einen Stein in der Stunde des hellen Schlafwachens zur Unterſuchung hin, und das Reſultat ſchien mir auch natürlicher und auf Andere anwendbarer zu ſeyn, wenn es durch Verſuche im gewöhnlichen wachen Zuſtande erhalten wurde. Sobald

man einen Krampf oder sonst einen widrigen Einfluß des Steins auf sie bemerkte, wurde derselbe aus ihrer Hand entfernt, wo er vielleicht bei längerer Verbindung mit ihr noch weitere Erscheinungen gezeigt hätte. Sie äußerte selbst einmal, man solle ihr die Steine länger lassen, weil mancher sehr langsam wirke und zuerst nur auf die Hand, auf den Arm und dann erst auf die entferntern Theile ihres Körpers Einfluß äußere. Gemeiniglich fühlte sie den Einfluß zuerst in Hand und Arm, den sie meistens als ein Gefühl von Laufen den Arm entlang beschrieb, und dann kam der Einfluß vom Arme aus in den Magen, ein Strömen vom Arme ins Sonnengeflecht, und von diesem aus verbreitete sich dann erst die Wirkung nach entferntern Regionen des Körpers, nach der Lunge, dem Herzen, den Augen, dem Gehirne u. s. w. Es wäre auch zu wünschen gewesen, um den größern oder geringern Einfluß eines Minerals vor dem andern zu erproben, daß man zu den Versuchen sich immer gleich großer Stücke bedient hätte, aber gleich große Stücke sind in Mineraliensammlungen nicht zu erhalten. Die Schwere eines jeden Fossils wurde in den hier verzeichneten Versuchen meistens bemerkt. Um besonders auch dem Einwurf zu begegnen, als sey die verschiedene Wirkung der Mineralien, hauptsächlich von der Vorstellungsart, die der Magnetiseur sich schon zum Voraus von der Wirkung jedes gerade zu versuchenden Minerals gemacht, geleitet werden, machte ich mit einer Reihe der stärker wirkenden Mineralien, z. E. Platina, Kupfer, Magneteisenstein, Schwerspath, Bergkrystall, Flußspath, Witherit u. s. w., auch Versuche auf nachstehende Weise: Ich ließ der Seherin eine Schnur in die Hand geben, die fünf Ellen lang durch die verschlossene Thüre geleitet wurde. Vor der verschlossenen Thüre brachte nun eine andere Person das Mineral (ohne daß mir bekannt war welches gerade), nach eigener Wahl eines um das andere in verschiedenen Stunden, durch Umwicklung mit der Schnur in Verbindung mit der Seherin im Zimmer, die ich daselbst stillschweigend beobachtete und meine Beobachtung verzeichnete. Der Erfolg war (wie sich dann aus der

niedergeschriebenen Beschreibung und der mir erst später bekannt gewordenen Reihenfolge, in der die Mineralien mit der Schnur in Verbindung gesetzt wurden, ergab) der gleiche mit dem Erfolge, wenn die Seherin das von mir gesehene Mineral in die linke Hand genommen hatte, nur war er langsamer und weniger heftig.

Auch Wasser, in das ich Mineralien nur auf kurze Zeit gelegt hatte, wirkte auf gleiche, wenn auch mildere Art, wie die Mineralien, wurde ihr dasselbe innerlich gegeben, oder in die linke Hand getröpfelt. Am auffallendsten war dieß der Fall mit dem Wasser, in das ich Witherit legte. In diesen für sie zu Mineralwassern gewordenen Wassern hätte die Chemie gewiß auch keine anderen Bestandtheile entdeckt, als die ihnen gerade als gemeine Brunnenwasser inwohnen, die auf diese Kranke doch nicht diese Wirkung hatten. Dieß möchte auch dahin deuten: daß viele Mineralwasser ihre oft sehr auffallende Wirkung nicht gerade ihren palpablen chemischen Bestandtheilen allein zu verdanken haben. Von einem und nur so kurze Zeit im Wasser gelegenen Witherit löst sich nichts auf, aber sein Geist (das ihm anhangende besondere imponderable Fluidum, Leben van Helmonts Bur) konnte sich, wie das magnetische Fluidum, mit dem Wasser verbinden.

Auch noch unter einer andern Form wurden die Versuche dadurch gemacht, daß man der Seherin eine Wünschelruthe von Haselnuß und auch einen Pendel von gleichem Holz in die linke Hand gab, und sie auf die untergelegten Mineralien wirken ließ. Auch dadurch wurden die Versuche, in denen man ihr die Mineralien direkt in die linke Hand gab, völlig bestätigt. Diejenigen Mineralien, die, in ihre Hand gelegt, keine Wirkung auf sie äußerten, zogen auch die Wünschelruthe oder den Pendel nicht an, und umgekehrt. So zeigte sich die Platina als mächtig ziehend, Glaskopf sehr stark ziehend, Gold stark ziehend, Silber weniger, Hyacinth sehr stark ziehend, Serpentin ziehend, Olivin stark ziehend, Feldspath mit Porphyr bringt den Pendel in Ruhe, zieht nicht, eben so Bergkrystall. Grüner Feldspath wirkt ziehend, eben so

Witherit, Thonschiefer wirkt gleichgültig, Schwerspath zieht mild, Strahlstein stark u. s. w.

Es zeigte sich die Wünschelruthe oder der Pendel somit nur als sichtbarer Zeiger der auf die Nerven wirkenden siderischen Kraft, die sich mit einem aus den Nerven über jene Zeiger strömenden geistigen Fluidum zu verbinden schien.

Sicherer hätte man vielleicht auch gehandelt, an einem Tag nur Einen Versuch anzustellen, denn die Seherin behielt die Disposition für solche Eindrücke nicht immer in gleichem Grade. Doch wurden die Versuche immer in solchen Stunden angestellt, wo die Disposition hauptsächlich vorhanden war: des Abends. Hätte man täglich nur Einen Versuch gemacht, so wäre im Interesse dieser Versuche zu befürchten gewesen, daß die Kranke ihre Empfänglichkeit früher verloren, als die Versuche beendigt worden.

Auch mit seiner Mineraliensammlung unterstützte mich bei diesen Versuchen Hr. Konsulent Titot von Heilbronn, ein Freund der Natur und der Wahrheit. Dieser war von Allem Zeuge; wie denn auch eine sehr große Zahl anderer verschiedener würdiger Männer, worunter fünf ausgezeichnete Aerzte, einen Theil dieser Versuche mit ansahen, und namentlich wurde die auffallende Wirkung der Kieselerde von einer großen Reihe Anderer auch beobachtet.

Die Art und Weise, wie diese Versuche angestellt wurden, berichtet Hr. Konsulent Titot in einem Schreiben an einen seiner mineralogischen Freunde, und ich setze dessen eigene Worte, besonders zum Frommen der Zweifler, hieher:

„Dr. Kerner und eine der Schwestern dieser kranken Frau, manchmal auch noch andere Leute, waren zugegen, als die Versuche angestellt wurden.

Dieselbe war dabei immer in einem scheinbar wachen Zustande *). Man wählte jedoch den Nachmittag oder Abend,

*) Daß aber auch dieser Zustand kein wirklich wacher zu nennen war, zeigte sich in der Folge.

weil sie Vormittags weniger empfänglich war. Mancher Versuch hatte jedoch zur Folge, daß sie halbsomnambül wurde, wie z. E. der mit Flußspath.

Dann wurde sie bald befragt, ob man sie wieder wecken solle, weil ihr der außergewöhnliche Schlaf schädlich war, und sie verlangte dieses bald. Man gab ihr ein Trinkglas, später den Bergkrystall in die linke Hand, und sie erwachte nach vorangegangenen Erschütterungen. Sie lag dabei stets in ihren Kleidern auf oder im Bette. Das Fossil wurde ihr in die Fläche der linken Hand gelegt (die Rechte war bei Weitem weniger empfänglich). Sie richtete sodann ihre Aufmerksamkeit auf ihren Körper, und bemerkte gewöhnlich an ihrer linken Hand, dann am linken Arm, oder auch an der ganzen linken Seite, dann im Magen und meistens von da aus erst in der Lunge, im Gehirn, im Herzen u. s. w. irgend einen Einfluß, den der Stein auf sie hatte. Sie gab dann das, was sie fand, bald früher, bald später an und äußerte hierüber: daß mancher Stein schnell, der andere langsam und nach und nach wirke. Im ersten Falle war auch die Wirkung vorübergehender, im andern bleibender und heftiger. Ob sie gleich keine Kenntnisse von den Mineralien hat, so vermied man es doch, ihr den Namen eines Fossils, mit dem gerade ein Versuch gemacht wurde, zu nennen, weil mancher Name, z. E. Blutstein, Steinsalz, irgend eine wahre oder falsche Idee bei ihr hervorrufen und sie in ihrer Selbstbeobachtung irre oder befangen machen konnte. Viele Mineralien sah sie vorher auch gar nicht an. Einige, besonders die zum Kieselgeschlechte gehörigen, weil sie den Geruch der Kieselerde angenehm findet, berech sie. Sie kostete keinen Stein, und dennoch konnte sie angeben, daß der Flußspath sauer, daß der salzsaure Baryt herbe schmecke. Ja, wenn man ihr Salz auf die Hand legte, erregte es ihr Speichelfluß, und gab man ihr eine Zeit lang Kupfer in die Hand, so bekam sie ein Reißen im Leibe und einen Reiz zum Erbrechen, als wenn sie es verschluckt hätte.

Meistens legte ich ihr selbst die Mineralien in die Hand

und Dr. Kerner blieb in einiger Entfernung davon am Tiſche ſitzen, beobachtete den Erfolg und ſchrieb ihn nieder. Daran daß die Kranke Alles genau ſo angab, wie ſie die Wirkung der Mineralien wahrgenommen hatte, iſt gar nicht zu zweifeln. Sie ſelbſt zeigte öfters Intereſſe für dieſe Verſuche, und es war ihr immer ſelbſt daran gelegen, daß ſie recht pünktlich angeſtellt würden. Es iſt ferner zu beachten, daß die Wirkungen, welche die Mineralien auf die Somnambüle hatten, meiſtens für andere Perſonen ebenfalls wahrnehmbar waren, z. E. Krümmung, Schlaf, magnetiſche Anziehung, daß einige Mineralien, z. E. Magneteiſenſtein, Serpentin, ausgeglühter Schwerſpath, auch auf andere nervenſchwache Leute ähnliche Einwirkungen hervorbringen, endlich daß die wiederholten Verſuche ſtets daſſelbe Reſultat hatten. Der Bergkryſtall z. E. machte ſie immer wach, wenn ſie ſomnambül war und legte ſie ſich denſelben auf die Magengrube, ſo wurde ſie am ganzen Körper ſteif, was mehr als dreißigmal geſchah. Witherit machte ſie jedesmal lachen, und Flußſpath verſetzte ſie in halbwachen Zuſtand, obgleich von dieſen beiden Foſſilien ſo verſchiedene Exemplare angewendet wurden, daß ein Mineralog dazu gehörte, um ſolche als Steine derſelben Art zu erkennen."

Es iſt noch zu bemerken, daß die Verſuche nicht in der Ordnung, in der ſie hier folgen, angeſtellt wurden: denn wenn Mineralien derſelben Gattung unmittelbar nach einander probirt worden wären, ſo hätte man die gleichen Folgen auch dem Umſtand zuſchreiben können, daß die Kranke gerade zu Krämpfen geneigt geweſen wäre, als man die Verſuche mit chemiſch-verwandten anſtellte.

Einwirkung der Mineralien.

Urkalkſtein — kararischer Marmor, 1 Loth. Sie ſagte: er geht mir durch Alles hindurch, ich kann ihn nicht leiden, weil ich mich immer bewegen muß. Er iſt mir aber gerade nicht widrig.

Kalk mit Arragonit, ein Stück blauer Kalk aus dem Schacht der Saline Friedrichshall, 4 Loth, verurſachte ihr Schüttelungen und dann allgemeine Krämpfe.

Kalkſpath. Ein Stück ſchöner Kryſtalle, die ein ſplitteriges Anſehen haben und konzentriſch ſind, in der Größe von 2 Kubikzoll. Es hatte eine Kruſte von Eiſenoxydul 3 Loth, verurſachte Schmerzen und Krampf im Arme.

Isländiſcher Doppelſpath. Eine ſehr klare Rhombe von der Größe von ½ Loth. Sie wurde bald halbſomnambül und ſagte: ich fühle an dieſem Stein ein beſonderes Wachsthum, und das macht mich halbwach. Doppelſpath aus Reutlingen erzeugte das Gleiche. Mit dem Ausdrucke „Wachsthum" ſcheint ſie die Durchgänge des Steins bezeichnen zu wollen, die Spiegel bilden.

Stinkſtein, ein großer Belemnit aus der Steinlach, aus Kalk beſtehend, der von Erdharz durchdrungen iſt, von der Größe eines Daumens, war ihr nicht widerlich, ſie ſagte aber ſogleich, er rieche nach verbrannten Haaren.

Dolomit, Dolomit des Muſchelkalks (ſchwarzer Kalk), machte ihr angenehmen Geruch noch ſtärker als der Bergkryſtall. Bei längerem Halten ſagte ſie: er enthalte etwas, was ihr widrig ſey, und was der Bergkryſtall nicht enthalte, und eher Krampf verurſache. Sie verfiel hierauf auch in Krampf, beſonders in Halskrampf. Als ſie aus dieſem durch Anblaſen erweckt war, ſtreckte es ihr alle Glieder, und ſie kam in eine Erſtarrung wie durch Bergkryſtall.

Arragon (41 Proz. Kohlenſäure, 54 Kalkerde, 4 Proz. Waſſer) (vergl. oben Nro. 2), in Nadeln kryſtalli-

fert, vom Kaiserstuhl, 2½ Loth, verursachte ihr schwache Krämpfe.

Gyps (schwefelsaurer Kalk), ein rothlichweißes Stück aus Weisbach, 3 Loth, war ihr angenehm, gab ihr Wohlgeruch. Sie sagte: er benehme ihr die Schläfrigkeit vom Schörl und wirke etwas weniger als Sand. Unmittelbar vorher hatte man den Schörl an ihr versucht. (Siehe unten.)

Anhydrit (blauer Gyps), von Sulz, 9 Loth, war ihr angenehm und gab ihr angenehmen Geruch.

Gypsspath, Marienglas, eine rhombenförmige Tafel, 5 Loth, verursachte ihr starken Krampf, besonders in beiden Armen. Sie hatte von ihm das Gefühl, als hätte sie ins Wasser gelangt. —

Gyps mit Gypsspath, aus dem Heilbronner Stiftsberg, erregte ihr das Gefühl von kaltem Schauer.

Flußspath, eine Rhombe von der Reinheit des Wassers, aus Savoyen, ganz durchsichtig und farblos, 1 Loth, erregte ihr Schmerzen im Unterleib und machte sie halbwach. Sie sagte: „ich müßte völlig schlafen, hätte ich es noch eine halbe Minute in der Hand. Ich erhalte das Gefühl im Unterleib, als würde er zu Wasser.“ Versuche mit dreierlei Sorten Flußspath wurden in verschiedenen Tagen angestellt und hatten dasselbe Resultat. Man sagte ihr nie, wie der Stein heiße, ehe man ihn probirt hatte. Die andern Sorten waren:

Violet und grüner Flußspath aus dem Schwarzwald, fünf Loth, machte sie ebenfalls halbwach (vergl. unten).

Gelber Flußspath, nicht einmal ¼ Loth schwer, machte ihr Schmerzen im Unterleib und sie halbwach. Sie sagte: wenn sie ihn länger in der Hand habe, bekomme sie Durchfall. Auch ist merkwürdig, daß sie bei dem Flußspath sogleich bemerkte, er schmecke sauer.

Als sie einmal selbst durch magnetische Striche nicht mehr in Schlaf zu bringen war, that es der Flußspath. Nur festes Hinblicken an die Fensterscheiben (also an Glas)

konnte sie, wenn sie Flußspath in der Hand hatte, noch etwas länger wach erhalten.

Kieselgeschlecht.

Granat, ganz feinkörniger Granat (im Sienitgebirge bei Rorschütz in Mähren eingewachsen), erzeugte ihr zuerst einige Schüttelungen, dann Steifigkeit der Hand, zuletzt Starrheit aller Glieder, Spannen auf der Brust und stärkere Schüttelungen von der Brust aus.

Granat, edler, kleine Körner, erzeugte ihr Wohlgeruch.

Granat, gemeiner, dunkelbraun, ein Dodecaeder, aus Tyrol, von 3 Loth, erzeugte ihr starken Wohlgeruch aber auch heftigen Krampf.

Granat, grüner, in einen bräunlichen Quarz eingewachsen, 1½ Loth schwer, erzeugte ihr Krampf des Arms, Stöße durch den Körper und heftige Schüttelungen. Einer andern nervenschwachen Frau erzeugte derselbe Stein heftigen Krampf im Arm. —

Augit, kleine Stücke von der Größe einer Erbse. (Derselbe enthält nach Vauquelin 52,00 Kieselerde, 15 Eisenoxyd, 13 Kalkerde, 10 Talkerde, 3 Alaunerde, 2 Manganoxyd.) Kleine Stücke Augit wurden wie Spinell von ihren Fingern gegen die Gesetze der Schwere magnetisch angezogen und machten ihr das Gefühl in der Hand, als leben sie. Als sie so ein Stückchen länger hielt, sagte sie: „es zieht mir alle Kraft aus der Hand;" sie wurde dann leichenblaß und verfiel in eine völlige Ohnmacht, aus der sie durch gar nichts zu erwecken war als dadurch, daß man ihr Witherit in die Hand gab. Auf dieses verwandelten sich die Leichenzüge ihres Gesichtes in Freundlichkeit, in den Arm kamen starke Schüttelungen, und sie erwachte mit Lustigkeit aus dieser Ohnmacht.

Der Augit wird auch von dem Magnete angezogen, eine Eigenschaft, an welche wir bei Anstellung dieses Versuches gar nicht dachten.

Schörl, gemeiner, ein Stück von 2½ Loth, glänzend schwarz,

in Nadeln kryſtalliſirt, machte ihr Krampf im Arme, Schüttelungen und Schläfrigkeit im Gehirne.

Smaragd, widriges Gefühl und Geruch.

Pyknit, weiße Nadeln in Glimmerſchiefer eingewachſen, 1¼ Loth, erregte ihr widriges Gefühl im Unterleib, Krampf im Arme und Neigung zum Schlaf.

Strahlſtein, asbeſtartiger, erzeugte ihr nach kurzer Berührung Krümmung der Hand und Nervenzuckungen im Arme.

Bergkryſtall, ein Exemplar, welches aus zwei nebeneinander ſtehenden ſechsſeitigen Prismen beſteht, ſehr rein und farbenlos. 6 Loth ſchwer. Dieſer gab ihr einen angenehmen Geruch. Sie ſagte: er rieche wie Sand, oder wie Glas (Kieſelerde), und ſey ihr ſehr lieb. Auf die Herzgrube gelegt, wurde ſie am ganzen Körper ſteif, vom Nacken bis an die Zehen, ſo daß man ihr jedes Glied eher brechen als beugen konnte. Sie behielt dabei ihr völliges Bewußtſeyn, wurde völlig wach, es war ihr wohl dabei, doch ward ihr die Lage, da ſie gleichſam verſteinert dalag, etwas läſtig. Die Steifigkeit hob ſich auf einen Schluck magnetiſchen Waſſers nach vorausgehenden Schüttelungen. Dieſer Verſuch wurde mehr als dreißigmal zu den verſchiedenſten Zeiten angeſtellt, da er unſchädlich und ſehr merkwürdig war. Auch wurde Bergkryſtall ihr in die Hand gegeben, ſollte ſie vom halb ſomnambülen Zuſtand erwachen, aber zur Erweckung aus dem ganz hellen Schlafwachen mußte ſie ihn auf die Herzgrube legen, doch nur kurze Zeit, weil bei längerer Einwirkung die beſchriebene Steifigkeit eintrat. Blieb ſie ſehr lange an einem Glasfenſter ſtehen, ſo erhielt ſie ebenfalls eine Muskelſteifigkeit. Sie ſagte auch einmal im Schlafe: „es iſt unbegreiflich, wie wohlthätig das Riechen an Sand auf meine Nerven wirkt; er hat für mich einen ganz aromatiſchen Geruch, Andere riechen ihn nicht ſo.“

Nicht nur jenes Auflegen und Anfaſſen von Bergkryſtall

kryſtall weckte ſie aus dem magnetiſchen Schlafe, ſondern auch ſchon die Töne von Glas. Töne von Metall thaten dieß nicht. Bergkryſtall erweckte ſie auch mit Seide umwickelt aus dem Schlaf, aber dann mit Krämpfen. Auch gegen ihren natürlichen Schlaf ſchien Bergkryſtall zu wirken; denn als dieſer Kryſtall einmal in ihrem Bette blieb, wurde ſie die ganze Nacht nicht ſchläfrig, erſt nachdem er entfernt worden war, kam ſie in Schlaf.

Haarkryſtall (Bergkryſtall ſehr waſſerhell und geſchliffen. Die haarähnlichen Kryſtalle, welche eingewachſen ſind, ſcheinen Schörl zu ſeyn), fünf Loth, verurſachte ihr zuerſt Steifigkeit des ganzen Körpers und nachher Reißen im Arme. Mit Eintritt dieſes Reißens löste ſich die Steifigkeit etwas, doch konnte ſie nur mit magnetiſchem Waſſer ganz gehoben werden.

Rauchtopas, 3½ Loth ſchwere ſechsſeitige Säule, ſehr rein, gab ihr Stöße von der Herzgrube in die Bruſt, und wirkte alſo vom Bergkryſtall verſchieden.

Amethyſt, ein vollkommener Kryſtall von 1½ Loth Schwere. Auch dieſen roch ſie gerne, dann aber ſagte ſie, die Farbe ſey ihr zuwider, obgleich ſie, weil es im Zimmer dunkel war, und ſie den Stein auch nicht ſah, die Farbe nicht hatte bemerken können. Sie wußte aber die Farbe deſſelben nicht anzugeben.

Quarz, rother von Compoſtella, ein Kryſtall von der Größe einer Haſelnuß, ½ Loth wiegend, erzeugte ihr Krampf.

Roſenquarz, ein ſchönes Exemplar, 2½ Loth ſchwer, (der Glanz geht von dem des Glaſes in Fettglanz über) erhielt ſie zwar auch wach, machte ihr aber Schmerzen in den Augen, die vom Arme in die Augen gingen. Sie fühlte den Schmerz zuerſt im rechten Auge, obgleich ſie den Stein in der linken Hand hielt.

Milchquarz, 8½ Loth, nicht kryſtalliſirt, machte ihr das Gefühl von Ziehen vom Arm in den Magen, und von ihm aus fühlte ſie dann Schleim nach aufwärts ſteigen.

Quarz grauer, ein Krystall von Oeschelbronn, 1/8 Loth, verursachte ihr Schmerzen in den Ohren und Taubheit. Das erstere verursachte er einer andern Frau, die ihn als Ohrengehäng trug, ebenfalls. Er wurde dieser Frau von Frau H. gegen Taubheit angerathen.

Aventurin, röthlicher Quarz mit Glimmerblättchen, vier Loth schwer, erregte ihr das Gefühl von kaltem Schauer.

Opal, edler, ein ganz kleines Stückchen, wie eine Linse, machte ihr die Hand steif.

Halbopal, honiggelber, 1/2 Loth, lief ihr vom Arm in den Magen, und erzeugte ihr vom Magen herauf Wehseyn.

Chrysopras, ein geschliffenes Stück, 1/2 Loth, erzeugte ihr heftige Erschütterungen von der Brust aus durch den ganzen Körper, wahrscheinlich von Eisen und Nickel herrührend.

Chalcedon, Achat, ein geschliffenes Stück von violetter und bläulichgrauer Farbe, gab ihr Gefühl von Reißen im Magen und Arm.

Karniol, ein angeschliffenes Stück rother aus Zweibrücken, drei Loth schwer, wirkte wohlthätig auf sie, nur verursachte er ihr etwas Krampf in den Fingern.

Hornstein mit röthlichem Jaspis aus dem Sandstein bei Löwenstein, 1 1/2 Loth, war ihr angenehm und wohlthuend, doch erzeugte er ihr nach längerem Halten Stechen und Trockenheit im Gaumen.

Holzstein, grüner aus dem Schwarzwalde, 28 Loth, gab ihr anfänglich einen angenehmen Geruch, nach längerem Halten verursachte er ihr allgemeine Steifigkeit vom Nacken bis an die Zehen.

Jaspis (s. oben Hornstein), rother, mit schwarzbraunen Adern, 8 Loth, machte ihr Krampf im Arme.

Heliotrop, 1/2 Loth, erzeugte in ihr allgemeine Erstarrung mit Bewußtlosigkeit.

Basalt, ein Stück von zwei Kubikzoll, erzeugte ihr Wohlgeruch und war ihr angenehm, er gab ihr im Mund von der Hand aus einen herben Geschmack.

Basalttuff, polarisch magnetischer, vom Karpfen-

bühl bei Urach, 11 Loth, gab ihr sogleich heftige Schüttelungen, die sie, als von dem Kreuze ausgehen auch in dem Kopfe fühlte, dabei fand sie den Geruch angenehm. Ein kleines Stückchen von diesem Stein ward von ihrem Finger magnetisch angezogen.

Basalttuff, gleiches Stück, aber nicht polarischen, gab ihr Geruch nach Kieselerde und Schüttelungen von der Herzgrube aus.

Sapphir, erbsengroße Körner, machte sie halbwach ohne Krampf.

Spinell, blaßrothe Körner, von der Größe einer Erbse, hingen sich an ihren Finger gegen das Gesetz der Schwere magnetisch an. Sie sagte: „er verursacht mir ein Gefühl den Arm rückwärts, wie mir das Magnetisiren ein gleiches Gefühl vorwärts verursacht.“

Topas, blaßweingelb, erregte in ihr eine angenehme Empfindung.

Chrysolith, kleine Körner, machte sie wach und entzog ihr die magnetische Kraft. Sie erhielt dabei einen bittern Geschmack den Arm hinauf in den Mund.

Olivin, in Basalt eingewachsen, erzeugte ihr Krümmung der Hand, Stechen im Arme und den Ohren. Durch Riechen am Stein wurde der Ohrenschmerz vermehrt. (Sollte nach dieser Wirkung der Oeschelbronner Quarz nicht Olivin enthalten?)

Rubin, einige Körner halb so groß als eine Erbse, erzeugte ihr zuerst Schmerzen im Arme; sie ward sehr wach aber unruhig und mußte sich unwillkürlich davon bewegen. Später bekam sie dadurch ein Gefühl von Kälte auf der Zunge und Schwere derselben. Sie mußte lallend sprechen. Zehenspitzen und Finger wurden ebenfalls kalt, und letztere auch gekrümmt. Noch später brachen die heftigsten Schüttelungen an ihr aus. Nachdem diese Schüttelkrämpfe vorüber waren, wurde es ihr sehr leicht und wohl. Später sagte sie in einem halbsomnambülen Zustande: „dieser Stein hätte mir eine Lähmung verursachen können.“

Türkis, ein kleines Stück. Die Hand schlief ihr davon ein, wurde ihr völlig gefühllos wie ein Glied, auf dem man lange lag. Aber nicht nur der linke Arm, sondern die ganze linke Seite, namentlich auch der linke Fuß, wurden so. Sie sagte: es würde sie ganz lähmen. Nur magnetische Striche heben wieder die Wirkung auf.

Diese Wirkung brachte dieses Steinchen langsam hervor, und sie bemerkte: „je länger ein solcher Stein keine Wirkung hervorbringt, desto dauernder und eingreifender wird sie."

Lava, ein Stück aus Andernach, einige Loth, ließ sie gleichgültig.

Lava, ein anderes Stück, grau und porös, 2 Loth, läßt sie ebenfalls gleichgültig.

Bimsstein, desgleichen, doch roch er ihr angenehm wie Sand.

Obsidian, blauer, vom Monteglosso bei Bassano, war ihr anfänglich bloß angenehm von Geruch, gab ihr aber nach längerer Zeit Gefühl von Schwäche in der Brust, dadurch Uebelkeit und Blässe um den Mund.

Puzzolanerde (Traß aus Andernach) ließ sie gleichgültig.

Pechstein, aus Meißen, 2 Loth, erzeugte ihr Reißen im Arme.

Feldspath, Labrador-Feldspath, 3 Loth, erzeugte ihr ganz entsetzlichen Krampf.

Feldspath, grüner, 1 Loth, machte ihr Krampf im Arm und Uebelkeit vom Magen herauf.

Natrolit, im Klingstein von Hohentwiel, 2 Loth, ließ sie gleichgültig.

Lasurstein machte ihr widriges Gefühl von der Hand in den Kopf.

Thon- und Talkgeschlecht.

Polierschiefer, gelber aus Böhmen, ½ Loth, lief ihr schmerzhaft den Arm hinauf bis in die Gegend beider Nieren.

Thon, blaulichweißer, 2½ Loth, erregte ihr Kopfschmerz.

Thon, grauer aus Heilbronn, 4½ Loth, erregte ihr dasselbe.

Speckstein, schmutzigweißer, erzeugte ihr Reißen im Arme, bis in die linke Seite.

Bol, aus Armenien, 3 Loth, machte ihr Uebelkeit im Magen und Steifigkeit in den Händen.

Terra sigillata, rothe und gelbe, machte ihr wehe und Krampf;

Walkerde, von Herrenberg, widriges Gefühl im Kopf und Krampf im Arme.

Hornblende machte ihr Krampf im Arm, dann Wehseyn im Magen und hierauf Kopfschmerz.

Porzellanerde, ein Stück Passauerthon von weißer Farbe, machte ihr Schmerzen und Zucken im Unterleibe, und Schmerzen und sichtbares Zucken in den Gesichtsmuskeln. Einer am Gesichtsschmerz leidenden Frau verordnete sie (neben andern Mitteln) ein doppelt so großes Stück in gewissen Stunden in die linke Hand zu nehmen, aber es war für diese ohne Erfolg. Als sie selbst Gesichtsschmerz hatte, gab ich ihr diese Erde in die linke Hand. Nachdem sie dieselbe zwei Minuten gehalten hatte, bekam sie zuerst Unterleibsschmerzen und dann ein sichtbares Zucken der Gesichtsmuskeln, worauf ihr Schmerz in den Gesichtsnerven verschwand. Aber als sie die Erde fünf Minuten gehalten hatte, stellte sich der Schmerz vermehrt ein. Sie wurde dadurch halbsomnambül und sagte: „ich darf den Stein nur drei Minuten halten, sonst bekomme ich, wie jetzt geschehen ist, den Schmerz in Bauch und Gesicht noch stärker. Einige Zeit, nachdem ich erwacht bin, muß man mir den Stein gerade drei Minuten lang in die Hand geben, damit der Schmerz in Bauch und Gesicht wieder verschwindet.“ Dieß geschah als sie erwacht war, und der Schmerz verschwand auch auf die bestimmte Zeit.*)

*) Ob vielleicht dieses Mineral innerlich gegeben nicht gegen den Gesichtsschmerz wirken würde?

Javence-Erde, gelbliche, machte ihr Schmerzen in der Stirne.

Steinmark, eine geschliffene, 2 Loth schwere Tafel verursachte ihr heftige Krämpfe. Sie bemerkte im hellsehenden Zustande: dieser Stein suche in ihr die Krämpfe, wo sie in ihr liegen (den Krampfstoff), auf, und bringe sie zum Ausbruch.

Thonschiefer machte ihr Gefühl von Grübeln im Arme.

Brandschiefer, weißer und grünlicher, fett anzufühlen, hie und da kleine Schwefelkieskrystalle eingesprengt, verursachte ihr Gähnen und Mattigkeit des ganzen Körpers.

Talk, weißer, aus dem Venetianischen, 4½ Loth, erzeugte ihr starken Krampf.

Chlorit, grünlichgrau, blättrig, krümmte ihr sogleich die Hand und erzeugte ihr Krampf in dem Arme, der nicht nachließ, bis man ihr Schwerspath in die Hand drückte.

Asbest, ½ Loth grünlichweißer Holzasbest, machte ihr beengten Athem.

Serpentin machte ihr einen Krampf in der Brust, sie konnte nicht mehr athmen, ward völlig steif und dann halbwach. In diesem Zustande sagte sie: daß dieser Stein hauptsächlich auf ihre Lungen wirke. Einer andern nervenschwachen Frau erzeugte der Serpentin Krampf in der linken Hand, in der sie ihn hielt.

Schwererdengeschlecht.

Schwererde, eine halbe Drachme, war ihr angenehm und machte sie wacher.

Schwerspath, ganz weißer, geradschaliger aus Alpirspach. Dieses Fossil machte ihren ganzen Körper gelenksamer, und sie fühlte sich durch dasselbe so leicht, daß sie sich, als sie es das erstemal in die Hand nahm, mit einer Feder verglich, ja sogar die Idee damit verband, daß sie am Ende gar noch in die Höhe gehoben werden konnte (wie eine Flaumfeder), dabei lachte sie, wie

Jemand, der durch Kitzeln zu einem unwillkürlichen Lachen gezwungen wird.

Bekam sie durch ein anderes Mineral Krämpfe, so wurden sie durch Schwerspath sogleich wieder gehoben, nur einige Mineralien machten eine Ausnahme, bei welchen sie nur durch magnetische Einwirkung wieder von denselben befreit wurde. Sie war sehr vergnügt über den wohlthätigen Einfluß dieses Steines, sie behielt ihn Tag und Nacht bei sich und nannte ihn nur „Rettungsstein." Als man ihr später ein großes Stück geben wollte, fand sie es nicht so angenehm, weil es zu groß wäre.

In Berührung mit in Kohlen ausgeglühtem Schwerspath, der dadurch sein Krystallisationswasser und einen Theil der Schwefelsäure verlor, so daß Schwererde, Schwefel und etwas Schwefelsäure zurückblieb, wobei er aber im Finstern nicht leuchtete, verursachte ihr ein mehr als 24 Stunden andauerndes Fieber mit heftigem Kopfschmerz. Sie hatte sich aber den Stein auf den Kopf gelegt. Einer andern nervenschwachen Person verschaffte ausgeglühter Schwerspath eine erwünschte Wärme im Arme (keine Hitze) und auch an andern Theilen des Körpers, auf die man ihn legte und in denen sie gerade eine krankhafte Schwäche und Kälte fühlte.

Salzsaurer Baryt, schöne Krystalle. Bei Auflegung dieses Präparats in ihre linke Hand sagte sie sogleich: es schmecke wie Salz. Sonst konnte sie keine Wirkung angeben.

Witherit, kohlensaurer Baryt, 1) ein Stück von zwei Kubikzoll, aus Salzburg; 2) ein kleines Stück, splitterig, aus England; 3) ein großes schönes Exemplar, von splitterigem Bruche.

Alle diese Stücke erregten in ihr ein krampfhaftes Lachen, sie fühlte durch sie einen Kitzel in den Zwerchfellsnerven. Es war ihr diese Empfindung aber unangenehm, und sie sagte: „mein Geist ist nicht dabei."

Selbst Wasser, in das Witherit kurze Zei gelegt worden war, und das ich ihr unversehens (ohne daß sie wußte, daß es Witherit berührt hatte) an den Mund brachte, versetzte sie in ein konvulsivisches Lachen und brachte ihre Zunge in beständige unwillkürliche Bewegung.

Zirkongeschlecht.

Zirkon, gemeiner, ein kleiner Splitter verursachte ihr, der einen Seite des Armes entlang, ein Ziehen bis in den Hinterkopf und dann Schweiß über den ganzen Leib, war ihr aber dabei nicht unangenehm. Letzteres vielleicht wegen des Kieselerdegehalts des Zirkons. Sobald sie das kleine Steinchen wieder aus der Hand hatte, war der Schweiß verschwunden.

Diamant.

Diamant, ein fast unwägbar kleines ungefaßtes Steinchen. Seine Wirkung war, daß sie zuerst ihre Augen weit aufsperren mußte. Die Augapfel wurden ihr ganz unbeweglich, dann trat Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes ein. Sie gab nun den Diamant aus der Hand, weil sie befürchtete, dadurch auch an dem übrigen Körper steif zu werden. Durch Schwerspath wurde diese Steifigkeit wieder gehoben. Zuerst trat dadurch ein krampfhaftes unwillkürliches Rollen der Augapfel ein, dann konnte sie die Augenlieder wieder schließen, und nun hob sich auch die Steifigkeit der Hand und des Fußes.

(Dem Diamante gleich wirkte Holzkohle. Sie verursachte ihr Steifigkeit der Hände und Füße und endlich Krampf in den Augen und im Gehirne.)

Gemengte Fossilien.

Granit, ein weißliches Stück aus dem Schwarzwalde, Geschiebe vom Neckar, ließ sie gleichgültig.

Porphyr, ein Stück Feldspathporphyr, 11 Loth, aus dem Schwarzwald, ließ sie gleichgültig.

Salze.

Kochsalz, gesottenes, aus dem Kramladen, erzeugte ihr Brennen im Halse und Krampf im Arme und Halse.

Innerlich konnte sie aber Salz, als Würze, wohl ertragen, und sie konnte nichts verdauen, was nicht gesalzen war.

Steinsalz aus Wieliczka gab ihr Stöße den Arm hinauf und machte ihr übel.

Salmiak gab ihr Geschmack von Salz auf der Zunge und Stöße in den Arm.

Brennbare Fossilien.

Steinkohlen, ein Stück von zwei Kubikzoll Umfang, schieferig, machte ihr plötzlich Krämpfe. Ihr ganzer Körper wurde steif, der Rücken etwas gekrümmt, die linke Hand, in der die Steinkohle lag, schloß sich so fest zusammen, daß er in drei Stücke (nach seinen Absonderungslinien) zerdrückt wurde. Man hatte Mühe, den Stein aus der Hand zu nehmen. Sie wurde halbwach und sagte: der Krampf gehe vom Rückenmark und kleinen Gehirn aus. Das Erdharz, der Kohlenstoff, dann auch der Gehalt an Eisen und Magnesium (denkt man an bloß chemische Einflüsse) konnte hier die Krämpfe hauptsächlich erzeugen.

Gagat, ein Stück von der Größe einer Haselnuß, erzeugte ihr Krampf im Arm und Schüttelkrämpfe durch den ganzen Körper.

Schwefel, natürlicher, in Tropfsteingestalt. Schon eine leichte Berührung ihrer Finger mit ihm verursachte ihr die heftigsten Krämpfe und Lähmung der Zunge.

Graphit machte ihr widrigen Geruch den Arm hinauf und Neigung zum Erbrechen.

Ambra, 1½ Loth, Gefühl eines kalten Windes in der Hand und Krampf.

Bernstein, ein Stück von der Größe eines Kubikzolles war

ihr angenehm und gab ihr einen Wohlgeruch den Arm hinauf.

Metalle.

Gold (eine holländische Dukate) verursachte ihr keine Krämpfe, aber Schüttelungen und ungeheures Dehnen der Glieder und hierauf bei völligem Wohlbefinden Steifigkeit aller Muskeln, wie auf die Herzgrube gelegter Bergkrystall.

Silber (ganz reines aus dem Probschmelztiegel des Herrn Silberarbeiters Bruckmann zu Heilbronn, 1½ Loth schwer) machte ihr zuerst ein heftiges Strecken der Glieder, dann Krampf im linken Arme, Rückwärtsbeugen des Rückgrats und dann allgemeinen Starrkrampf.

Platina (einige sehr kleine Körner) hatte von allen Metallen, die angewandt wurden, die heftigste Wirkung auf sie. Schon der Korkstöpsel eines Fläschchens, in welchem Platinasand war, erzeugte ihr den heftigsten Krampf; eben so unwägbar kleine Stäubchen, die man ihr von diesem Metall in die Hand legte. Sie fühlte auf der Stelle, wo diese lagen, Schmerzen, und es bildeten sich rothe Pünktchen, die sich zwar bald wieder verloren, aber ein Gefühl von Brennen zurückließen. Weitere Versuche mochte man, der heftigen Wirkung wegen, mit diesem Metalle nicht anstellen.

Queckſilber (rother Queckſilberkalk, 1½ Loth natürlicher Zinnober). Nachdem Frau H. durch den Genuß von Majoran im Mittageſſen ein Fieber bekommen hatte, verordnete ſie ſich im ſomnambülen Zuſtand einen Stein, deſſen Lage, Geſtalt und Farbe ſie ſo beſchrieb, daß man in ihm dieſes Stück Zinnober erkannte. Auch ſagte ſie vorher: dieſer Stein nimmt mir das Fieber, macht mir aber Krämpfe, die mir heilſam ſind. Nach kurzer Berührung machte ihr auch der Stein die fürchterlichſten Krämpfe.

Kupfer, buntes Kupfererz aus Alpirſpach, machte ihr Krampf im Arme und Reiz zum Huſten und Erbrechen.

Eisen, rother Thoneisenstein, gab ihr das Gefühl von Bangigkeit und Pressung auf der Brust.

Ein hohler Adlerstein (Aetites) roch ihr Anfangs angenehm, dann verursachte er ihr einen allgemeinen Krampf.

Chromeisen, im Talkstein krystallisirt, aus Nordamerika, verursachte ihr Schmerzen im Bauche, im Arme, und hierauf heftige Schüttelungen.

Magneteisenstein (mit etwas Flußspath aus Tyrol) erzeugte ihr im Augenblick Krämpfe und Schüttelungen durch den ganzen Körper. Sie sagte: „es würde mich ganz krumm ziehen, aber lustig machen."

Magneteisenstein, in der Form eines Octaëders. Dieser hatte die entschiedenste Wirkung auf sie. Sie fühlte ihn schon, wenn er nur in dem Zimmer war. Einmal sagte sie: er liege mitten in der Schachtel unter den andern Mineralien, was auch so war. Sogar das Papier, in das er eingewickelt war, erzeugte ihr starke Nervenzuckungen und unwillkürliche Muskelbewegungen, die sehr lange andauerten. Manchmal legte man das Papier, ohne daß sie es bemerkte, in ihre Nähe, und die Zuckungen fingen an. Im somnambülen Zustand warnte sie einmal, diesen Stein nicht bei einem Kinde anzuwenden, dessen Arm von Gichtern gelähmt war.

Auch auf andere zu Krämpfen geneigte Personen hatte dieser Magnet den gewaltigsten Einfluß. Einer Dame, die nicht glauben wollte, daß so ein Steinchen solche Wirkungen haben könne, verursachte er die heftigsten Konvulsionen der Arme. Einer Bauernfrau setzte er nicht nur die Arme, sondern auch die Füße in die heftigsten krampfhaften Bewegungen. Eine nicht zu Krämpfen geneigte Frau, die einst den Arm gebrochen hatte, fühlte, als sie den Magnet in die Hand genommen hatte, eine Stunde lang Schmerzen an der Stelle des Beinbruchs. Zwei andere nerven-

schwache Frauen fühlten nur Mattigkeit des Armes, auch mehreren Männern machte er die Hand schwer. Ich empfehle dieses Mineral hauptsächlich noch Andern zur weitern Beobachtung.

Blutstein*) erregte ihr Schmerzen im Unterleib und Kreuz und gab ihr eine besondere Empfindung im Innern der Brust. Dann erfolgte ein Herzklopfen und eine Art Ohnmacht, aus der sie nur durch magnetisches Anblasen wieder zu erwecken war. Als sie wieder zu sich kam, war sie am ganzen Körper wie gelähmt, und es brachte auch Steinmark keinen Krampf mehr in ihr hervor. Ich gab Flußspath ihr in die Hand, wodurch sie endlich halbwach wurde und sagte: nun müsse ihr, wenn sie erweckt sey, jenen Stein, der sie lebendig mache (Witherit), eine halbe Minute lang in die Hand geben. Dieß geschah, und sie wurde wieder weniger gelähmt, konnte sich aufrichten, sagte aber, daß sie im Innern noch eine große Kälte fühle. Später wiederholte sich das Herzklopfen heftig, sie bekam ein Gefühl von Wärme den Hals herauf, spie mehrmals Blut und klagte über heftige Schmerzen im Unterleib, war auch sehr traurig. Als sie Abends im halbwachen Zustande war, verordnete sie sich drei Löffel voll Erdbeerkrauthee und zwei Löffel voll Orangeblüthwasser siebenmal zu nehmen, jede Viertelstunde einen Theelöffel voll; auch mußte man ihr rothe Korallen und Witherit in die Hand geben und trocken warme Tücher auf den Unterleib legen. Sie sagte: „es drängt mir mein Blut in den kleinen Adern mehr als gewöhnlich nach Brust und Kopf, und das Blut in den kleinen Gefäßen des Unterleibes sehe ich wie gestanden.“ Im somnambülen Zustande fragte ich sie über die Anwendung dieses Steines, und sie sagte, ohne daß sie wach gewußt hatte, daß dieser Stein Blutstein war: „hätte ich einen Blutfluß und er sollte durch diesen Stein gestillt wer-

*) Der Name dieses Steins wurde ihr, wie der alter, nicht gesagt.

den, denn dieſer Stein iſt dazu zu gebrauchen, ſo müßte ich einen leichtern in die Hand nehmen. Gefunden aber würde dieſer Stein, den ich in der Hand gehabt habe, den Blutfluß nicht ſtillen, es müßte ein ſchwererer ſeyn. Man muß es dem Gewicht nach wiſſen. Je nachdem eine Perſon ſtark oder ſchwach iſt, je nachdem muß der Stein leichter oder ſchwerer ſeyn."

Schwefelkies, an einem Faden in einer Entfernung von ſechs Schritten hinter ihr, ohne daß ſie es ſah, gegen ihren Rücken geſchwungen, machte ihr ſogleich ein widriges Gefühl und Schüttelungen durch den ganzen Körper.

Zink verurſachte ihr den heftigſten Krampf und Schmerzen. Von ihr unbemerkt nahm ich Zink in den Mund und ſogleich fühlte ſie eine Schwere der Zunge.

Zinn, eine Zinngraupe aus England, erzeugte ihr Strecken der Glieder und Starrkrampf.

Kobalt, blaue Schmalte, erzeugte ihr Krampf und Schmerzen im Arm. Die Hand wurde ihr ſogleich zuſammengekrümmt.

Selenium, eine Drachme Pulver, wurde bald wieder von ihr entfernt, da es Magenkrampf und Steifigkeit und Krampf in allen Gliedern verurſachte.

Einwirkung des Waſſers.

(Aufhebung der Schwerkraft.)

Hielt Frau H. die Hände in Waſſer, ſo wurde es ihr bald ganz ſchwach. Trinken konnte ſie bei Tage durchaus keine Flüſſigkeit irgend einer Art, ſie bekam dadurch jedesmal Schwindel. Sobald aber die Sonne untergegangen war, konnte ſie viele Flüſſigkeiten ohne alle Beſchwerden trinken. Bei Tag hatte ſie aber auch bei der größten Hitze keinen Durſt.

Die Striche, mit denen ich ein Glas Waſſer magnetiſirt hatte, ſah ſie im halbwachen Zuſtande in dem Waſſer

dunkler als das Waſſer. Im ganz ſomnambülen Zuſtande ſah ſie dieſelben ganz licht, und gab dadurch, ohne zu wiſſen mit wie viel Strichen ich ein Glas Waſſer magnetiſirt hatte, deren Zahl immer richtig an.

So oft man ſie (in hieſigem magnetiſchen Zuſtande) in ein Bad bringen wollte, zeigte ſich die ſonderbare Erſcheinung, daß alle ihre Glieder, auch Bruſt und Unterleib, in ein unwillkürliches beſonderes Hüpfen, in eine völlige Elaſticität kamen, die ſie aus dem Waſſer immer wieder ausſtieß. Gehülfinnen, die bei ihr waren, gaben ſich alle Mühe, ſie mit Gewalt in das Waſſer zu drücken, aber ihre Schwerkraft ſtrebte immer nach oben, ſie konnte nicht unten gehalten werden, und hätte man ſie in einen Fluß geworfen, ſie wäre wohl auch in dieſem, ſo wenig als ein Pantoffelholz, untergeſunken.

Hier erinnert man ſich der Hexenproben, wo jene wahrſcheinlich auch in einem magnetiſchen Zuſtand geweſenen Perſonen gleichfalls im Waſſer nicht unterſanken und ſich überhaupt auch auf der Wage gegen die Geſetze der Schwere verhielten.

In Andreas Mollers Beſchreibung Freibergs iſt die Geſchichte einer Frau angeführt, die im Jahre 1620 lebte und im magnetiſchen Zuſtande war. Dort heißt es: „Sie iſt im Beiſeyn der beiden Diakonen Dachſel und Waldburg urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leib, Haupt und Füßen, bei dritthalb Ellen hoch aufgehoben worden, daß ſie nicht mehr mit dem Bette zuſammenhing, ſondern frei ſchwebte, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte ſie zum Fenſter hinausfahren. Darauf umfing ſie Waldburg, ſchrie mit den Anweſenden zu Gott und brachte ſie wieder zurück.“

Beim Fliegen der Vögel, dieſem auch träumenden prophetiſchen Geſchlechte, möchte vielleicht neben ihren mechaniſchen Einrichtungen eine ähnliche Aufhebung der Schwerkraft zum Theil ſtatt finden.

Aehnliche Erſcheinungen zeigen ſich auch bei Nachtwandlern, die ſich oft, wie die künſtlichſten Equilibriſten,

auf den ſchmalſten und höchſten Stellen (z. E. auf Hausdächern u. ſ. w.) ſchwebend erhalten und wenn ſie auch herniederfallen, keinen Schaden (als wären ſie geflogen) erleiden. Gleiches zeigt ſich auch im Veitstanze und bei indiſchen Gauklern, die ſich durch Muſik und Getränke in magnetiſche Zuſtände zu verſetzen wiſſen und dann Künſte ausüben, bei denen die Geſetze der Schwerkraft wegzufallen ſcheinen.

Daher liegt auch im Tanze ſo ſehr ein geiſtiger Zauber, gleichſam ein Beſtreben des gefallenen Menſchen, ſich von der Schwere, dem Erbſtück der Sünde, zu befreien.

Wenn Frau H. aus einer magnetiſchen Extaſe erwachte, war ihr die Schwere der Körper am meiſten auffallend. Wir leicht ſcheinende Menſchen kamen ihr aber da oft ſchwerer vor als andere von größerem körperlichen Umfange. Sie erkannte, daß es auch Schwere ohne Materie gibt, ſie erkannte eine moraliſche Schwere.

Schon früher wurde angeführt, daß Frau H., brachte ich meine Finger gegen die ihrigen, jenen unwillkürlich, wie das Eiſen dem Magnet, nachfolgen mußte, und daß ſie ſo, gegen alle Geſetze der Schwerkraft, emporgehoben werden konnte.

Daß übrigens Menſchen in dieſem Zuſtande des Innern auch auf eine andere Art ſelbſt die mechaniſche Kraft der Schwere zu beherrſchen vermögen, zeigten die Konvulſionärs am Grabe des Paris. Dieſe traten im Jahre 1724 hervor und zeigten ſich 12 Jahre hindurch. Kranke aller Art begaben ſich auf das Grab des Paris, und es entſtanden nun die mannigfaltigſten Erſcheinungen, wie bei den Kriſen der Somnambülen, die Heilung zur Folge hatten. Hiebei bedienten ſich die Kranken eigenthümlicher Behandlungsarten, die man grands secours oder secours meurtriers nannte, und deren Wahrheit aktenmäßig und durch Augenzeugen erwieſen iſt.

Die Kranken ließen ſich nämlich entweder von den ſtärkſten Menſchen mit ſchweren Werkzeugen, hölzernen

Balken, eisernen dreißig Pfund schweren Barren, spitzigen Pfählen u. s. w., Stöße auf den Leib oder andere Theile geben, und statt daß diese Behandlung auf mechanische Weise den Körper zermalmt hätte, trat nur Wohlgefühl ein, welches zunahm mit der Heftigkeit, mit der diese Stöße geführt wurden. Oder der Kranke ließ sich mit einem Brett bedecken, und zwanzig oder mehrere Menschen traten auf dasselbe, ohne daß dem Kranken ein schmerzhaftes Gefühl dadurch erregt wurde.*)

Gleiches finden wir in verschiedenen Hexenprozessen des Mittelalters, wo die Schwerkraft der stärksten Gewichte, die man auf solche im somnambülen Zustand sich befundene Menschen als Folter wirken ließ, sie oft nicht berührte.

Ihre Verhältnisse zu Vegetabilien.

Bei nachstehenden Versuchen mit Vegetabilien wünscht vielleicht Mancher eine Eintheilung derselben nach den natürlichen Klassen und vorzüglich hierauf gegründete Resultate. Theils fehlte es aber bei diesen Versuchen, bei welchen die meisten nicht mit Auswahl, sondern nur gelegenheitlich angestellt werden konnten, im Augenblicke an mehreren Exemplaren aus ein und derselben Klasse, theils ergab sich sehr bald, daß oft die Pflanzen ganz gleicher Klassen die verschiedensten Einwirkungen auf die Seherin hatten. Zeigt sich ja selbst auch in normalen Zuständen, daß die verschiedenen Pflanzenindividuen aus ein und derselben Klasse sehr verschiedene Wirkungen äußern. So bieten die Früchte der Solaneen viele Anomalien dar. Die Früchte der Atropa Belladonna, Datura Stramonium, Hyoscianusarten, einige Arten der Ge-

*) Aus Kieser's System des Tellurismus. II. Th. S. 25. S. La verité des miracles, opérés par l'intercession de Mr. Paris et autres appellans ect., par Carré de Montgeron. 1745.

Geſchlechter Centrum und Physalis, haben zwar narkotiſche Eigenſchaften; die Frucht von Physalis Alkekengi aber wird, beſonders in der Thierarzneikunde, als harntreibendes Mittel gebraucht und ohne Nachtheil gegeſſen, und die Früchte mehrerer anderer Arten von Physalis beſitzen einen angenehmen Geſchmack und äußern keine ſchädlichen Wirkungen. Beiſpiele der Art ſind auch aus manchen andern Pflanzenklaſſen anzuführen.

Merkwürdig iſt, daß bei dieſer Seherin Kraut und Blume einer blaublühenden Erdäpfelgattung narkotiſche Wirkung hatte, während eine weißblühende ſie unberührt ließ.

Dr. Latham zeigte, daß die Blätter der Kartoffel als Extrakt ein bedeutendes narkotiſches Prinzip beſäßen. Hinſichtlich der Wirkung hatte es viele Aehnlichkeit mit der Digitalis. Dr. Chapman, der ebenfalls mit aus Kartoffelblättern bereitetem Extrakt Verſuche anſtellte, fand diese Wirkung nicht.*)

Sollten dieſe zweierlei Reſultate nicht daher rühren (was aus jenen zweierlei Reſultaten bei den Verſuchen mit zweierlei Arten von Kartoffelblüthe und Kraut hervorgehen möchte), daß ſich jene Forſcher nicht der gleichen Art von Kartoffeln bei ihren Verſuchen bedienten? Merkwürdig iſt auch, daß der Indigo ganz metalliſch wirkte.

Brugnatelli entdeckte nämlich, und Dobereiner beſtätigte es, daß die Indigoſubſtanz als ein wahres Pflanzenmetall anzuſehen ſey.

Dobereiner gründete dieſe Vermuthung ſchon früher auf das Metalliſchglänzende dieſer Subſtanz und auf die Fähigkeit derſelben, ſich mit den ſtärkſten Säuren zu verbinden.

Brugnatelli verband die reine Indigoſubſtanz mit Queckſilber zu einem wahren Amalgama. Dobereiner ſieht (ſo wie er das von ihm gefundene Kohlenmetall als

*) The Philadelphia Journal of the medical and Physical sciences. Vol. VI. No. 1.

das vegetabilische Silicium und Eisen betrachtet) das Indigometall als das Kupfer des Pflanzenreiches an.

Eine ausgezeichnet magnetische Wirkung hatte, wie bei den meisten Schlafwachen, der Lorbeer, und es bestätigt sich auch hier wieder die Ursache seines alten Gebrauches im Tempel zu Delphi, wo die Seherin, ehe sie ihre prophetischen Sprüche kund gab, einen Lorbeerbaum, wahrscheinlich um seine innere Lebensbewegung zu vermehren, schüttelte, und sich alsdann auf den mit Lorbeerzweigen bedeckten Dreifuß niederließ. Auch in Aeskulaps, und in einigen andern Tempeln wurde der Lorbeer, hauptsächlich um Schlaf und Traum zu bewirken, gebraucht.

Als ein besonders starker Ableiter magnetischen Fluidums bewährte sich auch hier abermals wieder die Haselnußstaude, die eben deßwegen als Wünschelruthe schon längst von dem Volke angewendet wurde. Erst kürzlich sah ich bei Haltung einer Haselnußstaude eine sonst gesunde Frau, die an ihre Wirkung gar nicht glaubte und nicht dachte, an Händen und Armen erstarren.

Bei der Wirkung mehrerer Pflanzen fällt auf, daß man dieselbe in neuern Schriften nicht mehr angeführt findet, während sie in alten vergessenen Kräuterbüchern, so wie sie diese Somnambüle angab, verzeichnet sind. Daraus schließe ich weniger, daß die Wirkung jener Pflanzen wohl nur zufällig in Vergessenheit gerieth, als darauf, daß jene nur mildwirkenden Pflanzenstoffe, auf unser jetziges, von der Natur immer mehr abkommendes Geschlecht, keine Wirkung mehr äußern können, und daß dasselbe, wie es, in Wahrheit, jetzt auch immer mehr der Fall ist, auch immer mehr durchgreifenderer Pflanzenstoffe, namentlich der Pflanzengifte (wie der Gifte aus dem Mineralreich) zur Einwirkung bedarf.

Diese Versuche mit Pflanzen wurden auf die gleiche Weise und mit der gleichen Vorsicht wie die Versuche mit den Mineralien angestellt, und es gilt auch hier, was dort darüber angegeben wurde.

Ich bemerke nur noch, daß die Pflanzen, wie dort die Mineralien, der Seherin immer nur kurze Zeit in die Hand gegeben wurden, ohne daß man ihr die Pflanze benannte. Nur in wenigen Ausnahmen, die bemerkt sind, fanden auch innerliche Versuche statt.

Einwirkung von Pflanzen.

Eßbare Pflanzen.

Weintrauben. Die Versuche mit Weintrauben verschiedener Sorten stellte hauptsächlich Herr Oekonom Göritz von Stuttgart, der mich auf einer Reise zu landwirthschaftlichen Zwecken hier besuchte, an. Sie wurden von ihm mit aller Genauigkeit im Beisein eines andern Traubenkundigen gemacht, und ich gebe sie mit Hrn. Göritz eigenen Worten, so wie derselbe sich hierüber in einem Aufsatze an den landwirthschaftlichen Verein zu Stuttgart ausdrückte.

„Herr Doktor K. hatte eine Reihe Versuche über verschiedene Mineralien mit Frau H. gemacht.

Sein Vorschlag, während meiner Anwesenheit ähnliche Versuche über die Einwirkung der mannigfachen Traubensorten anzustellen, war mir höchst willkommen, und ich verschaffte mir zu diesem Behufe durch die gütige Unterstützung des Hrn. Kameralverwalter Fetzer 12 verschiedene Sorten, welche wir, von jeder Sorte nur etwa 6 Beere, in das Haus der Somnambüle brachten. Sie saß in ihrem Bette, (anscheinend) völlig wach, nahm von den Beeren, welche ihr Hr. Fetzer überreichte, 1 bis 3, bis höchstens 5, jedoch immer in ungerader Zahl und ohne Kamm in die linke Hand und äußerte sich nach wenigen Sekunden über den Einfluß derselben auf ihren Körper. Hr. Dr. K. und ich saßen in einiger Entfernung von ihr an ei-

nem Tische, um das Gesagte sogleich zu Protokoll zu nehmen. Die Somnambüle erfuhr nie den Namen des Trauben, sondern dieser wurde uns beiden Schreibenden von Hrn. Fetzer ganz leise mitgetheilt. Ihre Aeußerungen waren folgende:

Der Traminer und Velteliner erregten ihr Hitze, der Ruländer Spannen, der Rothelben, Weißelben und rothe Muskateller, Betäubung im Kopf. — Den Salvener erklärte sie gesund für die Brust, der Affenthaler verursachte ihr Wärme, der Traminer Bangigkeit auf der Brust, der rothe Gutedel Herzklopfen und heftige Blutbewegung. — Wärme im Unterleib brachten ihr der Klevner und Velteliner, besonders Wärme im Magen der Drollinger hervor. — Das Gefühl von Kälte durch alle Glieder erregten ihr der Riesling und der Salvener, jedoch beide auf eine verschiedene Weise; beim Riesling ergriff zugleich die Nerven eine Art Starrheit und sie erklärte ihn für nervenstärkend, während es der Salvener nicht sey. — Der Drollinger, Klevner und Affenthaler zogen ihr Wasser in den Mund. Von allen Traubensorten aber konnte sie nur Eine, den Drollinger, essen. — Der Ruländer brachte ihr Schmerzen in den Augen und Nebel vor denselben hervor, und der Roth- und Weißelben erregten Mattigkeit in all ihren Gliedern, ja sie entschlief bei denselben plötzlich.

Endlich nahm sie diese sämmtlichen auf die Seite gelegten Beere in die Hände. Diese Mischung erregte ihr Unruhe in ihrem ganzen Körper und ein unangenehmes Gefühl.

Ich habe versucht, diese Aeußerungen mit demjenigen zusammen zu stellen, was über diese Traubensorten bereits bekannt und zum Theil anerkannt ist, und hiemit einige Ansichten zu verbinden, welche mir erst auf jener Reise gegeben wurden. Auf einen Widerspruch mit der Erfahrung bin ich bis jetzt nicht gestoßen, was ich aber durch die Erfahrung bestätigt ansehe, ist Folgendes:

a) Ueber den Einfluß der Trauben auf die Gesundheit sagte mir ein erfahrner Weingärtner, Grafenauer zu Mundelsheim, Folgendes: Der Drollinger sey zum Essen der gesündeste Traube, ebenfalls gut sey der Salvener, am ungesündesten der Elbe.

b) Die Aeußerung, daß Riesling und Salvener das Gefühl von Kälte, der Klevner dagegen das der Wärme errege, mahnte mich an die Unterscheidung der Franzosen, die unsre deutschen Weine, von welchen beide erstere Hauptbestandtheile abgeben, kalt, dagegen den ihrigen, namentlich den Burgunder, welcher vom Klevner, oder doch einer ihm verwandten Traube, bereitet wird, warm nennen.

c) Die Behauptung, daß der Salvener gesund für die Brust sey, erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß er so vielen Zucker und Schleimstoff enthält. Bekanntlich sind schleimzuckerhaltige Mittel für Brustleidende sehr wohlthätig.

d) Die Aeußerung über die Vermischung der Traubenbeere scheint mir völlig im Einklang zu seyn, und meiner Ueberzeugung nach wird jeder Wein, der aus vielen Sorten bereitet ist, unangenehm und widrig.

e) Die Aehnlichkeit des Roth- und Weißelben ist auch durch die Erfahrung bestätigt.

Wenn mir diese Punkte erklärbar waren, so waren mir nachfolgende räthselhaft, scheinen aber aller Aufmerksamkeit werth zu seyn.

a) Das Nervenstärkende des Rieslings. *)

b) Die Wirkung der drei rothen Trauben, welche sämmtlich Wasser in den Mund zogen. **)

c) die Einwirkung des Ruländers auf die Augen.

---

*) Könnte sich daraus erklären, daß der Riesling nicht überspannend und gefäßaufreizend, sondern beruhigend wirkt. K.

**) Dieß kommt von der gerbestoffhaltenden Farbe her. K.

d) Das Betäubende beim Roth- und Weißelben und Muskateller.

e) Die Aehnlichkeit des Velteliners und Klevners in ihrer Wirkung auf den Unterleib.

f) Die durch den Gutedel erregte Blutbewegung.

Es bleibt mir nun noch übrig, nachzuweiſen, daß bei dem ganzen vorliegenden Verſuche keine Täuſchung möglich war, und ich führe hiefür Folgendes zum Belege an:

1) Hr. Doktor Kerner kennt die Trauben nicht und auch die Somnambüle konnte ſie unmöglich an den einzelnen ihr dargereichten Beeren erkennen und wäre ſie die beſte Traubenkennerin geweſen; aber ſie betrachtete dieſelben auch nicht einmal, ſondern behielt ſie meiſtens in der Hand, ſo wie ſie ihr gegeben worden waren.

2) Es war nicht thunlich, mir die Sache vorzubereiten, ſelbſt wenn ich nicht das Vertrauen hätte, eine abſichtliche Täuſchung hier für durchaus unmöglich anzunehmen, wie mich's namentlich der Charakter Kerners zu thun verpflichtet. Ich ſelbſt hatte ja unmittelbar vor meinem Beſuche bei der Somnambülen die Trauben ausgeleſen.

3) Es wurde die Somnambüle trotz dem Vorangeſchickten, was geeignet genug war, jedes Mißtrauen zu unterdrücken, deſſen ungeachtet mehreremale auf die Probe geſtellt und beſtand ſie aufs Vollkommenſte.

Unter Anderm war ſie bei mehreren Trauben gefragt worden, ob ſie nicht davon genießen möchte? Sie zeigte jedesmal Widerwillen, und nur als ihr der Drollinger in die Hand gegeben wurde, äußerte ſie, daß ſie ihn nicht ungern eſſen würde. Ohne ihn jedoch zu koſten, legte ſie die Beere wieder auf die Seite und die Verſuche mit andern Trauben wurden fortgeſetzt; endlich gab ihr Hr. Fetzer wieder eine einzige Drollingerbeere in die Hand. Plötzlich nahm ſie dieſelbe in den Mund und ſagte: O! den eſſe ich gerne!

So auch mit den Elbentrauben. Sie hatte beim Rothelben geäußert, daß er ihr Mattigkeit in den Gliedern und Betäubung im Kopf verurſache, und daß ſie einſchlafen würde, wenn ſie die Beere noch kurze Zeit in der Hand behielte. Nach einigem Zwiſchenraum, in welchem andere Trauben probirt worden waren, kam der Weißelben. Im Verlauf von wenigen Sekunden, nachdem ſie denſelben in der Hand gehalten, war ſie feſt eingeſchlafen und mußte durch Anhauchen des Arztes wieder erweckt werden. — Späterhin gab man ihr nochmals den Weißelben und ſie entſchlief nochmals ebenſo ſchnell."

Stuttgart.

Gbritz, Oekonom.

Beinahe drei Wochen nachher wurde Frau H. einſtmals am ganzen Leibe kalt und völlig ſtarr, ſo daß ſie ſich nicht bewegen konnte, aber dabei blieb ſie ganz wach und ihr Gehirn völlig frei. Sie wußte die Urſache dieſer Erſcheinung nicht anzugeben, als ich ſie aber fragte, ob ſie etwas ihr Widriges gegeſſen, ſagte ſie, ſie habe nichts als von einem noch daliegenden Trauben nur fünf Beeren gegeſſen und daher könne dieſe Erſtarrung doch nicht kommen! Als man aber dieſen Trauben unterſuchte, fand es ſich, daß es ein Riesling war.

Auf Veranlaſſen dieſes Aufſatzes gab ich am 19. Febr. 1828 (alſo faſt 5 Monate nachher), nachdem Frau H. in einen andern Zuſtand gekommen war (nach ihrem ſogenannten Erwachen), wo ſie auch von den Verſuchen des Hrn. Gbritz nicht eine Sylbe mehr wußte, derſelben einen Kaffeelöffel voll Rieslingwein vom Jahre 1826. Bevor ich ihn ihr gab, war ſie im Zuſtande von Erhitzung und ſah roth aus. Als ſie ihn genommen hatte (ich gab die Flüſſigkeit, die ich in einem Apothekerfläſchchen brachte, für eine Arznei aus), klagte ſie über Kälte, die ihren ganzen Körper durchdringe, und ſie faſt ſtarr mache. Ihre Röthe verſchwand, ſie fühlte ihre Nerven, be-

sonders ihr Gehirn, beruhigter und gestärkter. Später ließ ich sie an diesem Weine riechen, worauf ihr das Gehirn kalt und die Augenlieder ganz starr wurden, so daß sie dieselben, um sie wieder schließen zu können, lange reiben mußte. Der Geruch war für sie aber äußerst anziehend.

Rebenthränen, aus angeschnittenen Rebstöcken geträufelter Saft, ihr auf die Hand geträufelt, machte ihr das Gefühl von krampfhafter Auftreibung des Magens bis an den Hals herauf.

Rebenblüthe. Ihr Geruch erheiterte sie; lange in der Hand gehalten, verursachte sie ihr Wallungen gegen den Kopf und Schwindel.

Blüthen von Johannisbeeren. (Ribes rubrum L.) machten ihr Wärme im Magen. Sie sagte später im halbwachen Zustande: „sie kühlen mein Blut, aber erwärmen meine Nerven."

Johannisträubchen gaben ihr das Gefühl von Kühle und Herabstimmung und machten ihr zuletzt Krämpfe.

Stachelbeere brachten sie bald in magnetischen Schlaf, in welchem sie sagte, daß sie sie nicht essen dürfe. Dagegen fühlte sie den Geruch für sie stärkend, und in ihrem ganzen Körper erregte er eine angenehme Kühle.

Erdbeere kühlten und stimmten sie sehr herunter.

Laub vom Himbeerstrauch gab ihr Stiche im Magen und dann Schüttelungen.

Eine Pomeranze — starkes Gefühl von Kühlung und zuletzt etwas Betäubung.

Blätter vom Aprikosenbaum erzeugten ihr Schmerzen im Unterleib und Kreuz. Ohne ihr Wissen vereinte ich sie mit einem solchen Baume durch eine fünfzehn Ellen lange Schnur, und sie erhielt ebenfalls Schmerzen im Unterleib und Kreuz.

(Auf gleiche Weise vereinte ich sie mit einem Vogelbeerbaume und sogleich wurde sie betäubt, was ihr auch Vogelbeere verursachten, die den Lorbeeren ähnlich

wirkten. Trotz dieser Entfernung und der nicht wirklichen Berührung wirkten diese Bäume viel stärker, als wenn sie Blätter oder Zweige derselben in die Hand nahm.)

Unreife grüne Kastanien machten ihr Betäubung und Nebel vor den Augen, sie sagte: sie empfinde auf einmal nichts mehr als ihren Kopf. Die Blüthe wirkte auf sie, besonders durch ihren Geruch, herabstimmend, und brachte sie in Halbschlaf.

Eine unreife grüne welsche Nuß (Juglans regia) erzeugte ihr Brennen in den Augen, Betäubung im Kopf und ein besonderes Gefühl im Magen, eine Art Kitzeln.

Nach einigen Minuten bekam sie einen Schmerzen, der sich von den Fingerspitzen beider Hände in die Brust zog und heftig war. Die Fingerspitzen schwollen sichtbar auf und wurden roth. Sie sagte: sie meine, diese Frucht habe auch noch eine psychische Wirkung; sie habe, so lange sie sie in der Hand gehalten, von allen Menschen nur Gutes denken müssen, sey gegen alle mit Wohlwollen erfüllt worden.

Nußbaumholz. Sie spielte zufällig mit einem verdorrten Zweiglein eines Nußbaums und erhielt hierauf einen ganz heisern Hals, daß ihr die Stimme beinahe ganz verschwand. Gleiche Erscheinung bemerkte ich bei einer andern Frau, die Nüsse ausmachte, aber keinen einzigen Kern aß, nur durch die Berührung der Nüsse.

Kaffeebohnen (grüne) erzeugten ihr das Gefühl eines Laufens von der Hand in den Magen, Uebelkeit im Magen und dann heftigen Kopfschmerz.

Chinesischer Thee (Thea Bohea. L.) machte ihr Betäubung und griff ihr den Magen an. Sie mußte so lange gähnen, bis man ihr Suppe zu essen gab.

Kokusnuß. Der Kern von dieser Nuß und das Oel machte ihr Kopfweh und Schwindel, so daß sie nicht mehr gut sah, auch erhielt sie Brennen in den Augen und Trockenheit im Mund. Das Oel dieser Nuß riecht sehr nach Fettsäure. (S. die Wirkung der Fettsäure.)

Feige. Eine reife Feige erzeugte ihr im ganzen Körper Gefühl von Kühlung, nur im Magen Wärme und Stärkung. Sie schlief dadurch magnetisch ein und sagte: eine Feige in Wein gelegt und gegessen, würde mich sehr stärken.

Die Blätter erzeugten ihr magnetischen Schlaf und wirkten ihr auf den Magen gelegt gegen Magenkrampf und Schwäche des Magens.

Getreidearten.

Roggen machte ihr Ziehen durch den Arm in die Brust und Brustkrämpfe.

Dinkel ließ sie gleichgültig; sie konnte die Kerne speisen. Daraus erhellt die Vorzüglichkeit des Dinkelbrodes vor dem Roggenbrode.

Türkischer Weizen. Unreifer türkischer Weizen fuhr ihr zuerst vom Arm mit Stichen in die Herzgrube und gab ihr dann Schüttelungen. Hierauf fuhr es ihr in den Kopf und verdrehte ihr auf Augenblicke die Augen, wobei sie jedesmal das Bewußtseyn verlor. Nach diesem bewegte sich bei völligem Bewußtseyn ihr rechter Arm ganz ohne ihren Willen von der Seite hinauf langsam gegen den Kopf und dann über das Gesicht wieder abwärts und hierauf noch in verschiedenen Touren auf und wieder abwärts, gleichsam wie ein unwillkürliches Magnetisiren, oder wie ein rhythmisches Bewegen beim Veitstanz. Auf der Brust fühlte sie ein Kribbeln und Kitzeln. Dieß und die Bewegung des Armes ließ nicht nach, bis ich sie anblies, worauf allgemeine magnetische Krämpfe an ihr ausbrachen, aus denen sie mit einem Schrei erwachte. Nach diesem mußte sie noch eine Zeit lang die Hände unwillkürlich taktgemäß bewegen.

Man wird hier an die dem Veitstanz ähnliche Kribbelkrankheit erinnert, die auch durch unreifes Korn und noch mehr durch das sogenannte Mutterkorn entstehen soll.

Erbſen, dürre, ließen ſie gleichgültig.

Bohnen, dürre Kerne, verurſachten ihr ein mehr wohlthätiges als widriges Gefühl.

Brockelerbſen (Pisum sativum), friſche in den Hülſen, machten ihr Schmerzen im Unterleib und Bruſtkrämpfe.

Linſen, verurſachten ihr Krämpfe. Aber die ſtärkſten Krämpfe verurſachte ihr:

das Welſchkorn (Zea Mays).

Spargeln (asparagus officin.). Zwei Spargeln (in der linken Hand gehalten) machten ſie ſchläfrig, und ſchon nach einigen Minuten erhielt ſie Brennen auf der Blaſe und mußte den Urin laſſen. Eine Spargel gegeſſen, machte ſie halbwach und wirkte auf den Urin.

Gartenſauerampfer erregte ihr Magenweh und trieb ihr Waſſer in den Mund.

Kohlraben. Nur Weniges von dieſem Gemüſe verſucht, machte in ihrem Magen das Gefühl wie von einer Anfüllung von Waſſer, und ſie konnte von ihm nichts weiter genießen.

Spinat (Spinacia oleracea). Sie aß von dieſem Kraut und ſagte dann: ſie meine, es habe dieſes Kraut etwas Betäubendes. Ich gab ihr nun von dieſem Kraut einige friſche Blätter in die linke Hand und ſie ſagte: es ſey ihr, als ſchlafe ihr vorderes Gehirn (alſo das große) ein und erwache das hintere (das kleine) mehr. Sie fühle die Gedanken nur hinten im Kopfe, vornen nicht mehr. Dieſes Gefühl blieb ihr ſehr lange.

Pfefferkraut (Cochlearia anglica) verurſachte ihr Drücken in der Stirne und Schlaf, aber bewirkte ihr Oeffnung.

Weiße Kartoffelblüthe und Kraut gab ihr den Geſchmack von Kartoffeln im Munde, wirkte aber ſonſt nicht auf ſie.

Blaue Kartoffelblüthe und Kraut machte ihr Betäubung im Kopf und Neigung zum Schlaf. Hierauf

folgte Sodbrennen, Schwäche im Magen und beſtändiges Gähnen.

Arzneilich wirkende Vegetabilien.

Rosmarin machte ihr Wallungen und Herzklopfen, Halbſchlaf und Hervorrufung der Menſtruation.

Baſilicum fühlte ſie in den Augen. Es erregte ihr im Innern des Auges ein Zuſammenziehen, und ihre Pupillen ſchienen ſich zu verengen.

Borago officinalis. Drei friſche Blätter von dieſer Pflanze gaben ihr in Bruſt und Hals das Gefühl von Angegriffenſeyn, als hätte ſie lange geſprochen. Holte ſie einen tiefen Athemzug aus der Bruſt, ſo fühlte ſie ein Spannen. Sie gab ſich an den Seiten der Bruſt ſelbſt ein paar magnetiſche Striche, bekam hierauf einige Schütterungen, und das Gefühl verſchwand.

Eſdrakon (Arthemisia Dracunculus) machte ihr (in der Hand gehalten) den Mund ſogleich wäſſernd und gab ihr beißenden Geſchmack im Munde.

Salbeyblätter (Salbia officin.) brachten ſie in einen überſpannten Zuſtand, machten ſie luſtig und hierauf halbwach.

Kamillenblumen (flor. chamo. vom.) machten ihr zuerſt Wallungen gegen den Kopf und dann allgemeine Krämpfe.

Meliſſe und Beymenthe waren ihr widrig, machten ihr Uebelkeit und Krämpfe. Die Beymenthe mehr als die Meliſſe.

Arthemisia vulgaris. Die Wurzel von dieſer Pflanze verurſachte ihr Schwindel und hierauf lang andauernde Bewußtloſigkeit. Als ſie durch Schwerſpath (ſ. die mineralog. Verſuche) wieder zu ſich kam, ſagte ſie: „es iſt mir ganz ſchwindelnd, bald ſehe ich einen Berg, bald ein Kraut mit vielen kleinen Blumen, und denke ich an dieſe Blumen ſo wird es mir immer ſchwindelnder. Ich will lieber an das Weiße denken (ſie meinte den Schwer-

ſpath, den ſie wieder in die Hand nahm), dann ſehe ich doch den Berg und die Blumen nicht mehr.“ Dürres Mark von Arthemisia vulgaris erzeugte ihr Schweiß in der Hand, in der es lag.

Dieſe Wurzel wurde in neueſter Zeit hauptſächlich gegen Epilepſie gerühmt. Ich ſelbſt fand ſie in zwei Fällen von einiger Wirkung, in einigen andern aber brachte ſie ſogar Schaden.

Lorbeere (Baccae lauri von Laurus nobilis) erregten ihr ſcharfen widrigen Geruch, ein Beißen den Hals herauf, und machten ſie nach einigen Minuten halbſomnambül Sie ſagte in dieſem Zuſtand: „hätte ich fünf in der Hand, ſo würde ich ganz ſchlafwach, und bei ſieben müßte ich zwei Stunden lang ſchlafen.“ Als zufällig einige Beere auf dem Boden lagen und ſie dieſe anſah, weil ſie nicht wußte, was es war, ſagte ſie: „ſo lange ich dieſe Kügelchen hier auf dem Boden anſehe, muß ich immer denken: Und ſiehe da kam der Zwölfen Einer und ſprach: du mußt deine Nieren mit Eſſig waſchen.“ Nach einiger Zeit wußte ſie dieſen Spruch nicht mehr, ſo bald ſie aber die Beere anſah, fiel er ihr wieder bei. Ich ſagte ihr, ſie müſſe nun auch ihre Niergegend mit Eſſig waſchen, aber ſie wollte es nicht. Hierauf hob ich ihr eine ſolche Beere vor's Auge und ſagte: ſagen Sie mir, ob es ſeyn muß, und ſie ſagte: „es muß alſo geſchehen.“ Ich fragte ſie: wann? und ſie antwortete: „in drei Stunden“ und wurde hierauf halbwach. Als ich ſie durch Bergkryſtall erweckt hatte, konnte ſie ſich wohl erinnern, daß ſie ſich beim Anblick jener Beere einen Spruch gedacht, aber wie er hieß, wußte ſie nicht mehr. Sie war durch den Anblick der Lorbeere in halbwachen Zuſtand gekommen und machte ſich dann in dieſem jene Verordnung. Als ſie nicht mehr magnetiſch behandelt wurde, ließ ſie ſich immer dadurch ſchlafwach machen, daß ſie entweder Lorbeere oder Lorbeerblätter in die linke Hand nahm.

Die ähnliche Wirkung der Vogelbeere wurde oben berührt.

Die Haselnußstaude wirkte auch bei ihr dem Lorbeer entgegengesetzt, entzog ihr alle magnetische Kraft und machte sie völlig wach.

Epheu (Hedera helix) erzeugte ihr Erstarrung und dann halbwachen Zustand.

Eicheln griffen ihr den Magen an und verursachten ihr immerwährendes Gähnen.

Galläpfel. Drei Galläpfel erzeugten ihr augenblicklich eine Lähmung in der ganzen Rückgratssäule, und sie konnte weder den Kopf heben, noch sich aufrichten. Sie verfiel in völligen Schlaf und sagte in diesem: „dieses wirkt auf mein kleines Gehirn und Rückenmark lähmend. Dieses kann durch nichts gehoben werden, als durch den Geruch der Ringelblume (Calendula officinalis). An drei solchen Blumen muß ich riechen und mich mit fünf Tropfen Muskatennußöl und sieben Tropfen Rosmarinöl in die Grube am Hinterhaupte einreiben."

Sobald sie an den Ringelblumen gerochen hatte, konnte sie den Kopf schon wieder aufrichten, und als sie in die Hinterhauptgrube eingerieben worden war, sagte sie: sie fühle nun ein Laufen von dieser Stelle bis in das Kreuzbein und von da in den Bauch, konnte sich aber nun wieder aufrichten.

Als sie sich am andern Tage an einen Wandkasten gesetzt hatte, in dem, ohne ihr Wissen, noch mehrere Galläpfel waren, bekam sie in dem dem Kasten zugerichteten Arme eine Lähmung.

Gichtrose (Paeonia officin.). Die grünen Blätter dieser Pflanze verursachten ihr sogleich heftigen Krampf, auch im Gehirne.

Peterlingskraut verursachte ihr zuerst eine auffallende Wärme im ganzen Körper und dann Drang zum Urinlassen.

Hopfen. Frisches Kraut verursachte ihr zuerst Kühlung auf der Zunge und dann im ganzen Körper, hierauf Betäubung im Kopf.

Darnach bekam sie das Gefühl, als laufe ihr etwas das Rückenmark hinauf, und sie mußte sich alsdann immerwährend unwillkürlich mit dem ganzen Körper, aber hauptsächlich mit den Armen, bewegen, nachdem es ihr vorher starke Schüttelungen gegeben. Es war diese Bewegung wie ein unwillkürliches Selbstmagnetisiren: denn wo sie die Bewegung mit der Hand zuerst angefangen hatte, was gemeiniglich am Kopfe geschah, da mußte sie bis über den ganzen Körper den Arm hinabführen. Dieß hörte nur nach und nach auf, und zuletzt blieb nur noch auf der Blase Gefühl von Drang und Brennen.

Es war die gleiche Erscheinung, die sich beim unreifen türkischen Weizen zeigte.

Ipecacuanha. Wenige Grane dieser Wurzel gaben ihr blitzähnliche Stöße in den Magen und von da aus in den Kopf.

Semen lycopodii erzeugte ihr Angst, die sie von der Brust ausgehend fühlte, dabei mußte sie die Augen weit aufreißen.

Crocus sativus. Frisch blühender Crocus machte ihr Kühlung in der Hand, ein Gefühl von Wind den Arm hindurch und vom Magen aus Kopfweh, heftiges Gähnen und Neigung zum Schlaf.

Dreifaltigkeitskraut (Herba jaceae, viola tricolor). Ein Händchen voll frisches Kraut machte ihr Unterleibsschmerzen, Kreuzweh und Brennen in den Augen. Später gab es ihr vom Kreuz aus Stöße den Rückgrat hinauf in die Brust, daß es ihr den Athem zurückhielt. Kopfschmerz, den sie hatte, ehe sie das Kraut in die Hand nahm, verlor sich.

Schöllkraut (Chelidonium majus). Blätter von dieser Pflanze machten ihr sogleich eine Schärfe auf

der Zunge. Dann kam ein Weheſeyn im Magen, das von da aus in den Kopf lief und ihr namentlich in dem Hinterkopfe eine Leere verurſachte und das Gedächtniß ſchwächte.

Knoblauch (Allium sativum) verurſachte ihr Brennen im Magen, Brennen und Trockenheit im Hals und Neigung zum Schlaf.

Schlüſſelblume (Primula veris) erzeugte ihr vom Arm aus eine ſtechende Empfindung, die ihr in den Kopf fuhr.

Königskerze (Verbascum thapsus) erzeugte ihr Huſten. (Wird bekanntlich gegen Huſten als Thee gebraucht.)

Gänſeblume (Bellis major) verurſachte ihr Schmerzen im Unterleib, und ſie ſagte: ſie meine, es könnte ihr Durchfall machen, würde ſie es noch länger halten.

Es war mir von dieſer Pflanze gar keine mediziniſche Wirkung bekannt. Ich ſuchte in ältern Kräuterbüchern nach und fand, daß ſie abführende Kraft hat. Bellis major wurde ehemals in den Apotheken als ein Laxier für Kinder abgegeben. Dieß war weder mir noch ihr bekannt.

Ricinus communis. Der Saame von dieſer Pflanze machte ihr den Arm einſchlafend.

Aloe (Agave americana) gab ihr einen Stoß den Arm hinauf in den Kopf und dann das Gefühl eines Windes vom Kopf in den Unterleib.

Quassia in der Hand ſchmeckte ihr bitter im Mund und machte ihr Betäubung.

Arnica montana erzeugte ihr ſtarken Geruch den Hals herauf und reizte ſie zum Erbrechen.

Iris florentina war ihr angenehm.

Farrenkrautwurzel (Polypodium filix mas) erzeugte ihr das Gefühl von Kühlung im ganzen Körper, wie kühles Anblaſen. Drei Pillen von dem geiſtigen Farrenkrautextrakt machten ihr (man gab ſie ihr

wie

wie alle diese Vegetabilien, wo es nicht besonders bemerkt ist, in die linke Hand) Uebelseyn und dann Bewegungen im Bauche, Heraufsteigen in den Hals und Kopf und heftige Schüttelungen und Stöße vom Bauche aus. Farrenkraut in Pulver auf die Herzgrube gelegt erzeugten ihr ein Gefühl von Hinaufsteigen vom Bauche bis in die Herzgrube mit so sonderbaren Empfindungen, daß sie schreien mußte.

Der Gebrauch dieser Wurzel gegen den Bandwurm ist bekannt.

Ringelblume (Calendula officin.). Der Geruch war ihr äußerst angenehm. Sie sagte: sie fühle diesen Geruch von ihrem Magen aus stärkend auch für den Kopf. Wenn sie lange an ihr rieche, so fühle sie ein angenehmes Bewegen im Gehirne. Sie gebrauchte durch ihre ganze Krankheit diese Blumen gegen Kopfschmerz; und verlor sie durch Krampf die Sprache, so wurde ihr dieselbe wieder gegeben, sobald sie den Dampf eines Aufgusses dieser Blumen mit Wasser in den Mund gehen ließ.

Erdrauch (Fumaria officin.) gab ihr das Gefühl, als käme ein Stillstand in ihren Blutlauf, und machte ihr Engseyn in der Brust.

Ehrenpreis (Veronica officin.) erzeugte ihr wohlthuendes Gefühl im Magen, aber im Munde sauersalzigen Geschmack. Es war mir auffallend, später in einem alten Kräuterbuch (Thilo Kräuterlexikon 1736) zu finden: „Die Blätter und Blumen von Ehrenpreis haben ein mäßiges Salz bei sich.“

Saft von Birken gab ihr das Gefühl von starker Kühlung.

Holderrinde (Sambucus nigra). Grüne geschabene Holderrinde machte ihr in der Hand, in der sie lag, Schweiß ohne Erhitzung und Neigung zum Schlaf. Grüne Blätter von Holder auf die Wange gelegt, vertrieben ihr sogleich ein Gesichtsreißen, das sie hatte. Sie bekam aber

ſtatt deſſen eine beſondere Empfindung im Gehirn, eine Art Ameiſenlaufen. Friſche Holderblüthe, an der ſie roch, griff ihr Gehirn ſehr an, betäubte ſie.

Schafgarbe (Achillea millefol.) fühlte ſie in der Bruſt, machte ihr Wallungen gegen die Bruſt.

Knoblauch (Allium sativum) verurſachte ihr Brennen im Magen, Brennen und Trockenheit im Hals und Neigung zum Schlaf.

Taubneſſel (Lamium album) verurſachte ihr im Arme und der Seite, links gegen die Milz, ein beſonderes Wehgefühl und hierauf Stechen durch Bruſt und Rücken.

Alte Kräuterbücher ſagen von dieſer nun nur noch gegen den Fluorem album gebräuchlichen Pflanze: „ſie ſchließt die Wunden, ſtillet Verblutungen und dienet der Milz. Die Konſerva kuriret den Fluorem album, der Syrup allerlei Bruſtbeſchwerden.“

Geum urbanum, Blüthe und Kraut, brachte ſie in widernatürliche Beweglichkeit und Nerventhätigkeit.

Andere minder oder gar nicht offizinelle Vegetabilien.

Ritterſporn (Delphin. consol.), Blüthe, Kraut und Samen erzeugten ihr Kälte im ganzen Körper und dann Unterleibskrämpfe, auch Schüttelungen wie im kalten Fieber.

Aurikeln (Primula auricula) machten ſie halbwach und luſtig. Sie meinte, ein Thee von dieſen Blumen könnte auf Melancholie gut wirken.

Kornblumen (Centaurea Cyanus) waren ihr angenehm.

Kleebaum (Cytisus Laburnum), ein Zweiglein dieſes Baumes verurſachte ihr einen Schmerz, der vom Arm in den Kopf ſtieg. Der Schmerz wurde beſonders in den Seitenwandbeinen des Kopfes ſtark. Sie fiel in Betäubung, in der ſie ſchwer athmete. Schmerz und Betäubung verlor ſich erſt auf einen Schluck magnetiſchen Waſſers.

Cactus opuntia machte ihr Weheſeyn im Magen und Kopfſchmerz.

Oleander machte ihr Reißen durch den Arm in die Bruſt.

Georgine (Thalia purpurea). Die Blume, machte ihr zuerſt Schmerzen im Unterleib und Auftreiben des Bauches, hierauf bekam ſie vermehrten Speichelfluß und bitterſalzigen Geſchmack im Munde und Brennen in den Augen. Im Kopf machte ſie ihr etwas Betäubung, und ſie behauptete, dieſe Blume ſey nicht ohne giftartige Wirkung. Eine Knolle dieſer Pflanze zog ihr durch den Arm in den Magen und verurſachte ihr daſelbſt ein Gefühl von Wärme.

Baumwolle machte ihr Gefühl von Brennen im Halſe.

Veilchenflechte (lichen jolitus), war ihr ſehr angenehm, wirkte wohlthätig auf ihre Nerven, machte ſie aber bald halbwach. Sie ſagte ſchlafwach: „der riechende Theil bringe das hervor.“

Ein blühendes Vergißmeinnicht (Myosotis scorpioides) ließ ſie gleichgültig.

Feuerlilie (lilium bulbiferum), die Blüthe, machte ihr ein Ziehen durch den Arm in den Unterleib und von da in das Kreuz. Sie ſagte: ſie meine, daß ſie dadurch die Menſtruation erhalten könnte.

Blüthe von Plantago media wirkte auf ſie ſtärkend und aufweckend.

Blühende Hauswurz (Sempervivum tectorum), die ſie eine halbe Viertelſtunde in der linken Hand hielt, verurſachte ihr Wallungen vom Unterleib gegen den Kopf. Sie erhielt Angſt, und auf einmal ſtellte ſich eine Art fluor albus bei ihr ein und das Gefühl in Bauch und Kreuz, als erhielte ſie die Menſtruation.

Der Fluor dauerte mehrere Stunden an, und als ſie durch Salbey (ſ. die Wirkung dieſer Pflanze) halbwach wurde, ſagte ſie: „man muß mir 17 Minuten lang 7 Loth zerſtoßenen Schwerſpath auf den Unterleib binden.“ Ich fragte ſie: ob dieß Mittel in gleichem Falle

bei Andern wirke? Sie sagte: „ja innerlich, und bei sehr schwachen Personen auch äußerlich.“ Nach Auflegung des pulverisirten Schwerspaths sagte sie: „dasselselbe habe ihr im Munde einen salzig säuerlichen Geschmack verursacht, so lange sie es auf dem Unterleibe liegen gehabt.“

Resede (Reseda odorata) machte ihr Neigung zum Erbrechen.

Blüthe einer weißen Lilie verursachte ihr schnelle Zuckungen in der Herzgrube und rief in ihr das Traumleben hervor, verursachte ihr auch Kühlung im ganzen Nervensystem, als bliese man sie an.

Blüthe und Kraut vom Blasenstrauch (Colutea arborescens) gab ihr das Gefühl von Aufgeblähtwerden in der Lunge und im Hals, im Kopf aber Gefühl von Stärkung. Die Samenkapsel machte ihr Gefühl von Aufgeblasenwerden im Unterleib und Magen.

Jungfernrebe (Hedera quinquefol.) machte ihr eine völlige Kälte im Innern der Brust und gab ihr Erschütterungen aus der Tiefe der Brust heraus.

Clematis vitalba, die Blüthe, machte ihr Betäubung und Krämpfe, wahrscheinlich des starken Geruches wegen.

Oenothera biennis, Blume und Blätter, verursachten ihr Schmerzen im Unterleib und Betäubung. Sie sagte: sie meine aber doch, daß diese Pflanze auf sie stärkend wirke. Als sie sie im Garten sah, war sie ihr widrig.

Kartendistel (Dipsacus) machte ihr Schmerz im Arm, Engseyn auf der Brust und Kopfschmerz.

Platanus. Blätter von diesem Baume erzeugten ihr zuerst Gefühl von Zittern im Magen, das sich hierauf sichtbar dem ganzen Körper mittheilte. Als sie die Blätter auf die Wangen legte, fühlte sie einen durch die Augenwinkel, hauptsächlich die Thränenbeine, ins Gehirn gehenden Schmerz und Zittern im Unterkiefer.

Das Blatt an die Zehe gebracht, kam das Zittern in den Fuß und zugleich Spannen in die Kniekehle.

Die dürre Rinde vom Platanus erregte ihr zuerst eine Wärme im Bauche, dann Schwere auf der Zunge und Schläfrigkeit. Sie sagte: es sey ihr, als schlafe sie und doch wisse sie, daß sie wache. Sie mußte sich sehr strecken, und Hand und Füße wurden ihr alsdann gekrümmt und wie gelähmt, auch verlor sie die Sehkraft in etwas. Im Hinterkopfe fühlte sie ein besonderes Spannen, Hände und Füße wurden kalt, und nur sehr langsam verloren sich diese Erscheinungen.

Alte Kräuterbücher sagen vom Platanus: „das junge Laub in weißem Wein gesotten stillet das Augenfließen. Die Rinde stillet im Mund gehalten das Zahnweh. Das Laub in Wein gesotten ist innerlich gegen den Schlangenbiß."

Sammetblume (Tagetes). Der Geruch war ihr nicht widrig, aber in der Hand gehalten machte es ihr im Magen übel, und gab ihr Stöße vom Bauch aus. Im Bauche ward es ihr übel und kühl. Sie sagte: sie meine, man könnte diese Pflanze als Wurmmittel gebrauchen.

Es ist immer merkwürdig, daß diese Pflanze dem Farrenkraut, dem bekannten Wurmmittel, hier sehr ähnlich wirkte.

Rother Baldrian (Valeriana rubra) machte ihr Schüttelungen in der Brust und benahm ihr die Stimme, schien hauptsächlich auf Lungen und Stimmnerven zu wirken.

Gummi elasticum machte sie unruhig beweglich, dabei gähnend, und erzeugte ihr Drang zum Uriniren. Letztere Wirkung ist nicht unwahrscheinlich, da dieser Stoff hauptsächlich aus Hevea guyanensis gezogen wird und überhaupt aus dem Safte der Euphorbien,

unter denen ſich mehrere als harntreibende Mittel erweiſen.

Tropaeolum majus, Blüthe und Kraut, erzeugte ihr Wärme den Arm entlang und im Magen und Unterleib.

Sonnenblume (Helianthus) verurſachte ihr zuerſt ein Spannen und Auseinanderziehen der Augenlieder, ſie mußte die Augen weit eröffnen. Sie erhielt dann Schweiß am ganzen Körper, und ihr Körper drehte ſich von der Bruſt an gewaltſam ohne ihren Willen in einer kreiſenden Bewegung. Das Blatt der Blume machte ihr Wehſeyn faſt bis zum Erbrechen.

Indigo krümmte ihr ſogleich die Hand wie ein Metall, und verurſachte ihr heftige Bruſtkrämpfe.

Buchenholz, faules leuchtendes, erzeugte ihr magnetiſchen Schlaf.

Die Wirkung der brenzlichen Holzſäure auf ſie zeigte ein Stückchen Glanzruß, das ihr Schmerzen im Unterleib und Bangigkeiten auf der Bruſt verurſachte.

Giftpflanzen.

Tollbeerwurzel (Atropa belladonna). Nur ein Gran von dieſer Wurzel in die Hand gelegt, erzeugte ihr nach einer Viertelsminute Würgen im Hals und Schwindel im Kopfe. Sie ſagte: es ſey ihr, als ſchaukle ſich ihr Gehirn, ihre Augen ſchloſſen ſich, und ſie vermochte ſie nicht zu eröffnen. Als ich ſie eröffnete, fand ich ihre Augenſterne ſehr erweitert, und ſie ſah alle Gegenſtände doppelt. Sie kam in halbwachen Zuſtand und ſagte: „dieſe Zufälle kommen von dem, was auf meiner Hand liegt, her. Dieſes würde mich ganz betäubt machen und meine Gehirnnerven ſehr angreifen; ich fühle es vorzüglich in meinem kleinen Gehirn.“

Als ſie durch Bergkryſtall erweckt war, waren alle dieſe Zufälle verſchwunden, und auch die Pupillen hatten wieder ihre gewöhnliche Ausdehnung.

Ein halbes Jahr nach dieſem Verſuch miſchte ich ¼ Gran Extrakt von dieſer Wurzel mit einer Unze Waſſer. Von dieſer Miſchung brachte ich drei Tropfen unter vier Unzen Waſſer und gab ihr nun von dieſem drei Tropfen innerlich. Sie wußte nicht, was es war, ich nannte es Nebenwaſſer. Sie hatte die Tropfen nur auf die Zunge gebracht, fühlte aber bald eine beſondere Wärme im ganzen Körper, hauptſächlich in Bruſt und Kopf.

Bald darauf klagte ſie über Verminderung der Sehkraft und ihre Augenſterne erweiterten ſich. Sie wußte ſich nicht in die vor ihr liegenden Gegenſtände zu finden. Sie bekam Trockenheit und Heiſerkeit in Mund und Schlund. Sie klagte, daß ein jedes Wort von ihr ſelbſt, wie ein Donner in ihrem Gehirn ſchalle, ihr der Leib ganz klein und der Kopf äußerſt dick vorkomme.

Dieſe Zufälle verſchwanden erſt nach einigen Stunden nach und nach.

Bilſenkraut (Hyosciamus niger). Ein friſches Blatt, nur eine Sekunde lang in der Hand gehalten, erregte ihr ſogleich ſtarken Schwindel, Betäubung und Gefühl von Lähmung. Sie kam dadurch in rechten Schlaf und von dieſem in magnetiſchen Halbſchlaf. Die Blüthe von dieſer Pflanze war ihr, nur angeſehen, widrig, und machte ihr, hauptſächlich auf der Herzgrube, ein widriges Gefühl. Ein Tropfen Bilſenkraut-Oel, kaum an den Finger gebracht, machte ihr ſogleich Nebel vor den Augen.

Mohn (Papaver Rhoeas), rothe friſche Blüthen von Feldmohn, machte ihr Betäubung und Uebelkeit vom Bauche herauf. Die grünen Saamenkapſeln ſogleich Betäubung und Schlaf.

Zeitloſe (Colchicum auctumnale), Samen von dieſer Pflanze, erzeugte ihr Krampf im Arm und Schwindel im Kopf.

Lerchenschwamm (Boletus Laricis) machte ihr sogleich Kopfschmerz und Betäubung, und nach einigen Minuten war es ihr, als tanze Alles im Zimmer umher. Sie verlor dieses Gefühl nur dadurch, daß sie Schwerspath in die Hand nahm.

Dagegen erzeugte ihr der Boletus igniarius (Tyroler Feuerschwamm) ein wohlthätiges Gefühl in den Nerven. Sie gebrauchte denselben auch magnetisirt, um sich in meiner Entfernung damit Krämpfe stillen zu lassen.

Zaunrübe (Bryonia alba). Frische Blüthen und Blätter dieser Pflanze wollte sie, ob sie gleich nicht wußte was es war, nicht anrühren, sie sagte: sie fühle, daß sie ihr nicht gut bekommen würden.

Arum maculatum. Die grüne Samenkapsel erzeugte ihr sogleich Krampf im Arme.

Ihre Verhältnisse zu thierischen Stoffen.

Auch bei diesen wenigen thierischen Stoffen wurden die Versuche auf gleiche Weise, wie bei den Mineralien und Pflanzen, angestellt.

Auffallend ist es zugleich, daß einige dieser Stoffe, wie hauptsächlich auch bei mehreren Pflanzen der Fall war, Wirkungen zeigten, wie sie nur noch in Schriften voriger Jahrhunderte verzeichnet sind. So rief z. E. die Klaue eines Elenthiers einen der Epilepsie ganz ähnlichen Anfall hervor. Im Alterthume wurde aber dieses thierische Organ hauptsächlich gegen Epilepsie angerühmt, und nach mehreren Naturforschern, soll das Elenthier häufig epileptischen Anfällen unterworfen seyn. Der Gebrauch dieser Klaue gegen Epilepsie und die Hervorrufung derselben durch sie mahnt auch hier wieder an Homöopathie. Daß Gemsenhorn die Krämpfe milderte, damit konnte übereinkommen, daß in Tyrol aus diesem Horne häufig Fingerringe bereitet werden,

die man gegen Krämpfe anräumt und unter dem Namen Krampfringe verkauft.

Die Warze vom Pferde, die auch in den Selbstverordnungen dieser Frau öfters vorkam, und die sie zu Pulver gestoßen als Einreibung in den Rückgrat gegen die Schwäche desselben und als Riechmittel in Ohnmachten gebrauchte, könnte ein neues Mittel für die Materia medica werden. Sie wurde von ihr gegen die Epilepsie angerühmt. Diese thierische Substanz scheint viel Ammonium zu enthalten und hat einen ganz besondern, nur in etwas mit dem Castoreum zu vergleichenden Geruch. Ich fand sie einzig bei Paracelsus in einer bei der Pest gebrauchten Salbe.

Daß Bezoar Gefühl von Rauhigkeit und Heiserkeit im Halse verursachte, möchte in dieser Substanz eine thierische Säure verrathen.

Die Trägheit, die der Zahn eines Mammuths erzeugte, möchte aus der diesem Thiere selbst ingewohnten Trägheit (die ihm schon seine ungeheure Körperlast erzeugt haben muß) hervorgegangen seyn.

Die so eingreifende Wirkung der Spinnwebe auf das Nervensystem käme vielleicht mit der erprobten Wirksamkeit dieser Substanz in intermittirenden Fiebern überein. Wie phosphoreszirendes faules Holz brachten die leuchtenden Johanniskäfer magnetischen Schlaf hervor. Die Wirkung jener aus thierischer Verwesung hervorgegangenen Säure (man möge sie Fettsäure oder Leichensäure nennen) hat so viel Gleiches mit der Wirkung verdorbener Würste, verdorbenen Fleisches, verdorbener Fleischbrühe, daß es nicht nöthig seyn wird, meine hierüber schon in andern Schriften aufgestellten Behauptungen hier zu wiederholen.

Einwirkung thierischer Stoffe.

Korallen. (Ein fingerdickes Stück rothe Koralle, eine weiße Sternkoralle mit mehreren Zinken und eine kleine glänzend schwarze Koralle aus der Südsee.) Durch diese Korallen fühlte sie sich gestärkter, kräftiger, von der rothen mehr als der weißen. Die rothe Koralle, sagte sie im somnambülen Zustande, wirke gegen Herzklopfen und Blutspeien. Die schwarze Koralle wirkte auf sie mehr wie Glas.

Kochenille erzeugte ihr eine Wärme, die von der Hand in den Rücken hinaufstieg, worauf ihr die Nackenmuskeln ganz steif wurden. Diese Steifigkeit war durch nichts zu heben. Sie sagte, sie müsse an Lorbeerblättern riechen. Nur dadurch verschwand die Steifigkeit, und sie wurde halbwach. In diesem Zustand sagte sie: dieses würde mir alles Magnetische nehmen, daß auch du mich nicht mehr magnetisiren könntest, es würde mich so wach erhalten, daß ich selbst nicht mehr in den rechten Schlaf kommen könnte."

Bei einer zur Schlafsucht geneigten Frau wirkte Kochenille in der linken Hand gehalten auf ähnliche Art.

Hausenblase wirkte auf ihre Nerven schwächend und machte sie halbwach.

Fischbein ließ sie gleichgültig.

Elensklaue. Eine Elensklaue hing ich ihr, ohne eine besondere Wirkung zu erwarten, an den Fuß, sogleich aber erzeugte sie ihr Krümmung der Zehen. Dann lief es ihr den Rückgrat hinauf in das kleine Gehirn, sie bekam Schwindel, verlor die Besinnung, schlug die Daumen krampfhaft ein, verdrehte Augen und Kinnlade und bekam einen der Epilepsie ganz ähnlichen Anfall.

Gemsenhorn milderte ihr die Krämpfe.

Pferdswarzen. Diese thierische Substanz, die auch in

ihren magnetiſchen Selbſtverordnungen eine Rolle ſpielte, verſetzte ſie bald in halbwachen Zuſtand. Sie ſagte: hätte ich die Epilepſie, ſo würde es mir dienen, es macht eine beſondere Wirkung auf mein Gehirn.

Bezoar machte ihr Reißen im Arme und Halſe und das Gefühl von Wundſeyn und Rauhigkeit, ſie wurde dadurch ganz heiſer.

Krebsaugen machten ihr Reißen durch den Arm in den Kopf.

Mammuthszahn. Der foſſile Stockzahn eines Mammuths erzeugte ihr ein Gefühl von Trägheit, Mattigkeit und Uebelbefinden im Magen. Als der Zahn den Tag über im Zimmer blieb und ſie Abends in halbwachen Zuſtand kam, ſagte ſie: man ſolle ihn entfernen, indem ſie durch ihn immer matter werde.

Menſchliches Cranium. Ein Stück eines menſchlichen Schädels (Schlafbein) verurſachte ihr Reißen im Arme und Uebelkeit und war ihr durchaus widrig. Das Bein war in Papier eingewickelt, und ſie erfuhr weder vor noch nachher, was ſie in der Hand gehalten hatte.

Spinnwebe, zu einem Kügelchen gemacht, (ohne daß ſie wußte was es war) erzeugte ihr zuerſt Stiche auf der Stelle der Hand, auf der ſie lag, dann Stiche den Arm entlang, hierauf das Gefühl von Laufen (Kribbeln) im Arm. Dann kam eine Unruhe in den ganzen Körper, und ihre Arme und Hände bewegten ſich immer unwillkürlich übereinander im Ring. Dann entſtand eine Lähmung in den Halsmuskeln und den Armen, und ſie konnte weder Kopf noch Arme mehr bewegen.

Die Bewegung trat nur dann nach und nach wieder ein, als ich ihr eine Zeit lang die Hände gehalten hatte. Es ſtrömte dann wieder nach ihrem Gefühl Kraft und Bewegung ein.

Taubenfedern machten ihr Schwäche und Druck im Kopf und Schläfrigkeit.

Wolfmilchsraupe. Bei der Berührung einer ſolchen

fühlte sie jedesmal einen blitzähnlichen Schlag durch den ganzen Arm. Am stärksten fühlte sie diesen, wenn sie den Raupen an seinem Endtheile berührte und namentlich an dem daselbst stehenden Horne. Berührte sie ihn am Kopfe, so fühlte sie diesen Schlag nicht. Mehr fühlte sie ihn bei Berührung seines Bauches als seines Rückens.

Schmetterling. Ein lebender Schmetterling machte ihr Gefühl von Reißen im Arme, als er von ihrer Hand den Arm hinauflief. Lief er in umgekehrter Richtung, fühlte sie dieß nicht.

Krebs. Ein todter abgestandener Krebs machte sie ganz abgeschlagen und matt, fast wie gelähmt. Drei Löffel voll Krebssuppe, die sie aß, lagen ihr sogleich sehr schwer in dem Magen, und sie erhielt starke Wallungen und nach einigen Minuten mußte sie ihre Glieder unwillkürlich hin und her bewegen. Sie sagte: es käme ihr vor, als müsse diese Bewegung seyn, um dieß verdauen zu können. Die Bewegung hielt eine halbe Stunde an, und dann sagte sie: nun meine sie, das Genossene nicht mehr so schwer zu fühlen, es sey nun verdauter. Die Muskelbewegungen verloren sich nun auch bald.

Johanniskäfer. Drei Johanniskäfer, die sie acht Minuten lang in der Hand hatte, machten ihr magnetischen Schlaf. In diesem Schlafe sagte sie: sie müsse nun dadurch so lange schlafen, als diese Käfer überhaupt (sie verstand darunter alle) noch leuchten und dieß sey von jetzt an bis Morgen halb 4 Uhr (es war Abends 9 Uhr) der Fall, wo diese Käfer zu leuchten aufhören, und sie sey dadurch gar nicht zu erwecken.

Taubenfleisch (weniges gegessen) machte sie traurig, auch lag es ihr sehr schwer im Magen.

Truthahn. Fleisch von einem Truthahn (weniges gegessen) machte ihr leicht, und sie mußte ganz schnell

ſprechen. Dieſe Empfindung hatte ſie von keinem andern Geflügel.

Der Kamm eines Hanshahns, ſogleich nach deſſen Tode abgeſchnitten, in der Hand gehalten, machte ihr vom Gehirn bis in die Naſenhöhlen das Gefühl von Schnupfen, und es kam ihr ſogleich Feuchtigkeit in die Naſe.

Eine lebende Gans, auf die ſie die linke Hand legte, verurſachte ihr zuerſt Schmerzen im Arme, dann Schmerzen wie in einem Ringe um den Wirbel des Hauptes. Dieſen Theil von ihrem Kopfe fühlte ſie hierauf auch allein noch, in der Stirn und dem Hinterkopfe wurde es ihr ganz leer; auch bekam ſie Gefühl von Toſen und Schläfrigkeit. Sie fühlte dabei auch eine beſondere Angſt, die ſie von dem gleichen Gefühl des eingefangenen Thieres herleitete.

Die herausgeriſſenen Federn dieſes Thieres machten ſie noch ſchwächer (wie ſie ſagt, noch dummer) im Kopfe, als die Berührung derſelben am lebenden Thiere ſelbſt.

Das Liegen auf Federn erklärte ſie auch im ſomnambülen Zuſtande für ſehr ſchädlich, beſonders für Kinder.

Eine Katze machte ſie, ſo oft ſie ins Zimmer kam, ſteif wie eine Bildſäule. War ſie außer dem Bette, ſo konnte ſie, erſtarrt zur Eiſenſtange, nicht mehr von der Stelle. Nur durch magnetiſche Striche wurde die Steifigkeit wieder gehoben.

Thieriſche Gifte, Fett- oder Leichenſäure.

Frau H. genoß am 15. März Abends von dem Tiſche ihrer Schweſter etwas Weniges von einem gebratenen Kalbskopf. Mehr von demſelben aßen die Schweſter, die Magd und noch eine Perſon. Nicht ſowohl am Kalbskopf ſelbſt, als auch hauptſächlich an deſſen Fleiſchbrühe, womit die Suppe bereitet war, bemerkte man etwas Säure und üblen Geruch.

Alle, die davon aßen, Frau H. ausgenommen, erhielten in der Nacht und am andern Tage heftiges Erbrechen und Durchfall, Schwäche in den Augen und ungemeine Mattigkeit, die eine Woche lang andauerte. Frau H. klagte sogleich über Magenschmerzen, bekam Verstopfung und nach vier Tagen erst eine ganz feste, weiß aussehende Oeffnung. Die ganze Zeit über, bis in die Nacht vom 25., wo starke Durchfälle eintraten, dauerten Weheseyn, Schwäche und Schmerzen im Magen an. Ich suchte sie nun durch Lorbeere in halbwachen Zustand zu bringen und befragte sie um die Ursache ihres Durchfalls und ihrer Schwäche. Sie sagte mir, daran sey immer noch der Genuß von dem Kalbfleisch Schuld, sie sey zu wenig in ihr Inneres gegangen, um sich gegen dieses Uebel passende Verordnungen zu machen. Sie verordnete sich nun das Extrakt der China mit Hofmannstropfen und aromatische Kräuterumschläge auf den Unterleib. Sie erhielt den Tag über bedeutende Anfälle von Schwäche. Die Augenlieder vermochte sie nur halb zu öffnen, die Pupillen waren ziemlich ausgedehnt, reizlos, sie klagte über Schwäche im Sehen. Die Stimme war heiser, Mund und Zunge trocken, der Durst stark, sie fühlte Brennen auf der Brust und im Unterleib, auch Reißen in den Gliedern.

Im halbwachen Zustand verordnete sie sich sieben und fünf Tropfen Ricinusöl in einem Löffel voll Chamillenthee, auf dreimal.

So oft sie das Ricinusöl nahm, verfiel sie in starke Krämpfe, nach welchen sie Würgen, Neigung zum Erbrechen und Betäubung erhielt. Die Heiserkeit und das Gefühl von Lähmung nahm aber noch am andern Tage zu, kam aber wie stoßweise oft stärker, oft schwächer. Besonders klagte sie auch über Stechen in den Fingerspitzen. Sie versuchte in Wasser erweichtes Brod zu verschlingen, konnte es aber nicht. Beim Wasserlassen fühlte sie starkes Brennen.

Im hellschlafwachen Zustande sagte sie: „Wo stand dieses Fleisch, das also auf mich wirkte? Es stand nur eine Stunde und zehn Minuten von hier. Es hatte eine wüste

Leber. Weil es ſo lange in mir blieb, wurde es durch das Uebrichte in mir noch giftiger. Es war auch zu alt und fing an in Verderbniß überzugehen. Ich muß das Ricinusöl ſtärker und pünktlicher nehmen. Für den Durſt muß ich dünne Mandelmilch, aber ohne bittere Mandeln trinken. Später äußert es noch andere Wirkungen auf mich. Ich erhalte eine außerordentliche Spannung in meinen Sehnen, daß ich mich faſt nicht biegen kann. Ich muß mich dann in all meinen Gelenken mit flüchtigem Liniment tüchtig einreiben laſſen, bis Blätterchen kommen."

Ich machte gefliſſentlich keine Fragen über die Art dieſes Giftes und die Vergiftung an ſie, um ihre Gefühle darüber nicht durch meine Anſichten zu ſtören.

Was ihre Ausſage betrifft: das Fleiſch ſey eine Stunde und zehn Minuten von hier geſtanden, ſo konnte man ſich von deren Gewißheit leider nicht überzeugen, da der Metzger hierüber, aus leicht zu errathenden Gründen, keine beſtimmte Auskunft gab. Gewiß aber war, daß in einem Orte, der gerade ſo weit entfernt von hier iſt, um dieſe Zeit eine Seuche unter dem Rindvieh herrſchte, und wahrſcheinlich das Kalb, von dem dieſer Kopf war, daher erkauft wurde.

Am 23. klagte ſie über völliges Doppelſehen. Ihre Pupillen waren noch ziemlich reizlos, beſonders die linke. Das linke Augenlied hing über den Augapfel auch weiter herab als das rechte. Sie klagte über Spannen in den Augenliedern und heftiges Stechen in den Fingerſpitzen. Dagegen ging das Schlingen wieder von ſtatten und war die Heiſerkeit verſchwunden, obgleich der Durſt noch ſehr heftig war. Am Abend klagte ſie noch ſehr über Schwindel und Druck in der Bruſt. Sie gebrauchte das ſich verordnete Ricinusöl, auf das jetzt keine Krämpfe mehr erfolgten.

Am 24. klagte ſie noch immer über Bruſtſchmerzen und Schwäche beim Reden, und es ſtellte ſich periodiſch Heiſerkeit, Brennen der Augen und Sehſchwäche ein.

Nach einigen heftigen Halskrämpfen in halbwachen Zuſtand verfallen, verlangte ſie von mir fünf Striche bis an die

Herzgrube, wurde darauf schlafwach und sprach Folgendes: „Gegen meine Augenschwäche muß ich Dampf von Ringelblumen an dieselben gehen lassen. Bei Andern, die aus gleicher Ursache an den Augen leiden, reicht der Dampf von diesen Blumen nicht allein hin, sie müssen darunter auch noch die Blumen mischen, die im Frühjahr zuerst im Walde an einem Strauche blühen und deren Dampf mir Blattern an den Augen erzeugen würde." Ich sagte: die Seidelbastblume? Sie erwiederte: „ja! diese ist es!"

Am 25. hatten die von dem Fleische erzeugten Krankheitszufälle, bis auf das Augenübel und die Vertrocknung im Munde, so ziemlich nachgelassen, welche letzteren Zufälle und auch die Heiserkeit übrigens noch drei Tage lang periodisch mehr oder weniger sich einstellten.

Am 30. Nachts verfiel sie in die fürchterlichsten Brust- und allgemeinen Krämpfe. Ich gab ihr sieben magnetische Striche, worauf sie in Schlaf fiel und sprach: „Das ist noch „die Folge von jenem Fleische, und morgen tritt auch die „Steifigkeit in den Gelenken ein, wo man mich mit jener „Salbe tüchtig einreiben muß." Diese ganze Zeit über hatte „ich Schmerzen in der Brust und fiel mir das Reden äußerst „schwer. Aber noch länger werde ich diese Schmerzen haben. „Bald nachher erhalte ich wieder so fürchterliche Brust„krämpfe." Sie verordnete sich Chamillenthee, und als sie erweckt war, traten wieder fürchterliche Krämpfe ein. Noch ehe ich kam, hatte sie sich wegen Bangigkeit und Schmerz mit den Händen und einem Tuch auf Brust und Rücken selbst frottirt.

Am andern Tage wurden ihre Gelenke, besonders ihre linke Hand und ihr rechter Fuß, im Gelenke ganz steif und nach und nach völlig gekrümmt. Auf starke Einreibung der flüchtigen Salbe, bis Blätterchen auf der Haut erschienen, verschwand auch diese Erscheinung nach einigen Tagen.

Am 24. Juni genoß Frau H. ebenfalls zufällig mehrere Löffel von einer Fleischbrühe, die etwas sauer war. Sogleich erhielt sie große Schmerzen im Magen und sah nicht mehr

deut-

deutlich. Sie bekam im Mund und Hals eine völlige Trockenheit und wurde heiser.

Nach einigen Stunden trat in ihren Gliedern ein Dehnen ein, sie bekam kurzen Athem, Brennen auf der Brust, Hemmung im Schlingen und Brennen beim Urinlassen. Sie verordnete sich im halbwachen Zustande zweimal sieben Tropfen Ricinusöl in einem Löffel voll Chamillenthee, worauf diese Zufälle nach und nach wichen.

Am 6. Juli tröpfelte ich ihr etwa zehn Tropfen von einer verdorbenen Fleischbrühe *), die aber nur so sauer war, daß sie Lakmuspapier kaum röthete, in die linke Hand und ließ sie dieselben einige Minuten lang halten. Sogleich bekam sie davon Vertrocknung und Rauhigkeit im Halse, Brennen in den Augen, Doppeltsehen, ungemeine Schwäche in der Brust, Stechen und Gefühl von Schläfrigkeit im Kopfe. Die große Schwäche, die sie in der Brust fühlte und die am längsten andauerte, beängstigte sie sehr.

Nachdem aber diese Einwirkungen einige Stunden angehalten hatten, verschwanden sie nach und nach.

Am 10. Juli ließ ich sie ein Stück fettsauren Kalk in der linken Hand halten. Zuerst machte ihr dieser einen widrigen Geschmack im Mund, dann zähe Schleimbildung im Hals und Mund und zugleich Schmerzen im Arme. Hierauf bekam sie das Gefühl von Vertrocknung und Zusammenkleben dieses Schleimes im Halse und dadurch Hemmung im Schlingen und Schwäche in der Brust. Auch im Gehirne bekam sie eine Empfindung wie von Vertrockmung, sie wurde wie gelähmt und schlief ein. Ich erweckte sie durch Anblasen, und als sie schon mehrere Minuten lang erwacht war, konnte sie noch nicht recht zur Sprache kommen. Nach einigen Stunden aber verschwanden auch diese Einwirkungen von selbst.

---

*) Erst kürzlich erpirten einem hiesigen Metzger mehrere Schweine, denen man die Gauer in den Trog geschüttet hatte, die durch langes Einsalzen von fettem Schweinefleisch gewonnen wurde, die Gauer reagirte sauer und war nichts Anderes als Fettsäure.

Am 13. Juli ließ ich sie ein Stückchen weißes Wachs in der linken Hand halten. Dieses machte ihr bald ein Gefühl von Aufleben im Gaumen und Trockenheit, sie wurde heiser und behielt es nicht länger mehr in der Hand.

Am 18. Juli wurde ihr in Gegenwart des Herrn Apothekers Schnitzer ein einziger Tropfen Fettsäure in die Hand geträufelt. Er hatte folgende Wirkung: Zuerst fühlte sie im Hals und Brust (die Wirkung war sogleich) Trockenheit und Bewegung des Athmens, sie wurde auf einmal ganz kalt. Dann wurde es ihr wie ein Nebel vor den Augen, die Augenlieder wurden spannend, die Bilder erschienen ihr vergrößert, die Trockenheit und Heiserkeit nahm zu, sie verlor nach und nach die Stimme ganz und ihre innere Angst und Pressung auf der Lunge stieg auf eine beunruhigende Weise. Ich ließ ihr sogleich die linke Hand mit frischem Wasser waschen, und sie forderte auch frisches Wasser und nachher Milch zum Trinken. Ihr Unterleib trieb sich sehr auf, sie bekam Brennen auf der Blase und mußte auch öfters niesen. Die meisten dieser Zufälle, ausgenommen eine große Mattigkeit in allen Gliedern, ließen nach einigen Stunden nach.

Es versteht sich von selbst, daß ihr keine Sylbe von Fettsäure, oder gar davon, daß diese Tropfen giftig wirken könnten, gesagt wurde; wir nannten die Tropfen Hirschhornwasser, das ganz unschädlich sey und innerlich genommen werde.

Als die Wirkung vorüber war, sagte sie, daß sie lieber als diese Tropfen Belladonna, oder noch so ein arges Gift auf sich einwirken lassen wolle; wir mögen es glauben oder nicht, in diesen Tropfen sey ein ganz scheußliches Gift.

Am 19ten Juli wurden ihr 2 Tropfen reine Essigsäure, von dem Grade der Säurung, in dem die bei ihr angewandte Fettsäure war, in die linke Hand geträufelt. Die erste Wirkung war Schmerz im Magen und dann leichter allgemeiner Krampf. Von Vertrocknung, Pressung auf der Brust, Beängstigung, Stimmlosigkeit, Verdunklung der Au-

gen, Brennen auf der Blase u. s. w. fühlte sie auch nicht die allermindeste Spur.

Die später an ihr versuchte, in gleichem Säurungsgrade angewandte Salzsäure und Vitriolsäure hatte mit der Essigsäure ähnliche Wirkung; sie bewirkten Schmerz im Magen und allgemeine, nur noch stärkere Krämpfe als die Essigsäure, aber durchaus nicht Vertrocknung, Pressung auf der Brust, Beängstigung, Stimmlosigkeit, Verdunklung der Augen, Brennen auf der Blase, Erscheinungen die in ihr nur jenes verdorbene Fleisch, die saure Fleischbrühe, der seltsame Kalk, das weisse Wachs und hauptsächlich aber die Fettsäure hervorriefen und die auch dem sogenannten Wurstgifte eigenthümlich sind. *)

Vom 24sten bis 28sten Oktober hatte Frau H. immer über Verstopfung, Schwäche in der Brust, periodische Heiserkeit, Vertrocknung im Munde, Dehnen der Glieder u. s. w. geklagt. Da sie aber nicht mehr in somnambülen Zustand kam, auch durch ihr Erwachen von den hier oben bezeichneten Geschichten gar nichts mehr wußte, so konnte sie keine Ursache davon angeben, und man war auch über Heilmittel verlegen, da sie gewöhnliche Arzneien nicht ertrug. Sie sagte nur, sie habe das Gefühl, als wäre ihr Citronensäure gegen diese lästigen Empfindungen nützlich, die ich ihr auch geben ließ, worauf einige heftige Krämpfe ausbrachen und jene Zufälle nachließen. Erst nachdem sie dieses Mittel am 28sten genommen, fiel mir bei, daß sie am 24sten einen Löffel voll Fleischbrühe nahm und dann damals sagte: sie möge nicht mehr davon nehmen, die Brühe sey sauer. Da sie aber so wenig nahm, so legte ich kein Gewicht darauf und vergaß die Sache gänzlich, bis sie mir auf einmal nach der Verordnung von Citro-

*) Schon Dioscorides 2. B. C. 85. sagt vom Butterruß (fuligo butiri), das nichts als ein Fettsäure enthaltendes Präparat ist: „er ist gut für triefende Augen, denn er trocknet und zieht zusammen, stopft und heilet die Flüsse und Wunden der Augen in kurzen Tagen.“

neusäure wieder beifiel. Ich machte sie nun darauf aufmerksam und sie bestätigte, daß sie jene Beschwerden von der Zeit an, wo sie jenen Löffel voll saure Fleischbrühe gegessen, fühle, und als ich sie fragte, ob sie auch in den Augen leide, fiel mir erst bei, daß sie über Schwäche der Augen ebenfalls schon mehrere Tage geklagt hatte, auch bejahte sie mir, daß sie starkes Brennen beim Wasserlassen fühle, was sie unaufgefordert nicht habe sagen wollen. *)

Kuhpockengift.

Von einem Tropfen heller Kuhpockenlymphe, die in 20 Tropfen Wasser aufgelöst war, in das sie eine halbe Minute lang die Spitze des kleinen Fingers der linken Hand gesteckt hatte, ohne zu wissen was es war, fühlte sie ein Ziehen den ganzen Arm hinauf in die Achselhöhle und dann in die Zunge, auf der sie das Gefühl von einem runden zusammengezogenen Blättchen bekam. Im Gaumen und Hals, bis herunter in die Brust, bekam sie das Gefühl von Rauhigkeit und sie wurde etwas heiser, aber die Speicheldrüsen, hauptsächlich die unter der Zunge, kamen in größere Thätigkeit und ergossen viel Speichel. Die Spitze des kleinen Fingers, die in die Flüssigkeit getaucht war, zuckte beständig. Als sie halbwach wurde, sagte sie: diese Zufälle würden aufhören, wenn sie um diesen Finger Wolfskraut wickeln würde. Als man dieß that, fuhr ihr eine Zuckung durch den ganzen Körper, und die widernatürliche Speichelsekretion verschwand sogleich.

---

*) Schäfern und Jägern ist folgende Beobachtung bekannt: will man ein Schaf oder ein Reh ohne Mutterbrust mit Milch aufziehen, so muß man ihm jedesmal, nachdem es die Milch gesoffen, das mit der Milch benetzte Maul abwischen, weil es von der dem Maul anhängenden bald sauer gewordenen Milch, die es aufleckt, krepirt.

Einwirkung imponderabler Materien.

Einwirkung der Sonne.

„Stets am Tage der Sonnenwende, wenn ich vorher noch ſo unruhig war, fuhr es mir," ſagte Frau H., „in meinen Magen, als würde es mir jetzt ganz ruhig. Dann drehte ſich in meinem Magen eine runde Platte herum und ebenſo eine runde Stelle im kleinen Gehirn. Von dieſen zwei Punkten aus lief alsdann eine Ruhe durch den ganzen Körper. Der Schwindel, war er früher noch ſo arg, verſchwand, es wurde mir, als käme ich in eine andere Welt, ich ſah Alles mit andern, natürlichen Augen an, nicht ſo ängſtlich, und von dort an wurde ich dann immer wieder ganz geſund bis in den Januar. (Es ſchien da wieder mehr eine Ausgleichung und Harmonie zwiſchen Gehirn und ſympathetiſchem Syſtem vorzugehen.)

„Durch meine ganze Krankheit iſt es mir von 10 bis 4 Uhr am ſonderbarſten, ich fühle hauptſächlich in dieſer Zeit Schwindel und ſehe alle Gegenſtände anders.

„Ich meine zu dieſer Zeit, alle Gegenſtände liegen tiefer, ich ſehe ſie in einem Abgrund und mich über demſelben. Oft ſehe ich da die Menſchen nur als Bruſtbild, meinen Körper fühle ich nicht. Bewege ich einen Arm, ſo wird er mir noch leichter, leerer. Es iſt aber dieß kein angenehmes Leichtſeyn, ſondern ein widriges Gefühl. Dann fühle ich Klemmen, Stechen und Schneiden nicht. Im Hinterkopfe und den Schläfen fühle ich einen Druck. Nach vier Uhr aber ſehe ich alsdann wieder Alles natürlich und fühle dann auch meinen Körper wieder.

„Tritt die Sonne unter Wolken, wird es mir natürlicher, ſobald ſie aber wieder erſcheint, iſt ihr Einwirken deſto ſtärker. An trüben, ſonnenloſen Tagen iſt es mir natürlicher als an hellen. Vom kürzeſten Tag an bis zum längſten ſteigt meine Unruhe in den Nerven und mein unnatürlicher Zuſtand, und

vom längſten Tag an (der Sonnenwende) nimmt er wieder ab.“

Sobald Frau H. gegen Abend lag, hatte ſie die Menſtruation immerwährend. Lag ſie gegen Mittag, dann hatte ſie ſie regelmäßig. Blieb die Menſtruation aus, ſo durfte ſie ſich, damit ſie dieſelbe erhielte, nur gegen Abend legen. Sie war an einem Ort, wo ſie immer gegen Abend lag, und da hatte ſie die Menſtruation immer. Sie ſagte die Urſache im Schlafe, aber man hatte keine Acht darauf.

Da ihr das Sonnenlicht ſtets Kopfſchmerz verurſachte, ſo verlangte ſie im Schlafe, man ſollte ihr ein Glas auf ihr Sonnengeflecht (Herzgrube) legen, wenn ſie die Sonne wieder beſcheine. Sobald dieß geſchah, konnte ſie den Einfluß der Sonne wohl ertragen. Es trat dadurch wieder ſtärkere Iſolirung ein.

Der rothe Lichtſtrahl brachte der Frau H. zuerſt die Hand und den Arm, den ſie in demſelben hielt, und dann nach längerer Einwirkung, den ganzen Körper in kataleptiſche Erſtarrung, die ſich auf Schwerſpath wieder hob. Der violette Lichtſtrahl verſetzte ſie ſogleich in magnetiſchen Schlaf: was merkwürdig iſt, da derſelbe auch das Eiſen magnetiſch macht und das Wachsthum der Pflanzen ſehr unterſtützen ſoll.

Einwirkung des Mondes.

Der Mond ſchien auf Frau H. keinen Einfluß zu haben, außer ſie ſah ihn an, da erregte er in ihr immer das Gefühl von Traurigkeit, Kälte und Schauer. Sie erhielt vom Anſehen dieſes Geſtirns auch die Menſtruation, wie ſie aber ſagte, nur durch die Sonne und nur ſo lange als ſie es anſah. Sie ſagte: „wenn der Mond Einfluß wie die Sonne auf mich hätte, dann wäre mir noch weniger zu helfen.“

Einwirkung der Elektrizität.

Bei einem Gewitter fühlte Frau H. die Blitzſtrahlen hauptſächlich im Unterleib. Blitze die wir gar nicht ſahen,

ſah ſie immer vermittelſt des eiſernen Ofens. Sie fühlte auch ſonſt die Blitze immer früher, als ſie Andere ſahen. Sie gaben ihr das Gefühl eines Druckes gegen ihren ganzen Körper her. Während der Blitze ſelbſt ſetzten ſich alle Nerven ihres Körpers in beſtändige oſcillirende Bewegung. Bewegte man bei elektriſcher Luft die Finger gegen ſie, ſo ſah ſie von denſelben kleine Blitze in Bogen ausgehen. Bei Männern ſah ſie dieſe Blitze hell, bei Frauen ſtach die Farbe des Strahles ins Blaue. Auch aus den Augen der Menſchen, bewegten ſie ſich, ſah ſie leuchtende Strahlen ausgehen; bei den Männern in hellem Licht, bei den Weibern in bläulichem. Waſſer, das während eines Gewitters fiel, erzeugte in ihr eine ungewöhnliche Wärme, und ſie war es zu trinken nicht fähig. Regenwaſſer ohne Gewitter fühlte ſie mild und auch zum Trinken angenehm.

Einwirkung galvaniſcher Elektrizität.

Gab man der Frau H. Eiſen in die rechte und Kupfer in die linke Hand, ſo verurſachte es ihr Schläge, die von der rechten Seite gegen die linke durch das Herz durchgingen. Brachte man Kupfer mit Eiſen in Verbindung und gab dieſe verbundenen Metalle ihr in die linke Hand, ſo fühlte ſie ein Strömen von der linken Hand in den Arm hinauf und dann die ganze linke Seite und den Fuß hinab.

Dagegen konnte ſie Kupfer allein berührt nicht ertragen, und auch Eiſen allein berührt hatte eine andere Wirkung auf ſie. (S. die Verſuche mit Metallen.)

Beſtrich man Eiſen mit irgend einem andern Metall, z. E. ein eiſernes Stängchen, während ſie das Ende deſſelben in der Hand hielt, und wurden dieſe Striche nicht gegen ſie, ſondern von ihr ab gemacht, ſo fühlte ſie ſtarke Einſtrömungen in ſich. Noch verſtärkt konnten dieſe werden, wenn man das Eiſen mit zweierlei Metallen zugleich beſtrich.

Ein ſolches mit anderem Metall beſtrichenes Eiſen erkannte ſie gut von unbeſtrichenem, dadurch, daß es ihre

Finger, fuhr sie mit ihnen über dasselbe, anzog, und sie sagte: sie fühle, daß von diesem Eisen nur der Geist des andern Metalles in ihre Finger einströme und das Eisen wieder natürlich werde.

Je nachdem das Eisen mit einem Metall bestrichen wurde, desto stärker oder schwächer ziehend wurde es für sie, und desto öfter oder weniger hatte sie nöthig, mit ihren Fingern über dasselbe zu fahren, um es wieder von dem fremden Metallgeiste zu befreien.

Hierauf könnte sich eine galvanisch-elektrische Vorrichtung gründen, die gewiß auch in manchen Krankheiten von Einfluß wäre.

Es müßten Stäbe von verschiedenen Metallen seyn, die mit anderem Metall durch eine mechanische Vorrichtung gerieben würden, während der Kranke sich mit ihnen in Verbindung setzte. Die Wirkung könnte noch vermehrt werden, würden diese Stäbe noch über einem fließenden Wasser oder in Ermangelung dessen überhaupt nur über Wasser angebracht.

Einwirkung eines Imponderabile in der Luft.

Ich sagte einmal zu Frau H., daß ich ohne meine Frau und Kinder mir keinen Himmel denken könne und daß ich mir erst im innigsten ruhigsten Verein mit diesen den Himmel denke. H. bestritt dieß und hieß solche Gedanken irdisch. Wir sprachen hierüber eine Zeitlang, da verfiel sie in tiefen Schlaf und lange Verzuckung, aus der sie endlich, sich mit Erstaunen umsehend, erwachte.

„Wo war ich?" sagte sie. „Ich ward weit hinweg in eine Seligkeit geführt, da zeigte mir eine weibliche Gestalt die mit mir war (ihre Führerin) in dieser nur eine Familie vereinigt, Vater, Mutter, drei Schwestern und zwei Brüder, und diese waren aus dem Kanton Bern. Diese sah ich alle ganz deutlich. Die Gestalt sagte mir, der Vater sey ein

Seifensieder gewesen.“ Sie sagte mir noch: die Gestalt habe zu ihr gesagt, sie müsse jetzt zurückkehren, es werden in ihrer Wohnung, wo ihr Leib liege, die Fenster zugeschlossen und dann müsse sie sterben. Sie sagte dabei: sie fühle wohl wie es ihr sey, wenn die Fenster zusetzen, und sie fühle, daß doch etwas an dem Glauben sey, die Fenster, im Moment wo ein Mensch sterbe, aufzumachen. Sie glaube wohl, daß auch ohne die Fenster zu eröffnen, die Seele werde weiter ziehen können, aber es komme ihr doch vor, daß es ihr dadurch erleichtert werde. (Man erinnert sich dabei der Luft auch als Träger imponderabler Stoffe, z. E. der Kontagien u. s. w.)

Ein Fenster mußte bei ihr Tag und Nacht in der höchsten Winterkälte eröffnet bleiben. Sie sagte: sie ziehe aus der Luft einen besondern Stoff an sich, der ihr zum Leben diene, ein lebendiges, belebendes Prinzip. Gewiß ist die den Sonnenstrahlen so verwandte Luft auch Träger eines Lebensstromes von Oben.

Sie behauptete auch, daß in der Luft ein Stoff sey, dessen sich die Geister bedienen, um sich hörbar und sichtbar zu machen, und dieß sey ein Stoff der ihr schädlich sey, der aber bei heiterem Himmel noch mehr in der Luft sey als bei trübem. Er wirke auch auf andere Menschen nicht gut, aber diesen unfühlbar.

Nach dem Theurgen Jamblich ist die die Seelen umfließende sichtbare Luft mit ihnen verwandt und nimmt, indem sie sich an sie anschmiegt, gleichsam ihre Umrisse an.

Paracelsus sagt: „Der Mensch ist aus den vier Elementen genommen und wird aus ihnen ernährt, aber nicht bloß sichtbar durch den Magen, sondern auch unsichtbar durch die magnetische Kraft, welche in der ganzen Natur ist, und wodurch alle einzelnen Glieder ihre besondere Nahrung an sich ziehen. Durch diese Kraft zieht der Mensch von Außen das Chaos an sich und daraus folgt die Luftbefleckung beim Menschen.“

Alle herrschenden Kontagien und überhaupt der mit der

atmosphärischen Konstitution gegebene epidemische Genius waren für Frau H. fühlbar und von Einfluß auf sie.

Je höher Frau H. dem Raume nach kam, desto unnatürlicher, desto magnetischer wurde sie; magnetischer in einem zweiten Stockwerk als zur ebenen Erde, magnetischer auf einem Berge als im Thale. Im tiefen Thale aber, z. E. in Kürnbach, fühlte sie sich ganz zusammengedrückt und erhielt Krämpfe.

Bei einem starken Winde hatte Frau H., ehe wieder ein neuer Windstoß kam, eine ganz sonderbare Empfindung im Körper, es herrschte alsdann durch alle ihre Nerven eine ganz besondere Stille und erregte in ihnen eine ganz verkehrte Thätigkeit.

Dieß war nicht der Fall, wenn der Wind immer und nicht so stoßweise ging. Den herrschenden Wind konnte sie im Zimmer bei geschlossenen Fenstern angeben.

Einwirkung von Tönen.

Musik, besonders Molltöne, versetzten Frau H. oft in somnambülen Zustand, sie wurde heitrer durch sie und Alles bewegte sich an ihr rhythmisch, besonders war das bei der Mundharmonika (der mit Fertigkeit gespielten doppelten Maultrommel) der Fall.

Um heiterer zu werden, hieß sie öfters mich das Wasser, das sie trank, mit Tönen der Mundharmonika bestreichen, durch diese Töne magnetisiren. Gewöhnlich sagte sie im Schlafe: ich solle durch sieben Töne von jener Stahlmusik das Wasser im Glase, bevor sie es trinke, in Bewegung setzen. Trank sie von solchem Wasser und hatte sie auch vorher von diesem Magnetisiren nichts gewußt, so mußte sie meistens darauf unwillkürlich singen.

Als ich ihr mit Hrn. Eulenstein (einem bekannten Virtuosen auf diesem Instrumente), als sie wach war, die Mundharmonika zugleich spielte, wurde sie bald halbwach. Als sie darauf wieder wach wurde und ihr Hr. Eulenstein allein

spielte, blieb sie wach und wurde heiterer, spielte aber ich, so wurde sie jedesmal halbwach. Sie sagte schlafwach: daß dieß daher rühre, weil der Ton von mir auf sie magnetisch übergehe, was bei Eulenstein nicht der Fall sey. Durch Töne dieses Instruments ließ bei ihr sogleich der fürchterlichste Krampf nach, und sie kam aus ihm in halbwachen Zustand. Glastöne machten sie, wie das Glas selbst, sogleich wach, wenigstens Töne, die durch Anschlagen an Glas hervorgebracht wurden. Ob das Gleiche auch Glastöne hervorgebracht hätten, die durch Reibung aus dem Glase gelockt worden wären, wie bei der Glasharmonika der Fall ist, weiß ich nicht. Die tönenden Schwingungen eines Glases schien sie, auch im anscheinend wachen Zustande, viel länger als andere Menschen zu hören.

Durch Töne der Mundharmonika in halbwachen Zustand gekommen, bewegten sich ihre Glieder, besonders die Hände, während des Spieles immer ganz taktgemäß, was beim tiefern Schlafwachen nicht der Fall war. Hierüber sagte sie im tiefen Schlafe: „wenn ich so hellschlafend bin, so bewegen sich bei deinem Spiele meine Glieder nicht so im Takte, als wenn ich halbwach bin, weil im erstern Zustande mein Geist, im letztern meine Seele herrscht, auch fühle ich im halbwachen Zustande diese Töne mehr.“

Mesmer nahm eine Fortpflanzung der magnetischen Thätigkeit durch den Ton an und bediente sich neben anderer magnetischer Einwirkung auch der Harmonika bei seinen Heilungen.

Der Prophet Elisa gibt uns ein Beispiel, wie durch Musik die hellen Zustände des innern Lebens erweckt werden können. Als Elisa dem König von Israel und Juda wider die Moabiter prophezeyen sollte, sagte er: so bringet mir nun einen Spielmann. Und da der Spielmann auf den Saiten spielte, kam die Hand des Herrn auf ihn, und er weissagete. (2. Kön. 3, 15.)

Inneres Leben.

Geistiges Sehen.

1. Das Menschenauge.

So oft Frau H. in das rechte Auge eines Menschen sah (wobei der Geisterblick ihres Auges noch auf's Höchste gesteigert wurde und sie zuletzt jedesmal wie von einem elektrischen Schlage zusammenfuhr), sah sie in ihm, hinter ihrem sich in ihm abspiegelnden Bilde, immer noch ein Bild herausschauen, das aber weder ihrem Bilde, noch vollkommen dem Bilde desjenigen in dessen Auge sie sah, glich. Sie hielt es für das Bild des innern Menschen von dem, dem sie ins Auge sah.

Bei Manchen erschien ihr dieses innere Bild ernster als das äußere, oder umgekehrt, und es entsprach dieß auch immer dem Charakter des Menschen, in dessen Auge sie sah, bei Manchen schöner, verklärter, als das äußere. Sah sie in das linke Auge eines Menschen, so stellte sich ihr in diesem immer das innerliche körperliche Leiden desselben im Bilde dar, z. E. Magen, Lunge, oder was sonst in ihm krank war, und dabei zugleich das Heilmittel. In meinem linken Auge sah sie Verordnungen für sich. Bei einem Menschen, der nur ein linkes Auge hatte, sah sie in demselben den innern Menschen und zugleich noch ein körperliches Leiden desselben und Verordnungen dagegen.

In dem rechten Auge der Thiere (z. E. eines Hundes, eines Huhns) erblickte sie ein blaues Flämmchen, gewiß das Unsterbliche im Thiere, die Seele, dasjenige von dem Schubert sagt: „Oefters scheint eine dem Auge verborgene geheime Welt aus dem Auge des Thieres hervor, wie durch

geöffnete, beide Welten verbindende Pforten, den Menschen, wenigstens auf Augenblicke, fragend und antwortend zu betrachten. Und es scheint öfters aus dem Auge des umsonst gemarterten oder unter den Händen des Menschen sterbenden Thieres, der Strahl eines vorübergehenden, tiefern Selbstbewußtseyns hervorzublicken, welches dein gedenkender Zeuge seyn wird, aus dem Dießseits in Jenseits."

Sie sagte: sie meine, daß sie dieses zweite Bild im Auge des Menschen nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern mit einem geistigen Auge sähe, das im fleischlichen Auge liege, wie sie dieß auch vom Sehen der Geister sagte. Wie eine Seifenblase, wie ein Spiegel (s. unten), wie bei Jakob Böhm das Anschauen einer polirten Metallfläche, ihr inneres Leben magnetisch erweckte, so schien es hauptsächlich das Anschauen des Menschenauges zu thun.

„Durch den jähen Anblick eines zinnernen Gefäßes kam Jakob Böhm in den Zustand, wo er zu dem innersten Grunde, oder Centrum der geheimen Natur, eingeführt wurde und allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und in die innerste Natur hineinsehen konnte." (A. v. Frankenbachs Leben Böhms). „Solche Erkenntniß," sagt Böhm, „sehe ich nicht mit fleischlichen Augen, sondern mit denen Augen, wo sich das Leben in mir gebähret; in ihm stehet mir des Himmels und der Hölle Pforte offen, und speculiret der neue Mensch inmitten der siderischen Geburt und stehet ihm die innere und äußere Pforte offen."

Das Auge manches Menschen setzte sie auch bald in völlig schlafwachen Zustand, z. E. Tiecks Auge, ohne daß sie wußte wer er war, wie sie auch nie etwas von ihm gelesen hatte. Sie sagte öfters auch: es liege im Grunde des Menschenauges ein geistiger Funke, den sie Seelenspiegel nennen möchte, und durch diesen werde der äußere Gegenstand, der auf die Nerven verkehrt falle, umgewendet. Wäre diese Verrichtung nicht und würden die Gegenstände gerad einfallen, so wäre ihr Eindruck auf die Nerven

größer, sie würden dann zu lange auf den Nerven haften, zu lange nicht weichen, um wieder andern Raum zu machen.

---

2. Seifenblase, Glas und Spiegel.

Auch diese glänzenden Gegenstände erweckten ihr geistiges Auge.

Es machte ein Kind vor ihr Seifenblasen. Sie sagte mit großer Verwunderung: „ach Gott! ich sehe alles Entfernte, an das ich denke, in diesen Seifenblasen, aber nicht klein, sondern so groß, als wie es lebt und ist, aber ich fürchte mich davor.“ Ich machte ihr nun eine Seifenblase und forderte sie auf, nach ihrem fernen Kinde zu schauen. Sie sagte: „sie sehe es im Bette liegen“, und freute sich sehr, es zu sehen. In einer zweiten sah sie meine Frau (im entfernten Hause) und gab die Stellung (ich ließ sogleich nachfragen), in der sie sich in diesem Momente im Hause befand, richtig an.

In diese Seifenblasen zu schauen war sie nur mit Mühe zu bringen. Es wandelte sie vor den sich in denselben stellenden Bildern immer ein Schauer an, und sie befürchtete, sie könnte in ihnen auch einmal etwas für sie Unangenehmes sehen. In einer derselben sah sie vor einem nahen Hause (s. unten) einen kleinen Sarg. Es war in diesem Hause kein Kind krank, aber die Frau des Hauses kam nieder, und das Kind das sie geboren hatte, und das nur wenige Monate lebte, sah sie alsdann nach dieser Zeit aus diesem Hause im kleinen Sarge tragen. Wollte man magnetische Träume, die sie in der Nacht hatte und deren sie sich Morgens nicht mehr völlig erinnern konnte, in ihr auffrischen und von ihr erzählt haben, so durfte man sie nur in eine solche Seifenblase sehen lassen, und es vervollständigte sich in ihr der ganze Traum, weil durch solches Ansehen ihr magnetisches Leben erweckt wurde.

Vor zwei Jahren habe sie zufällig in ein Glas Wasser gesehen, das auf dem Tische gestanden, da sey ihr in ihm

ein Gefährt erschienen, das sie, wie auch die Leute, die in ihm gesessen, ganz beschrieben habe, auch die Pferde und namentlich, daß eines eine Zeichnung am Kopfe, das andere keine gehabt. Nach zwanzig Minuten sey alsdann ein Gefährt ganz so, wie sie es beschrieben, mit den gleichen Leuten und Pferden die Chaussee von B. hergefahren. Sie habe dazumal öfter in ein Glas gesehen und in ihm immer die Menschen gesehen, die unten am Hause, wohin sie nicht habe schauen können, vorübergegangen. (S. oben.)

Sie sagte über dieses Sehen und namentlich das in den Seifenblasen im schlafwachen Zustande Folgendes:

„Es ist nur dann nicht trüglich, *) wenn dieses Sehen aus mir selbst hervorgeht und mir nicht von Andern die Seifenblase vorgehalten wird, mit dem Begehren, daß ich das oder jenes sehen soll. Auch muß ich oft und längere Zeit hineinschauen können, und man darf mich nicht dazwischen wieder auf andere Gegenstände führen. Ich thue es aber nicht mehr, ich habe wach einen gränzenlosen Widerwillen dagegen, weil ich auch wach nicht für recht halte es zu thun. Es kommt mir vor wie das Kartenschlagen."

---

3. Sehen mit der Herzgrube.

Folgende Erscheinung ist wohl der gleich, wo schlafwache Personen Geschriebenes, das man ihnen auf die Herzgrube legt, zu lesen (oder wohl auch nur durchs Gefühl zu erkennen) fähig sind. Ich gab Frau H. zwei Zettelchen, die ich fest zusammengelegt und im Verborgenen geschrieben hatte, im anscheinend wachen Zustande in die linke Hand. Auf dem einen stand: „es ist ein Gott!" auf dem andern: „es ist kein Gott!" und bat sie, zu unterscheiden, ob sie von dem einen oder dem andern etwas fühle. Nach wenigen Minuten gab sie mir das, auf welchem stand: es ist ein

---

*) Ich hatte sie nach einem Freunde in Stuttgart zu sehen gezwungen, und er zeigte sich ihr in Lagen, in denen er zu jener Zeit nicht war.

Gott" und sagte: „von diesem fühle ich etwas, das andere läßt mir eine Leerheit." Ich machte den Versuch noch viermal und immer blieb er sich gleich.

Nun schrieb ich auf gleiche Art auf ein Zettelchen: „es gibt Geister!" und auf ein anderes: „es gibt keine Geister!" Sie legte das eine auf die Herzgrube und sagte dann bald: auf diesem steht: „es gibt Geister" und auf dem andern (das sie in der Hand hatte): „es gibt keine Geister."

Nun schrieb ich wieder auf gleiche Art auf ein Zettelchen: „mein B — r. du sahest ihn." Sie legte es auf die Herzgrube und sagte nach einigen Minuten: „es macht mich traurig; würde ich es lange liegen lassen, so müßte ich weinen. Sie fragte nun, ob sie es lesen dürfe, ich bejahte es, und sie sagte, als sie es gelesen: dieß könne sie doch unmöglich traurig machen, sie wolle es wieder hinlegen. Sie that es, sagte aber bald wieder: es ist doch so, es macht mich traurig.

(Fast nach einem Jahre hatte ein Brief dieser Person, den ich ihr in ein Papier gewickelt, ohne daß sie wußte, was es war, zum Nachfühlen gab, die gleiche Wirkung auf sie, die Ursache aber blieb ihr und mir räthselhaft. Das Gleiche in ihr erregte jedesmal die Anwesenheit dieser Person selbst.)

Ich schrieb auf ein Blättchen: „dein liebes Kind Albert." Als sie dieß einige Minuten auf der Herzgrube hatte, lächelte sie ganz freundlich und sagte: „das macht mich ganz fröhlich, das ist von meinem Kinde, ich muß es immer sehen." Sie wurde nun angegriffen und ganz fieberroth im Gesichte.

Ich ließ sie nun noch zwei ähnliche Zettelchen auflegen, und sie sagte: sie fühle nun nichts mehr, sie müsse, was bei den vorigen Zettelchen nicht stattgefunden, jetzt dieß und jenes denken, was es wohl heiße; diese Kraft sey in ihr wie erschöpft worden, sie müsse mit dem Gehirne denken.

Sie sagte im Schlafe über dieses Gefühl: es geschieht dieß durch das Ahnungsvermögen, das im Geiste, nicht in der Seele liegt.

Es gab mir mein Freund T. (den sie im somnambülen Zustande, weil er ihr öfters Mineralien aus seinem Kabinette zu

Ver-

Verſuchen brachte, nur den Steinmann nannte) heimlich an, auf ein Zettelchen, ihr verborgen „Steinmann T.“ zu ſchreiben, und es ihr zu geben, damit ſie es ſich auf die Herzgrube legen ſolle. Dieß geſchah, und nach kurzer Zeit verfiel ſie in Krämpfe und durchging gleichſam eine Leiter derſelben, wie bei den verſchiedenſten Steinen, und kam in halbwachen Zuſtand. Ich fragte ſie in dieſem: was ſie in dem Zettelchen gefühlt, ſie ſagte: das weißt du ſo gut als ich, wecke mich, und ich will es ſagen. Als ſie durch Bergkryſtall erweckt war, ſagte ſie: ich fühle nichts als Steine, ich muß immer an Steine denken, ich muß es wegthun, ich erhalte ſonſt wieder Krämpfe.

Ich ſchrieb nun wieder verborgen auf ein Zettelchen (es waren mehrere Neugierige anweſend) den Namen ihres Kindes und verſchloß es. Einige Zeit, nachdem ſie es auf der Herzgrube hatte, ſagte ſie freundlich: „das iſt von meinem Kinde.“ Sie hat aber, um dieß zu fühlen, viel längere Zeit als früher nöthig.

Als die Menſchen ſich entfernt hatten und ſie in halbwachen Zuſtand verfiel, ſchrieb ſie auf ein Blättchen:

„Gedankenſpiel!
Du führſt mich vom Ziel!
Mein Ahnungsvermögen iſt ſein.
Doch wirft der Gedanke des andern ein.
Unter fremden Gedanken
Von irdiſchem Gewächt,
Bleibt lange im Wanken
Das geiſt'ge Gefühl.“

Um zu ſehen, ob ſie nur vom Geſchriebenen Gefühl habe, nicht auch von Worten, die man ihr unhörbar auf ein Papierchen hinſpricht, ſprach ich einmal verborgen auf ein Papierchen die Worte: „dein Kind Albert“ und gab es ihr. Sie legte es auf die Herzgrube, ſagte: es mache ſie ſchläfrig und ſchlief auch magnetiſch ein, wie von magnetiſcher Behauchung.

Ich ſchrieb, als ſie wieder wach war, auf ein Zettelchen:

„dein Kind verſchlingt eine Nadel" ſie legte es auf die Herzgrube und ſagte: ich muß immer traurig an mein Kind denken, es wird doch nicht ſterben?

Nun ſchrieb ich auf ein Zettelchen: „Optini poga!" Kaum hatte ſie es auf die Herzgrube gelegt, ſo ſchlief ſie ein.

Ich gab ihr ein verſchloſſenes Zettelchen, in welchem mein Name ſtand. Sie legte es auf die Herzgrube und mußte ſchlafen. Ein Zettelchen, in dem der Name einer Perſon ſtand die ihr entgegen iſt, erregte in ihr das Gefühl von Zorn.

Ein Zettelchen, in welchem ſtand: „du mußt nach Kärnbach" erregte in ihr das Gefühl von tiefer Wehmuth. Dieß iſt deßwegen merkwürdig, weil ſie nach Sehnſucht dahin zeigte, im Schlafe aber Angſt.

Ein Blättchen auf welchem: „tuo fratello" ſtand und eines auf das: „dein Bruder" geſchrieben war, gaben ihr gleich das Gefühl von ihrem Bruder, ob ſie gleich von der italieniſchen Sprache kein Wort verſteht.

Ich ſchrieb verborgen auf ein Zettelchen „Napoleon". Sie legte es auf die Herzgrube und ſagte nach einigen Minuten: „ich fühle weiter nichts, als daß mir immer die Melodie eines Marſches im Kopfe herumgeht, und den muß ich ſingen." Sie fing nun auch wirklich einen Marſch zu ſingen an. Wiederholte Verſuche gaben das gleiche Reſultat, *das völlig reine Thatſache iſt.*

Das Bild eines Baumes, eines Hauſes, eines Gartens, die ich mit der Feder auf verſchiedene Zettelchen zeichnete und die ſie auf die Herzgrube legte, erkannte ſie augenblicklich.

Wer all die Erſcheinungen nicht *ſelbſt* mit anſah, kann und darf ſie durchaus nicht glauben, ſoll aber dabei nur immer ſagen, — daß er ſie nicht mit *angeſehen.*

Uebrigens wären auch hier Beiſpiele in Menge anzuführen, wo in ähnlichen Fällen, wenigſtens in der Nähe der Herzgrube (dem Bauchgangliengeflechte) ſich nicht nur dieſes Sehvermögen zeigte, ſondern alle Sinnesfunktionen auftraten, welche aber wohl weniger in einem Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, als eben in einem Wiſſen, Fühlen, beſtanden.

4. Sehen innerer Theile.

Das Sehen, besonders leidender Organe im Körper, im magnetischen Schlafe, war auch bei Frau H. wie bei allen Schlafwachen, etwas Gewöhnliches. Ich führe von dieser Art von Hellsehen nur folgende Beispiele an:

Einmal noch vor dem eigentlichsten magnetischen Schlafe, anscheinend im wachen Zustande, fielen Frau H. die Augen zu, und sie vermochte sie nicht zu eröffnen. Sie sagte: sie sehe nun in der Magengegend eine Sonne, die sich langsam bewege, und wünsche nur die Augen eröffnen zu können, damit sie diese Sonne nicht mehr sehe. Dieses Sehen einer sich langsam bewegenden Sonne in der Gegend des Sonnengeflechtes, hatte sie auch später noch oft. Man sehe unten, was sie daselbst über jene sich in dieser Gegend langsam bewegenden Kreise sagt.

Herr Professor H. wollte wissen, ob sie im somnambülen Zustand auch ihr Auge, wie hie und da schon geschah, ihr Sonnengeflecht, sehe, und fragte sie im somnambülen Zustand, ob sie ihr Auge nicht sehe? Sie sagte nach einigen Minuten von Nachfühlen: ich sehe einen lichten Punkt, der in Strahlen ausgeht. Herr Professor H. fragte sie: ob er sich gegen die Nase und gegen die Schläfe verzweige, sie hatte aber davon kein Gefühl. Als sie in tiefern Schlaf kam sagte sie: „ich sehe wieder den lichten Punkt, wie eine kleine Sonne, sie hat Strählchen..... Es fällt mir in diesem Schlafwachen immer schwer nach etwas zu fühlen, das so sehr an dem Gehirne hängt, ich fühle dann dieses Gehirn mehr und werde wacher und dummer. Aber es ist ein lichter Punkt wie eine kleine Sonne, ich kann es nicht anders sagen." ——— Ich fragte sie: siehst du aus diesem lichten Punkte nichts hinaus gehen? — Sie sagte nach langem Sinnen: „ich sagte es ja schon, ich sehe den Punkt wie eine kleine Sonne, aus der kleine Strählchen gehen, aber je mehr ich diesen nachfühle, je wacher werde ich und muß dann mehr vom Gehirne fühlen und sehe dann nichts mehr." Offenbar sah sie in dem runden Punkte das ganglion ciliare und in den Strählchen die nervi cilia-

ros. Weil aber diese zum Theil auch von einem Gehirnnerven ausgehen (vom ramus nasalis, von dem sie nichts wissen wollte), das Auge aber überhaupt durch den Sehnerven so sehr mit dem großen Gehirne verbunden ist, so waren ihre Aussagen: „je mehr ich diesen (den Verzweigungen oder den Wurzeln des ganglion ciliare) nachfühle, desto wacher werde ich und muß dann mehr vom Gehirne fühlen (das Gehirn fühlen, weil sie mit dem Wachwerden auch das Gehirn wieder mehr fühlt), und sehe alsdann nichts mehr," sehr konsequent.

Oft sagte sie auch: sie sehe alle Nerven im ganzen Körper licht und beschrieb von mehreren den Lauf ganz anatomisch richtig.

---

5. Sehen vermittelst eines magnetisirten Stabs.

Ein magnetisirter Stab, an welchem vorn eine Spitze von Eisen war, legte sie denselben an ihr rechtes Auge und richtete ihn auf irgend einen entfernten Gegenstand, vergrößerte ihr denselben äußerst.

Der kleinste Stern erschien ihr dann in der Größe des Mondes und der Mond so vergrößert, daß sie auf ihm die verschiedenen lichten und hellen Punkte bezeichnen konnte.

Sah sie aber in den Mond, so sah sie immer nur die rechte Hälfte desselben, die andere blieb ihr verborgen.

So konnte sie auch (s. unten die Erklärung des Sonnenringes) in jenen Ring, der ihr als Mond in ihrem schlafwachen Zustand erschien, nur auf der rechten Seite eingehen.

Dieß stimmt wohl damit überein, daß der Mond immer nur seine rechte Hälfte der Sonne zukehrt, die linke nie von der Sonne beleuchtet werden kann.

Es schien ihr die magnetische Atmosphäre an eine Metallspitze kondensirt wie ein großes Objektivglas wirken zu können.

Es ist hier vielleicht auch der füglichste Ort, anzuführen, was sie auch sonst über den Mond äußerte. Sie behauptete (im ganz schlafwachen Zustande) immer: es seyen, haupt

ſächlich in der linken Seite des Mondes, die Bewohner ſehr mit Bauen beſchäftigt und nicht ſo glücklich als die in der rechten Seite. „In dieſer linken Seite des Mondes," ſagte ſie einmal im ſchlafwachen Zuſtande, „iſt es traurig zu ſeyn, ſie ſind ſchon in einem beſſern Zuſtande, aber nicht in Ruhe."

Man machte ihr den Einwurf: daß ſolche Gefühle von Bewohnern des Mondes in ihr bloß Träume ſeyn werden, ſie aber ſagte: „in dieſem Zuſtande träume ich nicht, man halte doch dieſen Zuſtand für keinen Schlaf, er mag es für die Außenwelt ſeyn, für die Welt des Innern iſt er das hellſte Wachen."

---

6. Sehen der Schutzgeiſter.

Einen ihr ſichtbaren geiſtigen Führer (Schutzgeiſt) hatte Frau H. mit allen Somnambülen und vielen im Innern lebenden Menſchen gemein. Unter der Leitung eines Dämon zu ſtehen, behaupteten Sokrates, Plotinus, Hieron, Cardanus, Paracelſus, Taſſo und andere. Dieſer Genius, oder Dämon, wie ihn Sokrates ſelbſt nannte, warnte nach ſeiner eigenen Verſicherung nicht nur ihn, ſondern auch Andere durch ihn vor bevorſtehenden Gefahren, indem er ihm die Zukunft verkündete und zum Voraus ſagte, wie er handeln ſolle.

Die jetzt verſtorbene Frau eines ehrſamen Bürgers zu Heilbronn, Namens Arnold, hatte immerwährend einen Geiſt um ſich, der ſie nicht nur vor vielen Gefahren warnte, ſondern ihr auch baldige Beſuche von Freunden, Todesfälle in ihrer Familie und ihren eigenen Tod, vorausſagte. Er wurde von ihr nur einmal in Geſtalt eines ältlichen Mannes erblickt, aber ſeine Anweſenheit nicht nur von ihr, ſondern auch oft von Andern gefühlt, und ſprach er mit ihr, ſo fühlten auch oft Andere wie einen Lufthauch. Noch lebende, ſehr glaubwürdige Zeugen können hievon die auffallendſten Geſchichten erzählen.

Das Fräulein Ludwiger zu Deſſau hatte in früherer Kindheit Sprache und Bewegung der Glieder verloren. Die

Pflege des hülflosen Kindes befiehlt die sterbende Mutter ihren andern Töchtern noch in der letzten Stunde, und diese nehmen sich des zurückgelassenen Kindes mit treuer Sorgfalt an. Nur an einem einzigen Tage (dem Hochzeittage der einen Schwester) vergißt man dem Kinde seine Nahrung zu reichen. Zuletzt, mitten in der Zerstreuung des Festes, erinnern sich alle drei Schwestern zugleich der versäumten Pflicht, und zugleich nach dem Zimmer der Kranken hineilend, sehen sie das Kind, das sich sonst nie ohne fremde Hülfe aufrichten konnte, sich frei und mit einer heitern Miene emporheben und die staunenden Schwestern versichern: „Die Mutter sey eben hier gewesen und habe ihr schon das Essen gereicht.“ Es war dieß das erste und das letzte Wort dieses Kindes in seiner Krankheit, in der es immer stumm und gelähmt war. Bald nachher starb es. *)

In Mollers Beschreibung Freybergs ist die Geschichte einer Frau zu lesen, die im Jahre 1620 gelebt hatte, der öfters ein sie tröstender Glanz erschien. Sie sagte: „es kommt zu mir wie ein schöner Glanz und setzt sich zu mir nieder, seine Erscheinung ist mir tröstlich und erfreulich.“ Dieser Glanz wurde auch jedesmal von ihrer Wärterin gesehen.

„Zuweilen (sagt der alte Theurge Jamblichius) umfließt ein unsichtbarer Geist den Schlafenden, so daß man ihn nicht mit Augen, aber sonst durch irgend eine Empfindung gewahr wird; dieser leistet den wunderbaren Dienst, die Leiden der Seele und des Körpers abzuwenden. Wenn die von Gott geschickten Träume vorüber sind, so hören wir eine abgebrochene Stimme, die uns lehrt, was zu thun ist; oft hören wir sie auch im Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Zuweilen erscheint ein reines und völlig ruhiges Licht der Seele, wobei doch die Augen geschlossen bleiben, indessen

*) S. Schubert Ansichten u. S. 342.

andere Sinne erwachen, welche die Gegenwart, Sprache und Handlungen der Geister vernehmen.“ *)

Es wurde mir ein Landmann bekannt, der schon seit vielen Jahren Kuren durch Bestreichen verrichtete. Er kam nach seiner Aussage so darauf: In seinem 39sten Jahre habe er über dem rechten Auge einen unerträglichen Schmerzen erhalten, der nach und nach so heftig geworden, daß er keine Arbeiten mehr habe versehen und von keinem Arzte mehr geheilt werden können. Da Alles fruchtlos gewesen, habe er oftmals Gott um Hülfe angerufen und oft in der Uebermacht der Schmerzen sich den Tod gewünscht.

Einmal, als ihn dieses Leiden acht volle Tage gar nie mehr verlassen und er Gott recht innig angerufen, sey ihm eine geistige Gestalt erschienen, die ihn mit den Daumen von dem Auge bis zur Herzgrube siebenmal bestrichen, worauf er die größte Hülfe gefühlt, so daß er dann solche Striche, jedesmal in der fünften Stunde des Tages, siebenmal an sich selbst gemacht und bald von seinem Uebel völlig und auf immer befreit worden sey.

In einem in Horsts Zauberbibliothek angeführten Hexenprozesse (T. II. S. 180) heißt es von einem Mädchen, das lange an einem lahmen und gekrümmten Beine litt: „es wurde ihm nicht das Geringste gebraucht, sondern das Bein wurde in der Nacht von selbst gerade. Das Kind weckte in der Nacht die Mutter und den Bruder und sagte: ob sie das Engelchen, das bei ihr gewesen, gesehen und seine Reden gehört hätten? Es sey ihr gewesen, als habe ihr solches übers Bein gestrichen, davon sey das Bein gerad geworden und habe sich von selbst gestreckt.“ Von der Zeit an konnte das Kind wieder gehen.

Von der Erscheinung ihres Schutzgeistes, (der in Allem ein ihr sichtbarer Leiter war) konnte Frau H. nie ohne tiefes Wehgefühl sprechen, aber auch über andere Erscheinungen und Mittheilungen aus der Geisterwelt sprach sie stets sehr un-

*) S. Jamblichius de mysticis Aegyptiorum.

gern, ja es koſtete ſie oft die größte Ueberwindung davon zu reden und unaufgefordert geſchah es nie. Verrieth ſie ſich nicht zufällig oder drang man nicht ſehr in ſie, ſo verſchwieg ſie oft das Auffallendſte, das ihr widerfuhr.

Dieſes Sehen gereichte ihr aber offenbar auch zu innerm Kummer und war auch für ihren körperlichen Zuſtand von Nachtheil. Ihre völlige Unbefangenheit und feſte Ueberzeugung können viele würdige Männer bezeugen, die ſie kennen lernten.

In dieſen Zuſtänden des Sehens von Geiſtern, und auch bei Erſcheinung ihrer Führerin, ihres Schutzgeiſtes (ihrer Großmutter, Gattin des alten Schmidgalls) behauptete ſie immer ganz wach zu ſeyn, ſie war aber, wie geſagt, immer in einem Zuſtande des Innern. Dieſe erſchien ihr jedesmal in der Geſtalt, die ſie im Leben gehabt, nur heller und freundlicher und in einem Gewande, das ſie im Leben nie getragen, in einem weißen Faltenkleide mit einem Gürtel. Ihr Kopf war mit einem ſchleierartigen Tuche bedeckt, das gerade um die Stirne ging und alles Haar bedeckte und dann in der Gegend der Ohren wie ein Schleier herunterlief. Mit dieſer Kopfbedeckung erſchienen ihr alle weiblichen Geiſter ohne Ausnahme.

Es wurde ſchon früher bemerkt, daß ſie einmal die Erſcheinung hatte, als würde ſie von ihrem Schutzgeiſte magnetiſirt, wobei, wie dort ſchon angeführt iſt, ſich das Unbegreifliche zeigte, daß Gegenſtände, deren Berührung ihr ſchädlich waren, ihr wie von einer unſichtbaren Hand genommen und an eine andere Stelle frei durch die Luft getragen wurden.

Erſteres geſchah auch hier noch einmal, 3 Uhr Morgens. Das Gefühl davon dauerte eine Viertelſtunde. Sie ſagte: Es war mit allen Fingern. Die Daumen fühlte ich zuerſt (wie Luft) an beiden Augen angeſetzt und die andern Finger über Stirne und Schläfe in Strahlen ausgebreitet. Dann ging der milde Zug äußerſt langſam abwärts, während ſich da die Hände des Geiſtes ſo drehten, daß die Daumen nach Außen auf die Arme und die als Strahlen ausgeſtreckten Finger, nach Innen zu ſtehen kamen und zuletzt alle Finger in

meiner Herzgrube ruhten. Auf dieſes Magnetiſiren konnte ich die Augen nicht mehr aufſchließen, ich lag ruhig und mich ſehr wohlfühlend da.“ Da ſprach die Stimme meiner Großmutter: „erhebe dich und ſchreibe!“ Ich ſtand nun ganz geſtärkt auf und ſetzte mich an den Schreibtiſch. Die Großmutter ſprach: „alſo wie du hier magnetiſirt wurdeſt, ſoll dich dein Arzt ferner magnetiſiren, und wenn du dieſes leſen wirſt, wird dir beifallen, wie du magnetiſirt wurdeſt, und wirſt du es ihm ſagen können.“ Ich ſagte hierauf: „magnetiſire du mich ſelbſt ſo immer!“ Sie aber ſagte: „hätte ich zu dieſem die Macht, ſo würde es bald heißen: ſtehe auf, nehme dein Bette und gehe heim!“

Wie ſchon in einer ihrer frühern Perioden der Fall war, ſo geſchah es auch hier zu W., daß ſie oft hinter einem Menſchen eine andere, aber geiſtige Geſtalt ſah. Oft ſchien es wie der Schutzgeiſt jenes Menſchen zu ſeyn, oft aber wie ein Abbild, ein Widerſchein, ſeines geiſtigen.

So erblickte ſie einmal hinter einer Frau eine Geſtalt (ein Wolkenbild) das ſich in allen Theilen immerwährend zuckend bewegte und ſo gelenkſame Glieder hatte, als wären ſie nur mit Fädelchen unter einander verbunden. Dieſe Frau, die ſie vorher nie geſehen und nie gekannt hatte, war auch von einem ſonderbaren unruhigen Geiſte.

Ein andermal ging eine ihr ganz unbekannte Perſon am Fenſter, durch das ſie ſah, vorüber. Dieſe grüßte ſie, ſie aber ſprang ſchnell vom Fenſter zurück. Ich fragte ſie um die Urſache, und ſie ſagte mir, ſie habe hinter einer Perſon, die ſo eben vorübergegangen, einen männlichen widrig ausſehenden Geiſt in grauem Wolkenkleide geſehen. Ich blickte nach der Perſon und erkannte in derſelben ein auswärtiges, äußerſt zänkiſches und böſes Weib, das aber der Kranken durchaus unbekannt war.

Hinter einem Mädchen aus meinem Hauſe ſah ſie ſehr oft eine lichte Knabengeſtalt von ungefähr zwölf Jahren. Ich fragte das Mädchen, ob ſie ein Verwandtes von dieſem Alter gehabt, das ſie verneinte. Bald nachher aber ſagte

mir das Mädchen: ſie habe meiner Frage nachdenken müſſen, und da ſey ihr beigefallen, daß ihr Brüderchen, das im dritten Jahren geſtorben, jetzt gerade zwölf Jahre alt ſeyn würde.

Dieſes Wachsthum der Geiſter wird ſpäter berührt werden.

„Es wird künftig noch bewieſen werden (ſagt Kant in den Träumen eines Geiſterſehers): daß die menſchliche Seele auch in dieſem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinſchaft mit allen immateriellen Naturen der Geiſterwelt ſtehe, daß ſie wechſelsweiſe in dieſe wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren ſie ſich aber als Menſch nicht bewußt iſt, ſo lange Alles wohl ſteht.“

---

7. Vorausſagende Träume.

Zu einer anweſenden ſehr ſenſiblen Frau ſagte Frau H. im wachen Zuſtande, nachdem ihr dieſe die Hand zum Abſchied geboten hatte: „Träumen Sie dieſe Nacht, was ich nehmen ſolle, daß es mir beſſer werde (ſie deutete auf ihre ſtockende Menſtruation), und ich will es nehmen. Dieſer Frau träumte es nun auch wirklich in der Nacht, ſie habe von einem Zimmer, das wie ihr Schlafzimmer war, in ein größeres hinausgeſehen, da ſey Frau H. neben acht Sauerbrunnenkrügen geſtanden und habe einen, auf dem „Fachinger Waſſer“ geſchrieben geweſen, ihr gewieſen, als ſolle ſie (die Träumende) dieſen gebrauchen. Nun war aber das ſonderbar, daß Frau H. in der gleichen Nacht den gleichen Traum hatte. Sie befand ſich in einem mehr langen als breiten Zimmer (ſo iſt das Zimmer neben dem Schlafzimmer jener andern Frau, das Frau H. aber nie ſah), da waren acht Sauerbrunnenkrüge, von denen ihr jene Frau einen, der mit ſchwarzem Pech verſchloſſen war, als denjenigen bezeichnete, von dem ſie zur Hebung jenes Uebels trinken ſollte. Sie that es, und es hatte den erwünſchten Erfolg.

Es war das Traumbild hier umgekehrt, wie das Bild in Spiegeln.

In einer Nacht träumte ihr: sie habe das älteste Mädchen ihres Oheims zu B. mit einem kleinen Sarge auf dem Kopfe aus dem Hause gehen sehen. Nach sieben Tagen starb sein ein Jahr altes Kind, von dessen Krankheit man hier nicht das Mindeste wußte. Den Traum hatte sie sogleich nach dem Erwachen mir und Andern erzählt.

In einer andern Nacht träumte Frau H., sie sey durch ein Wasser gegangen und habe ein Stück faules Fleisch in den Händen getragen, da sey ihr Frau N. begegnet und habe sie ängstlich gefragt: was sie denn da mit dem Fleisch wolle? Sie erzählte diesen Traum, den wir nicht zu deuten wußten, Morgens. Sieben Tage nachher kam Frau N. mit einem todten, schon etwas in Verwesung übergegangenen Kinde nieder.

In einer andern Nacht träumte ihr: Frau L. (die sie nie kannte und nie sah) sey ihr mit einem todten Kinde auf dem Arme entgegen gekommen und habe sie wie um Hülfe angefleht. Sechs Wochen nachher mußte diese Frau künstlich entbunden werden. Die Folge davon war ein todtes Kind und große Lebensgefahr dieser Frau.

In einer Nacht, als sie noch in meinem Hause im untern Stocke wohnte, träumte ihr, bald nachdem sie Wasser getrunken hatte und eingeschlafen war: in der Wasserkufe, die sich im obern Stocke, wohin sie nie kam, befand, sey etwas, das nicht in dieselbe gehöre, weßwegen sie sich die ganze Nacht im Traume abgemüht habe, diese Kufe auszuschöpfen. Morgens erzählte sie mir den Traum, und erst am Abend fiel es mir bei, diese Kufe ausleeren zu lassen, wo sich dann auf ihrem Grunde eine sehr lange völlig verrostete schwarze Stricknadel befand. Es ist möglich, daß Frau H., da sie für Metalle so große Empfindlichkeit zeigte, durch das Trinken von jenem Wasser ein dunkles Gefühl von Eisengehalt in ihm bekam, das ihr alsdann im Traume als etwas, das nicht in dieses Wasser gehöre, fühlbar wurde.

In einer Nacht träumte Frau H., sie sey auf einer einsamen Insel gestanden und habe auf der andern Seite ihr

verſtorbenes Kind in himmliſcher Klarheit mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe und einem Blüthenzweig in der Hand geſehen. Dieſes verſchwand, ſie wandte ſich weg und ſah mich bei einem Menſchen, der blutete und dem ich Hülfe leiſtete, ſtehen. Auch dieſes Bild verſchwand und ſie ſah nun ſich ſelbſt in heftigen Krämpfen, und als ſie aus dieſem Traume zu ſich kam, ſagte ihr eine Stimme: man habe mich geholt, — da erwachte ſie aber und ſah, daß es ein Traum war und ich mich nicht bei ihr befand. Dieſe Traumbilder hatte ſie in der Nacht vom 28. Januar 1828. Das Traumbild ihres verſtorbenen Kindes iſt nicht weiter zu deuten, aber in der Nacht vom 30. Januar (die Traumbilder erzählte ſie mir am 29. Morgens) wurde ich zu einem Menſchen gerufen, der in derſelben Nacht mit einem Meſſer in die Bruſt geſtochen wurde, was die Erfüllung des zweiten Bildes in dieſem Traume war. Die Erfüllung des dritten Bildes in dieſem Traume ereignete ſich an dieſem Tage Nachts acht Uhr, wo ich wegen beſonders heftiger Krämpfe, die an ihr ausbrachen, zu ihr gerufen wurde.

Ein Vorausſehen, das ſie nicht im Traume, ſondern im halbſchlafwachen Zuſtande hatte, führe ich hier noch an.

Am 6. Juli 1827 ſagte ſie im magnetiſchem Schlafe nach Erſtarrung: „ich ſehe N. im Monde, aber er lebt noch auf der Erde, ich ſehe ihn wie zum voraus dort. In einem Vierteljahre ſtirbt er, und mein Vater erfährt zuerſt, daß er geſtorben iſt.“ Dieſe von ihr benannte Perſon (die dazumal ganz geſund war) ſtarb nach einem Vierteljahre und ihr Vater erfuhr zu O. zuerſt ihren Tod.

Ein äußerſt merkwürdiger vorausſagender Traum, nicht von Frau H., ſondern von einem jungen Manne (W. Reiniger aus Stuttgart), der im Neckar ertrank und der, was aus ſeinem Tagebuche erhellt, auch ein tiefes inneres Leben lebte, iſt folgender. Ich ſchreibe ihn wörtlich aus ſeinem Tagebuche ab, das ſich nach ſeinem Tode vorfand und Eigenthum ſeiner Eltern iſt, bei denen es Jeder einſehen kann:

„Ich denke (ſchreibt R. in dieſem Tagebuch) noch mit

einem groſsen Grauen an einen Traum, den mir schon sehr lange mein Vater von sich erzählte. Er hatte mich an der Hand, ein Strom floß vorüber, plötzlich sah er mich darin und ohne Rettung untergehen. Täusche ich mich nicht, so habe ich selbst schon denselben Traum gehabt, wenigstens sind mir Gegend und alle Zufälle dabei so scharf gegenwärtig, als keine neue Begebenheit des Wachens. Ich sehe den Strom noch, denke mir den Vater, wie er auf einer schief aufwärts gehenden Terrasse stand, und wie ich im Wasser lag und von mir selbst nichts mehr wußte. O was ist das für ein Gedanke des Traums, den der Wachende nicht fassen kann! Von sich selbst nichts wissen, während man diesen Zustand weiß und nachher noch lange im Gedächtniß behält! Jener Traum hat meine Eltern sehr erschüttert, sie werden jetzt nicht mehr daran denken. Gott lenke es zum Guten!"

Kurz vor seinem Tode aber findet sich Folgendes in seinem Tagebuche verzeichnet:

„Nie werde ich einen Traum vergessen, den ich vor einigen Nächten hatte, und der mich so ungeheuer angriff, daß ich eine Zeitlang dem Wahnsinn nahe war. Schon eine Nacht vorher war ich von einer unerklärlichen Unruhe befallen und vollends jene Nacht selbst! Weder körperliche noch geistige Anstrengung oder Ermattung war vorausgegangen, ich fühlte mich sechs Tage in völliger Gesundheit und seit langer Zeit wieder in gänzlicher Ruhe und Sorglosigkeit: wenn ich aber bei Nacht erwachte, so konnte ich mich der entsetzlichsten Bangigkeit nicht entledigen."

Schade, daß er diesen Traum, der wahrscheinlich wieder auf seinen baldigen gewaltsamen Tod im Wasser Bezug hatte, nicht auch anführt!

Diesen Tod erfuhr er im Neckar zu Tübingen, wo er nur auf Zureden und mit Widerwillen badete, als hätte er das ihm bevorstehende Schicksal geahnet!

8. Das zweite Gesicht.

Es ist bekannt, daß die Gabe des zweiten Gesichts sich an mehreren Orten endemisch zeigt, wie z. E. unter den schottischen Inselbewohnern und in Dänemark. In Schottland haben die Menschen, die diese Gabe besitzen, den sogenannten Stechblick. Es ist dieß der eigenthümliche Blick, wo alles Geistige im Menschen wie auf ein Pünktchen im Auge konzentrirt ist, das dann wie verlängert und leuchtend heraustritt, ein Blick, den ich an Frau H. in Momenten, wo sie sich selbst, oder wo sie Geister sah, oft beobachtete. Der schottische Seher *) ist im Augenblicke des Gesichtes starr mit aufgerissenen Augenliedern, er sieht und hört (wie auch Frau H. beim Selbstsehen) nicht anders. Berührt der Seher im Augenblicke des Gesichtes einen andern, so entsteht dasselbe Gesicht auch in diesem, ja selbst in Thieren, die der Seher oder die Seherin in diesem Augenblicke berührt.

Daß Pferde es sehen, zeigt sich durch ihr heftiges und schnelles Stutzen, wenn der Reiter oder Mitseher eine Vision irgend einer Art bei Tag oder bei Nacht hat. Das Pferd geht dann nicht weiter, bis man einen Umweg macht, und ist voll Schweiß.

Oft sind aber Pferde einer Vision, auch der von Geistern, fähig, und der Mensch, der auf ihnen sitzt, ist es nicht. Man weiß Stellen, an denen schon öfters Menschen Erscheinungen hatten, wo Pferde nicht ohne Scheu und Angstschweiß vorüber zu bringen sind. So haben auch Thiere, und namentlich Pferde, an Orten, wo schon seit Jahrhunderten Menschen begraben liegen, ein besonderes Gefühl von Unruhe. In dem Schlosse Schmiedelfeld (bei Gaildorf) wurde im Jahre 1823 Pferden ein neuer Stall gebaut; es ergriff sie in ihm die fürchterlichste Unruhe, und als man noch eine Veränderung an diesem Stalle vornahm, grub man aus seinem Grunde eine Reihe uralter menschlicher Gerippe aus.

---

*) S. Archiv für den thierischen Magnetismus.

In Schottland erbt sich diese Gabe des zweiten Gesichtes, wie Einige glauben, in gerader Linie in einer Familie fort. Denn es gibt dort Eltern, die dieses Vermögen besitzen, während ihre Kinder nicht damit begabt sind.

Ueber diese schottischen Seher ist in dem Werke: „A Description of the Western Islands of Scotland. By M. Martin. London 1716“ eine ausführliche Nachricht zu finden *).

Auch eine Predigersfrau zu Nienburg an der Weser hatte diese unglückliche Gabe, eine Erbschaft des Vaters, und es könnten von ihr die auffallendsten Beispiele angeführt werden, aber nur eines von den vielen Beispielen des zweiten Gesichtes in den verschiedensten Ländern will ich hier anführen, das zugleich als Beispiel dient, wie dessen auch Thiere theilhaftig sind, eines von den vielen in dem Archiv für den thierischen Magnetismus aufgeführten von Bende Bendsen zu Ottensee auf der Insel Fünen:

„Pastor Hansen zu Lindholm (heißt es dort) hatte ein Pferd, das, in dem Stalle stehend, plötzlich ganz unbändig ward, den Halfterstrick zerriß, schlug und schnaufte und nur mit der äußersten Mühe und nach unzähligen Peitschenhieben sich wieder auf seinem gewöhnlichen Platze anbinden ließ, ohne jedoch nur im Mindesten ruhiger zu seyn als zuvor. Dieß fiel um desto mehr auf, da gerade dieses Pferd bisher immer ganz besonders zahm und leitbar gewesen war. Bei seinem Ungestüm verrieth es zugleich eine außerordentliche Scheu, sah schreckhaft vor sich hin durch die offene Bretterwand, fuhr dann schnaufend zurück, bäumte sich, versuchte den Strick zu zerreißen und ging, wenn dieß ihm gelungen war, ganz ruhig im Mittelgange des Stalles umher, oder stand still, ohne sich irgend etwas mehr anfechten zu lassen. Kam der Hausknecht vom Pfluge, oder war er ausgefahren gewesen, so blieb es bei jedem neuen Versuche, das Pferd nach seinem

*) S. Archiv für den thierischen Magnetismus.

Stall zu bringen, immer dasselbe. Man gab sich alle Mühe, der etwa möglichen Ursache nachzuspüren, konnte aber keine entdecken, und das Pferd war übrigens vollkommen gesund. So dauerte es gegen zwei Monate, ohne die geringste Veränderung. Endlich machte der Hausknecht dem Prediger den Vorschlag, er solle einen bekannten Seher des Ortes, der aber nur selten und ungerne von seinen Gesichten sprach, herbeirufen lassen, wenn das Pferd sich so gebärde, da es dann allemal sehr scheu und schreckhaft in die gerade vor seinem Stalle liegende Tenne sehe. Der Prediger willigte ein, und der Seher erschien. Seine Aussage lautete: es werde da gerade vor dem Stalle des Pferdes ein Sarg gezimmert, und dieß sey die alleinige Ursache, warum das Pferd sich so scheu gebärde. Als kurz darauf die damals schon kranke Frau des Predigers gestorben war, ward der Sarg wirklich an der angegebenen Stelle der Tenne, gerade vor dem Stalle dieses Pferdes gezimmert, und von dem Augenblicke an ward und blieb es nachher immer ruhig."

Daß manche Thiere wirklich das zweite Gesicht haben, geht aus mehreren Thatsachen hervor, und es ließen sich dafür eine Menge von Beweisen anführen. Besonders haben Hunde und Pferde häufig das zweite Gesicht. Auch hat man mehrere Erfahrungen gemacht, daß Störche, die viele Jahre hindurch ihr altes Nest auf einem Hause besucht und Junge darin ausgebrütet hatten, dasselbe verließen und sich in der Nachbarschaft oder neben an auf einem alten Baume ein anderes gebaut haben, wenn das Haus denselben Sommer abgebrannt ist. Wird aber an derselben Stelle ein neues Haus aufgeführt, so bauen sich dieselben Störche im nächsten Jahre wieder darauf an, sobald die Gefahr vorüber ist. Daß jenes Gesicht auf das Pferd einen weit stärkern und widrigern Eindruck gemacht haben muß, als die nachherige Erscheinung der Wirklichkeit, geht daraus hervor, daß es sich bei dieser ganz ruhig verhielt.

(Von dem Leben der Thiere im Traumringe, woraus sich jene Gabe erklären läßt, s. unten.)

Den 13ten Januar 1827 in der Nacht gegen 1 Uhr verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und erklärte in ihm, daß sie innerhalb fünf Minuten einen fürchterlichen Krampf erhalten werde. Dieser brach auch aus, und sie kam in halbwachen Zustand. Ich fragte sie: warum sie diesen Krampf zur ungewöhnlichen Zeit erhalten? und sie antwortete: „das will ich dir im nächsten Schlafe sagen, spreche ich jetzt davon, so erhalte ich wieder Krämpfe. Ich sah es im Abendschlafe voraus, sagte aber nichts, um die Leute nicht zu beunruhigen.“

Als sie erwacht war, fragte ich sie, ob sie nicht wisse warum sie einen Krampf erhalten? Sie sagte: sie wisse es wohl, ich solle aber nur stille seyn, sonst würde sie wieder Krämpfe erhalten. Sie erhielt nun auch wieder starke Krämpfe, nach deren Hebung ich mich entfernte.

Als sie am andern Tag durch das Spiel der Mundharmonika in halbwachen Zustand gekommen, wollte ich von ihr die Ursache des nächtlichen Krampfes wissen, um so mehr, als sie den ganzen Tag über äußerst traurig war. Aber sie sagte: „im halbwachen Zustande bin ich mehr zurückgehalten die Ursache zu sagen, weil in diesem mehr die Seele als mein Geist wirkt, aber im ganz schlafwachen Zustande, wo ich freier denke, da sage ich es. In diesem (Abends) sagte sie nun: ich sage es, mein Geist denkt und spricht frei, — ich sah eine Bahre und in ihr sterbend eine mich ganz nah angehende Person; die Person nenne ich nicht, darf sie nicht nennen, darf auch die Zeit nicht nennen, wann es geschieht. Noch zweimal muß ich diese Bahre sehen mit dieser sterbenden Person, morgen früh halb 11 Uhr das Zweitemal. Dieses Ahnungsvermögen was ist es? es ist schauervoll! Würde ich diese Person nennen, sagen wann sie sterbe, o was wäre dieß für ein Jammer!“ Ich sagte ihr: sie müsse den Namen dieser Person sagen, denn es wäre ja wohl möglich, sie noch retten zu können, sie müsse durchaus darüber noch tiefer nachdenken und erforschen, ob das Gesicht von jener Bahre

vielleicht nicht bloß als Warnung für jene Person erschienen sey. —

Sie fiel hierauf in noch tiefern magnetischen Schlaf, und sagte endlich ganz freudig nach langem Sinnen: „O wie danke ich dir, mein Gott und Vater, daß ich ein Mittel anzugeben weiß, wie diese mich so nah angehende Person zu retten ist! Mein Bruder würde diesen Monat am 18ten eine Stunde von seinem Orte entfernt erschossen. Er soll nur von dem Orte aus zwei Männer in den Wald schicken. Wenn sie aus dem Orte gehen rechts in den Wald an die große Eiche, die nicht ganz mitten in dem Walde steht, da sollen sie nur eine halbe Stunde stehen und passen und hören, dann wird dieser Kerl hervortreten. — Es darf aber nicht vergessen werden, daß man es sogleich meinem Bruder zu wissen thut. Ich sehe auch nun, nachdem ich fand, was dieses Gesicht bedeutet, dasselbe nicht mehr. Mein Bruder soll sich an diesem Tage ruhig verhalten, im Orte herumgehen, sich zeigen, als ginge er in den Wald.“

Nach noch tieferem Zurückfallen in magnetischen Zustand und inneres Sinnen sagte sie: „der, der den Anschlag auf meinen Bruder hat, ist ein Mensch von 26 Jahren und er ist nicht in dem Orte, wo mein Bruder ist. Ich sehe nur wenige Häuser in dem Orte, wo er ist, links geht es hin, wo diese Häuser sind, da ist er in einem zwei Stock hohen Hause. Aber es ist nun genug, und ich danke dir, mein Gott, daß ich weiß, daß nun mein Bruder gerettet ist.“ — Hierauf betete sie leise. In der Nacht gegen Ein Uhr bekam sie wieder einen starken Krampf. Am Morgen, als sie halb wach war, fragte ich sie um die Ursache und sie sagte: ich habe keine Erscheinung von jenem Sarge und der sterbenden Person mehr, aber ich erwachte zur gleichen Zeit, wo ich die Erscheinung gestern hatte, da fiel sie mir ein, und ich gerieth in Entsetzen und Krämpfe, weil ich wach meinen Bruder ja noch nicht gerettet weiß.

Als sie ganz wach war, wo sie also von ihren Geständnissen im Schlafe durchaus nichts wußte, nöthigte ich

ſie, mir die Urſache ihrer Krämpfe und ihrer Trauer zu ſagen. Endlich ſagte ſie: ich ſah als ich völlig wach und nicht im Traume war, meinen Bruder ſterbend im Sarge liegen und das macht mir Sorge und Kummer. Der Sarg ſtand vor meinem Bette. —

Ich ſuchte ihr die Sache als leeren Traum zu deuten, allein ſie behauptete, ſie ſey bei dieſer Erſcheinung völlig wach geweſen. Ich ſagte ihr, da ihr Bruder ſehr friedlich ſey, ſo werde ihm von keinem Menſchen etwas zu Leide geſchehen, worauf ſie ſagte, ſie behaupte ja nicht, daß ihm von einem Menſchen etwas zu Leid geſchehe, er könne ja an einer Krankheit ſterben. Ich unterließ nicht, ihre Eltern und durch ſie ihren Bruder von dieſem ihrem Geſichte in Kenntniß zu ſetzen, und der Erfolg lehrte auch, daß es nicht überflüſſig war.

Ihr Bruder ging an demſelben Tage, aber gewarnt, nicht in derſelben Stunde, ſondern erſt in der Abenddämmerung in jenen Wald, und ein ihm feindlicher Holzdieb ſchoß da auf ihn, der Schuß verfehlte ihn, hinterließ aber noch Spuren im Schnee und an einem Baume zurück. Der Thäter hatte ſeine Wohnung an der von H. bezeichneten Stelle.

Nach einiger Zeit hatte H. abermals ein ihren Bruder betreffendes warnendes zweites Geſicht. Es erſchien ihr zu wiederholtenmalen ein Fuchs und im magnetiſchen Schlafe wurde ihr kund, daß ihr Bruder auf einer Jagd, wo das erſte Thier, auf welches er ſchieße, ein Fuchs ſey, durch falſche Ladung des Gewehres verunglücke. Sie ließ ihren Bruder warnen. Das Gewehr fand ſich wirklich, wahrſcheinlich von boshafter Hand, überladen, und er entging der Gefahr. Sie ſagte, daß ſie von ihrem Bruder die Vorausahnungen hauptſächlich deßwegen habe, weil er ihr früher ſehr lange durch Handauflegen die Krämpfe geſtillt, und ſie dadurch mit ihm in magnetiſchen Rapport gekommen ſey. Auch als ich ſie magnetiſch behandelte, war neben meiner Frau nur dieſer ihr Bruder im Stande, ihr durch Hand-

auflegen die Krämpfe zu stillen, oder überhaupt auf sie magnetisch einzuwirken.

Am 8ten Mai, Morgens 7 Uhr, als sich ihre Schwester ihrem Bette näherte, sagte sie, sie fühle, daß in der Nähe ihres Bettes immer etwas Unsichtbares sey, sie solle ihr nicht zu nahe stehen. Dieses Gefühl hatte sie eine Stunde lang, und als sie sich im Bette selbst das Frühstück einschenkte, stand auf Einmal ihr verstorbenes Kind und neben diesem ihr lebendes entferntes vor dem Bette. Das verstorbene sah sie fest an, und deutete auf das lebende mit dem Finger. Dieses hatte in der rechten Hand eine Nadel, die es im Munde hielt. Die Kinder standen ihr so lebendig da, daß sie die Hand ausstreckte, um nach der Nadel des einen zu langen. Sie schrie: „um Gottes Willen was ist das!" da verschwand das Gesicht. Das verstorbene Kind, das dreiviertel Jahr alt war als es starb, war ihr in der Größe eines vierjährigen Kindes (in dem Alter das es gerade gehabt hätte, als es ihr erschien) erschienen, aber licht und durchsichtig. Beide aber hatten keinen gewöhnlichen Anzug, es war ihr jedoch unmöglich ihn zu beschreiben. Sie ward durch diese Erscheinung sehr angegriffen und weinte. Ich suchte sie durch die Vorstellung zu trösten, daß diese Erscheinung wohl nichts bedeuten werde. Sie sagte, sie wolle auch nicht behaupten, daß es etwas bedeute, aber ich solle mich selbst in diese Lage denken, wenn mir einmal meine Kinder so erschienen, ob mich das nicht angreifen würde!

Im magnetischen Schlafe sagte sie nach vorhergegangenem Seufzen: würdest du nach einer solchen Erscheinung dein Kind nicht warnen? Ich sagte ihr: daß würde ich gewiß thun. Sie sagte: „und wenn du es auch bei deinem Kinde nicht thun würdest, so muß ich es bei meinem thun. Von heute in 7 Tagen, Morgens halb 8 Uhr, würde mein Kind eine Stecknadel verschlucken und dadurch sterben. Man würde nicht erfahren, woher sein Leiden käme, und es Gichtern zuschreiben. Man muß meine Eltern (bei diesen war das

Kind) davon benachrichtigen. Ich werde die Erscheinung noch dreimal, immer am hellen Tage, haben."

Am andern Morgen erschienen ihr die Kinder noch zweimal in gleicher Lage. Jedesmal erfolgten auf das Gesicht heftige Krämpfe.

Man benachrichtigte ihre Eltern drei Tage vor dem vorausgesagten, für das Kind unglücklichen Tage davon und sie schrieben: daß ihnen aufgefallen wäre, daß sie, sobald sie die Nachricht gelesen, an dem rechten Aermchen des Kindes eine Stecknadel im Aermel stecken gesehen, die sie nun auch sogleich entfernt hätten.

Drei Tage lang nach einander vor dem Tode ihres Vaters, der am 2ten Mai 1828 Abends 8 Uhr erfolgte, und von dessen Krankheit man damals hier noch nichts erfahren hatte, sah Frau H. zu verschiedenen Tageszeiten in wachem Zustande einen Sarg vor ihrem Bette stehen, der mit einem Leichentuche, auf dem ein weißes Kreuz lag, bedeckt war. Sie erschrack darüber sehr und bekam das beunruhigende Gefühl, daß ihr Vater krank seyn müsse, oder gar gestorben sey. Ich tröstete sie damit, daß es ja auch eine andere Person bedeuten könne, und daß sie ja nur einen Sarg, aber nicht das Bild des Vaters in ihm gesehen, worauf sie selbst sagte: sie wisse dieses Gesicht allerdings selbst nicht recht zu deuten, indem dieß das erstemal sey, daß ihr ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg erscheine, sonst sey ihr nur ein offener Sarg erschienen, in den die Person, die eine Krankheit getroffen, geschaut habe, oder habe sie vor dem Tode einer Person dieselbe als Leiche im Sarge liegen gesehen; was ein mit einem Leichentuche bedeckter Sarg bedeute, wisse sie nicht, doch habe sie das bange Gefühl, als betreffe dieß Gesicht ihren Vater.

Am 2ten Mai Morgens kam die Nachricht hieher, daß ihr Vater an einer Lungenentzündung seit einigen Tagen sehr erkrankt liege. Abends 8 Uhr an diesem Tage verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und sagte in diesem: „soll ich nachfühlen, wie es mit ihm steht?" Dann machte sie mit den

Armen die gewöhnliche Stellung, die sie macht, wenn sie im magnetischen Hellsehen aus sich geht, fuhr zusammen und sprach dann: „Heiliger Gott! soll ich sagen was ich sah? Nein, ich will es unterdrücken, ich will es wach noch nicht wissen, Gott helfe mir! Man erwecke mich sogleich, und nach drei Minuten schlafe ich wieder.“

Dieß geschah und während des zweiten Schlafes betete sie dann nur stille und sprach auch von ihrem Vater nichts mehr. Am 3ten Mai kam die Nachricht, daß ihr Vater am 2ten Mai Abends gestorben sey, hieher.

Dreimal sah Frau H. auch im wachen Zustande ihre Schwiegermutter vor einem Sarge stehen und über den Sarg hinsehen. Sieben Tage nachher erkrankte diese Frau sehr, erholte sich aber wieder.

Zweite Gesichte der Art sah Frau H. öfters. Sah sie Menschen gestorben in einem Sarge, so bedeutete das ihren Tod, wie dieß früher bei ihrem Großvater der Fall war. Sah sie sie lebend in einem Sarge, so bedeutete das ihnen eine sehr gefährliche Krankheit und sah sie sie neben einem Sarge stehen, so deutete dieß auf baldige Krankheit überhaupt. Daß der Frau H. vor dem Tode ihres Vaters ungewöhnlicher Weise ein mit einem Tuche bedeckter Sarg erschien, und sie nicht die Leiche selbst sah, erklärte ich mir damit: daß ihr der Anblick des Vaters als Leiche im wachen Zustande aus Schonung nicht werden sollte.

---

9. Heraustreten aus sich selbst.

An dem gleichen oben erwähnten zweiten Mai, gegen 9 Uhr Nachts, verfiel Frau H. ungewöhnlicher Weise wieder in magnetischen Schlaf, in dem sie wieder aus sich hinausgeführt wurde. Da rief sie: „ach Gott!“ Dieses Wort „ach Gott!“ aber tönte wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausrufen dieses Wortes und sagte: sie habe sich wie doppelt gehört, als hätten zwei aus ihr gesprochen. Nachts 10 Uhr, ehe sie in natürlichen Schlaf verfiel, sagte sie in

schlafwachem Zustande: „Gott! du hast ihn nun an deiner Hand, er schläft sanft bei dir!“

Am dritten Mai Mittags 11 Uhr kam, wie oben gesagt, die Nachricht, daß ihr Vater am zweiten Mai Abends 8 Uhr zu Oberstenfeld verschieden sey.

Am zweiten Mai Abends 9 Uhr zur gleichen Stunde, wo Frau H. im schlafwachen Zustande gleichsam aus ihrem Körper getreten und jenen Ausruf: „ach Gott!“ gethan hatte, hörte Hr. Dr. Fehr von Botwar, der als Arzt des Verstorbenen noch im Zimmer zu Oberstenfeld (vier Stunden von Frau H.) nächst der Kammer, in der die Leiche lag, mit einem Oheim der Frau H. anwesend war, in dieser Kammer der Leiche, in der sich keine Seele befand, die Worte: „ach Gott!“ einigemal vernehmlich tönen, so daß er sogleich in die Kammer ging und nachsah, aber da nur die stumme Leiche fand. Der Oheim der Frau H. hörte nichts. Hr. Dr. Fehr schrieb mir hierüber Folgendes:

„Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld, fand ich den Herrn W. bereits todt, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem der Todte war, gränzt, gegen 9 Uhr Nachts ganz deutlich eine Stimme (wie mir zu seyn schien die Stimme des Verstorbenen), in jenem Nebenzimmer, wo Niemand als dieser war, „ach Gott!“ rufen. Erst auf das Drittemal, wo ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, da ich vermuthete, Herr W. sey vielleicht nur scheintodt: denn ich konnte nicht anders glauben, als es sey dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte deßwegen den Todten ganz genau, weilte auch noch eine Stunde länger und versicherte mich von seinem völligen Tode.“

Herr W. starb an einer Lungenentzündung und Lungenlähmung, wo auch im Scheintode von ihm kein Schrei mehr zu vermuthen war, aber für denjenigen, der diesen Schrei nun einmal hörte, da sich sonst keine Person um ihn befand, nicht anders als von ihm ausgegangen angenommen werden mußte.

Auch aus einem andern Zimmer, z. E. dem, wo der Sohn sich aufhielt, konnte dieser Ruf nicht gekommen seyn,

da die Kammer, wo die Leiche lag, von jenem Zimmer zu entfernt iſt, der Sohn auch in dieſen Stunden nur in tiefem Schmerz verſtummt war, und ſich in keine laute Klage zu ergießen vermochte.

Frau H. ſprach ſich ſpäter hierüber alſo aus: „durch Gram und das Nachdenken über das Krankſeyn meines Vaters, durch die Ahnung ſeines Todes und den Wunſch im Augenblicke zu wiſſen, wie es mit ihm wäre, wurde ich ſo angeſtrengt und augenblicklich in den Zuſtand verſetzt, daß meine Seele mit dem Nervengeiſte außer mir dahin gehen konnte, aber ſie ging mit dem vom Geiſt gekommenen Wort: „ach Gott!“ dahin. Mit dem Hauche: „ach Gott!“ trat die Seele heraus und dieſer Hauch trat in die Seele und offenbarte ſich dort durch den Nervengeiſt und die Luft, wiederholt. Bei ihrem Zurücktreten hauchte die Seele noch einmal dieſen Ruf aus, der dann auch hier gehört wurde, mir aber war es, als hört' ich ihn doppelt, weil er im Moment des Zurücktretens geſchah. Jenen ganzen Tag war ich in den fernen Arzt meines Vaters auf's Stärkſte eingedrungen: daß ihm Gott ein Mittel zur Rettung des Vaters eingeben möchte, und war dieß beſonders der Fall, ehe meine Seele ſo hinaustrat, daher es wohl kam, daß auch er meinen Ruf allein vernehmen konnte.“

Da ich (und dieß war ſchon ein Jahr vor dem Tode ihres Vaters) von ihren Eltern erfahren hatte, daß ſie in ihrem frühern magnetiſchen Zuſtande fähig war, ſich einer, zwar im Orte, aber in einem andern Hauſe wohnenden Freundin, während ſie in ihrem Hauſe im Bette lag, nächtlich durch Anklopfen (wie man es von Sterbenden ſagt), kund zu geben, ſo fragte ich ſie im Schlafe (ſchon ein Jahr vor obiger Geſchichte): ob ſie nicht auch im Stande wäre, uns anzuklopfen und wie weit ſie dieß thun könne? Sie ſagte: „ich werde es einmal thun, der Geiſt fragt nach keinem Raume, dieß geſchieht mit dem Geiſte.“

Als wir nun einen Tag nachher, Nachts 11 Uhr in unſerem Hauſe, das von ihrer Wohnung (ihrer erſten allhier)

mehrere Häuser entfernt war, zu Bette gegangen waren, und Dienstboten und Kinder schon fest schliefen, wir aber noch wachten, so klopfte es auf einmal wie über unserm Haupte in der Luft des Zimmers. Diesem Klopfer folgten noch sechs gleiche, jeder im Zwischenraume von einer halben Minute, so daß wir jeden einzelnen Klopfer genau hören und über dessen Art nachdenken konnten, bis wieder ein neuer Schlag geschah. Es war ein hohles und doch helles Klopfen, sanft und doch äußerst vernehmbar. Wir versicherten uns aufs Bestimmteste, daß es von Niemand geflissentlich hervorgebracht wurde, wie auch rings um uns Niemand war und über uns ein geschlossener Boden ist, in dem sich kein Mensch befand. Auch steht unser Haus ganz einsam und frei und hat kein anderes Haus zur Nachbarschaft.

Im magnetischen Schlafe am nächsten Abend fragte sie uns, ohne daß wir gegen sie oder Andere von jenem Klopfen etwas berührt, ob sie uns bald wieder anklopfen solle, was ich aber, da sie hinzusetzte, daß es ihr schade, ablehnte.

Sie versicherte mich später einmal: dieses Klopfen sey mit dem Geiste und der Luft, nicht mit der Seele geschehen und zwar durch den festen Willen in tiefem magnetischem Zustande. Jener Ruf aber bei der Leiche ihres Vaters sey durch Heraustreten ihrer Seele mit dem Nervengeiste geschehen, welches durch Kummer und Sehnsucht veranlaßt worden.

Wir werden uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, wenn wir wissen, daß Menschen in solchem magnetischen Zustande schon entfernten Freunden selbst zu erscheinen fähig waren, und hieher reiht sich die so häufig gemachte Beobachtung, daß Sterbende, im Momente des Sterbens, wenn vielleicht die Seele noch im Körper, der Geist aber schon frei war, nicht allein durch Zeichen wie Klopfen, sondern durch wirkliches Erscheinen im Bilde, Freunden, an die sie noch ein Verlangen hatten, sich offenbarten. So erschien meinem Freunde, Dr. Seyffer zu Heilbronn, eine zwei Stunden

von ihm entfernte Verwandte im Momente ihres Sterbens, und dem Oehringischen Leibmedicus, Hrn. Dr. Oesterlen, erschien, als er noch Arzt zu Murrhardt war, im Momente des Sterbens, sein akademischer Freund, ein Prinz von Hohenlohe, der eine Schußwunde am Schenkel erhalten hatte, zu Ulm amputirt wurde und daselbst starb. Eine auffallende Geschichte, für deren Wahrheit ich sehr respektable Bürgen anführen könnte, ist auch folgende.

Herr Juwelier Hübschmann von Stuttgart hatte einen Vater im Voigtlande und einen Bruder zu Straßburg. Es geschah, daß eines Morgens mit Tagesanbruch Hrn. Hübschmanns Kinder auf einmal ausriefen: „der Großvater, der Großvater ist gekommen!" an welchem Freudenrufe Hr. Hübschmann erwachte, sich umsah, aber nirgends den Vater erblicken konnte. Als er die Kinder zur Rede stellte, was sie zu diesem Ausruf veranlaßte, versicherten sie ihm auf's Bestimmteste: der Großvater sey ja an ihnen vorübergegangen, aber nun wüßten sie selbst nicht, wo er auf einmal wieder hingekommen. Es verflossen mehrere Tage, da erhielt Hr. Hübschmann einen Brief von seinem Bruder in Straßburg: wie er eines Vorfalls wegen um den Vater im Voigtlande sehr besorgt sey, und ob der Bruder von ihm keine Kunde habe? Als er nämlich (er bezeichnete Tag und Stunde, und es war Tag und Stunde, wo Hrn. Hübschmanns Kinder jenen Ausruf thaten) mit Tagesanbruch in seine Werkstätte gegangen, sey ihm in derselben der Vater entgegengekommen, bis er ihn aber begrüßt, sey er wieder aus seinen Augen verschwunden, woran er erkannt habe, daß diese Erscheinung wohl nur sein Geist gewesen und er gestorben seyn werde. Acht Tage nachher wurde Herr Hübschmann vom Voigtlande aus vom Tode seines Vaters benachrichtigt. Er starb mit Tagesanbruch an jenem Tage, wo er zu Stuttgart den Enkeln, zu Straßburg dem Sohne erschienen war.

Jean Paul sagt: „Könnte nicht der Magnetismus

einiges Tageslicht auf den nächtlichen Larventanz der sogenannten Geistererscheinungen fallen lassen? Diese erschienen nämlich so oft in der Sterbestunde, und meistens vor Geliebten; so z. B. die wunderbare von dem sonst bezweifelnden Wieland ohne Bezweifeln erzählte in seiner Euthanasia. Wie nun, wenn der Aetherleib, welcher im Sterben frei und unter dem Niederfallen des schweren Nachtkleides der Erdnacht aus einem Seelenflor zum Brautkleide des Himmels wird, wenn dieser, welcher schon vorher so seltsam den gemeinen Raum durchdringende Verknüpfungen mit geliebten Personen vollendet, ein Wunder der Erscheinung verrichtet, das am Ende doch nicht viel größer wäre, als die früher umgekehrten Wunder, daß der Hellseherin entfernte Personen sichtbar sind, oder gegenwärtige ohne Berührung des Arztes unsichtbar, oder daß der abwesende Arzt mit bloßen Gedanken ihren fernen Körper einschläfert?"

Eine Erscheinung etwas anderer Art ist folgende:

Herr Dr. Bardili, ein talentvoller junger Mann, begab sich aus seinem Vaterlande Würtemberg nach Amerika. Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Sprachen und Mathematik, und nach dem Zeugnisse seiner Freunde glaubte er an geistige Dinge, wie die hier berührten, nicht sehr. In dem letzten Briefe, den er an seine Verwandten nach Würtemberg schrieb, und der noch bei diesen nachzusehen ist, sagt er: „es geschah mir kürzlich das Sonderbare, daß mir mein Freund Elwert, (der vor neun Jahren in Würtemberg starb) erschien und zu mir sagte: du stirbst nun auch bald. Die Zeit hatte in mir das Bild meines Freundes ganz verwischt, aber in dieser Erscheinung stand es wieder ganz lebendig vor mir, und mein Verwundern vermehrte sich noch, als ich nachher fand, daß mein Freund vor neun Jahren gerade an dem Tag starb, an dem er mir noch erschien." Dieß war Bardili's letzter Brief ins Vaterland: denn bald darauf erfolgte ganz unerwartet sein Tod.

10. Selbstsehen.

Frau H. erzählte mir im wachen Zustande, daß sie sich vor einigen Jahren selbst gesehen (s. oben). Sie sey in einem weißen Kleide auf einem Stuhle gesessen, während sie im Bette gelegen. Sie habe sich lange angesehen und schreien wollen, aber es nicht können. Endlich habe sie einen Schrei nach ihrem Manne gethan, da sey das Bild auf einmal verschwunden.

Als sie in halbwachen Zustand kam, sagte sie hierüber Folgendes: „Ich war dazumal sehr gesteigert, jeden Tag nahm mein Leiden zu, sieben Tage lang. Niemand erkannte meinen Zustand richtig, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Ich bat immer Gott, er wolle mir nur einmal wieder Ruhe geben. Nun verließ meine Seele die Nerven und bildete außer mir meinen Körper vermittelst der Luft, mein Geist nur war in mir in meiner Herzgrube. Ich sah mich dann mit geistigen Augen. Die Seele ging aus meinem Körper, sie hatte gar keinen Antheil mehr an ihm, sie wurde geistig. Mein Geist und die Seele hingen aber immer noch zusammen, die Seele hätte sich doch nicht weiter vom Geiste trennen können. Aber dadurch, daß die Seele die Nerven ganz verlassen hatte, bekamen diese eine andere Stimmung, ich wurde ruhiger.“

Sie schrieb im halbwachen Zustand auf ein Blatt:

„Einst sah ich hier mein eigenes Ich
Dort auf dem Stuhle sitzen,
Ganz weiß verklärt.
Ich sah mit geist'gen Augen mich,
Sah an, wie meine Seele sich bemahlte.“

Ich fragte sie, was sie mit dem Ausdruck „wie meine Seele sich bemahlte“ sagen wolle, und sie erwiederte: „das heißt, ich sah wie meine Seele einen farbigen Körper vermittelst der Luft annahm.“ Als sie völlig schlafwach war, befragte ich sie wieder um den Zustand, in dem sie sich damals, als sie sich selbst gesehen, befunden, und sie sagte: „es ist bestimmt Wahrheit, daß meine Seele aus mir ging und einen

Körper bildete. Der Geiſt blieb in mir, ich hing doch mit ihm zuſammen, ich konnte kein Auge wegwenden, konnte auch nicht reden. Als mein Geiſt dachte, ich will es nicht mehr ſehen, da kam die Seele zurück, und ich ließ einen Schrei. Sieben Tage lang war ich damals nie einen Augenblick mit meinen Gedanken auf der Welt, ich war zu ſehr angegriffen. Ich wollte immer ſterben, das war mir eine Sünde; daß ich mir immer den Tod wünſchte, das machte mein Leiden. So dringend konnte ich noch nie beten, wie in jenen ſieben Tagen. Ich fühlte meinen Heiland ſo deutlich, als hätte ich ihn geſehen, ich fühlte ſeine Hülfe in jedem Gebet, ſeine Kraft, die er mir gab, um neu fortzuleben."

Als ich am 28. Mai 1827 Nachmittags drei Uhr bei ihr allein im Zimmer war und mit ihr gerade nicht ſprach, ſah ſie ſich auf einmal ſelbſt (wie ſie mir nachher erzählte) in einem weißen Kleide, das ſie nicht anhatte, aber ſo eines beſitzt, auf dem von ihr gerade gegenüberſtehenden Stuhle ſitzen. Sie wollte ſchreien, konnte aber nicht, konnte ſich aber auch nicht bewegen. Sie hatte ihre Augen weit aufgeriſſen, ſah aber ſonſt keinen Gegenſtand, als ſich und den Stuhl, worauf ſie ſaß. Sie hatte, während ſie das Bild ſah, nur *einen* Gedanken, den ſie vorher nicht hatte, nämlich den:

„Einen Tag im Himmel leben
Iſt mir mehr, als tauſend hier!"

Das Bild ſtand nun auf und lief auf ſie zu, und erſt als es feſt an ihr war, fuhr durch ihren Körper wie eine elektriſche Erſchütterung, die ich ſah, und nach dieſer that ſie einen Schrei und erzählte mir nun, daß und wie ſie ſich ſelbſt geſehen.

Am 15. April Abends ſechs Uhr, als ſie allein im Zimmer war, ſah ſie wieder ihr eigenes Bild auf dem ihr gegenüber ſtehenden Stuhle ſitzen, aber dieſmal in einem ſchwarzen Kleide. Es hatte einen Arm, mit aufgehobenem Finger gegen ſie deutend, ausgeſtreckt. Ich fragte ſie, ob ſie während dem Anſchauen dieſes Bildes nicht wieder nur *einen* Ge-

danken gehabt? Sie sagte: ja, aber sie könne ihn unmöglich sagen. Ich drang in sie, aber ich konnte sie nicht bewegen, mir diesen Gedanken zu sagen. Sie dachte dieser Erscheinung, die sie wegen der schwarzen Kleidung beunruhigte, nach, und wurde dadurch halbwach. In diesem Zustande sagte sie: „ein solches Michselbstsehen bedeutet mir nie etwas Uebles, und auch über die schwarze Kleidung will ich mich beruhigen, sie deutet wohl nur auf meine Schmerzen."

Als sie sich einmal wieder selbst sah und ich es bemerkte, trat ich zwischen sie und das Bild. Sie sagte nachher, daß ihr dieses die unangenehmste Empfindung gemacht habe, denn sie habe sich in diesem Moment wie von ihrer Seele abgeschnitten gefühlt.

Von den sehr vielen Beispielen von Selbstsehen, selbst solchen, wo das Bild auch von Andern gesehen wurde, führe ich hier keines an. Sie schließen sich alle mehr oder weniger auch an die oben angeführten Beispiele des zweiten Gesichtes an.

Krankheit und Heilbestrebungen des Innern.

Alle diese hier aufgeführten Versuche und Erscheinungen bei Frau H. sprechen von einem bei ihr in der größten Intensität gewesenen und in dieser frei gewordenen Nervengeiste, dem sich auch alle die Eigenschaften und Kräfte, die in den Naturſubstanzen liegen und unserm gewöhnlichen gebundenen Nervengeiste insensibel sind, öffneten und durch ihr ganzes organisches System die den Eigenschaften korrespondirenden Erschütterungen hervorbrachten.

Der Zug gegen das Gefühlsleben, der bei frommen Seelen ohnedieß die Richtung nach Innen nimmt, war bei Frau H. aufs Höchste gesteigert; der Geist strebte nach den innern Kreisen, und daran mußte auch der Leib, vermöge des Nervengeistes, der auch mehr nach Innen strebte, Theil nehmen. Dadurch entstanden nun (was später noch näher dargethan werden wird) alle jene anscheinenden Wunder, die in obigen Abschnitten bezeichnet sind. Dabei mußte sich aber nothwendig eine Unordnung im Nervensysteme erzeugen und eine Armuth an organischer Kraft, welche Kraft sich durch stärkern Verbrauch im Gefühlsleben verminderte, was nun die eigentliche Krankheit der Frau H. war. Es entstand ein instinktartiges Bedürfniß von Andern zu borgen, was nicht selbst ersetzt werden konnte.

Die Bestrebungen dieses gleichsam nicht mehr dieser Erde und ihrer Atmosphäre angehörenden Geschöpfes, sich noch in diesem Erdenraume zu erhalten, die Heilversuche, konnten nur auf Auffindung von Bindemitteln des so lose gewordenen Nervengeistes und auf Anschziehen eines aus

den Dingen entlehnten Lebensstoffes geben. „Luft- und Nervengeist Anderer, sagte Frau H., bringen mir noch das Leben, von denen muß ich leben.“ Hauptsächlich sog sie aus Augen und Fingerspitzen anderer stärkerer Menschen, von diesen oft nicht gefühlt, auch oft sehr gefühlt, ein Pabulum vitae in sich. Gleiches erhielt sie durch magnetisches Einwirken, Handauflegen, wirkliches Magnetisiren u. s. w.

Wie jedes Magnetische überhaupt, wurde aber auch sie in ihrem Innersten zur Anschauung der Naturverbindung und von Urtypen geführt, aus denen ihre Verordnungen hervorgingen.

Sie erkannte die Zahl Sieben (s. unten) als die für ihr Individuum gesetzte Zahl und aus dieser gingen alle ihre Berechnungen, auch für das Heilverfahren, das sie für sich anordnete, hervor. Immer war die siebente Stunde des Tages für sie die bedeutungsvollste, daher fand auch in dieser nur ihr Schauen ins Innere, ihr magnetischer Schlaf statt. Die erfühlten Heilmittel, besonders Pflanzenstoffe, ließ sie sich immer in der Siebenzahl reichen. „Alles, sagte sie, ist für mich die Siebenzahl. Diese Zahl liegt in mir wie jene Sprache (s. unten). Hätte ich die Zahl Drei, würde ich wohl eher gesund werden.“

Unter den Pflanzenstoffen spielten bei ihr eine hauptsächliche Rolle: die China, die Chamille, der Kalmus, der Thymian, die Kalendula, die Pomeranze, der Lorbeer und vor allen das Johanniskraut (hypericum perforatum), als Amulet und als Aufguß, aber nur, wie alle diese Stoffe, in wenigen Tropfen, meistens in der Siebenzahl und zu ungeraden Stunden gereicht.

Schon im hohen Alterthume war der Glaube an eine besonders magisch wirkende Kraft des Johanniskrautes bekannt. Paracelsus sagt von ihm: „dieß Kraut und seine Tugend ist nicht zu beschreiben, wie hoch sie ist. Keine Arznei ist in allen Recepten, die alle Zufälle so gut und ganz heilet als diese Perforata.“

Auch

Auch Paracelsus wandte sie nicht nur innerlich, sondern auch zu Amuleten an, hauptsächlich gegen dämonische Einflüsse. Bei einem jungen Manne, der zur Melancholie geneigt war, und dem Frau H. im Schlafe dieses Kraut als Amulet und in starkem Aufgusse verordnete, erzeugte es einen besondern Ausschlag, auf welchen völlige Genesung erfolgte.

Da Frau H. aber die Arzneimittel, wie alle Schlafwachen, aus der ganzen Natur wählte, nicht bloß aus dem Arzneikasten der Apotheke, so wählte sie auch oft unbekannte oder unwirksam scheinende Mittel. So wurde schon oben angeführt, daß sie zur Stärkung des Rückenmarkes Pferdewarzen als Salbe gebrauchte.

Sehr oft waren die Heilansichten ihres Innern auch homöopathischer Art. Sie verordnete sich oft gegen Leiden in äußerst kleinen Dosen solche Mittel, die in stärkerer Gabe gerade diese Leiden bei ihr hervorgebracht hätten. Noch öfter waren ihre Mittel rein magisch, Wirkung des lebendigen Wortes, des Gebetes und der Amulete.

So verordnete sie sich einmal gegen heftiges Kopfweh im Schlafe folgendes:

„Drei Tage lang mußt du," sprach sie zu mir, „jeden Morgen sieben Uhr und Abends sieben Uhr, im Fall du es gern und im vollen Glauben thun kannst, das Vater unser, ohne daß ich es weiß, vor mir stehend beten, und wenn du an die Worte kommst: „sondern erlöse uns von dem Uebel," so mußt du die Hand auf meine Stirne legen und dann langsam über sie herunterfahren. Ich liege alsdann halbwachend und weiß es, bin ich erwacht, nicht mehr. Solche Mittel in vollem Glauben anwenden, das hat unendliche Kraft! Aber Niemand soll es wissen. Unser Heiland sagte nicht, was er dachte, was er wollte, bis es vorüber war."

Als ich zur bestimmten Stunde zu ihr kam, um das Gebet über sie zu sprechen, lag sie schon mit zusammengefalteten Händen im magnetischen Halbschlaf. Als ein-

mal die Stunde beinahe vergessen wurde, sagte sie halbwach: „wäre dieß geschehen, so hätte ich Krämpfe erhalten, die bis zur Wiedererscheinung jener Stunde gedauert hätten.“ Ihre Schmerzen wichen aber hierauf gänzlich.

Amulete.

Nicht sowohl zu ihrer, als hauptsächlich auch zur Heilung Anderer bediente sich die Seherin sehr oft der magischen Einwirkung von Amuleten.

Sie gebrauchte hiezu zwar auch hie und da vegetabilische Substanzen, namentlich das Johanniskraut, den Asant ꝛc., gemeiniglich aber das geschriebene Wort, und das hauptsächlich in ihrer Sprache des Innern. (S. unten.)

Dafür gingen ihr auch im Innern schwer näher zu bezeichnende magische Formeln auf, die dann durchaus nicht mehr in ihrem äußern Willen, ihrer Intelligenz, lagen, sondern mit einer tiefen Sympathie der Dinge und magischen Naturverbindung zusammenhingen, die nur in innerer magnetischer Anschauung liegt, und für die sich keine Worte finden.

„Der Mensch“ (sagt Poiret) „hat das Wort nicht bloß zu dem Ende empfangen, um seines Gleichen seine Gedanken mitzutheilen. Er konnte ursprünglich die ganze sichtbare Welt durch die geheimnißreiche Kraft und Wirkung des Wortes beherrschen, als Wort und Sache noch eins und dasselbe waren. Es war bloß eine Erneuerung dieser ersten Natur der Menschen, wenn die Heiligen der alten Zeiten so große Dinge thaten, wenn, nachdem Adam anfänglich den Thieren die Namen gegeben hatte, die mit ihrem Wesen einerlei wären, Noah solche in die Arche zu sich rief, oder Mose dem rothen Meer gebot, sich von einander zu theilen,“

Diese magischen Formeln der Seherin bestanden aus noch viel tiefer liegenden Wort- und Zahlzeichen als ihre gewöhnliche Sprache des Innern und kamen wahrscheinlich denjenigen, auch magischen, Zahlzeichen nah, mit denen sie einmal

den Tag ihres Todes unwillkürlich berechnete. (S. Taf. 6, Nr. 5.)

Immer war in diesen Formeln das Gute über das Böse gestellt. So bediente sie sich z. E. (s. Taf. 5. Proben ihrer innern Schrift) der Zeichen Nr. 25. als Amulet gegen nervöse Kopfschmerzen. Hier ist nun das untenstehende Zahl- und Schriftzeichen b. die Schmerzen erregend, das obenstehende a. dieselben aufhebend. Wurde dieses untenstehende Zeichen b. ohne das darüberstehende a. als Amulet gegeben, so wurde dadurch gerade Kopfschmerz erregt, nur mit dem darüberstehenden a. in Verbindung wurde er gehoben.

Die Zeichen Nr. 26. (s. dieselbe Tabelle) dienten einer Säugenden, deren Kind die Brust durchaus nicht annehmen wollte, mit dem besten und schnellsten Erfolge als Amulet.

Die obenstehenden Zahl- und Schriftzeichen a. bedeuteten in diesem Falle:

„Gott der Herr hilft durch seinen Sohn."

Die untern b. aber waren gleichsam eine Besprechung des Bösen.

Die Zeichen 27. wurden von ihr als Amulet gegen eine Kardialgie verordnet.

Diese magischen Wort- und Zahlzeichen nach eigenem Gutdünken zu geben, war ihr nicht möglich, sie enthielten Krankheit und Heilung zugleich, und zu ihnen wurde ihr, gleichsam wie von einer innern Mechanik, der sie nicht widerstreben konnte, nach innern Gesetzen, die Hand geführt. (S. auch den Artikel: innere Sprache.)

Diesen ähnliche magische Zeichen finden wir auch in der alten Magie, wo sie wahrscheinlich aus gleichem innern Schauen hervorgingen. Man vergleiche die Pneumatologia occulta von Salamanka und Faust's Höllenzwang.

Die Seherin machte bei der Wahl der Amulete einen Unterschied zwischen Rücken und Herzgrube. Andere Zahl- und Schriftzeichen gebrauchte sie zu denen Amuleten, die sie auf den Rücken, andere zu denen, die sie auf die Herzgrube

hängen ließ. Bei Krankheiten, die mehr vom Gehirne und dem Rückenmarke ausgingen, und wenn der Kranke mehr Gehirn- als Gefühlsleben hatte, ließ sie das Amulet auf den Rücken, ging die Krankheit mehr vom sympathischen Systeme aus, so ließ sie das Amulet auf die Herzgrube hängen. Es konnte damit auch zusammenhängen, daß die Rückenseite des menschlichen Körpers wirklich mehr die solare (antimagnetische), die Vorderseite die tellurische (magnetische) Fläche des Menschen ist.

Wir sehen den Ursprung der Amulete und Talismane (letzteres ist selbst ein arabischer Name) wieder im Oriente, der Wiege des Menschengeschlechtes.

Noch jetzt werden dort und auch bei uns unter dem Volke zu den sogenannten sympathetischen (oder magischen, auch magnetischen, was hier gleichbedeutend ist) Heilungen, Kräuter und Wurzeln, mit oder ohne beschriebene Zettel, genommen, wo jene Vegetabilien gemeiniglich bei besonderem Stand der Gestirne und Zusammenkunft gewisser Planeten, gesammelt werden, auch ist nicht gleichgültig, wer sie wählt und welche Hand das Amulet bereitet. Voller Glaube und kindliche Hingebung ist auch hier Bedingung, wie bei jedem magisch oder magnetischwirkenden Mittel.

„Um magisch wirken zu können (sagte Frau H.), dazu gehört der vollkommenste Glaube an das Unsichtbare. Diese Einwirkung ist eine Seelenkraft, die durch den Geist unterstützt wird. Es gibt aber auch ein anderes magisches Einwirken, das nicht von dem Geist unterstützt wird, von dem ich schweige."

Magnetiſche Manipulation und magnetiſcher Schlaf.

Die magnetiſche Manipulation, durch die Frau H. wenigſtens eine Zeit lang wieder ſo gehoben wurde, daß es ſchien, als ſey durch dieſen Einfluß wirklich ſtärkere Bindung ihres Nervengeiſtes bewirkt worden, gab dieſelbe gemeiniglich ſelbſt ſo an: zuerſt ſieben Striche mit den ausgereckten Fingern beider Hände, von der Stirngegend an rückwärts nach den Ohren und über die Seiten des Halſes hinab (wodurch, wie ſie ſagte, auch auf das kleine Gehirn eingewirkt werde) über die Seiten der Bruſt bis an das Sonnengeflecht. Dann drei Striche von der Stirne über den Hals und die Arme bis an das Ende der Mittelfinger, und drei eben ſo bis an die Kniee. Alle mußten ohne Berührung des Körpers geſchehen. Nach Umſtänden änderte ſie Zahl und Weiſe der Striche, und meiſtens fanden ſie nur bis ans Sonnengeflecht ſtatt. Später wurde ſie auf die Art magnetiſirt, wie ihr Schutzgeiſt (ſ. oben) es ihr bei einer Erſcheinung angab und ſie magnetiſirte. Gegenſtriche erweckten ſie immer oder waren ihr widrig. Ganz verkehrt und ihre Nerven wie verſchränkend wirkten auf ſie Striche, die man mit gekreuzten Händen oder Fingern über ſie machte, ſo daß die rechte Seite des Magnetiſirenden auch ihre rechte, ſeine linke auch ihre linke berührte, was auch für eine beſtimmte Polarität der zwei verſchiedenen Körperſeiten ſpricht. Jedesmal wenn ſie in wirklichen magnetiſchen Schlaf verfiel, hatte ſie ihre Arme auf der Bettdecke ausgeſtreckt und gekreuzt. Dann brachte ſie dieſelben gekreuzt über die Bruſt und betete leiſe. So auch betete ſie am Ende des Schlafes mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, wie man im Oriente betet. So viele magnetiſche Striche ihr Anfangs des magnetiſchen Schlafes (der jedesmal Abends ſieben Uhr ſtatt fand) gegeben wurden, ſo viele einzelne Schüttelungen gab es ihr vor dem Erwachen durch den ganzen Körper. Sie ließ ſich immer durch einen Bergkryſtall, den man ihr in die Hand gab, erwecken. Dieſen legte ſie, war ſie im ganz

ſchlafwachen Zuſtande, auf die Herzgrube; war ſie nur im halbwachen Zuſtande, ſo ließ ſie ihn nur in der Hand liegen, bis es ihr jene Erſchütterungen gab.

Den gleichen magnetiſchen Einfluß wie ich hatte auch meine Frau auf ſie, die in meiner Abweſenheit oft meine Stelle als Magnetiſeur bei ihr vertrat. Sie ſchrieb dieſe gleiche Wirkung dem zu, daß meine Frau die gleiche Kraft, die von mir auf ſie wirke, durch mich an ſich habe.

Hielten ſich mehrere Menſchen an den Händen, von denen ich, ihr unbewußt, der Letzte war, ſo mußten ihre Hände, Arme und dann der ganze Körper der Hand folgen, die ſie als erſte in der Reihe berührte. Trat ich aus der Verbindung, oder berührte ſie dieſe Perſon allein, ſo war dieß nicht der Fall.

Gleiche Folge aber mußte ſie der erſten Hand leiſten, wenn ſtatt meiner meine Frau als letztes Glied, auch von ihr nicht geſehen, in die Kette trat.

Allein vermochte ſowohl ich als meine Frau ſie, wie gegen alle Geſetze der Schwerkraft, hielten wir unſre Finger an die ihrigen, und war ſie vorher ſich nicht aufzurichten fähig, weit in die Höhe zu ziehen.

Als ſie nach Verfluß des regelmäßigen Magnetiſirens nicht mehr Abends ſieben Uhr für gewöhnlich ſchlief, dachte ſie, wenn dieſe Stunde ſchlug, doch viel heller, obgleich, wie ſie ſagte, mit der Seele, und ſprach auch leichter und beſſer als ſonſt.

Sie ſagte in einer ſolchen Stunde: „es iſt mir nun ganz leicht, ich fühle von meinem Kopfe nichts, nur etwas von der Magengrube fühle ich, das aber nicht unangenehm iſt. Periodiſch fühle ich von Händen und Füßen gar nichts. Ich ſehe mit geſchloſſenen Augen meine Finger und meine Hand, und würde ich nachdenken, ſo würde ich ſehen was ich wollte, aber ich fühle dieſes Denken auf der Herzgrube und muß es gehen laſſen. Es iſt mir, als müſſe ich zu Jedem Du ſagen.“ Sie aß Suppe mit geſchloſſenen Augen und ſagte: „ich finde mit dem Löffel Alles auf dem Teller, was ich will, weiß wo

es liegt, weiß aber nicht, ob ich es sehe oder ob ich es fühle, auch all die andern Gegenstände weiß ich nicht, ob ich sie sehe oder fühle." Sie beklagte sich oft, daß wenn sie außer dem Bette sey, sie auf einmal das Gefühl erhalte, als schlafe ihr Gehirn ein; sie fühle von dem Gehirne und dann bald auch vom ganzen Leib nichts mehr, und es bleibe ihr nur noch ein Bewußtseyn wie von der Herzgrube aus, sie könne deßwegen nie lange auf seyn.

Oeffnete ich ihr im halbwachen Zustande durch ein paar Gegenstriche die Augenlieder, so sah sie durchaus keinen Gegenstand als mich. Ihre Pupillen blieben ganz unbeweglich. Es war ihr ganz beängstigend, daß sie sonst keinen Gegenstand sah, sie sagte aber, sie wisse nicht, ob sie mich sehe oder fühle.

Erwachte sie aus magnetischem Schlafe und man sagte ihr sogleich, was sie in demselben gesprochen, so wirkte es auf sie sehr schädlich, und oft fiel sie dadurch wieder in magnetischen Schlaf. Als ich dieß einmal gethan hatte, wurde sie halbwach und schrieb auf ein Blatt:

„Mein Arzt, ich bitte dich,
Daß du, wenn ich erwache,
Mit mir doch nimmer also sprichst.
Die Ahnung meines Geistes
Ist wach in mir.
Dann denk' ich nach so lange
Bis es mir gänzlich bange;
Ich such' etwas und find' es nicht,
Weil ich's nur hab' im halbschlafwachen Licht."

Man sagte mir, daß ihr Bruder, mit dem sie in früherer Periode durch Handauflegen bei Krämpfen in magnetischen Rapport kam, sie durch das Wort: „Optinipoga", das in ihrer innern Sprache „du mußt schlafen" heißt, war sie wach, schlafend machen konnte. Ich versuchte es von da an öfters, und sie mußte darauf immer sogleich einschlafen. Dieses Wort von Jemand anders zu ihr gesprochen, hatte nicht diese Wirkung. Auch mußte sie nicht schlafen, sagte ich die-

ſes Wort zu ihr in gewöhnlicher Sprache. Sie ſagte darüber: es wirke in jener Sprache magiſch.

Um die Anziehung der magnetiſchen Kraft zu vermehren, trank Frau H. öfters einen Trank von Haſelnußſtaude.

Die magnetiſchen Krämpfe.

Das Hauptbeſtreben des Innern der Frau H., um ihren Zuſtand zu beſſern, ging immer, beſonders ſo oft ein Gefäßleiden, ein fieberhafter Zuſtand ſich einſtellte, auf Hervorrufung heftiger Krämpfe, die dann immer eine wohlthätige Kriſe verurſachten und das Gefäßleiden hoben.

Dazu bediente ſie ſich oft heftiger Mittel. So verordnete ſie ſich einmal, als ein fieberhafter Zuſtand bei ihr eingetreten war, man ſolle ihr, ſobald ſie eine Stunde lang ohne Krampf ſey, ihre Finger in einen halben Schoppen Eſſig tauchen, in dem drei Lorbeerblätter und ein Stahl ſey, worauf jedesmal ſich ein eine halbe Stunde langer Krampf einſtelle. Dieß mußte von Morgens ſieben Uhr bis Abends ſieben Uhr fortgeſetzt werden. Sobald ſie eine Minute lang den Finger in dieſem Eſſig hatte, fühlte ſie zuerſt Krämpfe im Unterleib und Kreuz, nachher kam ein Druck im Kopf und dann Schlaf, und hierauf brachen jedesmal die fürchterlichſten allgemeinen Krämpfe aus. Das Fieber wich, aber der durch die Fingerſpitzen eingeſogene Eſſig theilte ſich auch dem ganzen Körper mit, ſie bekam Durchfall. Der Eſſig, ſagte ſie, wirkt auf mein Blut, der Stahl auf meine Nerven, und die Lorbeerblätter erhalten das Heilſchen.

Durch ein Verſehen wurde am andern Tage mit dem Eſſig, in den ſie die Finger gehalten hatte, geräuchert, ohne daß ſie es wußte, und die allerfürchterlichſten Krämpfe brachen wieder an ihr aus.

Die Krämpfe brachen an ihr zu jeder Tageszeit, hauptſächlich aber vor der Stunde des magnetiſchen Schlafes aus, und dann waren ſie magnetiſcher Art, ſie hörte in ihnen nur

mich sprechen. So fürchterlich sie auch oft waren, so daß sie gar keine Beschreibung zulassen (ihre Gesichtszüge wechselten oft in ihnen von denen der tiefsten Verzweiflung der Hölle bis zum höchsten Entzücken der Seligkeit), so dienten sie ihr immer zur Erleichterung. Je heftiger die Krämpfe vor dem magnetischen Schlafe waren, je hellsehender wurde sie in ihm. Hauptsächlich in den magnetischen Krämpfen lag ein sichtbarer Rhythmus.

„Ein jeder Krampf, sagte sie (und dieß wird man weiter unten besser verstehen lernen), hat seine eigene Berechnung, eine jede Bewegung hat ihre Zahl. Zieht sich der Krampf auf die Brust, so darf ich nur sieben Bewegungen machen, und der Krampf muß aufhören, oder ich muß mich selbst magnetisiren. Hab' ich ihn in dem Kopf, so darf ich dreimal sieben Bewegungen machen, und ist er im Arme, Fuß, oder sonst getheilt in dem Körper, so darf ich siebenmal sieben Bewegungen machen. Sind aber die Bewegungen gemacht und der Krampf wird nicht gestillt, so muß ich mich selbst magnetisiren, bei einem Halskrampf fünfmal, bei einem Brustkrampf eben so oft, bei einem Kopfkrampf dreimal. Es liegt in mir, ich muß es thun, ich weiß, daß ich es thue, halte es aber nur wie eine andere Bewegung im Krampfe für den Krampf."

Gab sie sich, besonders in den Halskrämpfen, die sie sehr fürchtete, im halbwachen Zustand selbst magnetische Striche, was sie immer schwächte, so mußte ich ihr meistens so viel Striche, als sie sich gab, nachgeben.

„Auch die Krämpfe, die von meinem Kreuz ausgehen, muß man stillen," sagte sie. „Sie durchlaufen vom Kreuze aus den Unterleib und kommen dann den Hals herauf in den Kopf, wo sie die Gehirnnerven schwächen. Die Krämpfe, die vom Magen ausgehen, schaden mir weniger, sie toben auch mehr aus. Die Nerven in meinem Kreuz, wo die Krämpfe stecken, sehe ich wie zusammengeschnürt. Sie werden immer mehr zusammengezogen, so entsteht Spannung und dann kommt ein Krampf. Es ist in diesen Nerven etwas, das sich auf Ein Plätzchen hinzieht, es ist die Nervenkraft,

aber nicht der Nervengeist. Wie kann sich diese auf einmal so auf ein Plätzchen absondern? Nur dieses Plätzchen ist noch im Nerven lebend, das Uebrige des Nerven ist wie abgestorben. Dieses Plätzchen ist zusammengeschrumpft und dicker als der übrige abgestorbene Nerve."

Die Krämpfe wurden ihr gemeiniglich durch Auflegung der Hand auf Kopf und Herzgrube gestillt, entweder von mir oder meiner Frau, in unserer Abwesenheit durch ein magnetisirtes Tuch oder durch magnetisirten gelben Schwamm (Zunder). Durch einen Ton mit einer Mundharmonika war ich auch fähig, ihr augenblicklich die furchtbarsten Krämpfe zu stillen, aber sie kam hierauf in halbwachen Zustand, aus dem sie dann erst durch Bergkrystall erweckt werden mußte. Dieß konnte auch vermittelst Berührung mit einer Haselnußstaude geschehen, sie verfiel aber auch hier aus dem Krampf in halbwachen Zustand. Auch mit Schwerspath konnte man ihr, wenigstens partiell, krampfhafte Verkrümmungen der Glieder heben. (S. die mineralogischen Versuche.)

Der Nervenstimmer.

(S. Taf. 8.)

Als nach den starken Rückfällen der Frau H. nach dem Tode ihres Vaters auch die gelindeste magnetische Manipulation zu reizend einwirkte, glaubte man, es werde die Wirkung eines magnetischen Baquetes für ihr Nervensystem am passendsten seyn. Eiserne Leiter konnten aber hier, wie vorauszusehen war, nicht angewendet werden, auch konnte die Füllung des Baquets nicht siderisch seyn. Im Schlafe ordnete Frau H. eine Füllung mit Chamillen, Malven und Wasser an, und ließ den sonst metallischen perpendikulären Leiter von Eichenholz machen und ein Dreieck von gleichem Holze an die von ihm ausgehende wollene Schnur befestigen, dessen Spitze sie beim Gebrauche auf die Herzgrube brachte.

Aber auch dieſe vegetabiliſche Füllung war auf ſie von zu ſtarker Wirkung. Die Maſſe ſchien zu groß zu ſeyn. Der Erfolg war jedesmal Ermattung und Lähmungszuſtand. Da man ſich von Anwendung eines Baquets noch das Meiſte verſprach und Frau H. ſelbſt ihre letzte Hoffnung darauf geſetzt hatte, ſo wurde ſie, als dieſe fehlſchlug, ſehr betrübt.

Da geſchah es in einer Nacht, daß ſie in einen (ihrer Ausſage nach wirklichen) Traum verfiel, in dem ſie über dieſen geſcheiterten Verſuch bitter weinte. In dieſem Traume trat ihre Führerin zu ihr und hielt ihr an einem ledernen Bande eine Maſchine vor, während ſie ſprach: „Warum ließeſt du dieſes nicht ſchon vor ſechs Jahren machen, jetzt wäreſt du geſund?!“

Frau H. entgegnete nichts, ſondern betrachtete nur, was ihr ihre Führerin vorhielt, und als ſie Morgens erwachte, zeichnete ſie es (wie es Taf. 8. gegeben iſt) aufs Papier. Aus der frühern Krankheitsgeſchichte der Frau H. wird man ſich erinnern, daß ihr gleich zu Anfang ihrer Krankheit im Traume eine Maſchine und deren Verfertigung und Gebrauch, als Bedingung ihres Geſundwerdens, erſchien, daß ſie dieſelbe auch ſchon damals aufs Papier zeichnete, aber ihrem Gefühle keine Folge gegeben wurde. Auch noch ſpäter kam ihr einmal wieder dieſe Maſchine vor, aber ſeit vier Jahren hatte ſie ſie bis auf jene Nacht völlig vergeſſen.

Dieſe Maſchine, wie ſie aus der innern Anſchauung der Frau H. hervorging, beſteht (ſ. Taf. 8.) aus Folgendem:

a. b. c. iſt ein gleichſeitiges Dreieck von Zwetſchgenholz, jede Seite mißt einen Schuh ſieben Zoll. Durch noch eine Seite, die von der Spitze des Dreieckes durch ſeine Mitte läuft c. c. wird es in zwei gleiche Theile getheilt.

d. d. iſt ein beweglicher Stahlſtift, wo dieſes Dreieck mit dem zu beſchreibenden Glascylinder an den an dieſem hängenden Glasflaſchen an den vom Geſtell e. e. e. aufſteigenden ſpitzen Leitern f. f. frei hin und her zu bewegen iſt.

z. ist ein wollener Leiter, der im Innern dieses ganzen Dreieckes, das eine Höhlung hat (s. Fig. B.), herumläuft und bei dessen Spitze a. zu Tage kommt. Dieser wollene Leiter ist an verschiedenen Orten mit stählernen Kettchen h. h. h. h. in Verbindung gesetzt, die zu ihm durch das Holz des Dreieckes in die Höhlung, in der er liegt, laufen.

Unter diesem Dreieck ist ein 1 Schuh 7 Zoll langer, 3 Zoll weiter hohler Cylinder von Glas i. i. angebracht. Er hat oben und unten drei Löcher k. k. k., die gleichweit von einander entfernt sind und die Größe eines Dreibatzenstückes haben.

Ueberdieß sind auf den ganzen Körper des Cylinders noch 27 ganz kleine Löchlein vertheilt. Derselbe ist auf einer Seite geschlossen, auf der andern hat er eine Oeffnung zur Füllung. Er ist durch hölzerne Schienen l. l. mit durchlaufenden Stahlstiften an die untere Seite des Dreiecks befestigt, und wird, je nach der innern Ansicht der Schlafwachen, mit verschiedenen Kräutern gefüllt, in unsrem Falle mit Chamillen und Johanniskraut. Den drei großen untern Löchern dieses Cylinders k. k. k. entsprechen drei Glasflaschen o. o. o., von denen jede einen Schoppen enthält. In unsrem Falle wurden sie mit Flußwasser, einem Loth Aehleder und einem eisernen Nagel gefüllt, in andern Fällen kann dazu irgend ein Mineralwasser, auch Erde mit Wasser u. s. w., je nach der Ansicht der Schlafwachen, gewählt werden. Die Ausdünstung des Wassers, besonders wenn jenes Dreieck durch Anziehung des wollenen Leiters an seiner Spitze mit dem Cylinder und den Flaschen in Bewegung gesetzt wird, wirkt alsdann durch die zwei Oeffnungen k. k. k. auf die Kräuter im Cylinder. Durch diesen und die Kräuter in ihm laufen (die mittlere Oeffnung ausgenommen) die mit dem wollenen Leiter im Dreiecke in Verbindung stehenden Stahlkettchen. Alle Kraft, die in diesem Baquet entwickelt wird, geht von den Stahlkettchen aus in den wollenen Leiter und konzentrirt sich in der Spitze des Dreieckes, aus der der Leiter, der von dem Kranken in die Hand genommen oder an einen besonders lei-

denden Theil gebracht wird, zu Tage läuft. Die Höhe des Gestelles der Maschine, vom Fuße bis zum Glascylinder, ist 2 Schuh 1 Zoll. Das Dreieck mit dem Cylinder und den Flaschen kann auch aus dem Gestelle genommen und frei an die Decke des Zimmers aufgehängt werden, wodurch seine Wirkung vermehrt wird. Vermehrt wird auch dessen Wirkung durch die Bewegung des Dreieckes und auch dadurch, daß das Ganze mit dem Gestelle auf Glasplatten gestellt wird. Der wollene Leiter mußte von Zeit zu Zeit mit 7, die Maschine und auch das Wasser in den Flaschen mit 14 Strichen magnetisirt werden. Bis zum Gebrauche durfte die Maschine, die mit einem seidenen Tuch bedeckt wurde, Niemand berühren.

Beim Gebrauche (nach oben angegebener Füllung, die aber auch öfters abgeändert wurde) nahm Frau H. den (fünf ellenlangen) wollenen Leiter in die linke Hand, der nach ihrem Gefühle auch bald an diesen, bald an jenen Theil ihres Körpers gebracht wurde, während sie immer auf die Spitze des Dreieckes unverwandt hinsah. Dann erhielt sie jedesmal sichtbare Erschütterungen wie von einem galvanischen Apparate, worauf mehr oder weniger heftige Krämpfe an ihr ausbrachen, nach denen sie sich immer wieder gestärkter fühlte. Sie sagte: „ich fühle jedesmal nach dem Gebrauche dieser Maschine meine Nerven wieder wie geladen."

Sie gebrauchte sie täglich drei bis fünfmal, aber nur wenige Minuten lang bis zum Ausbruch von Krämpfen. Sie nannte diese Maschine Nervenstimmer. *)

Frau H. hatte von dieser Maschine einmal folgende Erscheinung, die ich hier mit ihren eigenen Worten gebe.

„Vom 10ten auf den 11ten September (1828) Nachts zwölf Uhr, als ich in einem Zustande war, den ich weder Wachen noch Schlafen nennen kann, hatte ich folgende Erscheinung. Auf einmal kam es mir vor, als setzte sich ein Vogel auf meine linke Achsel. Ich schlug die Augen auf und

*) Dieß könnte man griechisch mit Nevroarmozon (die Narrheit der Gelehrten nachzumachen) geben.

ſetzte mich hin, was ich ſonſt nie kann (was mir aber ein Beweis iſt, daß ſie ſich im magnetiſchen Zuſtande befand). Ich ſchaute nun nach dieſem Vogel, aber im Augenblick wich er und ſetzte ſich vor mich hin auf meine Bettdecke. Ich ſah ihn an und er mich. Er hatte die Größe einer Taube, aber ich kann ihn keine Taube heißen. Er hatte zwei gegeneinander ſtehende Blättchen in dem Schnabel, auf denen ich Zahlen ſah, die ich aber nicht mehr weiß. Ich nahm ihn in die Hand, da ergriff mich Todesfurcht und ich ließ ihn fahren, und ſiehe! da lief er meiner Maſchine zu. In der Angſt rief ich der neben mir liegenden Wärterin, die aber nicht aus dem Schlafe kam. Hierauf ſah ich den Tiſch, auf dem meine Maſchine ſteht, zu mir herſchweben und zwei lichte Geſtalten zur Thüre hereintreten. Die eine (jene Lichtgeſtalt, der verſtorbene St. P. T.) trug einen Lorbeerbaum, die andere (ihre Führerin) einen Feigenbaum, die ſie neben die Maſchine ſtellten. Den Leiter der Maſchine wanden ſie um die Bäume und gaben mir ihn in die Hand. Hierauf bekam ich Kraft, ſie zu fragen, warum das geſchehe? Ich erhielt die Antwort: „„wir haben dir nur dieß zu ſagen, daß bis den 20ſten dieß eine gewiſſe von dir entfernte Perſon (ſie wurde benannt), Mittags 12 Uhr, knieend vor einem Feigenbaum für dich beten ſoll, dann haſt du den Leiter um ſolche Bäume gewickelt ſo in die Hand zu nehmen, wie wir ihn dir gaben.““ Noch wurde mir Mehreres geſagt, was ich dann in dieſer Stunde thun ſoll, was ich aber Niemand ſagen darf. Hierauf ſchlief ich ein und erwachte um 3 Uhr, wo ich von all dieſem nichts mehr ſah.“

Was der Traum von ihr begehrte, wurde befolgt. Sie gebrauchte an jenem Tage die Maſchine auf die vorgeſchriebene Weiſe, und auch von Jenem wurde das Gebet nach Vorſchrift verrichtet, wobei er, wie er mir nachher ſchrieb, eine beſondere Kraft von dem Feigenbaume in ſich einſtrömen fühlte. Der Erfolg war ein ſehr auffallendes Fortſchreiten in der Beſſerung der Frau H. Offenbar wurde in jener Maſchine durch die Vegetabilien, das Glas, Waſſer, Eiſen, Leder und Wolle, ein galvaniſch-magnetiſcher Prozeß einge-

leitet, wodurch den von dem Nervengeiſte ſo leicht wieder entladenen Nerven der Frau H. ein Lebensſtoff zugeführt wurde, den ſie aber freilich bald wieder nach einiger Bewegung oder ſonſtigem Verbrauch verlor und dann immer wieder von Neuem aufnehmen mußte. Auch dieß war allerdings nur ein entlehntes, nicht aus der Kraft der eigenen Organe geſchöpftes Leben, wodurch ſie aber doch mehr zu größerer Unabhängigkeit von den Menſchen und einer mehr anſcheinenden Selbſtſtändigkeit kam, womit in ihrer Lage ſchon viel gewonnen war.

Es iſt möglich, daß eine ſolche galvaniſch-magnetiſche Vorrichtung, mit veränderter Füllung, andern nervenſchwachen mit Krämpfen behafteten Menſchen, die ſich ſchon etwas dem magnetiſchen Zuſtand nähern, auch von größerer und bleibender Wirkſamkeit ſeyn könnte, und auch die Wiederherſtellung der Frau H. (hätte ſie dieſe Vorrichtung bei ihrem erſten Erſchauen zu Anfang ihrer Krankheit, in Anwendung gebracht) wohl hätte ſchneller bezwecken können: denn gewiß iſt ein oft mehr ſtillerer, ſchwächerer, galvaniſcher Einfluß, der nicht rein metalliſch iſt, ſondern mehr vegetabiliſcher und thieriſcher Art, in manchen Fällen von größerem Nutzen, als eine gewaltſame ſtärkere, ſideriſche Einwirkung. Ennemoſer fand, daß galvaniſche Einwirkungen von der Voltaiſchen Säule aus auf magnetiſche Perſonen äußerſt widrig wirkten. Hingegen kann man durch mildere galvaniſche Zubereitungen aller Art für den Kranken die wohlthätigſten Reize neu erſchaffen.

Dr. Lomatſch goß nur einige Tropfen Salzauflöſung oder andere Flüſſigkeit in ein kleines Medizinalgläschen und verſiegelte es; indem er auch an beiden Seiten des Bauches dieſes Fläſchchens und am Boden kleine Pünktchen von Siegellack anbrachte. Dieſe, nur eine kurze Weile leicht in der Hand gehalten, verbreiteten bald über den ganzen Arm und Körper eine ſehr bedeutende Wärme und klangen ganz beſonders an die leidenden Stellen an. Er ſelbſt hob ſich, lediglich dadurch, eine ſehr langwierige Verſtopfung, und auch Ennemoſer ſah durch Auflegen ſolcher ganz kleinen Flaſchen bei

Kranken sehr heilsame und besonders auflösende Wirkungen. „Man sieht," sagt er daher, „wie aus einem so kleinen galvanischen Werkzeuge bedeutende Wirkungen erfolgen, und wie man die Kräfte der Natur auf eine einfache Art gar nicht anzuwenden versteht."

Eine, übrigens wohl sehr stark wirkende Vorrichtung, die Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus zu vereinigen schien, und die aus gleichem innern Schauen hervorging, ist durch C. Ädmers historische Darstellung einer Somnambülen bekannt. Auch Ennemoser spricht, in seiner Geschichte des Magnetismus (S. 72), von einer unter seiner Behandlung stehenden Schlafwachen, die sich in Erfindung und Angabe solcher Maschinen für verschiedene Kranke sehr auszeichnete.

Heilversuche an Andern.

Auch an dieſe Schlafwache geſchahen von Kranken aller Art Anforderungen, ihnen Heilmittel aus ihrem Innern zu verſchaffen, aber ihre eigene Geſundheit erforderte, nur wenige zuzulaſſen, und auch bei ihr zeigte die Erfahrung, daß ſie, wie ich das Gleiche bei andern Schlafwachen erfuhr, ihre Mittel meiſtens auf einen gleichen ſomnambülen Zuſtand berechnete: auf einen Zuſtand, wo der Körper, bei mehr oder weniger entbundenem Nervengeiſte, auch mehr oder weniger getödtet iſt und ſchon das innere eigene Schauen, keine Störungen, namentlich durch keine fremdartigen unnatürlichen Nahrungsmittel zuläßt. Nur in ſolchen Zuſtänden des entbundenen Nervengeiſtes, im magnetiſchen Leben, kann das einfachſte Mittel die ihm eingepflanzte Eigenſchaft äußern und Wunder wirken.

In dieſer Beziehung ſagte eine frühere Schlafwache zu mir: „Der magnetiſche Zuſtand läßt mich nichts Widernatürliches genießen. Seitdem ich magnetiſch bin, ekelt mir vor all den Speiſen, die meinem Zuſtand, der jetzt einfach iſt, nicht angemeſſen ſind. Fleiſch und Backwerk ſind mir zum Ekel, Milch und Aepfel ſind das Einzige, was für mich tauglich iſt. In ſolchen Zuſtänden wirkt Alles ſchnell, weil es nach ſeinen Naturkräften wirken kann und das Körperliche gebunden iſt, daß es nicht ſo entgegenſtrebt; es wirkt Alles wie die Nahrung im Paradieſe. Wie ſollen ſo ſieben Johannisblumen in einem Menſchen magiſch wirken können, der ſie in einen Magen auf Fleiſch oder auf alle Leidenſchaften aufreizenden Wein hinunterläßt? Das iſt unmöglich, und daher möchten dieſe Mittel ſelten bei ſolchen anſchlagen, die nicht natür-

lich zu leben wissen.“ *) Auch die Bestimmung der Mittel nach Zahl und Stunden ist für das gewöhnliche Leben oft ein Hinderniß, das man leicht zu umgehen sucht und nicht bedenkt, wie viel von ihm bei dieser magischen Heilungsweise abhängt.

„Wüßte man, sagte jene Somnambüle zu mir, im gewöhnlichem Leben nur die Stunden und die Zahlen zu treffen, man könnte mit dem geringsten Heilmittel die schwersten Krankheiten heilen.“

Auch fester Glaube ist bei solchen magischwirkenden Mitteln Bedingung, ohne die sie nicht wirken, und wie selten ist dieser, oder wie leicht wird er wankend gemacht. — Wo aber ein Kranker sich selbst mehr oder weniger in magnetischem Kreise befindet, in Krankheiten mehr psychischer Art, wie unten ein besonders auffallender Fall angeführt ist, da fand ich Verordnungen, die aus innerem Schauen Schlafwacher hervorgingen, oft von großem Erfolge.

Ein anderer Fall psychischer Art, wo durch solches Schauen auch Heilung erfolgte, ist nachstehender:

Ein Mann hier zu W. hatte schon zum Drittenmal das sogenannte delirium tremens (einen Wahnsinn der Säufer), und als er selbst durch die stärksten Gaben von Opium, dem sonst einzigen Hülfsmittel, nicht mehr zur Ruhe gebracht werden konnte, verordnete ihm Frau H. im schlafwachen Zustande: fünf Löffel voll Lindenblüthe mit 17 Löffel voll siedendem Wasser anzubrühen, darunter, so lange es noch warm ist, eine Drachme Castoreum mit fünf Löffel voll Birkensaft zu mischen und dieß von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr auszutrinken.

Dabei gab sie in ihrer pythischen Begeisterung folgenden Spruch:

„Er ist nicht der Herr meine
Von Händen und Füßen.
Sie zittern sie wanken
Wie Herz und Gedanken.

*) S. meine Geschichte zweier Somnambülen. S. 176.

Doch soll er nicht sagen,
Ich muß ihm was sagen:
Muß sagen, daß er dieß wüste auf!
Dann wird es ihm besser,
Kann schlafen, kann essen
Und geht aus dem Haus!"

Und es war auch dem so. Nachdem der Verwirrte diesen Trank getrunken, verfiel er in den lang entbehrten Schlaf, den kein Opium mehr in ihm hervorbrachte, erwachte nach einem Tag und war wieder gesund.

Gefühle der Seherin für Krankheitsgefühle Anderer, im anscheinend wachen Zustande.

Für die Krankheiten Anderer besaß Frau H. ein so außerordentliches Gefühl, daß sie bei Annäherung eines Kranken, schon ohne dessen Berührung, aber noch mehr nach derselben, sogleich die gleichen Gefühle an Ort und Stelle wo sie der Kranke fühlte, ohne daß sich dieser vorher ihr mündlich mitgetheilt hatte, fühlte, und zum größten Erstaunen des Kranken ihm alle seine Leiden aufs Genaueste sagen konnte.

Meistens fühlte sie neben der physischen Beschaffenheit eines Menschen auch die psychische und namentlich auch die augenblickliche innere Stimmung von Trauer, Freude u. s. w. das Physische ging auf ihren Leib, das Psychische auf ihre Seele über.

Auch diese Erscheinung rührte einzig von dem bei dieser Frau so lose gewordenen Nervengeiste her und ist zur Erscheinung der Wirkung der Mineralien, Pflanzen und thierischen Stoffe auf sie zu rechnen, die ihr auch sogleich ihr Inneres mittheilten.

Hierüber wären die auffallendsten Beispiele in Menge anzuführen, es mögen aber des Raums wegen nur folgende eine Stelle finden.

Durch Auflegung meines Arms auf einen harten Stuhl,

schlief mein Arm bis an die Hand ein, und ich hatte in ihm die bekannte Empfindung von Ameisenlaufen. Während dieses Gefühls in meinem Arme gab ich Frau H., ohne etwas davon zu sagen, die Hand desselben Armes und bat sie, mir nun zu sagen, was sie in meinem Arme fühle. Kaum nach Berührung derselben sagte sie: ich fühle nichts, als daß mir Hand und Arm einschläft und ich Stiche in denselben erhalte.

Frau H. berührte den Unterleib einer Frau, die am Bandwurm litt (ohne daß Frau H. es wußte) mit der linken Hand. Als sie dieselbe auf eine Stelle brachte die hart und kugelförmig ausgedehnt war, so fühlte sie von ihrer Hand aus durch den Arm in den Magen und von da in den Bauch eine sonderbare, von ihr nicht zu benennende, widrige Empfindung strömen. Diese fühlte sie lange in der Herzgrube bis in den Hals, von da kam sie in den Kopf und verursachte ihr alsdann Trübsinn und düstere Gedanken. Diese Einwirkung verschwand erst, nachdem sie Thee von Johanniskraut getrunken und sich durch Steinmark künstlich einen heftigen Krampf erzeugt hatte.

Sie berührte einer Frau, die mit einem Kopfleiden behaftet war, den Kopf, und zwar auf dem Wirbel. Sie bekam hierauf ein betäubendes Gefühl, das sich von ihrem Oberkopfe über die Schläfe auf die Zunge erstreckte und ihr auf derselben eine Empfindung von Lähmung verursachte. Die leidende Frau sagte ihr ihr Leiden nicht ausführlich, sie hatte aber von demselben durchaus das gleiche Gefühl.

An einem Abend kam Frau Dekan Burk von Göppingen mit ihrem Gatten (sie waren uns völlig unbekannt) zu uns. Die Frau stellte die Bitte an mich: sie von Frau H. in wachem Zustande wegen eines Schmerzens, den sie in der Gegend der Leber habe, befühlen zu lassen, aber sonst sagte sie mir von ihren Krankheitsumständen durchaus nichts.

Um nicht unfreundlich zu erscheinen, führte ich sie zu Frau H. Diese befühlte ihren Unterleib, wurde äußerst roth und sagte: sie fühle Herzklopfen und Schmerzen in der Lebergegend, was ihr aber sehr ängstlich sey, das sey, daß sie

auf einmal aus ihrem rechten Auge faſt gar nichts mehr ſehe. Frau B. erſtaunte und ſagte: ſie ſehe ſchon ſeit vielen Jahren auf dem rechten Auge faſt gar nichts mehr, ein Fehler von dem ſie mir nichts geſagt habe, da ſie wohl wiſſe, daß dieß ein altes unheilbares Uebel ſey. Man ſah ihrem Auge auch den Fehler ohne genauere Unterſuchung, da er eine Lähmung des Sehnervens war, durchaus nicht an.

Frau H. aber behielt mehrere Tage lang eine völlige Verdunkelung in dieſem Auge, und ſeine Pupille war, wie beim ſchwarzen Staare, ganz reizlos geworden. Sie erhielt die Sehkraft auf demſelben nur dadurch nach und nach wieder, daß ihr Menſchen mit geſunden Augen mehrere Minuten lang feſt in das verdunkelte Auge ſehen mußten.

Am 5. September (182?) Abends gab ich Frau H. ein Band in die Hand, auf welchem der Name einer kranken Frau (mir aber, wie ihre Krankheit, völlig unbekannt) eingenäht war, wahrſcheinlich von dieſer ſelbſt, und das dieſelbe vor ſeiner Abſendung berührt oder an ſich getragen hatte; es war von einer Frau M. in U. Kaum hatte aber Frau H. dieſes Band einige Minuten in der Hand gehalten, bekam ſie große Uebelkeit, Ekel, Würgen und das heftigſte Erbrechen. Hierauf fühlte ſie Schmerzen, beſonders im Knochen des linken Fußes, Bangigkeit auf der Bruſt und einen beſondern Reiz im Zäpfchen.

Ekel und fürchterliches Würgen dauerte fort, man mußte ihr mehrmals die Hand, in der ſie das Band gehalten, waſchen; aber nichts fruchtete, ſie verfiel zuletzt in völlige Erſtarrung und Scheintod. Nur durch viele Lorbeere, die ich ihr in die linke Hand drückte, kam ſie endlich aus dieſer Erſtarrung in halbwachen Zuſtand und verordnete ſich in dieſem ein Blaſenpflaſter über den ganzen Magen und reichlichen Trank von Chamillenthee. Das Blaſenpflaſter, das dick aufgeſtrichen war und ſogleich aufgelegt wurde, auch die ganze Nacht lag, röthete aber nicht einmal die Haut; ſie brachte die ganze Nacht in Erſtarrung und Todtenkälte zu, und erholte ſich erſt nach einigen Tagen nach und nach wieder.

Abends am 6ten, als ich den schwäbischen Merkur erhielt, las ich die Todesanzeige von der Frau, der dieses Band angehörte, in dieser Zeitung. Nach dieser war Frau M. schon mehrere Tage, ehe der Frau H. jenes Band in die Hand gegeben wurde, zur Erde bestattet worden.

Frau H. wurde offenbar durch dieses von jener Frau getragene oder berührte Band noch in eine Verbindung mit derselben, die aber nun Leiche und im Grabe war, (durch den Nervengeist) gebracht, daher ihr Ekel und Scheintod. Wäre sie im hellschlafwachen Zustand gewesen, hätte sie wohl diese Frau wirklich als Leiche im Grabe gesehen.

Van Helmont erzählt von einer gichtischen Frau, die immer starke Gichtanfälle bekam, wenn sie sich auf einen Sessel setzte, auf welchem ihr seit fünf Jahren verstorbener Bruder gesessen hatte.

Heilung der Frau Gräfin v. M. durch die Seherin.

Da hier nur die Thatsache in geschichtlicher Treue sprechen kann, so soll auch nur solche mit jener hier gegeben werden.

Am 28. März 1828 kam Hr. Graf v. M. von N. zu mir, mit folgendem Brief seines Arztes des Hrn. Medizinalraths Dr. E. von U. .

„Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Hr. Graf von M. von N.“ Er hörte von einer schlafwachen Kranken, die in Ihrer Behandlung steht, und daß diese auch für andere Personen schon Heilmittel angegeben. Dieß bewog den Hrn. Grafen diese Reise zu unternehmen, und einen Rath für seine Frau Gemahlin zu erbitten. Da der Herr Graf Sie selbst spricht, so berührte ich die Krankheitsgeschichte dieser Dame nur kurz.

Die erste Anlage zu ihren gegenwärtigen psychischen Störungen empfing die Frau Gräfin schon vor der Geburt noch im Mutterleibe. Als ihre Frau Mutter, die noch

jetzt lebende Frau Fürstin von W., mit dieser ihrer Tochter schwanger war, hatte ihr Mann, der damalige regierende Fürst v. W., das Unglück, von einem österreichischen Streifkommando verkannt und vor seinem Schlosse zusammengehauen zu werden. Jedermann glaubte, die Frau Fürstin werde eine Fehlgeburt haben, allein zum allgemeinen Erstaunen erfolgte im achten Monat die Niederkunft zwar glücklich, aber das Kind, die jetzige Gräfin v. M., trug das Bild Ihres getödteten Vaters in den Zügen ihres Angesichtes. Lange behielt das Kind diese Todtenfarbe und man hatte Furcht, daß sie bleiben möchte. Endlich aber verschwand sie, und man bemerkt an der jungen Gräfin keine weitere Spur mehr davon.

Dagegen aber entwickelte sich allmälig eine höchst reizbare Stimmung des Nervensystemes, und es scheint, daß das Gangliensystem bei dieser Dame von ihrer frühesten Jugend bis zu ihrer vollkommenen Entwickelung eine mächtige Rolle gespielt habe. Mit dem 9ten Jahre ihres Alters kam sie in ein Kloster und wurde dort bis in ihr 18tes Jahr erzogen. In ihrem 23sten Jahre vermählte sie sich mit dem Herrn Grafen v. M. Sie lebten mehrere Jahre glücklich miteinander und ihr jetziges psychisches Leiden datirt sich von dem zweiten Wochenbette.

Die Frau Gräfin hat einen sehr gebildeten Verstand, ihre Urtheile sind oft scharf und treffend. Sie ist sehr religiös und ihr ganzes Benehmen in hohem Grade edel und liebenswürdig. Ihr Gemüthszustand ist ein wachendes Traumleben.

Sie hat drei fixe Ideen, die gleichsam den Kreis bilden, in dem sich alle ihre Traumbilder bewegen, nämlich 1) Zweifel an der Persönlichkeit ihres Mannes und ihrer Kinder. 2) Erwartung, oder vielmehr heiße Sehnsucht nach einer Umwandlung ihres Wesens. 3) Erwartung einer überirdischen Erscheinung, durch welche ihre Verwandlung bewirkt werden soll. Die ersten Grundbegriffe ihrer Phantasie haben aber indessen viele und mannigfaltige Modifikationen und

Variationen angenommen, was Ihnen Alles der Herr Graf v. M. mündlich mittheilen wird.“

Dieſe mündlichen Mittheilungen beſtanden, neben der Beſtätigung des Angeführten, noch ungefähr in Folgendem:

In ihrem 6ten Jahre ſchlief die Gräfin eines Tags in einem blühenden Mohnfelde ein und lag in demſelben, von ihrer Wärterin unbeachtet gelaſſen, einen halben Tag lang im tiefſten Schlaf. Als ſie endlich mit Gewalt erweckt wurde, blieb ihr die Erinnerung ſo ſehr getrübt, daß ſie ihre Wärterin und Geſchwiſter nur noch dunkel als ihr angehörend erkannte, auch lange an der Wirklichkeit ihr ſonſt ganz bekannt geweſener Perſonen und Dinge zweifelte. Obgleich dieſer Zuſtand nur im minderen Grade länger andauerte, ſo wurde er doch bei Veranlaſſungen, wo das Gemüthsleben mehr in Anſpruch genommen wurde, bei einer wahrſcheinlich ſchon von Geburt aus gegebenen Anlage, immer wieder unverkennbar hervorgerufen, und dieß geſchah hauptſächlich, als die Gräfin im 9ten Jahre von ihrer Heimath nach Wien, der Erziehung wegen, in ein Frauenkloſter gebracht wurde. Auch hier konnte ſie oft zu keiner klaren Ueberzeugung kommen, ob ihr ganzes Seyn und Thun Wirklichkeit oder Traum ſey. Dieſer abnorme pſychiſche Zuſtand war noch in ihr, als ſie ſchon zur Jungfrau herangewachſen mit dem Grafen v. M. eine Verbindung einging. Auch da wurde ſie oft von dem Gedanken gemartert: „es ſey doch nicht gewiß, ob der vor ihr ſtehende Graf wirklich auch derjenige ſey, der ihr zum Gatten angetraut worden.“ Dieſe und andere Zweifel ſuchte ſie aber vor der Außenwelt ſo viel als möglich zu verbergen und nur in ſich zu tragen, bis am 31ſten Oktober 1827 in der vierten Woche einer Niederkunft, ſie, nach einer pſychiſchen Erſchütterung, aufs Heftigſte in ihr hervorbrachen und ſie in ein Traumleben zurücktrat, das die Aerzte anfänglich Hirnentzündung und nachher Wahnſinn nannten. Ihre Hauptidee in dieſem Traumleben war auch nun: ſie ſey geſtorben und rettungslos verdammt, ſie durch-

wandere finstere Klüfte, Bergwerke, unterirdische Gänge, wo sie Qualen aller Art erleide.

Ihr bekannte, sonst von ihr geliebte Menschen erschienen ihr in Gestalt von Thieren, namentlich der von Bären, und ihr Gatte und Kinder ließen sie völlig kalt, da sie ihr nur als Abbilder von der Wirklichkeit erschienen, die für sie nicht mehr existirte.

So konnte man ihr auch nicht begreiflich machen, daß das Gut N., auf dem sie lebte und in das sie ehmals so große Freude setzte, noch ihr angehöre; sie behauptete, was sie sehe, sey nicht ihr N., es sey nur das Bild davon. Dabei hielt sie sich (sie, die so sehr lieblich ist) für ein Scheusal, vor dem alle Menschen zurückschrecken oder sich in Spott ergießen, wie sie auch immer sie schimpfende Stimmen zu vernehmen glaubte, weßwegen sie auch ihr Gesicht beständig vor den Menschen verbarg und allen Umgang mit ihnen floh.

Nachdem verschiedene Mittel gegen dieses Leiden vergebens gebraucht worden, machte der Graf mit seiner unglücklichen Gattin auf ärztliches Anrathen eine Reise durch Deutschland; aber alle Gegenstände auf derselben gestalteten sich ihr in solcher Zerrüttung zum qualvollsten Traume. Merkwürdig ist, daß die Gräfin von Anfang der Krankheit in lichten Augenblicken immer äußerte: es müsse und werde ihr einst Hülfe auf einmal, wie durch einen Blitzstrahl kommen, und die könne ihr kein Arzt, sondern nur ihr Gatte bringen.

In diesem Glauben und mit diesen Erzählungen kam der Graf hieher und that mir seine Wünsche in Hinsicht der Schlafwachen kund.

Ich äußerte mich frei, wie ich, wenigstens in körperlichen Leiden, und zwar aus den Gründen, die ich schon oben anführte, noch wenig Hülfe von Verordnungen Schlafwacher gesehen, daß aber das Leiden der Gräfin, das mir mehr zwischen magnetischem Traumzustand und Manie zu stehen schien, als daß ich es für wirkliche Manie halten

könne, hier vielleicht eine Ausnahme mache und daß in jedem Falle interessant wäre, wenigstens zu vernehmen, was das in so außerordentlichem Gefühlsleben und vielleicht in ähnlichen Kreisen des Innern begriffene Weib über diesen Zustand seiner Gattin äußere.

Der Graf begab sich nun mit mir zu Frau H., und erzählte ihr seine Angelegenheit, an der sie großen Theil nahm und auch im wachen Zustande äußerte: daß sie die Gräfin mehr in einem regellosen magnetischen Zustand als in wirklichem Wahnsinn befangen glaube.

Schlafwach, wo sie der Graf auch um Heilmittel bat, äußerte sie sich wörtlich also: „Ich fühle sie im Traumringe (siehe die unten erklärten Kreise der Seherin), aber in einem eingesperrten fixirten Zustande. Sie muß in diesen Ring weiter hinein und muß in ihm ungebunden seyn können, oder noch besser heraus, in die Außenwelt. Im erstern Falle wird sie magnetisch und ist dann leichter zu heilen, im zweiten Falle wird sie sogleich gesund. Ich fühle in ihr die Zahl drei, und aus dieser müssen die Verordnungen für sie hervorgehen. Neun Tage lang muß sie dreimal drei Lorbeerblätter in einem Amulet anhängen, es darf ihr aber nicht gesagt werden, woraus das Amulet besteht. Neun Tage mußt du ihr (sagte sie zum Grafen) dreimal des Tages, jedesmal eine Viertelstunde lang, die linke Hand auf die Herzgrube legen und zwar so, daß die Fingerspitzen deiner linken Hand auf die Herzgrube kommen. Die rechte Hand muß auf die Stirne. Kommt sie in diesen neun Tagen in Schlaf, so ist es gut, ist es nicht, so ist sie immer nur beruhigend zu behandeln. In diesen neun Tagen hat sie sich von Allem zu enthalten, was nur im Geringsten arzneilich wirkt, besonders vor allen aufreizenden Nahrungsmitteln und Gewürzen. Täglich hat sie dreimal drei Eßlöffel voll Johannisthee zu nehmen, der aus fünf Blumen und neun Eßlöffel voll Wasser bereitet wurde. Würde dieser Thee stärker gemacht werden, so würde er schwächer auf sie wirken. An keinem Mittwoche darfst du

mit dem Auflegen der Hände anfangen, aber jedesmal muß es Morgens 9 Uhr geſchehen. Um dieſelbe Minute, wo du ihr die Hände auflegſt, ſchlafe ich hier ein, da darf man mich aber um nichts fragen, ich werde auch nicht ſprechen, — ich bete für ſie.“

Am 31ſten reiste Herr Graf v. M. von hier ab und fing mit ſeiner Gemahlin zu U. wo ſie ſich befand, und das 30 Stunden von hier entfernt iſt, am 3ten April Morgens 9 Uhr (wie ich erſt nachher von ihm erfuhr) die Kur an.

Am 3ten April Morgens 9 Uhr verfiel Frau H. auch, was ſonſt zu dieſer Zeit nie geſchah, in magnetiſchen Schlaf, ſprach aber nichts, ſondern hatte die Hände, wie ſonſt bei ſtillem innern Gebete, kreuzweis über die Bruſt gefaltet.

Von da fing auch in Frau H. ein beſonderes Gefühl an, das ſie immer auf die Gräfin v. M. bezog. Dieß blieb ſich gleich bis zum 7ten. Von da an ſteigerte es ſich, ſie konnte es aber nicht mit Worten näher ausdrücken, bis Mittwoch den 9ten, wo es Mittags an dieſem Tage ſo hoch ſtieg, daß ſie oft ſagte: „ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen.“ — An dieſem Tage, 6 Uhr Abends, rief ſie laut: „werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn er ſorget für euch.“ Sogleich nach dieſem Ruf ſagte ſie: „ich ſah ſo eben einen Lichtſtrahl, aus dieſem trat ein Bild, bis ich es aber genau aufzufaſſen verſuchte, war es wieder verſchwunden. Ich weiß nicht, was das iſt, aber ich mußte dabei aufs Innigſte an die Gräfin denken und meine es ſey eine Veränderung mit ihr vorgegangen.“ — Dieß Gefühl für dieſelbe blieb ihr, jedoch mit mehr Ruhe, bis Freitag den 11ten, an welchem Tage ſie Morgens noch einmal ſchlief. Abends hatte ſie wieder das Gefühl, als ſey eine Veränderung mit der Gräfin vorgegangen, dann aber nahm jenes Gefühl für dieſelbe wieder ab.

Am 14ten erhielt ich von dem Grafen v. M. folgende Zeilen:

U. den 11ten April 1828.

„Schreiben Sie mir doch sobald als möglich: ob am Mittwoch den 9ten April 6 Uhr Abends, Sie bei der Frau H. nichts Besonderes bemerkt haben, oder was sonst mit ihr in Beziehung auf meine Frau geschehen ist. Ich frage nicht umsonst und erwarte mit Medizinalrath E. Ihre Antwort mit Sehnsucht."

G. v. M.

Ich konnte dem Grafen nichts erwiedern, als was ich vom 9ten April 6 Uhr Abends von Frau H. in Beziehung auf die Gräfin in meinem Tagebuche notirt hatte, was ich oben angab und von dem auch noch Andere Zeugen waren. Am 18ten Morgens behauptete Frau H. das Gefühl zu haben, daß die Gräfin noch heute komme. Abends kam auch Hr. Graf v. M. wirklich mit seiner Gemahlin hier an. Er erzählte: daß er 6 Tage lang, die seiner Frau vorgeschriebene Kur fortgesetzt, ohne daß sich in ihren Umständen etwas Merkliches verändert. Am siebenten Tage aber, Mittwoch Abends nach 6 Uhr, habe ihn seine Frau aus einer Gesellschaft, in der er gerade gewesen, berufen, und Folgendes eröffnet:

Schlag sechs Uhr habe sie auf einmal aufs Innigste an jene Frau denken müssen und sey von da an nun wie gezwungen, dem Grafen zu sagen, was sie eigentlich in diesen Zustand gebracht, was sie noch keiner Seele gesagt und was auch dem Grafen unbekannt war. Von nun an, und namentlich nach dieser Eröffnung an den Grafen, seyen die vorigen Verwirrungen weg gewesen und die Gräfin wie aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit versetzt worden. Sie habe nun den Grafen und ihre Kinder wieder als die wirklichen erkannt und auch wieder nach ihrem Gute N. zu reisen begehrt. Ein großes Verlangen habe sie dabei aber auch nach jener Frau ergriffen, weßwegen der Graf nun mit ihr hierhergekommen.

Der sehr vortreffliche Arzt des Grafen schrieb mir dabei sehr wahr:

„Der Schlagbaum scheint nunmehr niedergerissen zu seyn, der die Gräfin von der wirklichen Welt trennte und in eine Welt voll Träume versetzt hatte. Ihre fixen Ideen sind größtentheils niedergegangen, nur die Nachklänge von ihnen sind noch im Bewußtseyn vorhanden, diese aber kommen oft sehr laut, doch nicht anhaltend. Unter welchen Umständen diese Veränderungen (wie durch Zauber) erfolgt sind, wird Ihnen der Graf selbst erzählen. . . . Nur Ein Stein liegt noch im Wege, und bevor dieser nicht hinweggeräumt ist, kann ich mich nicht entschließen, an die Vollendung dieser Kur zu glauben, dieser Stein ist die Religion, die in dem Herzen dieser verehrungswürdigen Dame noch nicht wieder aufgegangen ist; sie fühlt sich in ihrem Herzen noch zu kalt und glaubt, daß ihr Gemüthszustand noch nicht diejenige Festigkeit habe, um von diesen heiligen Geheimnissen, wie sie in der katholischen Kirche vorgeschrieben sind, Gebrauch machen zu können. Dieß Gefühl von Kälte hat sie auch in Beziehung auf ihre Kinder und Umgebungen. Da der Glaube, daß sie gestorben und rettungslos verdammt sey, eine der Hauptideen ihrer Verirrung ausmachte, so finde ich es natürlich, daß dieser Wahn nur durch einen lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes, an die Verdienste unsers Heilandes und unsere Erlösung durch ihn und endlich durch den Gebrauch der heiligen Sakramente vollkommen ausgelöscht und zum Schweigen gebracht werden kann.“

Diese Ansicht war auch die völlig wahre. Die Gräfin sprach nun von ihrem frühern Leben als einer Verwirrung, in der sie gewesen, ganz klar, erzählte sehr häufig ihre bunten Träume in ihm, und wie sie sich nun wieder in einem mehr wachen Leben befinde; allein oft noch konnte sie sagen: „ich weiß doch noch nicht ganz bestimmt, ob dieß mein Karl (der Graf) auch wirklich ist, und weiß es nur bestimmt, wenn ich ihn am Arme berühre und da seine Narbe fühle.“ (Der Graf hatte von einer Hiebwunde eine Narbe im Arme.)

Oft sagte sie auch: „ich hörte wohl, daß man mich so

eben wieder ſchimpfte.“ Auch hörte ſie noch hie und da Stimmen, die ihren Namen riefen; und ſo fromme Geſinnungen ſie auch äußerte, ſo vermochte ſie doch noch nicht, ſich zum Gebete zu wenden, und noch unmöglicher war es ihr, eine Kirche zu betreten.

Das Beſtreben der Frau H., die von der Gräfin im wachen und ſchlafwachen Zuſtande häufig beſucht wurde, ging nun auch hauptſächlich dahin, in dem Herzen der Leidenden wieder das Licht des Glaubens und Vertrauens anzufachen, welches nur durch Gebet geſchehen konnte. Daher fragte ſie dieſelbe ſchon bei ihrem erſten Beſuche im magnetiſchen Schlafe: „wenn ich mit dir bete, willſt du mit mir beten? Ich werde nie etwas gegen deinen Glauben mit dir beten, das fürchte nicht!“ (Frau H. war lutheriſcher, die Gräfin katholiſcher Konfeſſion.)

Was die Gräfin bisher keinem Geiſtlichen that, verſprach ſie dieſer Frau, an die ſie auch, wie durch unſichtbare Bande, immer mehr geknüpft wurde. Die weiteren Verordnungen der Frau H. beſtanden in fernerem Handauflegen durch den Grafen zu gewiſſen Stunden des Tages und in wohlberechneten pſychiſchen Aufgaben; z. E. die Gräfin ſolle von ¾ auf 10 Uhr bis 10 Uhr Morgens kein Wort von ſich ſelbſt ſprechen, und dieſes vor der Hand ſieben Tage lang thun. Ferner ſolle ſie, ſo oft ihr „ſo ein Gedanke“ komme, an ſieben Tropfen Mandelöl, worunter ein Tropfen Rosmarinöl, riechen. So oft ſie vermeine, es rufe oder ſchimpfe eine Stimme, ſoll ſie bei ſich ſprechen: „Vater im Himmel, du höreſt dieſe Stimme, nimm ſie weg von mir“ und ſoll dann an das Gehörte durchaus nicht weiter denken. Oft ſoll ſie beten: „eröffne, o Vater, mein Herz, daß ich Glauben und Vertrauen habe!“

Als die Gräfin fragte: wie kann ich denn aber dieſe beunruhigenden Gedanken vergeſſen? antwortete ſie ihr: vergeſſen wirſt du ſie nicht, aber bald wirſt du ſie mit andern Augen anſehen.

Sieben Tage lang betete nun Frau H. im ſchlafwachen

Zustande mit der Gräfin Schlag 7 Uhr Abends verschlossen, allein, während die obigen Verordnungen, worunter auch Gebrauch von Johannisthee und Tragung eines Amuletes von Lorbeerblättern war, pünktlich befolgt wurden. Glaube und Vertrauen, und damit die innere Ruhe, wuchsen bei der Gräfin immer mehr, wiewohl noch nicht Alles gehoben zu seyn schien.

Dieß geschah aber wiederum auf einmal wie durch einen Zauberschlag. Montags den 28. früh halb 5 Uhr erwachte die Gräfin im Bette, kleidete sich an und erweckte das ganze Haus, mit der freudigen Erklärung, daß nun auf einmal auch die letzte Wolke in ihr verschwunden und sie nun aus einem viele Jahre lang mehr oder weniger in ihr geherrschten Traumleben getreten und jetzt völlig genesen sey.

Eine so schnelle, völlige Umwandlung war mir mehr verdächtig als erfreulich, und ich konnte mich nicht so verstellen, daß die Gräfin diese Zweifel nicht in meinem Innern las. Denn sie sagte: „ich weiß, was Sie befürchten, aber es ist ohne Grund, ich bin und bleibe von nun an gesund" und — so war es auch, keine Spur des frühern Leidens wurde mehr sichtbar. Frau H. ließ nun das Amulet von Lorbeer mit einem von Johannisblumen und Haselnußstaude verwechseln, verordnete der Gräfin stärkende Kräuter auf den Unterleib und gab ihr auch noch einige andere magische Vorschriften, die sie (um sie nicht unkräftig zu machen) nicht sagen durfte.

Am 29. sagte Frau H. im magnetischen Schlafe zu ihr: „Freitags kannst du wohl in die Frühkirche gehen, was willst du thun? willst du nicht Gott danken, daß es in dir besser ist? das mußt du thun, das thust du auch gern."

Die Gräfin fuhr am besagten Morgen zur Kirche, das erstemal seit ihrem Erkranken, und fand sich durch Dank gegen Gott, den sie in vertrauungsvollem Gebete ergoß, äußerst gestärkt und erheitert.

Das stille Beten mit der Gräfin setzte Frau H. jedesmal Abends 7 Uhr in ihrem schlafwachen Zustande, wo ihr Gesicht

wahrhaft wie in Verklärung leuchtete, bis zum 9. Mai fort und gab ihr am 10ten noch folgende Verordnungen:

„Wenn du in dein Haus trittst, mußt du ein Amulet anhängen von drei Stückchen asa foetida, drei Johannisblumen und drei Messerspitzen voll Sand. Alle drei Wochen mußt du dieses frisch bereiten und das alte in ein fließendes Wasser werfen lassen. Alles was dich hindert, mußt du von dir nehmen, und das kann nur durch Gebet geschehen, das aber wird von nun an allein aus dir, aus deinem eigenen Innersten strömen."

Am 12. Mai verließ uns die Gräfin völlig gesund, und blieb es *).

Erkenne hier, sinniger Leser, die Macht geistiger Korrespondenz, des Gebetes und kindlichen Glaubens!!

---

*) Auch nach einer abermaligen Niederkunft blieb die Gräfin, gegen alles Erwarten der Ärzte, völlig gesund.

Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes der Seherin und ihre Gefühle in ihnen.

Der magnetische Zustand der Frau H. theilte sich in vier Grade:

1) In den, in welchem sie immer war, in dem sie wach zu seyn schien, aber es doch nicht war, in den ersten Grad eines Lebens im Innern. Sie sagte, daß in diesem Zustande manche Menschen seyen, bei denen man an nichts Magnetisches denke, und die es selbst nicht wissen.

2) In den magnetischen Traum. In diesem Zustand, behauptete sie, befänden sich manche Menschen, die man für wahnsinnig halte (s. die obige Geschichte), aber in ihm dann in keiner freien Bewegung wie sie, sondern wie eingesperrt seyen.

3) In den Zustand, den ich den halbwachen nannte, und der sich besonders dadurch zu erkennen gab, daß sie in ihm jene Sprache ihres Innern sprach und schrieb, von der unten noch besonders die Rede seyn wird.

Sie sagte: „Ich schreibe und spreche diese Sprache dann, wenn mein Geist sich mehr an die Seele schließt, wenn ich freier bin, im halbwachen Zustand; wachend kann ich es nicht, mein Körper will wachend nichts davon."

4) In den schlafwachen Zustand, wo sie in den tiefsten Kreis ihres Innersten trat, hell sah, Verordnungen machte.

Aber zwischen diesem dritten und vierten schien mir noch ein anderer magnetischer Zustand, und zwar der kataleptische zu liegen, in welchem sie in Erstarrung fiel und Kälte empfand.

Unten sind diese Zustände alle durch ihre eigene Zeichnung und Erklärung näher erläutert. Früher sagte sie über dieselben Folgendes: „Im halbwachen Zustande denke ich nur mit meinem kleinen Gehirne, vom großen fühle ich nichts, es muß schlafen. In diesem Zustande kann ich mehr mit der Seele denken, sie denkt heller als im ganz wachen Zustande und der Geist hat auf sie zugleich mehr Einfluß, als wenn ich wachend bin, ich fühle ihn immer etwas von der Herzgrube aus. Im ganz schlafwachen Zustand hat mein Geist die Oberhand, ich fühle zwar auch die Seele, aber die Oberhand hat der Geist. Wenn ich ganz heilschlafwachend bin, denke ich ganz nur aus meiner Herzgrube mit dem Geiste. Im ganz wachen Zustand fühlt man den Geist nur ganz wenig, nur etwas. Aber den Menschen, wie er in dieser Welt ist, muß die Seele am meisten regieren. Wenn die Menschen alle nur geistig sprächen, der Geist freien Spielraum hätte, was wäre das! Der Geist kann hinüberblicken, die Seele nicht so, und in dem Leben, das wir jetzt auf der Erde leben, darf der Mensch nicht hinüberblicken, nicht wissen was künftig sey, daher muß die Seele im gewöhnlichen Zustande mehr wirken." Dieß sprach sie schlafwach. Als sie später wach war, gab ich ihr diesen Reim:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

Als sie ihn gelesen hatte, sagte sie nachsinnend: „das weiß ich nicht! Seele und Geist wird wohl ein und dasselbe seyn, sie sind allerdings Eins — aber ich brauch' es ja auch nicht zu wissen."

„Mein großes Gehirn, sagte sie auch einmal halbwach, fühle ich im ganz schlafwachen Zustande immer wenig, ich mag nachsinnen, wie ich will. Ich fühle bei einem starken Athemzuge eine Bewegung des großen Gehirns, ich fühle aber zum Denken nichts." Einmal sagte sie: „ich fühle die Seele in den Nerven, die ich jetzt alle ganz hell sehe. Ich muß aber

noch mit Bestimmtheit wissen, ob die Seele nur über die Nerven schwebt, und wie es ihr nach dem Tode der Nerven geht."

Nach fernerem Schauen in sich sagte sie hierauf: „Die Seele gibt den Geistern das Körperlichschwebende, sie lebt mit dem Geiste fort und bildet nach dem Tode um ihn einen schwebenden Körper."

Einmal forderte sie, das einzigemal, ein Arzneimittel im magnetischen Schlafe u d sagte dann: „ich fühle, was ich da nehme, nicht wie wenn ich wach wäre, aber seine Wirkung ist größer, es stärkt mich mehr, als wenn ich es wach genommen hätte, weil in diesem Zustand mein Geist und meine Seele weniger unterdrückt sind, freier sind, und dann kann es mehr wirken. Ist die Seele so unterdrückt, kann ein Heilmittel nie so große Wirkung thun. Jetzt habe ich von der Arznei den Geschmack im Munde, wenn ich aufwache, habe ich ihn nicht, weil das nur mein Körper fühlt, meine Nerven dann wieder eine andere Richtung erhalten."

Der magnetische Traum.

Der magnetische Traum war bei der Seherin mehr ein Zustand des wirklichen Traumlebens. Sie sagte: „er ist nahe am schlafwachen Zustand und daher gewiß nie ohne Bedeutung, aber er geht doch mehr vom Gehirne aus, und zeigt mehr ein Wiederkehren zum Gehirne an." Jedesmal nach dem Erwachen nach solchem blieb ihr gegenwärtig, was sie in ihm geträumt hatte, was im halbwachen Zustand und hellen Schlafwachen nicht der Fall war. Sie sprach in demselben meistens laut und hatte in ihm auch eine sehr ausdrucksvolle Mimik. Sie führte oft den Traum dramatisch selbst auf und sprach langsam und oft ganz rhythmisch. Oft lag zwischen ihren Reden die Antwort eines Andern, wo sie dann inne hielt. Ich führe hier nur zwei kurze Träume der Art, die ihr nachgeschrieben wurden, an.

Da sie den ersten sehr langsam sprach und zwischen hinein die Handlungen mimisch aufführte, so konnte ich ihn ihr bequem achschreiben. Er ist folgender.

Sie richtete sich mit geschlossenen Augen im Bette auf und sprach:

Wie bin ich so traurig!
Die Hoffnung will sinken.
Nichts kann mich erheitern.
Nichts kann mich erfreun!
Warum? o ich fühle
Die Schwäche des Körpers!
Doch will ich nicht zagen.
Du Vater der Liebe,
Hör' an meine Klagen!
Ich weiß, daß du hörest
Ein kindliches Ziehn.

(Nun beg sie sich mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen etwas nieder.)

Hier lieg ich betend
Vor dir, Allerbarmer.
Ich Arme, ich Kranke.
Ich Schwache, ich Kranke.
Du nimmst den gehorsamen
Kindern den Schmerz.
Du bist der Allmissende,
Siehest mein Herz.

(Hebt die Hände auf und richtet die geschlossenen Augen aufwärts.)

Ist die Prüfung erstanden,
Er dürfen sie fröhlich
Nach Jenseits hinwandeln.
O Hinblick, du froher,
Nach schöner Vollendung
Im Hause des Friedens!
Wie will ich dir danken,
O Vater! o Wonne
Der hoffenden Seligkeit!

(Sie setzt sich.)

Ich sitze mich hin —

(Pause.)

Und gewunden wird mir
Ein Lorbeerkranz um's Haupt.
Ich werde weit hinaufführt
An geistiger Hand:
An deiner Hand

(Sie machte eine Bewegung, als legte sie ihre Hand in eine andere.)

Fühle ich himmlische Ruhe.
Geistiges Leben
Bindet sich an geistiges Leben.
Führe mich hin, du geistiges, liebliches Wesen!

(Sie macht Bewegungen, als ginge sie.)

Du führest mich fort,
Ich weiß nicht wohin.
Es wird mir so leicht.

(Bewegt sich wie schwebend.)

Es wird mir so wohl!
O mir wird so klar und rein
Wie der Quelle hier im Hain;
Führe mich ferner nur hin!

(Sucht sich wie zu halten.)

Ich lasse dich nicht!
Fasse dich fest!
O! wo komme ich hin?
Wie freu' ich mich über
Die göttlichen Blumen,
Die bricht man nicht ab! —
Doch, laß mich dieß Pflänzchen,
Dieß leuchtende, sehn!

(Im höchsten Entzücken.)

Wo bin ich? was seh' ich?
Ein himmlisches Kind!*)

(Pause.)

O ist es denn Täuschung!
O halt' ich mich fest denn
An deiner Hand?

(Pause.)

*) Wahrscheinlich ihr verstorbenes Kind.

Du gibst mir zur Antwort:
Ein Kind, welches athme,
Von dir nun ein himmlisches
Göttliches Wort.

(Pause.)

Dieß Kind nehm' ich mit mir!
O darf es mit mir gehn?
Und darf es nicht gehen,
Geh' ich nicht!!

(Bewegung, als fiele sie.)

O Führerin! halt' mich!
Es hebt, es umschwebt mich
Ein himmlisches Land!

(Pause.)

O Führerin,
Laß mich in diesem!
Du gibst mir zur Antwort:
Das kann ich nicht thun!
So muß ich denn weiter;
Und ach dieses himmlische
Kind darf nicht mit?

(Pause.)

Ich ahn' es nun gerne,
Mitnehm' ich die Freude,
Bei ihm einst zu ruhn.

(Bewegung, als ginge sie weiter.)

Du führest mich weiter,
Du sagst: nehm' in Acht dich
Auf diesem so schmalen,
So schwankenden Steg!

(Zagend.)

Jetzt ein ich an diesem —
Wie komm' ich hinüber?

(Bewegung mit dem Arme.)

Ich halte mich an dich!

(Freudig.)

O glücklich! die Prüfung
Ist nun überstanden.

Wie muß ich dir danken,
Mein Vater! mein Gott!

(Pause.)

O führe die Blinden
Die Waisen, die Kranken,
Sie irren, sie schmachten!
Du führest mich wieder
In's irdische Haus.
Du sagst mir, ich müsse
Jetzt wieder zurücke.

O nun, so umschwebe
Mich himmlisches Bild!
Und laß mich oft fühlen
Wie licht du, wie mild!

Ich danke dir, Führerin!
Auch für diese Stunde
Erquickender Ruh.
Flöß' oft in das Herz mir,
Was Jesus gesprochen
Im Leben und Tode,
So werd' ich nie zagen,
Wird's licht seyn und leicht mir.

(Sie erwachte.)

Als sie erwacht war, wußte sie sich ihrer Führerin, der schönen Gegend, in die sie geführt wurde, der lichten Gestalt ihres verstorbenen Kindes, daß ihr ein Lorbeerkranz ums Haupt gewunden wurde u. s. w., aus dem Traume zu erinnern, daß sie aber den Traum laut und so wie er hier oben wörtlich ihr nachgeschrieben wurde, aussprach, das wußte sie nicht.

Ein anderer Traum magnetischer Art, den sie nach dem Erwachen mir selbst erzählte, ist folgender:

„In der vorigen Nacht ging ich im Traume in einem Walde. In ihm waren viele Anlagen, Blumen und Lorbeerbäume. Sie gingen auch in diesem Walde. Sie entfernten sich von mir, um ein Kraut zu suchen, und ich befand mich nun allein in dem Walde. Nun zeigte sich mir ein Schaf, das ein hölzernes Kreuz auf dem Rücken trug, das ging vor

mir her, und sah mich oft an, als wollte es mit mir reden. Ich wand einen Kranz von Immergrün und Lorbeer. Auf einmal entstand ein Gebrüll, und ich sah unter einem Baume sechs Wölfe, auf den Baum aber hatten Sie sich mit blutender Hand gerettet. Da nahm ich, um mich doch mit etwas zu vertheidigen, dem Lamme das Kreuz von dem Rücken, da sprang das Lamm vorwärts und die Wölfe flohen."

Ein anderer Traum der Art, den sie laut sprach und den ihr eine Verwandtin nachschrieb, ist folgender:

„Wo bin ich? Was sehe ich? Schlaf' ich oder wach' ich? Ich träume. Ja, in meinem Traumring steh' ich! Warum muß ich hier seyn, hier auf dieser öden Erde? Nichts als Erde ist um mich! Kalt, schaudervoll ist es mir! Kaum kann ich stehen, ich zittere, ich bebe! Kein Sterblicher ist um mich, kein Gras noch Blume sehe ich! Was ist's? Ist's ein Grab? Nein! es ist mein Erdenleben. Herr! mein Gott, ich rufe zu dir und schreie um Hülfe. Allerheiligster Vater! laß deine Gnade und Barmherzigkeit über mich leuchten, hilf mir, o Herr! um deines Sohnes Jesu Christi willen, der sein Blut für alle Sünder vergossen, also auch für mich. Ja, zu dir nahe ich mich, du bist's allein, der mir helfen kann, ich lege mich in deine Seitenwunde, und da rufe ich — (Pause.) Ja! durch deine Wunden kann ich geheilt werden, sprich nur Ein Wort, so werde ich gesund. Du hast gesagt: kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Du hast mich erquickt! Sanft wird mir mein Joch, leicht zu tragen mir die Last, aber nur durch deines Geistes Kraft. Nun lege ich mich hin auf die Erde aus Schwäche meines Körpers. Liegen muß ich! Ganz in der Ferne sehe ich ein Thor — was ist es? Es ist ein Garten. Könnte ich doch hinüberkommen, wer hilft mir? Was sehe ich? Meine Führerin kommt, ich bitte sie: hebe mich auf, führe mich dorthin, wo ich diesen Garten sehe, führe mich hinüber über diese Erde, gib mir deine Hand und laß mich hier nicht liegen! Sie spricht: da mußt du bleiben. — So laß mich doch nur etwas sehen! Du

zeigt mir Blumen! Was bedeuten sie? Du sprichst: sie sind dein ganzes Ich. Sag mir, was sind die Blätter dieser Blumen? — Die Blätter sind deine Vergangenheit. — Was bedeutet diese blaue Blume, diese blaue Blume mit den unzählbar vielen Blättern? — Sie ist das Bild der Fortdauer und der ewigen Seligkeit. — Sage mir, was ist die grüne Blume, die so klein ist, so wenig Blättchen hat? — Sie ist die Hoffnung. — Hab' ich so wenig Hoffnung vor mir liegen, weil diese Blume so klein ist? — Klein ist sie zwar die Blume, doch in ihr liegt ein großer Keim. — Sage mir: was ist die dritte Blume, in der so Verschiedenes liegt, sie, die Farben aller Art hat, was spricht sie, diese Blume? — Sie ist deine gegenwärtige Lage. — — — Verschwunden sind sie diese Blumen und mit ihnen meine Führerin. Verschwunden ist Alles, und nichts hab' ich vor mir als diese öde Erde! Einsam muß ich wieder liegen, matt und bleich wieder aufs Neue fortkämpfen! Aus der tiefsten Tiefe meines Herzens rufe ich zu dir und schreie um Hilfe, um Gnade und Erbarmen!"

Diese magnetischen Träume unterschieden sich von gewöhnlichen auch dadurch, daß sie immer ein sinniges, oft sehr poetisches Gemählde waren, und nie in ihnen ein Gewirre bunter Bilder, wie in gewöhnlichen Träumen, durch einander schwebte, auch daß sie, wurden sie in einer Nacht abgebrochen, sich in der andern Nacht gerade da wieder fortsetzten, wo sie in jener Nacht geendet hatten, und daß die Träumende durch Rufen und Rütteln nicht aus ihnen zu erwecken war.

Nähere Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes.

Ueber die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes sprach sich Frau H. wörtlich also aus: „Der sogenannte schlafwache Zustand ist das Leben oder die Wirksamkeit des innern Menschen, und in ihm liegt ein Beweis des

Fortlebens und Wiedersehens. Es ist die innere Thätigkeit des Menschen, die beim natürlichen, gesunden Menschen gleichsam schläft. Hauptsächlich schläft dieses innere Leben bei solchen, die das Leben so zu sagen im Gehirne haben, die nur selten von ihrem Gefühl oder ihrer innern Stimme etwas annehmen, welche doch, achtet man recht auf sie, der richtige Leiter im menschlichen Leben ist. Der schlafwache Zustand, der durch die magnetische Bestreichung hervorgebracht wird, ist ein sicheres Heilmittel: denn im Hellschlafwachen tritt der innere Mensch ganz hervor und durchschaut den äußern, welches aber weder im Schlaf noch im Traume geschieht: denn das ist das hellste Wachen, weil der innere geistige Mensch da ungebunden und frei von dem Körper lebt. Daher möchte ich das Schlafwachen lieber Hervortreten des innern Menschen, oder des Menschen geistiges Wachseyn nennen. Dieses geistige Wachseyn findet aber nur in den Augenblicken statt, wo sich das Schlafende in sich verliert, oder aus sich geht. In diesen Momenten ist alsdann der Geist ganz frei und kann sich von der Seele und dem Leibe trennen und gehen wohin er will, gleich einem Lichtstrahl. Dann ist das Schlafende gewiß auch zu nichts Ungöttlichem fähig, wäre auch seine Seele mehr oder weniger unrein, gewiß kann es dann weder lügen noch täuschen. Diesen Grad möchte ich den dritten Grad des Hellsehens nennen.

Der zweite Grad des Schlafwachens ist ein minderer. Er ist ein Hervortreten des ganz innern Menschen von Seele und von Geist zugleich, nicht von Geist allein wie im dritten Grad.

Es ist aber ein niederer Grad, weil sich hier die Seele mit dem Geiste wieder vereinigt, also der Mensch auch nicht mehr in dem Grade des so rein geistigen Sehens ist, da die Seele doch mehr oder weniger unrein ist: denn ganz rein möchte wohl keine Seele zu finden seyn.

Den niedersten, den ersten Grad des Schlafwachens, möchte ich einen gesteigerten Zustand des Nervenlebens nennen, ein Zustand der doch mehr oder weniger auch im gröbern

lichen Leben vorkommt. Er ist dem Ahnungsvermögen gleichzustellen, das doch gewiß viele Menschen haben. Aber bei einem Schlafwachen tritt dieser Zustand, hauptsächlich durch die magnetische Einwirkung, stärker hervor und wird dann geregelter.

Im ganz geregelten Zustande hat die Seele mehr ihren Sitzpunkt im Gehirne, der Geist mehr auf der Herzgrube. In den magnetischen Zuständen nähert sich der Sitzpunkt der Seele mehr oder weniger dem des Geistes. Die Seele hat aber bei Menschen, die nur im Aeußern leben, das Uebergewicht über den Geist. Im magnetischen Zustande, und wo der Mensch mehr im Innern lebt, ist der Geist überwiegender und freier, und wird auch die Seele ihm ähnlicher, ihm befreundeter und gleichsam selbst mehr zum Geiste; wo aber der Geist sich von der Seele, die doch nie seine Reinheit völlig erlangt, ganz befreien kann, da tritt (wie oben gesagt) des Menschen höchstes geistiges Wachseyn ein.

Man wird noch später unten finden, daß zwischen einem solchen Freiwerden des Geistes von der Seele im magnetischen Zustand und zwischen einem Freiwerden des Geistes von der Seele im Momente des Sterbens eine große Verschiedenheit ist, die ich hier noch nicht berühre.

Noch genügender, nicht nur für das magnetische, sondern überhaupt für das innere Leben, als diese hier gegebenen Aeußerungen über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes werden aber dem sinnigen Leser nachstehende Zeichnungen und Eröffnungen unserer Seherin seyn, die zwar aus Störungen ihres innern und magnetischen Lebens, aber zu großen Aufschlüssen für ein solches hervorgingen.

Der Sonnenkreis und der Lebenskreis.

Lage der Seherin, in welcher diese Kreise aus ihr hervorgingen.

Nach vielen Erschütterungen, die das magnetische Leben der Frau H. von der Außenwelt erleiden mußte, erklärte dieselbe am 18ten Oktober 1827, als sie sich durch 21 Lorbeere schlafwach gemacht hatte: daß sie am andern Tage Abends 7 Uhr zum letztenmal in hellschlafwachen Zustand kommen werde, und da werde sie hierauf mehr für's äußere Leben erwachen, es werde ihr dann die vergangene Zeit wie ein Traum vorkommen, wir werden ihr alle fremd seyn, ihr Blick werde natürlicher werden. Ich fragte: „erscheinen alsdann die Geister nicht mehr bei dir?" Sie sagte: „das hängt nicht von meinem schlafwachen Zustand ab, sie erscheinen wie immer, aber sie werden mir neu seyn, und ich werde über ihr Erscheinen erschrecken."

In der Nacht bekam sie die heftigsten Kopfschmerzen, sie fühlte ein beständiges Zerren in Kopf und Brust und eine äußerste Schwäche im Magen. Sie sagte: „es war die ganze Nacht wie im Kampf in mir, als stritten zwei miteinander. Das Eine sagte zu mir: du bist in Weinsberg, das andere: du bist in Löwenstein, auch wurden die Gegenstände um mich mir das einemal durchaus fremd, das andremal wieder bekannt."

Am 19ten Morgens fiel es ihr äußerst schwer in gewöhnlicher Sprache und nicht hochdeutsch zu sprechen und nicht zu Jedem Du zu sagen. Sie sagte: es ist mir, als sollte ich meine Seele verlieren, oder als wollte jetzt etwas in mir absterben.

Am 19ten Oktober Abends 7 Uhr verfiel sie, nach vorangegangenen 7 magnetischen Strichen, in völlig schlafwachen Zustand und sprach nach stillem Gebet: „ich fühle in mir, daß ich heute aus einem langen Traum erwache. Wie lange dauerte dieser Traum? Von dem Augenblicke an, wo, als ich hieher kam, du so mit mir zanktest *), und ich nun glaubte, es sey kein Mensch mehr um mich. Ich hatte immer meine Gedanken auf Menschenhülfe gesetzt, weil ich immer von Menschen und von bekannten und verwandten Menschen umgeben war. Nun sah ich mich von allen Menschen völlig verlassen, ich ging in mein Innerstes zurück, ich lebte seit dieser Zeit nie mehr, auch nicht eine Stunde lang mehr, auf der Erde, und schien ich auch noch so wach zu seyn. Wie schrecklich wird es mir seyn, wenn ich erwache, ich werde sogleich sagen: ich habe von vielen Menschen geträumt. Alle diese Menschen stellen sich mir im Augenblicke der Reihe nach wie in einem Traum vor.

„In 9 Wochen 5 Tagen, Morgens halb 5 Uhr, werde ich wieder halbwach. **) Alles, was ich um diese Zeit voriges Jahr fühlte, fühle ich jetzt wieder im mindern Grade auf den Tag hin. Die Erscheinung von Geistern hängt mit meinem somnambülen Zustande nicht zusammen, ich werde erschrecken, sehe ich jetzt die Geister im wachen Zustand, ich werde auch die, die jetzt schon lange kommen, um ihre Namen fragen, und Alles wiederfragen. Ich werde Geister immer sehen. Ich fühle jetzt hauptsächlich in meinen Sehnerven und in meinen angegriffenen Nerven überhaupt, daß ich durch sie fähig bin, Geister zu sehen. So beschaffene Sehnerven haben aber auch Gesunde, die dann auch Geister sehen. Ist aber der übrige Körper vollends so gesteigert

*) Wo sie ihr mit harten Ausdrücken sagte: sie dürfe mich nicht verlassen (S. oben).

**) Sie gab später an, daß sich der Moment für sie vor 7 Jahren, eine Viertelstunde nach ihrer Kindertaufe, wieder in einen besondern Nervenzustand gestimmt.

wie der meinige, so sieht man sie leichter. Ich sehe mehr als ich sage, ich sehe ganz in die Geisterwelt hinein. Man darf mir kein Wort sagen, daß ich so lange schlief, aber es ist nothwendig, daß man mir etwas von den Geistern sagt, ich erschrecke zu sehr. Du kannst es mir jetzt nicht mehr so sagen, das soll mein Oheim thun. Er soll sagen: es sey doch ein möglicher Fall, daß auch hier Geister zu mir kommen könnten, und dann werden sie mir wie ein Traum einfallen. Ich fühle mich jetzt in der Nacht, wo ich hieher kam. Ich werde sogleich nach meinem Erwachen nach meiner Schwester Amalie, die dazumal bei mir war, rufen." Sie machte sich nun noch Verordnungen und sprach dann: „ich möchte mich jetzt gerne wecken, aber ich habe bange auf die Zeit, wo ich erwache."

Sie betete nun, nachdem sie die Arme kreuzweis über die Brust gelegt hatte, und ließ sich dann durch den Bergkrystall erwecken.

Als sie erwachte, war es das Erste, daß sie nach ihrer Schwester Amalie rief, um ihr einen langen Traum zu erzählen. Alle Umstehenden, gingen sie auch noch so oft in dieser Zeit mit ihr um, waren ihr unbekannt, sie erkannte nur noch diejenigen, die sie vor oder am 28sten Oktober 1826 gesehen hatte. Sie verwunderte sich aber äußerst über ihren so gebesserten körperlichen Zustand, daß sie kräftiger sey, keinen Frieseln mehr habe u. s. w. Die Nacht über war es ihr sehr unheimlich zu Muthe, weil sie sich in ihr Zimmer und die neue Lage gar nicht zu finden wußte. Morgens war sie beinahe gar nicht zu beruhigen. Jemand sagte ihr, sie habe durch ein Schlafpulver, das ihr der Arzt ihrer Heilung wegen gegeben, den Winter und Sommer über geschlafen. Dieß machte sie aber noch unruhiger, sie weinte beständig und klagte, daß sie einen Winter und Sommer sollte hier gewesen seyn, und daß dieß nun Alles ein Traum sey.

Sie erzählte auch klagend, daß sie heute Nacht einen großen Schrecken gehabt. Nach ein Uhr sey auf Einmal eine

Gestalt ins Zimmer getreten und habe sich vor ihr Bett gestellt, es sey ein Mann gewesen und der habe zu ihr gesagt: „sage mir etwas Beruhigendes.“ Sie sey äußerst erschrocken und habe gesagt: „was er denn von ihr wolle?“ Da habe er erwiedert: „er habe ihr ja dieß schon gesagt, er sey ja schon öfters bei ihr gewesen u. s. w.“ Sie machte dann noch die fernere Erzählung, die in der Zusammenstellung der Geistererscheinungen zu lesen ist.

In den nächsten Tagen war sie immer sehr trauernd und oft wie in Verzweiflung, weil sie sich in ihr neues Leben gar nicht zu finden wußte. Es wurde der Fehler begangen, daß Unberufene ihr von ihrem magnetischen Leben zu viel gesagt hatten, es ergriff sie nun wie ein Heimweh, und sie wollte durchaus nicht mehr hier bleiben.

Menschen, mit denen sie in diesem Jahre den genauesten Umgang hatte, erkannte sie, besonders der Stimme nach, gar nicht mehr, wohl aber stieg in ihr eine schwache Erinnerung an dieselben auf, blickte sie in ihre Augen. Sie sagte: „Das Sehen kommt mir geistiger vor als das Hören. Es scheint mir, als habe das Hören gar keinen Eindruck auf mich gemacht, wohl aber das Sehen. Ich kann mich aus diesem langen Traume keiner Sache erinnern als hätte ich sie gehört, wohl aber als hätte ich sie gesehen. Ich weiß es mehr durch die Augen als durch die Ohren. Selbst bei dem, was ich hörte, kommt mir vor, als hätte ich es gesehen. Meine Ohren kommen mir in diesem langen Traume wie verstopft vor. Kommt mir der Gedanke, ich hätte etwas gehört, so wird es mir ganz bange, und ich muß denken: nein, ich habe es nur gesehen.“

Wie vom Hören, hatte sie auch vom Fühlen, Schmecken und Riechen keine Erinnerung mehr.

Unter allen Blumen konnte sie sich nur noch des Eindrucks der Aurikeln erinnern, aber auch da war es ihr, als hätte sie dieselben nur durch das Auge gerochen.

Ihr Aussehen ist dem Blicke nach kein anderes als vor ihrem Erwachen, ihr Auge hat den gleichen Stechblick, nur

ihre Stimme iſt ſchwächer, auch vermag ſie weniger lang aus dem Bette zu ſeyn als vorher, die Füße tragen ſie weniger. Mineralien und Pflanzen haben dieſelbe Wirkung auf ſie wie früher, aber mein magnetiſcher Einfluß auf ſie iſt ganz verſchwunden, ihre Hände folgen nun, ſtreiche ich über dieſelben, nicht mehr wie früher unwillkürlich den meinigen.

Von allen Gedichten, die ihr in der vergangenen Zeit vorgeleſen wurden, erinnerte ſie ſich nur des Klagegeſanges der Frauen des Aſan Aga's von Goethe.

Aus Allem, und auch aus der Erklärung, die ſie von ihrem vorigen Zuſtande gibt, geht hervor, daß ſie noch nicht aus dem zwar zerriſſenen magnetiſchen Kreiſe getreten iſt, und daß ſie wohl noch einmal erwachen wird.

Die Kreiſe ſelbſt.

Am dritten Tage entwarf Frau H. eine Zeichnung von zwei Kreiſen, wie ſie (Taf. 1.) zu ſehen iſt. Sie entwarf dieſe ganze Zeichnung ſelbſt in unglaublich kurzer Zeit, und gebrauchte zu den mehreren hundert Punkten, in die dieſe Kreiſe getheilt werden mußten, keinen Zirkel oder ſonſtiges Inſtrument. Sie machte das Ganze mit freier Hand und fehlte nicht um einen Punkt. Bei dieſer Arbeit kam ſie mir wie eine Spinne vor, die auch ohne ſichtbares Inſtrument ihre künſtlichen Kreiſe macht.

Sobald ſie ſich eines Zirkels bedienen wollte, den ich ihr, weil ich ihr das Geſchäft dadurch zu erleichtern glaubte, anbot, machte ſie Fehler. Ueber dieſe Kreiſe ſprach ſie ſich nach und nach alſo erklärend aus. Ich gebrauche durchaus ihre eigenen Worte ohne allen Zuſatz.

1. Sonnenkreis.

„Ich fühle die Zeit, wo ich eingeſchlafen bin, bis dahin, wo ich erwachte, und noch die übrigen Theile (dieſe Zuſtände ſollte man aber weder Einſchlafen noch Erwachen hei-

heißen) wie einen Ring, der von der Herzgrube ausgeht und sich über die Brust verbreitet und da gegen die linke Seite hin wie befestigt ist. Dieser Ring liegt mir ganz schwer da und thut mir weh (er kratzt mich). Er gibt mir in seinem äußeren Kreise das Gefühl wie von Nerven. Es kommt mir aber vor, als sey auf den Nerven in dem Umkreise wo ich jenen Ring fühle, noch etwas das höher als Nerve ist, das mir das Gefühl von jenem Ringe gibt, und das ich Nervengeist nennen möchte. Ich fühle unter diesem Ringe noch fünf solche Ringe und über ihm noch einen leeren, ich will aber jetzt nur von diesem sechsten sprechen. Dieser Ring hat zwölf Theile, und in diesen sehe ich die Haupteindrücke von dem, was mir in dieser Zeit begegnete. Er hat ganz die Größe von dem Ringe, den ich hier zeichnete, und so viele Punkte und Abschnitte in seinem Umkreise.

Mehr nach Innen in diesem Ringe liegt noch ein kleinerer, der aber mehrere Hauptabtheilungen als der große und zwar 13¾ Abtheilungen hat, und von diesem hinaus ging meine Rechnung in den großen Ring über. *)

Außerhalb des großen Ringes liegt mir der wirkliche helle Tag und die Menschen, und ich sehe vor den verschiedenen Abschnitten deren mehr oder weniger. Ich bilde diese Menschen am liebsten als Häckchen ab. Ich fühle den Geist von allen Menschen, mit denen ich Umgang hatte, aber von ihrem Körper fühle und weiß ich nichts, nichts von ihrem Namen u. s. w. So kann ich mir Sie (sagte sie zu mir) auch durchaus nicht als Mensch, als Körper denken, Sie am allerwenigsten; ich fühle Sie immer als blaue Flamme auf dem äußern Ringe jenen Punkten zu, immerwährend im Kreise gehen und mit Ihnen Ihre Frau im gleichen Kreise, aber diese in menschlicher Gestalt und etwas mehr nach Außen, bis ich sie vor Ihnen an dem bezeichneten Punkte **)

*) Mehr hiervon unten.

**) Jener Punkt ist richtig bezeichnet: denn gerade zu dieser Zeit mußte meine Frau wegen Unpäßlichkeit aufhören, ihr durch magnetische Ein-

aus dem Kreiſe treten und Sie allein fortgehen ſehe, bis auf den Punkt wo ich erwachte. Von jenem Punkte dieſes Austrittes an ſehe ich Ihre Frau nur noch hie und da, aber auf der äußerſten Kreislinie erſcheinen. In der Zeit, wo ich nun ohne jene blaue Flamme im Ringe lebe, iſt es mir, als kämen nur hie und da noch kleine blaue Flämmchen herein, die Sie darſtellen.

Dieſer äußere Ring mit der in ihm kreiſenden blauen Flamme kommt mir wie eine Mauer vor, durch die nichts an mich konnte. Im Ringe ſelbſt bin ich. Denke ich, ich ſey außer dieſem Kreiſe, ſo iſt es mir fürchterlich, und mich befällt eine Angſt; denke ich mich aber frei im Kreiſe, ſo bekomme ich wie ein Heimweh. Aber ich meine, ich könne jetzt beſſer aus dem Kreis zu den Menſchen herausſehen als ſonſt, aber nicht herausgehen und nicht in die Ringe des Centrums, wo ich ſonſt hinflüchtete, wenn es mir bange wurde.

Es kommt mir vor, als ſey ich jetzt eingeſperrt im Ringe, da wo er offen iſt, wo die blaue Flamme aufhört, und da iſt es mir nicht wohl, da kann ich nicht bleiben. Ich habe das Gefühl, als könne ich in jenem Raume um keinen Punkt weiter, als wie der Tag mich ſchiebt, immer nur um einen Punkt vorwärts. Mittags 12 Uhr und Nachts 12 Uhr fühle ich etwas Beſonderes in mir, da werde ich jedesmal um die Hälfte eines Punktes hinausgerückt. Nur Mittags 12 Uhr und Nachts 12 Uhr werde ich ſo geſchoben; die andere Zeit bleibe ich ganz feſt auf einem Punkt, was mir ein ganz eigenes Wehgefühl verurſacht.

Sonſt konnte ich in dieſem Zirkel hin, wohin ich wollte. Je nachdem von Außen her etwas an mich kam, konnte ich mich bald dahin bald dorthin in dem großen Kreiſe flüchten. Es war mir dann, als wäre ich immer ſo einem nach dem Centrum gehenden Strahl nach als wie ein Blitz in dieſes Centrum geeilt. Im erſten Ringe des Centrums (mir iſt es

---

wirkung, die nur auf ſie faſt im gleichem Grade äußerten, die Krämpfe zu ſtillen.

als ſtänden darüber ſieben Sterne) war es mir wohl, ich ſprach in die Welt hinein, in der ich geweſen, und dann hörten Sie es allein, ich fühlte nur daß Sie es hörten.“

(Ich ſagte ihr, daß ſich dieß nicht ſo verhalte, ſie ſey von Jedem gehört worden, aber ich nur von ihr. Sie erwiederte: „mir war es eben ſo, als hätten nur Sie mich gehört.“) „Im zweiten Ringe*) war es mir kalt und ſchaudernd, es muß eine kalte Welt ſeyn. Da ſprach ich nie, ich ſchwamm nur wie darüber hin, und ein paarmal ſah ich hinein. Was ich da geſehen, weiß ich nicht mehr, ich fürchte mich, wenn ich daran denke. Da iſt es fürchterlich kalt und arg. Dieſer Ring hat das Licht des Mondes.“

Noch ſpäter drückte ſie ſich über den Ring mit den Sternen und jenen Ring mit dem Licht des Mondes alſo aus: „Dieſe Sterne ſind und bedeuten nichts Anderes als Sterne, wie der Ring, wo ich die Kälte fühle, nichts Anderes als der wirkliche Mond iſt. Man denke ſich aber nicht, als wären (wie es in der Zeichnung zu ſeyn ſcheint) jene Sterne der Außenwelt näher als der Mond, ſie ſind höher als er, der Mond liegt tiefer. Jene Sterne ſind Wohnungen Seliger niedern Grades.

Jener kalte Ring (Mond) iſt die Wohnung ſolcher, die ſelig werden, wohin Viele aus dem Mittelreiche kommen, aber dieſes Gefühl habe ich nur von einer Seite, der rechten Seite dieſes Ringes. Der dritte Ring iſt ſonnenhell, aber ſein Mittelpunkt iſt noch heller als die Sonne. In ihm ſah ich eine nicht zu durchſchauende Tiefe, die je tiefer deſto heller war, in die ich ſelbſt nie kam, nur hineinſchauen durfte, und dieſe möchte ich die Gnadenſonne nennen. Es kam mir vor, als ſchauten in dieſe Tiefe noch viele andere Geiſter mit mir und beſtehe Alles was da lebt und webt aus Fünkchen aus dieſer Tiefe. Sah ich da hinein, ſo kam es mir vor, als hätte ich ſogleich wieder herumgeſehen und aus dem Ringe hinausgeſprochen, aber da hörte mich kein

*) Die Ringe ſind von Außen nach Innen gezählt.

Mensch als Sie, hier noch viel weniger als im ersten Ringe. In jener Klarheit dieses innersten Ringes, aber auch nicht in seinem Mittelpunkte, sah ich immer meine Führerin, und von da aus sind auch die Verordnungen gekommen, wie? weiß ich nicht mehr. Wollte ich in den mittlern Ring, so mußte ich immer auf seiner rechten Seite hinein. Die linke Seite konnte ich dann nicht sehen, wenigstens fühlte ich nichts von ihr. Wollte ich überhaupt in diese drei Ringe des Centrums und war irgend wo anders im großen Ringe, so mußte ich mich immer in den Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde, in denen ich war, vorher wieder begeben, indem ich jene Tage, Stunde u. s. w. die vorwärts oder rückwärts waren, wieder durchlief und von da aus in geradem Strahl in diese Ringe eintreten. Nur in den größern Ring, der die drei kleinern Ringe weit umgibt, konnte ich wie ich wollte, von allen Seiten, und dieser größere Ring ist der Traumring. In ihm sehe ich mit dem Zwischenreich zugleich das Thierseelenreich, jedoch so, daß letzteres unter dem erstern liegt. Ich meine, diesen Ring hätten hauptsächlich die Thiere in sich. Der innere Raum im ganz großen Ringe und in dem Traumringe ist heller als unser Tag, aber es ist in ihnen eine ganz andere, eine gleichförmigere Helle ohne Licht und Schatten.

In allen diesen Ringen konnte ich rückwärts und vorwärts, wie ich wollte, und konnte so sehen, was geschah und was geschehen wird. Auch in die andern fünf Ringe, von denen mir jeder auch ein Jahr zu umfassen scheint, und die unter diesen liegen, konnte ich zurückgehen. Nun fühle ich mich aber in jenem Zwischenraum eingeschlossen, kann nicht rückwärts und habe vorwärts nur ein banges Gefühl von einem Punkte. (Sie bezeichnete denselben. Es ist der 7te November.) Trat ich aus den kleinern Ringen wieder in die größern, so wußte ich nicht mehr, was ich in ihnen gesprochen hatte, oder wie es mir war, bis ich wieder in dieselben kehrte, aber was mit mir in

den großen Ringen vorgegangen wußte ich, und so wußte ich auch im großen Ringe, was mit mir im Traumringe vorgegangen.*)

Ist eine Schlafwache in dem Grade schlafwach, daß sie in den Mittelpunkt des Sonnenkreises sieht; so ist sie in den Augenblicken, wo sie das Schauen hat, bestimmt weder einer Lüge noch Täuschung fähig; denn da ist sie rein geistig; denn nur der Geist gehet allein aus ihr und die Seele bleibt mit all ihren Sünden zurück in dem Körper. Der Geist kann sich im schlafwachen Zustande ganz frei machen, hiemit auch von Sünden, die der Seele eigenthümlich sind.

Ein Verstorbener ist nicht rein geistig, denn er nimmt bei seinem Hinscheiden seine Seele, wie auch die Sünden mit, das aber bei einer Schlafwachen nicht der Fall ist, sonst würde sie nie mehr erwachen. Ist aber eine Schlafwache in dem Grade schlafwach, daß sie nur bis an die bezeichneten Sterne kommt, und der Geist sich dort noch mit der Seele vereinigt hat, so kann die Schlafwache, wenn der Grund in ihr zum Wahren und Göttlichen nicht vorherrschend ist, durch ihren ungebundenen Willen lügen und täuschen, auch kann sie vom Einfluß der Außenwelt zu listigen Worten gerathen, wenn sie durch Fragen und Proben zu sehr angegriffen wird. Doch soll man sich hier keine teuflische List und Bosheit denken, es sind nur ausweichende Worte, die aber von der Schlafenden keineswegs gebilligt werden können; denn auch dieses ist Sünde und wird ihr zur Sünde gerechnet, indem sie ihren freien Willen hat.

Noch fühle ich auf diesem sechsten Ring einen siebenten leeren (ein kommendes Jahr) liegen, von dem ich aber fühle, daß er nicht wie die andern ist; denn an diesem fühle ich den

*) Dies war allerdings ganz richtig. In den kleinern Ringen, das heißt im tiefern somnambulen Leben, wußte sie den andern Zustand (den großen Ring); kam sie aber wieder in den großen Ring, den andern Zustand, wußte sie nichts mehr von dem somnambulen Leben, den kleinern Ringen. Den magnetischen Traum (Traumring) erinnerte sie sich aber im andern Zustand (im großen Ring).

letzten Strich der Abtheilungen, der mir eigentlich weh thut, in den Mittelpunkt gerade laufend, was ich in mir immer bei je einem siebenten Ringe sehe, wo sich mein Sonnenkreis jedesmal schließt und wieder neue sieben Jahre anfangen.

Alle sieben Jahre fallen bei mir diese sieben Sonnenkreise ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit einer Ziffer auf einen Punkt gesetzt, in der dann der Inhalt aller Stunden, Minuten und Sekunden von den sieben Jahren enthalten ist. So kann man nach dem Tode in Einer Zahl das ganze Leben überschauen.

Auch in diesen siebenten leeren Ring konnte ich. Würden in dem sechsten Ringe die Striche gerade auf den Mittelpunkt zulaufen, so müßte ich sterben. Außer dem großen Ringe, bei den Menschen, kann ich mir keine Geister denken; die Geister (das Zwischenreich) sind im Ringe innen, und es ist mir schauerlich, daß ich mit ihnen jetzt noch allein im Ringe leben muß. Diese drei Ringe im Centrum und auch der Traumring und der große Ring bewegten sich immerwährend ganz langsam.

In jeder Hauptabtheilung des großen Ringes (Monat) sehe ich noch solche drei kleine Ringe, wie in der Mitte des großen Ringes sind, und in diese sehe ich Strahlen von dem Mittelpunkte des innern Ringes, in dem ich die Zahl 7 sehe, auslaufen, die die Zahl von Krämpfen, magnetischen Strichen, die ich erhalten mußte, wie auch das mir für jeden Monat nöthige Behauchen, Anblasen und Handauflegen bezeichneten, was ich dann Alles voraussah und angeben konnte. Das Behauchen sah ich im innersten Ring und zwar in dessen linker, dem Centrum zugekehrten Hälfte. Das Anblasen sah ich auch im innersten Ring, aber in dessen nach Außen gekehrter Hälfte. Im zweiten Ringe, in dessen linker Hälfte, sah ich die linke Hand, die mir bei'm Handauflegen auf den Magen, und in dessen rechter Hälfte die rechte Hand, die mir auf den Kopf gelegt werden sollte. Die magnetischen Striche sah ich in der linken Hälfte des äußersten Ringes, und in dessen rechter Hälfte sah ich die Krämpfe, die aber immer wieder ihre Zah-

len hatten. In dem Mittelpunkte des innerſten Ringes ſah ich die Zahl 7, von der aus Alles ging.

„In dem großen Ringe ſahe ich auch viele Strahlen nach auswärts gehen (die ich alle hier bezeichnete); es ſind Schläfe, von denen ich das Gefühl habe, als wären ſie mir von keinem Nutzen geweſen, als wären ſie mehr für die Außenwelt, die Menſchen, geweſen, oder wäre ich ſonſt in ihnen geſtört worden.“

(Sowohl dieſe braunen nach Außen gehenden als die andern rothen und grünen Strahlen, die den Ringen im Mittelpunkt zugehen, bezeichnen, ganz übereinſtimmend mit dem Tagebuch, die magnetiſchen Schläfe, und namentlich die braunen, die in die Außenwelt gehen, Schläfe, in denen ſie durch irgend etwas beunruhigt oder geſtört wurde.)

„Solcher in die Außenwelt gehender Schläfe, wo mir jedesmal ein Tag verloren ging, ſehe ich 36 im Ringe, da wo ich ſie bezeichne, und noch eine Reihe von 40 noch beſonderer mir in die Außenwelt gefallener, verlorener Tage, die ich ebenfalls hier auf dem Ringe, und zwar mit Strichen, die Häckchen haben, bezeichne.“

Noch machte ſie die unten gegebene Erklärung für auf den Ring gemachte, in verſchiedene Tage fallende Zeichen, als für Punkte, von denen ſie das Gefühl hatte, wie ſie es dort ausſprach. Sie verſicherte aber, daß ſie noch eine Menge Punkte und Striche in dieſen Kreiſen ſehe, die aber auf dem Papier keinen Platz mehr finden, und die ſie nur im erſten Tage ihres Erwachens, jetzt aber nicht mehr hätte mit Sicherheit angeben können.

So ſah ſie noch viele Punkte im großen Umkreiſe für Stunden, Minuten und Sekunden, noch eine ungeheure Anzahl von Strahlen, die nur in den äußerſten Ring im Centrum des großen Ringes gingen, und die halbwache Zuſtände bezeichneten; auch die Anzahl der Krämpfe und magnetiſchen Striche. Handauflegen, Behauchungen, wußte ſie nun nicht mehr mit Sicherheit anzugeben, weßwegen ſie in den zwölf Ringen nur angedeutet werden konnten, da ſie ja überdieß der großen Zahl wegen in dieſen Ringen gar keinen Raum gefunden hätten.

Oft wiederholte sie: daß dieser Ring zugleich unser Sonnenkreis sey, den jeder Mensch auf dem sogleich zu beschreibenden Kreise, dem Lebenskreis, der Seele, trage, wie sie dieß auch unten bei ihren Erbffnungen über das Schauen näher aussprach.

2. Lebenskreis.

Wie schon früher angeführt wurde, sah die Seherin, aber mehr nach Innen von jenem Ringe (Sonnenkreis), noch einen etwas kleinern liegen, der aber, statt 12, ihr 13¾ Abtheilungen hatte, und den sie immerwährenden Lebensring und auch oft ihre Seele nannte. Auch von diesem verfertigte sie eine Zeichnung und sprach über ihn Folgendes:

„Unter jenem großen Ringe (Sonnenkreis) sehe ich einen ebenfalls großen Ring liegen, der aber doch um etwas kleiner als jener ist und 13¾ Abtheilungen hat. Diesen Kreis fühle ich nicht so schwer als wie jenen und nicht so auf den Nerven laufend, sondern wie Luft, wie Geist, in mir liegen. Im Mittelpunkte dieses Kreises aber sitzt etwas, das Zahlen und Worte setzt, und das ist der Geist. Wie im Sonnenzirkel diese Welt liegt, so liegt in diesem Lebenszirkel (Seele) eine ganz andere höhere, daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höhern Welt liegen. Wie auf dem äußern Ring, dem Sonnenring, ich meine Gefühle von jeder Abtheilung, mit gewöhnlichen Worten aussprach, so sehe ich sie auf diesem innern Ringe (von dem ich sie deutsch auf den andern übertrug) als Zahl und Zeichen stehen. Die Schriftzeichen sind auch zugleich Zahlen. Von dem Mittelpunkte des innersten Ringes, von den drei kleinern in diesem Ringe, ging meine Rechnung aus.

Von dort aus schaut der Geist in den Mittelpunkt des Sonnenkreises hinein. Auch die Seele schaut und fühlt aus dem Gebiete ihres Lebenskreises in das gleiche Gebiet des Sonnenkreises hinein, jedoch, je nachdem sie sich vom Geiste hat ziehen lassen, eine höhere oder niedere Stufe des Mittel-

reiches bezeichnet. Auch der Leib, und zwar das Bleibende in ihm, der Nervengeist, wirkt aus dem Gebiete seines Lebenskreises in das gleiche Gebiet seines Sonnenkreises. Der Mittelpunkt des Lebenskreises ist der Sitz des Geistes, und in ihm ist er an seiner rechten Stelle, im Wahren. Der erste Kreis um den Mittelpunkt ist ein Zeichen der durch den Leib beherrschten Seele; der Geist bleibt jedoch noch rein, wenn er innerhalb des ersten Kreises weilt. Tritt er aber auf den Umkreis des ersten Kreises, so fängt er an unrein zu werden. Der zweite Kreis bedeutet schon eine anfangende Trübung des Geistes in Beziehung des Guten, jedoch so, daß er noch im Stande ist, aus sich zum Bessern zurückzukehren.

Der dritte Kreis bedeutet einen verminderten Grad des Guten, aber noch im Uebergange, so daß es seiner Freiheit noch hingegeben ist, ganz in den innern Kreis zurückzukehren. Der dritte ist zugleich der letzte des Geistes. Da sehe ich die Zahlen, von denen aus meine Rechnung ging, ich sehe immer die Zahl 10 und 17. Die eine Zahl, und zwar der Zehner, ist eine beständige bei jedem Menschen und zugleich die irdische Zahl, vermittelst welcher der Geist in die Außenwelt gehen kann.

Die zweite Zahl, der Siebenzehner, ist keine beständige, und kann bei jedem Menschen verschieden seyn, ist aber zugleich die innere Zahl und zugleich die himmlische. Beide Zahlen sind aber immer vereinigt in der Rechnung, die das Himmlische und Irdische zugleich angeht.

Ist es aber etwas, das nicht vom Irdischen stammt, so genügt zur Rechnung schon die himmlische Zahl. Beide Grundzahlen sind zugleich auch Grundworte. In der Zahl 10, die jedem Menschen eigen ist, liegt das Grundwort für den Menschen als Mensch und für sein Verhältniß als Mensch mit der Außenwelt. In der andern Zahl, die bei jedem Menschen wieder eine andere seyn kann, liegt das Wort der Bestimmung für diesen Einzelnen und dessen inneres Leben, das er nach dem Tode mitnimmt.

Man lege aber hierein nicht den Glauben, daß ein Mensch der Böses that, durch diese Grundzahl schon im Voraus dazu

bestimmt werden sey, sie verhindert in ihm nicht die Wahl des Bösen oder Guten. Ja, überwiegt das Böse, das zu thun und zu unterlassen im freien Willen des Menschen steht, diese Grundzahl, so verliert er dieselbe, und er ist alsdann dem Bösen und seinen Folgen durch eigenen Willen nun auch völlig anheimgestellt.

Was außer den Kreisen des Geistes liegt, gehört in diesen Lebenskreis zum Kreise der Seele, und diese ist sowohl mit dem Geiste als mit dem Körper verbunden. Läßt sich die Seele von dem Geiste ziehen, so entsteht das Uebergewicht des Guten, wird sie aber mehr vom Leibe und der Welt gezogen, so entsteht das Uebergewicht vom Falschen und Bösen. So lange die Seele in Gesinnung und That innerhalb des Lebenskreises bleibt, ist auch der Geist in seiner eigentlichen Sphäre. Wie sie aber vom Leib und der Welt gezogen, ihren Kreis verläßt, so zieht sie auch den Geist aus seinen Kreisen. Wie aber die Seele ganz in die Sinnlichkeit und Welt versunken ist, so zieht sie auch den Geist ganz aus seiner Sphäre. Im ersten Zustande bleibt der Geist noch mit dem Heiligen und Göttlichen verbunden, im zweiten aber fällt er davon ab. In diesen Zuständen sind eben solche Gradverschiedenheiten wie in den Kreisen. Die auf die Geistes-Sphäre schief auffallenden Striche (Radien) bedeuten die Bewegung in Schneckenlinien (Spirallinien), so daß die Thätigkeit des Geistes ohne Stillstand ist. Würden diese Linien (Radien) den Mittelpunkt treffen, so würde die Kraft des Geistes ruhen, wie es bei allen denjenigen ist, deren Seelen sich zu sehr ins Irdische versenkt haben. In diesen Lebenskreis werden alle Leiden und Thaten in leiblicher und moralischer Hinsicht, während der Lebensdauer eines Menschen eingetragen und zwar so, daß das Böse mehr dem Umkreise, das Gute mehr den Kreisen des Geistes zufällt. Jene Zahlen 10 und 1 dienten mir, um den ganzen Monat mit durchzurechnen.

Alles, auf einen Tag, Stunde und Sekunde hinaus, bekam da seine Zahl. Kam ein Mensch, der üblen Einfluß auf mich hatte u. s. w., so wurde ihm eine Zahl gesetzt, ob ich es wußte oder nicht, auch wenn ich wachte. Die Zahl setzte sich

ſelbſt. Dieſe Zahlen wurden dann im Innern alle Abend 7 Uhr zuſammengezählt, und jeder Tag notirt, und am Ende des Monats wurde Alles was gut und ſchädlich war, zuſammengezählt und abgezogen und wieder notirt. Was ſchädlich war, fiel auf den Sonnentag über. Der Sonnentag durfte nicht mehr Zahlen als der Mondstag haben. Kamen drei bis vier Tage zuſammen, daß die Zahl zu groß war, ſo fiel der Tag hinaus. Was nun Widriges in dieſem Monat übrig war, wurde immer in den nächſten Monat mitgenommen, ſo auch das Gute, wofern es das Widrige überſtieg, welches Letztere aber nie geſchah. Es iſt ſchon viel, wenn die Zahl vom Guten den Tag ſo erfüllt, daß nichts Schlimmes herauskommt. Nur vom erſten Monat, wo ich hieher kam, fühlte ich nichts Widriges, nichts, das nicht erfüllt werden wäre, aber einen Ueberſchuß vom Guten hatte ich da auch nicht. Die erſte Hälfte des Monats rechnete ich mit dem 17ner, die andere Hälfte mit dem 10ner. Ich rechnete immer in den Krämpfen am meiſten. Ich hatte zur zweiten Hälfte des Monats andere Zahlen als zur erſten Hälfte.

Kamen die Zahlen nach der Rechnung im gewöhnlichen Leben gerad heraus (was mir ungerad war), ſo war es mir ſchädlich, umgekehrt gut, und je weniger Zahlen gebraucht werden durften, je beſſer war es. Die äußern Zahlen, die von dieſem immerwährenden Lebensring auf den Sonnenring übergingen, ſind den gewöhnlichen ähnlichere Zahlen, weil ſie gleichſam in die Außenwelt übergehen müſſen, die innern Zahlen, die mit Worten verbunden ſind, ſind andere von ihnen ganz verſchiedene Zahlen *). Mit dieſen äußerſten Zahlen kann ich nur bis 700 rechnen, kann aber auf 1000 rechnen mit den gleichen Zahlen, was aber meine höchſte Zahl iſt, wenn ich ſolchen Punkte und Striche beifüge, oder aus ihnen dadurch gleichſam andere Ziffern mache. Hätte ich dieſe Zahlen nicht gehabt, ſo hätte ich mit der Außenwelt in keine Gemeinſchaft kommen können. Mit dieſen ging die

*) Siehe die Zahlentabelle.

Rechnung nach Außen. (Dieſe und ihre anderen Zahlen werden beſonders erläutert werden.)

Es iſt jedem Menſchen eine Zahl geſetzt, mit der er auslangen muß. Jedem iſt die Zahl 10 geſetzt, aber neben dieſer irgend eine andere. Mir iſt nun einmal 10 und 17 geſetzt. Dieſe Zahl iſt für mich beſtimmt, daß ſie ganz gerad ausgehen ſoll, aber von der Außenwelt kann Manches kommen, das macht, daß dieſe Zahl ungerad ausgeht, was mir dann ſchädlich iſt. Kommen von der Außenwelt ſo arge Dinge, daß ſie dieſe Zahl ganz überſteigen, noch ſo viel ausmachen, ſo iſt es des Menſchen Tod. Wem dieſe Zahl durch gar nichts geſtört wird, der erreicht das höchſte Lebensalter. Ich fühle, daß für jede Sünde, jeden böſen Willen, Gedanken, dem Menſchen auch eine Zahl im Innern geſetzt wird; das Innere im Menſchen notirt das, der Geiſt, der nichts Böſes duldet, thut das, und nach dem Erwachen (dem Tode) im Mittelreiche, wo man gerad ſo iſolirt daſteht wie ich jetzt, und auch die Punkte ſo fühlt wie ich jetzt, liegt dann Alles klar vor einem und iſt dann der eigene Geiſt des Menſchen der Richter. Es iſt mir auch, als hätte jeder Menſch ſolchen Ring von der Geburt an in ſich und auch ſolche Zahlen und ſolche Sprache, aber Zahlen und Sprache ſind nicht bei Allen gleich. Ich meine, ſolche Ringe gehen durch die ganze Natur, durch Alles was da lebt und webt, durch die ganze Schöpfung, von deren Anfang an.

Ich mußte an jenem Tage erwachen, weil dieſer Ring (Lebenskreis) an demſelben ein Ende hatte, um 2¾ Monate früher, als der Sonnenkreis ablief. Hätte er gelangt bis das Jahr um geweſen, wäre es beſſer für mich. Aber durch die Störungen von der Außenwelt (ſ. die widrigen Striche) langte er nicht mehr. Dieſe erreichten die Zahl von 7000, das Höchſte meiner magnetiſchen Grundzahl, zu bald und ein neuer Lebensring fing an, was mir eine ganz widrige Empfindung macht und mir nicht gut iſt, weil ich nun ſchon vom andern Jahr herunterlebe und ich immer ſorgen muß, daß mir das nächſte Jahr nicht noch mehr fehle. Ich glaube, daß

wenn aus diesem Lebensringe 77 Tage und so viel Stunden, als ich verlor, verloren gehen, jedesmal ein neues Jahr in diesem Ringe anfangen muß, sey man im Sonnenring wo man wolle. Im Sonnenjahre bleiben dann immer so viele Tage und Stunden übrig.

Ich verliere, wie gesagt, diese Tage in diesem innern Ring (dem Lebensring) durch die Außenwelt. Was man aber durch die Außenwelt verliert, ist Gewinn für das Innere, bessert den innern Menschen, Kreuz, Jammer u. s. w., und dadurch verlor ich zwar zuerst die Tage im innern Ring (Lebensring), da sie aber für diesen Ring (inneres Leben) kein Verlust sind, sondern eigentlich mehr Gewinn, so werden sie nun in den Sonnenring übergetragen und gehen da ab am wirklichen Leben. Der Lebensring bewegt sich viel schneller als der Sonnenring. Andere Personen, die zu viele Tage verlieren, die ihnen am Leben abgezogen werden, und die sich dann auch so eingesperrt und isolirt dastehen fühlen, wie ich mich in jenem Abschnitte, können leicht melancholisch und wahnsinnig werden oder sterben.

In dem Lebenkreis fallen 3¾ Monate weg, die zusammen 74 Tage betragen. In dem Sonnenkreis fallen 67 Tage weg und zugleich in 77 Tagen einzelne Stunden, die zusammen 7 Tage betragen. Diese habe ich (sagte sie) in der Zeichnung mit dreierlei Zeichen bezeichnet (△ ○ □). Ein Theil ○ 35, ein Theil △ 15, ein Theil □ 25. Der Theil 15 bekommt 33⅓ Stunden Verlust, der Theil 35 — 56 Stunden und der Theil 25 — 38⅓ Stunden. 168 Stunden sind 7 Tage. Es sind dann im Lebenkreis 74 Tage und im Sonnenkreis 74. Die Stunden im Sonnenkreis betragen dann 7 Tage, gerade so viel, als man ohne Schaden verlieren darf. Dieser Lebensring ist das innere Leben, und dieses währt fort in Ewigkeit; hingegen gibt es nach dem Tode keinen Sonnenkreis mehr.“

Sie legte den gezeichneten Sonnenkreis in der Lage auf die Bruſt, in der ſie ihn in ſich liegen fühlte. Die Mitte vom April lag auf der Herzgrube, und der Tag, an dem ſie erwachte, mitten auf der Bruſt gegen den Hals hin. Das Ende des Dezembers, wo die erſte magnetiſche Behandlung von mir ſtatt fand, und der Anfang vom Januar lagen dem Herzen zu, und der Juli auf der entgegenſetzten rechten Seite. Legte man ihr die Zeichnung anders, ſo fühlte ſie dieß, ohne es zu ſehen, ſogleich, und ſie drehte ſie ſo lange, bis ſie jene Lage bekam.

So lange ſie nun ſeit ihrem ſogenannten Erwachen in jenen Raum eingeſperrt war, fand nie ein magnetiſcher Schlaf oder halbwacher Zuſtand mehr ſtatt, aber doch konnte ſie nicht das Gefühl verläugnen, daß ſie auch jetzt nicht in einem natürlichen Zuſtande ſey. Sie klagte immer über das widrige Gefühl, in dieſem engen Raume ſich eingeſchloſſen zu fühlen, und ſich nun, treffe ſie etwas Unangenehmes, nicht mehr in das Licht der innern Kreiſe flüchten zu können. Vor dem Einſchlafen habe ſie dieß widrige Gefühl, als ſey ſie nur in die zwei Ecke (ſo nannte ſie immer jene zwei Abtheilungen) eingeſperrt. So wie ſie einſchlafen wolle, müſſe ſie ſich wie heben, damit ſie gleichſam in dem leeren Eck liegen bleibe, nicht hinaus- oder zurückfalle. Oft legte ſie die Bibel auf die Bruſt, wodurch ſie, wie ſie ſagte, Linderung der widrigen Empfindung bekomme, die ihr der Ring in der Bruſt oder vielmehr ihre eingeſperrte Lage in ihm verurſachte.

Ein Wohlmeinender äußerte: dieß ſey die Bibel nach Art der Heiden als Fetiſch betrachtet und zeuge von einem kraſſen unchriſtlichen Glauben, wenigſtens ſey es einfältig zu nennen. Ich aber kann es nicht für anſtößig finden, wenn ein Menſch in irgend einer Noth (vorausgeſetzt, daß er ohnedieß glaubend iſt) ſich die Bibel aufs Herz legt. So kann man das Bildniß irgend eines Lieben aufs Herz legen, und es wird Troſt gewähren, aber ich möchte es deßwegen doch nicht Fetiſch nennen. Warum ſollte einer betrübten Seele ein Kreuz, das ſie auf der

Bruſt trägt, nicht den Schmerz mindern? Gott! wie ſelig iſt der Menſch, der dieſen Glauben hat! Man nenne einen ſolchen Menſchen einfältig, aber in dem Sinne, in dem Jeſus dieſes Wort gebrauchte. Und eine Schlafwache, die das geſchriebene Wort fühlt (mit dem Herzen lieſt), warum ſollte dieſe in ihrem Schmerz nicht Linderung fühlen, legt ſie ſich dieſes heilige Buch aufs Herz?

Eines Morgens fand ich Frau H. in Thränen, und ſie ſagte mir: ſie ſey um Mitternacht wach geworden, da ſey ihre verſtorbene Großmutter (ihre Führerin) zu ihr gekommen und habe geſagt: erſchrecke nicht, ich bin deine Führerin, du biſt zu früh erwacht! Dann habe ſie ihr auf Kopf und Bruſt die Hände gelegt und ſey wieder verſchwunden. In ihrem frühern Zuſtande ſprach ſie nur gezwungen von ihrer Führerin, jetzt ſprach ſie frei, aber ſehr angegriffen, davon, wußte aber auch nicht, daß ſie dieſe Erſcheinung früher ſchon öfters gehabt.

Im Gefühle dieſer Empfindung von Gefangenſeyn ſchrieb ſie folgende Verſe:

„Vater, bin ich ganz erwacht
Aus meinem Schlummer?
Vater, dein Kind iſt müd' gemacht
Von ſeinem Kummer!
O nimm ihm doch dies ſchmerzliche Gefühl.
Führ' es zum Ziel!
Ja, Vater, du allein kannſt wiſſen,
Was mich in meiner Bruſt ſo ſchmerzt.
Du kennſt das Licht, das ich muß miſſen.
Das Licht, das mich gemacht beherzt
Doch nun bin ich in engem Raum
Und ſpreche wie von einem Traum.
Wie gern, wie gern wär' ich da draußen.
Ach könnt' ich doch ertragen dieſe Luft!
Die Wellen muß ich hören draußen
Bis kommt mein Vater, der mich ruft:
Komm komm mein Kind!
Es iſt jetzt heil da außen.
Es weht dich an ein ſanfter Wind.“

So dichtete sie auch auf den Lebenskreis folgenden Vers:

„Dich Lebenskreis, dich werd' ich wieder finden.
Wenn ich durch alle Kreise bin.
Dann wird nicht fehlen auch das kleinste Pünktchen.
Das ich verloren jetzt nach meinem Sinn.
Dann wird es ganz mir helle werden;
Aus jenem Mittelpunkte steigt ein Licht.
Das wird erleuchten, ob auf Erden
Ich hab' erfüllet meine Pflicht.
Auch nicht das Kleinste wird verschwinden,
Was eingetragen in den Kreis.
Und alle Zahl und Zeichen wird man finden.
Die ich jetzt noch so forschend nimmer weiß."

Die zu diesen Kreisen gehörende Erklärung auch der Einzelnzeichen.

Zu ihrer Zeichnung des Sonnenkreises und Lebenskreises gab Frau H. auch Erklärungen für die Einzelnzeichen an, die ich mit andern hier beifüge.

Sonnenkreis.

Was außer diesem (in zwölf Theile getheilten) Ringe liegt, ist die Außenwelt, der helle Tag.

Die Häckchen außer diesem Ringe, die vor jeder Abtheilung (Monat) liegen, bedeuten die Menschen, die während dieses magnetischen Jahres zu ihr kamen und meistens, ihr zu großer Hinderniß, ihrem Schlafe beiwohnten.

Im Januar und Februar sah sie eine größere Anzahl derselben, die in den ferneren Monaten abnahmen, was auch wirklich so war.

Gegen den alleräußersten Ring dieses Kreises hin fällt die Rechnung, die jeden Monat von dem Lebensring auf den Sonnenring überging; es sind Zahlen, die den gewöhnlichen mehr gleichen als die in ihr Inneres gehenden Zahlen im Lebens-

beusringe. Sie enthalten den Ueberſchuß des Schädlichen in jedem Monat und erreichten im Oktober, wo ſie erwachte, die ihr gegebene höchſte magnetiſche Grundzahl von 7000. Daher da nothwendig das magnetiſche Band zerriß.

Dieſes zu frühe Erſchöpftwerden dieſer Grundzahl liegt in den vielen Tagen und Stunden, wo für das ſomnambüle Leben der Frau H. nicht zu verhindernde Störungen ſtatt fanden und die ſie hier alle mit beſondern Zeichen bemerkte.

Nach Außen gehende braune Striche bedeuten Schläfe, die für ſie verloren gingen, von denen ſie das Gefühl hat, daß ſie für die Außenwelt, für die Menſchen und nicht für ſie waren. Tage mit einzelnen Zeichen von Quadrätchen, Dreieckchen und Scheibchen, ſind ſolche, aus denen ihr gewiſſe einzelne Stunden verloren gingen, und endlich ſieht man vierzig Tage mit Häckchen, die ihr völlig verloren gingen.

Die vier ſchwarzen ovalen Knöpfe im Umkreiſe bedeuten Vierteljahrsabſchnitte. Der größere von dieſen vier ovalen Knöpfen iſt ihr der Ort, wo der Ring von der Herzgrube ausgeht, und das iſt der Monat März und April. Zwiſchen dem äußern und dem nach ihm liegenden Ringe lauft eine blaue Wellenlinie, die ihr das magnetiſche, ſie von der Außenwelt abſchließende (iſolirende) magnetiſche Fluidum (auch den Magnetiſeur ſelbſt) bezeichnet. Dieſe Linie iſt an ihrem Anfange, (dem erſten Tage der magnetiſchen Behandlung) mit $\frac{M}{+}$ und ebenſo an ihrem Ende, wo das magnetiſche Band zerriß, und der Tag ihres ſogenannten Erwachens war, mit $\frac{M}{+}$ bezeichnet. Die von dem Tage der magnetiſchen Behandlung an neben dieſer blauen Linie laufende gelbe Linie, die aber viel früher als die blaue aus dem Kreiſe tritt, (M) bezeichnete ihr meine Frau, die gleichen magnetiſchen Einfluß wie ich auf ſie hatte, ihr die Krämpfe wie ich durch Behauchen und Handauflegen ſtillte, bis dahin wo die Linie aus dem Kreiſe tritt.

Der Kreis nach dieſen farbigen Wellenlinien enthält 365 Punkte, welche die Tage des Jahres bezeichnen, von

denen je der siebente, rothe Punkt, ein mit ihr in engerer Beziehung als die andern stehender Siebentag ist, was sich auch auf die Siebenzahl bezieht, von der aus ihre ganze innere Rechnung ging.

Die von diesem Ringe aus in gleichen Zwischenräumen auf den äußern kleinern Ring im Mittelpunkt schief (nicht gerade) auffallenden Radien theilen diesen Ring in zwölf Theile, Monate.

In je einen solchen Zwischenraum schrieb sie mit deutschen Worten, als Uebersetzung aus ihrer innern Sprache, wie sie sich auf ihrem Lebensringe (s. den andern Ring) in Zahl und Wort setzten, die Eindrücke, wie sie sich von einem jeden Monat in ihr gestalteten und ihr nachblieben. Wie sie aber sagte, waren diese auf dem Lebensringe in jener innern Sprache viel wahrer ausgedrückt, und jene Ausdrücke in der gewöhnlichen Sprache gegen die Sprache des Innern ungesalzen.

In diesem Ringe selbst nun war ihr magnetisches Leben und die Geisterwelt, und zwar das Mittel- oder Zwischenreich. Die rothen Striche, die von der Peripherie dieses Ringes aus, theils bis zum ersten, seltener bis zum zweiten, am häufigsten aber bis in den dritten Ring (der um das Centrum geht) laufen, bezeichnen (dem Tagebuche ganz gemäß) ihre magnetischen Schläfe auf den Tag hin.

Jener Strich, der bis in den ersten Ring geht, bezeichnet halbwachen Zustand. Diese halbwachen Zustände kommen bei ihr am meisten vor und zwar so oft, daß für sie im Ringe gar kein Raum gefunden worden wäre, weßwegen sie dieselben lieber ganz wegließ und nur diesen anführte, der unten mit drei gelben Punkten bezeichnet ist, von welchem sie das Gefühl hat, daß er eine ganze Nacht lang andauerte und von Johanniskäfern herrührte, die ich ihr in die linke Hand gegeben hatte.

Diejenigen Striche, die in den zweiten Ring, der ums Centrum liegt, laufen, und deren zwei sind (durch blaue Farbe und unten durch das Bild des Mondes bezeichnet), sind solche magnetische Zustände oder Schläfe, von denen sie Gefühl

von Kälte und Erſtarrung, und als ſey ſie im Mond geweſen, hatte.

Diejenigen Striche, deren am meiſten ſind, die in den dritten Ring, aber nicht bis ins Centrum deſſelben laufen, ſind hellſchlafwache Zuſtände, wo ſie in das Innerſte verſetzt wurde. Vom Anfange ihres Hieherkommens bis dahin, wo die erſte magnetiſche Behandlung ſtattfand, bezeichnete ſie dieſelben mit grüner Farbe, und dieſes ſind diejenigen Schläfe, in welchen ich noch gar keine Rückſicht auf Alles was ſie in denſelben ſprach (namentlich noch nicht auf ihre Verordnungen in ihnen) nahm, weil ich ſie nicht in, ſondern aus dem magnetiſchen Zuſtande bringen wollte. Sie ſagte: von dieſen habe ich das Gefühl, als wären ſie nicht für meinen Körper, ſondern einzig für meinen Geiſt geweſen.

Die beſondern Zeichen im Innern dieſes Ringes bedeuten Folgendes:

⊕ Iſt der Tag ihres Hieherkommens, an dem ſie ſich in das Innerſte zurückflüchtete.

⊕ (grün) bezeichnen Lebensabſchnitte, wo ihr wieder ein neues Leben aufging.

⊕ (braun) ſind Lebensabſchnitte, die ſie für ſich beſtimmt ſah, von denen ſie aber das Gefühl hatte, als wären ſie nicht erfüllt worden; ſie thuen ihr weh, ſie fühle an ihrer Stelle im Ring in der Bruſt wie einen Druck.

◎ (7. Novbr.) bezeichnete zum Voraus einen Punkt, auf den es ihr ſogleich nach dem Erwachen ſehr bange war.

An dieſem Tage um ſechs Uhr Abends bekam ſie magnetiſche Krämpfe, und ſo oft ſie aus denſelben zu ſich kam, meinte ſie immer, ſie ſey in Kürnbach, wie vor zwei Jahren. Sie fühlte, daß ſie Gefahr laufe, in einen Zuſtand zu kommen, wo ihr die Erinnerung von zwei Jahren verſchwinden und ſie meinen würde, ſie ſey noch da wo ſie vor zwei Jahren geweſen, was ihr unerträglich ſeyn würde. Da erſchien ihr ihre Führerin und ſagte: damit das nicht ge-

ſchehe, müſſe ihr Schlag 7 Uhr ein Amulet angehängt werden, auf welchem das ſtehe, was ſie mit den Schriftzeichen ihrer Naturſprache und auch zur Verſtändigung mit deutſchen Buchſtaben niederſchrieb; es hieß mit letztern Elohim Majda Djonem. Sie ſagte: „ich kann mich auch jetzt in dem Ringe nicht regen, ich bin nicht magnetiſch, aber beſtändig ſagt mir Jemand, was ich ſpreche. Dieß heutige (es war wieder ein Lebensabſchnitt) ſollte nicht ſeyn, es ſollte erſt in einem Jahre ſeyn.“

Schlag 7 Uhr wurde ihr das verlangte Amulet umgehängt. Sie erwachte, wußte aber von Allem, was ſie geſprochen, nichts, ſondern meinte, zwei Stunden lang feſt geſchlafen zu haben.

Ein grüner, mit einem Anker bezeichneter, in den innerſten Ring laufender Strich (14. Mai). Hier hatte ſie ein beſonderes Gefühl von Wehmuth. Im Tagebuch finde ich, daß ſie hier ihr Schutzgeiſt magnetiſirte.

☾☾ Zwei Halbmonde und blaue Strahlen am 23. April und 26. Mai bezeichnen zwei Schläfe, von denen ſie das Gefühl hatte, daß ſie nur in den zweiten Ring, in den Mondsring, reichten.

Ein Schlaf, von dem ſie das Gefühl hatte, als wäre kurze Minuten nach dem Erwachen Alles wieder aus ihr heraus.

Nach dem Tagebuch iſt das der Schlaf, vor dem ſie auf ſie ſehr ſonderbar wirkendes Fleiſch von einem Welſchenhahnen gegeſſen.

29. Mai. Von dieſem Punkte hatte ſie das Gefühl, als wäre hier ihr etwas Schädliches zugeſtoßen. Nach dem Tagebuche fuhr ſie an dieſem Tage aus, was ihr ſechs Tage lang Krämpfe im Unterleibe zuzog.

17 ſchwarze Kreuze am 6. Juni. Gefühl, daß ihr hier zwölf Stunden verloren gegangen. Nach dem Tagebuch iſt dieß der Tag, an dem ihr der ſchwarze Geiſt ſiebzehn Mal erſchienen war.

✝ 19. Oktober bezeichnet den Tag ihres ſogenannten Erwachens.

♁ 13. Juni. Gefühl daß ihr an dieſem Punkte ihr Bruder im Sarge erſchienen.

Φ 25. Januar. Aengſtliches Gefühl von einer Gefahr, die hier ihrem Bruder gedroht.

Nach dem Tagebuche iſt dieß der Tag, an dem ihr ein Fuchs als warnendes Bild erſchien.

× 20. Februar. Ein in die Außenwelt gehender brauner Strich mit einem Kreuzchen. Hier hatte ſie das Gefühl von einem ihr beſonders unnütz geweſenen magnetiſchen Schlafe.

Nach dem Tagebuch iſt dieß ein Schlaf, zu dem eine ganze Menge Menſchen kam, wovon einige allerlei Fragen an ſie machten.

6. März. Brauner Strich mit Kreuz unten. Von dieſem Punkt hatte ſie ein äußerſt widriges Gefühl. Nach dem Tagebuch war hier ein ſehr geſtörter Schlaf, durch die Anweſenheit eines betrunkenen widrigen Menſchen.

8. März. Dieſen Punkt bezeichnete ſie mit zwei Blümchen. Es iſt dieß nach dem Tagebuche der Tag, an dem ihr ihr verſtorbenes und ihr lebendes Kind erſchienen war.

✙ 4. April. Beängſtigendes Gefühl. An dieſem Tage fand hier die Hinrichtung eines Mörders ſtatt, was ſie ſehr angriff.

Ein kleines Kreuzchen am 5. Mai und ein gleiches im äußerſten Ring des Centrums. Hier fühlte ſie die Nacht, in der ſie ihre Schweſter vor dem Einfluß des ſchwarzen Geiſtes ſchützend, im halbwachen Zuſtande neben derſelben ſaß. Sie ſagte: ſie fühle dieſe Geiſter von dem erſten Ringe (dem äußerſten des Centrums) aus, und fühle, daß ſie aus dieſem zu ihnen geſprochen. (Siehe den zweiten Theil.)

⁘ 10. Juni (drei Punkte). Gefühl von ſehr langem magnetiſchen Schlaf. Nach dem Tagebuch iſt dieß der Tag.

an dem ich ihr drei Johanniskäferchen in die linke Hand gab, worauf sie die ganze Nacht magnetisch schlief.

✝ 28. Juni. Hier fühlte sie Wehmuth und Sehnsucht.
✝ Nach dem Tagebuch ist dieß der Tag, an dem die Geister von ihr Abschied nahmen.

✝ 6. Juli. Hier fühlte sie ein ängstliches Gefühl und Gefühl von Kälte im zweiten Ring.

Nach dem Tagebuch ist dieß der magnetische Schlaf, in dem sie den Tod des St. P. S. . . . voraussagte, und denselben z m Voraus im Monde ahnete, also in diesem Schlafe auch im Mondsring war.

Der größere Ring, auf welchem die zwölf kleinern dreifachen Ringe sind, ist der Traumring, der erste tiefere magnetische Zustand, auf welchen alsdann die höhern drei Grade, jene drei innern um das Centrum laufenden drei Ringe folgen. Und zwar bedeutet der erstere Ring (über dem sieben Sterne stehen) den halbwachen Zustand (schon einen tiefern magnetischen Zustand als den magnetischen Traum). Der zweite Ring, von dem sie das Gefühl von Kälte und Erstarrung hat, und der ihr als der Mond erschien, schien mir dem Aeußern nach immer kataleptischer Zustand zu seyn, der dritte Ring aber ist der höchste Grad von magnetischem Zustand, das allerinnerste Leben. Die zwölf dreifachen Ringe auf dem Traumring bezeichnen die magnetischen Kreise (eigentlich die Thore, durch die sie erst in das Innerste einging), in denen sie zum innersten Schauen (durch magnetische Manipulation und Krämpfe) erst vorbereitet werden mußte. In jedem Ringe befinden sich die gleichen Zahlen. Die innere Zahl 017 (heißt 10 17) ist die ihr gesetzte Zahl.

Die Zahl 1 bezeichnet den Ort, wo sie das Behauchen fühlte, 2 das Anblasen, 3 beim Handauflegen die linke, 4 die rechte Hand, 5 die Striche und 6 die Krämpfe. Im Traumringe ist ihr mit dem Zwischenreich auch noch das Thierseelenreich, jedoch so, daß letzteres unter ersteres zu liegen kommt. Die Farben, mit denen sie die einzelnen

Striche und Zacken in diesem Ringe machte, wählte sie alle selbst und mit Bedeutung aus.

Der Lebenskreis.

Dieser Ring hat 13¾ Abtheilungen. Die fremden Charaktere zwischen ihnen bedeuten in ihrer innern Sprache das Aehnliche, was sie auf dem Sonnenkreise zwischen den einzelnen Monaten aus dieser innern aber tiefern Sprache in die gewöhnliche Sprache übersetzte. Sie enthalten Zahl und Wort zugleich.

Aehnliche größere Charaktere außer dem Kreise dieses Ringes sind Monatszeichen.

Im Mittelpunkte dieses Kreises ist der Geist, und die drei um ihn liegenden Ringe sind sein Gebiet. Um den dritten Ring liegen die Grundzahlen 7 und 10 (mit ihren innern Zahlencharakteren), von denen aus ihre Rechnung auf den Sonnenring (siehe die Zahlen im Umkreise des Sonnenringes) überging. Außer diesen Ringen ist das Gebiet der Seele. Der Ring der Peripherie ist der Leib und das Sinnenleben. Außerhalb dieser Peripherie ist die sinnliche Welt.

Die sieben Sonnenkreise.

(S. Tabelle Nro. 2.)

Wie Frau H. nach ihrem sogenannten Erwachen jene vollständige Zeichnung über einen Jahreskreis ihres magnetischen Lebens entwarf, so entwarf sie auch (aber dieses nur als Skizze) einen Cyclus von 7 Sonnenkreisen, die die 7 Jahre ihres magnetischen Lebens (von denen das 7te 1827 am Christtage seinen Anfang nahm) umfassen. Da 7 die Grundzahl ist, die sie von der Natur erhielt, so ist auch immer je das 7te Jahr bei ihr ein Stufenjahr. In diesem 7ten Sonnenkreise sieht sie denjenigen Radius, der den letzten Monat dieses Jahres bezeichnet, nicht schief auf die Kreise im Centrum auffallen, sondern geradezu in den Mittelpunkt

laufen und damit die Bewegung in Spirallinien aufhören. *)

Dieß iſt, wie ſie ſagte, immer bei ihr je in einem 7ten Jahre der Fall. Sie gab an, daß dieſes 7te Jahr mit den 6 andern vorangegangenen in beſondere Beziehung trete und in ſich eine Rekapitulation derſelben (in Beziehung ihrer körperlichen Zuſtände) vornehme, was auch, ungeachtet jener Störung durch den Tod ihres Vaters und des dadurch veranlaßten Abfalls des Sonnenkreiſes (ſ. den 7ten Sonnenkreis) wirklich ſtatt fand. Alle 7 Jahre fallen bei ihr dieſe Sonnenkreiſe ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit Einer Ziffer auf Einen Punkt geſetzt.

Die gemachte Zeichnung iſt hier im Kleinen gegeben. Sie wäre im Stande geweſen, eine eben ſo ausführliche Zeichnung von dieſen 6 Jahren zu machen, als ſie eine von dem Einen machte, allein da es ſie doch vielleicht Anſtrengung gekoſtet hätte, gab ich es nicht zu und begnügte mich an der hier von ihr gegebenen Skizze.

Der ſiebente Sonnenkreis wurde von ihr noch ſpäter beſonders entworfen. (S. Taf. 3.)

Die innere Sprache.

(S. Tabelle Nro. 3.)

In ihrem halbwachen Zuſtande ſprach Frau H., wie ſchon erwähnt, eine Sprache, die einer orientaliſchen Sprache ähnlich zu ſein ſchien. Sie ſagte im halbſchlafwachen Zuſtande, dieſe Sprache liege von Natur in ihr, und es ſei eine Sprache ähnlich der, die zu Zeiten Jakobs geſprochen wurde, in jedem Menſchen liege eine ähnliche Sprache. Dieſe Sprache liege in den innern Zahlen des

Menſchen; in ihr (da ſie gar innern Zahl den Zehner und den Siebenzehner habe) in dieſen Zahlen Zehn und Siebenzehn. Aus dieſen gehe in ihr die Schrift mit den Zahlen hervor, weil Schrift und Zahl immer miteinander verbunden ſeyen. So ſeyen auch ihre Zahlen Zehn und Siebenzehn zugleich Grundworte fürs äußere und fürs innere Leben. (S. auch oben.)

Dieſe Sprache war äußerſt ſonoriſch, obgleich oft mit Gurgeltönen, wie z. E. bei dem Worte dalmachan, verbunden. Sie blieb ſich in ihren Ausdrücken für das, was ſie in ihr ſagen wollte, ganz konſequent, ſo daß Menſchen, die längere Zeit um ſie waren, ſie nach und nach verſtehen lernten. Sie ſagte öfters: in dieſer Sprache könnte ſie ihre innerſten Gefühle ganz ausdrücken und ſie müſſe, wenn ſie etwas deutſch ſagen wolle, es erſt aus dieſer ihrer innern Sprache übertragen; ſie denke dieſe Sprache aber nicht mit dem Kopfe, ſie komme eben ſo aus ihr hervor, es ſey keine Sprache des Kopfes, ſondern eine des innern Lebens, das von der Herzgrube ausgehe. Daher konnte ſie auch Namen, Würden u. ſ. w., die ſie in jener Sprache nicht fand, auch nur ſchwer oder gar nicht ausſprechen, und ſie mußte ſich in dieſem Falle jener nach der Außenwelt gehenden Zahlen bedienen, in die ſie jene Worte übertrug.

Sie konnte ſie nur im halbwachen Zuſtande ſprechen und ſchreiben, im wachen wußte ſie von dieſer Sprache durchaus nichts. Auch nur während ſie ſie ſchrieb, wußte ſie die Bedeutung der Worte, blieb ſich aber in deren Schreibung immer völlig konſequent.

Sollte das Wort für eine Sache in dieſer Sprache aus ihr hervorgehen, ohne daß es innere Anregung war, wenn man ſie bloß darnach fragte, ſo mußte ſie die Sache vorher anſehen und dann löste ſich aus ihr das Wort. Sie ſagte dann: in dieſem Worte liegt nun auch zugleich Werth und Eigenſchaft dieſer Sache, was im gewöhnlichen Worte nicht liegt. So gab ſie auch Perſonen in dieſer ihrer innern Sprache Namen, in denen dann zugleich Werth und Eigenſchaft der Perſon lag. So hieß ihr z. E. der Name Lunelachan: „Dein Geiſt iſt

ruhig und still, deine Seele ist zart, dein Fleisch und Blut ist stark, leicht brausen die beiden wie die Wellen im Meer, dann spricht das Zarte in dir: komm und beruhige dich!"

Sprachkenner fanden in dieser Sprache auch wirklich hie und da den koptischen, arabischen und hebräischen Worten ähnliche Worte. So gebrauchte sie für Hand den Ausdruck Bjat. Bi, oder vielmehr pi, ist aber im Koptischen, Altägyptischen der Artikel der, die, das. Jat ist hebräisch und heißt Hand. Der nämliche Fall scheint mit pi jogi, Schafe zu seyn. Das Wort Elschaddai, das sie öfters für Gott gebrauchte, heißt im hebräischen der Selbstgenügsame, oder Allmächtige. Das Wort dalmachan scheint arabisch zu seyn. Die Redensart bianachli, die sie allein auf ihrem Lebensringe noch auszusprechen wußte, und auf dem Sonnenringe mit widrigem Gefühl übersetzte, heißt nach dem Hebräischen: „ich bin in Seufzen."

Ich setze noch folgende Worte und Redensarten aus dieser ihrer innern Sprache hieher: Handacadi — Arzt. Alentana — Frauenzimmer. Chlann — Glas. Schmado — Mond. Nohin — nein. Nochiano — Nachtigal. Bianna sina — vielfarbige Blume. Moï — wie. Toi — was. O pasqua non ti bjat handacadi — willst du mir nicht die Hand geben, Arzt? O mia criss — ich bin. O mia dā — ich habe. Un — zwei. Jo — hundert. Quin — dreißig. Bona finto girro — man soll fortgehen.

Girro danin chado — man soll dableiben. Optini poga — du mußt schlafen. Mo li arato — ich ruhe. O minio pachadastin — ich bin eingeschlafen.

Poxi anin cotta — der Ring wird voll. Elohim Majda Djonem — gebrauchte sie in ein Amulet und steht auf der Tabelle mit ihren Schriftzeichen geschrieben.

Die Schriftzeichen dieser Sprache waren ihr immer mit Zahlen verbunden. Sie sagte: „will ich diese in mir liegende Sprache schreiben, ohne dadurch etwas Tieferes, etwas das mich recht innig angeht, auszudrücken, so schreibe ich sie ohne Zahlzeichen, aber ich brauche alsdann längere Worte

und muß mehr Häkchen machen. Das Wort, zu dem ich kein Zahlzeichen setze, ist mir von weniger Bedeutung, es drückt wohl das Wort aus, aber ohne tiefern Sinn. Gott ohne Zahlzeichen heißt mir schlechtweg nur Gott, aber mit Zahlzeichen drückt es mir das ganze Wesen Gottes aus, es wird durch die Zahlen gleichsam erleuchtet, man wird in seine Tiefe eingeführt. Die Zahlen ohne Schriftzeichen sind mir im Grunde heiliger als die Worte, aber zu unbedeutendern Sachen braucht man keine Zahl, zum ganzen Vollständigen aber muß ich mich der Schriftzeichen in Verbindung mit den Zahlen bedienen."

Ein vollständiges A B C von dieser Sprache konnte sie nicht angeben. Sie sagte: es sey oft ein einzelner Buchstabe auch zugleich ein ganzes Wort. Einzelne Buchstaben sind auf der Tabelle bemerkt. Jeder Buchstabe aber war ihr auch gleichsam eine Zahl, aber eine andere unbedeutendere, die erst durch andere darüber und darunter gesetzte erhöht werden mußte. Sie hatte öfters im schlafwachen Zustande gesagt, daß eine ähnliche Sprache auch die Geister sprechen, ja, sie sprach einigemal mit ihnen wider ihren Willen, als wäre sie im somnambülen Zustande in dieser Sprache. Sie sagte im ganz schlafwachen Zustande: „Obgleich die Geister die Gedanken lesen und keine Sprache nöthig haben, so gehört diese Sprache doch zur Seele, die Seele nimmt sie hinüber, weil die Seele den Menschen regiert und dort seinen Körper bildet. Sie sprechen sie immer nur nach ihren Geisteskräften; denn es geht doch immer stufenweise auch dort. Mit der Seele geht diese Sprache über, wenn sie für den Geist einen schwebenden Körper bildet." (Hierüber siehe das Weitere unten.)

Erklärung der Tabelle ihrer innern Schrift.

(S. Taf. 5.)

1. Einzelne Buchstaben.
2. Gott mit und Gott ohne Zahlzeichen.
3. Vater mit und Vater ohne Zahlzeichen.
4. heißt: dein denke ich ewig.
5. Segensvoll werde mein Jahr!
6. unerklärt gebliebene Schrift.
7. heißt: hilf mir aus meinem Jammer!
8. und zwar Wort 1) heißt: deine Wege der Wahrheit, 2) und der Liebe, 3) Güte und Größe, 4) sind unerforschlich, 5) o Jehovah! 6) und 7) wunderbar ist dein Rath, 8) und 9) heilig und kräftig 10) ist deine Stärke durch deinen 11) Sohn, 12) den du uns 13) gegeben hast. 14) Du hast uns 15) durch ihn erlöset, 16) ewig Hallelujah.
9. 1) Keine Stunde, 2) o Herr! 3) soll an mir 4) vorbeigehen, wo ich 5) dir nicht danke.
10. Heißt: mein Freund, du hast Vieles an mir gethan.
11. Ist ein magisches Wort, dessen sie sich zu einem Amulete bediente, und das in ihrer Sprache: Elohim Majda Djonem heißt.
12. 1) aus der Tiefe deines Innersten 2) strömt hervor 3) was war 4) und was ist: 5) Heiligkeit und Wahrheit. 6) Liebe gegen den Nächsten und Tugend, 7) Sünden, 8) Reue 9) und Vergebung.
13. Ich lebe.
14. Welt.
15. Bianachli steht auf dem Lebensringe und heißt: ich bin in Seufzen, oder wie es auf dem Sonnenringe ausgedrückt ist: widriges Gefühl.
16. heißt Ungeduld.
17. heißt lichna.
18. ist ihr Name.
19. Posi anin cotta, oder der Ring ist voll.

20. Gib mir Troſt, denn meine Zeit iſt um.
23. unerklärt gebliebene Schrift.
24. mein Ehegatte. (Der übrigen Zeichen Bedeutung ſiehe unten.)

Die innern Zahlen.

(S. Tabelle 6.)

Schon in frühern magnetiſchen Schläfen äußerte ſich Frau H., daß im innern Leben Alles Zahl und Berechnung ſey. Sie rechnete immer, am meiſten in den Krämpfen, die ſelbſt ihre Zahlen hatten. Was ſie hierüber nach ihrem ſogenannten Erwachen angab, iſt ſchon angeführt und wiederhole ich nicht.

Zur Vervollſtändigung deſſelben aber gebe ich hier Bild und Weſen ihrer innern Zahlen, wie ſie dieſelben fühlte und ſie nach ihrem ſogenannten Erwachen für die Außenwelt (wenn auch wahrſcheinlich nur unvollſtändig) ſelbſt mittheilen konnte.

Eine Anſicht derſelben iſt auf beiliegender Tabelle 6. gegeben.

Dieſe Zahlen theilten ſich in verſchiedene Reihen, und ſie konnte hauptſächlich von zweien Auskunft geben, nämlich von der Reihe (Nr. 1. 2. und 3.), mit der ſie in die Außenwelt rechnete, und von der Reihe (Nr. 4. a. und b.) mit der ſie in ihr Inneres rechnete. Auch dieſe Zahlen werden, wie die Worte ihrer innern Sprache, und wie die Sprachen des Orientes, immer von der Rechten zur Linken geleſen. Mit dieſen Zahlen Nr. 1. konnte ſie nur bis auf 700 rechnen, aber dann bis auf 7000, was ſie als das Maximum ihrer magnetiſchen Grundzahl angab, wenn ſie ihnen Punkte und Striche beifügte und dadurch aus ihnen andere Ziffern machte, wie die Zahlen Nr. 2. zeigen, das ſolche höhere Zahlen für die Außenwelt ſind und die hier zugleich als Erklärung der Zahlen für jeden Monat im äußeren Kreiſe des Sonnenringes (es ſind eben dieſelben) dienen können.

Als Beispiel eines Zahlenausdruckes mit der Zahlenreihe Nr. 1. diene z. E. 5 1 ⅂ ⅂ ⅂̇ ⅂̇ ⅂̇ welches gleich 2 8 3 ist, nämlich:

$$\begin{array}{rcr} \dot{\top} & = & 100. \\ \dot{\top} & = & 100. \\ ⅂\,\dot{⅂} & = & 61. \\ 1\,⅂ & = & 17. \\ 5 & = & 5. \\ \hline & & 283. \end{array}$$

Allein dieser Zahlen, die sie in die Außenwelt bedurfte, bediente sie sich auch, um Namen und Worte, die sie nicht in ihrer Natursprache fand, namentlich konventionelle, in ihrem somnambülen Zustande herauszubringen, und sie wurden in ihr dem deutschen A B C so zugetheilt, wie Nr. 3. zu sehen ist. So übersetzte sie z. B. den Namen Carl in ihrem Innern also:

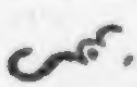
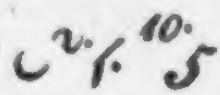
1 ꟻ 1 0

L M A C

Diese Zahl 1 ꟻ 1 0 kürzte sich ihr aber ab und zwar so:

$$\left.\begin{array}{rcr} 0 & = & 10. \\ ꟻ & = & 37. \\ 1 & = & 1. \\ 1 & = & 1. \end{array}\right\} 49.$$

Und diese Zahl veränderte sich ihr wieder in 5 2 nämlich $\angle = 44 + 5 = 49$. Die Zahl 49 drückte sich ihr aber dann auch in einem Zeichen aus, das Carl hieß, nämlich also:

 , dieß ist zusammengesetzt aus 

Einer andern Zahlenreihe bediente sie sich aber für Berechnungen, die nicht in die Außenwelt, sondern in ihr inneres Leben gingen, deren Aussehen von dem der eben benannten Zahlen sehr abwich, ein mystischeres war. Sie finden sich auf der gleichen Tabelle unter Nr. 4. a. und b., und dieß sind diejenigen Zahlen, die mit ihrer innern Schriftsprache in tiefer Verbindung stehen und immer den Worten zur Erhöhung und Erleuchtung beigegeben wurden. Außer dieser Zahlenreihe schien aber in ihr noch eine viel tiefere und höhere zu liegen, deren Offenbarung aber nicht in ihrer Macht lag. Ich weiß darüber nur Folgendes. Sie beschäftigte sich einmal, um ihren Namen in eine Zahl überzusetzen, als sie plötzlich äußerst erschüttert wurde und in Thränen ausbrach. Ich fragte sie um die Ursache, und sie sagte mir: „als sie sich so beschäftigt habe, ihren Namen in eine Zahl überzusetzen, sey ihr plötzlich ein viel tieferes inneres Zahlengeheimniß aufgegangen, wodurch sie, ohne ihren Willen, in ihrem Namen sogleich auch Zahl und Stunde ihres Todes gefunden, aber nun schon wieder, zu ihrem Glück, verloren habe. Sie könne mir nur noch davon diese zwei Zahlen hinsetzen. Die Bedeutung der einen sey zur rechten Hälfte Leben, zur linken Tod. Sie findet sich auf der Tabelle unter Nr. 5. Durch einen Strich, den ich durch die Hälfte der einen Zahl machte, bezeichnete ich den Scheidungspunkt, bis wohin sie Tod und bis wohin sie Leben bedeutet.“ Ich sagte ihr, daß ich nie glauben werde, daß es möglich sey, sich oder Andern aus dem Namen die Zeit des Todes herauszurechnen, da sagte sie ganz ernst: „Sterben Sie nur einmal, und dann werden Sie sehen, daß das möglich ist.“ —

Eine Probe von der täglichen innern Rechnung.

(S. Tabelle Nr. 7.)

Die Tabelle 7. gibt uns eine Anſchauung ihrer täglichen innern Rechnung, wo ſie ſagte: „Alles auf jeden Tag, Stunde und Sekunde hinaus bekommt ſeine Zahl, und dieſe Zahl iſt zugleich Wort. Es wird im Innern die Zahl geſetzt, ohne daß ich es weiß, auch wenn ich wache. Die Zahl ſetzt ſich ſelbſt. Dieſe Zahlen werden dann im Innern alle Abend 7 Uhr zuſammengezählt und jeden Tag notirt, und am Ende des Monats wird Alles was gut und ſchädlich war, zuſammengezählt und abgezogen und wieder notirt. Was nun Widriges in dem Monat übrig iſt, wird immer in den nächſten Monat mitgenommen, ſo auch das Gute, wofern es das Widrige überſteigt u. ſ. w.

Alle 7 Jahre, wo bei mir ein Stufenjahr eintritt, und die 7 Sonnenkreiſe abfallen, wird dann ihr ganzer Inhalt mit Einer Ziffer auf Einen Punkt geſetzt, in der dann alle Stunden, Minuten und Sekunden enthalten ſind, und dieſer Punkt oder dieſe Ziffer wird dann auf den neuen Cyklus von 7 Jahren übergetragen. So kann man nach dem Tode in Einer Zahl das ganze Leben überſchauen.“

Was ihr nun ſowohl in körperlicher als geiſtiger Hinſicht den Tag über begegnete, das bekam im Innern Zahl und Wort, und darüber wurde alle Abend 7 Uhr, wo ſie in ihre magnetiſchen Kreiſe einging, Rechnung gehalten.

Die hier gegebene Probe erſtreckt ſich aber nur auf das Körperliche, und zwar vom 18ten bis 30ſten November 1827.

Als ſie Abends den 18ten November gegen 7 Uhr Krämpfe gehabt und aus dieſen zu ſich gekommen war, ſagte ſie, „ſie ſehe die Zahlen, die ſich heute in ihrem Innern geſetzt, es ſey ihr, als wären ſie während des Krampfes zuſammengezählt worden. Bis heute zähle ſie die Zahl 110, ſey nun 3 Tage in der Zehenzahl in der andern Hälfte des Monats; und in dieſen 3 Tagen habe ſie gerade einen Zehner

ner Ueberſchuß. Die 100 kommen ſeit ihrem Erwachen her und werden nun alle Tage hinausgeſchoben und mitgezählt.

In zwei Zwiſchenräumen von Krämpfen zählte ſie heute die Zahl 32. Die Zahlen ſetzten ſich immer in einzelnen Zahlen, z. E. 32 ſo: 9. 5. 6. 5. 6. 1, aber in ihren innern Zahlzeichen, wie ſie auf der Tabelle bemerkt ſind. Davon ließ ſie 10 als Ueberſchuß zu den 100 ſetzen. Am 19ten Abends ſetzten ſich nach Krämpfen die Zahlen 9. 9. 3. 1 oder 22.

Am 20ſten ſetzten ſich die Zahlen: 3. 7. 4. 5. 9. 3. 9. 2. 1. 2 oder 45, und ſie ließ auf den morgenden Tag zu dem Hunderter die Zahlen: 10. 9. 5 oder 24 als ſchädlichen Ueberſchuß übertragen.

Sie ſagte, 21 Zahlen ſeyen die wohlthätigen, Eine dürfe man ohne Nachtheil verlieren, was aber über 22 ſey, das ſey der ſchädliche Ueberſchuß und müſſe immer nachgetragen werden. Daher zog ſie immer von der Summe der Zahlen, die ſie am Abend zuſammenrechnete, 21 oder 22 ab und trug dann das was übrig blieb, als ſchädlichen Ueberſchuß auf den andern Tag über, wie z. E. jetzt in den folgenden Tagen.

Am 21ſten ſetzten ſich die Zahlen: 4. 5. 2. 9. 10. 6. 3. 6, und es wurden 24 übergetragen.

Am 22ſten ſetzten ſich die Zahlen: 4. 5. 8. 10. 7. 2. 3 = 39, und es wurden 17 übergetragen.

Am 23ſten ſetzten ſich die Zahlen: 6. 6. 3. 4. 9. 2. 10. 5. 2. 6. 6. 2. 6 = 67. Uebertrag 45.

Am 24ſten die Zahlen: 9. 2. 4. 6. 1. 9. 5 = 36. Uebertrag = 14.

Am 25ſten 5. 8. 3. 7. 2. 4. 6. 6. 5 = 46. Uebertrag 24.

Am 26ſten 9. 5. 4. 7. 2. 8. 10. 4. 5. 1. 3. 2. 6. 2. 6. 2 = 76. Uebertrag 54.

Am 27ſten 3. 2. 7. 4. 2. 4. 6. 3. 9. 2. 2. 6. 9. 10. 3. 6. 2 = 80. Uebertrag 58.

Am 28sten 6. 5. 9. 2. 10. 6. 3. 6. 2. 1. 7. 5. 2. 3. 2. 5. 2. 1 = 77. Uebertrag 55.

Am 29sten 4. 2. 5. 2. 3. 2. 7. 2. 3. 5. 6. 2. 9. 6. 2. 7. 6. 6. 2 = 81. Uebertrag = 59.

Am 30sten 5. 4. 2. 3. 9. 1. 2. 7. 5. 9. 2. 4. 9. 2. 5. 3. 2. 6. 7. 9. 5. 6. 2. 1. 6. 3. 6 = 125. Uebertrag = 103.

Die Summe des schädlichen Ueberschusses von diesem ganzen Monat aber betrug 565. Mit diesen Zahlen in Verbindung setzte sich zugleich auch jeden Abend das Wort für den Tag, was sie aber nur bei den Tagen 23. 25. 26. 27. 28. 29. November anzugeben fähig war.

Sie sagte hierüber auch noch: „die Zahlen, die mir von einem ganzen Sonnenmonat schädlich waren, werden immer bei Anfang eines neuen Monats auf den nächsten Tag in diesen übergetragen, und an jedem Tag die schädliche Zahl dazu gezählt und übergetragen, bis der Monat ein Ende hat, dann wird die ganze große Zahl vom ganzen Monat in den Sonnenkreis gesetzt, und ist dann der Lebenskreis abgelaufen, so werden dann die Zahlen vom ganzen Jahr eingetheilt und berechnet, wie viele Stunden es sind, und wie viel Tage verloren gingen. Diese Tage verliere ich im Lebensringe zuerst. Da aber der Lebensring kein Ende nimmt, so gehen die Tage hier nicht ab, sondern bloß im Sonnenkreise, in diesem werde ich um so viel Tage verkürzt und muß um so viel bälder sterben.

Wie aber für das Leibliche, so wird auch für das Geistige im Innern Zahl und Wort gesetzt und täglich übergetragen, und es überschaut der Mensch einmal in Einer Ziffer sein ganzes Leben.“

Das Schauen.

Ueber das Schauen drückte sich die Seherin mit Hinweisung auf jene Kreise also aus:

„Der Sonnenzirkel (Kreis) ist die Welt, unser Sonnenkreis, und diesen hat jeder Mensch in sich auf dem Lebenszirkel (Kreis) der Seele. Wie im Sonnenzirkel diese

Welt liegt, so liegt im Lebenszirkel eine ganz andere höhere, daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höhern Welt liegen. Im Schauen tritt der Geist aus dem Lebenszirkel (Lebenskreis) heraus und in das Centrum des Sonnenkreises hinein, und da ist dann dasjenige Schauen, was die Menschen fassen und begreifen können, dem Menschen aber jetzt dunkler wurde, als es ihm ehemals war. Hier schaut der Mensch dann die Welt, in der er ist, in ihrem eigentlichsten Wesen, ohne Schleier und Scheidewand zwischen ihm und den Dingen, welcher Schleier und Scheidewand sich sonst zwischen ihn und dieselben stellt. Schaut der Geist länger in dieses Centrum des Sonnenkreises, so schaut er, aber nur wie ein Blitzstrahl, zugleich von diesem Centrum auch in das Centrum des Lebenskreises. Dieses letztere Schauen nimmt der Geist mit sich in seinen Sitzpunkt im Lebenszirkel und trägt es aber dann in diesem, ohne es aussprechen zu können, ohne Bewußtseyn, nur wie eine Ahnung da in sich. Dieses Schauen, das viel tiefer ist, als das bloß im Centrum des Lebenszirkels, das der Geist wohl auffassen, aber nicht von sich geben kann, hat der Geist nur, wenn er in den Sonnenzirkel geht und von dem Centrum desselben in das Centrum des Lebenszirkels, sein eigenes Centrum, sieht, er hat es nie bloß in seinem Centrum. In diesem seinem eigenen Centrum sieht er wohl nichts Anderes, als eine andere höhere Welt, die wir nicht begreifen und nicht fassen, die der Mensch aber eben so im Lebenszirkel in sich trägt, wie er die Welt, in der er lebt, im Sonnenzirkel in sich trägt. Daher in jedem Menschen, wie schon gesagt, die Ahnungen von einer solchen höhern Welt. Ein Somnambüle kann kein anderes Schauen aussprechen als dasjenige im Centrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, aufs Mittelreich, das in unserm Luftraum ist u. s. w. Das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels hat noch keine Somnambüle ausgesprochen.

Bei der Trennung des Geistes von der Seele im Tode (Siehe unten über Trennung des Geistes im Sterben) könnte es der Geist der Seele noch aussprechen, wäre er nicht so unmächtig gemacht."

Trennung des Geistes im Sterben.

Zur Zeit, als die Seherin jenen Strich nur einen Tag vor sich voraus hatte und dann auch nicht weiter als einen Tag vorausschauen konnte, kam sie hie und da in einen magnetischen Zustand, wo sie nachher sagte: „Ich ging durch den Sonnenring und den unter ihm liegenden Lebensring hindurch, unter dem Ringe heraus und dann auf der andern Seite jenes Striches, den ich wie einen Schlagbaum auf mir liegen fühle, wieder über dem Sonnenringe, wodurch ich den Strich umging, hinein, und dann konnte ich die Tage sehen, die nach diesem Striche liegen. Dieser mein Austritt unter dem Sonnenringe ist aber immer ein Sterben, und so ist es im Tode. Bin ich gesund und trete ich aus dem Ringe einmal ins rechte Leben heraus, so trete ich über dem Ring, nicht unter dem Ring heraus.

Bei einem solchen Austritt von unten ist mein Geist weder in der Herzgrube noch im Gehirne, er ist dann geschieden von der Seele und weiß gar nichts, als daß der Körper mit der Seele daliegt. In diesem Zustande sprechen Geist und Seele mit einander wie zwei verschiedene Personen. Von der ganzen übrigen Welt weiß aber da der Geist gar nichts, einzig nur von sich selbst, alles Uebrige geht ihn nichts an.

Der Geist kann sich da auch von gar nichts Geistigem unterhalten, sondern nur von dem ihn selbst angehenden Körper, weil er von allem Andern nichts weiß. In diesem geschiedenen Zustande (und ich meine, daß in einem gleichen simpelhafte Personen seyen) könnte der Geist z. E. fragen: was ist das? und die Seele antwortete: mein Arm, mein Kopf, und dergleichen.

Der Geist, der sich jetzt von Seele und Nervengeist geschieden, ist geschwächt und leer und ohne Einfluß, ohne die mindeste Verbindung mehr mit ihnen. Die Erfahrung einer solchen Trennung des Geistes von der Seele habe ich in Momenten dieses magnetischen Zustandes, aber ich weiß, daß die gleiche Lage, das gleiche Streben des Geistes auch im Momente des Todes statt hat. In diesem Momente tritt der Geist auch so heraus ohne Seele und Nervengeist. Er tritt da durchs Centrum des Sonnenkreises, mitten durch den Lebenskreis, durch die Seele hindurch und heraus.

Dieses Durchgehen durch die Seele findet beim Geiste sonst nie bei seinem Heraustreten statt, als im Sterben und in jenem besondern magnetischen Zustand, den ich mit dem Sterben vergleiche. Durch dieses Durchgehen durch die Seele geht alsdann im Geiste etwas Besonderes vor, was macht, daß er dann so unmächtig ist. Was dieses ist, fühle ich, kann es aber nicht aussprechen. Tritt nun der Geist so hinaus, so kann er nicht in sein magnetisches Centrum, weil der Sonnenkreis abfiel, und ohne die Seele auch nicht in den andern Zustand. Der so herausgetretene Geist ist dem Sterbenden nahe und ferne, es findet für ihn kein Raum statt. Er weiß nun wohl noch, daß die Seele zu ihm gehört, hat aber nicht das Vermögen, sie an sich zu ziehen, kann nichts dazu thun, muß nur warten. In diesem Augenblick weiß der Mensch auch nicht, was ferner geschieht. Das jetzt Kommende ist ihm verborgen und in diesem Moment kann er sich auch nicht aussprechen. Der Geist steht nach dieser Trennung auch deßwegen so unmächtig da, damit kein Weiterschauen desselben ins Künftige statt finde, das er der Seele mittheilen und diese aussprechen könnte, was nun einmal nicht seyn soll. Daß Menschen um die Zeit des baldigen Sterbens (aber nicht im Moment des Sterbens, von welchem hier allein die Rede ist) oft schon sagten: sie wissen nun gewiß, daß ein anderes Leben sey und dergleichen, kommt daher: daß in dieser Zeit die Seele vom Gehirne und seinen Einrichtungen getrennt

wird, welches ihnen im Leben, als die Seele noch in ihnen war, die in sie von der Natur eingepflanzte Hoffnung und Aussicht verdunkelte (wegstritt), welches Eingepflanzte aber nun nach der Scheidung der Seele vom Gehirne wieder klar in ihr hervortritt.

Hat nun der Geist sich losgemacht, so tritt in der Seele der unwiderstehliche Trieb ein, sich auch zu lösen, sie fühlt, daß sie ohne den Geist nicht mehr seyn kann, sie muß heraus, und dieß ist nun ihr einziges Geschäft. Der Mensch kann da sprechen, aber verwirrt. Alle Kräfte wollen nun herrschen, weil der Geist sein Reich verlassen. Dieß ist ein Moment großer Verlassenheit; denn der Geist, bleibt er der Seele gleich nahe, kann auf sie nicht einwirken, und die Seele ist auch nicht mehr mit ihm, sondern nur mit dieser Ablösung beschäftigt. Dieß ist der Moment des Todeskampfes, wo aber, statt des nun unmächtigen Geistes, selige Geister der Seele beistehen. Diese Lösung der Seele vom Leibe geschieht auch schneller oder langsamer (bei natürlichem Tode), je nachdem die Seele sich vom Irdischen schwerer oder leichter losmachen kann.

Im Momente, wo diese Lösung geschah, nicht früher, suchen und vereinigen sich nun Geist und Seele mehr oder weniger: denn wenn die Seele das Wäste, was an ihr ist, vollends ablegte, ist sie so rein wie der Geist, sie ist seine Hülle, aber als der allerreinste Lichtstrahl. In diesem Momente steht dann auch dem Geiste das vergangene Leben in Einer Zahl und Wort da, und ist er am Orte seiner Bestimmung nach dieser Zahl und Wort."

Vom Nervengeist.

Die Seherin drückte sich zu verschiedenen Zeiten über das das Geistige auf den Nerven, was sie Nervengeist nannte, also aus:

„Es kommt mir vor, sagte sie schon bei Erklärung ihres Sonnenkreises, als sey auf den Nerven, in dem Umkreis, wo

ich jenen Ring fühle, noch etwas, das höher als Nerve iſt, das mir das Gefühl von jenem Ringe gibt, und das ich Nervengeiſt nennen möchte.“

„Durch dieſen Nervengeiſt“, ſagte ſie ſpäter, „iſt die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Welt verbunden. Bei mir wird der Nervengeiſt ſo leicht von der Seele und den Nerven loſe, und dieß macht hauptſächlich meinen ungewöhnlichen Zuſtand. Dieſer Nervengeiſt geht mit der Seele (iſt ſie nicht ganz die reine eines Seligen) nach dem Tode über und iſt unzerſtörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätheriſche Hülle um den Geiſt. Er iſt nach dem Tode noch eines Wachsthumes fähig, und durch ihn bringen die Geiſter des Zwiſchenreiches, in Verbindung mit einem beſondern Stoffe, den er aus der Luft anzieht, Töne hervor, durch die ſie ſich den Menſchen hörbar machen können, auch ſind ſie durch ihn im Stande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, ſo daß ſie alſo ſolche von der Stelle zu rücken oder zu heben, zu werfen u. ſ. w. fähig ſind, auch vermögen ſie durch ihn ſich dem Menſchen fühlbar zu machen. Ein Menſch, der in einem ganz reinen, ſeligen Zuſtande ſtirbt, das aber nur wenigen Menſchen wird, nimmt dieſen Nervengeiſt nicht mit hinüber, bei dieſem bleibt er, aber auch unzerſtörbar, im Körper zurück, und bildet alsdann nach der allgemeinen Auferſtehung, wo er ſich mit der Seele wieder vereinigt, den neuen, reinen, ätheriſchen Leib. Selige Geiſter, denen dieſer Nervengeiſt nicht anhängt, können ſich nicht hörbar machen, ſpuken nicht. Unſelige Geiſter ſind dieß am meiſten zu thun fähig. Je reiner des Verſtorbenen Seele wird auf höhern Stufen des Zwiſchenreiches, deſto mehr verliert ſie dieſen Nervengeiſt, der immer wieder zur Erde kehrt.“

Bemerkungen über diese Kreise und über einige sonstige Eröffnungen der Seher n.

Bei all diesen hier niedergeschriebenen Eröffnungen unserer Seherin bediente ich mich immer ihrer eigenen Worte, sie sind ganz ihr Eigenthum und enthalten nicht den mindesten Zusatz, weder von mir noch von Andern. Nachdem ich sie nun so treu mit ihren Worten gegeben, sey mir erlaubt, besonders auch über jene Kreise und was in ihren Bereich gehört, meine eigenen Ansichten und Erklärungen in Folgendem auszusprechen.

1. Der Sonnenkreis und der Lebenskreis.

Betrachten wir diesen sogenannten Sonnenkreis zuerst nur in individueller magnetischer Beziehung, so sehen wir, daß er hauptsächlich verschiedene Zustände in Hinsicht auf das magnetische Leben bezeichnet, in welchem Tieferes als im wachen Leben aufgeschlossen ist. Was über den äußern Ring fällt, wäre dann natürliches Wachen und Hinausgehen in die Sinnenwelt. Der Ring selbst bezeichnete den Umfang des Gefühllebens, welches dann, gesteigert durch den Magnetismus (der durch die blaue Wellenlinie bezeichnet ist), in den zweiten Ring, als den ersten Grad des Somnambulismus, überging. Zwischen diesem Ring und dem weiter gegen die Mitte zu liegenden läge das Hellsehen und der Aufgang der Geisterwelt. Auf dem gegen die Mitte liegenden größern Ringe, dem Traumringe, lägen kleine Kreise welche Zahlen enthalten, womit die magnetischen Kreise alle berechnet werden.

Innerhalb der Sterne wäre die stärkste Konzentration der Seele, aus welcher alle die Verordnungen und Divinationen hervorgingen. Jene Sterne und der Ring, der der Seherin der Mond zu seyn scheint, sind ihr zugleich die Wohnung der Halbseligen, während ihr ein Traumring das Thierseelenreich, das Zwischenreich aber, nämlich die Wohnung der noch unseligen Geister, in jenem Traumringe, doch höher als das Thierseelenreich und in jenem großen Ringe erscheint. In der Tiefe jenes Mittelpunktes aber, durchschauend durch die-

sen Sonnenkreis in das Centrum des Lebenskreises (den Sitz des Geistes), geht ihr die Gnadensonne auf, ist ihr die Wohnung der Seeligen und der Urborn alles Lebens, wo sie unaussprechliche Dinge schaute, die noch keine Menschenzunge, und somit auch sie nicht, zu sagen vermochte.

Eine allgemeinere und tiefere Bedeutung erhält aber dieser Kreis dadurch, daß die Seherin sagt: „der Sonnenzirkel ist unser Sonnenkreis, und diesen trägt jeder Mensch in sich auf dem Lebenszirkel, der Seele.

In den Zuständen des Innern, und namentlich im magnetischen Zustand, werden dem Menschen mehr oder weniger diese Kreise, oder was in ihnen liegt, offenbar, gehen sie auch nicht immer in dieser Klarheit und diesem gerundeten Bilde auf."

Den Lebenszirkel, der ihr die Seele ist, legte sie auch unter den Sonnenkreis, so daß dieser Sonnenkreis auf ihm gleichsam als in einem Spiegel erscheint, und das ist, was schon van Helmont und was auch Leibnitz aussprachen: „die Seele ist ein Spiegel des Weltalls."

Offenbar ist dieser Sonnenkreis der Seherin das dem Menschen eingeborne Sonnensystem, der Kreis der den Menschen hier hauptsächlich angeht und mit dem er hier in inniger Naturverbindung steht.

Der zweite leichtere, geistigere Kreis, auf dem der Sonnenkreis sich spiegelt, ist der Seherin der Kreis der Seele und des Geistes, dem sie im Centrum desselben seinen Sitz anweist. So lange Seele und Geist an diesen Körper, und damit auch an den in ihm liegenden Sonnenkreis gebunden sind, stehen sie mit ihm in einem besondern Wechselverhältniß, in einem Naturnexus, welchen der Geist, wenn er (im Schauen) in das Centrum des Sonnenzirkels tritt, hauptsächlich inne wird.

Da erblickt der Geist alsdann die Welt in allen ihren Gesetzen, Gleichungen und Proportionen, welche allen in Raum und Zeit eingebildeten Dingen eingepflanzt sind, oder, mit andern Worten: es geht ihm da ein Erkennen unsers

Sonnensystems mit allen seinen auf die Dinge und den Menschen Bezug habenden Verbindungen und Einflüssen auf. Alles Typische dieses Sonnensystems, die ganze Mathematik seiner Natur, das in sie eingepflanzte Zahlenverhältniß, wird ihm da mehr oder weniger offenbar und er findet dessen Beziehung und Anwendung auf alle Dinge und auch auf seine Hülle, den Leib.

„Hier schaut", sagte die Seherin, „der Mensch dann die Welt, in der er ist, in ihrem eigentlichsten Wesen, ohne Schleier und Scheidewand, zwischen ihm und den Dingen, welcher Schleier und Scheidewand sich sonst zwischen ihn und dieselbe stellt. Aber dieses Schauen ist dem Menschen jetzt dunkler geworden, als es ihm ehemals war."

Dieses Schauen wurde dem Menschen dunkel, als er aus den Centris seiner Kreise wich. Nun versteht der Mensch die Natursprache der Dinge nicht mehr, Zahl und Namen ging ihm verloren, und er muß sich mit mühsamen Experimenten abgeben, um nur ein Bißchen von ihren Eigenschaften herauszufinden. Wären wir noch in jenen Centris, so würden wir mit dem Namen des Dings die Zahl und mit der Zahl die Eigenschaft und den Werth desselben, im allgemeinen Naturzusammenhang durchschauen, wie unsere Seherin im magnetischen Zustande die Eigenschaften der Dinge schon bei der Berührung durchfühlte und dem Dinge aus ihrer Natursprache einen seinen Werth und Eigenschaften umfassenden Namen schöpfte.

Wenn Schubert sagt: „das was bei uns Wissenschaft ist, war in jener ältesten Zeit mehr Offenbarung eines höhern Geistes an den Menschen", so heißt das nach unserer Seherin: „es war einmal der Geist des Menschen auch im gewöhnlichen Leben fähig, in das Centrum des in jeder Menschenseele liegenden Sonnenkreises zu treten und die Welt in der er war in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand zwischen ihm und den Dingen zu schauen, welches Schauen ihm später, als er immer mehr und mehr aus jenen Centris wich, verloren ging, ihm jetzt aber nur noch einzeln in magnetischen

und andern Zuſtänden, wo der Geiſt wieder in jene Mittelpunkte kehrt, hervortritt.“

Daher kommen wohl auch all die nur aus einem innigen Erſchauen der tiefſten Naturverhältniſſe und der wahrſten Eigenſchaften der Dinge hervorgehenden Ausſprüche und Verordnungen Schlafwacher, und das auf jede andere Art unerklärliche Wiſſen alter Völker. So hat das Zeitmaß des Hellſehens Analogie mit uralten Zahlenſyſtemen, namentlich mit den Zahlen, die in den Büchern Moſis ſo oft vorkommen, und auf religiöſe Gegenſtände angewandt, als heilige Zahlen erſcheinen z. B. 3. 7. 40, ferner Aehnlichkeit, mit denen die Propheten die Zukunft verkündigten, wie z. B. die myſtiſche Zeitrechnung Daniels von den 70 Wochen *). So ſehen wir im höchſten Alterthume namentlich aſtronomiſche Arbeiten, denen nur aus den tiefſten Naturverhältniſſen entlehnte Zahlen, wie wir ſie im magnetiſchen Schauen finden, zu Grunde liegen. Jene aſtronomiſchen Tafeln der Indier, die ſich auf die Schiefe der Ekliptik beziehen, waren ſchon vor mehr als 6000 Jahren genau, und die ſpätern Zeiten haben die Abweichung derſelben von der Wahrheit nicht mehr zu berichtigen vermocht. Uralte indiſche Gedichte ſprachen von den Naturkräften der Pflanzen, von der Bedeutung ihrer Geſtalt und Farben, von dem Geiſte der Steine und Metalle. **)

So ſchreibt ſich jene Lehre der alten Magie offenbar von einer Urzeit her, wo der Geiſt des Menſchen noch mehr dem Mittelpunkt jener Kreiſe zugerückt war. Daher, wie bei Magnetiſchen, in dieſer alten Magie die Erkenntniß der Zeit und Zahl, Werth und Kraft des Gebetes und des lebendigen Wortes. Und ſo zeigte ſich bei unſerer Seherin eine Sprache und Rechnung des Innern, wie nur eine ähnliche in Völkern ſich kund gibt, die die erſten des Menſchengeſchlechts ſind. Gewiß ging das Syſtem alter Philoſophen auch nur aus einer ſolchen innern Naturanſchauung hervor und war wohl Plato

*) Paſſavant Unterſuchung über den Magnetismus. S. 161.

**) G. Schubert Anſichten.

vor Allen in einer ſolchen. Wie große Aehnlichkeit hat das Pythagoräiſche Zahlenſyſtem, ſo viel wir von ihm wiſſen, mit der innern Zahlenmyſtik Schlafwacher und namentlich unſerer Seherin! Wie ſehr werden wir an jene Kreiſe und innere Zahlenmyſtik gemahnt, wenn wir in Plato leſen: „die Seele iſt unſterblich und hat einen arithmetiſchen Anfang, ſo wie der Leib einen geometriſchen hat. Sie iſt das Bild eines überall vertheilten Geiſtes; hat ſelbſt Bewegung und durchdringt von der Mitte aus den ganzen Körper rund herum. Sie iſt aber nach übereinſtimmenden Zwiſchenräumen getheilt und macht gleichſam zwei mit einander verbundene Kreiſe.“ Den einen nennt Plato die Bewegung der Seele (was der Lebenszirkel unſerer Seherin), den andern nennt er die Bewegung des Alls und der Irrſterne (was der Sonnenzirkel unſerer Seherin iſt). „Auf dieſe Art“, ſagt Plato, „iſt die Seele in Verbindung mit Außen geſetzt, erkennt was iſt und beſteht harmoniſch, weil ſie in ſich ſelbſt die Elemente nach einer beſtimmten Harmonie hat.“

So dient nach Plato die Kenntniß der Naturzahlen zur Unterſuchung des Guten und Schönen. Er preist denjenigen glücklich, der die geiſtigen Zahlen verſteht, und den mächtigen Einfluß erkennt, welchen das Gerade und Ungerade auf die Erzeugung und die Kräfte der Weſen hat. „Ohne dieſes Geſchenk der Gottheit“, ſagt er, „kennt man weder die menſchliche Natur noch ihren göttlichen und ſterblichen Theil, noch den Grund der wahren Religion. Die Zahlen ſind die Urſachen der Weltharmonie und der Erzeugung aller Dinge. Wen daher ſeine Zahl verläßt, der verliert alle Gemeinſchaft mit dem Guten und wird allen Unregelmäßigkeiten zu Theil.“

Dieß iſt das Gleiche, was unſere Seherin, die den Plato nicht einmal dem Namen nach kennt, ſagt: „überwiegt das Böſe, das zu thun und zu unterlaſſen im freien Willen des Menſchen ſteht, dieſe Grundzahl, ſo verliert er dieſelbe, und er iſt alsdann dem Böſen und ſeinen Folgen durch eigenen Willen auch völlig anheimgeſtellt.“ Der Sinn der Pythagoräiſchen Zahlenlehre iſt, daß die Zahlen die Elemente aller

Dinge und ſelbſt aller Wiſſenſchaften ſind; er wandte die Zahlen aber auch auf die Geiſterwelt an und löste ſomit Räthſel, die der jetzigen Arithmetik völlig unbekannt ſind. Man vergleiche hiemit ſo manche Aeußerungen unſerer Seherin.

Auch neuere Seher ahneten eine beſondere Zahlenmyſtik in der Natur. „Die Zahlen," ſagt S. Martin, „ſind nichts Anderes als eine Ueberſetzung der Wahrheiten und Geſetze, deren Grundtext in Gott, dem Menſchen und der Natur enthalten iſt." Und Novalis ſchreibt: „es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde: iſt nicht Alles voll von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang?"

Es iſt ſehr zu bedauern, daß jene innere Zahlenmyſtik unſerer Seherin, wie auch die mit ihr verbundene Sprache, ſo ſehr ſie ſich Mühe gab, auch Andere darüber zu verſtändigen, dennoch zum größten Theil für uns verloren ging, oder unverſtändlich blieb, da ſie einzig nur aus innerer Anſchauung hervorging, die wir in äußern Kreiſen Lebende nur ſchwer zu faſſen vermögen.

Auch in Swedenborg, von dem unſere Seherin nicht das Mindeſte weiß, finden wir eine Anmahnung an dieſe Kreiſe. „Daß das Böſe und Falſche", ſagt dieſer Seher, „ſeinen Sitz im natürlichen Gemüthe (in mente naturali, was der Sonnenzirkel unſerer Seherin wäre) hat, kommt daher, daß dieſes Gemüth eine Welt im Kleinen oder im Bilde iſt (in forma seu in imagine mundus), das geiſtliche Gemüth aber (was der Lebenszirkel unſerer Seherin wäre) ein Himmel im Kleinen oder im Bilde (in forma seu in imagine coelum), und im Himmel das Böſe nicht wonen kann. Beide Gemüther ſind in Kreiſe ausgebogen."

So ſetzte unſere Seherin eine Naturwelt in den Sonnenkreis und eine höhere geiſtigere Welt in den Lebenskreis.

Auch dieſer Seher nimmt eine höhere als die uns ſichtbare Sonne (die Gnadenſonne unſerer Seherin) an, wenn er ſagt: „Ueber dem Engelhimmel iſt die Sonne, die eine

Liebe: ſie erſcheint feurig wie die Sonne der Welt. Die Wärme dieſer Sonne gibt den Menſchen und Engeln Willen und Liebe. Das Licht, Verſtand und Weisheit. Was daraus entſteht, heißt geiſtlich. Was aber aus der Sonne der Welt entſteht, heißt natürlich und enthält das Leben. Die Ausdehnung des Lebensmittelpunktes iſt die geiſtliche Welt, die beſteht durch ihre Sonne: und die Ausdehnung des natürlichen Mittelpunkts iſt die natürliche Welt, welche ebenfalls durch ihre Sonne beſteht. Das Feuer der Sonne der Welt oder der Natur kommt aus der Sonne des Engelhimmels her, welches die göttliche Liebe iſt, die zunächſt von Gott ausgeht, welcher ſich in ihrer Mitte befindet."

Eſchenmayer ſchrieb mir nach jenen Mittheilungen der Seherin:

„Es gibt zweierlei Sonnen, Eine, die wir ſehen, die unſern Tag erhellt und Alles ans Licht bringt, aber dafür ſich auf den Kreis unſeres Planetenſyſtems beſchränkt, das nur ein Tropfen des Oceans iſt. Es gibt aber auch eine Centralſonne, die wir nicht ſehen, die uns dunkel läßt, aber eben in dieſer Dunkelheit erſt die Unermeßlichkeit der Geſtirnwelt öffnet, eine Sonne, von der alle Geſtirne, auch das unſrige, ihr Licht empfangen, und die eben ſo gewiß iſt als unſere Sonne.

So verhält ſich das Wiſſen zum Glauben.

Unſere Tagesſonne iſt das Wiſſen, welches zwar Alles ans Licht bringt und genau unterſcheiden läßt, aber ſich doch nur auf den Tropfen im Ocean beſchränkt. Die Centralſonne iſt der Glaube, er läßt uns in der Dunkelheit, und wir können nichts Einzelnes durch ihn unterſcheiden, aber er unterrichtet uns doch von der unermeßlichen Tiefe der Gottheit und von dem verſchwindenden Werthe unſeres eigenen Syſtems ſo gewiß, als das Wiſſen uns von uns ſelbſt Kunde gibt. Das Evangelium iſt das Buch der Geſtirne, das wir nur in der Nacht des Glaubens leſen können, aber uns doch die Unermeßlichkeit öffnet und von der Gewißheit einer Centralſonne unterrichtet. Die Philoſophie iſt das Buch unſerer Sonne, das

wir in der Tageshelle unſeres Wiſſens zwar leſen, aber weiter nichts vernehmen, als was auf den Tropfen des Oceans beſchränkt iſt. Und ſo ſehen wir auch, wie das Wiſſen den Glauben und die Philoſophie das Evangelium beſtändig überdeckt. Je ſtärker die Tageshelle des Wiſſens und die Sonne der Philoſophie uns leuchtet, deſto mehr bleibt uns die Unermeßlichkeit der Geſtirnwelt und die Centralſonne verdunkelt. Je dunkler aber die Tageshelle des Wiſſens und die Sonne der Philoſophie wird, deſto mehr leuchtet die Geſtirnwelt und die Centralſonne des Evangeliums in die Nacht des Glaubens herein, und wir vernehmen jetzt erſt den Reichthum des Univerſums, gegen die Armuth unſeres Planeten gehalten. Der ewige Irrthum iſt, daß wir das, was uns von der Tagesſonne bekannt iſt, auf die Centralſonne anwenden wollen, die doch, da ſie die Sonne aller Sonnen iſt, eine ganz andere Natur haben muß, und daß wir die Analyſe vom Tropfen des Oceans gebrauchen, um den ganzen Ocean zu meſſen. Was iſt denn der höchſte menſchliche Begriff vom Abſoluten? Iſt er denn mehr als ein Tropfen von der Fülle der Gottheit?"

Eine Stelle in Ennemoſers vortrefflicher Geſchichte des Magnetismus, die ich hier anzuführen mich nicht enthalten kann, wurde mir bei ihrer Durchleſung auch eine lebendige Mahnung an dieſe Kreiſe unſerer Seherin. Sie iſt folgende:

„Stellt man ſich die Welt und alles darin Befindliche in einer Kreisgeſtalt vor, wie dieſer Kreis in der Natur ſelbſt wahr und gegründet iſt; ſo iſt darin weder Anfang noch Ende, ſie iſt unbegränzt und Vergangenheit und Zukunft iſt darin eingeſchloſſen. (So ſagte unſere Seherin: ich konnte in dieſem Kreiſe vor- und rückwärts, und ſehen was war und was kam.) Die ganze Welt iſt mit Licht durchſtrahlt und hell erleuchtet, und der Menſch ſelbſt iſt der Spiegel des göttlichen Abglanzes. (Nach unſerer Seherin hieße das: die Seele des Menſchen iſt der Spiegel des Alls.) In dieſem Spiegel (der Seele) werden alle Gegenſtände geſammelt, wenn er nicht mit dem dunklen Nebelhauch des irdiſchen Dunſtes überzogen

wird. Der innere Sinn ist das im Menschen brennende Licht (der Geist), welches aber wegen der dicken Hülle des Körpers nicht immer durchzuscheinen vermag und nur bei gewissen innern Regungen, wie das Feuer der Erde, an gewissen Punkten hervorbricht; das heißt nur bei gewissen Menschen, nicht am ganzen Stamme der Menschheit, entwickelt sich der innere Sinn nach Außen, so wie das Feuer der Erde nicht überall, sondern nur an gewissen Bergen hervorbricht. — Einst wird die ganze Erde auf allen Punkten durch das innere Feuer sich erhellen, aber auch der ganze Menschenstamm wird die dicke Hülle von sich werfen und in dem allgemeinen Lichte aufgelöst werden.

Der Mensch an irgend einem Punkte dieser hellen unendlichen Kugel ist immer, wo er auch sey, in der Mitte; er selbst ist der hellste Punkt des ganzen Kreises, er erleuchtet sich selbst den Kreis. Allein dieses innere Licht wird von dem äußern fast immer überscheint; weil es zuviel nach Außen an die Sinne und ihre Lust gewandt ist, so bleibt es von Innen finster; wo es draußen so schimmert, da ist es innen nicht hell. Dieß ist schon so unter allen Menschen erkennbar: wer gar zu sehr nach äußerem Schmuck rennt, die Pracht liebt und sich nach Außen nicht schön und glänzend genug zeigen kann, bei dem ist es von Innen nicht richtig. Christus selbst vergleicht sie (Matthäus 23, 27.) den übertünchten Gräbern: von Außen sind sie schön aufgeputzt und mit herrlichen Blumen geziert, von Innen ist es moderndes Gebein und voll Unflaths. Je mehr er sich nun von der verfinsternden Hülle entledigt, desto mehr werden die Gegenstände ihm sichtbar erscheinen. Dieses Entledigen der Hülle geschieht aber nur dadurch, daß der Mensch in sich gekehrt durch Frömmigkeit und mit reiner Seele zu Gott, dem wahren Lichte, sich wendet, nachdem er allen äußern Glanz der Sinne und die Weltzerstreuung aufgehoben, oder wenn in kranken Zuständen der Lebensfunke von Außen nach Innen sich zieht und zu verlöschen droht, um in die allgemeine Flamme zurückzusinken, oder wenn das Licht einmal entzündet, wie in einer gesäuberten Lampe heller und heller fort-

fortleuchtet, so lange ihm das Oel, die Nahrung, nicht gebricht.

Und gerade so zeigt es uns die Geschichte und die Erfahrung. Die Propheten des Alterthums haben nur aus Frömmigkeit, mit Gott im Bunde und durch Verachtung der Weltherrlichkeit und des sinnlichen Lustlebens der Zeiten Ereignisse zum Voraus verkündet. Solche prophetische in Gott lebende Menschen hat es durch alle Zeiten herauf gegeben, und sie werden auch niemals fehlen, die ihres Geistes Meister sind. Und die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan (Paulus 1ster Brief an die Korinther, 14, 32). Zweitens: in Krankheiten, und meistens in schweren, am allerösten aber kurz vor dem Tode, ist es eine alte Erfahrung, daß Menschen genau sich die Todesstunde voraussagen, oft aber auch andere sehr weit hergeholte Beziehungen und Nebenumstände den Umstehenden enträthseln (weil sich, nach unserer Seherin, hier der Geist wieder vor seinem Austreten den Centris nähert). Drittens sehen wir bei magnetisch Hellsehenden diesen Zustand oft gar nicht mehr vergehen, so lange nur die magnetische Anregung nicht fehlt, wenn auch die Gesundheit völlig wiederhergestellt ist.

Um das Bezeichnen der Zeitabschnitte einigermaßen zu vergleichen, und um begreiflich zu machen, wie Hellsehende in einem solchen lichten Kreise auch die Zeit immer so genau bestimmen, so beachte man nur, daß ihnen auf der geraden Linie von ihnen als dem Mittelpunkt aus bis zum Gegenstand des Gesichtes, wie fern er auch sey, allezeit die sie am meisten angehenden oder auf sie Bezug habenden Ereignisse als hellere, besondere oder eigenthümliche Punkte hervortreten müssen; sie sehen den Knoten an dem Faden, der an sie besonders geknüpft ist. (Man betrachte in dem Sonnenkreise unserer Seherin die auf sie besonders Bezug habenden auch besonders ausgezeichneten Punkte.) Daher sehen sie auch besonders im Schlafwachen nur noch, was auf ihre Krankheit Bezug hat; sie wissen nur den Tag einer eintretenden Krise, nicht aber, ob morgen Regen oder Sonnenschein seyn werde, oder wie groß und schön das chinesische Reich sey!

Gehen wir nun auf einige Einzelheiten des Sonnenkreises unserer Seherin zurück, so ist bemerkenswerth, daß sie jenem Ringe, den sie Traumring hieß, auch noch eine Beziehung auf die Thiere ertheilte und in ihn das Thierseelenreich setzte. Nach ihr bewegt sich das Thier hauptsächlich in diesem Traumringe, und es ist auch wahr, daß die Thiere mehr oder weniger als in einem Traumleben begriffen anzunehmen sind. Die Seherin setzte um diesen Ring (in jenen 12 kleinen Kreisen, welche Zahlen in sich enthalten, womit die magnetischen Krisen alle berechnet werden), als wäre er zugleich Repräsentant des Gangliensystems, auch ihren magnetischen Instinkt, die Sympathien und Antipathien und Voraussagungen, die eben im Thierreiche und namentlich im Reiche der Vögel und der vom Ganglienssysteme so sehr beherrschten Insekten so hervorspringend sind.

Hier könnte auch bemerkt werden: daß vielleicht ebendaher Thiere (z. E. Pferde, Hunde) noch weniger isolirter als Menschen von der Geisterwelt sind, Annäherungen aus ihr noch leichter als Menschen fühlen.

Auch das Kindesalter und dann wieder das Greisenalter scheint vorzüglich in diesem Kreise zu leben. Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, daß die Träume des Greisenalters, wie auch dessen waches Leben (das doch auch nur ein Traumleben ist), hauptsächlich wieder zur Kindheit zurückkehren: die meisten Träume Veralteter sind von der Kindheit. Dieß könnte dahin deuten: daß der Mensch in die innern Kreise, von denen er naturgemäß ausging, zuletzt wieder zurückkehrt, bis er im seligen Tode wieder in das verlorene Centrum tritt.

Auch die Kindheit des Menschengeschlechtes lebte mehr in diesem Kreise, daher, wie schon oben bezeichnet, ihr dem Schlafwachen mehr ähnliches inneres Leben und Wissen.

In gleichem Kreise lebt der wahre Heilende und der Dichter, und in dem dem Centrum noch näher liegenden der Seher, wie diese drei im Alterthume auch (in Apollo) den gleichen Gott hatten.

Außen um den Traumring zeichnete die Seherin diejenige

Stufe des Mittelreiches, die der Erde näher und also niederer iſt, in der die Seelen ihr oft ſelbſt unter den Thierſeelen ſtehen.

Eine höhere Stufe des Mittelreiches iſt ihr die im Traumringe, unter der aber, jedoch tiefer hinab, das Thierſeelenreich liegt. Dieß könnte damit zuſammenhängen, daß ſolche Geiſter aus niederer Stufe des Mittelreichs, oft ganz thieriſch, ja ſelbſt oft in Leibern von Thieren erſcheinen. Ganz unter das äußere Mittelreich ſetzt die Seherin die Hölle. Der ſo feſte Glaube aller Völker an einen Himmel, ein Zwiſchenreich (Hades) und eine Hölle ließe ſich auch daraus erklären, daß jene Zuſtände im Sonnenkreiſe ſind, der von Natur aus auf jeder Menſchenſeele (dem Lebenszirkel) wie auf einem Spiegel erſcheint, der jedem in das Innere kehrenden Menſchen in ſtärkerer oder ſchwächerer Hellheit hervortritt.

Wie dieſem Sonnenkreiſe der Naturwelt im Menſchen, gab die Seherin auch dem Lebenskreiſe der Seele, auf die ſie jene Naturwelt legte, eine Kreisform. Beide Kreiſe brachte ſie in ein beſonders typiſches Wechſelverhältniß, was in ihren eigenen frühern Erklärungen und in denen von Eſchenmayer näher bezeichnet iſt, und ich, um nicht zu viel zu wiederholen, hier nicht berühre.

Warum die Seherin jenen Lebenskreis, die Seele, in 13¾ Theile theilte, ihm alſo die Eintheilung des Mondes gab, konnte ſie ſpäter nicht mehr angeben. Gewiß aber liegt auch hierin eine tiefe Bedeutung. Daß das Pſychiſche im Menſchen, wie wir namentlich in pſychiſchen Krankheiten ſehen, ſo ſehr dem Einfluſſe dieſes Geſtirnes unterworfen iſt, würde, wüßten wir die Urſache jener Eintheilung, vielleicht auch eine Beziehung finden. Außer dieſer Naturwelt, wovon der Menſch den Eindruck im Centrum ſeines innern Sonnenkreiſes trägt, gibt es aber, nach unſerer Seherin, für den Geiſt noch eine höhere und ſo zu ſagen innerſte Welt, die in ſeinem eigenen Centrum (dem Centrum des Lebenskreiſes) liegt.

So lange der Geiſt in ſeinem Centrum ruht (im Centrum des Lebenskreiſes), ſieht er aus jener Region bloß heraus, aber nicht hinein. Wie er aber vom Centrum des Son-

nenkreises einen Lichtstrahl dahin sendet, so erhellt sich ihm wie ein Blitz jene höhere innere Welt, und er nimmt nun ihr Andenken wie eine Ahnung in sich auf, findet aber keine Worte sie auszusprechen. Dieß ist wie Jakob Böhm sagt: „Davon kann ich's nicht weiter bringen als vom Herzen ins Hirn, vor den fürstlichen Strahl der Sinne, da wird es in den Vesten des Himmels verschlossen und geht nicht wieder zurück durch die Quellgeister in die Mutter des Herzens, daß es könnte auf die Zunge kommen; so dieß geschähe, wollte ich's mündlich sagen und derselben verkündigen. Will es daher in seinem Himmel lassen stehen und nach meinen Gaben schreiben. Der Seelen nach sehe ich's wohl, aber die Veste des Himmels ist dazwischen, in welcher sich die Seele verbirgt und alldaselbst ihre Strahlen vom Lichte Gottes (vom Geiste der im Centrum sitzt) empfähet, gehet derowegen durch die Veste des Himmels wie es wetterleuchtet (Blitze eines Schauens, einer Erleuchtung, für die sich keine Worte finden), aber ganz sanfte gleich einer lieblichen Wonne." *)

„Jener Lichtstrahl, den die Seele ins Centrum des Lebenskreises sendet (sagt Eschenmayer), ist der religiöse Lichtstrahl aus höherer Sphäre, der unsre Seele füllt, und diese Fülle auf alles Andere ergießt, so daß wir die ganze Welt in einem ganz andern Lichte betrachten, als wir es aus der Nebelhöhle unseres sinnlichen und sündlichen Seelenlebens zu thun vermögen. Ins Heilige aber, wohin jener Lichtstrahl geht, gibt es nur ein verhülltes (mystisches) Schauen und dieses verhüllte Schauen ist der Glaube, der zwar schon alle Kraft der Wahrheit in sich trägt, aber verhüllt wie die Blume in der Knospe. Dieses verhüllte Schauen wird jenseits für den, der es hat, einst ein offenes Werden, und dann wird sich der Glaube, wie Paulus will, in ein Schauen verwandeln und aus der Knospe wird sich die Lichtblume entfalten, und dieß ist Christus."

*) S. J. Böhms Aurora. 19stes Cap.

Die innere Sprache.

Unſere Seherin füllte nicht nur das Innere ihres Lebenskreiſes mit einer Schrift aus, die einer orientaliſchen nahe zu kommen ſcheint, ſondern ſie ſprach auch eine ſolche Sprache, wie oben ausführlicher angegeben wurde, in halbwachem Zuſtande, und nannte ſie die Sprache des Innern.

Sie ſagte zugleich, daß ein einziges Zeichen dieſer Sprache, oder ein Wort, oft mehr bedeute als ganze Reihen von Charakteren in unſerer Sprache, und daß man nach dem Tode in einem einzigen ſolchen Zeichen ſein ganzes Leben überſchauen könne.

Wir finden ſchon, nicht nur bei Menſchen, die durch ſchlafwachen Zuſtand in ihr Innerſtes geführt wurden, ſondern auch bei andern Gottbegeiſterten (z. E. bei Jakob Böhm und andern Sehern), daß ſie für das was ſie in ihrem Innerſten fühlten und ausdrücken wollten, keine Worte fanden; ſie mühten ſich ab, ſelbſt Worte zu erfinden, die aber auch wohl noch weit nicht ausdrückten, was ſie fühlten, was ſich ihnen offenbarte, und die uns oft auch nur halbverſtändlich blieben. So erfand Jakob Böhm eine Reihe eigener Worte. Auch im Kinde gehen oft für ſeine Empfindungen eigene Worte auf, die es oft nur ſpät und ungern mit erlernten äußern vertauſcht.

Auch im wachen Zuſtand genügte unſerer Seherin der Ausdruck für viele Dinge nicht, und ſie konnte öfters ſagen: es iſt mir faſt unmöglich dieß ſo zu benennen, ich möchte es ſo gerne anders heißen.

Auch eine früher von mir beobachtete Somnambüle (ſ. meine Geſchichte zweier Somnambülen S. 258) mühte ſich oft ab, das auszuſprechen, was ſie im Innern nicht in unſerer Sprache, ſondern in der Naturſprache leſe. Oft ſagte ſie: „Könnte doch Jemand in der Naturſprache mit mir ſprechen!“

Mayers Seherin ſagt: „im Magnetismus befindet ſich der Menſch in einem Zuſtande, der mit ſeinem urſprünglichen

Aehnlichkeit hat, entdeckt Alles was in der Natur iſt, und kann vermittelſt ſeines Geiſtes auch geiſtige Wahrnehmungen dabei machen und davon reden. Doch gibt es gewiſſe Dinge, die durch Worte nicht ausgedrückt und Andern nicht verſtändlich gemacht werden können. Daher entſtehen zuweilen ſcheinbare Widerſprüche, wenn Perſonen in Kriſis ſich über einerlei Sache verſchieden ausdrücken, beſonders wenn ſie von etwas Unſichtbarem Rechenſchaft geben wollen.“ Die gewöhnliche Sprache reicht da nicht mehr hin.

In der Geſchichte einer Somnambülen zu Johanngeorgenſtadt (Archiv für den thieriſchen Magnetismus 8. B. 1. St.) kommt ebenfalls ein Beiſpiel einer eigenthümlichen Sprache vor. In derſelben hieß ni monarto, der Hund, na blamiria, die Braut, ni blamiochor, der Bräutigam, na clemos, die Katze.

Clemor tona in diu aswinor bedeutete: weil ich dich liebe, zanke ich mit dir.

Es iſt dieß nichts Anderes als das Abmühen, in dieſem Zuſtande des Innern, die verlorene Sprache der Seele zu finden.

Wir ſehen in dieſer von unſerer Seherin zu Tage geförderten Sprache des Innern ſehr viel Uebereinſtimmendes mit den Sprachen des Orients, und dieß gewiß nur daher, weil jene Sprachen der Länder, wo die Wiege des Menſchengeſchlechtes war, gewiß auch die Ueberbleibſel der Urſprache des gefallenen Menſchen ſind. Unſere jetzige Sprache iſt für den Zuſtand des Innern und ſeine Empfindungen nicht zureichend, ſie iſt, wie eine tiefe Seherin ſagte, „laut, aber wenig Ausdruck darin.“

So iſt auch Menſchen im innern Zuſtande unmöglich, ſich konventioneller Titel und Namen der Außenwelt, und namentlich der Anrede mit Sie, zu bedienen. „Lieber wollte ich ſterben,“ ſagte Frau H. ſchlafwachend, „als Jemand anders als mit Du anreden.“

„Die Empfindungen unſerer Seele,“ ſagt Mayers Seherin, „ſind ſchwer auszudrücken. Empfindungen ſind

Sprache, und so wie der Mensch durch den Fall an Auge und Ohr gelitten hat, so auch an Verständniß der Sprache seiner Empfindungen. Ein jeder Mensch soll diese Sprache in sich, in seinem Innern, aufsuchen; nur wenige aber geben darauf acht. Jede Empfindung muß eine eigene Figur haben, und diese vermögen wir nicht mehr auszudrücken."

Das Abmühen, jene Figuren für ihre Empfindungen hervorzubringen, erzeugte bei Frau H. jene Schrift, wie jene Zeichnung von Kreisen. Unsere Sprache ist Sprache der Konvention und des intellektuellen Lebens, und man findet in ihr wohl nur schwer Worte für Dinge und Gefühle, die aus ganz andern Kreisen hervorgehen.

Wie sicher Frau H. dieser Sprache ihres Innern war, dafür könnte wohl auch Folgendes sprechen.

Sie hatte schon ein Jahr lang den Lebenskreis mit seinen Charakteren (s. Taf. 1.) nicht mehr angesehen, da brachte ich ihr den hier lithographirten. Sie las die Charaktere auf ihm, und bemerkte sogleich ein Zeichen, das einen Punkt zu viel hatte. Sie hatte das Original nicht zur Vergleichung, ich brachte es herbei, und fand daß sie wirklich recht hatte. Ich fragte sie, ob ich den Punkt nun solle wegstreichen lassen, sie aber sagte, ich solle den Fehler nur lassen, es verstehe diese Charaktere doch kein Mensch als sie.

Folgende Mittheilung von Hrn. Eschenmayer über diesen Gegenstand wird dem sinnigen Leser genügen.

„Unsere Seherin zeichnete in den Lebenskreis die uns ganz unbekannten Charaktere einer Naturſprache ein, und sprach diese Sprache auch sonst im magnetischen Zustand in Worten, von welchen der Sprachverständige nur Annäherungen in den Sprachen des Orientes findet.

Sie sagte ferner (in Beziehung auf jenen Lebenskreis), daß diese Charaktere hauptsächlich den bleibenden moralischen Werth oder Unwerth enthielten, in einer Sprache, welche der Seele sich erst nach dem Tode ganz aufschließe, und vermittelst welcher jeder Mensch in sich selbst lesen werde, wie der ganze Verlauf seines Lebens in Gesinnung und Handlung beschaffen

war. Wir dürfen wohl annehmen, daß in einer ſolchen Sprache ein einziger Charakter einen ganzen Cyklus von Jahren umfaſſe und in der Seele ein geiſtiges Abbild des Lebens erwecke und zur Wiedererinnerung bringe. Unſere konventionellen Sprachen ſind todt und nehmen gleichfalls Theil an dem Zuſtande unſerer verlorenen Integrität; wenn ſie die Geſchichte eines Lebens ſchildern, ſo geſchieht kaum in tauſend Blättern, was die innere Sprache in wenigen Abbildern lebendig und anſchaulich vor die Seele führt. Dieſe innere Sprache iſt zugleich eine Kraft, die mit den Thaten aufs Innigſte verbunden iſt, und je nach dem moraliſchen Werth oder Unwerth einen verſchiedenen Zug bildet. Auf der einen Seite lebt in ihren Charakteren die Energie der moraliſchen Schwere, die aus den böſen Neigungen, Leidenſchaften, Begierden und überhaupt allen Laſtern und Bosheiten die Sündenſchuld und Sündenlaſt zuſammenſetzt; auf der andern Seite lebt in ihnen die Energie des moraliſchen Lichts, welche in den guten Neigungen, Geſinnungen und Thaten, überhaupt allen Pflichten, Rechten und Tugenden beſteht.

Wo nun das Uebergewicht hinfällt, ſey es auf die Seite des Verdienſtes im Guten oder der Schuld im Böſen, dahin wird auch die Seele gezogen, entweder aufwärts gegen den Himmel, oder abwärts gegen die Hölle, und jeder Zug richtet ſich in Höhe und Tiefe genau nach der Größe des Uebergewichts. Das Reich des moraliſchen Lichtes und der moraliſchen Schwere iſt geiſtiger Art, und alle Weſen darin leben in geiſtiger Mittheilung, wobei Raum und Zeit nur die niederſten Elemente bilden, indem die Gemeinſchaft in unermeßbarer Geſchwindigkeit geſchieht und nicht nur Gedanken, ſondern ſelbſt Syſteme in bildlicher Darſtellung erſcheinen und angeſchaut werden. Wahrheit, Schönheit und Tugend glänzen wie drei Sterne, durch welche der Geiſt das Heilige anſchaut. Dieß iſt die innere Sprache der Geiſterwelt.

Aber es gibt auch eine äußere, wie Tiedge ſagt: „Gott ſpricht durch die Natur, der Menſch durch ſeine

That.“ Die Sprache Gottes ist die Schöpfung. Jedem Dinge ist sein Name gegeben und mit dem Namen sein Werth, d. h. seine Zahl und Eigenschaft. Das Universum gleicht einem Zahlensystem, in welchem jedem Dinge gleich der Ziffer sein Werth durch die Stelle, die es darin einnimmt, angewiesen ist. Dem rein erschaffenen Menschen war die Macht gegeben, jedes Ding an seinem Namen und an dem Namen seinen Werth und seine Eigenschaften zu erkennen und in jedem System der Dinge die Gesetze und Gleichungen anzuschauen. So vermochte der Mensch vereint mit der Natur zu leben und ihre stumme Sprache zu verstehen, aber sein Abfall in die Sünde verdunkelte Alles. Die Natur fing an seine Feindin zu werden und durch die mannigfaltigsten Störungen sein Leben zu gefährden, ja endlich zu verzehren; denn auch der Leib, der der Tempel des Geistes hätte seyn sollen, verlor seine Integrität und ergab sich der Welt. Jetzt hat der Mensch unzählige Beobachtungen und Experimente nöthig, um die Eigenschaften der Dinge zu finden, und doch versteht er sie nicht, und noch hat er kaum einige Grundlinien ihres Systems entdeckt.

Verlassen von jener Ursprache und Urschrift schöpft er jedem Dinge einen willkürlichen Namen, der mit dem innern Werthe der Dinge gar keine Beziehung hat. Eine stumme, aber reelle Sprache hat übrigens das potenzirte Nerven- und Gefühlsleben, wenn es, wie es bei unserer Seherin der Fall war, die Eigenschaften der Mineralien und Pflanzen schon bei der Berührung empfindet, und die gleichen Erschütterungen davon empfängt, als wenn sie an die innern Organe und an das innere Nervensystem gebracht würden. Ohne Zweifel gab es eine Originalsprache, welche, je näher wir auf die Urbildung des Menschengeschlechtes zurückgehen, desto reiner war und mit dem gleichen Worte und Sinne sich fortpflanzte, sich aber immer mehr verwirrte und vervielfältigte, je mehr der Mensch von dem Stande der Integrität abwich. Es kann hier jede

Ding und jeder Begriff nur ein vollständig passendes Wort und Zeichen geben, so daß Jeder, der das Wort nennen hört und das Zeichen erblickt, sogleich den nämlichen Sinn damit verbindet. Die tiefern Sprachforscher geben an, daß die hebräische Sprache eine der Sprößlinge sey, welche der allgemeinen Muttersprache noch am meisten gleich geblieben.

Wohl gibt es auch eine Ideensprache, welche alle Grundbegriffe eines Systems in ein Schema bringt, aus welchem derjenige, der die darin enthaltene Idee anschaut, das ganze System zu entwickeln versteht. Einst wird der wissenschaftliche Geist in lauter Schematen zu uns reden. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir das Bestreben unserer Seherin beurtheilen, die in ihr liegende Sprache und Schrift, so wie den ganzen Entwurf der beiden Kreise, uns mitzutheilen.

Ueberhaupt ist das magnetische Leben, das im Zählen und Anschauen das wieder vereint, was wir im Denken und Wissen getrennt haben, ein Versuch, sich wenigstens auf Momente in den Stand der Integrität zu versetzen, von dem wir abgewichen sind, und eine Erinnerung an den Verlust den der Geist erlitten hat. Wer dieses Leben in seiner wahren Fülle begreift und sich durch Erfahrung überzeugt, daß die moralische und religiöse Seite ein konstantes Phänomen der höhern Grade desselben ist, und wer sich nicht durch einseitig medizinische, psychische, philosophische und selbst dogmatische Theorien hindern läßt, in das Innere dieses Seelenlebens einzudringen, der wird keine Wunder darin suchen, sondern nur das Integrat des Geistes in seinem freien Schaffen darin erkennen, was freilich höher liegt, als die alte und neue Scholastik zu fassen vermag."

Trennung des Geistes im Sterben nach Frau H.

(S. die Aeußerungen der Seherin hierüber oben.)

Durch den Leib ist der Nervengeist mit der Welt, durch den Nervengeist die Seele mit dem Leib, durch die Seele der (intellektuelle) Geist mit dem Nervengeist und durch den Geist das Göttliche mit der Seele vermittelt.

So zieht sich durch beständige Vermittelungen ein gemeinschaftliches Band vom untersten bis zum höchsten Gliede hindurch.

Hätte sich der Mensch im Besitze der Centra gehalten, so würde der Geist, durch die Fülle der Offenbarung erleuchtet, auch seine Seele befruchten, der Leib würde ein Tempel des Geistes seyn, und selbst im Natursläubchen würde die Abspiegelung des göttlichen Daseyns nicht fehlen. Gott würde Alles in Allem seyn, und der Mensch würde alle Dinge in Gott erschauen, wie Malebranche sagt. So aber ist Alles im Menschen verdunkelt worden durch den Fall in die Sünde und durch die Herabwürdigung seiner ganzen Natur, welche dem Tode anheimfiel. Darum ist jetzt auch eine Trennung des Geistes und der Seele von dem Leibe nothwendig geworden, damit eine Reinigung und Läuterung von der Sünde stattfinden möge. Die Art, wie sie sich trennen, hat die Seherin (s. oben) aus ihrem Insichschauen angegeben.

Ist die Hülle faul und morsch und nahe am Einsturz, so ist ohne Zweifel der Geist das Erste was sich scheidet, weil er jedenfalls von der Sünde unabhängiger ist als die Seele. Je mehr aber die Seele in den Leib und die Welt sich eingewöhnt hat, desto schwerer löst sie sich und will ihr Indigenat um keinen Preis fahren lassen, bis sie muß. Hier mag es seyn, daß der Geist ganz verlassen und öde wird, und zwar um so verlassener und öder, je weniger er während des Lebens von der göttlichen Aetherquelle geschöpft hat. Von der Seele halb getrennt und halb noch

an ihr hängend steht er eigentlich brodlos da, indem ihm alle Nahrung, die er sonst aus der Seele, die Seele aus dem Leibe und der Leib aus der Welt schöpfte, ganz entzogen ist. Rathlos muß er warten, bis auch die Seele sich abgelöst hat, um seine Wanderung zu beginnen. Hier mag es seyn, wo der Fromme und Gottlose ihre entgegengesetzten Richtungen erhalten. Zieht die Seele ihre Sündenlast hinab an den Ort der Unglückseligen, der nach einem steten Geistergesetz dem Maß ihrer Schwere angemessen ist, so zieht sie auch den Geist mit hinab, der, weil er nach Plato seine Flügel gelähmt hat, ihr nothgedrungen folgen muß.

Ist hingegen der Geist von jenem göttlichen Lichtstrahl erfüllt und während des Lebens mit der höhern Welt in Verbindung geblieben, so sind ihm die Flügel wieder gewachsen, und er zieht die losgerissene Seele mit sich hinauf an den Ort der Seligen, der, nach dem gleichen Geistergesetz dem Maß des christlichen Aethers angemessen ist.

Der Nervengeist bleibt unverändert mit der Seele vereint (nach der Seherin aber nur da, wo die Seele nicht n völliger Reinheit hinübergeht), weil er weder durch eine psychische noch eine andere organische Kraft (nach der Seherin dieß selbst, wenn er in der Hülle zurückbleibt) zerstörbar ist. Bleibt er mit der Seele, so nimmt er die Farbe und Gestalt der Seele an. Ist die Seele von Sünden entstellt, so scheint sie durch das plastische Luftbild des Nervengeistes hindurch, wie ein Scheusal. Ist der christliche Aether durch den Geist in ihr vorherrschend (in welchem Falle aber nach unserer Seherin gar kein oder nur wenig Nervengeist mit der Seele übergegangen wäre), so erscheint sie in engelreiner Schönheit und Milde.

So mag es einen Himmel geben für die Gerechten und Heiligen und eine Hölle für die Ungerechten und Gottlosen, aber der größte Theil der Menschen scheint doch nach dem Tode im Zwischenreich hängen zu bleiben.

Was die Seherin bei jenen Aeußerungen über das

Sterben noch von dem über und unter dem Striche Aus- und Eingehen des Geistes in den Kreisen sagte, scheint sich so zu erklären.

So lange die Radien schief auf den Centralkreis auffallen, ist die innere Kreisbewegung nicht gehemmt. Wie aber der Strich gerade aufs Centrum trifft, so scheint eine Stockung einzutreten, die außer dem Stufenjahr zum Tode führt. Nun fiel der Sonnenkreis in diesem Jahre bei Frau H. beinahe um sieben Monate früher ab als er sollte, und daher drohte der geradegehende Strich beständig den Tod.

Endlich stieg ein neuer Sonnenkreis auf, während übrigens der geradegehende Strich immer noch stehen blieb und von Tag zu Tag fortgeschoben werden mußte, und nach der Vermuthung der Frau H. bis zum Ausgang des Jahres auf ihr lasten wird. Durch diesen Strich ist der freie und gerade Aus- und Eingang des Geistes in die beiden Centra der Kreise gehemmt, und es blieb also nichts übrig, als daß der Geist unter dem Striche herausging, um auf der andern Seite wieder über dem Striche einzugehen, wodurch das Voraussehen der Tage, die über dem Striche lagen, wieder möglich wurde, und das Angstgefühl des Todes sich verminderte. Im Tode fällt der Sonnenkreis ab und kein neuer steigt mehr herauf, daher verliert der Geist seinen festen Standpunkt an der objektiven Welt und hat kein Bleiben mehr, sein Austritt mitten durch die Seele trennet auch ihr festes Band mit dem Leib und darum löst sie sich ab, um sich wieder, und zwar auf immer, mit dem Geiste zu vereinigen. Der Nervengeist umgibt (da wo die Seele nicht völlige Reinheit hat, was wohl selten ist) wie ein Luftbild die Seele und die Seele den Geist, und in diesem Zustande verharren sie nach Maßgabe ihres moralischen Werthes oder Unwerthes nach der Schrift bis zur Wiederauferstehung, wo die plastische Kraft des Nervengeistes wieder fähig gemacht wird, einen Leib, aber einen unverweslichen, anzuziehen.

Eschenmayers Erklärung dieser Kreise.

Als Frau H. die Zeichnungen jener Cirkel ganz vollendet und was hier niedergeschrieben ist, zu ihrer Auslegung mir zu Papier gegeben hatte, nahm Hr. Professor v. Eschenmayer, auf meine Bitte, Einsicht von den Zeichnungen, las das von Frau H. mir darüber in die Feder Diktirte, oben Gegebene, und besprach sich noch selbst mit ihr, worauf er mir nachstehenden Aufsatz, der eine Erklärung dieser ihrer Zeichnungen und Eröffnungen in einem mehr philosophisch-religiösen Sinne enthält, mittheilte und sich hierüber selbst so aussprach:

„In den letzten Monaten des magnetischen Jahres 1827 beschäftigte sich Frau H. mit Kreisen, die sie aus innerer Beschauung auf das Papier zeichnete. Ihre Erklärungen darüber wurden bald so anziehend, daß Jeder, der sie hörte, tiefe Wahrheit darin ahnete. Auf wiederholte Aufforderung meines Freundes Kerner benutzte ich die Christfeiertage, um die Erklärungen (wie sie hier früher gegeben sind) aus ihrem Munde selbst zu vernehmen, die ich dann, nach Hause gekommen, in nachstehenden Zusammenhang brachte.

Den Aufsatz schickte ich unverweilt der Frau H. zu, um ihn zu berichtigen, was sie auch, soweit es ihr leidender Zustand gestattete, wirklich that, wie aus mehreren Antworten erhellt über Fragen, wo ich noch im Zweifel war. Sie schrieb mir vom 4ten Febr. d. J. Folgendes: „Wie sehr freut es mich, daß Sie die Kreise und meine Erklärung so gut auffaßten. Was ich zu bemerken hatte, setzte Hr. Dr. Kerner bei, wie Sie finden werden. Es freut mich unendlich, daß Sie den wahren Werth der Kreise, nämlich den religiösen, erkannt haben, den Werth, der uns ewig unvertilgbar bleibt."

Was die philosophischen Reflexionen betrifft, die ich in diese Erklärung einstreute, so sind sie natürlich nicht von Frau H., sondern von mir. Aber sie schienen mir ganz ungezwungene Folgerungen aus den fruchtbaren Sätzen zu seyn, welche

ich von ihr vernahm. Die Hauptmomente der Erklärung liegen schon in der Figur selbst, von welcher ich früher gar keine Ahnung hatte."

I. Lebenskreis.

(S. Taf. 1.)

Dieser Kreis ist der innere und auch nach dem Tode noch fortdauernde. Er ist in 13¾ Segmente abgetheilt, welche Mondsmonate bezeichnen. Seine Fächer sind durch Charaktere ausgefüllt, welche orientalischen zu gleichen scheinen, und welche Zahl und Wort (Werth und Eigenschaft) zugleich enthalten.

Innerhalb des Kreises liegen drei Gebiete, welche durch die wesentlichen Bestandtheile der Persönlichkeit, nämlich Geist, Seele und Leib unterschieden sind.

In dem Mittelpunkte ist der Geist mit dem Wahren, Schönen und Guten. Die drei um ihn liegenden Ringe gehören zu seinem Gebiet. (Sind nicht etwa der erste Ring mehr dem Guten, der zweite mehr dem Schönen, der dritte mehr dem Wahren gewidmet?)

Auf diese Frage erwiederte Frau H.: „So lange der Geist seinen Sitz im Innersten hat; so ist das Wahre nie ohne das Schöne und Gute. Wird er aber aus seinen Ringen gezogen, so trennt sich das Schöne und Gute in den äußern Ringen, aber das Wahre bleibt unvollkommen zurück."

Um den dritten Ring liegt ein Zahlenkreis, der in lauter Ziffern von 7 und 10 besteht. Zehn ist die bei allen Menschen konstante Zahl (Dezimal-System), womit der Geist in seine Außenwelt rechnet, Sieben hingegen ist nicht konstant, gilt hier nur für die Individualität dieser Person, und ist zugleich die Zahl, womit der Geist nach Innen rechnet. Was hier 7 ist, kann in andern Personen 3. 5. 9. seyn, woraus dann die zusammengesetzten Zahlen 13. 15. 17. 19. entstehen.

Außer diesen Ringen liegt das Gebiet der Seele mit allen ihren Vermögen, Kräften und Funktionen, durch welche sie

das, was im Geiste nur als Idee gegeben ist, nämlich das Wahre, Schöne und Gute, in Produkte, nämlich Begriffe, Gefühle, Bestreben verarbeitet, und in sich niederlegt.

Durch das Gebiet der Seele zieht sich wieder ein Ring, welcher die dem Geiste zuliegende und höhere Region der Seele von der dem Leibe und der Sinnenwelt zuliegenden und niedern Region der Seele absondert.

(Liegen nicht in der höhern Region auch die höhern Seelenvermögen, wie z. B. Vernunft, Phantasie und obere Begehrungsvermögen, und in der untern Region die untern Seelenvermögen, wie z. B. das Vorstellungsvermögen, die Einbildungskraft und das niedere Begehrungsvermögen? — Bezeichnet nicht der Ring selbst die Linie des Bewußtseyns sowohl dessen, was der Seele von der Außenwelt zugeführt wird, als dessen, was sie in ihrem Innern selbst produzirt? — Fällt nicht in diese Mittellinie das Denken (Verstand), das Fühlen (Gefühlsvermögen) und das Wollen (Gemüth), und zwar so, daß alle drei wie in einen Brennpunkt vereinigt, das Ich des Bewußtseyns bilden, welches die Strahlen der höhern und niedern Region der Seele immer zugleich auffaßt und in sich verknüpft?)

Auf diese Fragen erwiederte Frau H.: „in den Kreis der Seele gehören wohl noch mehr als das Ausgesprochene, das geistige Gebiet derselben lasse sich noch viel weiter theilen, aber sie könne es nicht besonders benennen."

Die Ringe in der Peripherie des Kreises bezeichnen den Leib und das organische Sinnenleben, welche theils zum Bestand der äußern Erscheinung in Raum und Zeit, theils zum Einwirken in die Außenwelt und zum Empfangen ihrer Eindrücke nothwendig sind.

Was über den ganzen Kreis hinausliegt, ist die sinnliche Außenwelt, mit welcher die Seele in allen ihren Funktionen in einem beständigen Verkehr steht.

Ver-

Verhältniß der drei Bestandtheile von Geist, Seele und Leib zu einander.

So lange der Geist im Sitze seiner Herrschaft thätig ist, so steht das Wahre, Schöne und Gute in voller Harmonie in ihm. Die Seele bleibt in ihrem vollkommensten Gleichgewichte, alle ihre Produkte, die aus dem Denken, Fühlen und Wollen hervorgehen und durch ihre Vermögen erzeugt werden, nehmen Antheil an jener Harmonie des Geistes, im Wahren, Schönen und Guten. Die obere Region der Seele beherrscht die untere, und der Verkehr, den die Seele mit dem Leib und durch diesen mit der Welt hat, ist so geordnet und im Ebenmaß, daß die Gesundheit des Körpers, der Seele und des Geistes gänzlich ungestört bleibt.

Um dieses Gleichgewicht zu erhalten, ist der Seele die Freiheit verliehen, deren Prinzip ursprünglich von Gott dem Geiste eingepflanzt und für das irdische Daseyn mitgegeben ist. Das Prinzip der Freiheit wird in die Seele vom Geiste reflektirt und geht im Willen als wirkliche Freiheit in seinem Wollen und Handeln hervor, und es ist nun ganz Sache der menschlichen Seele, von der Freiheit einen guten oder einen schlimmen Gebrauch zu machen. Der gute Gebrauch ist, wenn sich die Seele beständig mit dem Wahren, Schönen und Guten des Geistes im Einklang zu erhalten sucht und ihr Sinnenleben sammt der Welt beherrscht. Der schlimme Gebrauch ist, wenn sie den Leidenschaften, Begierden, Reizen, Wünschen und Genüssen, welche aus dem Leibe und der Welt stammen, sich hingibt und zuletzt von denselben unterjocht wird, wodurch allmälig das Wahre in Irrthum, das Schöne in Mißgestalt und das Gute in Böses übergeht.

Das Verhältniß wird daher folgendes seyn: Wird die Seele von dem Sinnenleben und der Außenwelt gezogen, so zieht sie auch den Geist aus seinen Ringen. Er verläßt den Mittelpunkt seiner Herrschaft und folgt fremden Antrieben. Je nachdem die Seele sich mehr oder we-

niger verleiblicht und verweltlicht, je nachdem wird auch der Geist mehr oder weniger getrübt. Wird der Geist aus dem ersten Ring gezogen, so wird das Gute schon mit Bösem gemischt, und das Wollen folgt nicht mehr rein den Sittengesetzen. Wird er auch aus dem zweiten Ringe gezogen, so wird das Schöne schon mit Häßlichem vermischt, und das Gefühl wird unrein und verdorben. Wird er zuletzt auch aus dem dritten Ringe gezogen, so kommt Irrthum und Thorheit an die Stelle der Wahrheit. Der Geist hat alsdann seine Sphäre verlassen seine Kraft ist gelähmt, seine Strahlen leuchten nicht mehr der Seele, und er wird von der Seele unterjocht. Aber auf gleiche Weise wird die Seele vom Leibe und der Welt unterjocht, ihr höheres Gebiet wird ganz verdunkelt, und alle die untern Mächte gewinnen das Uebergewicht. Endlich wird die Seele auch aus ihrer Sphäre heraus und in den Leib und die Welt hineingezogen, und dann ist statt Wahrheit lauter Trug, statt Schönheit schnöde Sinnenlust und statt Tugend Lüge und Bosheit in den Menschen gekommen, und er wird gänzlich von der Selbstsucht beherrscht. (Liegen nicht gewissen Geistes- und Gemüthskrankheiten ähnliche Zustände zum Grunde?) Auf diese Frage erwiederte Frau H.: „Allerdings! Die Irren sind solche, deren Geist von der Seele und dem Körper gefangen genommen ist. Die Kretinen sind solche, die den Geist halbgebunden in sich herumtragen."

Ist der Geist aus seiner Sphäre und die Seele aus der ihrigen verrückt und Alles gleichsam verleiblicht und verweltlicht, so wird es dem Menschen ungemein schwer, aus sich selbst wieder in dieselbe zurückzukehren, und es ist nur noch Ein Weg offen, das ist die Religion, und nur noch Ein Band zieht nach Oben, das ist der Glaube.

Die zwei einander am meisten entgegengesetzten Mächte sind einerseits das Heilige und Christus, und andererseits die Sünde und der Fürst der Welt. Mit jenem steht der Geist allein in Verbindung durch den Glauben, mit diesem

ſteht die verleiblichte Seele in Verbindung durch die Luſt der Sünde. Zwiſchen beiden Mächten aber ſteht der Menſch frei und kann ſich ſeine Richtung nach Oben oder nach Unten ſelbſt beſtimmen. Eine Ermahnung und Ermunterung zur Richtung nach Oben hat er durch das Wort des Herrn, das ihm täglich gepredigt wird. Einen Zug nach Unten hat er an dem Reiz der Welt, durch welchen der Fürſt der Welt die Menſchen verführt. Aber der Menſch ſteht frei in der Mitte und kann den Ausſchlag geben, welcher Zug von beiden es gewinnen ſoll, Chriſtus oder der Fürſt der Welt, der Glaube oder die Macht der Sünde. Wo der Glaube iſt, da wird der Geiſt geheiligt durch die Gemeinſchaft mit Chriſto, und Alles iſt in der vollkommenſten Harmonie und Ordnung, der Geiſt bleibt unerſchütterlich in dem Mittelpunkt ſeiner Herrſchaft und kann nie verrückt werden. Wo aber Unglaube iſt, da wird der Geiſt in die Sünde fortgeriſſen durch die Gemeinſchaft mit dem Fürſten der Welt, und Alles löst ſich auf in Disharmonie und Verwirrung. Der Geiſt wird aus ſeiner Sphäre verrückt und kann nie wieder in dieſelbe zurückkehren, wenn nicht auf dem Wege der Gnade Glauben, Gebet und Buße in ihm erweckt wird.

Dieß ſind einige Grundzüge, welche in dem Verhältniß der drei Kräfte, nämlich des Geiſtes, der Seele und des Leibes, zu einander liegen.

Noch muß bei dem Lebenskreis bemerkt werden, daß die Radien aus der Peripherie alle ſchief auf den äußern Ring des Geiſtes auffallen, und wie Tangentialkräfte zu wirken ſcheinen, ſo daß der Kreislauf des Geiſtes beſtändig in Thätigkeit erhalten wird, wodurch auch die Seele und durch ſie der Körper in immerwährende Erregung geſetzt wird. Würden die Radien auf den Mittelpunkt treffen, ſo würde der Kreislauf des Geiſtes aufhören und mit ihm der ganze Lebenskreis ſtille ſtehen, und dieß wäre der Tod. Die Tangentialkraft würde durch die Axe gehen und die Peripherie hörte auf, ſich zu bewegen.

II. Sonnenkreis.

(S. Taf. 1.)

Dieser Kreis ist der äußere und veränderliche, der mit jedem Jahre zu Ende geht. Er ist mit dem Jahre in 365 Tage abgetheilt und die Tage in 12 Monate. In diesen Kreis fallen alle Ereignisse, welche die Seele ständlich, täglich, wöchentlich, monatlich, jährlich, theils aus ihren eigenen Vermögen erzeugt, theils aus der Außenwelt empfängt. Jeder Mensch hat einen Sonnenkreis und füllt ihn jährlich körperlich und geistig aus. Welche Einflüsse und Störungen von Innen und Außen in den Körper wirken, welche Vorstellungen und Begriffe, Bilder und Gefühle, Begierden und Neigungen in der Seele erwachen und vor das Bewußtseyn als wirkliche Produkte treten — Alles wird eingetragen in den Sonnenkreis.

Der Sonnenkreis hat zweierlei Werthe: 1) einen physischen, und 2) einen moralischen.

Physischer Werth.

Jeder Mensch empfängt mit Zeugung und Geburt eine Kraft, welche das Gesetz seiner Entwicklung und seiner Lebensdauer enthält und durch eine bestimmte ihm gleichsam eingegebene Zahl ausgedrückt wird. Wirken keine nachtheiligen Einflüsse, sowohl von der Seele als von der Außenwelt aus, auf den Körper, so erreicht der Mensch das natürliche Lebensziel, welches nach der ihm angebornen Zahl bestimmt ist. Wirken hingegen Störungen, sowohl von Außen als von Innen, auf den Körper, so wird jene Zahl bälder erschöpft und das Lebensziel verkürzt. Der Mensch hat täglich einen Verbrauch von Lebenskraft, die auch täglich wieder ersetzt wird, während jedoch der körperliche Organismus, besonders vom mittlern Alter an, an Energie und Rezeptivität abnimmt und sich allmälig verlebt. Höher als die eingeborne Zahl kann das Leben nicht reichen, aber verkürzt kann es werden und wird es auch in den meisten Fällen. Die eingeborne Zahl

des ganzen Lebensalters läßt ſich aber zerfällen in die Zahlen, welche jedem Tag, jedem Monat und jedem Jahr, und jedem Cyklus von Jahren zukommen. Wird nun im Leben ſelbſt nur jene Zahl verbraucht, welche dem Tag, Monat, Jahr und dem Cyklus von Jahren zugeſchrieben iſt, ſo iſt keine Störung vorhanden, und der Menſch erreicht das natürliche Alter. Wird hingegen durch widrige Einflüſſe von Außen und Innen mehr Kraft verbraucht, als der Wiedererſatz beträgt, ſo häuft ſich allmälig in der thieriſchen Oekonomie ein Verluſt an, und die eingeborne Zahl des Lebens wird bälder erſchöpft, d. h. das Leben wird abgekürzt. Alle die Leidenſchaften, Gemüthsaffekte, Schwelgereien bewirken einen ſolchen Verluſt in der thieriſchen Oekonomie, und ein tödtliches Fieber erſchöpft die eingeborne Zahl, welche ſonſt auf ſo viele Jahre ausgereicht hätte, auf einmal.

Betrachten wir nun den Sonnenkreis, ſo kann, wenn einmal die Zahlen bekannt ſind, ein täglicher, monatlicher, jährlicher Verluſt berechnet und in denſelben eingetragen werden, ſo daß die Abkürzung des natürlichen Lebensziels daraus erſichtlich wird. Dieß iſt jedoch eine Rechnung, welche dem gewöhnlichen Zuſtande unſerer Seele verhüllt bleibt, aber demjenigen Auge, das tiefer blickt in ſein Inneres, aufgeſchloſſen daliegt.

Moraliſcher Werth.

Wie die phyſiſchen Ereigniſſe in Beziehung auf den Körper in den Sonnenkreis eingetragen werden, ſo werden auch die moraliſchen Ereigniſſe in Beziehung auf die Seele täglich, monatlich und jährlich darin aufgezeichnet. Der Menſch denkt, fühlt, will und handelt unaufhörlich, und jede Sekunde iſt durch Gedanken, Gefühle, Triebe, Wünſche und Genüſſe ausgefüllt. Hundert Veranlaſſungen hat der Menſch täglich, Gutes zu thun: unterläßt er es, ſo iſt das ſeine Schuld, thut er es, ſo iſt das ſein Verdienſt.

Aber nicht nur das Unterlaſſen des Guten iſt eine Schuld, eine viel größere iſt das Thun des Böſen. Alles dieß wird

eingetragen in den Sonnenkreis, und es gibt mithin einen moraliſchen Verluſt und Gewinn, der, weil er für die Ewigkeit dauert, weit wichtiger iſt, als der phyſiſche Kalkul, der mit dem Leben ein Ende hat. Für die phyſiſche Lebensdauer iſt eine Zahl geſetzt, für den moraliſchen Werth oder Unwerth gibt es keine Zahl, weil er auch nach dem Tode noch fortdauert, und weil jede Vervollkommnung, die aus der Freiheit ſtammt, über alle endliche Zahl erhaben iſt. Demnach findet eine Kompenſation zwiſchen Gutem und Böſem, zwiſchen Verdienſt und Schuld ſtatt, welche, wenn wir den Ablauf des jährlichen Sonnenkreiſes als den Termin der Abrechnung anſehen, in beſtimmten Charakteren der Naturſprache, die Wort und Zahl zugleich enthalten, von dem äußern Sonnenkreis, der jedes Jahr abfällt, in den innern und auch nach dem Tode noch fortdauernden Lebenskreis eingetragen werden. Es liegt in jedem Menſchen eine Naturſprache, welche von der gewöhnlichen Begriffs- und Bilderſprache ganz verſchieden iſt, aber eine ſolche Reichhaltigkeit hat, daß der ganze Lebenslauf eines Menſchen in wenigen Charakteren aufgefaßt wird. Dieſe Naturſprache ſchließt ſich dem Menſchen erſt nach dem Tode auf, und er erkennt in jenen Charakteren all ſein Thun und Laſſen, was in den Lebenskreis eingetragen iſt, aufs Genaueſte.

Da an dem moraliſchen Werth oder Unwerth Alles liegt, weil nach demſelben die Zurechnung und die vielen Grade von Seligkeit oder Unſeligkeit beſtimmt werden, ſo liegt an der phyſiſchen Dauer nicht mehr ſo viel, ſobald ihre Abkürzung durch innere Leiden und äußere Bedrängniß mit einem moraliſchen Gewinn verbunden iſt. Denn eben dieſe Prüfungen läutern und reinigen die Seele, und es entſteht ein moraliſcher Gewinn, während die phyſiſche Dauer einen Verluſt erleidet, aber um ſo ſchlimmer ſteht es mit denen, welche durch Laſter und Schwelgerei ſich das Leben verkürzen, weil zugleich ein moraliſcher Verluſt damit verbunden iſt.

Jeder Menſch nimmt die Abrechnung, mit feurigen Ziffern in ſein Herz geſchrieben, hinüber in eine andere Welt, er entziffert ſich ſelbſt, und wehe ihm, wenn ſein moraliſcher Unwerth

größer war als sein moralischer Werth — und er in seinen Sünden ohne Buße starb und die Gnade Gottes im Glauben an Christum anzuflehen versäumt hatte.

Erklärung des beschriebenen Sonnenkreises.

Dieser Kreis beschreibt das letzte magnetische Jahr vom Christtag 1826 bis zum Christtag 1827, wo er, wie Frau H. sagte, abfiel und einem neuen Platz machte, nachdem Alles davon was einen bleibenden Werth hatte, in den Lebenskreis eingetragen war.

Der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Wachen und magnetischen Wachen ist wohl der, wie zwischen dem Begriffsleben und Gefühlsleben. In jenem wird der Mensch von der Objektivität in Anspruch genommen, und er bildet seinen intellektuellen, politischen, physischen und moralischen Verkehr mit der Natur und der Menschheit aus; in diesem wird der Mensch von der Objektivität abgelenkt, und sein Streben geht nach Innen in die Tiefen des geistigen Lebens. In jenem wird die geistige Kraft zersplittert in der Außenwelt, in diesem wird sie in einen Brennpunkt gesammelt, der das ganze Gebiet erhellt. In jenem treten die Produkte der verschiedenen Seelenvermögen schon fertig vor das Bewußtseyn, in diesem schließt sich die Produktivität des Geistes auf und läßt uns einen Blick in die Zahlenmystik thun, mit welcher der Geist seine Produkte schafft.

Wir hören gewöhnlich die Somnambülen sagen: „ich fühle es, ich schaue es an," aber nie „ich begreife, urtheile und erschließe es." Was sie uns mittheilen, ist nicht Gegenstand einer durch Begriffe vermittelnden Erkenntniß, sondern ein unmittelbares Innewerden im Schauen und Fühlen; wenn die Somnambüle eine Zahl ausspricht, so schaut sie dieselbe in ihrem Innern an; die Zahl tritt gleichsam aus dem eingebornen Zahlensystem wie durch eine innere Bewegung einzeln vor das Bewußtseyn und steht unter allen im hellen Lichte da. Wenn die Somnambüle von einer Natursprache redet, so schaut sie die Charaktere derselben, fühlt ihre Bedeutung und

kopirt sie aus dem Original ab. Wenn sich die Somnambüle Verordnungen macht, so erhellen sich ihr die Eigenschaften der Dinge, aber nur Eine oder einige stimmen mit dem innern gefühlten Bedürfniß zusammen, und diese werden gewählt. Wenn die Somnambüle die Zeit, Frequenz und Heftigkeit ihrer Krisen voraussagt, so schaut sie ihre innere organische Typik an, nach welcher alle die Abschnitte schon vorher bestimmt sind.

In allen diesen Zuständen ist demnach keine geregelte Erkenntniß in Begriffen, aber eben so ist auch die Willensseite unthätig geworden. Sinn und Trieb verlieren den Werth und die Herrschaft, welchen sie im gewöhnlichen wachenden Leben haben, Alles ist ins Gefühl übergegangen und in ihm harmonisch geworden. Wahres und Gutes reflektirt sich im Gefühl des Schönen, während Gedanken und Begierden zurücktreten.

Der Unterschied zwischen dem natürlichen und dem magnetischen Wachen scheint kurz darin zu bestehen: das natürliche ist ein äußeres Freiwerden, aber ein inneres Gebundenseyn, das magnetische ein äußeres Gebundenseyn, aber ein inneres Freiwerden.

Und nun wollen wir den magnetischen Sonnenkreis näher betrachten.

A. Der äußerste peripherische Ring bedeutet den Anfang des Gefühllebens, gleichsam einen Abschluß von der Objektivität und ein Zurückgehen ins Centrum.

Um diesen Zustand zu erzeugen, mag allerdings eine eigenthümliche Stimmung des Nervensystems und eine eigenthümliche Fassung der Seele erfordert werden: Denn im gewöhnlichen Wachen geht der Mensch mit Sinn und Trieb, mit Gedanke und Begierde frei in die Objektivität hinaus, aber um so weniger in sich selbst zurück; im magnetischen Wachen ist der Mensch nach Außen gebunden, aber desto mehr frei, um in seine innere Tiefe einzudringen.

B. Der in der Mitte zwischen den äußern peripherischen Ringen sich hindurchziehende blaue Ring bezeichnet das

magnetiſche Band, das durch die wirkliche Anwendung des Magnetismus um die Perſon gelegt wurde. Frau H. nennt dieſes Band die magnetiſche Mauer, welche zwiſchen ihr und der Außenwelt die Scheidewand mache. Dieſes Band umgibt aber nicht den ganzen Sonnenkreis, wovon die Bedeutung ſpäter vorkommen wird.

C. Der zweite peripheriſche Ring iſt in 365 Tage und 12 Monate abgetheilt und von ihm aus gehen alle Radien gegen den Mittelpunkt. Von ihm geht, bewirkt durch de magnetiſchen Rapport, der Somnambulismus aus und nimmt ſeine Richtung gegen das Innere des Gefühllebens. In die verſchiedenen Fächer, welche die Radien dieſes Ringes bilden, ſind im Allgemeinen die Ereigniſſe des magnetiſchen Lebens und ſeiner Störungen eingetragen, wie ſie in der Folge der Monate dieſes magnetiſchen Jahres vorfielen. Am Ende jedes Monats iſt eine Zahl ausgeworfen, welche die Summe der Störungen angibt, und von Monat zu Monat ſich immer mehr anhäuft, bis ſie ein Maximum erreicht, das in der eingebornen Zahl des Individuums ſeinen Grund hat.

Das Verſtändniß dieſer Zahlen hängt mit einer Rechnung zuſammen, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

D. Zwiſchen dem zweiten und peripheriſchen Ring und dem mehr der Mitte zuliegenden Ring, zeichnet Frau H... ringsum ihre Geiſterwelt hin. Die Geiſtererſcheinungen, mit welchen Frau H... faſt täglich und zwar ohne magnetiſirt zu werden, in Verbindung ſtand, bilden in dieſem magnetiſchen Leben eine ſo eigenthümliche Epoche, daß bis jetzt keine ähnliche Geſchichte bekannt iſt, und wo ſich auch Spuren davon finden, da ſind es nur vorübergehende und ganz leiſe Andeutungen. Der tägliche Umgang der Frau H... mit ſo vielen für uns unſichtbaren Weſen, die ſich zu ihr hindrängten und aus dem Zwiſchenreich, wie ſie es nennt, aufſtiegen, um durch Gebet wieder ihre Aufrichtung zu Chriſtus und Erlöſung durch ihn zu erlangen, bildet einen eigenen Abſchnitt in dieſer Geſchichte.

E. Der mehr der Mitte zuliegende Ring ist besetzt von lauter kleinen Kreisen, welche in die Fächer der Monate eingetragen sind. In der Mitte dieser kleinen Kreise liegt die Zahl 10 als diejenige, womit jeder Mensch nach Außen rechnet, und die Zahl 7 als diejenige, womit Frau H. nach Innen rechnet, und die bei dem Menschen verschieden seyn kann. Die übrigen Zahlen beziehen sich auf die magnetischen Manipulationen. Diese kleinen Kreise bezeichnen nach Frau H. die Krämpfe oder magnetischen Krisen, durch welche sie nach magnetischen Strichen von dem äußern magnetischen Kreise, wohin ihre Geisterwelt fällt, in den innern magnetischen Kreis jedesmal eindrang. Erst hier öffnete sich die Tiefe des Gefühllebens im magnetischen Rapport, im Hellsehen, in den Sympathien und Antipathien, in den Verordnungen für sich und Andere, in den Divinationen, in dem Versetzen ihrer Sinne an entfernte Orte und überhaupt in allen den Erscheinungen, welche dem höhern Grade des Somnambulismus eigen sind.

F. Die drei um den Mittelpunkt liegenden Kreise sind ringsum mit Sternchen besetzt. (Soll das nicht anzeigen, daß hier der geistige Himmel liege?)

Auf diese Frage erwiederte Frau H., diese Sterne sind und bedeuten nichts Anderes als Sterne.

Merkwürdig ist, daß Frau H... angibt, daß sie im Eindringen in die innern Ringe jedesmal im mittlern eine Art Schauer und Kälte empfunden und sich beeilt habe, über ihn wegzukommen. Von diesem Ringe gab sie nachher noch näher an, daß es der wirkliche Mond sey. Nur dürfe man nicht denken, als wären (wie es in der Zeichnung scheine) jene Sterne der Außenwelt näher als der Mond, sie seyen vielmehr höher als er. Diese Sterne seyen Wohnungen der Seligen, aber nur solcher, die noch keinen hohen Grad erreicht haben. Jener kalte Ring (Mond) sey die Wohnung solcher, die erst selig werden; dahin kommen Viele aus dem Mittelreiche. Wer einmal dort sey, würde selig. Aber es

ſey ſonderbar, dieß Gefühl habe ſie nur von der rechten Seite dieſes Ringes.

G. Aus dem Mittelpunkte des Sonnenkreiſes, in welchen ſich der Geiſt verſetzt, ſchaut derſelbe rückwärts in das Centrum des Lebenskreiſes, in welchen Frau H. die Gnadenſonne ſetzt. Hinter dieſer Sonne und über ihr liegt in unausſprechlicher Schönheit die Wohnung der Seligen, welchen Chriſtus ſein Reich beſchieden hat. Aber hiehin vermögen ſterbliche Augen nicht zu ſchauen; es iſt nur der Glanz, der herüberſtrahlt in das geiſtige Auge, das ſich wegwenden muß, will es nicht erblinden.

Rechnung.

Der erwähnte Sonnenkreis bildet das magnetiſche Jahr 1827. Es finden ſich aber viele Zahlen in ihm, die wir nach den Angaben von Frau H. in eine Rechnung bringen können, wobei ich bloß bemerke, daß die Brüche weggelaſſen ſind, weil ſie nach Frau H. keinen Werth bei den Störungen haben.

In dem Sonnenkreis finden ſich 67 Tage, in welchen das magnetiſche Band aufhörte und Frau H. bälder erwachte, als der Kreis geſchloſſen war. Sie kam auch wirklich wieder mit der Außenwelt mehr in Berührung, hatte wenig Erinnerung von dem vorangegangenen magnetiſchen Zuſtande und noch weniger von den Perſonen, mit denen ſie während der Zeit in Verbindung ſtand; ſelbſt ihr Arzt und Magnetiſeur war ihr fremd geworden. Dagegen klagte ſie über Beklemmung, und beſonders über eine kratzende Empfindung auf der Bruſt, welches von Cirkeln herrühre, die ſie in der Bruſt zu haben glaube. Sie konnte ſich am beſten dadurch erleichtern, daß ſie das, was in ihr lag, auf Papier zeichnete, und ſo entſtanden die beiden Kreiſe mit allen den angegebenen Charakteren. (Dringt ſich hier nicht der Gedanke auf, daß das magnetiſche Leben hier eine andere Richtung genommen habe, und daß die Lüftung des magnetiſchen Bandes gerade dazu dienlich war, das, was in tiefer Selbſtbeſchauung in ihr lag,

an den Tag zu geben und ihrer Umgebung mitzutheilen?) Die Schuld des zu frühen Erwachens setzt sie in die Störungen, welche die Zahl von 7000 bälder erreichten, als das magnetische Jahr geschlossen war. Die Zahl von 7000 gibt sie als das Maximum ihrer magnetischen, oder auch magischen Grundzahl an. Sie mußte erwachen, sobald die Zahl erschöpft war, weil ihr magnetisches Leben keinen weitern Ueberschuß ertragen konnte. Auch sagte sie, daß es ein großes Glück sey, daß die Sache diese Wendung genommen habe, denn sie hätte in Wahnsinn durch diese zu frühe Abrechnung verfallen können. Nach der Angabe verhält es sich mit den Störungen während der Monate auf folgende Weise:

1ster Monat.	2ter.	3ter.	4ter.	5ter.	6ter.	7ter.
0.	100.	570.	790.	1010.	1375.	1925.

8ter.	9ter.	10ter.
3088.	5011.	7000.

Noch im zehnten Monat war die Zahl voll, und damit war der magnetische Heilungsprozeß abgebrochen.

Die Hauptsache scheint darauf hinauszugehen, daß die Summe der Lebenskraft den Störungen, wären sie in größere Zeiträume vertheilt worden, immer noch gewachsen gewesen wäre und noch mit der magnetischen Heilung hätte bestehen können. So aber wurde die Zahl der Störungen in einen zu kurzen Zeitraum hineingedrängt, so daß die Lebenskraft nicht mehr im Stande war, das magnetische Gleichgewicht zu halten, und so wie ihr Maximum erschöpft war, aus dem magnetischen Verband herauszutreten genöthigt wurde. Frau H. zeichnete die herausgefallenen zwei ganzen Tage und vergeblichen Schläfe in dem Sonnenkreis dadurch aus, daß sie die Striche über die Peripherie verlängerte. Diejenigen die ein Häckchen oben haben, nennt sie besonders widrige Tage. Diejenigen Tage, wovon nur Stunden verloren gingen, sind durch solche Striche bezeichnet, welche oben Dreiecke, Quadrätchen oder Scheibchen haben. Sie berechnete den gesammten Verlust auf 2¼ Mondsmonate. Sie betragen, den Mondsmonat zu 27

Tagen und 7 Stunden (wobei aber die Stunden als Brüche wegfallen) berechnet, 74 Tage. Nun finden sich bei der Abzählung der Dreiecke, Quadrätchen und Scheibchen 77 Tage, wovon aber nur Stunden verloren gingen. Diese 77 Tage sind nach den Zeichen abgetheilt in 15, 25, 37, zusammen 77. Da nun der gesammte Verlust 74 Tage beträgt, so fehlen zu den 67 ganzen herausgefallenen Tagen nur noch 7 Tage, und diese müssen nun in den herausgefallenen Stunden liegen. 7 Tage geben 168 Stunden, wovon Frau H. angab, daß sie ebenfalls nach den Zeichen, nämlich Dreieck u. s. w., in 3, 5, 7 Theile einzutheilen seyen, woraus sich die Zahlen 33⅗, 56, 78⅘, zusammen 168 Stunden, geben.

Der in 2¾ Mondsmonaten bestehende Zeitraum ist nun der Verlust, welcher an der ursprünglichen Zahl der Lebensdauer abgezogen werden muß, d. h. die Lebenskraft erfährt während des magnetischen Sonnenjahrs durch die Störungen einen nicht wieder zu ersetzenden Schaden von 77 Tagen.

Man fühlt in dieser Rechnung eine Wahrheit, die der magnetischen Behandlung sehr wichtig werden muß: denn gerade in dem Zustande, wo die Lebenskraft am regsamsten ist, oder, wenn man will, der Nervengeist in seiner Freiheit erscheint und die außerordentlichsten Phänomene darbietet, muß jede Störung von weit größeren Folgen seyn als im gewöhnlichen Zustande.

Verhältniß des Lebenskreises zum Sonnenkreis.

Frau H. gab über dieses Verhältniß Folgendes an:

„Der Sonnenzirkel ist die Welt, und das Bleibende davon nimmt jeder Mensch in den Lebenszirkel der Seele auf. „Wie im Sonnenzirkel diese Welt liegt, so liegt im Lebenszirkel eine ganz andere und zwar höhere; daher auch die Ahnungen, die im Menschen von einer andern Welt liegen. „Im Schauen tritt der Geist aus dem Lebenszirkel heraus „und in den Sonnenkreis hinein, und da ist alsdann dasjenige „Schauen, was dem Menschen noch faßliche und begreifliche

„Dinge darbietet. Dieſes Schauen iſt aber dem Menſchen „dunkler geworden, als es ihm ehemals (im Zuſtande ſeiner „Integrität) war. In dem Centrum des Sonnenkreiſes, „wenn es dem Geiſte gelingt, aus ſeinem Centrum ſich dahin zu „verſetzen, ſchaut der Menſch die Welt, in der er iſt, in ihrem „eigentlichſten Weſen ohne Schleier und Scheidewand, die ſich „ſonſt (im Abfalle) zwiſchen ihn und die Dinge ſtellen. Schaut „der Geiſt länger in dieſes Centrum des Sonnenkreiſes, ſo „ſchaut er, aber nur wie ein Blitzſtrahl, zugleich auch zurück in „das Centrum des Lebenskreiſes. Das, was ſich in dieſem „letztern Schauen offenbart, nimmt der Geiſt mit ſich in ſei„nen Sitzpunkt im Lebenszirkel, und trägt es ohne deutliches „Bewußtſeyn (ohne Unterſcheidung der aufgefaßten Dinge) „nur wie eine Ahnung in ſich. Dieſes letztere Schauen geht „viel tiefer als das erſtere in die Welt hinaus, aber der Geiſt „hat es nur, wenn er zuerſt in das Centrum des Sonnen„kreiſes ſich verſetzt, und von da aus in ſein Centrum des Le„benskreiſes zurückſchaut, er hat es nie, wenn er bloß in ſei„nem Centrum bleibt. Das Centrum des Lebenszirkels muß „noch etwas Anderes ſeyn als der Geiſt, weil der Geiſt ja „hineinſchaut, wenn er heraus iſt. Dieß iſt eben die andere, „höhere und innerſte Welt, die wir nicht begreifen und nicht „faſſen, die aber der Menſch ebenſo in ſich trägt, wie er die „äußere Welt in ſich trägt, in der er lebt. Daher rühren in „jedem Menſchen (der nicht zu ſehr in die äußere Welt ver„ſunken iſt) die Ahnungen von jener höhern Welt. In dem „Mittelpunkte dieſer innerſten und höhern Welt, in welche „der Geiſt zurückblickt, liegt die Gnadenſonne, und von da aus „winke ihr auch ihre Führerin zu. Hinter dieſer Sonne und „über ihr liegt in unausſprechlicher Schönheit die Wohnung „der Seligen, die man aber nur im Durchſehen durch die „Gnadenſonne gewahr wird. Dieß iſt das Unendliche und „Heilige, was der Menſch (als Blick) immer in ſich habe.

„Anders verhält ſich das Schauen in das Mittelreich, „dieſes liegt ganz im Sonnenkreiſe, der bei allen Menſchen „gleich iſt. Der Grund, warum ſo wenige Menſchen das

„(objektive) Geiſterreich fühlen und ſchauen, liegt darin, daß „ihr Geiſt nicht geſchickt iſt, ſich im Schauen ins Centrum „des Sonnenkreiſes zu verſetzen. Magnetiſche Perſonen „können dieß am meiſten, und daher ſehen ſie auch am mei„ſten ins Geiſterreich. Das Zwiſchenreich erblickt man, ohne „in jene Gnadenſonne zu ſchauen, im Sonnenkreis ſelbſt.

„Wie nun der Geiſt aus ſeinem Gebiete des Lebens„cirkels in den Sonnenkreis ſchaut, ſo fühlt auch die Seele „aus ihrem Gebiete in das gleiche Gebiet des Sonnenkreiſes „hinein, welches, je nachdem ſie ſich vom Geiſte hat ziehen „laſſen, eine höhere oder niederere Stufe des Mittelreichs be„zeichnet.“

„Auch der Leib, und zwar das Bleibende in ihm, näm„lich der Nervengeiſt, wirkt aus dem Gebiete ſeines Lebens„kreiſes in das gleiche Gebiet ſeines Sonnenkreiſes hinein.“

Die angegebenen Sätze bieten nicht nur dem Pſychologen, ſondern überhaupt dem Philoſophen mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken dar, und verdienen eine Erläuterung.

Die Hauptfunktion des Geiſtes iſt das Schauen, und zwar ein doppeltes, erſtlich das, wenn er ſich in das Centrum des Sonnenkreiſes verſetzt, und zweitens ein reflexives von dem Centrum des Sonnenkreiſes in das Centrum des Lebenskreiſes. Dieſes Schauen, ſagt Frau H., iſt dem Menſchen dunkler geworden, als es ihm ehemals war. Das wahre Schauen geht nur aus den Mittelpunkten der beiden Kreiſe aus. Iſt hingegen der Geiſt aus dem Centrum ſeines Lebenskreiſes herabgezogen, oder gar aus ſeinem Kreiſe gewichen, ſo vermag er auch nicht mehr in das Centrum des Sonnenkreiſes zu ſchauen, und das Schauen iſt überhaupt dunkler geworden.

Der Zuſtand der Integrität des Geiſtes iſt theils der Beſitz von der Harmonie der Ideen des Wahren, Schönen und Guten, theils ſein Schauen in das Centrum des Sonnenkreiſes und durch dieſes in die objektiven Weltordnungen, theils ſein reflexives Schauen in das Centrum des Lebenskreiſes, in

welchem, wie Frau H. sich ausdrückt, die Gnadensonne leuchtet und eine höhere Welt uns mit Ahnungen füllt, — mit Ahnungen, die uns das Heilige, das Reich der Gnade und Liebe und das selige Leben wie aus dunkler Ferne näher bringen.

Im Zustande des Abfalls ist der Geist nicht mehr im Besitze jener Harmonie. Die Ideen sind wie prismatisch gebrochen, so daß das, was die Seele durch das Denken des Wahren, durch das Fühlen des Schönen und durch das Wollen des Guten erzeugt, nur vereinzelt dasteht. Nur der Einstrahl (Brennpunkt) der Ideen, ins Heilige erhoben, ist das ächte Licht, das nicht erborgt ist. Wird es gebrochen, so wird es, wie das physische Licht, wenn es durchs Prisma geht, farbig und trübe, und darum verdunkelt sich auch das Schauen desselben.

Ebenso verhält es sich im Zustande des Abfalls mit dem Schauen des Geistes in die objektive Welt. Dadurch daß der Geist aus dem Centrum des Lebenskreises gewichen ist, hat er auch sein Schauen in das Centrum des Sonnenkreises verloren, und der Mensch vermag nicht mehr die Welt in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand, wie Frau H. sich ausdrückt, anzuschauen.

Die objektive Welt besteht aus drei Weltordnungen. Die erste ist die physische oder die Welt der Sphären vom kleinsten Weltkörper bis zum Naturcentrum hinauf. Ihr liegt ein Gesetzesplan zum Grunde, der vom Reiche der Schwere bis zum Reiche des Lichts, und selbst bis zur höchsten Quelle des allgegenwärtigen Aethers, einen vollständigen Dynamismus in den Potenzen und einen vollständigen Mechanismus in dem Rhythmus der Bewegungen darstellt. Sie ist ein Zusammenhang in einem System von lauter an sich geistigen Gleichungen, Proportionen und Verhältnissen, wovon jedes einzelne Ding eines oder das andere für sich nimmt, wie in einem Zahlensystem, in welchem jede Ziffer ihren Werth von der Stelle erhält, welche ihr darin angewiesen wird. Wenn die Idee der Wahrheit, wie sie in den Gesetzen des Denkens erscheint, eine objektive Gestalt annimmt, so muß

sie

ſie ſich in dem Geſetzesplan einer phyſiſchen Weltordnung oder in dem Reiche der Bewegung darſtellen.

Die zweite Weltordnung iſt die organiſche oder das Reich lebendiger Formen. Dieſe Ordnung beſteht nicht ſowohl in Geſetzen als vielmehr in plaſtiſchen Typen. Eine Plaſtik iſt etwas Anderes als eine Dynamik und Mechanik. Ein Typus iſt gleichſam eine Sammlung von Geſetzen, die ſich in einander aufgelöst haben. Das freie Prinzip des Schönen, das im Leben herrſcht, öffnet die Sphäre der Geſetze, ſo daß das Erſte das Zweite und das Zweite das Dritte u. ſ. w. in ſich aufnimmt und zu einem gemeinſchaftlichen Typus vereint. So entſteht die Fülle des Lebens, während das Reich der Bewegung nur an den todten Maſſen ſeine Kräfte übt. Jedem Dinge in dieſer Ordnung kommt ein eigener plaſtiſcher Typus zu, der in der ſpezifiſchen Lebensform ſich ausdrückt. Wenn die Idee der Schönheit, wie ſie in den Typen des Fühlens erſcheint, eine objektive Geſtalt annimmt, ſo muß ſie ſich in der plaſtiſchen Typik einer organiſchen Weltordnung und im Reiche des Lebens darſtellen. Zu dem geometriſchen Verſtande, der das objektivirte Wahre im Reiche der Bewegung ausmißt und ordnet, geſellt ſich noch die Fülle des Gefühlsvermögens, welches das objektivirte Schöne im Reiche des Lebens erfüllt.

Die dritte Weltordnung iſt die moraliſche oder das Reich der Zwecke. Dieſe Ordnung beſteht nicht in Geſetzen der Bewegung, auch nicht in den Typen des Lebens, ſondern in dem in Handlungen frei aufgegebenen Syſtem von Grundſätzen. Der freie Grundſatz hat Stoff und Form abgeworfen und lebt im geiſtigen Reiche der Weltgeſchichte. In dieſe Ordnung gehören die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, die Sitten, Rechte, Verfaſſungen, Gebräuche, Gewohnheiten und der äußere Kultus. In ihnen regt und bewegt ſich das freie Spiel der Kräfte, das nur dann, wenn es die Gränzen des göttlichen Plans, welcher der Menſchheit vorgezeichnet iſt, überſchreitet, durch die höhere Kompenſationsmethode der Vorſehung in das rechte Geleis zurückgewieſen wird.

Jedem Zeitalter und jedem Volke kommt eine eigene Aufgabe aus dem frei gewordenen System der Grundsätze zu, welche in dem spezifischen Leben der Weltgeschichte gelöst werden muß. Wenn die Idee der Tugend, wie sie in den Grundsätzen des Wollens erscheint, eine objektive Gestalt annimmt, so muß sie sich in dem System einer moralischen Weltordnung darstellen.

Und nun können wir aus den obigen Sätzen weiter folgern. Würde der Geist in seiner Integrität in das Centrum des Sonnenkreises schauen, so würde er nicht nur die drei Weltordnungen in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand erblicken, sondern er würde auch in jedem Dinge entweder eine besondere Gleichung, wenn es zur physischen Ordnung gehört, oder seinen besondern Typus, wenn es zur organischen gehört, oder seinen besondern Grundsatz, wenn es zur moralischen gehört, darin erkennen.

Aber so ist es nun nicht mehr nach dem Abfalle. Da der Geist von dem Centrum seines Lebenskreises gewichen ist, so vermag er auch nicht mehr in das Centrum des Sonnenkreises zu schauen, worin jene Prototypen liegen, die das objektiv Wahre, Schöne und Gute in sich enthalten. Die Wolke des Scheinlebens hat sich dazwischen gestellt wie eine Scheidewand, ein Schleier verbirgt das Licht, und das Schauen ist dunkel geworden. Der Geist hat, wie Plato sagt, seine Flügel verloren und wird mit der Seele in den Leib und die Welt herabgezogen. Verloren in die tausendfarbigen Bilder der Sinnenwelt bleibt ihm das Wahre, das nur in ihren Gesetzen und Gleichungen liegt, unbekannt; versunken in die Lüste, Reize und Genüsse des Lebens, hat er das Schöne, das nur im reinen Wohlgefallen an den Typen besteht, außer Auge gesetzt, und preisgegeben den Leidenschaften der Ehr-, Ruhm- und Gewinnsucht verkennt er das Gute in dem frei aufgegebenen System der Grundsätze. Nichts ist ihm übrig geblieben als das Streben, sich wieder zu erheben oder, wie Plato sagt, die Flügel wieder zu gewinnen.

Auf gleiche Weiſe verhält es ſich auch mit dem reflexiven Schauen des Geiſtes, welches den Menſchen mit den Ahnungen des Heiligen und Seligen erfüllt. Die Gnadenſonne iſt dem Geiſte untergegangen, oder er iſt vielmehr unter ihren Horizont geſunken; das Heilige zieht der Menſch in ſeine Begriffe, Gefühle und Beſtrebungen herab und fängt das Göttliche zu konſtruiren an, als wäre es ein Vernunftprinzip.

Hieraus iſt auch der Irrthum erſichtlich, welchen die neuere Scholaſtik in dem Satz behauptet, „daß das Wirkliche auch zugleich das Wahre ſey.“ Die Wahrheit gibt uns nur das Schauen des Geiſtes in ſeine Mittelpunkte, wo die Geſetze der Bewegung, die Typen des Lebens und die Grundſätze der Handlungen erkannt werden, und die Ahnungen des Heiligen uns erfüllen. Die Wirklichkeit hingegen iſt durch die Wolke des Scheinlebens überzogen, die uns mit ihrem Farbenſpiel ergötzt, zu Luſt und Genuß einladet und in ein Syſtem von Lügen und Verkehrtheiten verwickelt, welche in der Geſchichte ſehr wirklich, aber auch ſehr unwahr ſind.

Und nun mögen einige Winke für die geſammte Philoſophie hier ihren Platz finden.

Das Wechſelverhältniß der beiden Kreiſe iſt ein inneres, der Geiſt verſetzt ſich von einem Centrum in das andere, ſeine Hauptfunktion iſt das Schauen, und zwar ſowohl in das Centrum des Sonnenkreiſes, wo die Prototypen der drei Weltordnungen liegen und durch ſie die Dinge in ihrem Weſen erkannt werden, als auch rückwärts in das Centrum des Sonnenkreiſes, wo die Gnadenſonne liegt. Der Geiſt ſteht zwar allezeit in der Fülle der Offenbarung, aber er erkennt ſie nicht, erſt in ſeinem reflexiven Schauen erblickt er die Gnadenſonne und wird erfüllt von den Ahnungen einer höhern Welt.

Iſt hingegen der Geiſt aus ſeinem Centrum gewichen, oder gar aus ſeinen Kreiſen gezogen, ſo tritt an die Stelle des Schauens das Wiſſen. Alles Wiſſen aber iſt Stückwerk, wie Paulus ſagt, und kann das Schauen nicht erſetzen. Dennoch aber bleibt im Geiſte das Beſtreben zurück, wieder zum

Schauen zu gelangen. Der Ausdruck dieſes Strebens iſt die wahre Philoſophie, und ſie bleibt wahr, ſo lange ſie ſich nicht mit ihrem Wiſſen beruhigt und nie ſtille ſteht, um ſich mit der Fülle der Offenbarung zu vereinigen.

Es gibt aber auch eine falſche Philoſophie, welche dieſes Streben nicht in ſich hat, vielmehr ſich ſelbſt genügt und eine Gränze um ihr Wiſſen zieht. Ihr Aufſteigen vom Bedingten zum Unbedingten, vom Mittelbaren zum Unmittelbaren, vom Eins zum All, von den Folgen zum letzten Grunde, von den Wirkungen zur Endurſache u. ſ. w. iſt nichts Anderes als das Zurückführen aller ſubjektiven und objektiven Richtungen der Seele auf einen Anfangspunkt, der, weil er nicht ſelbſt in die Linie der Richtungen fallen kann, ſondern außer allen Richtungen liegen muß, eine entgegengeſetzte Natur annimmt, — es iſt nichts Anderes als ein Aufſuchen einer Urkategorie, welche die Kategorien aus ſich zeugt und ableitet, nichts Anderes als ein Anſchließen des logiſchen Verſtandes an die Metaphyſik der Vernunft.

Eben ſo ſind alle die Prädikate, welche das Wiſſen auf das höchſte Weſen überträgt, nichts Anderes als ein Potenziren des Selbſts ins Unendliche oder ein Erheben des Eins zur Kategorie der Allheit. Der aus ſeinem wahren Centrum verrückte und in der Endlichkeit befangene Geiſt baut ſich ein falſches Centrum im Abſoluten, und dieß iſt der finſtere Schwerpunkt, um den ſich die alte wie die neue Scholaſtik in ewigen Kreiſen bewegt. Die wahre Philoſophie iſt diejenige die zum Heiligen aufſtrebt und ihr höchſtes Centrum dahin ſetzt, wo Licht, Luſt, Leben und Liebe ausſtrömt, und dieß iſt durch die Gnadenſonne am beſten bezeichnet; aber dahin gelangt der Geiſt nur, wenn ſich ſein Wiſſen in Schauen auflöst. Die falſche Philoſophie hingegen iſt diejenige, die ihren Gleichgewichtspunkt im Wiſſen ſucht und um daſſelbe eine Gränze zieht. Das Abſolute iſt nichts Anderes als die Potenz des Selbſts, das ſein Bild ins Univerſum hinauswirft, ſich ins Unendliche vergrößert, ſeine Einheit zur Allheit ſteigert, alle Schranken in ſich aufgehoben wähnt und

ſich ſelbſt zum Gotte konſtituirt, ſo daß zwiſchen dem in der Endlichkeit befangenen Selbſt und dem göttlichen Selbſt kein anderer Unterſchied mehr übrig bleibt, als der zwiſchen Relation und Abſolutheit. Unſer empiriſches Selbſt iſt die relative Einheit von Wiſſen und Seyn, und die Potenz des Selbſts iſt die abſolute Einheit von Wiſſen und Seyn, und ſo gebären ſich in der falſchen Philoſophie alle die Relationen aus, die aus dem Ich genommen ſind, nämlich An Sich, In Sich, Aus Sich, Für Sich u. ſ. w., welche auf eine völlig unanſtändige und nichtige Weiſe auf göttliche Dinge übertragen werden. Dieß iſt der Vernunftgötzendienſt, der die Potenz des Selbſts anbetet, und, indem er im Wiſſen ſein Centrum feſtſetzt, ſich von der Fülle der Offenbarung ausſchließt, aus dem Verbande der höhern Geiſterwelt heraustritt, und weder in Glauben noch Liebe ſeine Führer zum wahren Gotte erkennt.

Plato ſagt: „Die Seele ſey vor ihrem Zeitleben mit „ihren Urbildern, nämlich den Ideen des Wahren, Schönen „und Guten vereinigt geweſen, ſey nachher von ihnen abge„fallen, ſtrebe aber wieder, zu denſelben zurückzukehren.“ Faſt auf gleiche Weiſe lehrt die heilige Schrift: „Der Menſch „ſey rein aus der Hand Gottes hervorgegangen, ſey auch „nachher abgefallen, könne aber, inſofern er an der allgemei„nen Vermittlung und Erlöſung Theil nehme, zu jener Rein„heit zurückkehren.“ Als die Urſache des Abfalls gibt die Schrift die Sünde an, welche nach und nach ein ſolches Uebergewicht erhielt, daß der Geiſt nicht nur aus ſeinem Centrum, ſondern auch aus den Kreiſen deſſelben gezogen und in die Welt verſenkt wurde, ſo daß die Anbetung des Einen, ewigen, lebendigen Gottes in tauſend Fragmente der Naturwelt und tauſend Idole der Menſchenwelt zerſplittert wurde.

Wahrheit und Sünde ſind zwei ewig ſich fliehende Pole, darum können wir uns der Erkenntniß der Wahrheit nicht anders nähern, als indem wir uns von der Sünde entfernen. Es gibt nur Ein Syſtem der Wahrheit, zu welchem alle Geiſter ihre Richtung nehmen und allen Herzen die Wege ge-

bahnt werden müſſen, und dieß iſt das ewige Wort der Wahrheit, oder das Evangelium. Je mehr wir uns dem Evangelium nähern, deſto mehr lernen wir auch die Wahrheit erkennen. Chriſtus ſagt: „Wer den Willen meines „Vaters im Himmel thun will (den ich euch offenbare), der „wird inne werden, ob meine Lehre von Gott iſt, oder ob ich „von mir ſelbſt rede.“ Das Thun des göttlichen Willens iſt die Rückkehr zum Centrum des Geiſtes und nur von da aus kann die Wahrheit erkannt werden, die von Gott kommt. Alle diejenigen aber, die in ihrem Wiſſen den Mittelpunkt ſuchen, reden von ſich ſelbſt und ſtecken im Irrthum. Durch das „Vonſichreden“ meint Chriſtus nichts Anderes als den Eigendünkel der Philoſophie im Gegenſatze gegen das geoffenbarte Wort der Wahrheit. Nur von derjenigen Philoſophie, welche nichts für ſich ſeyn will, ſondern alle Kräfte aufbietet und alle Kenntniſſe ſammelt, um dem Evangelium zu dienen, kann man ſagen, daß ſie die Liebe zur Wahrheit angenommen habe. Es gibt freilich mehrere Gattungen von Wahrheiten, welche die Philoſophie nicht genug unterſcheidet: erſtlich ein phyſiſch-, mathematiſch-, logiſch Wahres, das ſich im Verſtand erzeugt, aber die unterſte Stelle einnimmt; zweitens ein Wahres im Schönen, das ſich im Gefühl erzeugt und ſchon inniger iſt; drittens ein Wahres im Guten, das im freien Wollen ſich erzeugt und edler iſt als beide vorhergehende. Aber das Vortrefflichſte von allen iſt das Wahre im Heiligen, d. i. das göttliche Wort, in welchem der Geiſt der Wahrheit ſelbſt wohnt. Halten wir nun die Syſteme der alten und neuen Scholaſtik mit dieſen Gattungen von Wahrheit zuſammen, ſo finden wir, daß hauptſächlich die Logik des Verſtandes mit ſeinen Kategorien und die Metaphyſik der Vernunft mit ihren abſtrakten Formeln ſich eingeniſtet haben, und in der unterſten Region der Wahrheit ſich umhertreiben. Darum iſt auch das Schickſal der Syſteme ein beſtändiger Cyklus ſeit 2000 Jahren; ſie treiben das Werk des Siſyphus, denn wie ſie ihr Wiſſen auf den Kulminationspunkt niedergeſetzt haben, fällt es wie-

der herab, um aufs Neue hinaufgewälzt zu werden. Dieſe Syſteme, die das falſche Centrum des Abſoluten zu ihrem Götzen machen, treiben bloß ein Wechſelſpiel ihres gefallenen Geiſtes mit ſeinem potenzirten Bilde.

Wie nun der Geiſt ein doppeltes Schauen und die Harmonie der Ideen beſitzt, ſo kommen der Seele die drei Funktionen: Denken, Fühlen und Wollen zu. Die niederſte Funktion iſt das Denken, und alle die Philoſophen, welche den reinen Gedanken oder die reine Form zu denken, wie z. B. im Satze der Identität, des Widerſtreits und der Vermittelung zu oberſt ſtellen, ſtehen auf der niederſten Stufe, indem ſie gerade das, was die Kraft, die Fülle und das Leben in den Gedanken bringt, über ſeiner Form vergeſſen. Licht, Luſt, Leben und Liebe ſind nicht Erzeugniſſe des Denkens, ſie haben eine höhere Quelle im Menſchen und beſeelen erſt den Gedanken. Wäre die Transzendenz des freien Prinzips und des geiſtigen Schauens nicht zu ſehr verkannt und nicht immer das immanente Geſetz und das Wiſſen über jenes hinaufgeſtellt worden, ſo würde die Philoſophie der göttlichen Dinge ſchon längſt einen andern Charakter gewonnen und nicht an den leeren Vernunftformeln und jenen Relationen hängen geblieben ſeyn.

Im Zuſtande der Integrität der Seele dienen die drei Funktionen Denken, Fühlen und Wollen nur dem Geiſte. Er iſt ihr leitender Genius, und darum wird alles Gedachte den Prinzipien, alles Gefühlte den Idealen und alles Gewollte den ſittlichen Grundſätzen zugeführt, und alle vereinigen ſich in dem höhern Centrum des Geiſtes, wo das Wahre, Schöne und Gute im Heiligen widerſtrahlt.

Im Zuſtande des Abfalls der Seele hingegen löſten ſich jene Funktionen vom Centrum des Geiſtes ab, jede will für ſich etwas ſeyn und ſucht ihren eigenen Schwerpunkt. Dadurch kommt ein Widerſtreit in dieſelbe, ſo daß der Verſtand ſich vom Gefühl und Willen trennt, und das Denken und Wollen, Geſinnung und That, Erkenntniß und Handlung

nie Eins werden können. Die Seele wird in den Leib und der Leib in die Welt hineingezogen, und die niedern Kräfte gewinnen das Uebergewicht über die höhern. Da alles Wahre, Schöne und Gute darin besteht, daß alle Kräfte des Menschen sich um das höhere Centrum des Geistes bewegen, so muß eine Verkehrtheit in den Menschen kommen, sobald Verstand, Gefühlsvermögen und Wille sich von jenem Centrum losreißen und eigene Mittelpunkte in sich konstituiren. Alsdann muß das Wahre in Irrthum, das Schöne in Häßliches und das Gute in Böses verkehrt werden. Der Geist verliert den Sitz seiner Herrschaft, die Seele verleiblicht und der Leib verweltlicht sich, und so reißt sich der ganze Mensch los von dem höhern Verbande des Geisterreichs.

Nehmen wir jetzt das gezeichnete Bild des abgefallenen Geistes und der versinnlichten Seele, wie es war und ist, in seinem ganzen Bestande auf und bedenken, daß die fortwirkende Ursache desselben die Sünde ist, so fragt sich, wie war und ist noch zu helfen, damit Geist und Seele ihre Integrität wieder erlangen? — Ich behaupte, nicht anders als durch das, was Christus uns lehrte und lehrt, nämlich durch Liebe und Glauben und die Gemeinschaft mit ihm. Der Glaube ist der mitten durch den Menschen hindurchgehende Gegenzug, der den Zug in die Sinnlichkeit und die Welt überwindet, die falschen Neigungen umkehrt, dem Wissen nicht in seine labyrinthischen Krümmungen folgt, sondern gerade hindurch alle die ineinanderlaufenden Kreise öffnet, an dem falschen Centrum des Absoluten unbekümmert vorübergeht und seine Richtung gegen die Gnadensonne nimmt, welche die Seele mit Ahnungen eines höhern Lebens füllt und dem Geist einen Blick in die Fülle der Offenbarung gewährt. Hat sich der Glaube einmal diese Bahn durch den Menschen gebrochen, dann schließen sich Denken, Fühlen und Wollen gerne an ihn an, und das Wissen der Vernunft verständigt sich mit ihm zu unerschütterlichen Ueberzeugungen, so daß Licht, Lust, Leben und Liebe wie Sprößlinge aus ihm hervorwachsen und den Menschen zum ewigen Heil verherrlichen.

Was ist die Gnadensonne anders als das Evangelium in dem höhern Lichte, wie es der h. Geist dem Menschen mittheilt? Paulus sagt, wir wandeln hier im Glauben und nicht im Schauen. Der Glaube ist wie eine verschlossene Knospe zu betrachten, die zwar schon alle Theile der herrlichen Blume, aber dem Auge noch verhüllt, in sich trägt, er hat auch alle Kraft der Wahrheit in sich, aber noch unentfaltet. Einst aber wird er sich entfalten, und dann geht er ins Schauen über. Nur durch den Glauben ist die Rückkehr zum höhern Centrum möglich, und alle Menschen, welche sich ihrer eigenen Klugheit und Weisheit anvertrauen und rühmen, weichen vom geraden Wege ab und fallen in die Macht des Irrthums und der Verblendung.

Es mag sonderbar scheinen, die vorangestellten Sätze unserer Seherin mit diesen Reflexionen in Zusammenhang zu bringen; aber es schien mir das, was sie von der Wechselwirkung der beiden Kreise und dem Verhältniß des Geistes zu denselben sagt, zu merkwürdig, als daß ich ihren wissenschaftlichen Werth hätte gleichgültig vorübergehen und ihren Kontrast mit unsern gangbaren Systemen unbemerkt lassen können. Wird die Religionsphilosophie einst eine solche Grundlage aufnehmen und weiter entwickeln, so wird sie zur Ueberzeugung kommen, daß das falsche Centrum des Absoluten mit jener Gnadensonne zu vertauschen und die menschliche Weisheit vor dem Evangelium zu demüthigen, die einzig ächte Methode der Wahrheit ist.

Der siebente Sonnenkreis.

(S. Taf. 3.)

Schon einige Tage bevor Frau H. den Tod ihres Vaters erfuhr, schon am 1sten Mai 1828, sagte sie: daß am 8ten Mai etwas Besonderes mit ihr vorgehen werde, was, wisse sie aber nicht, sie hoffe, es gereiche ihr zum Besten. Nach

der Nachricht von dem Tode ihres Vaters am 2ten Mai (wie sie denselben voraussah, ist anderswo angegeben) hörten bei ihr die Krämpfe mehr auf, aber dessen ungeachtet trat ein stärkerer magnetischer Zustand ein und sie wurde täglich zu öftermalen tief schlafwach.

Am 7ten Morgens sagte sie: „sie könne nun wieder in ihrem Sonnenkreise nicht weiter vor- und rückwärts, als nur wie der Tag sie schiebe, aber sehr oft könne sie in einem Striche in den dritten Ring gehen, wo es ihr dann wohl sey.

Durch die Verluste die sie erlitten und namentlich durch den schweren, den Tod ihres Vaters, laufe nun derjenige Strich, der in ihren siebenten Lebensring im Dezember in das Centrum hätte laufen sollen, schon am 2ten Mai gerade hinein, er sey wie auf den 2ten Mai vom Dezember herübergesprungen, und habe sie nicht so viel Kraft, ihn zurückschieben zu können, so befürchte sie, das sey ihr Tod. Dadurch sey ihr siebentes Jahr abgeschnitten, und was sie in diesem Kreis gelebt und noch hätte leben sollen, für sie verloren.

Sie befürchte, sie werde morgen erwachen und in das Jahr zurückkommen, wo ihre Krankheit angefangen, so daß sie alsdann die Erinnerung an Alles bis auf jene Zeit verloren habe."

Am 7ten wechselte den ganzen Tag bei ihr ein Zustand von verwirrtem Traumleben und Erstarrung. Einmal erschien ihr ihre Führerin und deutete auf sie und auf einen halboffenen Sarg, welches sie, das Gesicht auf eine Lebensgefahr die ihr bevorstehe deutend, erzählte.

Abends verfiel sie in schwachen magnetischen Schlaf, war aber in ihm nicht zu sprechen fähig. Die ganze Nacht hindurch lag sie bald in einer Schwäche, bald in kataleptischer Erstarrung.

Morgens am 8ten vor 7 Uhr wurde sie auf wenige Minuten schlafwach und sagte: daß ich ihr Punkt 7 Uhr auf die Herzgrube rufen müsse: „Vergesse doch ja dieses Jahr nicht bis auf diesen Abend!" auch müsse ich ihr im gleichen Augenblicke ein Amulet um den Hals hängen, in

dem geschrieben stehe: „die heilige Dreieinigkeit Gottes stärke dich und zerstöre Alles was nicht seyn soll.“ Geschehe dieß nicht, so sey ihr die Erinnerung an alle die durchlebten Jahre bis zum ersten Tage ihres Krankwerdens zurück weggestrichen, welches Gefühl sie nicht aushalten könnte.

Schon vor 7 Uhr verfiel sie in völlige Erstarrung und Scheintod. Punkt 7 Uhr rief ich ihr jene Worte auf die Herzgrube, und sie fuhr aus diesem Scheintode mit einem Schrei des Entsetzens und der Miene eines Verzweifelten sich schauerlich schüttelnd auf, fiel aber sogleich wieder in dieselbe Erstarrung zurück.

Nach einigen Minuten erwachte sie, wußte sich aber in ihre Umgebung nicht recht mehr zu finden. Sie sagte: „wüßte ich doch nur, wohin jener Strich gekommen, ich konnte ihn nicht zurückschieben, ich fiel wie unter ihn hinunter und muß nun unter ihm durchschlüpfen. Heute Nacht 12 Uhr bin ich an diesen Strich gestoßen und jetzt (Morgens 7 Uhr) kam ich unter denselben. Ich fiel in den Lebensring hinein, den ich nicht, wie den Sonnenring, zerrissen sehe, sondern noch ganz, aber voller Zahlen. Was nach jenem Striche kommt (vom 2ten Mai bis Dezember), das ist für mich jetzt bestimmt verloren, gehört mir nicht mehr an, ist weggeschnitten und dieser ganze siebente Sonnenring fällt ab, und ob ein neuer beginnt, weiß ich nicht, denn ich sehe keinen Tag mehr voraus, ich sehe nur noch den heutigen Tag in ihm; denn der morgende Tag ist schon weggeschnitten. Ich muß mich auch ganz fest halten, um nicht die Erinnerung zu verlieren, und es scheint mir die Zeit meines frühern Eingesperrtseyns nun immer die nächste zu seyn.“

Den 9ten gab sie schlafwach an: man müsse ihr Nachts 12 Uhr, wo sie in den neuen Sonnenkreis trete, wenn sie schlafe, mit aller Macht zurufen: „wache!“ Sie war um diese Stunde völlig schwach, und beinahe kein Pulsschlag an ihr zu fühlen, sprach auch kaum noch, und als sie

Punkt 12 Uhr einſchlafen wollte, ſchrie ihr Gatte, der anweſend war, ihr „wache!“ zu. Sie kam dadurch wieder mehr zu ſich und fühlte ſich nun im Anfange eines neuen Sonnenkreiſes, aber wie ſie ſagte, wie in einer öden, leeren Gegend, es war ihr, als hätte ſie jener Strich, der in das Centrum des vorigen Sonnenkreiſes ging, wie in den neuen hinuntergedrückt und liege nun auf ihr. Zwei Tage lang hatte ſie das Gefühl, als bliebe dieſer Strich ſo auf ihr liegen, und würde mit jedem halben Tage mit ihr geſchoben.

Am 11ten ging er von ihr weg, aber nur ſo, daß er immer einen Tag vorauskam und ſie alsdann nicht weiter als jenen Tag vorausſehen konnte.

Am 15ten am Himmelfahrtstage Abends 7 Uhr verſchwand ihr auf einmal das Gefühl von jenem neuen ganzen Sonnenkreiſe. Dagegen erhielt ſie von da an auf Augenblicke und wie ſtoßweiſe, oft wieder die Erinnerung an Dinge aus jener Zeit, für die ſie das Gedächtniß verloren hatte. Sie ſagte im halbwachen Zuſtande, daß dieß daher komme, weil ſie in dieſen letzten Tagen wie vor jener Zeit etwas erwacht ſey.

Das letzte was ſie von jenem neuen Sonnenkreiſe fühlte, war jener in das Centrum gehende Strich, den ſie immer auf dem Mittelpunkt des unter dem Sonnenkreis liegenden Lebenskreiſes (alſo auf ihrem Geiſte und ſo wie auf ihr ſelbſt) liegend fühlte.

Von da an hatte ſie von jenen Kreiſen durchaus kein Gefühl mehr, und war ihr Alles von ihnen wie ein Traum. Es war ihr auch die Zeit, in der ſie jene Kreiſe machte, ganz fern gerückt und dunkel, und es ſchien ihr die Zeit die aus ihrem Gedächtniſſe verſchwunden war, nach ihrem ſogenannten Erwachen am 19ten Oktober (die Zeit vom 25ſten November 1826 bis 19ten Oktober 1827) nun näher als die letzte Zeit gerückt zu ſeyn, doch hatte ſie dennoch nur ſchwache Erinnerungen aus ihr, und es ſchienen überhaupt ſechs Jahre und fünf Monate, alſo die ganze Zeit

ihres magnetiſchen Zuſtandes, bis dahin wo er anfing, aus ihrem Gedächtniſſe mehr oder weniger verwiſcht zu ſeyn, was ſie ja ſelbſt am 8ten Mai befürchtete und ſich dagegen jenes Amulet verordnete, was aber dieſen Uebelſtand doch nicht durchaus zu heben ſchien.

Nach einigen Wochen glich es ſich aber wieder aus und ſie bekam da auch wieder völlig die Erinnerung an die aus ihrem Gedächtniß verſchwunden geweſene Zeit vom 25ſten November 1826 bis 19ten Oktober 1827 und zwar ſo vollkommen, daß ſie ſich nun der allerunbedeutendſten Dinge aus ihr ſo lebendig erinnern konnte, als wären ſie erſt im Augenblicke geſchehen. Sie waren wie ungebraucht, friſch in ihr erhalten worden.

Ein ſolches Verſchwinden von oft bedeutenden Zeitperioden aus dem Gedächtniſſe, und zwar oft mitten aus der Lebenszeit heraus, bemerkt man auch oft bei alten Leuten.

Am 20ſten Januar 1829 ſtarb im Mecklenburgiſchen eine 112 Jahr alte Wittwe. Ihr Gedächtniß ging bis zum ſiebenjährigen Kriege. Von hier an bis gegen die neuere Zeit war eine bedeutende Reihe von Jahren, die ihrer Erinnerung entſchwunden waren. Letztere war dagegen für die neuere Zeit vollkommen treu. (S. Schwäbiſcher Merkur vom 7ten Februar 1829.)

Frau H. ſagte auch: „es kann ein Menſch in einem Jahre mehrere Sonnenkreiſe verlieren. Immer nur in einem Stufenjahre iſt am Ende des Jahres ſo ein in den Mittelpunkt laufender Strich. Dieſer nähert ſich einem immer, begegnet einem in einem ſolchen Jahre etwas Widriges. In einem andern Jahre, das kein Stufenjahr iſt, nähert ſich einem bei widrigen Zufällen kein ſolcher Strich, ausgenommen wenn es in einem ſolchen Jahre dem Tode zugeht.“

Schon früher in dieſem ſiebenten Jahre (das für ſie ein Stufenjahr iſt) ſagte ſie immer, ſobald ſie ſchlimmer wurde, ſie habe das Gefühl, als nähere ſich ihr jener erſt für den

Dezember dieses Jahres bestimmte in das Centrum laufende Strich, bis er dann bei der großen Störung durch den Tod ihres Vaters, wie schon oben angeführt, vom Dezember auf den 2ten Mai übersprang, und dadurch dieser ihr ganzer siebenter Sonnenzirkel abfiel. Dieser Strich aber schien ihr nun auch auf dem neuen Sonnenkreise nahe zu bleiben, sie sagte, so lange bis das Jahr aus ist, das hätte verlaufen sollen.

Erklärung zum siebenten Sonnenkreise. *)

Frau H. gab schon früher an, daß in ihr Lebensalter ein Cyklus von sieben Jahren verflochten sey, der sich in Abstufungen so lange wiederhole, bis die Grundzahl ihres Lebens, die jeder Mensch mit der Zeugung und Geburt empfange, erschöpft sey. Jeden Cyklus zeichnet sie in sieben Kreise. Der siebente bedeutet das Stufenjahr, ist eine Rekapitulation des Ganzen und hat das Ausgezeichnete, daß am Ende desselben der Strich gerade in den Mittelpunkt lauft, während in den übrigen Jahren alle Striche schief auf die Ringe fallen, um durch diese Seitenkraft das Lebensrad (Jak. III. 6. τροχὸς γενέσεως) in Bewegung zu erhalten. Frau H. gibt an, daß der geradegehende Strich im Stufenjahr bei allen niedrigen Zufällen sich dem Mittelpunkt nähere, in den widrigen Jahren aber nur dann, wenn es dem Tod zugehe, wo der in den Mittelpunkt gehende Radius den Stillstand des Lebensrades anzeigt.

Man kann nach dieser Ansicht vier Umlaufsbewegungen annehmen: 1) eine gleichsam synodische von der Geburt bis zum natürlichen Tod, 2) eine cyklische, welche gleichsam die Knoten in der synodischen bestimmt und auf das Stufenjahr fällt, 3) einen Umlauf des jährlichen Sonnenkreises, der nach Frau H. jedes Jahr abfällt und einem neuen Platz macht und 4) eine täglich rotirende Bewegung zwischen Schlaf und Wachen.

Die synodische Umlaufsbewegung hängt von der Kraft der Zahl ab, die jeder Mensch mit seiner Geburt empfängt.

---

*) Von Eschenmayer.

Die cyklische scheint immer mit einer neuen Evolution der Lebenskraft verknüpft zu seyn, welche bald durch stürmische Krisen bald durch unmerkliche Lysen hindurchgeht. Es bilden sich auch beim Menschen in Körper und Seele neue Richtungen oder Epochen, welche die Lebenskraft auf besondere Weise in Anspruch nehmen, und nicht sowohl in quantitativen Verhältnissen als in Metamorphosen ihren Bestand zu haben scheinen.

Der jährliche Umlauf des Sonnenkreises und die täglich retirende Bewegung scheinen mehr sich auf den quantitativen Verbrauch und Ersatz zu beziehen.

Vertheilt man nun die Summe der Kraft für die ganze Lebensdauer, so fällt allerdings auf den Tag eine bestimmte Quote, über welche die Lebensökonomie disponiren kann, ohne einen Rest zu machen.

An sich ist zwar ein täglicher Verbrauch der Lebenskraft aber auch wieder ein täglicher Ersatz. Beide kompensiren sich, wenn keine Störung eintritt, bis auf ein Minimum, das zwar für den einzelnen Tag unmerklich scheint, aber doch in Jahren anwächst, bis endlich am Ende der natürlichen Lebensdauer die Zahl erschöpft ist. Immer übersteigt die Konsumtion die Rente, bis das Kapital allmälig aufgezehrt wird.

Aber anders verhält es sich, wenn große Störungen eintreten. Dann wird auch das Kapital merklich angegriffen und somit vermindern sich auch in gleichem Verhältnisse seine Renten, d. h. die Lebensdauer wird abgekürzt.

Um nun auf die Angaben der Frau H. zurückzukommen, müssen wir vorerst das gewöhnliche unmagnetische Leben von dem magnetischen unterscheiden.

In dem gewöhnlichen wird Verbrauch und Ersatz so ziemlich ausgeglichen, wenn nicht außergewöhnliche Störungen eintreten, weil der gebundene Nervengeist nur an die gewöhnlichen sowohl geistigen als thierischen Funktionen abgegeben wird, die in der Regel keine so große Intensität erfordern und den Vorrath schonen.

Ganz anders ist es im magnetischen Leben. Der freige-

werdene Nervengeist wird zu dem tiefern Gefühlsleben in so großer Summe verbraucht, daß der Ersatz auf dem gewöhnlichen Wege nicht mehr hinreicht. Daraus erhellt die Nothwendigkeit des magnetischen Rapports, durch welchen die Somnambülen ihre Verluste zu ersetzen suchen.

Bei Frau H. zeigten schon die gewöhnlichen Phänomene, wie z. B. das eigene Glanzfeuer des Auges, die Wahrnehmungen der Eigenschaften aller mineralischen, vegetabilischen und thierischen Substanzen, schon bei der bloßen Berührung, der konstante Geisterbesuch aus dem Zwischenreich, wie sehr die Intensität des Nervengeistes gesteigert seyn mußte, und wie groß sein Verbrauch war. Nehmen wir nun noch hinzu, daß der Ersatz aus Speisen und Getränken sehr sparsam war, so ist es kein Wunder, warum sie, um ihr Lebensflämmchen zu unterhalten, aus den Atmosphären anderer gesunder und sympathisch gestimmter Menschen so begierig zu saugen suchte. Dennoch konnte dieser Ersatz nicht hinreichen; kamen nun vollends bedeutende Störungen hinzu, so mußte das Kapital ihrer Lebenskraft angegriffen werden, und nun kommen wir auf die Erläuterung ihrer Angaben zurück.

Frau H. hatte schon bei der Darstellung ihrer Kreise im Jahr 1827 nach der Kraft ihrer Zahl berechnet, daß ihr täglicher Verbrauch zwischen 17 und 20 falle, und daß das Maximum eines Sonnenkreises auf 7000 gesetzt sey. Sie sagte, so lange diese Zahlen in ihrem Verbrauche nicht überschritten würden, würde sie selbst in ihrem magnetischen Leben keinen Nachtheil empfinden, d. h. der Ersatz würde so ziemlich dem Verbrauche gleichkommen, im andern Falle hingegen finde ein Defizit statt, das an der durch die Kraft der Zahl bestimmten Lebensdauer, d. h. an dem Kapital abgeschrieben werden müsse. Nehmen wir ihre Rechnung von 1827 wieder vor uns, so findet sich, daß der durch die vielfältigen Störungen verursachte Verlust durch allmälige Anhäufung schon im Oktober auf das Maximum ihrer Zahl während eines jährlichen Sonnenkreises nämlich auf 7000 gekommen war, so daß ihr Lebenskapital einen reellen Verlust von 17 Tagen erlitt.

Die

Die gleiche Erklärung findet nun auch für das Jahr 1828 statt. Durch den Tod ihres Vaters wurde auf einmal der Verlust so groß, daß dadurch der ganze Rest des Sonnenkreises vom 2. Mai bis den letzten Dezember, mithin beinahe acht Monate, abgeschnitten, d. h. an dem Kapital ihrer Lebensdauer abgezogen wurde. Die Zahl von dem Verbrauche von 7000 wurde schon am 21. Mai voll und somit fiel auch der Sonnenkreis ab.

Was die übrigen Angaben der Frau H. betrifft, „daß der gerade Strich, der erst am Ende des siebenten cyklischen magnetischen Sonnenkreises ins Centrum hätte gehen sollen, nun auf den 8. Mai herübergesprungen sey und auf ihr liege, daß sie ihn nicht zurückschieben könne und keinen Tag voraussehe, daß sie in dem neuen Sonnenkreis sich nicht orientiren könnte, daß die Erinnerungskraft für vorangegangene Perioden bald kam bald erlosch, daß der gerade Strich auch dem neuen Sonnenkreise nahe blieb und nahe bleiben wird, bis das Jahr aus ist, daß sie in den Lebensring hineinfiel, den sie nicht so zerrissen sah, wie den Sonnenring u. s. w." — alle diese Aeußerungen lassen sich aus der großen Erschütterung erklären, den ihr magnetisches Leben durch den Tod ihres Vaters erhielt. Wäre wie bei andern Menschen ihr Nervengeist gebunden gewesen, so hätte der pathische Affekt nicht so viel Kraft wegnehmen können, als es bei dem freien Nervengeist der Fall war. Dadurch, daß der Strich gerade ins Centrum ging und auf ihr liegen blieb, statt daß er nachher in dem neuen Sonnenkreis schief auf die Ringe hätte fallen sollen, mußte freilich jenes Lebensrad in Stockungen und Schwankungen versetzt werden, woraus sich auch die beständige Todesangst und das Nichtvoraussehenkönnen der nächsten Tage erklären läßt. Der schnelle Verlust an dem Lebenskapital mußte durch die geistige und thierische Oekonomie gefühlt werden, und es mußte gleichsam ein neuer Lebenshaushalt angeordnet werden, um mit dem geringern Vermögen noch auszukommen zu können.

Wer fühlt nicht die Wahrheit in allen diesen Berechnun-

gen? Wir sagen oft von einem, der eine Widerwärtigkeit von Bedeutung auszustehen hatte, er sey um zehn Jahre älter geworden, der Umstand bringe ihn vor der Zeit unter den Boden, nehme ihm so oder so viel Jahre an seinem Leben, sey ein Nagel zu seiner Bahre und dergleichen. Den wahren Grund dieser Redensarten sieht man in der Rechnung von Frau H. durchscheinen.

Der Einschaltkreis in den siebenten Sonnenkreis.

(S. Taf. 4.)

Am 27sten Januar 1829 sagte Frau H. im schlafwachen Zustande:

„Heute fallen meine sieben Sonnenkreise ab. Hätte ich in diesen sieben Jahren nicht so viel Verlust gehabt und wäre der letzte (siebente) Sonnenkreis nicht durchgeschnitten, so würde ich mit ihrem Abfallen gesund seyn. Nun bleibe ich noch so lange in diesem Nervenzustande,*) bis jene abgeschnittenen Monate ersetzt sind. Die Monate von dem Sonnenkreis in dem ich jetzt bin, dauern bis zum 2ten Mai, statt bis zum 27sten Dezember. Um diese Monate wurde ich durch jene Verluste hinausgeschoben. Vier Monate sind mir in dem Sonnenkreise abgefallen und sind mir von dem neuen hereingeschoben. Das Gefühl vom Lebenskreis behalte ich, das Gefühl vom Sonnenkreis verliere ich, das heißt in dem Fall wenn ich herauskäme und gesund würde. Die Schriftzahl von allen sieben Sonnenkreisen ist mir in den Lebenskreis, der nie abfällt, eingetragen, und würde ich herauskommen, so würde ich diesen allein noch fühlen. Vom Sonnenkreis fühle ich nur jene vier Monate. (S. Taf. 4. B.) Ich werde immer meinen, ich falle hinunter, denn diese vier Monate hängen ja nur." —

Noch später drückte sie sich hierüber im schlafwachen Zustande auch so aus: . . . . . .

*) Sie war hier um das Wort verlegen und sagte, das Wort Nervenzustand drücke das auch nicht aus, was sie eigentlich sagen wolle.

„Die Kreiſe fallen bei mir im Dezember in jedem Falle ab: denn vor ſieben Jahren fingen dieſe ſieben Kreiſe im Dezember an, und weil ich ſieben Jahre brauche, bis ich ſie durchlaufe, fallen ſie am nämlichen Tage ab. Weil durch dieſes Einſchieben von einem Sonnenkreis (es wurden mir aber wohl im Leben ſchon mehr als ein einziger eingeſchoben) dieſe vier Monate übrig ſind und bis den 2ten Mai ablaufen, ſo fängt aber der friſche Cyklus von ſieben Jahren nun am 2ten Mai an, und ich laufe bis dorthin allein in den wenigen Monaten. Mit dem Abfallen von den ſieben Sonnenkreiſen fiel auch das magnetiſche Leben, das ich in jenen Kreiſen hatte, ab, und trat ein anderes magnetiſches Leben ein, in dem es mir ein wahrer Zwang iſt, mich noch auszuſprechen, ich fühle mehr Körperſchwere. Es iſt wieder wie eine Art von Eingeſperrtſeyn, ich kann nicht hinter mich und nicht vor mich, doch iſt das gut, daß ich noch hie und da bis in den Mittelpunkt vom Sonnenkreiſe kann. (Sie war nämlich noch fähig, hie und da hell ſchlafwach zu werden.) Ich fühle mich immer unter dem äußern Rande des Kreiſes liegen (wenigſtens den dritten Theil von dieſen Monaten) und den ins Centrum gehenden Strich auf mir. Der ins Centrum laufende Strich, den jedes Stufenjahr hat, der aber bei ſeinem Abfallen ſonſt wegfällt, wurde mir in die vier Monate hineingeſchoben (er ſchob mich hinein und ich ihn), weil ich nicht die Kraft hatte über ihn herauszukommen. Unten heraus kann ich nicht, ſonſt würde ich ſterben, und auf den Seiten heraus auch nicht, ſonſt würde ich in den Lebenskreis hineinfallen und eben ſo gut auch ſterben.“

Noch ſpäter ſagte ſie im anſcheinend wachen Zuſtande:

„Es kommt nun ganz darauf an, zu was ſich meine Nerven eignen: ob ich, wenn ich nicht ſterbe (geſchähe dieß, würde ich unter den Kreis hinunterfallen), eben herauskomme, dann wäre ich auf einmal geſund, oder ob ich in den andern Lebenskreis (mit dem die neuen ſieben Jahre

am 2ten Mai beginnen) hineinfalle, und ob ich dann in die magnetischen Kreise hinein, oder auf die erste Linie des Kreises (die äußerste Peripherie) falle; fiele ich in die magnetischen Kreise hinein, käme ich in ein verschlossenes magnetisches Leben, mein Körper aber wäre gebundener als jetzt, ich käme in ein magnetisches Leben, das in mir tiefer liegen würde und aus dem ich nicht so heraus könnte. Fiele ich aber auf die erste Linie des Kreises (die äußerste Peripherie), so wäre das das Schauerlichste was mir geschehen könnte, ich würde simpelhaft oder wahnsinnig, ich würde nie mehr in die Welt passen, ich wäre nicht mehr in der Welt außen und nicht mehr im magnetischen Kreise, ich könnte mich geistig gar nicht mehr regen und wäre wohl auch körperlich gelähmt, ich wäre gar nichts mehr. Ich vertraue auf Gott, daß dieß nicht geschieht und daß er mich lieber sterben läßt."

Dieß obige von der Seherin Ausgesprochene scheint, zusammengehalten mit ihren früheren Aeußerungen, folgende Erklärung zuzulassen.

Der Mensch erhält mit der Geburt eine Summe der Kraft, welche, wenn keine Störungen eintreten, sein natürliches Alter bestimmt, aber auch zugleich die Einheit der Zahl, welche die Cyklen seiner Stufenjahre enthält. Dieß gibt denn ein Lebenskapital, das bis zur vollen Mannbarkeit immer zunimmt, d. h. wo die Einnahme immer größer wird, als der Verbrauch. Durch das Mannesalter ist Ersatz und Verbrauch einander gleich, dann aber nimmt das Kapital ab, bis es auf Null gesetzt wird, und dieß ist der natürliche Tod. Die Seherin ist nun gerade in dem Alter, wo Ersatz und Verbrauch sich immer kompensiren sollten. Bei ihrem gesteigerten Nervenleben aber, besonders wenn Gemüthsaffekte hinzukommen, ist der Verlust größer als der Ersatz, und dieß geht vom Lebenskapital hinweg. Alle Jahre fällt zwar ein Sonnenkreis ab, dieß ist aber nur

ein Theil von dem Cyklus der sieben Jahre, welcher die Einheit ihrer Zahl bildet.

Die Seherin berechnet vier Monate Verlust und diese fehlen nun (außer den frühern Verlusten!!) an der Einheit ihres Cyklus. Daher erscheint ihr Sonnenkreis (S. Tab. 4. A. und B.) wie gebrochen, was sie mit den Worten auszudrücken scheint: „diese vier Monate hängen ja nur.“ Zwischen dem vollendeten Cyklus und dem Anfang des neuen Cyklus schweben diese vier Monate, welche von dem neuen Sonnenkreis eingeschoben und ergänzt werden sollen.

Die Seherin nennt diesen Zustand ein Eingesperrtseyn, wo sie allein laufen müsse. Sind diese Monate durchlaufen, also bis zum 2ten Mai, dann erst kann der neue Cyklus, oder die neue Einheit ihrer Zahl, beginnen. Sie fühlt sich immer noch unter dem gerade ins Centrum gehenden Strich und gibt, was merkwürdig ist, je nach dem Bestand ihrer Nervenkraft, die möglichen Fälle an, die sich für ihr organisches und geistiges Leben ereignen können.

Welcher wird wohl nun eintreten? — eine Frage die erst der 2te Mai beantworten wird.

Dem 2ten Mai ging ein magnetischer Traum der Seherin voran; sie sprach ihn wie gewöhnlich, er wurde aber nur unvollkommen nachgeschrieben:

„Ich stehe auf einem Berge, rechts möchte ich hinunter, wo das schöne mit Blumen erfüllte Thal ist, über das goldene Wölkchen ziehen . . . Links sehe ich nichts als Grab und Verwesung . . . Vor mir sehe ich nichts als die Welt in ihrer Eitelkeit . . . Hinter mir sehe ich Menschen wie die Löwen und Drachen, sie streiten und kämpfen mit einander . . . . Ich stehe auf der Spitze dieses Berges, da ist kein Gras, kein Moos . . . Um diesen sind noch sieben Berge . . . . Du meine Führerin, mit dir will ich gehen, du Heilige! . . Es ist ein Fels auf dem ich stehe, er hängt ja . . Ha! das ist der Abschnitt, die vier Monate . . . Warum sagst du zu mir: ich soll links hinunter-

ſchauen? Da iſt ja Grab und Tod! . . Rechts lächeln mir die Blumen freundlich zu — aber lieber will ich hin wo Grab und Tod iſt . . . Soll ich denn hinunterſtürzen unter den Strich? . . . . Du führe mich wohin du willſt . . o banger Traum! . . . Führe mich! . . Soll ich denn in den Abgrund ſtürzen? . . Mächtig biſt du, ſtark genug . . Verſtehe ich dich recht oder nicht? . . Muß ich ſtehen bleiben auf dieſem Berge? . . . Ja! ich muß ſtehen bleiben bis die Stunde da iſt, doch biſt du bei mir Tag und Nacht . . Biſt du nicht bei mir, ſo falle ich . . . . O laß mich erwachen aus dieſem bangen Traum! . . Laß mich riechen daß ich erwache — laß mich an dieſem riechen, daß ich keine Ahnung habe und es vergeſſe." Es war nun, als würde ihr etwas zum Riechen dargeboten, ſie roch, erwachte und hatte von dieſem Traume, gegen die ſonſtige Weiſe eines magnetiſchen Traumes, durchaus keine Erinnerung mehr.

Am 2. Mai Abends ſieben Uhr verfiel ſie in magnetiſchen Schlaf. Um dieſe Stunde fielen in ihr jene vier Monate ab und machten einen neuen Cyklus von ſieben Sonnenkreiſen Raum, von denen ſie beſonders den erſten fühlte.

„In dieſem neuen Kreiſe," ſprach ſie „ſtoße ich ganz unten an der zweiten Linie an und fiel alſo in den magnetiſchen Raum dieſes Kreiſes. Aber dieſes neue magnetiſche Leben iſt nur ein inneres tiefes Schauen für mich. Ich kann in dieſem Kreiſe wieder hin wo ich will, bin ich aber tief ſchlafend (wie kann man es aber doch ſchlafen nennen!), ſpreche ich mich nicht aus, wie früher; aber was ich da ſah und empfand, geht als wie eine Ahnung mit mir in das wache Leben über, doch wird es auch da von mir ſelten ausgeſprochen. Der ins Centrum laufende Strich fiel mit den vier Monaten ab, iſt nicht mehr auf mir. Hab' ich aber eine heftige Gemüthsbewegung, ſo ſpringt der von dieſen neuen ſieben Kreiſen ins Centrum laufende Strich auf mich. Mein Körperliches bleibt wie es iſt, mein Körper iſt lebendig todt, aber meine Seele ruhiger und freier, wie noch nie. Auf

meinen Körper darf gar keine Rückſicht mehr genommen werden, kein Menſch darf ſich darum eine Sorge machen, ich denke gar nicht mehr an dieſes zerriſſene Kleid und empfehle nur, o Vater, in deine Hände meinen Geiſt!"

Ihre ſonſt ſo ängſtliche Sorge um ihren Körper fiel nun auch ganz hinweg. Zwar war dieſer noch nicht fähig, organiſche Kraft aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, und ihr Zuſtand blieb, wie er es ſchon lange war, ein ins wache Leben getretener magnetiſcher; aber ihr Weſen hatte ſich ſeit ihrem Aufenthalte hier günſtig verändert, ſie war hier mehr zu einer innern Klarheit und Ruhe gekommen, ihr Geiſt hatte hier oft, auch durch den Umgang mit manchen würdigen Menſchen, Aufrichtung und Erheiterung gefunden, die in ihrem Innern fortwirkten, lag es auch nicht in ihrer Freunde Macht, Vieles, das auf ihren Körper nachtheilig in dieſer Zeit einfließen mußte (wie z. E. hauptſächlich der Tod des Vaters, die Krankheiten des Kindes, kränkende Aeußerungen der Menſchen u. ſ. w.) von ihr abzuhalten.

Sie kehrte am 5. Mai 1829 wieder zu den Ihrigen nach Löwenſtein, immer ein erfreulicheres Bild, als ſie von da gekommen war.

Findeſt du nun auch, lieber Leſer, wie ich im Eingange ſelbſt berührte, das Loos, das dieſem Geſchöpfe hienieden wurde, wohl als ein ſehr trauriges, ſo wolleſt du doch dabei auch andererſeits nicht aus dem Auge laſſen, wie Alles von Gott kommt und Alles nur zum Beſten führt. Alles geſchieht der Seele zu lieb, was wir freilich jetzt nicht ſo begreifen, und ſo mag auch das Seelenheil dieſer Leidenden und das Anderer, die an ihm Theil nahmen, wieder gerade aus dieſen ihren Leiden hervorgehen. Dafür könnten ſelbſt ſehr triftige Belege ſprechen, die aber für die Menge nicht taugen. Mögeſt du, freundlicher Leſer, nur noch ein paar Verſe annehmen, die ich in obiger Beziehung an dieſe Leidende richtete:

Noch liegſt du, aber laſſ' mich dein Schickſal nicht beklagen.
Das Auge Gottes ſieht ins durch deine Nächte tagen:

Denn als die Welt da draußen zerronnen hier in Nacht,
Hat sich hier jene Helle im Innern angefacht.
Da ward hier offenbaret in lichtgewobnen Kreisen
Des Innern geist'ges Weben, was Geist und Seele heißen.
Wie sie sich trennen, suchen, vereinigen im Tod,
Das Auge bricht, doch innen aufsteigt ein Morgenroth.
Wie eine Gnadensonne dem innern Auge scheint.
Hat sich das äußre Auge in Sehnsucht trüb geweint.
Die helle Friedensstunde ob Thränenfluthen schwebt.
Das Böse sinkt als Schwere, das Gute licht sich hebt.
So kenntest du ertragen der langen Krankheit Pein.
Den wilden Sturm da draußen im innern Sonnenschein.
Der Menschen harte Reden, die dich erkannten nie.
Bei sanften Flötentönen der innern Harmonie.
Und fühlst du nicht genesen bis daß dein Auge bricht.
Bleib' ihm das Licht, das leuchtend von geist'gen Sonnen spricht.
Der Faden deiner Hülle, der leib'ne, leis' zerreißt.
Und du hast nicht zu sterben, weil du schon jetzt ein Geist.

Und nun gehe du, lieber Leser, aus diesen Blättern (deren weitere Fortsetzung, war schon das Vorhergehende nicht nach deinem Sinne, ich dir zu lesen nicht zumuthe) wieder zurück in die Welt des Aeußern, wo dich der Ruf der Menge: „was du hier lasest, ist Täuschung, oder Produkt eines kranken Gemüthes" bald übertäubt und in dir bald nur wenige Klänge mehr davon haften, die nur dann wieder lauter in dir ertönen, wenn dir die Stunde der Mitternacht in schlaflosen Nächten auf ernstem Krankenlager schlägt, oder man einem deiner Lieben zu Grabe singt.

Der Tumult auf dem Markte des Lebens ist zu groß, als daß er nicht Schwerhörenden den zarten, liebenden Ruf der Natur, unser Aller Mutter, übertäubte. Aber nicht bleibt die Zeit aus, wo wir einst alle wieder dieser liebenden Mutter Rufen in vollen Akkorden vernehmen, die Zeit, wo unser Herz ausgepocht und das klappernde Rad der Außenwelt stille steht. Dann vernehmen wir auch liebende Brüder wieder, die wir sonst nicht vernahmen, alle Verwirrung ist gelöst, und wir stehen erstaunt, wie es gekommen, daß ein ganzes Menschenleben hindurch ein Himmel gesteigerter Akkorde, uns immer freundlich rufend und mahnend, um uns erklingen konnte, ohne daß wir ihn vernahmen.

Druckfehler im ersten Theil.

S. 95. Z. 14. ist zu lesen: Mir leicht scheinende Menschen, statt Wir u. s. w.

S. 130. Z. 9. ist zu lesen: Beengung des Athmens, statt Bewegung des Athmens.

S. 171. Z. 33. ist zu lesen: nachher erschien, statt noch erschien.

S. 216. Z. 22. ist zu lesen: und da ruhe ich, statt und da rufe ich.

S. 219. Z. 18. soll nach den Worten: Wachseyn ein. gesetzt werden: —"

S. 240. Z. 18. ist zu lesen: die ich mit Anderem hier beifüge, statt die ich mit andern hier beifüge.

S. 261. Z. 26. ist zu lesen: womit die magnetischen Krisen, statt womit die magnetischen Kreise.

Die

Seherin von Prevorst.

Eröffnungen

über

das innere Leben des Menschen

und über

das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt

von

Justinus Kerner.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen.
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Denn es steht geschrieben: ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.

1. Korinth. 1, 19.

HALLE LAND

Goc 1558 (2)

E 145

Dem verehrungswürdigen

Johann Friedrich von Meyer

widmet

diese Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere

der Herausgeber.

Eröffnungen

über

das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Inhalt.

	Seite
Eingang	3
Der magnetiſche Menſch in ſeiner Annäherung zur Geiſterwelt	5
Eigene Aeußerungen der Seherin über das Geiſterſehen	10
Erläuterungen der Aeußerungen der Seherin über ihr Geiſterſehen	18
Weitere Erläuterungen zu dieſem Geiſterſchauen der Seherin	25
In der Natur gegründetes Ahnen einer nahen Geiſterwelt	35
Von einem Hades oder Mittelreiche	41
Einige Vorworte zu nachſtehenden Thatſachen	52
Thatſachen.	
1. Zwei Thatſachen in Oberſtenfeld.	
Erſte Thatſache	58
Zweite Thatſache	62
Eine Erſcheinung zu Löwenſtein	69
2. Thatſachen zu Weinsberg.	
Erſte	70
Zweite	89
Dritte	92
Vierte	101
Erſcheinen eines ſchwarzen und weißen Geiſtes, eine Geſchichte vom Jahre 1757	158
Fünfte Thatſache	169
Eine fremde Thatſache zur Vergleichung mit denen der Seherin	197
Sechſte	212
Siebente	215
Achte	216
Neunte	217
Zehnte	219
Eilfte	221
Zwölfte	223
Dreizehnte	226
Vierzehnte	225
Fünfzehnte	227
Sechszehnte	229

Seite

Siebzehnte Thatsache 229
Achtzehnte 250
Neunzehnte 251
Zwanzigste 252

Thatsachen von magischem Einwirken auf Geister.

Erste Thatsache 255
Zweite 256
Dritte 258

Einige Thatsachen aus Weinsperg insbesondere 241
Eine Thatsache aus dem Tagebuch der Seherin 246
Beschluß 254

Die Seherin von Prevorſt.

Zweiter Theil.

Eingang.

Mein Lieber, der du diese Blätter lieſeſt, wäreſt du auch erſt in der Blüthe deiner Jahre, ſiehe, das noch vor dir liegende Leben vergeht ſchnell wie ein Traum und dann — und dieß iſt eine Frage, die unſern Weltſinn und Weltverſtand ſo ſehr wie keine unterbricht — und dann — was wird aus dir werden? wie viel wird dein Wiſſen, mit dem du ſo viel Ruhm und Ehre geſucht haſt, einſt auf der Wagſchale wägen?

Du glaubſt an eine Fortdauer des Lebens, aber gedankenlos bleibſt du über die Beſchaffenheit derſelben. Ungerne läſſeſt du dir beſtreiten, daß dein Leben lange dauere und widrig iſt dir der Spiegel, der dir deine alternde Geſtalt zeigt. Ja, du ſuchſt durch Zerſtreuungen der Außenwelt ſehr gerne die Mahnung des geheimen Wächters in dir an den Schlag der ernſteſten deiner Stunden, den deiner letzten, zu übertäuben.

Aber dieſer Wächter in dir iſt die allerbarmende Liebe, der nie zu erlöſchende Funke Gottes, der, wenn wir auch noch ſo viel Aſche und Staub um ihn ſammeln, wohl unterdrückt, aber nie (weil er von Gott ſtammt) erlöſcht werden kann. Stürze dich in alle Vergnügungen, verwickle dich in das geſchäftsvollſte Leben der Außenwelt, — du kannſt es durch alle Zerſtreuungen wohl nicht dahin bringen, daß dir nicht oft mitten in ihnen jener geheime Wächter zuruft: „Du mußt ſterben!“

Wie oft hört man die Redensarten: „ich ſterbe gerne, ich fürchte den Tod nicht, er komme!“ und o wie wird bei ſolchen doch meiſtens ſo gar nichts gedacht!

Und droht dir der Tod nun einmal ernstlich, wie ängstlich, wie zutrauensvoll hängst du dich, Mensch, an die schwachen Künste der Welt. Ja, da kommt es, daß du dich oft mit all deinen Hoffnungen an eine Arzneiflasche mit einer Aengstlichkeit klammerst, wie du früher kaum den höchsten Gewinn deines Lebens umfingest.

Lieber! und ergreift dich auch wirkliche Sehnsucht nach dem Tode, bist du wirklich des Lebens satt (freilich oft nur wie von einer Speise, von der du zu schnell und zu viel genossen), so treibt es dich, dieses Leben von dir zu geben oft nur, weil in dir der Glaube ist, nach ihm nun schnell wieder ein frischeres, besseres einzunehmen.

Was mit dir war und was mit dir werden wird, wie ungerne, wie flüchtig denkest du hierüber nach, und wie vertraust du so gerne blindlings dem Glauben, es gehe deine Seele nach dem Tode, frei von allen Leiden der Erde, (denn zur Hölle denkest du dich doch zu gut und deinen Richter zu gnädig) in die ewigen Wonnen himmlischer Seligkeit ein!

Diese Blätter, mein Lieber, von denen die Menge sagen muß: „sie gefallen mir nicht!“ denn sie sprechen zu sehr gegen die Wünsche der Menge, möchten sie in dir, wenn auch nach Außen gegen sie Spott und Verläugnung, doch in deinem Innersten, sey es auch nur ein stilles Bedenken erregen!

Wohl weiß ich, mein Lieber, daß man zu sehr die gewohnten Ansichten von Welt und Leben, Seele und Geist, Dießseits und Jenseits ändern muß, um das, was diese Blätter geben, für wahr zu halten. Ehe man dieses Opfer bringt, verwirft man lieber Alles, und hat der Zufall den glücklichen Wurf gethan. Unter solchen Umständen bleibt dem Forscher nichts übrig, als die gute Absicht und die Benutzung des Geschehenen zum Guten, und so kann er sich gerubig in seinen Mantel hüllen und dem Ungestüme Trotz bieten.

Der magnetiſche Menſch in ſeiner Annäherung zur Geiſterwelt.

Betrachteſt du, mein Lieber, auch nur oberflächlich, den Gang der Natur, ſo ſiehſt du, wie in ihr Alles Eine zuſammenhängende Kette bildet, wo das kommende Glied ſchon immer im vorhergehenden liegt, und überall, wenn auch oft nur leiſe, Uebergangsſtufen und Verbindungen, nirgends ſchroffe Ueberſprünge, ſtatt finden. So ſiehſt du, mein Lieber, ſchon im niedern Steine die Pflanze, in der Pflanze das Thier, in dem Thiere den Menſchen und in dieſem den höhern unſterblichen Geiſt. Und gleich wie in der Raupe ſchon die Flügel des Schmetterlinges nachzuweiſen ſind, ſo werden dir im Menſchen, beſonders in gewiſſen Zuſtänden ſeines Lebens, die Flügel einer höhern Pſyche offenbar, zu der er ſich nach kurzem Erdenleben entfaltet, ja, du erkennſt, mein Lieber, eine höhere überirdiſche Welt vor Allem in dem über Zeit und Raum geſetzten magnetiſchen Menſchen.

Schleier und Scheidewand, die im gewöhnlichen Leben zwiſchen uns und der Welt der Geiſter ſtehen, ſind jenem ſchon mehr oder weniger niedergefallen, die Iſolirung iſt mehr oder weniger aufgehoben.

Der magnetiſche Menſch iſt freilich, ſelbſt in dem ausgebildeten Grade wie ihn dieſe Blätter aufweiſen, auch immer nur ein unvollkommener Geiſt. Im Polypen, der die Uebergangsſtufe von der Pflanze zum Thiere macht, ſiehſt du ein unvollkommenes Thier, wie eine unvollkommene Pflanze, aber doch ſiehſt du ihn, während er als Pflanze an die Erde geheftet bleibt, mit ſeinen Armen in die Thierwelt ragen und von dieſer dir ein Zeuge ſeyn.

Und so siehst du auch, mein Lieber, den magnetischen Menschen, während er noch immer an den Körper und somit an die Welt der Sinne gebunden ist, mit verlängerten Fühlsfäden hinaus in eine Welt der Geister ragen und von dieser dir ein Zeuge seyn. Ein solches Bestreben, ein solches Hinüberragen in eine Welt der Geister, sehen wir auch mehr oder weniger in allen magnetischen Menschen, aber in diesem unserem Falle in einem so ausgezeichneten Grade, daß noch kein gleicher bis jetzt bekannt ist.

Du sahst, mein Lieber, in den vorigen Blättern, wie dem freigewordenen Nervengeiste jenes, gleichsam durch irgend eine Fixirung im Sterben aufgehaltenen, geisterhaften Wesens, der Geist aller Dinge fühlbar wurde, der Geist von Dingen, die uns bei gebundenem Nervengeiste völlig gleichgültig und unfühlbar sind. Du sahst, wie jenes Wesen, gleichsam selbst zum Geiste geworden, sich über Raum und Zeit setzend, aus loser Hülle zu treten und sich in Entfernungen hin kund zu geben vermochte, und warum solltest du dich dann, lieber Leser, noch verwundern, daß diesem Wesen durch das gleiche Verhältniß auch der Geist ihm so verwandter überirdischer Organisationen fühlbar wurde, für den wir, die wir für den Geist, selbst so vieler irdischen Dinge, kein Gefühl haben, isolirt sind, keine Sinne, wenigstens in dem Umfange, besitzen.

Ueberhaupt ist der Mensch nur ein Mittelglied zwischen einer höhern Potenz (selige Geister) und einer tiefern Potenz (unselige Geister), oder zwischen Engeln und Dämonen. Er steht aber nicht isolirt zwischen beiden, sondern auf mannigfache Weise in ihrer Wirkungssphäre, jedoch so, daß seine Selbstständigkeit nicht dadurch verloren geht. Freilich passen die Naturgesetze, so weit sie uns jetzt bekannt sind, nur mehr auf die Mittelsphäre in der wir denken, fühlen und wollen, aber weniger auf die leise Verbindung mit der höhern und niedern Potenz. Wer von letztern keine Ahnung hat, läugnet sie gerade, und dieß ist ja der Fall bei all den starken

Geiſtern, welche nichts glauben, als was ſie ſehen und begreifen.

Unſere Seherin zeichnete (ſagt Eſchenmayer in einer hieher gehörenden Mittheilung) zwiſchen dem zweiten peripheriſchen Ring und dem mehr der Mitte zu liegenden Ringe des Sonnenkreiſes (Tab. 1) ringsherum ihre Geiſterwelt hin. Es iſt hier nicht von einer Geiſtertheorie die Rede, auch nicht davon, ob Jemand Luſt hat, dieſe Erſcheinungen ins Kapitel der Viſionen zu verweiſen, oder den Thatſachen zufolge, welche für die Erſcheinungen Gewähr leiſten, an ſie zu glauben, ſondern davon, ob wir in den Angaben unſerer Seherin einigen Grund für ſie finden.

Bei H. hat der Nervengeiſt (ſ. ihre Erklärungen hierüber im I. Theile) eine eigene Rolle, ſie fühlt bei allen Menſchen gleichſam in die Atmoſphäre deſſelben hinein und taxirt ſie nach dem Gefühl, das ſie davon hat. Dieſer Nervengeiſt iſt nach ihr das Bleibende des Körpers, und umgibt auch nach dem Tode die Seele wie eine ätheriſche Hülle. Da er die höchſte organiſche Kraft iſt, und ſomit auch über allen phyſiſchen Potenzen ſteht, ſo kann er weder durch eine phyſiſche und chemiſche, noch auch durch eine andere organiſche Kraft beſiegt und zerſtört werden, er folgt daher, wenn der Leib ſich löst, dem Zuge der Seele.

Wie er während des Lebens das einzige Band iſt, das den Leib und die Welt mit der Seele vermittelt, ſo iſt er auch nach dem Tode die einzige intenſive Kraft, wodurch die Seelen derjenigen, welche in das Zwiſchenreich verbannt ſind, ſich manifeſtiren können.

Nach ihr bildet irgend ein feines Vehikel der Luft das Werkzeug, deſſen er ſich wie eines Leibes bedient, wenn die Seele noch eine Rückwirkung machen will oder kann. In unſerem gewöhnlichen Zuſtande ſind unſere Sinne nicht geeignet, ſolche Erſcheinungen aufzunehmen, ſo wenig als wir im Stande ſind, das Princip, welches das Sehen und Hören in uns hervorbringt, was eben der Nervengeiſt zunächſt iſt, ſelbſt wieder zu ſehen und zu hören, indem das Subjekt ſich

nicht zugleich Objekt seyn kann. Aber in dem außerordentlichen Zustande des magnetischen Lebens können solche Bedingungen wohl eintreten. Der Nervengeist, der im wachenden Leben durch die Sinne und überhaupt in der objektiven Welt verbraucht wird, wird im magnetischen Leben mehr zusammengehalten und in sich selbst reflektirt, wodurch der innere Gemeinsinn (sensorium commune) eine ungewöhnliche Energie erlangt.

Es bilden sich nun Sinne aus, und wir sehen manche innere Nervenherde zu Sinnen werden, während die nach Außen führenden Sinne mehr und mehr sich verschließen. Eben so wird das Gefühlsleben der Seele gesteigert und das Erkenntniß- wie das Willensvermögen scheinen ihre Kraft an die Gefühlsseite abgetreten zu haben.

Auf gleiche Weise nimmt auch der Geist seine Richtung gegen sein ursprüngliches Centrum, und das Wissen erhebt sich zum Schauen.

In diesem Zustande mag es seyn, daß nicht nur der Geist in die Mittelpunkte seiner Kreise sich versetzen kann, sondern daß auch das, was dem gewöhnlichen Auge verborgen bleibt, wie die Wesen des Zwischenreichs, dem magnetisch gesteigerten Sinn aufgeschlossen wird. Wenn wir das häufige Hinzudrängen jener Wesen zu Frau H., das allmälige Aufhellen ihrer dunklen Gestalten während der Gebete, welche sie täglich mit ihnen hielt, und überhaupt alle die Momente, welche sie von einem Zwischenreiche angibt, nicht für eine Chimäre halten, so scheint es der Sache angemessen, wenn wir annehmen, daß aus dem potenzirten Gefühlsleben nicht nur ein neues Auge, die Geister zu unterscheiden, sich erzeugte, sondern daß auch dieses Auge wie ein helles Flämmchen leuchtete, an dem sich jene finstern Wesen zu sammeln und zu sonnen suchten. Ja vielleicht ist das magnetische Leben solcher Personen geeignet, daß eben diese verbannten Seelen durch sie hindurch einen Blick in die Gnadensonne, die für das finstere Reich gänzlich untergegangen ist, zu thun vermögen und dann eine Art Sehnsucht empfinden, sich an ihren

Strahlen zu wärmen. Es ist bemerkenswerth, daß Frau H. die Gnadensonne und die Wohnung seliger Geister, so wie auch das Erscheinen ihrer Führerin und anderer reinen Lichtgestalten, in das Centrum des Sonnenkreises setzt, während sie das Erscheinen der unseligen Geister in der Mittelregion des Sonnenkreises gewahr wird. Die erste Region gehört zur Uebernatur, die zweite zur Unnatur, zwischen beiden liegt die Natur des Menschen, welche in einem solchen magnetischen Leben, wie es in unserer Seherin war, mit beiden in Berührung zu stehen schien.

Eigene Aeußerungen der Seherin über das Geistersehen.

Das Sehen der Geister (so drückte sich unsere Seherin theils schriftlich, theils mündlich über ihr Sehen von Geistern aus) kann von Menschen, die im Gehirne, oder von solchen die auf der Herzgrube leben, momentan geschehen, aber immer geschieht es mit dem geistigen Auge durch das fleischliche.

Der Mensch kann zwar wohl mit der Seele Ahnungen und Gefühle von geistigen Dingen haben, aber nie wird es zum Schauen kommen. Wird aber der Geist durch die Seele aufgeregt, so können Ahnungen und das Sehen der Geister hervortreten, welches dann bei Menschen, die nur im Gehirne leben, momentan ist und ihnen das Gehirn sogleich wieder wegstreiten kann.

Sieht man sie aber, wie ich sie sehe, oder hat man das Leben so auf der Herzgrube, wie ich es habe, so kann man sich weder selbst dieses Sehen wegstreiten, noch kann es von Andern geschehen.

Gewiß mahle ich mir diese Gestalten nicht selbst aus, denn ich habe nicht die mindeste Freude an ihnen; im Gegentheil, dieses unglückselige Schauen ist mir ganz zuwider, ich bin ganz geplagt mit diesen Geistern, auch denke ich nie an sie, außer ich sehe sie, oder man fragt mich über sie, welches mir aber immer leid ist. Denn ich möchte so gerne von ihnen gar nicht sprechen. Leider ist mein Leben nun so beschaffen, daß meine Seele wie mein Geist in eine Geisterwelt schauen, die gleichsam auf unserer Erde ist, und somit sehe ich die Geister nicht nur einzeln, sondern oft in großer Menge von verschiedener Art, je nachdem diese abgeschiedenen Seelen sind.

Ich ſehe oft viele, mit denen ich in keine Berührung komme, und dann wieder ſolche, die ſich zu mir wenden, mit denen ich rede, und die oft Monate lang wie in meinem Umgange bleiben. Ich ſehe ſie zu den verſchiedenſten Zeiten bei Tag und bei Nacht, ob Menſchen da ſind oder nicht. Ich bin jedesmal ganz wach, fühle nicht, daß in mir etwas Anderes vorging, oder daß dieß Sehen durch irgend etwas hervorgerufen würde. Ich ſehe ſie, wenn ich mich ſtark oder ſchwach fühle, wenn ich vollblütig ſcheine oder Blutverluſt hatte, in Schmerzen und im Wohlbehagen, auch in den größten Seelenleiden oder Freuden, wenn ich zerſtreut bin oder nicht, ſo ſehe ich ſie, kurz ich kann ihnen gar nicht ausweichen. Nicht daß ſie immer vor mir ſtänden, ſondern ſie kommen zum Theil zu mir, wie die Menſchen die mich beſuchen, ich mag in einer geiſtigen oder körperlichen Lage ſeyn, in welcher ich will. Selbſt wenn ich den beſten, ruhigſten Schlaf habe, ſo wecken ſie mich, wie, das weiß ich nicht, aber ich fühle, daß ſie mich wecken, und daß ich nicht erwacht wäre, hätten ſie, die nun vor meinem Bette ſtehen, und die ich nun mit wachen Augen ſehe, mich nicht erweckt.

Ich machte auch die Erfahrung, daß ein Geiſt, der vor meinem Bette ſteht, mich erweckt und mir fühlbar und ſichtbar iſt, Andern, die in demſelben Zimmer ſchlafen, oft (und ſelbſt ſein Begehren) im Traume kund wird; ſie ſprachen nach dem Erwachen von dieſer Erſcheinung, die ſie im Traume gehabt, ohne daß ich eine Sylbe äußerte, daß ich die gleiche wachend hatte.

Während ich die Geiſter ſehe und ſie mit mir ſprechen, ſehe und höre ich auch andere Gegenſtände, die ſonſt um mich ſind, vermag auch alles Andere zu denken, aber meine Augen ſind doch wie an ihr Bild gebannt (fixirt), ſo daß es mir ſchwer fällt, mich von ihnen mit den Augen zu wenden, ob ich es gleich wohl zu thun im Stande bin; ich komme mit ihnen wie in magnetiſchen Rapport.

Ihr Ausſehen iſt mir gleich einer dünnen Wolke, die man zu durchſchauen glaubt, was wenigſtens aber ich nicht kann.

Ich sah nie, daß sie einen Schatten warfen. Im Sonnen- und Mondscheine sehe ich sie heller als im Dunkeln, ob ich sie aber auch in ganz finsterer Nacht sehe, weiß ich nicht, da ich das nie erproben konnte. Durch Gegenstände, die vor sie treten, können sie mir bedeckt werden. Mit geschlossenen Augen sehe ich sie nicht (auch nicht, wenn ich mich nicht nach ihnen umschaue), aber ich fühle ihre Gegenwart so genau, daß ich den Standpunkt, wo sie stehen, mit geschlossenen Augen, oder nicht nach ihnen schauend, angeben kann. So höre ich sie auch bei verstopften Ohren sprechen. Stehen sie sehr nahe an mir, so kann ich sie nicht ertragen, sie schwächen mich. Manche Menschen, die sie nicht sehen, fühlen sie, wenn sie in meiner Nähe sind, durch ein besonderes Gefühl auf der Herzgrube, Beengung, Anwandlung von Ohnmacht. Sie machen wie einen Gegendruck auf die Nerven. Auch Thiere fühlen ihre Nähe. Ihre Gestalt ist immer so wie sie wohl am Leben war, nur farblos, grau; so ist auch ihre Kleidung, wie sie im Leben war oder gewesen seyn mochte, aber farblos wie aus einer Wolke. Nur bei den hellern, bessern sehe ich eine andere Bekleidung, immer ein langes helles Faltengewand wie mit einem Gürtel um die Mitte des Leibs. Ihre Gesichtsform ist auch wie bei Lebenden, nur auch grau und meistens traurig und düster. Die Augen sind hell, oft wie ein Feuer. Haupthaare sah ich noch nie bei einem solchen Geiste. Alle weiblichen Geister erscheinen mir in ein und derselben Kopftracht (haben sie auch über diese noch die Bedeckung, die sie im Leben trugen), in einer über die Stirne herlaufenden, alle Haare bedeckenden Verschleierung. Die bessern Geister erscheinen mir in hellerer, die bösern in dunkler Gestalt.

Ob sie sich mir nur unter dieser Gestalt sichtbar machen können, oder ob mein Auge sie nur durch diese Gestalt sehen und mein Sinn sie nur so auffassen kann, ob sie für ein geistigeres Auge nicht geistiger wären, das kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber ahne es fast.

Ihr Gang ist mir wie der Gang Lebender, jedoch in so

ſern verſchieden, als die hellern, beſſern, wie ſchweben, die dunklern, böſern, ſchwer auftreten, ſo daß man ſie zuweilen hört, und zwar nicht allein ich, ſondern auch andere Menſchen, die um mich ſind.

Töne, außer der Sprache, bringen ſie verſchiedener Art zuwege, um die Aufmerkſamkeit, beſonders von ſolchen auf ſich zu richten, die ſie nicht zu ſehen fähig ſind, und was noch ſchwerer zu ſeyn ſcheint, die ihre Sprache nicht vernehmen können.

Dieſe Töne beſtehen hauptſächlich in Klopfen, in Tönen, als würfe man mit Kies oder Sand, im Rauſchen wie mit Papier, in Tönen, als rollte man mit einer Kugel, in Schlürfen wie in Socken oder Pantoffeln, in Seufzen u. ſ. w.

Neben dieſem ſind ſie aber auch im Stande, ſelbſt ſchwere Gegenſtände zu bewegen, ſie zu werfen, die Thüren hörbar auf und zu zu machen.

Letzteres geſchieht ſehr oft, und auch von ſolchen, die wohl ohne eine Thüre zu eröffnen, durch ſie oder durch die Wand kommen könnten.

Ich beobachtete, daß je dunkler ein Geiſt iſt, deſto ſtärkere Töne er hervorzubringen und deſto mehr ſpukähnliche Dinge er zu treiben vermag.

Dieſe Töne und dieſes Bewegen bringen die Geiſter durch die Luft und den Nervengeiſt hervor, welchen letztern ſie mit ſich hinüber nahmen.

Nie ſah ich einen Geiſt in der gleichen Zeit, in der er irgend ein Geräuſch machte, ſo daß ich glaube, daß ſie ſich nicht ſichtbar und hörbar zugleich (das Sprechen ausgenommen) machen können. So ſehe ich auch keinen Geiſt, während er die Thüre auf und zumacht, ſondern immer nur gleich nachher.

Ihre Sprache iſt ſo verſchieden wie bei den Menſchen, jedoch der Ton der Stimme immer gleich, wie ein Hauchen. Bei böſern iſt der Ton der Stimme ſtärker als bei beſſern. Sie bewegen dabei wie Menſchen den Mund.

Mit ihnen reden was ich will, kann ich nicht, auch ihnen sie mir nicht Alles beantworten was ich will. Böſere Geiſter würden dieſes mehr thun; allein vor dem Anſprechen dieſer hüte ich mich.

Dieſe kann ich von mir und auch von Andern, durch das geſprochene oder auch geſchriebene Wort (magiſch), z. E. in einem Amulette, entfernen.

Oft ſegen Geiſter, beſonders dunklere, ſprach ich religiöſe Worte, dieſelben wie in ſich ein, und ich ſah ſie dadurch wie heller und leichter werden, wodurch ich aber ſehr geſchwächt wurde. Das Erſcheinen ſeliger, lichter Geiſter ſtärkt mich und gibt mir eine ganz andere Empfindung als das unſeliger. Oft fühlt' ich, daß beſſern Geiſtern auch daher ſchwer fällt irdiſche Fragen zu beantworten, weil ſie im Irdiſchen ſo gar nicht mehr ſind, ihnen dieſes ſo ganz fremd iſt, wie es böſern Geiſtern ſchwer fällt, vom Himmliſchen zu reden, ja, wie ſie dieſes gar nicht fähig ſind zu thun, weil ſie von ſolchem ſo weit ſtehen. Mit höhern, ſeligen Geiſtern bin ich nicht im Stande zu ſprechen, höchſtens kann ich an ſie nur eine kurze Frage machen.

Man ſagte mir zwar, daß ich mit meiner Führerin, auch einem ſeligen Geiſte, ſchon oft im ſchlafwachen Zuſtande geſprochen, was ich nicht weiß; iſt aber dem ſo, ſo konnte dieß nur mein Geiſt allein, in Momenten, wo er von der Seele getrennt war. Iſt meine Seele mit dem Geiſte vereint, kann ich mit ſeligen Geiſtern nicht ſo ſprechen.

Diejenigen Geiſter, die meiſtens zu mir kommen, ſind in den untern Stufen eines Geiſterreiches, das in unſerem Luftraume iſt, in einem ſogenannten Zwiſchenreiche, wiewohl ich es, der Mißdeutungen wegen, nur ungerne mit dieſem Namen benenne. Das ſind Geiſter, deren Geiſt in dieſem Leben, theils durch Hinziehen nach der Außenwelt, wieder blieb, theils ſind es ſolche, die nicht im Glauben an die Erlöſung durch Chriſtum ſtarben, oder ſolche, denen noch irgend ein irdiſcher Gedanke an die Seele im Sterben anklebte, den

ſie mit hinüber nahmen und der ſie nun auch an dieſe Erden-nähe bindet.

Viele Menſchen, auch die nicht ſogleich nach dem Tode verdammt, aber auch nicht ſogleich nach dem Tode ſelig werden können, kommen in verſchiedenen, oft hohen Stufen in dieſes Reich, je nach der Reinheit ihres Geiſtes.

In den unterſten Stufen ſind dieſe Geiſter noch der Verführung des Böſen ausgeſetzt, in den obern, wo ſie ſchon zu viel göttlichen Genuß haben und die Reinheit der Seligen fühlen, nicht mehr.

Man glaube aber nicht, daß dort die Beſſerung leichter ſey als hier, denn dort geht die Beſſerung einzig aus ſich ſelbſt. Der Geiſt iſt ſich nun ſelbſt anheimgeſtellt. Seine Grundneigung muß heraus. Da iſt keine Zerſtreuung, keine Weltbeſchäftigung, das ganze ſündliche Leben liegt dem Geiſte klar in Einem Zeichen vor Augen, und er hat nun die Wahl zwiſchen Himmel und Hölle. Die in den untern Stufen, die noch die größere Schwere haben, ſind in einer immerwährenden ſchauerlichen Dämmerung, die aus ihnen ſelbſt hervorgeht, wo nichts iſt, an dem ſie ihre Augen weiden können. Dieſe Dämmerung iſt nicht die des Ortes, in dem ſie ſind, ſondern ſie geht aus ihrer Seele hervor; der Sonnenkreis verſchwand ihnen bei ihrem Hinſcheiden, und ſie haben kein Schauen mehr für unſere Erde, obgleich ſie in unſerem Luftraume ſind. Nur durch ihre innere Beſſerung nimmt ihr Schauen und ihr Licht zu. Haben ſie wieder Licht in ihrer Seele, dann kennen ſie aus unſerem Raum und ſie ſchauen auch wieder Licht. Das ſind diejenigen, die meiſtens zu mir kommen, weil ich leider ſo beſchaffen bin, daß ſie mich ſehen und fühlen, wie ich ſie ſehe und fühle. Sie kommen, daß ich ihnen ein Wort des Troſtes ſage, und ihnen durch Gebet aufhelfe.

Oder ſind ſie auch der irrigen Meinung, daß ihnen noch jetzt das Ausdenken einer Unthat, die auf ihrem Geiſte laſtet und die ſie im Leben verübt, Ruhe bringen könne. In ſolchem Irrwahne beunruhigt ſie oft mehr eine einzelne hervorſprin-

gende Unthat in ihrem Leben, als die Schlechtigkeit des Ganzen. Andere kommen auch aus diesem Reiche zu mir, denen sonst noch irgend eine irdische Angelegenheit, ein Gedanke, der ihrer Seele im Sterben noch anklebte, anliegt.

Diese Geister könnten sich eben so sehr an andere Menschen, welche sie sehen könnten, wenden, als an mich, am besten aber würden sie thun, sich an bessere selige Geister zu wenden; aber ihre Schwere zieht sie eher noch zu Menschen als zu seligen Geistern. Ohne meinen Willen geschieht es, daß sie sich zu mir wenden, und ohne mein eigenes Zuthun erblicke ich sie.

Dieses kommt nun vielen Menschen allerdings sehr unglaublich, ja einfältig vor, besonders denen, die meinen, ein Geist wisse ja doch mehr als ein schwacher Mensch. Diesen sag' ich, daß dieß bei diesen Geistern mit Nichten der Fall ist, daß sie sehr nieder stehen und meistens in Irrthümern befangen sind, und daß es ihnen bei ihrer geistigen Schwere noch leichter ist, sich an sündliche Menschen (haben diese eine dazu gehörende Nervenbeschaffenheit) zu wenden, als an selige Geister. Jene Menschen sollen wissen, daß ein Geist, der sich im Leben hier eben so sehr verdunkelte, nach dem Tode nicht sogleich heller wird. So ein geschwächter Geist ist nach dem Tode, wo er die Unterstützung der Seele nicht mehr hat, die nun bloß ihm zur Hülle geworden ist, nur schwächer, oder vielmehr seine Schwäche kommt, bei seinem Alleinstehen, jetzt erst recht an Tag.

Ein sündiger, irdischer Mensch kann mit seiner Seele verständig scheinen, einen recht guten Weltverstand haben, und in dieser Welt leuchten; aber sein Geist ist nur desto schwächer und dunkler, und kann nie in sein Inneres dringen. Ist nun ein solcher Mensch gestorben, so ist die Seele, die ihn in der Welt allein noch hob, nur noch die Hülle von seinem Geiste, der schwache dunkle Geist ist nun der Herrscher und dann — welcher?

So kommt es nun, daß im Geisterreiche ein solcher Geist viel weniger ist, als er im Reiche der Sinne durch

Ver-

Vorschiebung seiner weltlingen verderbenen Seele zu seyn schien.

Hat ein Mensch schon hier Geist und Seele gleich hoch ausgebildet (unter welcher Ausbildung aber noch Höheres verstanden wird, als was man gewöhnlich unter Bildung versteht), so kann er nach dem Tode als Geist nie in eine solche Lage kommen, nie so unmächtig und schwer werden.

Auch im unmächtigsten Geiste ist, wenn er nicht ganz zum Teufel geworden, nie der Funke Gottes völlig erloschen. Dieser sucht immer die Seele an sich zu ziehen, die seine Hülle so lange bleibt bis sie völlig gereinigt ist; dann geht sie wie in den Geist über und wird selbst zum Geiste. Dieß geschieht aber nur, wenn sich der Geist zuvor aus sich selbst gehoben, was ihm oft sehr schwer fällt, und lange anstehet. Solche Geister sind, wenn der Geist noch nicht die Reinheit eines höhern Geistes erhielt, auch noch in diesem Zwischenreiche, aber schon in einem Grade von Seligkeit, in dem sie nur höher kommen, nicht mehr sinken können. Diese Geister erscheinen mir dann in lichten Gestalten und mit höherer geistigerer Bekleidung, kurz in geistigerem Bilde.

Erläuterungen der Aeußerungen der Seherin über ihr Geisterſehen.

Die obigen Aeußerungen der Frau H. über ihr Geiſterweſen bedurften, da nicht Jedermann ihre Sprache und ihren Sinn verſtehen kann, Erläuterungen, die Eſchenmayer mit Nachſtehendem gab.

Bei Frau H. iſt das Leben im Gehirne das Verſtandesleben, und das Leben auf der Herzgrube das Gefühlsleben. Dieſes letztere geht tiefer und iſt inniger als das erſtere. Die Gefühlseinheit liegt mitten im Organismus der Seele und iſt ein Centralvermögen, während der Verſtand nur ein peripheriſches der Seitenvermögen iſt. Alle diejenigen, welche das Wahre über das Schöne, den Begriff über das Gefühl, das Prinzip über das Ideal u. ſ. w. hinaufſtellen, verkehren die Natur unſerer Seele, und werden auch den Unterſchied, den Frau H. macht, nie faſſen.

„Das Sehen der Geiſter geſchieht mit dem geiſtigen „Auge durch das fleiſchliche" ſagt Frau H.

Das leibliche Auge nimmt Alles auf, was in Farbe und Figur gegeben iſt, und unterrichtet uns von allen Gegenſtänden, welche im Lichte ſtehen oder Licht von ſich ausſenden, und dieß thut es vermittelſt des ihm durch die Nerven inwohnenden Nervengeiſtes. Aber es gibt auch einen geiſtigen Strahl und ein geiſtiges Auge, dem der Nervengeiſt ſelbſt wieder zum Objekt wird. Gibt es nun ſolche Weſen, deren Hülle das plaſtiſche Schema des Nervengeiſtes ſelbſt iſt, wie Frau H. die abgeſchiedenen Seelen ſchildert, ſo ſchaut das geiſtige Auge mitten durch das leibliche dieſelben an. Bei den gewöhnlichwachenden Menſchen iſt zwiſchen das geiſtige und

das leibliche Auge die Wolke des Scheinlebens vorgezogen, und darum sehen sie nichts als körperliche Oberflächen.

Dringt auch hie und da bei dem Verstandesleben ein geistiger Strahl durch die Wolke, so ist es nur momentan, und das gesehene Luftbild einer abgeschiedenen Seele streitet der Verstand dem Auge des Geistes ab. Bei dem Gefühlsleben hingegen, in welches H. seit Jahren versetzt ist, mag dieß ein permanenter Zustand seyn. Wer den Stechblick, wie Freund Kerner ihn nennt, in welchen das Auge der H. jedesmal mit einer Nervenerschütterung des ganzen Körpers versetzt wurde, sobald sie das innere Bild des Menschen in dem Auge eines Andern zu schauen veranlaßt war, einmal gesehen hat, mag wohl zugeben, daß sie anders sieht als gewöhnliche Menschen.

Sie unterscheidet die hellen und die dunklen Geister, jene nennt sie die guten, diese die bösen, und zwar je heller, desto besser, und je dunkler desto schlimmer. Dieß ist der nämliche Unterschied, der zwischen dem Reich des Lichts und der Wahrheit und zwischen dem Reich der Finsterniß und der Lüge statt findet.

Die Bösen sind zugleich auch die Spukgeister, ihre bösartigen Bewegungen bringen sie durch die Luft und den Nervengeist hervor. Wie ist dieß möglich? — Ist es denn nicht die Intensität des Nervengeistes, der im Leben unsere ganze Fleischmasse regiert, so daß der Muskel nur das Medium ist, wodurch die Kraft des Nervengeistes die Bewegungen vollführt? Diese Kraft ist aber nicht der Masse proportional, sondern übertrifft sie unzähligemal, so daß ein unbedeutender Muskel vermittelst der Nervenkraft eine große Last in Bewegung zu setzen vermag. Nehmen wir das Medium, nämlich die Fleischmasse weg, was im Tode geschieht, so bleibt doch noch die Kraft übrig, nämlich der Nervengeist, welcher, wie H. behauptet, nach dem Tode der Seele zum Werkzeug dient.

Und nun ist der Schritt zur Annahme nicht weit, daß diese Kraft noch durch das Medium der Luft eine Menge

Ohne nachahmen und durch ihre Pressung selbst Lasten bewegen könne. Wir sind nun freilich gewohnt, alle Kräfte an materiellen Vehikeln zu sehen, und doch ist die Kraft an sich der Materie entgegengesetzt. Wer mag die Lichtstrahlen wägen, deren Intensität gerade aller Schwere widerstreitet? Noch intensiver als das Licht ist der Nervengeist als organische Kraft, und er bedarf, um sich zu äußern, keines andern Mediums als der Luft. —

Das Wie der Existenz einer Seele nach dem Tode ist doch wohl der Frage werth. Eine in die Welt versunkene Seele behält diese Richtung auch nach dem Tode; denn es wäre ein größeres Wunder, eine von Lastern und Sünden angefüllte Seele sogleich von allem Unreinen zu befreien, als ihre Geburt in das Zeitleben ist. Alle, die man fragt, bejahen, ohne Anstand zu nehmen, die Fortdauer der Seele nach dem Tode, verfallen aber sogleich in die alte Gedankenlosigkeit, wenn sie sich selbst über die Beschaffenheit dieser Fortdauer Rechenschaft geben sollen. Diese Indolenz unterbricht unsere Seherin auf eine höchst unangenehme Weise, indem sie uns lauter armselige und von Gott verlassene Seelen, die statt dem ehemaligen Genusse nun den Stachel ihrer Laster und Sünden in sich tragen, verführt, und jedem Weltsüchtigen diesseits schon sein Bild nach dem Tode zeigt. Das Evangelium berührt in dem Gleichniß vom reichen und armen Manne nur die Extreme des Zustandes nach dem Tode, läßt aber die Zwischenstufen unausgefüllt, weil sie sich von selbst verstehen. Denn wenn wir die tantalische Qual des Reichen einerseits und die hohe Glückseligkeit des Armen andererseits gradweis vermindern und auf die Indifferenz zwischen Gut und Bös zurückführen, so werden uns die finstern und grauen so wie die hellen und lichten Gestalten unserer Seherin ganz passend vorkommen.

Das Evangelium sagt: „es wird Jedem nach seinen „Werken vergolten werden.“ Darum müssen wir auch die Saat von der Ernte, die Mühe von dem Lohn, die Sünde von ihrem Sold und überhaupt den Schauplatz der Werke von

dem Zustande der Vergeltung genau unterscheiden. Während des Lebens waren dem Menschen alle Schätze geöffnet, Erkenntniß und Beispiel, Lehre und Predigt, Warnung und Ermahnung, Drohung und Ermunterung und vor Allem das Vorbild unseres göttlichen Erlösers. Alles dieß fällt im Zustande der Vergeltung weg, und die Seele ist auf ihren eigenen Erwerb beschränkt; hat sie gut mit dem Pfund hausgehalten, so wird sie über Mehreres gesetzt, hat sie aber übel hausgehalten, so wird ihr auch das Wenige vollends genommen. Unsere Seherin unterscheidet sehr gut, indem sie sagt: „In den obern Stufen habe die „Seele schon zu viel göttlichen Genuß und fühle zu sehr die „Reinheit der Seligen, um noch länger dem Bösen aus„gesetzt zu seyn. In den untern Stufen hingegen gehe die „Besserung einzig aus sich, der Geist sey sich selbst anheim „gestellt, seine Grundneigung müßte heraus, es sey da keine „Zerstreuung und Weltbeschäftigung mehr, das ganze sündliche „Leben liege dem Geiste klar in Einem Zeichen (Einem „Charakter der Natursprache) vor Augen, und er habe nun „die Wahl zwischen Himmel und Hölle.“ Besserung ist also doch noch möglich, aber nur nicht an solchen Hülfemitteln, wie sie im Leben vorlagen, sondern aus sich selbst. Jeder, der auf Christum getauft ist, nimmt dieses Samenkorn wenn es im Leben keine Wurzel faßte, noch hinüber in das Zwischenreich. Auch hier kann es noch gepflegt und besorgt werden, daß es aufschießt zu einer Lichtblume, welche das Unkraut überwächst und ihm seine Nahrung entzieht. Ein Mittel der Besserung liegt in der Büßung der Sünde, und auch die abgefallene Seele hat so viel Freiheit, dieses Mittel zu benutzen und jenes Samenkorn zum Keimen zu bringen. Dahin sind alle jene Gestalten zu deuten, welche kamen, um ein Wort des Trostes zu vernehmen und sich durchs Gebet aufhelfen zu lassen. Man darf wohl sagen, daß das Gebet noch das Einzige sey, was den abgefallenen Seelen nütze, weil es wie milder Himmelsthau auf jenes erstorbene Samenkorn, nämlich die Taufe auf Christum fällt und dasselbe

zu Wurzel und Stengel entfaltet. Wie diese göttliche Lichtflamme emporstrigt, so treibt sie das Finstere aus, und die Seele wird, wie H. sagt, leichter und heller. „Die Geister", sagt die Seherin, „sogen das Gebet gleichsam in sich ein." Allerdings, weil es in diesem Zustande das lebendige Wasser ist, was den tantalischen Durst allein stillen kann. Dabei aber wurde sie selbst geschwächt, ohne Zweifel weil das andächtige Gebet eine sympathische Mittheilung der Kraft ist. Aber wie kommt es, daß so viele Seelen sich um sie versammelten? H. sagt, weil ihr Organismus so beschaffen sey, daß ein gegenseitiges Sehen und Fühlen möglich werde. Daraus folgt auch ein gegenseitiges Finsterseyn für Alle, die nicht so beschaffen sind, und dieß sind ja die meisten Menschen. Bei H. mußte der geistige Strahl, der durch das leibliche Auge drang, den Geistern wie ein Flämmchen leuchten, an dem sie aus dem finstern Reich sich zu sonnen kamen.

H. sagt: „Ein sündiger irdischer Mensch kann einen „recht guten Weltverstand haben und sogar in dieser Welt „leuchten, aber sein Geist ist nur desto schwächer und „dunkler, und kann nicht in sein Inneres dringen. Ist „ein solcher Mensch gestorben, so ist die Seele, die ihn in „der Welt allein erhob, nur noch die Hülle von seinem „Geiste; der schwache dunkle Geist ist dann Herrscher und „nun — welcher?"

Eine tiefe Wahrheit! Der größte intellektuelle Reichthum kann neben der größten moralischen Armuth bestehen. Der moralische Gewinn aber ist allein das Kreditiv für das andere Leben und wird dem Geiste zugerechnet, das Wissen hingegen wird nicht gezählt, weil es ohne das Handeln und ohne daß es der Moral und Religion nützt, ein eitles unnützes Ding ist, das Jenseits keinen Werth mehr hat.

Die Schrift sagt: „Ich will zunichte machen die Weis„heit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?" Die Eigenschaft des reinen

Geistes ist das Schauen und nicht das Wissen. Erst wenn der Geist aus seinen Kreisen in die Seele hereingezogen ist und sich verdunkelt, kommt es zum Wissen, aber alles Wissen ist Stückwerk; darum verliert der Geist seine Integrität, wenn sein Schauen ins Wissen übergeht. Eine weitere Eigenschaft des Geistes ist die Freiheit, und zwar jene, die aus dem Gebet der Liebe kommt, in welchem das ganze Geisterreich mit Gott zusammenhängt, — und nicht das Selbstgesetz, welches die Vernunft sich selbst aufgibt. Eine weitere Eigenschaft des Geistes ist der Besitz von der Harmonie des Wahren, Schönen und Guten, — und nicht die Trennung des Wahren für sich, des Schönen für sich und des Guten für sich, wie es in dem Organismus der Seele der Fall ist. Alle diejenigen Systeme, welche ihr Absolutes ins Wissen setzen, haben ein falsches Centrum; sie stellen die Freiheit unter das Gesetz und kennen die Liebe nicht; denn wo die Liebe waltet, da hat das Gesetz ein Ende. Was ist Wahrheit? — Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit, das Wort ist die Wahrheit, der heilige Geist ist der „Geist der Wahrheit." Also die Wahrheit im Heiligen, oder, wie unsere Seherin es sonst benennt, die Gnadensonne ist die ächte Wahrheit, die dem Geiste zusteht, nicht die logische oder metaphysische Wahrheit, welche aus der einseitigen Richtung der Vernunftspekulation hervorgeht. In dem Worte wohnt der Geist der Wahrheit, und dort findet auch allein unser Geist seine Reinigung und Läuterung. Alle Philosophie ist wahr, wenn sie zum Heiligen aufstrebt, und sich mit dem Worte einversteht, und alle Philosophie ist falsch, welche im Begriffe des Wahren oder im Ideal des Schönen, oder im reinen Bestreben des Guten allein ihr Centrum festsetzt. Am meisten unwahr aber ist die Scholastik weil sie in allen ihren Systemen nichts Anderes darstellt, als ein Gedankenwürfelspiel, das die Vernunft mit sich selbst treibt und sich bei dem glücklichen Zusammenfinden jedesmal ihrer hohen Weisheit rühmt, jedoch von kurzer Dauer, weil bald wieder ein Anderer folgt, der seine Ge-

dankenwürfel anders mischt und somit auch ein anderes System hervorbringt.

Wie arm, schwach und dunkel werden alle diese Gedankenkünstler am Geiste einst da stehen, wenn ihre Vernunftsysteme nur zur Decke oder zum Einband dienen, in welchen das leergebliebene Buch des Geistes gehüllt ist. Begriffe füllen bloß die Seele, aber der Geist bleibt leer, er kann und soll nur herrschen in Liebe und Glauben, im Streben nach dem Heiligen, im Schauen und Zurückführen der Ideen des Wahren, Schönen und Guten zur Einheit. Christus bleibt das Vorbild des Geistes, er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und durch ihn die Auferstehung.

H. bemerkt selbst, daß ihre Schilderung den Leuten (besonders den Weltverständigen) unglaublich, ja einfältig, scheinen werde. Ich zweifle nicht daran, daß es so kommen wird und kommen muß: denn wer mag wohl an ein so abgeschmacktes und aus nichtigen Schatten bestehendes Reich glauben? Wenn aber ein Todter auferstünde und es unsern Brüdern sagte, daß es so wäre? Auch dann würden sie nicht glauben. Jetzt ich behaupte, daß, wie wir den Leib ausziehen, alle Naturgesetze ein Ende haben und daß alle Weisheit, die in ihnen ruht, vergeblich sey, daß vielmehr moralische Gesetze eintreten werden, die von ganz anderer Art sind. Wer mit seiner Weisheit so tief in dieser Welt und in diesem Gehirne steckt, daß er weder über sie noch unter ihr hinwegkommen kann, mit dem können und wollen wir nicht rechten, nur mahnen wollen wir, daß er bei seinen idealen Vorstellungen eines andern Lebens den moralischen Werth oder Unwerth ebenan stelle. Ich behalte mir bei dieser Geschichte nur zwei Dinge vor: 1) die Zeugnisse, welche ich aus dem Munde der glaubhaftesten Personen hörte, und die Urkunden, welche bis jetzt keine ähnliche Geschichte auf diese Art aufweisen kann; und 2) das Problem, das Jeder sich aufgeben möge, ob er für die verworfenen Menschen einen adäquatern Zustand nach dem Tode angeben könne, als unsere Seherin.

Weitere Erläuterungen zu diesem Geisterschauen der Seherin.

Es war dieses Sehen der Geister in der Familie der Frau H. zwar allein ihr in diesem ausgezeichneten Grade eigen, weil sie allein von solcher außerordentlichen Nervenbeschaffenheit war; doch haftete es im mindern Grade noch an andern Gliedern ihrer Familie, und besonders ist es auch ihrem Bruder gegeben.

Manche Erscheinungen der Frau H. sah dieser im Augenblicke, wo sie vor ihr standen, oder wenn sie zu ihr durchs Zimmer gingen; auch wurden ihm schon in früheren Zeiten, wo seine Schwester sich nicht um ihn befand, Geister sichtbar.

Einmal sagte er still zu mir: „hier geht so eben ein „Geist durchs Zimmer in die Kammer meiner Schwester," und kaum hatte er es ausgesagt, hörte man Frau H. mit einem Geiste, der anscheinend nun vor ihr stand, sprechen.

Aber nicht immer hatte er diese Fähigkeit, die Frau H. immer hatte: denn als am andern Abend dieser Geist wieder bei Frau H. stand, und sie den Bruder mit mir in die Kammer rief, ihn nun wieder zu sehen, war er dieß nicht im Stande, während Frau H. den Geist immer sah, nur da nicht, als ich, ohne es zu wissen, zwischen sie und den Geist trat.

Auch das Kind der Frau H., ein Knabe von drei Jahren, gab, leider nur zu oft, untrügliche Beweise, daß auch er mit diesem unglücklichen Sehen begabt sey.

Eine Schwester der Frau H. (ein ganz unbefangenes kindliches Mädchen) hatte für die Geister ein so feines

Gefühl, daß es ihr zum völligen Schauen wurde. Sie fühlte, ohne ihn mit den wirklichen Augen zu sehen, doch die ganze Gestalt eines anwesenden Geistes, so daß sie, wie sie sagte, ohne ihn zu sehen, dennoch sein Aussehen (mit dem Sehen der Frau H. übereinkommend) meistens zu beschreiben fähig war.

Sie sagte: „ich sehe ihn nicht mit meinem gewöhnlichen „Auge, ich sehe ihn wie mit meinem Innern;" und doch war dieses Mädchen nie in einem somnambulen Zustande, und immer völlig gesund.

Novalis meint, daß bei Erscheinung eines Geistes wir nothwendig inspirirt (momentan magnetisch erweckt) werden müßten.

Dieß war auch bei Frau H. gewiß der Fall. Da Glas, auf die Herzgrube gelegt, sie sonst in einen mehr wachen Zustand brachte, so gab ich einmal ihrer Schwester auf, sobald sie bemerke, daß sie einen Geist sehe, ihr ein Glas auf die Herzgrube zu legen. Dieß geschah, und als das Glas eine Minute lang auf der Herzgrube der Frau H. lag, sah sie das Bild des Geistes gröber, wie dunkel-schwarz, und es ergriff sie, was sonst nie geschah, vor ihm die größte Furcht.

Offenbar wurde da ihr Sehen zwischen Sonnengeflecht und Gehirn getheilt, daher das dunklere Sehen und die Furcht vor diesem Sehen. Daraus scheint auch hervorzugehen, daß einem geistigern Auge die Geister unter hellerer geistigerer Gestalt erscheinen und deßwegen wohl kein Seher behaupten kann, es sehe ein Geist in der Wirklichkeit so aus, wie er ihn sieht; wie Frau H. auch selbst vermuthete.

Ein sehr rechtschaffenes wahrheitsliebendes Mädchen von Löwenstein, das der Frau H. mehrere Nächte lang abwartete, konnte nicht lange die Wärterin derselben bleiben, weil sie alle Geister, die in dieser Zeit zu jener kamen, schon im äußern Zimmer, durch das sie zu ihr in die Kammer gingen, erblickte, wenn Frau H. darüber auch keine Sylbe kund gab, so daß sie mit völliger Bestimmtheit deren Gestalt und Wesen mit den Aussagen der Seherin übereinstimmend, nur immer

dunkler und roher als diese, beschrieb. Sie war auch die einzige mir bekannt gewordene Person, die diese Geister wie Frau H. sprechen hörte.

Manchen Andern theilte sich die Anwesenheit und Nähe dieser Geister durch ein unheimliches Gefühl, durch ein Gefühl von Beklemmenheit von der Herzgrube aus, die sich bei einigen bis zur Ohnmacht steigerte, mit.

Menschen, die im Zimmer der Frau H. schliefen, während ihr wachend Geister erschienen und zu ihr sprachen, theilte sich das Gefühl ihrer Anwesenheit im Schlafe oft wie ein Traum mit, den sie dann nach dem Erwachen erzählten. So scheinen Tod, Geisterleben, Schlaf und Traum mit einander verwandt zu seyn und oft in einander überzugehen.

Frau H. behauptete, daß Menschen, die nicht mit eigenthümlichem Sehen der Geister, wie sie, begabt seyen, dieselben im Winter noch eher als im Sommer zu sehen fähig seyen weil im Winter der Mensch mehr nach Innen, im Sommer mehr nach Außen lebe. Es ist auch unbestreitbar, daß im Winter das tellurische Leben überwiegt, und seine Erscheinungen vorzüglich um das solstitium hiemale eintreten. Daher die magische Bedeutung der heiligen Zeit (Advent) und der 12 Nächte (von Weihnachten bis 6. Januar), und die Bezeichnung derselben als die eigentliche Geisterzeit. *)

Hörbar waren diese Geister den verschiedensten Menschen, aber nicht wenn man auf sie paßte, man mußte zufällig anwesend seyn. Diese Geistertöne bestanden (wie sich schon Frau H. aussprach) hauptsächlich in Klopfen, oder vielmehr Klöpfeln, das man bald wie an der Wand des Zimmers, bald wie an einem Tische, einer Bettstatt, bald wie in der Luft des Zimmers zu vernehmen glaubte. Hie und da bestanden sie auch in wirklichen, fast erschütternden Schlägen. Oft hörte man ein Gehen wie auf Socken, ein Täppeln wie von Thieren, oft Töne wie das Rauschen von Papier, das Rollen einer Kugel. Sehr

*) S. Kerner Seherin S. 95.

häufig kamen aber auch, besonders bei der Erscheinung eines gewissen schwarzen Geistes (s. dessen Geschichte unten), Töne vor, als werfe man mit Kies, Sand oder Speis, verbunden sogar mit wirklichem Werfen, welches besonders einmal, selbst mit großen Kalkstücken, auf die auffallendste Weise statt fand.

Die hier beschriebenen Töne ließen sich aber nicht bloß im Zimmer der Frau H. hören, sondern man hörte sie, so lange dieselbe den untern Stock unsers Hauses bewohnte, auch sonst im Hause und namentlich in unserem Schlafzimmer im obern Stocke.

So geschah es auch in den andern zwei Wohnungen, in denen Frau H. sonst noch hier war. Auch in diesen fand oft (was früher nie der Fall war) so lange sie sich in ihnen befand, in Zimmern die andere Menschen bewohnten, nächtlich ein Klopfen, bald da bald dort, ein Aufgehen verschlossen gewesener Thüren, ein Gehen wie auf Socken, ein Werfen wie mit Kies, ein Erwecken der Schlafenden wie durch ein besonderes Gefühl von Pressung u. s. w. statt. Ja, jene Töne, als würde geworfen, gingen sogar in Häuser über, in denen Frau H. nicht wohnte, und wohin sie nie kam (wie sie ja hier überhaupt nur wenige Monate lang aus dem Bette kam, und nie in ein anderes Haus gehen konnte), waren nur Personen in ihnen, die sie zur Zeit besucht hatten, als jener schwarze Geist sie oft belästigte.

So erzählte mir Herr Kaufmann Zenneck von Stuttgart, der Frau H. mit seiner Gattin an einem Abend besucht hatte, und der nicht eine Sylbe von jenem schwarzen Geiste wußte, Morgens als eine sonderbare Sache, daß es in seinem Zimmer (in einem von Frau H. nicht sehr entfernten Hause), dessen Fenster und Thüren verschlossen gewesen, nach Mitternacht auf einmal getönt habe, als würfe man Kies oder Sand mitten ins Zimmer. Ich vermuthete die Ursache, gab sie ihm aber nicht kund. So hörte auch Herr Mahler Wagner von Heilbronn, als er Frau H. Abends besucht

hatte, in der Nacht im verschlossenen Zimmer eines von ihr entlegenen Hauses auf einmal jenes Werfen durch das sich dazumal jener schwarze Geist so oft kund gab. Auch im Hause des Herrn Dr. Keßler, dessen Gattin die Seherin um diese Zeit öfters besuchte, war dieß der Fall.

Während solche Töne sich kund gaben, sah Frau H. keinen Geist, aber meistens jedesmal sogleich nach ihnen.

Ich selbst sah nur einmal einen Geist, wo Frau H. einen zu sehen behauptete. Ich sah ihn nicht in bestimmten Umrissen wie sie, sondern in Form einer grauen Nebelsäule von Menschengröße, vor ihrem Bette, auf die sie ihre Augen starr, und leis sprechend, gerichtet hatte, und die sie mir nachher als den Geist eines großen ältlichen Mannes beschrieb, der nun zum drittenmal bei ihr erscheine. Auffallend war, daß diesen Geist bei seinem ersten Erscheinen ihre Schwester (aber mehr wie durch's Gefühl) sah, und eine andere Person völlig klar wie Frau H.

Jenes oben erwähnte Mädchen von Löwenstein sah die Geister (wie gesagt) immer in dunklerer Farbe, als Frau H. und eine andere Person einmal einen auch als graues Wolkenbild, aber mit viel bestimmtern Umrissen als ich.

Auffallende Uebereinstimmung in jenen Tönen haben auch andere Erzählungen von Geistererscheinungen mit denen der Frau H. Auch diese sprechen häufig von Tönen, als würfe man mit Sand, Kies u. s. w., von Tönen als ginge jemand auf Socken, als rollte man mit einer Kugel, von Klopfen u. s. w., vermuthlich weil diese sich in unsern Sonnenkreis hereindrängenden Wesen in solchen Eindrücken auf die Sinnenwelt sehr beschränkt und es für sie nur mühsame, kindische Versuche sind, sich noch zu offenbaren.

Frau H. gab an: je finsterer, dunkler ein Geist sey, desto mehr vermöge er sich durch Töne und auch Andern durch sogenannten Geisterspuck kund zu geben.

Da sie äußerte, dieß seyen die Geister im Stande durch den Nervengeist und die Luft zu thun, nach ihrer Annahme aber der Nervengeist hauptsächlich noch unseligen Geistern

anhängt, so wäre die Folge, daß solche Geister (eben weil ihnen noch hauptsächlich jener Nervengeist anhängt) auch am meisten sich durch Töne, Werfen u. s. w. offenbaren können, ganz consequent.

Dieser Nervengeist ist zwar für unser Auge, etwa wie die Luftarten, unsichtbar, gehört aber doch als ätherischer Stoff zu den Potenzen der Natur, obgleich nicht der physischen, sondern der organischen.

Dieser Nervengeist hat die größte Energie oder höchste Intensität der Kraft in sich, was wir ja selbst in uns wahrnehmen. Die Muskeln an sich waren todtes Fleisch, wenn sie nicht durch die organische Potenz des Nervengeistes zur Kontraktion angetrieben würden. Die Kraft, womit wir unsere ganze Masse gegen den Zug der Schwere wie beim Bergsteigen heben und große Lasten tragen, rührt doch zunächst nicht von den Muskeln, sondern von dem Nervengeiste her, der seine Kraft denselben mittheilt: denn die bloße Anlage der Fleischfasern zur Kontraktion ist noch keine Kraft. Erst wenn durch den Willen der Nervengeist in die Fleischfasern einströmt, äußert sich die Kraft der Kontraktion. So lange wir nun durch einen Leib mit der Objektivität vermittelt sind, kann die Energie des Nervengeistes sich nicht anders als durch ihn äußern, es kann aber wohl (nach der Frau H. Annahme) nach Abfall des Leibes diese höchste organische Potenz sich mit einem geistigen Prinzip in der Luft verbinden und dadurch auf die Welt der Sinne, und die Materie einwirken, solche physische Wirkungen, wie jene Töne hervorbringen und sich sichtbar machen.

Hiemit wäre die Frage des Zweiflers: wie es denn möglich sey, daß ein Geist klopfen, werfen, heben und tragen könne? — beantwortet. Doch Frau H. war eine Betrügerin! Alles war Betrug!

Ich besuchte Frau H. wohl dreitausendmal, verweilte mich öfters Stunden lang bei ihr, kannte alle ihre Umgebungen besser als sie selbst, gab mir unsägliche Mühe ausgesprengte Gerüchte zu untersuchen, und konnte doch die

Feinheit dieſes Betruges nicht entdecken. — Aber Andere, die ſie nie ſahen, nie ſprachen, die nichts hörten, nichts fühlten, nichts unterſuchten, die von ihr wie Blinde von der Farbe ſprechen, die werden dieſen Betrug auswittern!! —

Frau H. ſprach unaufgefordert nie von dieſen Erſcheinungen, es machte ihr Schmerz davon zu ſprechen. Sprach ſie, aufgefordert, aus Gefälligkeit gegen mich oder Andere von ihnen, ſo geſchah es mit einer ſolchen Unbefangenheit und inneren Ueberzeugung, durch die ſie ſelbſt oft Ungläubige wankend machte. Sie fühlte ſich durch dieſes Sehen (auch wegen des Geredes der Menſchen) ſo unglücklich, daß ſie Gott oft auf das Inbrünſtigſte bat, doch dieſe Gabe von ihr zu nehmen. In einem Briefe an einen Freund ſchrieb ſie darüber: „Und wäre ich nur im Stande zu verhindern, daß dieſe Geiſter von mir wiſſen und mich ſehen, könnt' ich ſie doch ganz von mir wegbringen, oder wäre ich im Stande zu machen, daß ſie auch andere Menſchen ſähen (was ich aber keinem wünſche), ſo wäre mein Zuſtand um Vieles erleichtert. So aber fühle ich mich oft recht allein und verlaſſen, und von vielen Seiten mißverſtanden. Doch ich denke: ſo iſt es des Herrn Wille, und ſchweige."

Wenn die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet werden, ſagt Kant in den Träumen eines Geiſterſehers, die demjenigen erwachſen können, der nicht allein für die ſichtbare Welt, ſondern auch für die unſichtbare in gewiſſem Grade organiſirt iſt, ſo ſcheint ein Geſchenk von dieſer Art demjenigen gleich zu ſeyn, womit Juno den Tireſias beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit ſie ihm die Gabe zu weiſſagen ertheilen könnte.

Wer Frau H. näher beobachten und prüfen konnte, fand in ihr ein reines und frommes Gemüth. Das Außerordentliche der Thatſachen ging aus ihr ganz einfach ungeſucht, und ohne Neugierde und Wichtigkeit erregen zu wollen, hervor.

Sie ſagte bloß was ſie ſah und hörte, und dieß meiſtens nur gebeten, man unterſuchte und fand es wahr. Dieſe

Wahrheit besteht aber nicht bloß aus dem Munde eines oder zweier Zeugen, sondern aller derjenigen, die sie hier genauer kennen lernten.

Andere Menschen von der Realität dieser ihrer Erscheinungen zu überzeugen, lag der Frau H. nie an. Sie sagte: „Eine Ueberzeugung von Solchem gehört nicht zur religiösen Ueberzeugung, und hat der Mensch nicht nöthig, um Gott gefällig zu werden, daher auch die heilige Schrift davon nur wenig spricht. Hab auch ich die völlige Ueberzeugung, will ich doch keinen Andern zu ihr veranlassen, und auch nicht sagen, man solle oder müsse solch geistiges Leben glauben, und will mir gerne sagen lassen, es sey Vision oder Gesichtstäuschung. Leider ist nun einmal mein Leben so beschaffen, daß ich in diese Geisterwelt sehe und sie mich sieht, an diesem Außernatürlichen nehme kein anderer Mensch Theil. Keinem ist der Glaube an sie zuzumuthen: denn nichts streitet das Gehirn dem Menschen so leicht hinweg als dieses Geisterschauen, Fühlen oder Hören, was ich aus eigener Erfahrung weiß, weil es mir anfänglich damit selbst so erging."

Gewiß ist diese Sache auch ein wahres noli me tangere. Die Eindrücke dieser Erscheinungen, waren sie auch augenblicklich noch so stark, verschwinden im Tumulte des Lebens sogleich wieder. Ich nehme mit Novalis an, daß im Momente, wo diese Einwirkungen geschehen, eine Inspiration (magnetisches Erwecken) statt findet, und ist diese wieder verschwunden (der Rapport aufgehoben), so tritt das momentan ausgeschlossen gewesene Gehirn mit seiner isolirenden Glastafel wieder in seine alten Rechte, und wir versichern uns selbst, wir hätten uns doch wohl getäuscht.

Lange bat ich Frau H. zu bewerkstelligen, daß ich doch nur einmal einen Geist höre. Als dieß später sehr oft geschehen war, war mir dieß noch nicht überzeugend genug, und ich drang in sie, zu bewerkstelligen, daß auch ich einen Geist sehe, worauf sie mir im schlafwachen Zustande folgende Verse schrieb:

„Diese

„Diese Sehnsucht dir zu stillen
Liegt nicht in meinem Willen,
Wär' es gut dir wär's geschehn,
Hörtest sie, nun wüßt sie seyn.
Sähst du sie, dann wüßt sie grüßen;
Nicht als zarte Weltenreisen.
Nein! zur Unterhaltung stehn
Sollen dir sie, handgreiflich,
Also ist der Mensch und war auch ich."

Diese Gabe Geister zu sehen ist zwar wohl selten einem sonst gesunden Menschen in dem Grade wie unserer Seherin eigen; doch gibt es gewiß mehrere Menschen, als wir vermeinen, die diese Gabe, wenn auch in geringerem Grade besitzen, Menschen, die mehr oder weniger im Zustande des innern Schauens sind; und dazu erfordert es nicht immer gerade eines krankhaften Zustandes; diese Gabe ist gerade oft mit dem gesundesten Körper verbunden.

Außer dem Großvater unserer Seherin liefert hiefür Herr Stadtrath S—l zu Neustadt an der Linde (wenige Stunden von hier) ein auffallendes Beispiel.

In diesem Manne, der nun bei ungeschwächten Kräften das 65ste Jahr erreicht hat, entwickelte sich vom 20. Jahre an, ohne alle vorausgegangene Krankheit, in einem ganz wachen, für das äußere Leben äußerst thätigen Zustande, ein inneres Schauen, wie man es nur sonst bei Schlafwachen zu finden meint. Bei der Gabe Geister zu sehen, sieht S. wie unsere Seherin in jedem Menschen, versteckt ihn die Hülle auch noch so sehr, den innern geistigen Menschen im Bilde: auch ist des Ahnungsvermögen in ihm sehr hoch gesteigert.

„Einsmals," so erzählte er mir, „als ich beschäftigt war, einem Verwandten ein gewisses sehr rechtschaffenes Mädchen zum Weibe anzurathen und wach zu Bette lag, wurden die Vorhänge meines Zimmers von einander gezogen, und ich erblickte einen Arm, der in der Hand mir ein schwarzes

Täfelchen vorhielt, auf dem mit ganz besondern Schriftzeichen, die mir sonst völlig unbekannt waren, geschrieben stand: Friederike (so hieß jenes Mädchen) wird sich in drei Jahren, 4 Monaten und zwei Tagen verehlichen." —

Ich verwunderte mich, daß ich diese ganz fremde Schrift (man erinnere sich hier an die Sprache des Innern) lesen konnte, aber ich vermochte es und schrieb sie sogleich nieder, und was sie sagte, traf auch auf den Tag zu. Mit meinem Verwandten verehlichte sich das Mädchen nicht, aber nach 3 Jahren, 4 Monaten und einigen Tagen erhielt ich von einem fremden Orte, in den das Mädchen inzwischen gekommen war, die Nachricht, daß sie sich an jenem Tage mit einem andern Manne verehlichte. —

Von seinem Geistersehen sagt S.: „ich sehe die Geister immer in bläulich grauer Gestalt, oft auch braun, in Bekleidungen, wie sie sie vielleicht im Leben getragen. An Orten, wo Geister sind, z. E. in Häusern, wandelt mich stets ein besonderes Gefühl an, es ist kein Gefühl von Schauer (noch nie hat mich dieser beim Erblicken eines Geistes befallen), es ist ein schwer auszusprechendes Gefühl im Innern, das mir ihre Nähe kund gibt. Schon sehr oft bemerkte ich, daß Thiere, z. B. Hunde, sie mit mir zugleich fühlten oder sahen, wo andere Menschen von ihnen keine Ahnung hatten. Im Uebrigen wies ich noch immer jede Annäherung von ihnen zurück, ließ mich mit ihnen, ob es gleich in meiner Macht stände, noch in keine nähere Verbindung, z. B. durch Fragen, Gespräche u. s. w., ein."

Dieses Schauen Herrn S. ist um so merkwürdiger, da es in dem kraftvollsten und in einem durch die Außenwelt nicht zu erschütternden Körper statt findet. Herr S. ist noch in seinem 65sten Jahre ein Mann, der tagtäglich über Berg und Thäler unermüdet schreitet, und sich jeder Witterung aussetzt, ohne je in seinem Leben krank geworden zu seyn.

In der Natur gegründetes Ahnen einer nahen Geisterwelt.

Der Glaube an die Nähe einer Geisterwelt, an Geister, die noch, mehr oder weniger, an unsern Erdraum gebunden sind, an Menschenseelen, die aus den Gefilden des Todes wieder auf unserer Erde erscheinen können, ist allen Völkern gemein, ja, er ist so sehr in jede Menschenbrust gelegt, daß er aus derselben nur dann immer mehr verschwindet, je mehr der Mensch (als Volk oder Individuum) durch Kultur und Dressirung aus dem naturgemäßen Mittelpunkte weicht, der Natur entrückt wird, und der reflektirende Verstand in der Glastafel des Gehirnes an die Stelle des Ahnens und Schauens im Solargeflechte (Sonnenkreise) tritt.

„Der allgemeine Glaube aller Nationen der Erde (sagt Friedrich v. Mayer *), die Zeugnisse vieler Verständigen und der Griff in den eigenen Busen: diese drei Stücke, die im Grunde eines und dasselbe sind, halten die Entscheidung des Zweifels zum Nichtglauben auf, und machen es dem Denker denkbar, daß, mancher Unbegreiflichkeit zum Trotz, die er aber aus der Natur und aus der wahren Würdigung unserer sinnlichen Vorstellungen von Raum und Zeit allmälig auf's Begreiflichere zurückbringen lernen wird, es einen Aufenthalt der Todten gebe, aus dem dieselben auf die Oberwelt zurückkehren können, und dessen Grundzüge in den entstellten mythologischen Begriffen der alten Welt, des Heidenthums ungeachtet, als Lehren weiser Ahnen, die eine bessere Religion als den Götzendienst, und eine bessere Erkenntniß als die Dichtersage hatten, deutlich wieder zu erkennen sind.“ —

*) S. dessen vortreffliche Schrift: Hades ein Beitrag zur Ansicht der Geisterkunde. 1816.

Der Ursprung dieser Lehren weiser Ahnen ist auch wohl der, daß solche Vormenschen noch weniger aus den Kreisen des Innern gerückt waren, noch mehr in jenem Centrum des Sonnenkreises lebten, der auf jeder Menschenseele von Natur aus, als ein Abbild der Natur, (Ahnung) mit jener Geisterwelt liegt.

Der Grund, warum so wenige Menschen (sagt unsere Seherin) das (objektive) Geisterreich fühlen und schauen, liegt darin, daß ihr Geist nicht geschickt ist, sich im Schauen ins Centrum des Sonnenkreises zu versetzen. Magnetische Personen können dieß am meisten, und daher sehen sie auch am meisten ins Geisterreich.

Weise der Vorwelt, denen jenes Schauen gegeben war, sprachen mit Bestimmtheit von einem solchen Geisterreiche, von einem solchen Mittelzustande nach dem Tode, von einer moralischen Schwere, die eine unreine Seele noch nach dem Tode zur Erde zieht.

So sagt Plato:*) Eine reine Seele begibt sich, wenn sie den Körper verläßt, zu dem, was ihr verwandt ist, zum Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen. — — Wenn sie aber befleckt und ungereinigt den Körper verläßt, als eine, die immer mit demselben verbunden gewesen, die diesem nur gedient und ihn allein geliebt hat, die von ihm und den Begierden und Wollüsten bezaubert gewesen, so daß sie nichts Anderes für wahr und wirklich gehalten, als das Körperliche, das man berühren, sehen, trinken oder essen kann, oder dessen man sich zum sinnlichen Vergnügen der Liebe bedient, dasjenige aber, was den Augen verborgen und unsichtbar ist, was nur die Weisheit erforscht, zu hassen, zu fürchten und zu fliehen gewohnt geworden, glaubst du, daß eine solche Seele sich ganz vom Körper trennen werde? Keineswegs! — — Ich denke sie mir vielmehr durchdrungen von dem Körperlichen, welches die stete Verbindung und Gesellschaft des Leibes, mit dem sie immer umging, ihr anbildete.

*) S. Plato im Phädon.

Dasjenige nun, was ein solche Seele mit sich nimmt, müssen wir für etwas Zusammengesetztes, Schweres, Irdisches und Sichtbares halten, welches sie darniederdrückt und zwingt auf der Erde wieder zu erscheinen, und, wie sie das Unsichtbare und die Unterwelt schaut, um Gräber umherzuirren. Bei diesen haben schon oft sich Seelen der Verstorbenen in schattenähnlichen Bildern sehen lassen: denn diese haben solche Seelen an sich, die sich nicht völlig vom Körper getrennt und die etwas Sichtbares mitgenommen haben (den Nervengeist, nach unserer Seherin), weßwegen sie auch gesehen werden können."

Gewiß ist es aber auch, daß das nicht Seelen der Frommen sind, sondern der Gottlosen, die gezwungen werden, so umherzuirren, und für ihr vergangenes ruchloses Leben diese Strafe leiden.

Auch das Zeugniß vieler verständigen Menschen jetziger Zeit ist in die Wagschale zu legen. Ich lernte eine Reihe von Menschen kennen, die mir ganz ähnliche von ihnen erlebte, oder noch fortdauernde anscheinende Annäherungen aus einer Geisterwelt auf das Unbefangenste erzählten; auch wurde mir eine Reihe von Häusern bekannt, an welche solche Erscheinungen wie fixirt zu seyn scheinen, so daß diese Sache weit verbreiteter ist, als man glaubt, und in jedem Falle einer ernstern Beobachtung und Untersuchung, als bisher geschah, werth ist. Eine große Reihe von bestätigenden Thatsachen solcher konnte ich hier aufführen; aber die menschliche Schwäche in diesem Punkte wurde mir zu sehr bekannt, die wohl in Freundescirkeln und in vertrauten Briefen solche erlebte Thatsachen mittheilt, öffentlich aber, um nicht ungebildet zu erscheinen (!), um nicht verlacht zu werden, sich der Bekenntnisse schämt.

„Wie viel weiter wir (s. Meyers Blätter für höhere Wahrheit S. 392.) in der Erkenntniß der höhern Naturerscheinungen wären, wenn wir nicht die Kinderei an uns hätten, uns vor der Ruthe der Alltagsvernunft zu fürchten, beweist das Bekenntniß eines großen Physikers und

sehr witzigen Mannes, der bei entschiedener Scheu vor Aberglauben, dennoch, wie alle gründlichen Menschen, mit Achtung behandelte, was er nicht verstand."

Lichtenberg erzählt nämlich in seinem Nachlaß: „Ich lag einmal in meiner Jugend des Abends um 11 Uhr im Bette, und wachte ganz hell, denn ich hatte mich eben erst niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angst wegen Feuer an, die ich kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühlte eine immer mehr zunehmende Wärme an den Füßen, wie von einem nahen Feuer. In dem Augenblick fing die Sturmglocke an zu schlagen, und es brannte, aber nicht in meiner Stube, sondern in einem ziemlich entfernten Hause. Diese Bemerkung habe ich, so viel ich mich jetzt erinnern kann, nie erzählt, weil ich mir nicht die Mühe geben wollte, sie durch Versicherungen gegen das Lächerliche, das sie zu haben scheint, und mich gegen die philosophische Herabsetzung mancher der Gegenwärtigen zu schützen."

Ich verweise hier auch darauf, was ich oben anführte, daß die auffallendste Erscheinung aus dieser Sphäre einem sogleich wieder im Tumulte des Lebens das eigene Gehirn wegstreitet, weil dieses, in Momenten wo der Mensch solche überirdischen Anregungen (namentlich von einer Geisternähe) erhält, isolirt bleibt und nur nach deren Aufhebung wieder in Wirkung tritt.

Im Uebrigen konnte selbst ein Wieland, der in seiner Euthanasia die Möglichkeit einer Geistererscheinung mit skeptischem Witze behandelt, doch nicht umhin, eine Erscheinungsgeschichte ganz ohne Bezweifeln zu erzählen, und der sonst Alles zermalmende Kant *) raisonnirt, kommt er auf diesen Punkt, nur so: „die Philosophie, deren Eigendünkel macht, daß sie sich selbst allen eiteln Fragen bloßstellt, siehet sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an Einigem in

*) Kants vermischte Schriften. 2. B. S. 311.

denſelben ungeſtraft nicht zweifeln oder Manches davon unausgelacht nicht glauben darf. Beide Beſchwerlichkeiten finden ſich in gewiſſem Maße bei den Geiſtergeſchichten zuſammen, die erſte bei Anhörung desjenigen, der ſie betheuert, und die zweite in Betracht derer, auf die man ſie weiter bringt. In der That iſt auch kein Vorwurf den Philoſophen bitterer als der der Leichtgläubigkeit und der Ergebenheit in den gemeinen Wahn; und da diejenigen, welche ſich darauf verſtehen, guten Kaufs klug zu ſcheinen, ihr ſpöttiſches Gelächter auf Alles werfen, was die Unwiſſenden und Weiſen gewiſſermaßen gleichmacht, indem es beiden unbegreiflich iſt, ſo iſt kein Wunder, daß die ſo häufig vorgegebenen Erſcheinungen großen Eingang finden, öffentlich aber entweder abgeläugnet, oder doch verhehlt werden. Man kann ſich daher darauf verlaſſen, daß niemals eine Akademie der Wiſſenſchaften dieſe Materie zur Preisfrage machen werde; nicht als wenn die Glieder derſelben gänzlich von aller Ergebenheit in die gedachte Meinung frei wären, ſondern weil die Regel der Klugheit den Fragen, welche der Verwitz und die eitle Wißbegierde ohne Unterſchied aufwirft, mit Recht Schranken ſetzt. Und ſo werden die Erzählungen von dieſer Art wohl jeder Zeit nur heimliche Gläubige haben, öffentlich aber durch die herrſchende Mode des Unglaubens verworfen werden."

Kant, dieſer tiefe Denker, ſprach am eben angeführten Orte aus: daß er eben ſo wenig wiſſe, wie der Geiſt des Menſchen aus dieſer Welt herausgehe, d. i., welches ſein Zuſtand nach dem Tode ſey, als wie er hineinkomme, d. i., was es mit Zeugung und Fortpflanzung für eine Bewandtniß habe; ja daß er nicht einmal wiſſe, wie er in dieſer Welt gegenwärtig ſey, d. i., wie eine immaterielle Natur in einem Körper und durch denſelben wirkſam ſeyn könne. Er ſchließt dieſes Glaubensbekenntniß ſeines Gehirnwiſſens mit folgenden Worten: „Eben dieſe Unwiſſenheit macht auch, daß ich mich nicht unterſtehe, ſo gänzlich alle Wahrheit an dem mancherlei Geiſtererzählungen abzuläugnen, doch mit den

gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammengenommen aber einigen Glauben beizumessen."

Dem Leser bleibt das Urtheil frei; was mich aber anbelanzt, so ist zum Wenigsten der Ausschlag auf die Seite der Gründe des zweiten Hauptstücks bei mir groß genug, mich bei Anhörung der mancherlei befremdlichen Erzählungen dieser Art ernsthaft und unentschieden zu verhalten."

Möchten sich doch an diesen bescheidenen Aussprüchen dieses großen Denkers alle diejenigen spiegeln, die ihrer Natur nach, eingeschlossen in die isolirende Glastafel des Gehirnes, von Geistererscheinungen keine Ahnung haben, und deßwegen an solche auch nicht glauben können!

Von einem Hades oder Mittelreiche.

Vor zwei Dezennien erregte, nach Erscheinung der Geistertheorie von Jung, die Frage, ob die christliche Lehre, die Bibel, auch für das Daseyn eines solchen Mittelzustandes nach dem Tode spreche, einen großen Streit.

Erbittert fielen damals mehrere Schriftgelehrten über Jungs fromme Seele her mit angeblichen Beweisen, daß sein Glaube gegen die Bibel spreche.

Aber mit einer nur frommen, glaubigen Gemüthern eigenen Ruhe und Klarheit erschien Jung den Erbitterten gegenüber, und bestand sieghaft diesen Streit.

Man lese seine Apologie der Theorie der Geisterkunde, veranlaßt durch den Bannstrahl, den das Ministerium zu Basel auf ihn schleuderte. Man lese die später aus gleicher Veranlassung erschienene Schrift: Hades von Friedrich von Meyer," und man wird erkennen lernen, daß gerade die christliche Lehre es ist, die für das Daseyn eines solchen Mittelzustandes nach dem Tode, für einen Hades, wie ihn das neue Testament ja selbst immer nennt, spricht. Es ist auch durchaus unbestreitbar, daß diese Lehre vom Hades von den ersten Zeiten an, bis auf die Reformation, allgemeine Lehre der Kirche war.

Erst als die römische Kirche aus dem Hades ein Fegfeuer machte, und den Unfug bezahlter Seelenmessen einführte, setzten sich die Reformatoren gegen diese Lehre, und Luther strich, in seiner Uebersetzung der Bibel, die griechische Benennung Hades und die hebräische Scheol (beide deuten den dunklen schweigenden Behälter der abgeschiedenen Seelen, jenen Mittelzustand und nur selten die Hölle, an

aus, und ſetzte für ſie überall geradezu Hölle, zuweilen auch nur das Wort Grab.

Die hieher gehörenden Stellen, namentlich aus dem alten Teſtamente, kann der geneigte Leſer in Jungs Apologie S. 33. bis 39. nachleſen.

Deſſenungeachtet war der Glaube Luthers an die Möglichkeit eines Wiedererſcheinens Verſtorbener, und ſelbſt an Geiſterſpuk, ſehr groß, wie auch ſeine Schriften uns mehrere ihm ſelbſt widerfahrene Geiſtererſcheinungen aufbewahren. Auch Melanchthon war der vollen Ueberzeugung, daß Verſtorbene ſich noch Lebenden zu offenbaren vermögen, wovon er aus ſeiner eigenen Familie ein auffallendes Beiſpiel (namentlich von der Schweſter ſeines Vaters, der ihr Mann nach dem Tode erſchien, und ſie flehentlich bat, für ihn zu beten) anführt.

In dem griechiſchen Texte des neuen Teſtaments kommt das hebräiſche Wort Schrol nicht mehr vor, ſondern das gleichbedeutende Hades. Die höchſte Stufe im Hades war aber ein Ort der Ruhe und des Friedens, der von den Juden zu Chriſti Zeiten Paradies genannt wurde, ſo wie die niederſte Stufe des Hades Geenna hieß und ein Ort der Qual war.

Hiedurch findet auch die oft gegen dieſen Mittelzuſtand angeführte Parabel vom reichen und armen Manne ihre Erklärung. Der Reiche war im Qualorte des Hades (Geenna). Entfernt von ihm, auch im Hades, jedoch auf der höchſten Stufe deſſelben, im ſeligen Zuſtande, war Abraham und jener Arme.

Auch jene Worte Jeſu zum Schächer am Kreuze ſprechen nicht gegen jenen Mittelzuſtand. Sie beweiſen nicht, daß der Schächer ſogleich nach dem Tode in den eigentlichen Himmel, in den Ort der Seligen, und das Anſchauen Gottes kam, das ja Chriſtus nach ſeinem Tode auch nicht ſogleich hatte, wie er ja auch nach ſeiner Auferſtehung zu Maria ſagte: „Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater,“ ſondern er kam in das Paradies, die höchſte

Stufe des Hades. Christus kam, sobald er am Kreuze gestorben war, in jene Welt aller abgeschiedenen Seelen, gleich wie er in der Körperwelt war, sobald er aus dem Mutterschoos kam.

Die hieher gehörenden Stellen des neuen Testamentes sind in Jungs Apologie S. 40. u. s. w. nachzulesen.

Man entgegne was man wolle, feste Wahrheit bleibt, daß es sich weder mit der Natur der Sache noch mit der Schrift verträgt, daß eine Seele, vom Leibe gelöst, sogleich auch von ihren Sünden, Lastern und falschen Meinungen befreit sey, und in idealen Formen zum reinen Aether aufschwebe.

„Es ist eine bekannte Wahrheit der geoffenbarten Religion, daß den Todten ihre Werke, d. i. ihre ganze Sinnesart, ihre Begierden, Zwecke und Gewohnheiten, nachfolgen; und hierin ist auch die mythologische Lehre so übereinstimmend, daß man erstaunen muß. Die alten Dichter selbst scheinen sich zu wundern, daß auch im Tode den Menschen seine Sorgen und Lieblingsmeinungen nicht verlassen. Eben dahin gehört die ängstliche Bekümmerniß der Seelen um die ordentliche Bestattung ihres Leichnams (man lese auch die Erscheinung eines Geistes, die Curtius Rufus hatte, von der der jüngere Plinius schreibt), welche in vielen Gespenstergeschichten wie bei den Dichtern vorkommt, und von Jung ohne Zweifel richtig als eine bedauernswürdige Folge der Anhänglichkeit an irdische Vorurtheile, als eine träumende Verirrung dieser Wesen erklärt wird. Ebenso wird dem Zweifler, leider! auch sein Zweifel nachfolgen, und ehe er sich entschließt, das Himmelreich zu nehmen wie ein Kind, wird er nicht hineinkommen. Wenn sich, wie man sagt, sogar Beispiele finden, daß abgeschiedene Seelen zweifelten, ob sie im Leben oder Tode seyen, so konnte, mit dem Erwachen der Seele im Hades, der Zweifel an der Unsterblichkeit selbst sammt dem an dem Daseyn Gottes ganz wie im Sinnenleben wieder rege werden, und es könnte eine falsche Einbildung so vieler Unschlüssigen

ſeyn, daß ſie dort, des verdrießlichen Glaubenmüſſens überhoben, die höhere Wahrheit unverſchleiert ſehen würden. Alles was ihnen hier unten etwa werden kann, iſt die Gewißheit ihrer Fortdauer; aber ſie werden noch fähig ſeyn an Gott zu zweifeln, weil ſie Gott ſo wenig ſehen werden wie hier, wo weder die Wunder der Natur und Weltregierung, noch ſeine innere Stimme ſie von ſeinem Daſeyn überzeugen konnte; ſie werden fähig ſeyn, an der göttlichen Eigenſchaft des Erlöſers und an dem ausſchließlichen Heil in ſeinen Wunden zu zweifeln, weil nicht Zweifel, ſondern Glaube allein zu ſeinem Anſchauen und ſeinem eigenen Unterricht führen kann; ſie werden endlich, wie hier, fähig ſeyn an der Nothwendigkeit der Tugend und der Buße, an der Kraft der Gottſeligkeit und dem Segen der Heiligung zu zweifeln, weil, ſo lange ihnen im Hades ſelbſt Friſt gegeben iſt, kein entſcheidendes Gericht ſie beſchämt. Sie werden bloß mit Seelen ihrer Art Umgang haben können, und dadurch von höhern Belehrungen um ſo mehr ausgeſchloſſen ſeyn, die Hülfe der zu ihnen ausgeſandten Boten Gottes aber wohl eben ſo ſehr verachten, als ſie es ſchon in dieſem Leben thaten, und ſogar durch ſteigendere innere Unglückſeligkeit nicht bewogen werden, der Zweifelſucht abzuſagen, weil abermal Glaube dazu gehören wird, den wahren Grund davon einzuſehen; gleichwie ihnen hier nicht im Mindeſten beifiel, *ihre Unbehaglichkeiten und Melancholien einer andern als körperlichen Urſache zuzuſchreiben.* Die Schrift ſagt uns: wer zu Gott kommen will, muß glauben, und ſelig ſind die, welche nicht ſehen und doch glauben.

Der wahre Glauben iſt die lebendige Begierde nach Gott und dem ganzen Inbegriff ſeiner Gnadenanſtalten. Von dieſer Begierde iſt die Ueberzeugung von dem Daſeyn ihrer beſagten Gegenſtände unzertrennlich. Der Zunder dieſer Begierde aber iſt nichts Anderes als Selbſterkenntniß, Verzweifeln an eigener Weisheit und Vollkommenheit, Verabſcheuung des natürlichen Menſchenzuſtandes, Armuth des Geiſtes. So nun dieſe Eigenſchaften der Seele fehlen, wie kann ſie

den wahren Glauben haben? Und so sie den wahren Glauben nicht hat, wie kann sie zu Gott kommen und selig werden?*)

Dieß sind Wahrheiten, zu denen die Geister unserer Seherin die Belege liefern.

Nicht selige Geister sind es, die aus diesem Zwischenreiche erscheinen, nicht reine, durch himmlisches Licht erleuchtete Geister; nein, es sind Hinübergegangene aus der gemeinen Menschenwelt, denen ihre Werke, ihre Begierden und Gewohnheiten, die Irrthümer, die sie in dieser Welt hatten, nachfolgten.

Von diesem Gesichtspunkte aus nehme man die unserer Seherin aus diesem in unsere Welt hereinragenden Geisterreiche im Luftbilde des Nervengeistes sichtbar und hörbar gewordenen Wesen, ihr Begehren und Glauben mit all seinem Irrwahne, und sey nicht der Meinung, Geister können nur geistig seyn, und sollten wenigstens vermittelst eines ätherischen Reizes die Phantasie befriedigen. Hier fällt alles Idealische weg, eben weil die menschliche Hülle wegfällt, die den Heuchler, den Boshaften u. s. w. deckte, und erscheint nun jedes Laster und Verbrechen in seiner Nacktheit, weil es sich in dem leichten Ueberwurfe, der der Seele noch bleibt, (dem Nervengeiste) weit deutlicher ausdrückt als in Fleisch und Blut.

Man denke sich einmal den vom Leibe losen Geist eines Menschen, dessen Seele im Leben selbst sich nur halbthierisch kund gab; und wie viele Menschen der Art sieht man auf dem Markte des Lebens! Die Neigungen und Laster eines solchen Menschen, fällt der Leib ab, bleiben nicht im Leibe, sie bleiben in der Seele zurück, der der Leib gehorchen mußte, und wie wird sich dann ein solcher Geist gebärden, in dem immer noch jene Leidenschaften und Neigungen leben, für den aber kein Leib und keine Sinnenwelt mehr existirt, die sie ausführen! — Wird so ein Geist mit seiner Schwere

*) Aus v. Meyers vortrefflicher Schrift Hades. S. 38 – 40.

nicht immer noch zur Sinnenwelt zurückstreben, wo sein Schatz ist? — „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz."

Hat der Mensch im Leben immer nur die Welt geliebt und in ihr seinen Schatz gesucht, so bleibt auch nach dem Tode sein Herz (sein Geist) an dieselbe gebunden und kann sich nicht losmachen. Aber eben dieses Nichtlosmachenkönnen ist eine Pein, weil zum Genusse des Irdischen der Körper fehlt, der Genuß der höhern Glückseligkeit aber verboten ist, und das ist die gerechte Strafe des Erdenbannes, dem diese Unseligen zu ihrer Besserung hingegeben sind.

Jakob Böhme, dieser Seher, sagt (s. dessen Menschwerdung Christi, III. Th. 4, 3.):

„So nun der Leib zerbricht und stirbt, so behält die Seele ihre Bildniß als ihren Willensgeist. Jetzt ist er zwar von dem Leibesbilde weg, denn im Sterben ist eine Trennung; alsdann erscheint die Bildniß mit und in den Dingen, was sie allhier hat in sich genommen, damit sie ist infizirt worden, denn denselben Quell hat sie in sich. Was sie allhier liebte, und ihr Schatz gewesen und darein der Willensgeist einging, nach demselben figurirt sich nun auch die seelische Bildniß. Hat einer bei Lebenszeiten sein Herz und Gemüth z. B. in Hoffahrt gewendet, so quillet derselbe Schatz im Seelenfeuer in der Bildniß immer auf, und fährt über die Liebe und Sanftmuth als über Gottes Freiheit aus, und kann diese nicht ergreifen noch besitzen, sondern quillet also in sich in solcher Angstqual, und figurirt sich der Willensgeist immer nach den irdischen Dingen, darein sein Wille ging. Glänzet also damit im Seelenfeuer und steiget immer in Hoffahrt auf, und will im Feuer über Gottes Sanftmuth ausfahren; denn er kann nun keinen andern Willen schöpfen, und nicht in das heilige Mysterium eingehen, darin er möchte einen andern Willen fassen, sondern er lebt nur bloß in sich selber, und hat nichts, mag auch nichts erreichen, als was er bereits im äußern Leben in sich gefaßt. Und also geht es auch einem Geizigen, welcher in seiner Bildniß die Geizsucht magisch

hält, und der immer viel haben will, und dem nun immer in seinem Willensgeiste das figurirt wird, damit er bei Leibes Leben umging; weil ihn aber dasselbe Wesen verlassen und sein Wesen nicht mehr irdisch ist, so führet er doch den Willengeist in dieser Gestalt, plaget und quälet sich doch damit.

Man meint, J. Böhme habe in dieser Schilderung alle jene Gestalten unserer Seherin vor sich gehabt, so sehr seben sie einander gleich. Nach H. nimmt die Seele ihren moralischen Werth oder Unwerth als bleibend in ihren Lebenskreis auf, während der Sonnenkreis, der der Seele zur Bewegung nach Außen und zur Reflexion nach Innen diente, nach vollendeten Cyklen mit dem Tode abfällt. Der moralische Werth oder Unwerth figurirt sich nun im Willensgeist nach Art und Weise, was die Seele während des Lebens vorzugsweise geliebt hat; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Jedes Laster, jede Schuld, jedes Verbrechen, überhaupt jede schwere Sünde figurirt sich im Willensgeist gerade so, als ob er seine Richtung noch in die Welt hätte. Das Figuriren selbst geschieht durch den Nervengeist, den die Seele mit sich nimmt, und der eben die bloß moralischen Charaktere und Gepräge plastisch in sich aufnimmt und ihnen Gestalt gibt, d. h. die Seele nimmt, wie sie ist, durch ihn bildliche Form an. Da aber die falsche Erkenntniß und das falsche Gefühl schon im Willengeiste steckt, so muß er jetzt in sich selber leben, da ihm alle Hülfsmittel neuer Erkenntnisse und neuer Gefühle, die ihm während des Lebens offen standen, mit der Trennung entschwunden sind. Hier fühlt man erst, was es um die Liebe im christlichen Sinne ist, denn sie öffnet dem Willengeist alle Wege zum Himmelreich, und beflügelt ihn mit himmlischem Aether, während der in die Selbstsucht sich hineinlebende Willengeist sich alle Wege verschließt, und durch die Last der Sünde immer weiter abwärts gezogen wird. Böhme spricht hier beispielsweise nur von Hoffahrt und Geiz. In den Gestalten unserer Seherin figurirt sich auch die Schuld und das Verbrechen.

Die andere Welt ist eine aufrichtige Welt, wo der

Heuchler uns nicht täuſchen kann: denn die Lüge wird an ihrer Farbe erkannt, jedes Laſter wird zur Grimaſſe, der Betrug zum Scheuſal und ſchwere Verbrechen zum Ungeheuer. Unſere Seherin beſitzt bloß die Kunſt, die Form an ſich, d. h. ohne Stoff, und das Kleid der Farben an ſich, d. h. ohne Zettel und Eintrag zu ſehen. Denn warum ſollte die Form und die Farbe nicht auch etwas an ſich ſeyn, in einer Welt, wo der Stoff nichts mehr gilt? Wenn unſere Logik überall Form und Stoff unterſcheidet, ſo muß ſie doch auch zugeben, daß es eine Form ohne Stoff gebe, und daß die Form noch übrig bleibe, wenn der Stoff wegfalle.

Es gibt Spiegel, welche das einfallende Bild ſo reflektiren, als ob daſſelbe vor dem Spiegel im Raum ſchwebte, und mit allen Farben und Zeichen daſelbſt ſichtbar wäre. Was hat jetzt ein ſolches Bild für einen Stoff? Bei den abgeſchiedenen Seelen iſt es nicht anders. Alles was in ihnen iſt, wird zum ſtoffloſen Bilde. Der Wüſtling wird in Geſtalt — vielleicht irgend eines Thieres erſcheinen, zu welchem er ſich ſchon während ſeines Lebens bekannte. Die Miſſethat etwa einer Kindesmörderin wird im Bilde heraustreten, und ein ſolches Weib mag dann mit einem erwürgten Kinde auf dem Arme erſcheinen. Und ſo durch alle Rubriken durch. — Wo der Stoff abgeworfen iſt, da wird jede Seele die andere an dem Luftbilde erkennen, welches Geiſtes Kind der vormalige Menſch war. In den Metamorphoſen fällt immer das unterſte Glied weg, während oben ein anderes ſich anſetzt. Laſſen wir auf dieſer Welt den Stoff hinweg, ſo wird dann die Form das unterſte Glied und vertritt die Stelle des Stoffs.

Darum dürfen wir wohl annehmen, daß die plaſtiſche Kraft des Nervengeiſtes, ſo weit er ſich während des Lebens in ſeinem Typus ausgebildet hat, auch nach dem Tode mit der Seele vereint bleibe, und die Stelle des weggefallenen Stoffes vertrete, der ja nur das Vehikel des Bildens war. Nur auf der Erde iſt ein ſo grobes Vehikel

zum

zum Bilden nöthig. In der andern Welt iſt die Stoffheit auf ein Minimum reduzirt.

Für die Frommen gibt der Himmel ſeinen Aether her, und der Nervengeiſt bildet aus ihm ein weißes Lichtgewand: das moraliſche Licht verbildlicht ſich im äußern Lichtſtoff; für die Gottloſen gibt die Hölle einen ſchwarzen Dunſt her, in welchen ſie ſich kleiden: denn auch die moraliſche Schwere (die Sünde) verbildlicht ſich im finſtern Dunſte. Weiß, ſagt Pythagoras, iſt das Licht und alles Gute; ſchwarz die Nacht und das Böſe. Nur in dieſer Welt hat die Seele einen ſo maſſiven Leib nöthig, um das was ihr aufgetragen iſt, auszuführen. In der andern Welt hat ſie eine andere Aufgabe, wozu ſie des groben Stoffs nicht mehr bedarf.

Was wir Raumfüllung nennen, iſt nichts als ein Widerſtand, den zwei Körper aneinander erfahren, d. h. der Kopf kann nicht durch die Wand hindurch, außer er bohrt ſich vorher ein Loch; der Widerſtand aber gilt nur, wo Stoff dem Stoff begegnet, wo hingegen die Stoffheit aufhört, da gibt es auch keinen Widerſtand im Raum. Daher treten die ſtoffloſen Bilder der abgeſchiedenen Seelen eben ſo leicht durch die Wand hindurch als durch ein offenes Fenſter.

Alles liegt daran, daß man den Nervengeiſt nicht mit den Imponderabilien und noch weniger mit den Ponderabilien verwechſelt; er ſteht um eine ganze Potenz höher als alle phyſiſchen und chemiſchen Kräfte. Wo er frei wirkt, wie in den abgeſchiedenen Seelen, da gibt es für ihn keinen Widerſtand aus der phyſiſchen Welt, vielmehr vermag er der phyſiſchen Kräfte ſich als eines Vehikels zu ſeinen Aeußerungen zu bedienen, ohne daß wir ſehen, wie dieſes zugeht.

Unſere Seherin hat Recht, die Seelen aus dem Mittelreiche müſſen weit unwiſſender ſeyn, als ſie im Leben waren. Denn eben weil ſie aus dem Weltzuſammenhange herausgeriſſen ſind, in welchem ihre ganze Weisheit beſtand, ſo bleibt nichts mehr übrig, als ihre alte Neigung ohne Befriedigung und das Andenken an ihre Schuld. Plato ſagt: wer hier laſterhaft lebte, iſt nach dem Tode thieriſcher, als er hier war.

Es läßt sich leicht denken, daß Gleich zu Gleich sich gesselle, und Alle zusammen in gleicher Geistesarmuth sich befinden, wo weder Lehre noch Unterricht mehr möglich ist. Ist einmal die Scheidung des Guten von dem Bösen geschehen, so muß es dem letztern unendlich schwer werden, sich aus sich selbst emporzuhelfen, da sie von den Guten nichts mehr lernen und absehen können. Darum ist die Zeit der Versäumniß auf dieser Erde für immer verloren, weil eine lange, lange Nacht darauf folgt, die eine zehnfache Mühe erfordert, das letzte glimmende Fünkchen des Guten nicht erwerben zu lassen, und die moralische Schwere, die stärker zieht als die physische, zu überwinden. Die moralischen Gesetze für Lohn und Strafe nach dem Leben, sind eben so genau abgewogen als die physischen auf der Erde, und jeder Geist wird Lohn oder Strafe als die natürliche Folge seiner Handlungen erkennen. Der Böse trägt seine Sündenschuld in einem einzigen Bilde in sich, unvertilgbar wie in eine Tafel eingeätzt. Demnach muß es eine Menge Stufenordnungen geben nach den Graden der Verklärung oder Verworfenheit. Aber zwischen dem Reich des Lichts und der Finsterniß ist das Reich der Dämmerung, und so ist zwischen Himmel und Hölle das Zwischenreich. Wer in der Hölle ist, der steigt nicht mehr herauf in die Welt, wer im Himmel ist, der steigt nicht mehr herab, außer aus Liebe und zum Schutz für die Menschen. Es bleiben daher nur die Weltsüchtigen noch übrig, welche das Reich der Dämmerung füllen. Diese sind es, welche mit ihren Grundneigungen an die Erde gebannt sind, und zahlreich, wie ein lustiges Heerlager, sie umgeben. Aus diesem Reiche sind die Gestalten, welche sich bei unserer Seherin auch aus früheren Jahrhunderten einfanden, und wovon mehrere sich durch's Gebet erhellten und verschwanden. Die Büßung führt bei den Empfänglichen auch zur Besserung; aber wie lange mag es anstehen, bis nicht nur Betrug, Mord und alle Laster gebüßt, sondern auch die Grundneigungen, welche sie hervorbrachten, vertilgt sind? Hier erkenne der Mensch die Zeit der Versäumniß! Denn im Leben sind alle

Gnadenwege geöffnet, und Jahre vermögen das schon, was nach dem Leben Jahrhunderte nicht vermögen. —

Nehmen wir Alles zusammen, gewiß bleibt:

1) Daß die moralische Schwere (die Sünde) eben so gut wie die physische Schwere nach Unten zieht und ihre Verwandtschaft mit der Welt nicht fahren lassen kann.

2) Daß, wenn der Stoff (die Fleischmasse) abgeworfen ist, die Form noch übrig bleibt.

3) Daß die Form, eben weil sie ohne Stoff ist, sich nur in dem plastischen Schema oder typischen Luftbilde darstellen kann.

Einige Vorworte zu nachstehenden Thatsachen.

Zu nachstehenden Thatsachen bin ich dem geneigten Leser noch folgende Erklärungen schuldig.

Von den meisten dieser Thatsachen war ich gröstentheils selbst Zeuge und Beobachter.

Was das Hörbare bei diesen Erscheinungen betrifft, so sey hier ein für allemal gesagt, daß ich, um von ihnen eine natürliche Ursache zu ergründen, immer die strengste Untersuchung anstellte, aber dessen ungeachtet nie eine solche entdecken konnte. Stets versicherte ich mich auf das Bestimmteste, daß jene Töne am allerwenigsten von der Seherin selbst, sey es im wachen oder im schlafwachen Zustande, hervorgebracht wurden, um, wie der Zweifler meinen könnte, zu täuschen und ihre Aussagen vom Sehen der Geister (was ja aber nie ihr Bestreben war) glaubwürdiger zu machen. Auch eine Reihe anderer, glaubwürdiger Zeugen, von denen so viel als es thunlich war, in diesen Geschichten mit Namen aufgeführt sind, versicherten sich auf's Bestimmteste, daß jene Töne weder von Frau H. noch von andern Menschen ausgingen.

Frau H. war es nicht im Mindesten um die Ehre zu thun, Vertraute von Geistern zu seyn, in eine Geisterwelt zu sehen, daß ihr vielmehr diese Gabe, wie ich schon bemerkte, höchst lästig war. So muß ich ebenfalls wiederholen, daß Frau H. gegen mich und Andere von diesen Erscheinungen nur mit Widerwillen sprach. Was ich von ihr über sie erfahren konnte, und in den nachstehenden Blättern niederschrieb, erhielt ich von ihr meistens nur mit innerem Widerstreben, so daß ich oft selbst weiter zu fragen müde wurde. Wäre dieses nicht

so gewesen, so wären manche dieser Geschichten auch vollständiger und deren mehrere geworden. Nur dadurch, daß diese Erscheinungen so häufig mit Hörbarem verbunden waren, erfuhr man dieselben oft noch hie und da von Frau H.

Ihr Glaube, daß der Glaube an solche Erscheinungen nicht zum religiösen Glauben und daß dieses Sehen in eine Geisterwelt nicht in dieses Leben gehöre, ihre Ueberzeugung, daß dieser Glaube auch nicht andern Menschen, die nicht solche Erfahrungen wie sie gemacht und sich nicht in einem solchen Nervenleben befinden, zuzumuthen sey, war die Ursache, warum sie nie unaufgefordert und sehr oft nur gezwungen, mit Andern von dieser Materie sprach. Frau H. und ihr ganzes Wesen mußte man auch durchaus selbst kennen gelernt haben, um den hier folgenden Geschichten Glauben beimessen zu können. Die Zumuthung an Andere, sie zu glauben, kann deßwegen allerdings nicht groß seyn, wie Frau H. selbst diesen Glauben nie einem Menschen zumuthete, auch kein Mensch, der an diese Geschichten nicht glaubte, in ihrem Zutrauen nur das Geringste verlor, da ihre völlige Ueberzeugung war, daß dieser Glaube keinen Menschen besser machen könne. Dagegen war sie von der Realität dieser ihrer Erscheinungen im Stillen so sehr überzeugt, daß sie mir oft sagte: sie wüßte gar nicht, was sie von allem Sehen (sie verstand damit auch das gewöhnliche Sehen) denken sollte, wären diese Erscheinungen nicht wirkliche Realitäten, ein Gedanke, der sie wahnsinnig machen könnte. Wohl aber gab sie zu, daß diese Gestalten vielleicht in der Wirklichkeit anders seyen, als sie sie sehe, daß sie nun einmal durch das Medium ihres irdischen Körpers von ihr nicht anders gesehen oder aufgefaßt werden könnten, selbst durch das geistige Auge im fleischlichen, weil auch dieses immer noch von dem fleischlichen getrübt seyn könne, oder daß diese Geister sich ihr, da sie doch immer noch und wenn auch nur mit ihrer einen Hälfte, in diesem Leben sey, sich eben nur vielleicht in solcher Gestalt als existirend kund machen könnten. Aber nie gab sie zu, daß

ſie durchaus nicht exiſtirend, leere Viſionen und Geſichtstäuſchungen ſeyen.

Die Einflüſſe der Geiſterwelt (ſagt Kant in ſeinen Träumen eines Geiſterſehers) könnten in das perſönliche Bewußtſeyn eines Menſchen, wenn auch nicht unmittelbar, aber doch ſo übergehen, daß ſie nach dem Geſetz der vergeſellſchafteten Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt ſind, und analogiſche Vorſtellungen unſerer Sinne erwecken, die wohl nicht der geiſtige Begriff ſelber, aber doch deren Symbole ſind, wie unſere höheren Vernunftbegriffe, die ſich den geiſtigen ziemlich nähern, gewöhnlich ein körperliches Kleid annehmen, um ſich in Klarheit zu ſetzen. — Die empfundene Gegenwart eines Geiſtes würde ſich in das Bild einer menſchlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt in Phantaſien, die unſere Sinne ſonſt im Leben vergnügen, kleiden u. ſ. w.

Oefters hielt ich der Seherin die Theorie entgegen, welche ſolche Erſcheinungen bei Magnetiſchen als Phantaſiebilder betrachtet, die durch die pſychiſch-magnetiſche Wirkung des Somnambulen auch auf ein Zweites und Drittes übergehen könnten, wie durch die organiſch-magnetiſche Wirkung des Somnambulen Uebertragung des Somnambulismus auf Andere ſtattfinden könne. Aber ſie meinte, wenn auch eine ſolche Uebertragung wirklich erwieſen wäre, ſo wäre das nichts, als daß ein magnetiſcher Rapport mit ihr eingeleitet werden könne, vermöge deſſen derjenige, bei dem er eingetreten, dann auch mit all dem in Rapport geſetzt werde, mit dem ſie in einem ſolchen ſey, und alſo auch mit jenen Geiſtern, mit welchen ſie allerdings in einem ſolchen Rapport hauptſächlich bei deren jedesmaligem Einwirken auf ſie komme. Erwieſen aber ſey damit noch nicht, daß jene Erſcheinungen bloß aus ihr hervorgegangene Bilder der Phantaſie ſeyen.

Aber ſie bewies auch durch Thatſachen, daß Menſchen, die mit ihr nicht entfernt in Rapport ſtehen konnten, die von ihrem Sehen nichts wußten, ſo wie ſie von dem ihrigen nichts

wußte, vor ihr oder nach ihr, schon gleiche Erscheinungen an gleichen Stellen hatten.

Will man nun auch das Hörbare und Fühlbare, mit welchem jene Erscheinungen so oft begleitet waren, ebenfalls bloß von magnetischer Ansteckung herleiten, so kann man auf diesem Wege auch fortfahren, zu erklären, daß sich selbst schwere Gegenstände, sichtbar, wie von unsichtbarer Hand bewegten, geworfen wurden u. s. w. Dieß that noch solchen mir wohl bekannten Erklärungen Alles das magnetische Fluidum oder das magnetische Ich der Frau H., wodurch aber ein anscheinendes Wunder durch ein noch viel größeres Wunden erklärt würde, weil man, aus Furcht, in eine andere Welt als die unserer gemeinen Sinne zu gerathen, Alles der Erklärung unserer Naturgesetze, die nicht mehr für jene Welt passen, unterwerfen will, wodurch man, in Wahrheit, in viel größere Absurditäten geräth, als die eingebildeten sind, denen man oft hauptsächlich nur darum auszuweichen strebt, um der allgemeinen, nun einmal angenommenen öffentlichen Meinung zu huldigen und in der bequemen Ruhe nicht gestört zu werden.

Gegen solche Erklärungsart könnten aber auch andere Thatsachen von Geistererscheinungen angeführt werden, bei denen kein Schlafwacher mit im Spiele war, Thatsachen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit denen unserer Seherin haben, und für deren Wahrheit sehr achtbare Zeugen sprechen. Wenige von ihnen theile ich unten zur Vergleichung mit.

Die auffallendsten Thatsachen (zu denen ich nicht einmal die hier gegebenen unserer Seherin rechne) liegen für die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, gerade so wie unsere Seherin sie angibt, vor; aber noch nie würdigte man solche einer ernsten, unparteiischen Untersuchung. Wir gehen über solche, oft von den achtbarsten Zeugen bestätigte Erscheinungen zu schnell und absprechend hinüber. Während wir ahnend diese Sache nicht verwerfen, sprechen wir wieder, wie uns unserer Ahnung schämend, den

Gelehrten, Gebildeten und Verständigen zu lieb, hochtrabend über sie ab.

Indem ich die nachstehenden Thatsachen der Oeffentlichkeit übergebe, ist mir das Wesen der jetzigen Zeit gar wohl bekannt, und weiß ich wohl, daß ich auf den Glauben dieser verzichten und einzig auf die Fortschritte späterer Jahrhunderte hoffen muß, wo der Mensch, vielleicht durch Ernst und Trübsal gezwungen, wieder mehr in die innern Kreise kehrt, und dann werden wohl diese Geschichten, so absurd und unglaublich sie jetzt scheinen mögen, besseren Zusammenhang und Erklärung finden.

Wie Vielen, die nur in der Welt des Aeußern leben, müssen auch diese hülflosen, düstern Geistergestalten ein Gräuel seyn! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr euch tagtäglich mit Lust in Wein und Fleisch sonnet und auf eurer Herzgrube keine Ahnung einer andern Welt, sondern nur das Wohlbehagen oder den Druck der Speisen fühlet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr nur nach Weltehre oder irdischem Gute jaget, und in dieser Hitze bis zum Tode bleibet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr der gewissen Hoffnung lebt, sogleich nach dem Tode in eine Seligkeit einzugehen, weil ihr nicht gestohlen und betrogen, euch immer verständig betragen, die Bibel als moralisches Buch nicht verachtet und Jesum für einen ausgezeichneten Mann gehalten! Wie ärgerlich endlich euch, starke Geister und Weltkluge, die ihr an nichts glaubet, was ihr nicht durch die gläserne Tafel (tabula vitrea) eures Kopfes, dem erbärmlichsten Perspektive nach Jenseits, sehen könnet!

Wohl weiß ich, wie ich mich durch diese Eröffnungen dem Skeptizismus, Kritizismus und der Raisonnirkunst preisgebe. Aber euer Geschrei, euer Verdammungsurtheil fürcht' ich nicht! Gar wohl weiß ich, wie es lautet, und wollte es euch wörtlich, wie ihr es ausschreien werdet (ohne somnambül zu seyn), hier hinschreiben. Euch zu lieb verklär' ich auch nicht die erbärmlichen Physiognomien dieser Geister. Wie ihn die Seherin schildert, gehe dieser Geisterzug an euch vor-

über, in seiner ganzen Nacktheit! Und in Wahrheit, er ist kein poetischer, er ist ein ganz trivialer Zug aus dieser Welt, von der er hinüberging in eine Welt, wo alle Maske fällt, und der Geist daliegt, wie er ist und wie er hier oft nur unter einer gefälligeren Larve war, also oft noch viel niedriger, erbärmlicher als hier.

Ja, möchte sich die noch lebende Welt spiegeln an jenen nüchtigen Wesen, die mit all ihren Thorheiten, Lastern und Verbrechen noch in unsern Sonnenkreis sich hineindrängen, und sich vor dem gleichen Loose warnen lassen!

Thatsachen.

1) Zwei Thatsachen in Oberſtenfeld.

Erſte Thatſache.

Das Haus, das der Vater der Frau H. zu Oberſtenfeld bewohnte, machte einen Theil des alten ehmaligen katholiſchen Stiftes aus. Von langer Zeit her (und die verſchiedenen Bewohner deſſelben ſind dafür Zeuge) hörte man in dieſem Hauſe oft nächtlich ein unerklärliches Gehen, Klöpfeln an den Wänden und Fäſſern des Kellers, dann Töne als würfe man mit Kieſeln, oder rollte eine Kugel auf und ab. Oft auch hörte man melodiſche Metalltöne, faſt wie von einem Triangel, auf welche von Frau H. und auch andern ihrer Familie, hie und da die Geſtalt eines weiblichen Geiſtes erblickt wurde. In einem untern Zimmer des Hauſes, das ihr Vater immer zum Schlafzimmer gebraucht hatte, ging es oft nächtlich hin und her, und der Vater wollte da nicht mehr arbeiten, weil ihm auf der Achſel oder den Füßen oft ein unbekanntes Thier ſaß. In demſelben Zimmer hörte man auch manchmal ein Klingeln, als ſäßen in ihm Leute bei einem Trinkgelage, die mit den Gläſern zuſammenſtießen. Die genaueſten Nachforſchungen gaben nie eine Urſache zu erkennen. Es war die Nacht des neuen Jahrs 1825, da ſaß Frau H. unter ihrer Familie und ſpielte und ſang ein geiſtliches Lied, als man auf einmal auf der Hausflur den Ton vernahm, als fiele auf ſie ein ſchweres Gewicht nieder. Sogleich unterſuchte man, fand aber nichts. Man bekümmerte ſich um

den Vorfall nicht weiter, und Frau H. ging mit Schweſter und Magd in einem untern Zimmer zu Bette. Als ſie eine Viertelſtunde zu Bette und noch wach war, bewegte ſich der mitten in der Stube ſtehende und mit einem brennenden Lichte verſehene Nachtleuchter immerwährend hin und her, ſo daß man ſeine Bewegung hörte und ſah. Alles, hauptſächlich der Tiſch, auf dem der Leuchter war, ſtand feſt und ſtille. Dadurch aufmerkſam, ſah ſie auf und ſah vor ihrem Bette eine graue Geſtalt ſtehen, wie in der Kleidung eines Ritters, aber wie ein Nebel, durch den ſie vermeinte durchſehen zu können.

Dieſe Geſtalt ſprach ganz hohl und wie hinhauchend zu ihr: „gehe mit mir, du kannſt mir erleichtern die Bande, in denen ich bin.“ Dieſe Stimme, die wie ein Hinhauchen, ein leiſes Wehen war, hatten ihr die Geiſter immer, keine eigentliche Menſchenſtimme. Sie ſagte: „ich gehe nicht mit dir!“ Aus Schrecken ſprang ſie aber ſogleich in ihrer Schweſter Bett und ſchrie dieſer und der Magd zu: „ſehet ihr nichts?“ Dieſe vermeinten es, und ſie ſchwieg, um ſie nicht auch in Schrecken zu bringen. Sie ließ nun die Magd in ihr leeres Bett liegen, weil dieſes vor den andern ſtand, und ſie durch die Magd ſicherer zu ſeyn glaubte. Die Magd nahm ein Bettſtück von den ihrigen mit, dieſes wurde ihr aber von einer unſichtbaren Macht aus der Hand gezogen und ſie vermochte auch nicht, daſſelbe wieder von dem Boden aufzuziehen, ſie mußte es liegen laſſen. Es erfolgte nun nichts mehr, und ſie ſchlief mit den andern zwei Mädchen ruhig ein. Um ſich von dieſer Erſcheinung, im Fall ſie wiederkehren ſollte, auch zu überzeugen, legte ſich in der andern Nacht, nach dem Willen der Eltern, der erwachſene Bruder, ein beherzter Menſch, in dieſelbe Stube auf ein paar Stühle. Punkt 12 Uhr, nachdem der Leuchter mit dem Lichte wieder auf dem Tiſche, ſichtbar und hörbar von Allen, hin und her ſchaukelte, erſchien ihr die Geſtalt wieder. Sie ſchrie: „da iſt er wieder!“ Der Bruder und die zwei andern ſahen und hörten wohl, wie ſich der Leuchter wie von ſelbſt auf die ſonderbarſte Art hin

und her bewegte, ſie ſahen jedoch keine Geſtalt. Dieſe aber (der Bruder rief ſie vergeblich an) blieb ruhig vor ihrem Bette ſtehen, und ſie konnte nun in ihr genauer ein Bild wie das eines Ritters erkennen, doch nicht wie ein natürlicher Menſch anzuſehen, ſondern wie ein Nebel, durch den man ſehen konnte. Der Ausdruck des Geſichtes war zornig und der eines fünfzigjährigen Mannes. Nun fingen ihre und ihrer Schweſter Bettſtellen (auch dem Bruder ſichtbar) an zu wanken, und die Geſtalt hauchte zu ihr hin: „So du nicht mit mir geheſt, ſtürze ich dich aus dem Fenſter!“ Sie ſagte: „im Namen Jeſu thue das!“ Da verſchwand die Geſtalt, erſchien nach einigen Minuten wieder und hauchte zu ihr hin: „ich werfe dich in den tiefen Keller!“ Sie erwiederte: „im Namen Jeſu thue das!“ Da verſchwand ſie abermals, kam aber nach einigen Minuten wieder, und drohte ſie zu erſtechen, ſie aber ſagte: „dazu haſt du nicht die Macht!“ Die Geſtalt verſchwand, und kam drei Nächte nicht mehr.

In der dritten Nacht ſtellte ſich die Geſtalt wieder vor ihr Bett und ſagte: „Du mußt mit mir gehen, ich habe einen Schreibzeug verſteckt. Unter der Sandbüchſe liegt etwas Schriftliches und wenige Münze. Dieſen Schreibzeug muß ich dir geben, dann habe ich Ruhe.“ Sie ſagte: „ich gehe nicht mit dir, dieſer Schreibzeug kann dich nicht ſelig machen.“ Da verſchwand die Geſtalt wieder.

Dieſe Erſcheinung griff ſie ſehr an, ſo daß ſie wieder kränker wurde, und das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Ihre Eltern ließen ſie nun nicht mehr in dem untern Zimmer ſchlafen, ſondern machten ihr das Bett in ein oberes, wo ſie beide ſelbſt ſchliefen, in der Hoffnung, daß nach Wechslung des Zimmers die Erſcheinung vielleicht ausbliebe. Es war aber nicht der Fall: denn nun erſchien ihr die Geſtalt ſchon am Abend, und ſie verfiel wieder in ſomnambülen Zuſtand, weil ſie die Erſcheinung auf's Fürchterlichſte angriff. Sieben Tage lang erſchien ihr der Geiſt im wachen wie im ſomnambülen Zuſtand, bei hellem Tage, zwiſchen Licht

und bei Nacht. Sie weis ihn in ihren Geſprächen mit ihm (die aber immer nur kurz waren) auf das Wort Gottes und dahin, daß nur der Heiland ſein Erlöſer ſeyn könne, lehrte ihn ſich zum Gebete wenden und betete oft Stunden lang mit ihm, wo ſie ihn immer knieend ſah. Er eröffnete ihr auch, warum er nach ſeinem Tode in dieſe Lage gekommen ſey; er habe einen Mord an ſeinem Bruder begangen, und ſey aus der Familie der Weiler vom Lichtenberg. Er habe anfänglich immer den Wahn gehabt, wenn jener Schreibzeug mit dem Papier von ihr erhoben werde, ſo ſey er in einen beſſern Zuſtand verſetzt. Oft habe er ihr ein gewiſſes Gewölbe in der Kirche zu O. als ein beſonderes bezeichnet, als wäre dort auch etwas von Wichtigkeit verborgen. Sie aber ſtellte ihm dagegen immer vor: daß nicht ſie ihn erlöſen könne, ſondern nur der Erlöſer; er müſſe beten lernen, um ſich zu dieſem wenden zu können. So brachte ſie ihn von dem Wahne mit dem Schreibzeug und dem Schriftlichen in demſelben ab, und er ſprach nun nach und nach bei ſeinen Erſcheinungen nichts mehr von dieſem, aber ſtets vom Gebete und der Kraft, die er nach und nach durch daſſelbe in ſich fühle.

In den erſten drei Nächten, als er ihr im obern Zimmer erſchien, hörten auch ihre Eltern, jedesmal vor ſeinem Erſcheinen, einen Knall am Fenſter, und zerſprang eine Fenſterſcheibe.

In der ſiebenten Nacht 12 Uhr, wo ſie völlig wach war, erſchien ihr der Geiſt wieder. Er dankte ihr, daß ſie ihn zum Erlöſer geführt, und kündigte ihr an: daß die Stunde ſeiner Befreiung komme. Er kniete nieder (ſo ſah ſie ihn) vor ihrem Bette und betete mit ihr zum Letztenmal. Seine Geſtalt war nun viel lichter und freundlicher anzuſehen. Auf einmal erſchienen ſieben Kinder, weiß, freudig und licht, es waren ſeine Kinder, die ſchloſſen einen Kreis um ihn und ſangen, aber nur ihr hörbar, in unbeſchreiblich ſchönen Tönen. Der Geiſt ſang mit und ſie auch. Durch dieſen Geſang verfiel ſie in Schlaf, in dem

ſie immer noch laut und äußerſt ſchön fortſang, aber bald wieder in wachen Zuſtand kam und in demſelben mit dem Geiſte ſprach, der ihr nun ein Zeichen in die Hand machen wollte, das ſie aber nicht zugab. Er wich nicht eher von ihr, als bis ihre Führerin, ihre Großmutter, wie ſie einſt lebte, zwiſchen ſie und den Geiſt trat. Da nahmen ihn die zwei großen Kinder bei der Hand und ſchwebten mit ihm und den andern dahin.

Lange ging ihr die Entfernung des Geiſtes nach; es blieb lange in ihr ein gemiſchtes Gefühl von Freude und von Wehmuth.

Zweite Thatſache.

Frau H. hatte dazumal die Gewohnheit, ihr Gebet in einer untern verlaſſenen Küche allein knieend zu verrichten. (Sie war immer noch im ſomnambülen Zuſtande.) Als dieß eines Morgens 9 Uhr geſchah, trat eine ſchwarze, mit einer dunklen Kutte bekleidete Geſtalt mit einem runzlichten, alten Geſicht, klein und mit etwas vorwärts hängendem Kopfe, vor ſie, blieb mehrere Minuten vor ihr ſtehen, ſah ſie ſtarr an, was ſie auch gegen die Geſtalt that. Aber es ergriff ſie ein Schauer, ſie ſprang zu den Menſchen ins obere Zimmer, ſagte jedoch nichts von dieſer Erſcheinung.

Um die gleiche Zeit und an der gleichen Stelle trat die Geſtalt am andern Tage wieder während des Gebetes vor ſie und ſprach: „Siehe ich komme zu dir, daß ich den Erlöſer kennen lerne.“ — — Nun erſchien ihr dieſer Geiſt ein ganzes Jahr durch zu den verſchiedenſten Zeiten des Tages im wachen und im ſomnambülen Zuſtande, regelmäßig aber immer Abends 7 Uhr, bei ihrem Gebete, und verlangte da immer, daß ſie mit ihm beten ſolle. Er ſagte zu ihr: „du mußt mich wie ein Kind behandeln und auch in der Religion ganz von Vornen herein unterrichten.“ Er eröffnete ihr, daß auf ihm die Schuld eines Mordes und

vieles Wäſſe liege, und daß er ſchon lange Jahre irre, und ſich bis jetzt noch nicht habe zum Gebet wenden können.

In den vielen Stunden, in denen er ihr erſchien, gab ſie ihm nun einen vollſtändigen Religionsunterricht, wie der Geiſtliche dem Kinde, und je länger er kam, deſto heller und freundlicher wurde ſeine Geſtalt. Ehe er ihr erſchien, wurde jedesmal ſein Nahekommen allen Anweſenden, auch den verſchiedenſten Menſchen (und es ſind dafür mehr als 20 völlig glaubwürdige Zeugen vorhanden), durch Klopfen und Klatſchen, bald an dieſer, bald an jener Wand, bald mitten in der Stube durch ein Geſchnalz in der Luft und andere Töne, kund.

Die Treppe polterte es bei Tag und bei Nacht herauf, und ſuchte man aufs Genaueſte nach, ſo wurde doch kein Heraufgehendes bemerkt. Im Keller währte das gleiche Klopfen (das man ſchon früher, nur nicht in dem Maße bemerkte) nun ſtärker fort. Sprang man, im Momente wo es hinten an einem Faß klopfte, um nachzuſehen, nach Hinten, ſo klopfte es vornen, und war man vornen, ſo klopfte es hinten. So war es auch bei dem Klopfen an den Wänden des Zimmers der Fall. Klopfte es an der Wand außen, und man ſprang nach Außen, ſo klopfte es vor allen Anweſenden innen, und ſo umgekehrt.

Verſchloß man Abends die Küchenthüre noch ſo feſt, und band man ſie ſogar mit Stricken zu, ſo ſtand ſie dennoch jeden Morgen offen, und oft hörte man ſie laut auf- oder zuſchlagen, und eilte man noch ſo ſchnell um nachzuſehen, ſo ſah man doch nie Jemand, der aus- oder eingegangen wäre. Oft that es auch, als würfe man in der Küche alle Zinnteller durcheinander; ſah man nach, war Alles in Ordnung. Oft ſchien es Morgens um 3, 4 Uhr, als zerbräche man Holz und ſchöbe es in den Ofen. Der Ofen knallte, wenn kein Feuer in ihm war, und ſah man nach, bemerkte man nichts an ihm.

Sehr oft hörte man auch jene oben berührten Metalltöne wie von einem Triangel, nach welchen mehrmal von Frau

H. und Andern ihrer Familie (was auch ſchon früher geſchah) eine geiſterhafte Geſtalt in weiblicher Tracht erblickt wurde.

Einmal fing Nachts 11 Uhr ein ſolches Toben im Hauſe an, als würde es aus allen ſeinen Fugen geriſſen und die ſchwerſten Balken auf dem Boden und in den Zimmern hin und her gewälzt. Der Vater faßte da beinahe den Entſchluß, aus dieſem Hauſe den andern Tag zu ziehen. Aber auf dieſes Toben verfiel die Kranke in magnetiſchen Schlaf und ſagte: „die böſen Geiſter wollen dieſen halten, daß er ſich nicht von ihnen wende.“ Zwei Stunden lang blieb ſie unter inbrünſtigem Gebete in magnetiſchem Schlaf. Das Toben und Krachen im Hauſe wurde ſogar auf der Straße gehört. Auch ſonſt vernahmen die ſtärkern Töne im Hauſe und Keller Vorübergehende, die dann horchend ſtehen blieben. An dem Tage, wo jenes Toben ſtatt fand, wach, wie in der Nacht als ſie ſomnambül war, erſchien ihr der Geiſt, ſchwarz und in drohender Geſtalt. Sie entſprang ihm und fiel über die Schwelle einer Thüre. Sie wollte ſich aufrichten, aber konnte nicht. Da fühlte ſie an dem rechten Arme eine Hand, und ſah eine weiße Geſtalt, von der die Hand ausging, die ſie aufhob.

Am andern Tage Mittags war ſie im Begriffe die Treppe hinab zu fallen, ſie hatte ſchon einen Fuß falſch geſetzt, da hielt ſie die gleiche weiße Geſtalt aufrecht. Sie war beidemal in völlig wachem Zuſtande. Am Abend deſſelben Tages erſchien ihr der Geiſt wieder zur gewöhnlichen Stunde und dankte ihr, daß ſie im Gebet feſtgehalten, und betete wieder mit ihr. Einmal erſchien er ihr zur Stunde des Gebetes in Begleitung einer Frau, die lang und abgezehrt war, und ein erſtgebornes Kind in den Armen hielt; dieſe knieete mit ihm nieder und betete mit. Sie erkannte in ihr jene ſchon früher geſehene weibliche Geiſtergeſtalt, vor deren Erſcheinung man meiſtens Töne wie von einem Triangel hörte.

Auch wenn ſie auf dem Felde ſpazieren ging, und es war ſieben Uhr, ſo erſchien der Geiſt. Dann lief er gewöhnlich gegen ſie her und ſchwebte vor ihr voraus.

So

So ging ſie einmal Mittags mit ihren Eltern, ihrem Bruder und einer Freundin, nach Bettwar. Als ſie im Rückweg gegen den Garten des Stifts kamen, ſchlug es 7 Uhr. Da kam der Geiſt ihr entgegen, und ſie war nun gezwungen, über die Maßen zu laufen. Ihr Bruder und die Freundin eilten ihr nach und riefen ihr zu: warum ſie denn ſo laufe? Sie ſagte: „der Geiſt ſchwebt vor mir!“ Da hörten es Alle, wie es vor ihr, bald in der Luft, bald an der bald an jener Wand eines Hauſes, an dem ſie gerade vorüberſprang, klatſchte. Es ging ihr wie Händeklatſchen die Staffeln voraus. Sie ging in die verlaſſene Küche und betete da mit dem Geiſte. Einmal ging ſie nach Gronau mit ihren Eltern und Schweſtern. Es war, als ſie vor Gronau herauskamen, ſieben Uhr vorüber. Da kam der Geiſt, und ſie mußte mehr fliegen als laufen; man ſah ihre Füße im eigentlichſten Sinne nicht mehr auf dem Boden, der Geiſt ſchwebte immer vor ihr her, hielt oft ein wenig ſtille und hauchte zu ihr hin: „bete für mich! bete für mich!“ Keinem Menſchen war möglich ihr zu folgen. Sie mußte an jene Stelle zum Gebet mit dem Geiſte. Er kniete mit gefalteten Händen neben ihr, ſah ruhig aus und betete. Jedesmal nach dieſem Beten ſagte der Geiſt einige kurze Sprüche zu ihr, von denen aber leider keine aufgeſchrieben wurden; oft auch nur Sätze, wie: „nun gehet eine Sonne in mir auf!“ oder: „die Sonne ſcheinet jetzt in mir!“

Einmal fragte ſie ihn, ob er auch andre Menſchen höre? Er antwortete, „ich höre ſie durch dich!“ Sie fragte: wie? Er antwortete: „wenn du Andre höreſt, ſo denkſt du was du höreſt, und die Gedanken von dir kann ich leſen.“

Einmal fragte ſie ihn: warum er denn ſo klopfe und klatſche? und er erwiederte: „es iſt mir dieß Erleichterung und Erholung, weil man da wieder mehr an mich denkt.“

Sobald ſie am Klavier ſaß und ſang, fing der Geiſt gemeiniglich vor allen Anweſenden an den Wänden zu klopfen an, und dieſes Klopfen wurde beſonders bei dem Geſang des Liedes: „wie groß iſt des Allmächtigen Güte“ ſtark.

Von den Hausgenossen sah den Geist keines, außer mehrmals der Vater, der Bruder und die jüngere Schwester. Einmal lief es wie eine silberne Schlange am Fenster umher, und als diese die jüngere Schwester greifen wollte, so war sie auf ihrem Rücken, und als Anwesende nach ihr schlugen, verschwand sie doch erst nach einigen Minuten. Am andern Tage zeigte sich die gleiche Erscheinung auf dem Bette der Mutter, und einmal die gleiche Silberschlange auf der Schwelle eines untern Zimmers vor einem Eintretenden. Die Mutter sah den Geist nie, wurde aber öfters von ihm angeblasen, und auf gleiche Art wurde er einmal der ältern Schwester fühlbar, aber nie sichtbar. Einmal ging die Kranke mit ihrer Mutter zum heiligen Abendmahl, da ging der Geist mit ihr in die Kirche. Er ging an der Stiftsdame von W., von dieser wie ein Schatten gesehen, vorüber, zu Frau H. hin. Abends sagte der Geist zu ihr: „Du hast es auch für mich genommen!“ Er meinte das heilige Abendmahl. Ein Forstmann, Böheim, der diese Erscheinung nicht glauben konnte, wollte sich dadurch überzeugen, daß er sich an das Bett der Kranken stellte, zur Stunde wo der Geist gewöhnlich erschien. Er war allein bei ihr und zwar kaum einige Minuten, so hörte man das Klopfen des Geistes, und später hörte man einen Fall. Böheim war in Ohnmacht gefallen. Als er wieder zu sich gekommen, erzählte er, es sey nach dem Klopfen an der Ecke der Wand eine graue Wolke entstanden, die sey immer näher zu ihm und der Kranken gerückt, und je näher sie gekommen, desto deutlicher habe er in ihr eine menschliche Gestalt erblickt. Diese habe sich gerade vor die Kranke und die Thüre gestellt, so daß er nicht habe von der Stelle können, so wie aber die ihm zu Hülfe gekommene Person eingetreten, sey die Gestalt gewichen und habe ihr Platz gemacht. Er wunderte sich, daß die Person gerade auf die Gestalt zulief, ja, wie durch sie lief und nichts bemerkte.

Ein schwarzer Dachshund der im Hause war, fühlte immer die Annäherung und Anwesenheit des Geistes. Sobald der Geist im Zimmer erschien, lief er immer ängstlich auf die

Menſchen zu, oft mit heftigem Geheul, und nächtlich wollte er nie mehr allein ſeyn.

Oft wurden Gläſer, ſelbſt einmal eine Bouteille, wie von unſichtbarer Hand, vom Tiſche genommen und auf den Boden geſtellt. In der Schreibſtube wurde ſehr oft vor dem Vater Papier von unſichtbarer Hand vom Tiſche genommen, und mit demſelben nach ihm geworfen. Als Frau H. im November 1825 nach Kürnbach abreiſte, ging ihr der Geiſt auch dahin nach. Er ſagte: „wo du biſt, bin auch ich, aber bald werde ich nicht mehr ſo unruhig ſeyn. Es kommt mir ſchwer mit dir zu gehen.“

Jede Nacht von 11 bis 12 Uhr belehrte ſie ihn auch dort immer wie ein Kind über Gegenſtände der Religion. Auch dort hörten ihn die verſchiedenſten Perſonen durch ſein Klopfen und Klatſchen an den Bettſtellen, in der Luft des Zimmers, an den Wänden u. ſ. w. In einer Nacht ſagte er da zu ihr: „ich komme jetzt ſieben Tage lang nicht mehr zu dir, weil jetzt dein Schutzgeiſt mit etwas anderem Wichtigen beſchäftigt iſt, und du mich ohne dieſen nicht ertragen könnteſt. In deiner Familie geht jetzt etwas Wichtiges vor, das du am Mittwoch erfahren wirſt.“

Sogleich am Morgen erzählte ſie die Ausſage des Geiſtes. Am beſtimmten Mittwoch kam ein Brief, mit der Nachricht: daß ihr Großvater, der Gatte ihrer Führerin, den man auch nicht entfernt krank wußte, geſtorben.

Nach ſieben Tagen nun erſchien der Geiſt wieder, da fragte ſie ihn: warum ſie ihr Schutzgeiſt in dieſer Zeit verlaſſen habe, und er antwortete: weil er um den Verſtorbenen ſehr beſchäftigt war. (Man erinnere ſich hier des Traumes, den eben dieſer ihr Großvater, ſieben Tage vor ſeinem Tode hatte.)

Der Geiſt ſagte da auch: „ich bin ſchon ſo weit, daß ich den Verſtorbenen durch ein ſchönes Thal gehen ſah. Bald bin auch ich in ein ſchönes Thal aufgenommen.“

Während ſie nun in Kürnbach war, ließ ſich der Geiſt dennoch zu Obriſtenfeld durch Klatſchen und Klopfen hö-

ren, aber erſt Morgens, Ein, zwei oder drei Uhr, je nachdem er ſich länger mit ihr zu Kärnbach beſchäftigt hatte.

Als ſie hierauf von Kärnbach nach Löwenſtein reiste, ging der Geiſt mit ihr auch dahin. Er ſchwebte von Willsbach bis nach Löwenſtein, immer von ihr geſehen, neben dem Gefährte her. Er war nun auch in Löwenſtein bei ihr und wurde, wie an den andern Orten, von den verſchiedenſten Perſonen durch Klatſchen und Klopfen gehört. Aber dieſes nahm nach und nach immer mehr ab, je lichter der Geiſt ſelbſt wurde. Am 6. Januar 1826 (es war der Tauftag ihres Kindes) erſchien ihr der Geiſt zum letzten Male. Nachts zuvor kam er und ſagte: „bald bin ich das letztemal bei dir.“ Er dankte ihr, daß ſie ſich ſeiner ſo angenommen und bat ſie, daß man morgen am Taufstage ihres Kindes, wenn Alles verſammelt ſey, das Lied: „Befiehl du deine Wege!“ ſeiner Ruhe zu Lieb, ſingen ſolle. Wegen Anweſenheit vieler Fremden nahm man nach der Taufe des Kindes Anſtand, dieſes Lied zu ſingen. Als nun Alles am Mittageſſen ſaß, die Frau aber ſich allein mit der Wärterin in einem andern Zimmer befand, öffnete ſich die Thüre dieſes Zimmers hörbar und ging hörbar wieder zu. Die Wärterin verwunderte ſich, ſie aber verbarg ihr, daß der Geiſt eingetreten. Er hatte ſich vor ihr Bette geſtellt und ſie ermahnt, daß doch jenes Lied jetzt geſungen werden ſolle, dann verſchwand er wieder. Sie ließ nun die Mutter holen, und ſagte ihr, was der Geiſt geſprochen. Dieſe meinte, man ſollte warten, bis die Fremden das Haus verlaſſen, dann könne es ja noch geſchehen. Aber nach zwei Stunden ging die Thüre wieder ſichtbar und hörbar auf. Es trat der Geiſt ein, ſtellte ſich wieder vor ſie und ſagte mit kläglicher Stimme: „es iſt jetzt die höchſte Zeit, daß man das Lied ſingt“; da verſchwand er wieder. Hierauf ließ ſie die Mutter abermals rufen, und dieſe ſagte es endlich ohne Scheu allen Anweſenden, und Alle fanden ſich ſogleich bereit dieſes Lied zu ſingen. Einer der Taufpathen ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte das Lied, während es alle Anweſenden ſangen. Da ſah während des Geſanges

der Vater neben dem ſpielenden Pathen den Geiſt licht und freudig ſtehen. Der Vater wurde gerührt und trat in die Kammer nächſt dem Zimmer. Da ſah er das lange hagere Weib ſtehen, die ganz trauernd ein Kind auf den Armen hielt — den weiblichen Geiſt, den er ſonſt öfters auch ſchon geſehen hatte, und vor deſſen Erſcheinen meiſtens Töne wie von einem Triangel vorausgingen. Während des Geſanges lag Frau H. in Thränen. Man grub an einer von Frau H. bezeichneten Stelle, unweit jener Küche gegen den Hof hinaus, in der Stille nach, da fand man in der Tiefe noch Moder und Gebeine von einem kleinen Kinde.

Eine Erſcheinung zu Löwenſtein.

Frau H. hatte, wie im erſten Theile bemerkt wurde, im Jahr 1824 wegen andauernder Reizbarkeit, wenn auch nicht mehr völlig magnetiſchen Zuſtandes, in zweiter Schwangerſchaft, im Hauſe ihres Oheims zu Löwenſtein drei Wochen lang Bäder gebraucht. Es war dieß die Zeit, während ihr immer jener zweite Geiſt auch zu Löwenſtein erſchien. Da ſah ſie in jeder Nacht im Hauſe ihres Oheims einen ältlichen Mann in einer langen Weſte, einer weißen Zipfelkappe, kurzen Hoſen und Pantoffeln, Akten unter dem Arme, aus der innern Stube in die äußere, wo ſie war, treten. Der Geiſt legte jedesmal die Akten auf den Tiſch und blätterte ſie von vornen bis hinten durch, und war dieß geſchehen, ging er wieder in die innere Stube zurück. Sie ſprach ihn nie an, und auch er blieb immer ſtumm. Dieſe Erſcheinung hatte ſie gegen dreißigmal.

Thatsachen zu Weinsperg.

Erste Thatsache.

Frau H. war am 25. November 1826 nach Weinsperg gekommen. Sie hatte im hiesigen Orte keine Bekannten, auch ich war ihr unbekannt. Ihre Wohnung war in einem kleinen Zimmer zur ebenen Erde, im Nebenhause des großen Hauses von Herrn F. Unter beiden Häusern lief ein großes Weingewölbe hindurch, was der Frau H., auch seinen Einrichtungen nach völlig unbekannt war, aber ihre Bettstelle stand auf ihm. Der Besitzer desselben, Herr F., war ihr gleichfalls völlig unbekannt, sie ohne sein Wissen und seinen Willen in jenes Haus aufgenommen worden, und er kam erst im Verlaufe der jetzt zu berührenden Geschichte, aber nie früher, durch mich bewogen, zu ihr.

Ob Frau H. schon früher wußte, daß ein gewisser K. (der mehrere Jahre zuvor hier gestorben war) die Geschäfte des Herrn F. zu dessen großem Nachtheil geführt hatte, ist zwar möglich, doch war es ihr nicht erinnerlich. Nie hatte sie aber diesen K. selbst gesehen, stand auch mit keinem Menschen in Verbindung, der sich für die Angelegenheiten des Herrn F. und K. (von welchen dazumal im Publikum nicht im Mindesten mehr gesprochen wurde) interessirt hätte.

Noch ehe Frau H. von mir einer magnetischen Behandlung unterworfen wurde, schon in den ersten Abenden ihres von freien Stücken erfolgten magnetischen Schlafes, sprach sie immer von einem Manne, den sie nicht weit von sich in einer sehr traurigen und bemitleidungswerthen Gestalt sah, es scheine, als begehre er etwas von ihr, was, könne sie noch nicht begreifen. Am 24. Dezember sprach sie sich hierüber im magnetischen Schlafe also näher aus:

„Jener Mann ist wieder vor mir. Stets kommt er zur Stunde meines Schlafes aus dem Gewölbe empor. O bliebe er doch nur ferne, denn er stört stets meinen Schlaf, und ich kann ihm nicht helfen. Ich wollte die Stelle bezeichnen, wo er in dem Gewölbe sitzt, die er jedesmal zur Stunde meines

Schlafes verläßt, ſie iſt hinter dem vierten Faſſe, das in dieſem Gewölbe ſteht. Ha! wie ſein rechtes Auge über das linke hinüberſchielt. Er will vorwärts ſchreiten! O bleibe nur, ich kann dir nicht helfen! Sieht ihn denn Niemand als ich? Immer winkt er mir und will mir etwas anvertrauen."

Am 25. Dezember *) ſprach ſie: „Da iſt jener ſchon wieder und ſtört mich in meinem Schlafe. Was zeigt er mir? Ein Blatt von nicht ganzer Foliohöhe voll von Zahlen. Oben in der rechten Ecke iſt eine kleine Einbiegung, in der linken Ecke eine Zahl. Leſe ich nicht unter den erſten Zahlen acht und Null? ich kann es noch nicht völlig! — Es beginnt dann J — weiter kann ich nicht. Dieſes Blatt liegt unter vielen Akten, man beachtet es nicht. Er will haben, ich ſoll es meinem Arzte ſagen und durch dieſen ſoll eine Warnung ergehen. Warum muß er denn aber auch mich ſo quälen und ſtören, könnt' er es denn nicht ſeiner Gattin ſagen? Er wollte es noch vor dem Tode ſagen, er glaubte aber nicht, daß er ſterben werde, **) und nahm es ſterbend mit der Seele hinüber wie ein Stück von ſeinem Körper." Sie beſchrieb nun außer jenem ſchielenden Auge die Geſtalt jenes Mannes ſo genau, daß ich in ihr den verſtorbenen K. erkennen mußte, dann ſprach ſie: „ich muß von ihm weg, ich kann heute nicht länger mit ihm verweilen."

Am 26. Dezember lag ſie im tiefſten magnetiſchen Schlaf und inneren Schauen. In dieſem Schauen beſtrebte ſie ſich, ſich an den Ort zu verſetzen, wo jenes Blatt liege, auf das jener Mann immer hindeute, und endlich ſagte ſie: „Dieſes Blatt liegt in einem Gebäude, das ſechszig Schritt von meinem Bette ſteht. (Es iſt zu bemerken, daß Frau H. jenes Gebäude noch gar nie geſehen hatte). In dieſem ſehe ich ein großes, dann ein kleineres Zimmer. In dieſem ſitzt ein langer Herr oben an einem Tiſche und arbeitet. So eben geht er hinaus, und jetzt kommt

*) Bei dieſem Schlafe war Herr J. das erſtemal anweſend und zwar auf mein Bitten, weil ich der Meinung war, jene Erſcheinung der Frau H. ſey ein verſtorbener Verwandter von ihm.

**) Es iſt wahr, daß Herr K. ſeinen Tod nicht erwartete.

er wieder herein. Nach diesem Zimmer kommt ein noch größeres, in dem stehen Kästen und eine lange Tafel, auch sehe ich in ihm eine längliche Kiste. Einen Kasten sehe ich, der steht am Eingange, und an diesem Kasten ist die Thüre etwas offen. Diese Kisten und Kästen gehen aber jenen Mann nichts an. Aber oben an der Tafel steht etwas von Holz, ich kann es nicht benennen, und auf diesem liegen Papiere, und die sehe ich in drei Haufen liegen. Rechts im Haufen ist nichts von diesem Manne, aber in den zwei andern fühle ich von ihm, und zwar im mittlern, ein wenig unter der Mitte, jenes Blatt, das ihn so quält."

Nach diesem Hellsehen erwachte sie äußerst geschwächt und leidend.

In dem von Frau H. bezeichneten Gebäude erkannte ich das hiesige Oberamtsgericht, das auch abgemessen in der bezeichneten Weite entfernt war. Ob ich gleich diese Erscheinung der Frau H. immer noch für ein Traumbild hielt, so ging ich am andern Tage doch zu Herrn Oberamtsrichter H., erzählte ihm die Erscheinung und Aussprüche der Frau, wie sie auch hier aus dem Tagbuche gegeben sind, und bat ihn, mit mir jene von Frau H. bezeichneten Aktenfascikel zu durchgehen, nur um sie (weil man wohl doch nichts finden werde) zu überweisen, daß jene Erscheinung nur ein leeres Traumbild sey.

Herr Oberamtsrichter H., der inzwischen aus dieser Sache auch nichts weiter als einen Traum machen konnte, bestätigte mir übrigens sogleich, daß Frau H. wenigstens darin recht gesehen, daß er zu jener Stunde, auf der von ihr bezeichneten Stelle, wo er sonst selten sitze, gearbeitet habe und einmal in das andere Zimmer gegangen sey, wo er bemerkt, daß jener Kasten an der Thüre halb offen stehe. So sehr dieses Zutreffen uns beiden auffiel, so sehr wurden wir wieder in unserem Glauben an einen bloßen Traum der Frau H. bestärkt, als wir die bezeichneten Akten, die übrigens auch richtig in der von Frau H. angegebenen Lage waren, durchgingen (freilich vielleicht nur etwas zu schnell), das betreffende Blatt aber nicht fanden.

Dennoch bat ich den Herrn Oberamtsrichter H., ſich ſelbſt von dieſen ſonderbaren Ausſagen der Schlafwachen zu überzeugen und Abends 7 Uhr zur Stunde ihres Schlafens zu ihr zu kommen, was er auch that.

Nach gemachten Selbſtverordnungen ſprach die Frau H. abermals von dem Verſtorbenen, der wieder da ſtehe und ihr keine Ruhe laſſe. Sie hatte ſchon früher erwähnt, daß ſie ihn nächtlich im Gewölbe hinter dem vierten Faſſe ſehe und nannte ihn deßwegen öfters: den Mann hinter dem vierten Faſſe. Sie klagte mich an, daß ich das Blatt nicht mit Eifer ſuche und beſchwor mich aufs Angelegentlichſte, es doch zu finden, da es ſo leicht zu finden ſey. Nun beſchrieb ſie wieder die Lage jener Aktenfascikel und jenes Blatt, und gab noch an, daß es unter anderen Papieren mit ſtarkem grauen Papier umſchlagen liege, welche Angabe ſie früher noch nicht gemacht hatte.

Ich ſagte ihr, daß ich das Blatt vergebens geſucht, und daß ſie uns beiden nicht verübeln werde, dieſe ganze Sache ſo lange für einen Traum, der ſie täuſche, zu halten, als ein ſolches Blatt nicht aufzufinden ſey. Da verſicherte ſie aber ganz ruhig, man müſſe und werde dieß Blatt noch finden.

Als ſie im Abendſchlafe vom 28. ſich wieder abquälte, die Stelle, wo jenes Blatt liege, noch näher zu bezeichnen, gab ich ihr ein altes Blatt in die Hände, das mit vielen Zahlen überſchrieben war, worunter ſich auch die Zahl 80 befand. Herr F. wohnte auf mein Erſuchen hier wieder ihrem Schlafe bei. Ich ſagte vor Herrn F. zu ihr: „da iſt nun das Blatt das du ſucheſt. Herr F. hat es gefunden.“ „Nein,“ ſagte ſie, „das iſt nicht jenes Blatt, das iſt noch an ſeiner Stelle, und auf ihm ſind die Zahlen viel regelmäßiger untereinander geſetzt.“

Am 29. gab ich ihr im wachen Zuſtand, in welchem ſie von jener Erſcheinung und dem Blatt nicht das Mindeſte wußte, folgende auf ein Blättchen geſchriebene Reime:

Könnteſt du doch nur ergründen,
Wo das wicht'ge Blatt zu finden,
Wollt' ich gerne glauben ja,
Daß Er alle Abend da.

Daß Er nicht ein Traumgesicht,
Daß Er wirklich ist und spricht.

Sie las diese Reime zu wiederholtenmalen und sagte dann, sie verstehe sie nicht, aber sie erhalte durch sie wie einen Zorn, oder eigentlich das Gefühl, wie wenn sie etwas wider diese Reime sagen müßte. Sie mußte nun auch diese Reime eine halbe Stunde lang immer wieder von Neuem lesen, verfiel dadurch in Schlaf, begehrte eine Feder und schrieb Folgendes auf die Rückseite:

Glaube, leicht ist zu ergründen,
Wo das wicht'ge Blatt zu finden,
Magst es glauben oder nicht,
Halt es für ein Traumgesicht.
Könntest du nur mit empfinden,
Was des Geistes Auge spricht,
Such' im Oberamtsgericht!

Am 30. bat sie im schlafwachen Zustande wieder auf das Herzangreifendste, nach jenem Blatte zu suchen, weil ihr der Verstorbene keine Ruhe lasse, immer zur Zeit ihres Schlafes erschiene und sie in ihren Selbstverordnungen und Schauen in ihr Inneres störe. Vergebens suchte ich sie zu belehren, daß diese Erscheinung ein Traum sey, sie brach in die bittersten Klagen aus, und behauptete, der Geist weiche nicht von ihr, bis das Blatt gefunden sey. Ich trieb auch am andern Tage mit dieser Sache immer noch meinen Scherz, da ich diese Frau, besonders in Hinsicht dieser Erscheinungen, noch nicht in dem Umfang kannte, wie ich sie nachher kennen lernte, und gab ihr im wachen Zustande abermals ein Blättchen und zwar mit folgendem Reime:

Wenn man nun das Blatt nicht findet,
Und der K., R., A., F., K.,
Der dir alle Abend nah,
Nimmer mehr von dir sich wendet,
Sage, was geschieht denn da?

Sie wußte nun wach abermals nicht, was sie aus diesem Räthsel machen sollte, dachte darüber lange nach, verfiel endlich in somnambülen Zustand, in dem sie Folgendes auf die Rückseite des Blättchens schrieb:

Will man nun das Blatt nicht finden,
Und der K., N., L., F., K.,
Der mir alle Abend naht,
Nimmer sich von mir will wenden,
Sag' ich, was geschieht mir da.
Dann bin ich so lang gequälet,
Bis das Blatt auch nicht mehr fehlet.
O! so bitt ich alle noch,
Suchet doch,
Daß die längst verstorbne Seele,
Wird befreit aus ihrer Höhle.

Am 31. kam sie zur Stunde des Schlafes bald wieder auf jenen Mann hinter dem vierten Fasse. Sie sagte: „immer droht er mir, mich in meiner Heilung zu stören, wenn das Blatt nicht gefunden wird, aber das kann er doch nicht. Mit einem Gedanken, auf den dieses Blatt deutet, starb er, diesen irdischen Gedanken nahm er mit sich, und der bindet ihn noch an diese Welt und läßt ihm keine Ruhe. Wird dieses Blatt gefunden, so verläßt ihn dieser irdische Gedanke, und er kann sich durchs Gebet eher an den Heiland wenden, was er in diesem Leben zu sehr versäumte. Ich bitte euch Alle um Gottes und Jesu willen, Allem aufzubieten, daß dieses Blatt, das ich euch ja genau bezeichnete, gefunden werde. Könnte ich gehen, so wäre es schon vor Aller Augen."

Sie war nach dem Erwachen wieder aufs Augenscheinlichste angegriffen, und es war offenbar, daß ihr alle Schläfe, seit sie sich um jenen Verstorbenen in ihnen immer abkümmerte, mehr zum Schaden als Nutzen gereichten und sie sichtbar zurückfiel. Dieß bewog mich am andern Tage Nachmittags abermals zu Herrn Oberamtsrichter H. zu gehen. Ich stellte ihm vor, wie Frau H. mit einer doch sehr auffallenden Bestimmtheit und einer innern Wahrheit, die sich nicht wieder erzählen lasse, auf der Realität jener Erscheinung und der Existenz jenes Blattes beharre, und bat ihn, mit mir noch einmal eine Durchsuchung jener Aktenfascikel vorzunehmen. Dieß geschah, und wir fanden

in einem Umſchlag, der ganz ſo war, wie ihn die Seherin bezeichnete, ein Blatt, mit Zahlen und Worten von der Hand jenes Mannes, deſſen erſte Zahl 80 und deſſen erſter Buchſtabe J war, und das am obern Ecke (bei welchem Anblick mich eigentlich ein Schauer anwandelte) wirklich, wie ſchon von langer Zeit her, eingebogen war. Dieſes Blatt enthielt einen Beweis, und zwar den einzigen, daß K. ein Geheimbuch führte, das aber nach ſeinem Tode nicht mehr gefunden wurde, und in welches er wahrſcheinlich Vieles eingetragen hatte, was jetzt nicht mehr an Tag kam; auch war ſchon zur Sprache gekommen (doch kam es bis jetzt noch nicht zur Wirklichkeit), daß ſeine hinterlaſſene Gattin mit einem Eid beſchwören ſollte, daß ſie nicht wiſſe, wohin jenes in dieſem Blatte von K. ſelbſt bezeichnete Buch gerathen ſey. Das Blatt ſelbſt war bis jetzt gar nicht in gerichtliche Anregung gekommen!

Herr Oberamtsrichter H. und ich kamen überein, von dem Funde dieſes Blattes gegen jeden Menſchen zu ſchweigen, und ich bat ihn, dieſen Abend wieder dem Schlafe der Frau H. beizuwohnen. Ich ſprach nichts darüber gegen Herrn Oberamtsrichter H., war aber im Stillen der Meinung, er werde dieſes Blatt zum Schlafe der Frau H. bringen, um es ihr vorzulegen.

Er erſchien. Frau H. war in Schlaf verfallen, und nach den gemachten Selbſtverordnungen kam ſie wieder auf jenen Verſtorbenen. Sie ſprach: „Da ſteht er wieder, aber er ſieht beruhigter aus. Wo iſt das Blatt? es muß gefunden ſeyn! (Ich glaubte nicht anders, als es ſey in der Taſche des anweſenden Herrn Oberamtsrichter H.) Ich muß es ſuchen!“

Ich ſagte: iſt es denn gefunden? wo iſt es? Sie verfiel in Erſtarrung und tiefes inneres Schauen, wobei ſie das Ausſehen eines völlig Geſtorbenen, mit verklärten Zügen, hatte, und ſprach nach einiger Zeit: „Es ſind die Papiere nicht alle mehr da; der erſte Hauſe iſt gar nicht mehr da, und die andern Papiere ſind auch nicht mehr in

der andern Lage. Aber das wundert mich! — Da liegt ja das Papier, das der Mann gewöhnlich in der Hand hatte, offen da. Nun kann ich mehr lesen: — In das Geheimbuch einzutragen — auf das mittlere dieser ersten Zeile deutet er immer, er will wohl auf dieses Buch deuten. Was soll man nun mit diesem Blatte machen? Ha! mich schaudert, denke ich, was jene arme Frau thun könnte, warnt man sie nicht! — Eine Warnung soll an sie durch dieses Blatt ergehen, dann hat er Ruhe, ist vom Irdischen mehr entbunden und kann sich durchs Gebet mehr dem Erlöser nahen.“

Herr Oberamtsrichter H. war über jene Aussage der Seherin von der Lage der Akten und namentlich jenes Blattes (wie er mir erst außer dem Zimmer derselben sagte) erstaunt, da er dieselben, um ihr Schauen auf die Probe zu stellen, verrückt und jenes Blatt, gerade wie sie angab, offen hingelegt hatte. Ich aber war, wie ich oben sagte, der völligen Meinung, Herr Oberamtsrichter H. habe das Blatt in der Tasche und wolle auf diese Art die Seherin auf die Probe stellen, weßwegen ich, bis Herr Oberamtsrichter H. sich aussprach, nach jenen Reden der Seherin wirklich glaubte, sie habe sich jetzt sehr getäuscht.

Im magnetischen Schlaf vom 1. Januar sprach sie wieder von dem Verstorbenen, und daß er haben wolle, man sollte seine Gattin warnen, etwas zu thun, wodurch sie unglücklicher als er würde.

Sie sprach auch davon, ihr am andern Tage selbst einen Brief im Schlafe zu schreiben.

Als ich am 2. Morgens zu ihr kam und sie ganz wach war (wo sie von dieser Geschichte Ks. gar nichts wußte), sagte sie zu mir: „Diese Nacht hatte ich große Angst. Ich hatte gegen 9 Uhr etwas zu essen gefordert, die Magd gab es mir, legte sich in das Bett, das neben mir steht und schlief dann sogleich ein, ich aber blieb wach. Da hörte ich auf einmal an jenem Tischchen, nicht weit von mir, ein Knistern, als schreibe an ihm Jemand, und als ich hinsah, sah ich am Tischchen einen Mann sitzen, der schrieb in ein

Buch, das auf dem Tiſchchen lag. Ich erſchrack und ſchloß die Augen, weil ich nicht mehr das Herz hatte, ſie zu öffnen und ſchlief ein.“

Im magnetiſchen Schlafe fragte ich ſie: ob jene Erſcheinung, von der ſie dieſen Morgen geſprochen, wohl nicht bloß ein Traum geweſen? Da ſagte ſie: „Nein! es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Dieſer Mann war jener Verſtorbene, er wollte mir mit jenem Buche auf ſein Geheimbuch deuten. Er hatte einen weißlichen abgetragenen Flausrock an und Pantoffeln, wie er wohl gekleidet war, wenn er in dieſes Buch ſchrieb. Er wollte mich dadurch noch mehr bewegen, ſeine Gattin zu warnen. Aber das Buch ſelbſt aufzufinden, wird mich große Anſtrengung koſten, und ich werde um ſieben Tage zurückfallen.“

Da mir nicht nur wegen der Familie des Verſtorbenen dieſe Erſcheinungsgeſchichte unangenehm war, Frau H. auch dadurch offenbar zum Schaden ihrer Geſundheit in einen noch tiefern magnetiſchen Zuſtand geführt wurde, ſo bat ich ſie, in dieſem Schlafe nur allein in ſich und für ſich zu ſchauen, und ſolche ihr fremde Angelegenheiten durch diejenigen ausmachen zu laſſen, die ſie betreffen. Sie ſagte: „es iſt mir von jenem Verſtorbenen wenigſtens dieſe Warnung zur Pflicht gemacht, und wie würde mir, wenn ich ihm nicht folgen würde?“

Am 3. Januar ſagte ſie mir im wachen Zuſtande: „heute Nacht 3 Uhr, als ich völlig wachte, kam jener Mann wieder zur Thüre herein. Die Thüre ſchlug vernehmlich zu, und der Mann ſetzte ſich ans Tiſchchen und ſchrieb wieder in das Buch. Er hatte einen weißen Flausrock an, auf dem Kopfe eine weiße Kappe und an den Füßen Pantoffeln. Eine weibliche Perſon, die in dem Zimmer der Frau H. ſchlief, behauptete, am Zuſchlagen der Thüre erwacht zu ſeyn. Sie habe aufgeſchaut und habe dann eine Geſtalt wie eine graue Wolke — Menſchenbildung habe ſie nicht an ihr wahrnehmen können — auf das Tiſchchen zugehen ſehen. Sie habe hierauf der Frau H. zugerufen, dieſe aber ſey ruhig liegen geblieben, worauf

ſie ein Schrecken angewandelt, in welchem ſie ſich unter die Decke verborgen habe.

An dieſem Tage diktirte Frau H. ihrer Schweſter im ſchlafwachen Zuſtande folgenden Brief an die Gattin jenes Verſtorbenen.

„Der bedauerungswürdigen unſchuldigen Frau muß ich ſchreiben und ſagen: daß Dein verſtorbener Mann mir jeden Abend im Schlafe erſcheint und mich bisher eines Blattes wegen, das im Oberamtsgericht liege und mit den Worten: „Ins Geheimbuch einzutragen" bezeichnet iſt, quälte. Jenſeits noch würde mich dieſe verſtorbene Seele anklagen, unterließe ich, Dich zu warnen und würdeſt Du, unſchuldige Frau, bis zu einem Eide getrieben. Um des Erlöſers und deines Mannes willen bitt' ich Dich, behalte nichts Geheimes in Deinem Herzen, nehme nichts Jenſeits hinüber, was Dich dort quälen könnte. Mir darfſt Du nicht böſe ſeyn, ich bin unſchuldig, auch weiß ich wach nichts von dieſer Sache. Ich habe Deinen Mann nie gekannt und nie geſehen, ſo wie ich auch Dich nie ſah. Auch aus keiner Erzählung weiß ich etwas, aber er kam zu mir, ließ nicht nach, bis ich das Blatt ſuchte, weil er mit dieſem Gedanken abgeſtorben iſt und ihn mit nach Jenſeits nahm. Thue nun, was Deine innere Stimme, Dein Richter, in Dir ſpricht! Der allerbarmende Gott wolle Dir mit Deiner Familie gnädig ſeyn! Er ſegne Deine Unſchuld!"

Frau H. hatte keine Ruhe, bis der Brief der Frau jenes Verſtorbenen mitgetheilt wurde, wobei man derſelben ſagte: man halte jene Erſcheinung zwar für eine bloße ſonderbare Phantaſie einer Kranken, es wäre aber zu wünſchen, daß ſie mit ihr ſelbſt (was Frau H. auch durchaus begehrte) in ihrem Schlafe ſpreche, wozu ſie ſich auf einiges Zureden nicht abgeneigt zeigte.

Am Abend vor dem Schlafe der Frau H. gab ich derſelben im wachen Zuſtande folgende Reime, die ſich auf das Kommen jener Frau bezogen. Ich gab ſie ihr hauptſächlich in der Abſicht, um ihr dieſe Angelegenheit und

ihre Folgen, besonders für die mir unschuldig scheinende Frau des Verstorbenen noch einmal ans Herz zu legen:

„Wenn die Frau nun kommt und weint
Und sich ganz unschuldig meint,
Und auch ganz unschuldig wär',
Sage: fällt dir denn nicht schwer,
Ihr zu sagen, daß ihr Mann,
Selbst im Tod nicht ruhen kann?"

Sie las die Reime und sagte: kommt denn eine Frau die weint? Ich sagte: „das ist ein Räthsel, dem ich Sie nachzudenken bitte, um seinen mir sehr unangenehmen Sinn zu errathen." Darauf las sie diese Reime immerwährend, verfiel dadurch in schlafwachen Zustand und schrieb (mit geschlossenen Augen) auf die Kehrseite:

Wenn die Frau nun kommt und weint
Und sich ganz unschuldig meint,
Und auch ganz unschuldig wär',
Soll ich sagen, es'ß mir schwer,
Ihr zu sagen: daß ihr Mann
Selbst im Tod nicht ruhen kann?
Fällt es schwer mir oder nicht,
Fleisch und Blut dawider spricht,
Spricht mein Geist doch fort ganz frei,
Warnend sie, was künftig sey."

Frau K. kam nun wirklich in Begleitung des Herrn Stadtschultheißen P. zum Abendschlafe der Frau H. Als ich dieser die gewöhnlichen magnetischen Striche gegeben hatte, sagte sie: „an was dachtest du, als du mir die Striche gabest? ich fühle in dir eine ungewöhnliche Spannung." Ich erwiederte: „ich dachte an die Gattin jenes Verstorbenen, die hier anwesend ist, um mit dir selbst über seine Erscheinung zu sprechen." Sie sagte: „es ist mir lieb, daß sie gekommen, ich werde mit ihr sprechen, sobald ich in mich eingegangen bin und mir Verordnungen gemacht habe."

Als sie sich verordnet hatte, wandte sie sich gegen jene Frau und sprach zu ihr schlafwach mit erhabener Stimme: „Was

„Was ich jetzt mit dir ſpreche, davon weiß mein Fleiſch und mein Blut nichts, es iſt allein mein Geiſt, der zu dir ſpricht, und würd' ich es wachend wiſſen, ſo wäre es mein Tod."

„Höre, ich kenne weder dich noch deinen Mann, ſah euch nie, Niemand ſagte mir etwas von euch, ich bin hier Fremdling. So lange ich aber auf dieſem Gewölbe ſchlafe, erſcheint mir immer zur Stunde meines Schlafes dein verſtorbener Mann und nöthigt mich, ein Blatt aufzufinden, durch das du zu warnen ſeyeſt, keinen irdiſchen Gedanken, wie er, mit hinüber zu nehmen, dich nicht verleiten zu laſſen, hier noch etwas zu thun, was dich unruhiger als ihn machen könnte. Das Blatt iſt gefunden, du biſt davon benachrichtiget, und nun blickt er auch ruhiger."

Frau K. gab die feſte Verſicherung, daß ſie nie etwas Geheimes mit hinüber nehmen werde, daß ihr Gatte ihr nie Mittheilungen von ſeinen Geſchäften gemacht, ſie von keinem Geheimbuch wiſſe, wie man ihr auch deßwegen noch keinen Eid abgefordert habe.

Frau H. verwies ſie dagegen auf eine ſpätere Zeit, wo das noch geſchehen werde, und fragte, ob ſie das Geheimbuch ſuchen ſolle.

Lange lag ſie wider Gewohnheit in völliger Todtenkälte und Todesbläſſe in ihr Innerſtes gekehrt, aus welchem ich ſie, aus Beſorgniß für ihre Geſundheit, dadurch mit Gewalt zurückbrachte, daß ich ihr mit Auflegung meiner Hände feſt befahl, alles Forſchen, was nicht auf ſie Bezug habe, zu unterlaſſen, und ſich in dieſer Geſchichte damit zu begnügen, daß ſie nach dem Willen des Verſtorbenen die Gattin gewarnt habe.

Auf dieſes kam ſie wieder zurück und betete für jenen Verſtorbenen und ſeine Familie, was Frau K. mit vieler Rührung anhörte und die Schlafwache ſehr bewegt verließ.

Die Wahrheit und Unbefangenheit dieſer vorſtehenden Geſchichte kann Niemand einſehen, der nicht die Perſonen,

die ſie betrifft, und vor Allem Frau H., perſönlich kennt, und der nicht von Anfang dieſer Geſchichte bis zu ihrem Ende perſönlich gegenwärtig war. Der aber, der Alles mit anſah und anhörte, Verhältniſſe und Perſonen kennt und dann noch von Betrug und Täuſchung ſpräche, der ſpräche einzig aus böſem Willen.

Es konnte nicht fehlen, daß theils Abgeſchmacktheit, theils gefliſſentliche Lüge, auch dieſer Geſchichte dem Weltſinn angemeſſene Erklärungen zu geben ſuchte, die in ihrer Nichtigkeit bleiben mögen. Dagegen bin ich (ich, der die Wahrheit dieſer Geſchichte allein am beſten kennt) zum Belege dieſer Wahrheit nothgedrungen, einen Aufſatz mitzutheilen, den Herr Oberamtsrichter H. über ſie, in ſo weit ſie ihn ſelbſt befaßte, auf die Anfrage mehrerer guten Freunde niederſchrieb, ob er ihn gleichwohl nur zur freundſchaftlichen Privatmittheilung beſtimmt haben mochte. Er iſt folgender:

„Frau H. von K. iſt ſeit einigen Monaten als eine Nervenkranke hier, einem Orte, an dem ſie früher nie geweſen. Sie ſucht bei Dr. K. im Magnetismus Hülfe. Sie wohnt bei Herrn N. in der Miethe, welcher ein Nebenhaus des Handlungsgebäudes von F. als Miether bewohnt.

„Die Handlung von F. hatte früher hier einen Geſchäftsführer in der Perſon des verſtorbenen und dann in Gant gerathenen St. K. Seit 18$^{19}/_{20}$ wird deſſen Gantverfahren, wobei die Handlung intereſſirt iſt, behandelt. In dem letzten Halbjahr 1826 ſind die letzten Verhandlungen in der Sache gehalten, das Urtheil gefällt und es ſind den Gläubigern ihre Schickſale bekannt gemacht worden, wobei die Handlung von F. einen Verluſt von mehreren 1000 fl. erleidet, welche in ihren ſchon 1820 eingereichten Rezeſſen die Familie des K. für den Verluſt eventuell mit in Anſpruch nahm und namentlich deſſen Wittwe und Kinder mit einem Manifeſtationseid, beſonders auch über die Herausgabe des von K. geführten Geheimbuchs bedrohte, welches laut eines zu den Akten gegebenen, von K. geſchriebenen, „ins Geheimbuch einzutragende“

Notizen enthaltenden Blattes als exiſtirend nachgewieſen wurde.

„So wenig mit all dieſen Verhältniſſen Frau H., ehe ſie hierher kam, bekannt war, ſo wenig hat ſich irgend etwas erfahren laſſen, daß ſie damit in der Zeit ihres Hierſeyns wäre bekannt gemacht worden. Indeſſen bewohnt ein F—s Familienglied das Hauptgebäude, nämlich Herr Kameralverwalter Fetzer. Er kam auch zu Zeiten in das Zimmer der Kranken, die von lauter hier unbekannten Perſonen, die ſie mitbrachte, bedient iſt. Sein Zweck war der der Neugierde. Mehr iſt durchaus nicht bekannt.“

(Hier muß der Herausgeber dieſer Blätter einſchalten daß Herr F. nie zu Frau H. kam, als auf des Herausgebers Anſuchen, als ſie ſchon mehrere Abende von jenem Verſtorbenen geſprochen hatte und daß er auch da nur ein ſtummer Zeuge blieb. Man muß dieſe Geſchichte ſo kennen, wie der Herausgeber ſie kennt, um lebendig überzeugt zu ſeyn, daß Herr F. nicht die mindeſte Schuld an ihr und auch durchaus keinen Gewinn von ihr hatte, wie nachher um die Lüge und die Verläumdung ausſtreuen konnte.)

„Einige Tage vor Weihnachten ſah die Kranke in ihrem magnetiſchen Schlafe die Erſcheinung eines Verſtorbenen, der ſie kläglich anſchaue und ein Papier in der Hand halte, um es ihr zu zeigen, welches nach ihrer Beſchreibung in der linken Ecke oben eine Zahl hatte, in der rechten Ecke eine kleine Einbeugung zeigte, mit „J in der erſten Linie begann (die andern Buchſtaben könne ſie nicht klar erkennen), meiſt aus Zahlen beſtehe und in der obern Zahlreihe 8 und daneben eine 0 habe. Ein weitere Beſchreibung, außer daß das Papier nicht ganz Folioböhe habe, machte ſie nicht. Den Mann beſchrieb ſie nach ſeiner Geſtalt und Kleidung als den leibhaften K.“

„Ich war mit dieſen mehrere Abende hindurch wiederholten Schilderungen und Wiedererſcheinungen ganz unbe-

kannt, als am letzten Weihnachtsfeiertage Dr. Kerner mich besuchte, um eine Eröffnung davon zu machen.

„Er sagte, daß Frau H. am letzten Abend wiederholt sehr in ihn gedrungen habe, doch das Papier aufzusuchen, welches der Mann bezeichne, mit dem Bemerken, daß es in einem 60 Schritte von ihr entfernten Gebäude liege; sie habe sich jenen Abend zuvor in dieses Gebäude versetzt und Folgendes gesehen: Zuerst sey daselbst ein geräumiges, dann ein minder geräumiges Zimmer, in welchem ein langer Mann allein oben an einem Tische arbeite, darauf komme ein noch geräumigeres als die zwei frühern Zimmer, worin Kästen und eine lange Tafel stehen, es sey auch eine längliche Kiste darin. An einem der Kästen, der der Eingangsthüre am nächsten, stehe die Thüre halb offen. Alle diese Kästen und Kisten gehen jenen Mann nichts an. Dagegen stehe oben an der Tafel etwas, das sie nicht benennen könne, auf diesem liegen Papiere in drei Haufen. Der Haufe rechts gehe den gedachten Mann nichts an, die zwei andern Haufen gehen ihn an. Im mittlern, etwas unter der Mitte, sey das Papier enthalten, dessen Bild jener Verstorbene ihr vorhalte.

„Kerner hatte hierin meine Wohnung und mein Amtszimmer erkannt, und es wurde ihm sogleich von mir bestätigt, daß ich am gedachten Nachmittag und Abend bis 8 Uhr auf der bezeichneten, mir sonst ungewöhnlichen Stelle gearbeitet habe und allein gewesen sey, auch daß ich Abends einmal in das dritte, das Gerichtssitzungszimmer, gegangen sey, und das Halboffenstehen des Bibliothekkastens wahrgenommen hatte. Er ersuchte mich, ihm die Musterung der bezeichneten Schrift zu erlauben. Ich begab mich mit ihm an diese Akten, sagte ihm aber sogleich, daß, da alle Akten, welche hier vorliegen, bloß im Laufe des Gantverfahrens durch die Partien beigebracht seyen, ich darin kein von K. herrührendes Blatt vermuthen könne. Dagegen zeigte ich ihm zwei auf dem dritten Aktenhaufen liegende Fascikel, welche Originalakten von K. enthielten. Wir

durchſuchten dieſe, fanden das bezeichnete Papier nicht, und Kerner verließ mich nun mit der Aufforderung, Abends um 7 Uhr ſelbſt zu Frau H. zu kommen, wo ſie dann ſchon magnetiſch ſchlafe.

„Ich traf ein. Sie fing, nachdem ſie ſich mit ihrem Krankheitszuſtand beſchäftigt hatte, wieder mit der Geſchichte jenes Mannes an, der noch immer traume und in ſie dringe, doch auf das Papier zu helfen. Sie klagte den Arzt des unvollſtändigen Nachſuchens an, beſchrieb wieder das Papier und den Ort, an welchem es liege, wie früher, und beharrte darauf, daß es noch (ſie ſehe es) an demſelben Platz, mit ſtarkem grauen Papier umſchlagen, unter andern Papieren liege.

„Ich hatte die Sache nicht weiter berückſichtigt, aber den 31. Dezember Morgens ſchickte ich dem Gerichtsnotar einen groſſen Theil der zuoberſt gelegenen Akten des zweiten und dritten Haufens zu der Fertigung der Gantverweiſung zu, und den (jenen Mann nichts angehenden) erſten Haufen, welcher Pflegrechnungen enthielt, die mir ad revidendum eingeſchickt waren, hatte ich zur Bearbeitung am gleichen Morgen anderwärts hin befördert.

„An demſelben Tage Nachmittags kam Kerner zu mir, um noch genauer nach den Akten zu ſuchen, weil die H. durchaus darauf dringe, um von der ſie quälenden Erſcheinung los zu werden. Ich legte ihm die übrig gebliebenen, aus ihrer urſprünglichen Lage nicht verrückten, ſämmtlichen Aktenfaſcikel in ihrer Reihe vor. Wir durchgingen alle Blätter und ſiehe da, in dem Faſcikel, welcher in dem zweiten Aktenhaufen nach der urſprünglichen, der Aktenverſendung an den Notar vorangegangenen Lage etwas unter der Mitte der ganzen Höhe gelegen hatte und in grauen Umſchlag gehüllt war, befand ſich das Blatt mit allen von ihr genannten Kennzeichen als Beilage eines im Jahre 1820 von Seite Fs. eingereichten Liquidations-Receſſes, den der Konſulent Dr. F. in Stuttgart verfaßt hatte. Kerner, nachdem der Fund

geſchehen war, verließ mich, mit der Bitte, Abends die Schlafwache zu beſuchen und ihrem Geſpräche über den fraglichen Gegenſtand wieder anzuwohnen.

„Ich kam, ehe ſie magnetiſirt war, was bald geſchah, und ſie begann, nach ihrer Krankheitskritik, wieder von jenem Manne, und fand ihn getröſtet. Das Papier muß aufgefunden ſeyn, ſagte ſie, aber nun deute er immer aufs mittlere der erſten Zeile, er wolle wohl auf dieſes Buch deuten. Es hieß nämlich die gedachte erſte Zeile im Original:

„Ins Geheimbuch einzutragen.“ —

„Ich ſchalte hier ein, daß ich, ehe ich von Hauſe weggegangen war, um ein deſto feſteres Kriterium des Wiſſens der Frau H. zu erhalten, die über dem fraglichen Faſcikel gelegene Faſcikel auf den dritten Hauſen hinüber umgelegt, dann den fraglichen Faſcikel aufgebunden, die dem beſchriebenen Blatt vorangegangenen Aktenſtücke auch hinübergelegt und ſomit bewirkt hatte, daß das Blatt ganz offen vorlag, was bloß ich allein wußte. Auf die Frage des Arztes, ob das Blatt wirklich gefunden ſey, und ob es noch an derſelben Stelle liege ꝛc., gab ſie nach kurzem Verſenken ihrer Sinne an:

„Die Papiere ſind nicht mehr alle da, der erſte Hauſen iſt gar nicht mehr da, und die andren Papiere liegen auch nicht mehr ſo. Ey! und was iſt denn das? da liegt ja das Papier offen, das der Mann in der Hand hat!“

„Nun begann ſie in Jammertönen ſich über die Wittwe des Mannes zu ergießen, wenn ſie das thäte.

„Sie meinte hierunter, da ſie die große Sünde des Schritts, das Verſcherzen der Seligkeit ꝛc. mit vorſtellte, offenbar die Leiſtung des Manifeſtations-Eids unter Ablängnung des Geheimbuchs, ohne je (wie auch ſonſt) den Namen zu benennen.

„Somit endete ſich jener Abend, und vom Weiteren war ich nicht Zeuge.

„Sie ſchrieb an einem folgenden Abend ſelbſt im magnetiſchen Schlaf einen Abmahnungsbrief an die Frau. Aber wo das Geheimbuch ſey, darüber ſprach ſie ſich nie aus, und, da gerade eine Vereinigung der Handlung von F. mit der Wittwe von K. in jene Zeit fiel *), ſo drang man auch nicht weiter von Seite des Arztes in ſie, zumal ſie erklärt hatte, die Anſchaffung des Geheimbuchs würde ſie auf ſieben Tage in ihrem Krankheitszuſtand zurückſetzen. Ks. Erſcheinung hörte nach und nach auf.

„Wenn nun auch der Unglaube Alles für Eingebung und Anſtiftung von der Seite Fs., um den Relikten Ks. einen Popanz zu machen, anſehen möchte, ſo bliebe jederzeit hiedurch nicht erklärlich: **)

1) das nur mir allein bekannte Sitzen an einer mir ſonſt ungewöhnlichen Arbeitsſtelle am letzten Chriſtfeiertag;
2) das ganz zufällige, ſonſt nicht ſtatt gefundene Offenſtehen einer Kaſtenthüre, in dem durch jene Woche ganz ungeheizt und außer von mir und meinen Incipienten unbetreten gebliebenen Gerichtszimmer;
3) das ſichere Beſtimmen der Lage des Faſcikels, der nicht einmal in ſeiner richtigen Zahlenfolge ſich befand;
4) die Bezeichnung der kleinen und ſehr alten Einbeugung des Papiers auf dem fraglichen Blatte, welche ſich doch gewiß im J. 1820 auf der etwa von den Exhibenten zurückbehaltenen Abſchrift des Blatts Nie-

*) Dieſe Vereinigung war mir damals ganz unbekannt.
Kerner.

**) Hier muß ich wie oben bemerken: daß nur ich weiß, daß Herr K. an Frau H. nicht den mindeſten Theil nahm, bis ſie ſchon mehrere Tage von jener Erſcheinung geſprochen hatte, wo er dann erſt auf meine Erzählungen und Bitten ſich zu ihr begab, ihre Ausſagen mit Verwundern hörte, für dieſe Kranke aber auch kein weiteres Intereſſe mehr zeigte, und nur ſpäter ein paarmal noch zu ihr kam. z. B. bei den im 1ſten Theile angeführten Verſuchen mit Trauben.
Kerner.

mand notirt hat. Auch iſt es von da an meines Wiſſens der Partei nicht mehr mitgetheilt worden.“

Die von Frau H. über den K. in ihrem magnetiſchen Zuſtand gemachten Aeußerungen konnte wohl bei dem hieſigen Publikum der Zufall nicht entſtellen, daß am 5. Januar 1827 eine Vereinigung zwiſchen dem Unterzeichneten und einem nahen Verwandten von der Wittwe des K. unter der letztern Vermittlung zu Stande kam: eine Vermittlung, die ſchon bei der Urtheilspublikation in der Gantſache des K. auf dieſe Zeit beſtimmt wurde, weil der entfernt ſich aufhaltende Verwandte erſt bis dahin hieher kommen konnte. Dem hieſigen Publikum war es auch wohl bekannt, daß der Unterzeichnete mit Frau H. nie, auch nur die entfernteſte Bekanntſchaft hatte, und daß er ſie auch vor dem 25. Sept. 1826, wo ſie ſchon längere Zeit von jener Erſcheinung geſprochen haben ſoll, noch nie geſehen hatte, theils weil ihn dieſe Frau und ihre Krankheitsumſtände, die ihm als ſehr abſchreckend geſchildert wurden, nicht berührten, er ſich auch nicht ohne Veranlaſſung des Arztes berufen fühlte, eine ihm unbekannte Kranke zu beſuchen, theils aber auch, weil der Miethsmann N. dieſe Kranke mit ihrem Perſonal in ſeine Miethswohnung aufgenommen hatte, ohne mit dem Unterzeichneten, als dem Eigenthümer, vorher darüber eine Rückſprache genommen zu haben.

Dagegen war man in entfernten Gegenden geſchäftig genug, das Unerklärliche der Erſcheinung der Frau H. auf Rechnung jener zufällig in ſolche Periode gefallenen Vereinigung zu entſtellen. Diejenigen aber, die dieſen Vorfällen näher ſtanden, wiſſen, daß der Unterzeichnete von jenem 25. Dez. 1826 an nur noch ein paarmal bei Frau H. in den zwei Jahren ihres Hierſeyns war, daß er jedesmal noch andere Perſonen bei ihr traf, und er in jenen Stunden, wo Frau H. von der Erſcheinung des Ks. ſprach, einzig nur den ſtummen Zuhörer machte.

Zum Ueberfluſſe iſt noch zu bemerken: daß ja auch das, was die Erſcheinung von Frau H. begehrte, in gar keiner Beziehung mit jener Vereinigung des Unterzeichneten ſtand, dieſe in jedem Falle vor ſich gegangen wäre, und nur von Auswärtigen, falſch Berichteten, damit in Verbindung geſetzt werden konnte.

Kameralverwalter Jetzer
zu Weinſperg.

Zweite Thatſache.

Bei den oben angeführten Erſcheinungen zu Oberſtenfeld wurde mehrmals bemerkt, daß man im Hauſe der Frau H. daſelbſt öfters metalliſche Töne wie von einem Triangel hörte, auf welche dann von ihr und auch manchmal noch von andern Perſonen ihrer Familie und namentlich von ihrem Vater und von ihrem Bruder, ein Geiſt in weiblicher Tracht erblickt wurde, der zuletzt mit einem Kinde auf dem Arme erſchien, und ganz trauernd blickte. Mit dieſem nun in Verbindung ſcheint nachſtehende Erſcheinung zu ſtehen.

Abends 7 Uhr am 6. Okt. 1827, als ich und einige andere Perſonen bei Frau H. im Zimmer waren, ging auf einmal die Thüre des Vorzimmers von ſelbſt auf und wieder zu. Wir ſahen ſogleich nach, aber es war nirgends ein Menſch zu ſehen, der dieß hätte thun können. Kurze Zeit darauf hörte man in der Luft des Zimmers, in dem wir waren, ganz deutlich eigene metalliſche, faſt melodiſche Töne, die einige Minuten andauerten, es wurde aber keine Erſcheinung erblickt. Am 7ten halb 12 Uhr Morgens hörte man wieder die gleichen Töne in der Luft des Zimmers, in dem außer der Frau H. noch eine Perſon war, und Frau H. ſah bald darauf die Geiſtergeſtalt einer Frau an der offenen Thüre, die vom Vorzimmer in ihr Zimmer führte, vorübergehen. Die Geſtalt war lang, hager und noch nicht alt, und ſchien ihr mit einem braunen Rock bekleidet, der äußerſt viele Falten

hatte. Ueber den Kopf hatte sie die allen weiblichen Geistern gemeine Verschleierung.

Am 11. Oktbr. geschah das Gleiche, nachdem man vorher wieder jene klingenden Töne vernommen hatte; es waren Töne wie mit einem kleinen Triangel. Frau H. hörte da die Gestalt langsam und deutlich sagen: „wer so im Dunkeln sitzt wie ich, der hat große Qual.“ Am andern Tage kam die Geistin wieder, und trat weiter in das Zimmer herein, sprach aber nichts.

In der Nacht vom 15ten auf den 16ten wurde Frau H. auf einmal erweckt, und erblickte dann einige Schritte von ihrem Bette die Geistin. Sie sprach zu ihr: „ich will selig werden, wie soll ich es machen? Ich weiß, daß ich nur durch den Erlöser selig werden kann, weiß aber nicht wie ich ihm mich nahen soll.“ Frau H. antwortete ihr: „durch ein anhaltendes demüthiges Gebet und Flehen um Gnade und Vergebung deiner Sünden.“ Hierauf ging sie.

In der Nacht vom 31. Oktbr. gegen 1 Uhr kam die Geistin wieder und sagte: „willst du jetzt mit mir beten?“ Sie hatte die Hände kreuzweis über einander gelegt. Frau H. erkannte jetzt in ihr die Geistin, die sie öfters vor Jahren zu Oberstenfeld gesehen, wo sie ein Kind auf dem Arme trug und in Begleitung eines männlichen Geistes kam.

Es wandelte sie Furcht an, und sie sagte zu ihr: „ich kann so nicht mit dir beten (sie meinte so mit ihr selbst), bete du für dich: ich glaube daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w.“ Hierauf wurde sie ihrem Aussehen nach traurig und ging.

Frau H. erinnerte sich nun auch, daß die gleichen Töne zu O. jedesmal vor ihrem Erscheinen und auch hie und da ohne dasselbe gehört wurden.

In der Nacht vom 1. Novbr. kam dieselbe Geistin wieder und fragte Frau H. etwas, das sich auf den Geist bezog, mit dem sie ihr früher in O. erschienen war, allein Frau H. konnte sich Morgens dieser Frage durchaus nicht mehr genau erinnern.

In der Nacht vom 27sten auf den 28sten kam dieſel e wieder und ſagte, ſie ſollte mit ihr beten, aber ſie that es nicht. Als ich ſie um die Urſache fragte, ſagte ſie mir, es kommt ihr vor, als ſey dieſelbe noch nicht in dem Zuſtand, wo es etwas nützen würde, und ſie würde zu ſchädlich auf ihre Geſundheit einwirken. Frau H. hatte Furcht vor ihr.

Abends 7 Uhr am 30. November, als ihre Eltern und ihre Geſchwiſter zu Oberſtenfeld im Zimmer ſaßen, ſah auf einmal ihr Bruder an der zur Kammer führenden offenen Thüre dieſe Geiſtin vorübergehen. Sie wurde von ihm und dem Vater auch ſchon vor Jahren, wie ſchon bemerkt, öfters geſehen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Dezbr. kam ſie wieder hieher, die Arme kreuzweis über die Bruſt geſchlagen, und ſah Frau H. trauernd und ſtumm an.

Als ſie einige Tage darauf Abends wieder erſchien, erblickte auch das Kind der Frau H. die Geiſtin. Es lächelte zuerſt, wie auf eine Bekannte auf ſie hindeutend, legte ſich aber dann ſchnell und furchtſam auf die Schulter der Perſon die es trug zurück. Wahrſcheinlich war dem Kinde dieſe Erſcheinung von O. aus bekannt.

In der Nacht vom 13. kam die Geiſtin und hatte nicht mehr ihr voriges Gewand, ſondern einen lichten weißen Faltenrock an. Sie ſprach: „die Zeit iſt gekommen, woran ich erkenne, daß Jeſus Chriſtus iſt wahrhaftiger Gott vom Vater u. ſ. w. Frau H. ſagte: „welche Zeit iſt dieß?“ und ſie antwortete: „es iſt die Zeit, wo wir die Seligen die Feſttage feiern ſehen, und die jetzt dort ſchon begonnen werden. Ich weiß jetzt, daß alle Menſchen nur durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ſelig werden können, aber ich betete den St. Anton an. Bete du mit mir zur Stärkung meines Glaubens!“ Frau H. betete nun mit ihr ein Gebet aus dem Herzen, das die Geiſtin knieend nachſprach.

Unter jenen Festtagen verstand die Geistin wohl die jetzt erscheinenden Christfeiertage.

Von da an erschien diese Geistin nicht mehr bei Frau H., und wurde auch zu Oberstenfeld in jenem Hause nicht mehr gesehen und gehört, wie es überhaupt in diesem Hause von solchen unerklärlichen Tönen seit Verschwinden jener Geister ganz stille ist.

Dritte Thatsache.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1827, als Frau H. gegen 12 Uhr wachend im Bette lag und gerade Wasser trank, ging die Thüre auf und zu, und es trat ein Geist in Gestalt eines dreißigjährigen Mannes, in einem langen offenen Rock, mit großen breiten Knöpfen, kurzen Hosen, Wickelstrümpfen und Schuhen mit Schnallen, einem Halstuch das mit einem Knopf geknüpft war und in zwei langen Lappen herunterhing (also in der ältern Bauerntracht), zu ihr und sprach: „du mußt mit mir in meinen Stall hinunter!" Sie fragte: „wo ist der?" Er sagte: „bei des Werkmeisters Haus, ein altes großes Haus!" Hierauf ging er wieder zur Thüre hinaus, indem er (ihr sichtbar) die Thüre auf und zumachte. Sein Aussehen war schwarzgrau. Sie sagte: „seine Sprache und Aussehen war ganz plump, und ich meine, die mehr oder weniger äußere Bildung, die man auf der Erde erhalten, nimmt man doch auch in das Geisterleben durch den Nervengeist mit."

Am 21sten Abends 9 Uhr zupfte es immerwährend, auch Andern sichtbar, an den Bettstücken der Frau H., und unter dem Tische hörte man Töne wie von einem Hunde. Die Nacht über zupfte es ebenfalls, bald da bald dort, an ihrem Bette, auch hörte man im Zimmer Tritte wie die eines Menschen. Nach 10 Uhr ging die Thüre hörbar auf und zu, und der Geist des Bauern trat wieder ein. Er stund nur kurze Zeit stumm vor dem Bette der Frau H. und ging dann wieder zur Thüre, die er erbffnete, hinaus.

Am 22. Abends 7 Uhr, als Frau H. allein im Zimmer war, kam jener Geiſt des Bauern wieder zur offenen Thüre herein und führte eine Weibsperſon von ungefähr 23 Jahren an ſeiner linken Hand, die wie er die Tracht einer Bäuerin hatte. Als ſich die Geiſter dem Bette der Frau H. näherten, wandte ſich Frau H. auf die andere Seite, ſie nicht länger zu ſehen, und verfiel in einen heftigen allgemeinen Krampf. Als ſie ſich aus demſelben wieder erholte, erzählte ſie mir die Erſcheinung und ſagte mir: ſie wiſſe nicht warum, aber ſie habe mit dieſem Weibsbilde groſſes Mitleiden, fürchte ſie aber ſo ſehr, daß ſie aus Furcht ſie wieder zu ſehen, nicht mehr allein bleiben wolle.

Am 27ſten Nachmittags 2 Uhr, als Frau H. am Fenſter geſtanden und wieder ins Zimmer ſah, ſtand auf einmal der Geiſt des Bauern mit dem weiblichen Geiſte vor ihr und ſagte: „jetzt komme ſogleich mit mir in meinen Stall!“ Sie fragte: „was ſoll ich dort thun? was iſt dort?“ Hierauf ſprach der weibliche Geiſt in einem äuſſerſt kläglichen Tone: „wir haben ein Kind ermordet und es im Stalle vergraben, wodurch ich nachher geſtorben bin; der hat die Schuld,“ und dabei deutete ſie auf ihren Begleiter. Frau H. wollte weiter fragen, aber da gingen die Geiſter. Sie ſagte mir: die Geſtalt des Weibes ſey dunkelaſchgrau, ihr Kopf ſey mit einem Tuche auf die Art verſchleiert, wie ihr alle weiblichen Geiſter erſchienen, ſie habe einen Kittel und Rock an. Der Kittel habe ringsum Lappen. Der Bauer habe ein Käppchen auf, rund, vornen mit einem aufgeſchlagenen Stülp.

Am 1. Auguſt Vormittag 9 Uhr kam der Geiſt des Bauern mit ſeiner Begleiterin wieder. Sie traten vor ihr Bette und der Geiſt ſeufzte tief und laut. Das Ausſehen beider war äuſſerſt traurig.

Am 3. Auguſt Morgens 8 Uhr kamen dieſe Geiſter wieder ſtumm zu ihr, da unterſagte ſie ihnen mit feſtem Tone wieder zu ihr zu kommen.

Dieſe Erſcheinung verurſachte ihr gröſſere Bangigkeit als die der andern. Ihre jetzige Wärterin, ein Mädchen

von Verstand und Bildung, das zwar nicht fähig ist die Geister zu sehen, fühlte jedoch immer hauptsächlich das Erscheinen und die Anwesenheit dieser zwei Geister durch eine Anwandlung von besonderer Beängstigung, wenn sie auch von deren Anwesenheit durch die Kranke, die ihr dieselbe immer geflissentlich zu verbergen suchte, nichts erfuhr.

Am 3. Nachts 2 Uhr kamen diese Geister wieder. Frau H. faßte sich und befragte sie noch näher um den Mord des Kindes, da antwortete der weibliche Geist heftig und wie erzürnt: „ich nahm ein Gift ein, um das Kind in mir zu tödten, kam im Stalle nieder, dort begrub dieser das Kind, mich aber fand man nah in einer andern Scheuer todt. Als sie noch einmal an Frau H. das Begehren machten, sie solle mit ihnen in den Stall gehen, befahl sie ihnen wiederholt von ihr zu weichen. Sie gingen, kamen aber in der Nacht vom 6ten auf den 7ten wieder. Da sagte die Bäuerin: „siehe uns arme Verlorne an, schaffe uns Linderung in unsrem Schmerz", worauf sie antwortete: „wendet euch zu dem Herrn eurem Erlöser, der nur kann euch helfen!" Hierauf gingen sie wieder. In der andern Nacht kam die gleiche Erscheinung und der Bauer sprach: „du mußt hinunter in meinen Stall, da mußt du zwei Schritte von dem Trog nachgraben und die noch wenigen Gebeine unsers Kindes auf den Kirchhof bringen." Sie aber wies sie wieder an den Erlöser und zum Gebet. Das gleiche Begehren richtete der Geist am 8ten Abends 8 Uhr an sie, und sie antwortete das Gleiche.

In der Nacht vom 12ten hatte Frau H. bei einem heftigen Winde die heftigsten Kopfschmerzen. Gegen 12 Uhr, als sie gerade in diesen lag und die Thurmglocken Brand in einem nahen Orte verkündigten (wo also anzunehmen ist, daß ihr Geist eine ganz andere Richtung hatte), kam der Bauerngeist und seine Begleiterin, und letztere trug ein in alte Lumpen gehülltes Kind, von dem nur der Kopf sichtbar war, in den Armen. Der Bauer sprach: „Ich Nikolaus Pfeffer, bin der Verführer dieser und der Mörder des Kindes, so knie nun hin und bete mit uns!" Sie sagte: „das

kann ich jetzt wegen großer Kopfschmerzen nicht.“ Hierauf erwiederte der Geist: „binde deinen Kopf kreuzweis und mache mit deinen beiden mittleren Fingern drei Kreuze auf ihn.“ Dieß wollte sie thun, machte es aber falsch, und der Geist zeigte ihr dann an seinem eigenem Kopfe, wie sie es machen solle. Als sie es so gethan hatte, wich der Schmerz, und es blieb nur noch Betäubung. Die Geister knieten nieder, und der weibliche hielt knieend das Kind in den Armen. Sie betete nun mit ihnen eine Stunde lang. Nach dem Gebete sagte der Geist wieder: „Grabe doch nach, wo das Kind begraben liegt“, und dann gingen sie. Sie sagte mir: sie sehe jedesmal in ihren Ausdrücken, wie es ihnen während des Gebetes leichter werde.

In der Nacht vom 13. August kamen diese Geister wieder, aber ohne das Kind, und beteten mit ihr.

Am 14ten Nachts traten diese Geister in Begleitung eines alten ganz schwarzen Mannes ein, und wie sie sprechen wollten, trat dieser vor sie hin und hielt ihnen beiden den Mund zu. Frau H. erschrack und verfiel in Krämpfe.

In der Nacht vom 15ten kamen sie wieder, der schwarze Mann stand im Hintergrunde. Sie knieten an ihrem Bette nieder und sie betete mit ihnen eine Stunde lang. Sie fragte da den Geist: was dieser schwarze Alte zu bedeuten habe, und was er gewesen sey? Er antwortete ihr: „das sey derjenige, der ihm das Mittel zur Tödtung des Kindes angegeben.

Als sie am 21sten Nachts wieder zum Gebete kamen, fragte sie den Geist auf mein Ersuchen Folgendes: „bist du in des Werkmeisters Haus selbst gewesen, oder in einem andern, sage mir dieß und den Stall genau.“ Er antwortete: „nicht in des Werkmeisters Haus selbst, aber nahe in einem alten großen Hause, in dem Stalle rechter Hand. Zwei Schritte vor dem Trog, wo er unten ausgeht, haben wir es begraben.“

Sie fragte noch: „wer war denn eigentlich jener schwarze Alte und was will er? er antwortete: „es ist ein alter Schwarzkünstler aus einem nah gelegenen Orte, er gab mir

die Kräuter, womit ich die böse That verübte und will in seinen Sünden auch jetzt noch verhindern, daß wir es sagen sollen.“

Am 17. Dez. 1 Uhr Nachts kamen dieselben Geister wieder zu ihr zum Gebete. Sie fragte da die Geistin nach ihrem Namen, aber sie seufzte nur tief und sprach nichts. Sie fragte den Geist, wann er wieder komme, und er antwortete: in sieben Tagen.

In der Nacht vom 24sten schlief neben der Wärterin noch ein sehr braves, unbefangenes, wahrheitliebendes Mädchen von Löwenstein in dem Zimmer der Frau H. Dasselbe wußte zwar, daß Frau H. schon öfters Besuche von Geistern erhalten, aber durchaus nichts Einzelnes und namentlich davon nicht eine Sylbe, daß der Frau H. der Geist eines Bauern in Begleitung einer weiblichen Person erscheine. Sehr verwundert erzählte mir diese Person am Morgen, noch ehe sie mit Frau H. darüber gesprochen hatte, Folgendes: „ich hatte Nachts das Zimmer völlig verschlossen, und wir gingen zu Bette. Ich schlief neben der Wärterin, im gleichen Bette derselben (das einige Schritte von dem der Frau H. stand) ein. Gegen ein Uhr erwachte ich dadurch, daß die Thüre laut auf und zuging, und da sah ich zwei Gestalten zur Thüre herein an das Bette der Frau H. gehen. Ich hörte sie nicht gehen, sie kamen ganz leise daher, liefen aber wie Menschen. Es war ein Weibsbild und ein Mann. Das Weibsbild sah grau aus, der Mann schwärzer als sie. Das Weib hatte ein Kind auf dem Arme, das sehr klein war und auch grau aussah. Das Köpfchen und der Hals des Kindes waren ganz bloß, das übrige war mit Lumpen umwickelt, und das Weib hatte um das Kind die Arme gebreitet. Der Mann hatte einen Rock an und kurze Hosen, er war mittlerer Größe, aber etwas größer als das Weib. Sie sprachen, und Frau H. auch. Ich hörte beide sprechen, sie hatten eine feinere Stimme als gewöhnliche Menschen, sprachen aber deutlich, aber Morgens wußte ich nicht mehr mit Bestimmtheit, was sie sprachen. Ich war gar nicht erschrocken, hätte aber auch nicht sprechen kön-

nen, ich mußte nur immer auf das Kind hinschauen. Sie waren lange da, endlich gingen sie, und die Thüre klappte wieder laut zu.

(Nun beschrieb sie den auf diese gekommenen Geist des Jägers, wie in der Geschichte dieses zu lesen ist.)

„Von all diesen Gestalten", sagte sie, „sah ich die Bildung wie von Menschen, aber die Haut kam mir ganz rauh vor, wie mit Sandkörnern bestreut und schwarz; auch das Kind hatte so eine Haut."

Frau H. bestätigte diese Erscheinung. Ich fragte sie: ob sie nicht auch wie jene andere Person bemerke, daß die Geister eine ganz rauhe, wie mit Sandkörnern bestreute Haut haben, worauf sie sagte: es scheine dieß nur so, es sey keine Haut, sondern das Wolkige ihres Bildes. Eine Wolke komme einem auch nicht glatt vor, wenn man in sie schaue, sondern wie zusammengeronnen, und dann meine sie, daß dieses Mädchen die Geister dunkler sehe als sie. Sie bemerkte ferner: daß sie, im Fall eine solche Geistergestalt vor das Nachtlicht trete, nie das Nachtlicht durch dieselbe durchleuchte, aber dennoch bemerke sie nie, daß ein solcher Geist einen Schatten werfe.

Diese zwei Geister kamen nun noch in verschiedenen Nächten zu ihr, immer zum Gebete, sie hatten aber nicht mehr die gewöhnliche Kleidung an, sondern ein helles Faltengewand, und ihre Gestalt war heller und leichter. In der Nacht vom 14. Oktober sagte der Geist: „nun komme ich nur noch einmal." Dieß geschah in der Nacht vom 24. Oktober. Sie wachte Nachts 12 Uhr, da kamen die zwei Gestalten und sagten beide wie aus Einem Munde: „wir kommen das letztemal und nehmen Abschied von dir." Frau H. fragte sie: wo sie jetzt hinkommen, und sie antworteten: „in einen bessern Ort, der schon eine Seligkeit, doch keine hohe, ist." Sie schwebten hierauf dahin und erschienen nicht mehr.

Was den vom Geiste angegebenen Namen betrifft, so ist derselbe zwar kein Name einer hiesigen Bürgersfamilie, aber

wenige Stunden von hier befinden sich Bauernfamilien, die diesen Namen führen. Sehr gerne hätte ich (was auch Frau H. wünschte) eine Nachgrabung nach den Gebeinen jenes Kindes vornehmen lassen, allein theils war das Haus mit jenem Stalle durch die Erscheinung nicht bestimmt genug bezeichnet, theils wurde ich dadurch verhindert, daß die Hausbewohner (und namentlich der, dessen Haus ich als das angegebene vermuthete), in der Meinung, ihr Haus komme dadurch in den Ruf, als gehe in ihm ein Geist, eine solche Untersuchung nicht zugegeben hätten.

Auch bei diesen Geistern sehen wir eine Anhänglichkeit an ein irdisches Vorurtheil, eine ängstliche Bekümmerniß um die ordentliche Bestattung der Ueberreste jenes Kindes. Ihr Begehren an Frau H. war so lange, dieses zu ändern, bis sie sie belehrte, daß dieß allein sie nicht an ihrem Seligwerden verhindere. Es ging ihre Sorge anfangs zwar hauptsächlich, doch nicht einzig, darauf hin. Die Schwere der Schuld ihrer That hielt sie an die Erde und an jene Stelle gebannt, gleichwie den Geist nachstehender Geschichte, die Herr Professor Ehrmann von Straßburg im Eschenmayerischen Archiv mittheilt, und die ich wegen ihrer Aehnlichkeit mit obiger hier anführe.

„Vor einiger Zeit starb in Straßburg Herr Hofrath Lindner aus Königsberg, der sich lange in Riga aufgehalten hatte. Er zählte unter seine vertrauten Freunde den durch seine ausgebreiteten philosophischen, mathematischen, physischen und chemischen Kenntnisse ausgezeichneten Herrn Herrenschneider, Lehrer der königlichen Akademie in Straßburg, welcher Herrn Lindner bis an seinen, noch nicht gar lange erfolgten Tod besuchte und dessen Wahrheitsliebe verbürgt. Der Vater des letztern war Pastor in einem kleinen Orte in Pommern und hernach in Königsberg. Er hielt ein Tagbuch, worin er Alles aufzeichnete, was ihm Merkwürdiges begegnete. Dieses Buch, welches auch Amtsgeschäfte enthielt, soll noch in jenem Ort oder in Königsberg in den Händen seiner Familie sich befinden. In dasselbe hat,

nach Aussage des Herrn Hofraths, sein Vater, der Pastor Lindner, folgende Geschichte eingetragen, die jener kurz vor seinem Ende dem Professor Herrenschneider umständlich erzählte, aus dessen Munde ich dieselbe erhalten habe.

Herr Pastor Lindner schlief in einem Zimmer, durch dessen Kommunikationsthür mit seinem Kabinette oder Studirzimmer er in dieses gerade an den Ort sehen konnte, wo sein Schreibpult stand, auf welchem eine große Bibel aufgeschlagen lag. Mitten in der durch Mondschein erhellten Nacht erwachte Herr Pastor Lindner, und glaubte an seinem Pulte vor seiner Bibel einen Pastor in Amtskleidung stehen und in der Bibel blättern zu sehen. Er trug ein Kind auf dem Arm, ein anderes, etwas größeres, stand ihm zur Seite; Dieses kehrte ihm aber den Rücken. Herr Pastor Lindner traute seinen Sinnen nicht, rieb sich die Augen, setzte sich aufrecht und besann sich, ob er wirklich wache oder träume. Er versicherte sich endlich, daß er wirklich wachend wäre, und heftete seine Augen auf die Pultscene, die er deutlich sehen konnte. Als er nun dieselbe wieder gewahr wurde, rief er aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" worauf der erschienene Pastor auf ihn zuging und ihm die Hand bot, die er aber zu fassen nicht Muth hatte. Der Erschienene wiederholte dreimal die Einladung ihm die Hand zu geben: aber immer griff Hr. Lindner nicht darnach: worauf diese Vision verschwand.

Die Gesichtszüge dieses Luftgebildes hatten sich aber tief in das Einbildungsvermögen des erstaunten Sehers eingeprägt, und schwebten lebhaft vor seiner Seele, ob er gleich in der Folge nach und nach wenig mehr an diesen Vorfall dachte, und ihn fast ganz aus dem Gedächtniß fallen ließ.

Einst aber als er eine gottesdienstliche Handlung in der Kirche zu verrichten hatte, und etwas zu früh darin ankam, begab er sich in das Chor derselben und betrachtete die darin aufgehängten Gemählde. Indem er so eins nach dem andern musterte, wurde er von einem Bilde überrascht, das ihm eine vollkommene Abbildung des ihm erschienenen

Pastors in seiner an ihm beobachteten Amtskleidung darbot. Er erfuhr bald, daß dieses Gemählde das Ebenbild eines seiner Amtsvorfahren wäre, der vor ungefähr 40 bis 50 Jahren vor ihm in dem von ihm bewohnten Pfarrhause lebte. Niemand in der ganzen Pfarrei wußte mehr etwas von dem Urbild dieses Gemähldes zu sagen, als ein achtzigjähriger Greis, den Herr Lindner befragte, was man zu seiner Zeit von diesem Manne gehalten habe, als er noch am Leben war. Dieses alte Mitglied der Gemeinde, das den verstorbenen Pastor, den jenes Ebenbild vorstellt, wohl gekannt hatte, bezeugte, daß derselbe wohl ein geschickter Prediger war, jedoch im Ruf stand, mit seiner Magd gelebt, und etliche unehliche Kinder mit ihr erzeugt zu haben, von deren Schicksal man aber nichts erfahren habe.

Nach einiger Zeit mußte man in einer auf dem Erdgeschoße des Pfarrhauses befindlichen und von Herrn Lindner bewohnten Stube einen Ofen abbrechen. Die Arbeiter entdeckten unter dem Ofen eine Vertiefung, in welcher sich Gebeine von Kindern vorfanden. Sie erschracken nicht wenig über diesen Fund und riefen den Herrn Pastor herbei, der mit Erstaunen die stummen Zeugen des Missethäters erblickte und sie wegräumen ließ. Seit der oben beschriebenen Erscheinung hat sich der verstorbene Vater weder mit noch ohne seine Kinder je wieder blicken lassen.

Ehrmann,
Professor des protestantischen Seminariums zu Straßburg.

Eine ähnliche Geschichte ist die vom Pfarrhaus zu Mittelstadt, die protokollarisch aufgenommen seyn soll. Dort konnten in einem Stalle selbst die Thiere nicht mehr bestehen. Man hörte im Hause oft Frauentritte, und es schien, als verließe eine Person das Haus und ginge an den nahen Bach, um dort zu waschen. Endlich fand man bei einem Bauwesen in der Mauer des Stalls die Reste eines neugebornen Kindes.

Man vergrub ſie an einen andern Ort, von wo an es im Pfarrhauſe wieder ruhig wurde.

Vierte Thatſache.

Schon vor mehreren Jahren hörte ich, daß hier eine arme Nachtwächters-Familie ſehr über Anfechtung von Geiſtern klage, fragte aber dieſer Sache weiter nicht näher nach. Als Frau H. hier angekommen war und ihre Geſchichte mit dem Geiſte Ks. bekannt wurde, wurde ich von mehreren Seiten angegangen, Frau H. in ihrem Schlafe zu befragen, auf welche Art jene armen Leute wieder Ruhe erhalten könnten? Ich lehnte die Sache immer ab. Als aber endlich jene Leute ſelbſt zu mir kamen, und mir die Frau folgende Erzählung machte, fand ich mich nicht abgeneigt, von ihren Angaben einige Notiz zu nehmen.

„Bald als wir unſere jetzige Wohnung bezogen hatten,“ ſo erzählte die Frau, „ſah ich einmal in der Nacht, als ich wie ſchlafwachend im Bette lag, hinter meiner Bettſtatt zwei Weibsleute in alter Tracht mit kattunenen Schürzen und Pfälzerhauben hervorkommen. Ich hatte ſie nur einige Minuten im Angeſicht, da verſchwanden ſie wieder. In Katharinen-Nacht 1823 hatten wir Eheleute Verdruß. Ich dachte da immer an meine Mutter, die geſtorben war, ſie ſollte mich jetzt auch zu ſich nehmen. Ich weinte und betete: daß mich die Mutter jetzt auch zu ſich nehmen ſolle, da erſchien auf einmal vor mir etwas Hohes, Weißes, ſo weiß wie ein Tuch, aber ohne eigentliche Geſtalt. Ich dachte, es ſey meine Mutter, die mir jetzt erſcheine, es ſprach aber nichts und verſchwand. Nun bemerkte ich vier Wochen lang nichts mehr, bis in der Nacht vom erſten Advent, wo ich wegen Armuth und vieler Kinder wieder betete. Da erſchien dieſes Weiße, kam und verſchwand wieder. In der Chriſtnacht deſſelben Jahres bewegte es ſich, als ich im Bette ganz wach war, auf meiner Bruſt, außen auf der Decke meines Bettes, hin und her, gerade wie wenn ein Hund oder eine Katze ſich auf

der Bettdecke wälzte. Zu gleicher Zeit, obschon kein Feuer mehr im Ofen war, sah ich meine Ofenplatte ganz glühend, dann that es einen Knall und die Erscheinung verschwand. Von dieser Zeit an erschien mir immer, besonders in den Dienstags- und Freitags-Nächten, wenn ich ganz wach war, eine weiße Wolke, die sich einige Minuten vor meine Augen stellte und dann wieder verschwand. Bei Tag und bei Nacht hörte man in meiner Stube oft etwas Unsichtbares umhergehen und ein Knistern, wie wenn man Blätter im Lesen umschlüge.

Oft kommt, wenn ich ganz wach bin, Nachts aus der Ecke der Wand ein Glanz, rund wie ein Zinnteller, bleibt mehrere Minuten vor mir und meinem Mann stehen, und kehrt dann wieder nach der Wand zurück, aus der er kam. Einmal, als ich in der Nacht wieder völlig wach war, stand es ganz schwarz vor mir, so groß als vorher das Weiße. Es war mir, als legte sich eine Hand an die linke Seite meines Halses. Das Gefühl von dieser Hand war, wie das von einer brennenden Kohle. Die Erscheinung verschwand, und Morgens war die Stelle roth, entzündete sich Abends heftig, und bildete, noch jetzt sichtbare drei Mahle wie von Fingern. *) In der vorigen heiligen und in der Neujahrsnacht, als ich wach in der Stube saß, hörte ich eine Stimme, die sagte zu mir: Bete das Lied „O Jesu, wann soll ich erlöset doch werden," und den Spruch: „Schaffe in mir ein reines Herz." Oft höre ich, besonders in den Sonntagsnächten, ganz reine Stimmen singen, es läßt einen Knall, bald da bald dort, und nach meinem Manne warf es einmal vom Ofen her mit Speiß. Oft fährt es wie ein Wetterleuchten im Zimmer umher, und ohne daß außen oder innen ein Licht, auch nicht in der Nachbarschaft, ist, zeigt sich der Schein eines Lichtes am Boden oder an der Decke unserer Stube. Wenn wir Eheleute einigen Verdruß haben, oder im Unwillen ein Kind schlagen,

*) Diese Fingermahle, Narben wie von eingebrannten Fingern, hatte diese Frau auch wirklich am Halse.

ſo läßt ſich all dieſes Weſen lange nicht ſehen und hören, aber leben wir in unſerer Armuth miteinander im Frieden und beten nächtlich, da kommt es auf einmal wieder in unſere Nähe. Am letzten Freitag Nachts 1 Uhr, als ich im Bette in der Wohnſtube lag, wach, aber mit geſchloſſenen Augenliedern, ging auf einmal die Thüre meiner Kammer auf, und da trat ein Mann in einem grauen Kleide heraus, das am Rücken Falten hatte. An meinem Bette wandte er ſich gegen die Bank um. Auf der ſah ich einen Mann ſitzen in dunklem Kleide, den ich aber nicht ſo beſtimmt beſchreiben kann. Zu dieſem dunklen Mann ſprach der Weiße immer hin. aber mein Geiſt war zu ſchwach, zu verſtehen, was er ſprach. Es ſchien mir wie ein Vorwurf zu ſeyn, den er dem ſchwarzen Manne machte. An der Bettſtelle und der Bank hörte ich in dieſer Nacht mehrmals ein Klopfen und Kniſtern. — Sie ſagte auch noch (was merkwürdig iſt): wenn eine ſolche Erſcheinung kommt, fallen mir die Augenlieder zu, und ich ſehe ſie dann geiſtig. Iſt die Erſcheinung vorüber, ſo geben mir alsdann auch die Augenlieder wieder auf. Einmal war's mir in meinem Gärtchen, als würde ich an einen Ort gewieſen, und da fand ich einige Groſchen, von denen ich aber nur zwei mitnehmen konnte." — Ich gab dieſer Frau einen natürlichen kleinen Magnet in die Hand, worauf bald nicht nur ihre Arme, ſondern auch ihre Füße, in heftige konvulſiviſche Bewegungen geriethen.

Dieſe Frau iſt 40 Jahr alt, klein, ſieht ſchwächlich aus, und hat einen eigenen, ganz ſonderbaren Blick. Sie hat ſechs Kinder, meiſtens noch klein, von denen die zwei kleinſten das Sonderbare haben, daß das eine, das ältere, beſonders den Haaren nach, ſo ſchwarz wie die Nacht, das jüngſte, welches, der Ausſage der Mutter nach, auch dieſe Geiſter ſehen ſoll, blond und weiß wie der Schnee iſt. Dieſes wollte, wie die Mutter ſagt, der Geiſt ſchon öfters aus dem Bette nehmen und wie küſſen. Ich ließ es nun mehrere Wochen, und zwar bis zum 10. Februar, anſtehen, bis ich von den Erſcheinungen jenes Weibes mit Frau H. ſprach. Am Morgen

des 10. Febr. 1827 erzählte ich ihr Einiges davon, und da sie Verlangen bezeugte, dieses Weib selbst zu sprechen, hauptsächlich deßwegen, weil sie in ihren Erscheinungen und namentlich in den hörbaren Ankündigungen derselben, Aehnlichkeit mit ihren eigenen fand, so brachte ich das Weib am Nachmittage dieses Tages selbst zu ihr, und sie erzählte ihr nun ihre Anfechtungen, wie sie mir dieselben erzählt hatte. Dem Weib wurde es in der Nähe der somnambülen Frau ganz leicht, diese aber suchte besonders ihren Blick zu vermeiden, weil er ihr, wie sie nachher sagte, ein sonderbares Gefühl verursache.

An diesem Abend verfiel Frau H., wie sie voraus bestimmt hatte, in magnetischen Schlaf, und als ich sie in diesem um die Erscheinungen jenes Weibes befragte, sagte sie: „dieses Weib lügt nicht, sie sieht jene Geister. Sie ist immer, ohne es zu wissen, in einem halbwachen Zustande. Man muß ihr ein Amulet von sieben und fünf Lorbeerblättern (und so muß man sie zählen) anhängen, und sie wird diese Geister mehr sehen — — — Würde man ihr sieben Beere vom Lorbeerbaum anhängen, so müßte sie schlafen, aber das wäre wegen ihres Mannes nicht gut, es würde ihr Vorwürfe von ihm verursachen.“

Am Morgen des andern Tages brachte ich dem Weibe das von Frau H. verordnete Amulet und rieth ihr, es sogleich anzuhängen, es werde ihr Hülfe bringen. Diese sagte mir: seit sie bei jener Frau gewesen, sey es ihr gar zu leicht, sie meine, sie habe dort Alles zurückgelassen.

Am andern Morgen sagte mir Frau H. und ihre Wärterin: daß man heute Nacht mehrmals ein Klopfen an der Bettstelle und am Tische gehört, und es gewesen sey, als rutsche Jemand durchs Zimmer. Auch in der Nacht vom 12. bis 13. Februar hörte man das Gleiche.

Am Morgen des 13. Februars ging ich zu jenem Weibe, um nach der Wirkung des Amulets zu fragen. Sie sagte mir: daß in der ersten Nacht, in der sie das Amulet umgehabt, eine unsichtbare Hand an ihm immer gerissen habe.

Sie zeigte mir an meinem Halſe das Gefühl, das ſie dadurch empfunden. Seit dieſer Zeit hörte ſie kein Klopfen mehr, als hätten ſich die Geiſter wo anders hingewendet. Ihr Mann habe ihr dieſen Morgen das Amulet vom Halſe geriſſen, weil er ſich immer Hoffnung mache, durch Erlöſung der Geiſter Geld zu erhalten, und er mache ihr jetzt Vorwürfe, daß ſie das Amulet umgehängt, das die Geiſter werde vertrieben haben.

Der Mann war auch, als ich eintrat, ſogleich zornig aus dem Zimmer gegangen, und die Frau geſtand mir, daß ſie eben der Meinung ſeyen, daß in ihrem Häuschen Geld verborgen liege. Sie hätten die Anfechtungen dieſer Geiſter nun ſchon ſo lange ertragen, und möchten nun auch durch Erhebung eines Schatzes, der in ihrem Häuschen gewiß liege, den Gewinn haben.

Es war umſonſt, ihr den Gedanken an einen Schatz aus dem Kopfe zu bringen, ſie blieb darauf und beharrte auch, das Amulet nicht mehr anzuhängen. Frau H. erzählte ich dieſen Vorfall, nach welchem ich zu jenem Weibe nicht mehr ging.

Am 15. Febr. im magnetiſchen Schlafe verordnete ſich Frau H. ein Amulet, beſtehend aus Lorbeerblättern und Haſelnußſtauden.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Februar wurde in ihrem Zimmer wieder überall umher ein Klopfen gehört. Auf dieſes habe ſie (ſo ſagte ſie mir am andern Tage) aufgeſehen, und einen großen Mann, von ungefähr 40 Jahren, in einem weißen Rocke erblickt, der ſey ruhig vor ihr geſtanden. Im Abendſchlafe vom 19. Febr. ſagte ſie: Heute Nacht 1 Uhr muß ich den rothen Meerſtein in die Hand nehmen, dieß ſage man mir, ſo bald ich wach bin, er ſtillt das Herzklopfen, auch dazu kann ich ihn gebrauchen. Ich muß heute Nacht mit jenem reden, man wird ihn hören, die andern werden ihn noch vor mir hören. Ich freue mich darauf, werd' ich mich aber auch freuen, wenn ich wach bin? Da wird die Freude nicht ſo groß ſeyn! Es iſt mit dieſen Geiſtern ganz

eigen, wenn sie es denken, sind sie schon da. Darum habe ich auch die Lorbeerblätter an, eben so viel, oder nicht so viel wie diese?"

Meine Frau entschloß sich diese Nacht im Bette der Schwester, die sich deßwegen statt der Wärterin ins Zimmer der Kranken legen wollte, zuzubringen, um wenigstens die Erscheinung zu hören, und die Kranke genau zu beobachten. Schon nach 10 Uhr fing ein Klöpfeln und Klatschen bald an den Bettstellen, bald auf den Tischen, bald an jener, bald an dieser Wand an, und meine Frau versicherte sich aufs Bestimmteste, daß es von Niemand gemacht wurde, namentlich weder von der Schwester noch der Kranken, welche letztere sie besonders fest ins Auge faßte und bemerkte: daß sie ganz ruhig, die Arme auf der Decke, im Bette lag.

Schlag 1 Uhr nahm die Frau den rothen Meerstein (rothe Korallen) vom neben ihr stehenden Nachttischchen in die Hand, richtete sich auf und sprach gegen den Fuß der Bettstelle in einem festen Ton: „Das kann ich nicht thun!" Sie habe dann noch länger gesprochen, aber leise, so daß man es nicht habe verstehen können. Meine Frau fragte nun: was sie denn gehabt, und Frau H. sagte: ob nicht sie oder ihre Schwester auch die Gestalt gesehen, die am Fuße ihres Bettes gestanden und zu ihr gesprochen habe? Sie habe ihr geantwortet. Beide sahen jedoch nichts von der Erscheinung. Was die Gestalt mit ihr oder sie zu ihr gesprochen, das wollte sie durchaus nicht sagen.

Nachdem ich sie am andern Morgen lange gebeten, mir doch zu sagen, was jener Geist mit ihr gesprochen, sagte sie es mir endlich nach langem Sträuben. Sie sagte: sie spreche nie gerne von solchen Erscheinungen, und es schien ihr auch in der That ein wahrer geistiger Schmerz zu seyn, davon sprechen zu müssen. „Der Geist," erzählte sie, „stand unten an meinem Bette, er war mit einem gelblich weißen Rock bekleidet, der wie ein Frauenzimmerrock einen Gürtel hatte und hinten Falten." Als ich nach seinen Augen fragte, sagte sie: „ich sah ihn nicht wie man Menschen sieht, man sieht Geister

auf eine eigene Weiſe, die nicht zu beſchreiben iſt. Die Augen waren mir nur wie lichte Punkte; die Geſtalt war groß und ruhig. Sie hauchte zu mir hin: Siehe ich komme zu dir, daß ich vollends erlöſet werde!"

Ich. Das kann ich nicht thun, erlöſen kann dich nur dein Erlöſer. Er. O ich bitte dich, bete doch für mich! Ich. Das will ich gerne thun. Er. Schlage das Lied auf: „Wer dieſer Erde Güter hat und ſieht den Nächſten leiden," und lies es öfters, bis ich wieder komme. Hierauf drehte er ſich um, daß ich Rücken und die Falten hinten an ſeinem Rocke ſah, wandte ſich wie zur Thüre und verſchwand.

Ihre Schweſter ſagte mir: die Kranke habe ihr erzählt, es habe ihr nach der Erſcheinung geträumt, ſie habe von derſelben durchaus nichts geſtehen wollen, da habe ihre Großmutter (ihr Schutzgeiſt) zu ihr geſagt: Nein! du mußt es ſagen!

Am andern Tage fragte ich ſie im halbwachen Zuſtande: wie kommt es, daß dieſe Frau, ſo lange ſie das Amulet trug, die Geiſter nicht ſah? Sie erwiederte: „hätte ſie das Amulet ſieben Tage lang getragen, ſo hätte ſie die Geiſter für immer geſehen, in jenen Tagen hätte ſie dieſelbe auch ohne das Amulet nicht geſehen, ich aber hätte ſie erſt ſpäter geſehen, aber nur wenn ich in dem Häuschen jener Frau geſchlafen hätte. Durch das Amulet mit den Lorbeerblättern, das ich mir ſpäter umhängen ließ, als die Frau das ihrige zerſtört hatte, ſah ich jenen Geiſt nun früher."

Das ihr vorgegebene Lied hatte ſie den Tag nachher öfters geleſen, am 21. Februar hingegen nicht. Als ſie dieſen Abend in Schlaf verfiel, ſagte ſie: „Was machte ich für einen Fehler! O das Lied las ich heute noch nicht! Ich muß es heute noch dreimal leſen! Ich ſpreche heute Nacht mit ihm mehr als das letztemal. Von 12 bis 1 Uhr wird er kommen."

Um die angekündigte Erſcheinung des Geiſtes zu beobachten, ließ ich heute Nacht eine andere Perſon, von deren

Wahrheitsliebe ich völlig überzeugt war, im Zimmer der Kranken im Bette ihrer Schwester schlafen. Diese Person erzählte mir am andern Morgen Folgendes:

„Schlag 10 Uhr ging ich mit der Schwester zu Bette, und zwar in der Schwester Bett (das drei Schritte von dem der Frau H. in gleicher Linie mit demselben steht). Wir wachten bis gegen 11 Uhr, und dann schlief ich ein. Vor 12 Uhr begehrte Frau H. etwas Suppe, und da die Schwester deßwegen aus dem Bette ging, wachte ich auf. Kaum war die Schwester wieder bei mir im Bette, fing es auf dem Boden sonderbar zu schlürfen und zu knistern an. Dann klopfte es an der Wand, oberhalb dem Bette der Frau H. und auf dem Boden, fast wie mit Hämmern, und auf eine andere nicht zu beschreibende Weise. Dieß dauerte eine Weile fort. Ich sah während dessen genau auf Frau H.; sie lag ruhig ausgestreckt im Bette und hatte Arm und Hände auf der Bettdecke ruhig liegen. Sie fing nun zu sprechen an, aber ohne sich aufzurichten. (Es waren ganz die Fragen, die unten von Frau H. selbst angegeben sind.) Ihre Reden warenan eine Erscheinung gerichtet, die vielleicht an ihrem Bette stand, von mir aber nicht gesehen werden konnte. Frau H. sagte nach einiger Zeit des Gesprächs zu uns: der Geist sey nun gegangen, kehre aber nach einigen Minuten zurück. Nach solchen fing das Schlürfen und Klopfen wie zuerst an, und dann sprach Frau H. abermals, wie es schien, mit der Erscheinung.

Als Frau H. sagte: „Schlage es selbst auf," blickte ich auf das Gesangbuch, das auf ihrer Bettdecke ganz zugeschlagen lag; denn sie hatte, ehe wir in das Bett gingen, in demselben noch einmal jenes Lied gelesen. Da sah ich auf das Bestimmteste und mit Schauer, den ich bisher nicht im Mindesten hatte, daß sich der Deckel desselben zu bewegen anfing und dieses Buch eine unsichtbare Hand aufschlug; denn ich bemerkte auch nicht die mindeste Bewegung der Frau H. oder ihres Bettes. Als Frau H. sagte: „Gottlob, daß er wieder fort ist," sprachen wir mit ihr über die Erscheinung

und wollten ſie genauer wiſſen, ſie ſagte aber immer: wir ſollen ſie doch ruhig laſſen und davon ſchweigen.

Frau H. erzählte mir Folgendes: „Um 12 Uhr Nachts hörte man vor der Thüre, dann im Zimmer, wie ſchlürfen, ohne daß man etwas bemerkte, dann fing es ſehr ſtark bald an der Wand, bald wie unter dem Boden, bald an meiner Bettſtelle, und zwar dießmal oben, zu klopfen an. Hierauf patſchte es einigemal, als ſchlüge man kleine Brettchen zuſammen, mit drei bis vier Schlägen, und dann erblickte ich wieder den Geiſt am Fuße meines Bettes. Ich fragte ihn nun: „Warum kamſt du zu mir? Er. Weil ich nur bei dir meine völlige Erlöſung erlangen kann. Ich. Dieß iſt ein Wahn von dir. Warum bleibſt du nicht bei dem Weibe, die für dich betet? Er. Dieſes Weib hat nicht dieſe Sinnen wie du, ſie kann nicht mit mir reden. Ich. Warum biſt du in dieſem armen Häuschen? Was warſt du? Er. Ich hatte ein niederes Amt, in dieſem Häuschen waren zwei Waiſen, ich betrog ſie, brachte ſie um ihre Habe. Ich. Warum haſt du das gethan? Er. Mein beſter Freund, welcher ſehr reich war, gab mir die Anleitung dazu. Ich. Biſt du nicht ſo reich geweſen? Er. Nein! aber ich wollte es auch werden, — Alles, was ich auf unrechte Art erhielt, theilte ich mit meinem Freund. Ich that dieſen Waiſen in dem Häuschen noch Gutes, aber nur zum Schein. Ich. Wie war dein Name? (Er ſchwieg.) Ich. Warum ſagſt du ihn nicht? Er. Meinen ganzen Namen vermag ich dir noch nicht zu ſagen, ich nenne dir den Buchſtaben L aus ihm. Ich. Kannſt du dich Andern auch durch Klopfen hörbar machen? Er. Nein! aber dieſer, welcher mein Freund war, vermag es, ich werde ihn bringen. Ich. Das würde mich angreifen; dieſen will ich nicht, und ich ſage dir, weiche. — Er entgegnete: er bringe ihn, dieſer ſuche auch Hülfe, und als ich dieſem widerſtrebte, ſagte er: ich kehre nach einigen Minuten wieder, und verſchwand.

Nach einigen Minuten hörte man das gleiche Rutſchen und Klopfen wieder, und der Geiſt ſtand vor mir und ich

fragte: Warum kamen denn jene zwei unſchuldigen Weibsperſonen auch zu jener Frau? Er. Sie ließen ſich nur einmal vor dieſer Frau ſehen, als Klage. Ich. Lebt noch Jemand von deinen Anverwandten? Er. Ja! aber ganz entfernt von hier.

Mein Geſangbuch lag von geſtern, weil ich vor dem Einſchlafen jenes Lied las, noch auf meinem Bette; der Geiſt ſagte: Schlage das Lied auf: „Wo ſeit viel tauſend Jahren betrübte Wittwen waren," und bete es oft für mich und meinen geweſenen Freund. Ich erwiederte, da ich ſehr angegriffen und ſchwach war: Schlage es ſelbſt auf. Er verſchwand dann."

Ich fragte ſie: ob ſie an dem Buche nicht auch die Bewegung geſehen, als hätte es ſich aufgeſchlagen; ſie erwiederte: Nein, ſie habe nicht zum Buche hingeſehen, und überhaupt wiſſe ſie nicht, wie das ſey, aber wenn der Geiſt erſcheine, ſo müſſe ſie reden, ſie könne nicht anders.

Dieß war die Nacht vom 21. Febr. Am andern Tage hatte ſie das vom Geiſte ihr zum Leſen anbefohlene Lied zu leſen verſäumt; da entſtand gegen acht Uhr Abends auf einmal ein Klopfen im Zimmer und geſchah ein Schlag wie an die Wand, worauf ihr beifiel, daß ſie jenes Lied noch nicht geleſen. Sie that es, und während ſie das Lied las, klopfte und klatſchte es noch öfters. Dieß wiederholte ſich in der Nacht gegen 12 Uhr, wo auch bei den Bewohnern des oberen Stockes nicht nur ein gleiches Klopfen, ſondern auch ein Hin- und Herſchlürfen durch das Zimmer gehört wurde.

Am 23ſten bemerkte man, daß ſie durch einen Schrecken, deſſen Urſache man aber nicht wußte, in einen äußerſt heftigen Krampf verfiel.

An dieſem Abend ſagte ſie im ſchlafwachen Zuſtande: „Am hellen Tage ihn ſehen, wo Alles um mich iſt, wie heute in dieſer Stunde, das greift mich doch an! Fünf Minuten lang ſah ich ihn. Dieſes Weib (die Nachtwächters-Frau) ſollte vernünftiger ſeyn, ſie betet jetzt um nichts als um Geld." Ich fragte ſie: warum jener Geiſt, auf deſſen Ein-

gebung ſie jenes Blatt gefunden, nie geklopft habe? Sie ſagte: „weil er mir nur im hellſchlafwachen Zuſtande erſchien; nur einmal ſah ich ihn wachend. Auch klopfen nur diejenigen, die durchaus Hülfe haben müſſen und ſuchen, und die noch weit weniger ſind, ihren Erlöſer noch gar nicht kennen, ihn aber ſuchen und finden, wenn man ſie hinweiſt. — Sie dahin weiſen, ihnen den rechten Weg zeigen, das kann ein ſterblicher Menſch, aber ſie erlöſen nicht. — Der ſchwarze Geiſt richtete ſeine Gedanken beſonders nach dem Hauſe in dem er lebte; das iſt aber nicht ſo nahe an dem kleinen Hauſe wie jenes weißen. Könnte ich es nur dahin bringen, daß er den weißen gehen ließe, daß er nicht dieſen immer zurückzöge. Ich fürchte mich nicht vor den Geiſtern, aber daß ich wieder mit mehreren in Umgang kommen ſollte, das darf nicht ſeyn. Dieſer Schwarze könnte mein Tod ſeyn. Seine Worte ſind kein Wehen, ſeine Worte ſind ein heißes Stöhnen.

In der Nacht vom 23ſten zwölf Uhr, als ſie ſchlief, erwachte ſie an einem Schlag; es zupfte an ihrer Bettdecke, ſie ſah auf, und der Weiße ſtand wieder vor ihr. Sie ſagte zu ihm: warum kommſt du denn wieder zu mir? Er ſprach: „Ich ſuche Ruhe, bete für mich, daß ich dieſe erhalte. Gehe die zehn Gebote mit mir durch.“ Sie ging ſie nun ſogleich mit ihm durch. Sie fragte, und er antwortete — Sie fing, während ſie mir dieß Morgens erzählte, zu weinen an und wollte nicht weiter davon ſprechen, weil es ſie ſehr angreife. Alle Nacht, ſagte ſie, wolle er auch ſeinen böſen Freund, den ſchwarzen Geiſt, bringen, und das würde ſie aufs Aeußerſte angreifen. Er ſage, der Schwarze plage ihn immer noch und bringe ihn immer wieder vom Guten ab. Die Erſcheinung eines ſo böſen Geiſtes errege immer Schrecken, und müßte ſie kränker machen. Sie wiſſe wohl noch, wie es ihr in Oberſtenfeld mit dem anfänglich auch ſo böſen Geiſte ergangen. Ein Jahr lang ſey er von ihr nicht mehr gewichen, und es ſey doch gewiß angreifend, ein Jahr lang mit einem ſo übernatürlichen Weſen in Umgang ſeyn zu müſſen; es komme ihr immer vor, als gehöre das doch nicht für die Menſchen. Sie fügte hinzu:

der Weiße habe ihr gesagt: der Schwarze sey hier ein höherer Beamter gewesen.

Gegen 9 Uhr Abends am 24sten verfiel sie in einen magnetischen Zustand, den ich magnetischen Traum benannte, und der von dort an öfters bei ihr eintrat.

Dieser Zustand unterschied sich von einem gewöhnlichen Schlaf dadurch, daß sie aus demselben durch Rufen, Rütteln u. s. w. nicht zu wecken war, und von einem magnetischen Schlafwachen, daß sie mir in demselben auf keine Fragen antwortete, die Hände auch nicht gekreuzt hatte, und nach dem Erwachen meistens wußte was sie geträumt, und auch sagte, es sey nur ein Traum gewesen.

An diesem Abend schien sie sehr in diesem Schlaf zu leiden. Sie machte mit den Armen oft ganz sonderbare, geistermäßige Bewegungen, weinte heftig, richtete sich auf, machte die Bewegung eines Schreibenden und deutete dann wieder, den Arm grade ausgestreckt, mit dem Zeigefinger vorwärts. Einmal bedeckte sie auch lange ihr Gesicht weinend mit einem von mir früher magnetisirten Tuche, das neben ihr lag, und hob es später wieder wie Jemanden entgegen. Laut sprach sie nur folgende Worte, aber mit großer Heftigkeit: „Nein! Gottes heiliger Wille! — Schwarzer Geist von dir will ich gar nichts! — — Beten will ich für dich auf den Knieen. — — Ist das reine Wahrheit? — — Prüfet die Geister ob sie von Gott sind — — Ich weise dich dahin, wohin du gehen sollst — — zu deinem Erlöser.“ — Sie erwachte nun und sagte wach: der Schwarze habe sich ihr immer nahen wollen, sie fürchterlich angesehen, da habe der Weiße ihm abgewehrt, ihn zurückgejagt. Der Schwarze suche Ruhe, sey aber zu böse und hartnäckig. Ich sagte ihr: sie habe einmal wie geschrieben, sie erwiederte: sie habe mit dem Schwarzen nicht sprechen wollen und ihm dann das Geschriebene hingehalten. Dieß sey eben ein schwerer Traum und nicht der wache Zustand, in dem sie sonst den Geist ganz untrüglich sehe. Sie beschrieb nun den Gang und den Theil eines großen Hau-

ses

ſes näher, indem ſie den Schwarzen geſehen, die Zahl der Thüren in dieſem Gange u. ſ. w., und bezeichnete auffallend damit ein von ihr noch nie geſehenes Haus, deſſen Bewohner ſchon öfters, und beſonders auch um dieſe Zeit, Abends, aber gewöhnlicher um Mitternacht, ein ihnen unerklärliches Gehen in den Gängen, ein Annähern an die Thüren der Zimmer, als wollte Jemand hereintreten, ein Seufzen hörten, aber auch bei der ſchnellſten und genaueſten Unterſuchung nichts auffinden konnten, durch das dieſe Töne hätten veranlaßt werden können.

Oft ſagte ſie: ſie ſehe zwei große Häuſer, in denen dieſe Geiſter ſich beſonders aufhalten, ſo deutlich, in ganz lebendigen Träumen, daß, vermöchte ſie auszugehen, ſie mir dieſelben gar leicht bezeichnen könnte.

Im Abendſchlaf vom 24ſten ſagte ſie von den Geiſtern: „es iſt ein Glück, daß ſie ſich nicht Allen mittheilen können, man würde alles Mögliche von ihnen begehren, ſie würden mehr geplagt, als ſie geplagt ſind.“

In der Nacht vom 26ſten Schlag 12 Uhr erſchien ihr der weiße Geiſt wieder. Sie bekam fürchterliches Herzklopfen und nahm den „Meerſtein“ in die Hand. Sie erzählte Morgens mit Thränen: daß ſie das ſo ſehr angreife, daß er immer auch den ſchwarzen mitbringen wolle.

Am andern Tage, 5 Uhr Abends, verfiel ſie, nachdem ihr der Geiſt wieder erſchienen war, in jenen magnetiſchen Traum. Sie machte in demſelben wieder die gleichen Bewegungen mit den Händen, bedeckte ſich wieder, wie ſich ſchützend, mit dem magnetiſchen Tuche und wies mit ausgeſtrecktem Finger hinaus. Man hörte ſie Folgendes ſprechen: „Ich ſchwöre es dir. Beten will ich für dich auf den Knieen! Das ſagte ich ja! Du hinter deiner dritten Thüre, du mußt warten, bis du den Erlöſer beſſer finden kannſt. — — O nein! für den bin ich nicht geboren — — das darf er nicht glauben. — — Selig ſind die reines Herzens ſind, und ſelig ſind die nicht ſehen und doch glauben.“ Dann erwachte ſie.

Ihrer Mutter, die am 25ſten auf kurzen Beſuch kam, klagte

ſie: daß alle Nacht ein Geiſt ihr erſcheine, der immer einen böſern mitbringen wolle, was ihr großen Kummer mache.

Im ſchlafwachen Zuſtande an dieſem Abend ſagte ſie: „Nie rede ich gerne von dieſem Geiſte, aber nun muß ich es thun. Schon ſechsmal war er bei mir. Er kommt zu mir, ſo lange bis er Ruhe hat, ſo lange habe ich auch keine. Aber dieſer andere darf nicht zu mir kommen, ich will für ihn beten, aber ſehen darf ich ihn nicht. Dieſe ſchwarze Geſtalt könnte ich nicht ertragen. Aber dieſes dumme Weib, nein unglückliches, weil ſie nur um Geld betet! — O ich freue mich, ſchlafend ſo unter dieſen Geiſtern zu leben, aber im wachen Zuſtande iſt es mir Trauer. Könnte ich doch dieſem Weibe ſagen, daß ſie nicht ſo um das Geld bete, ſie thut es aus Angſt, ſie thut es aus Furcht vor ihrem Manne.

Sonderbar! Geiſter ſehen, mit ihnen reden, ſich mit ihnen unterhalten können, Freude an ihnen haben! Und doch nur das geiſtige Weſen, das in mir lebt, hat Freude an ihnen, nicht mein Fleiſch und Blut, das hat keine Freude an ihnen. — — Unter wie Vielem leben wir, das wir nicht ſehen!“

Am 1. März Nachts 10 Uhr verfiel ſie wieder in den magnetiſchen Traum. Sie kämpfte abermals mit dem weißen Geiſte, der ihr den ſchwarzen durchaus bringen wollte. Als ſie erwachte, wußte ſie noch den magnetiſchen Traum und erzählte: der weiße habe geſagt: ich will dir den ſchwarzen nur ein einzigesmal bringen, ſie habe ihm aber geantwortet: für dieſen fühle ſie keine Pflicht, aber für ihr Kind, das ſeine Mutter nicht verlieren dürfe. Sie habe ihn ermahnt, ſich durch den ſchwarzen nicht vom Gebet abwendig machen zu laſſen, ſie wolle ja für ihn und ſeinen Freund auf den Knieen beten. Um Mitternacht erſchien ihr wieder der weiße Geiſt, als ſie ganz wach war, und betete mit ihr.

Am 2. März Morgens 3 Uhr erſchien ihr der Geiſt ohne vorausgegangenes Klopfen wieder, als ſie ganz wach war. Er ſtand mit finſterem Geſichte vor ihr. Dießmal ſah ſie auch ſeine Hand, die er aufwärts hielt. Sie ſey ihr

wie eine vor ein Licht gehaltene Hand, als ſchimmerten Adern und Gebeine hindurch, erſchienen. Da er ſo zornig geſchienen, habe ſie ſogleich zu ihm geſagt: er ſoll weichen, worauf er auch ſogleich verſchwunden ſey. Als ſie an dieſem Tag Nachmittags 3 Uhr in die Hausflur trat, ſtand der Geiſt auf einmal in der gleichen finſtern Geſtalt wie dieſen Morgen vor ihr und ſagte zu ihr: „ſiehe ich bin wieder rückwärts gekommen durch jenen.“

Sie ſprang erſchrocken ins Zimmer zurück und verfiel in Krämpfe. Als ich Abends 7 Uhr bei ihr im Zimmer war, entſtand auf einmal im Zimmer ein heller Schlag wie in der Luft, ſie fiel aufs Bette zurück und kam in magnetiſchen Traum. Sie ſprach, der Mimik und einzelnen Reden nach, mit dem Geiſte. Mit geſchloſſenen Augen ſtand ſie, ſie war angekleidet, auf, holte das würtembergiſche Geſangbuch und ſchlug mit unbegreiflicher Fertigkeit zwei Verſe auf, von denen jeder (aber beide von gleichem Sinn) oben am Anfange eines Blattes ſtehen. Es waren die Verſe 6. und 11. von den Liedern: O Kirche Jeſu u. ſ. w. und: Hier bin ich Jeſu u. ſ. w.

Sie hob hierauf das Buch wie dem Geiſte hin und ſagte: „ich will dir zeigen, wie du es hinhalten mußt. Zur dritten Thüre mußt du es hineinhalten, ſo!“ — Sie ſtand nun auf, ging zur Thüre, ſtellte ſich vor dieſelbe ſeitwärts, hob das Geſangbuch zur Thüre hinaus und kehrte dann wieder ins Bette zurück. Als ſie erwacht war, ſagte ſie: der Geiſt ſey ihr nach jenem Schlag erſchienen, und darauf ſey ſie ſogleich in einen Traum verfallen. Da habe der Geiſt ihr geſagt: daß jener andere böſere ſeiner geſpottet und ihn durch Spott wieder vom Beſſern abwendig gemacht. Sie habe ihm hierauf Stellen im Geſangbuch aufgeſchlagen und ihn angewieſen, ſie zur dritten Thüre, hinter der ſie gewöhnlich den ſchwarzen ſehe, hineinzuhalten.

In dieſer Nacht, um halb 3 Uhr, zupfte es an ihrer Decke, dadurch wachte ſie auf, und der Geiſt ſtand wieder am Fuße ihres Bettes. Sie fragte ihn: „wie lange wareſt du auf dieſer Erde?“ Er ſagte: die Zahl iſt 79. Sie. Wann lebteſt du?

Er. In der Zahl 1:00. Sie fragte ihn weiter: wo war deine Wohnung? Er. Nicht weit von dem kleinen Hause, wo jene Waisen waren. Sie. Wo wohnte der andere? Er. Er wohnte von jenem Häuschen entfernter als ich. Sie: bist du vor diesem gestorben? Er. Er starb drei Jahre vor mir. Sie. Warum erschienest du mir einigemal so finster, nun wieder freundlicher? Er. Der schwarze bekam wieder mehr Macht über mich durch Hohn und Spott, aber nun stehe ich wieder fester. Sie. Ich verspreche dir, ferner für dich zu beten, wofern auch du wieder am Bessern fest hältst. Er. Ich bitte dich, schlage das Lied auf: „Mich selbst muß ich bezwingen", das bete für mich." — Da verschwand er wieder.

Abends 9 Uhr, am 3. März, verfiel sie mitten unter einem Gespräche, an dem sie lebhaften Antheil nahm, auf einmal in die allerfürchterlichsten Konvulsionen, die durchaus mit nichts zu stillen wären, selbst nicht durch magnetische Striche, die anfänglich ich ihr gab. Sie brach unter diesen Krämpfen in lautes Weinen aus, und dieser Zustand wurde endlich nur durch sieben magnetische Striche, die ihr meine Frau gab, gehoben und verwandelte sich in völligen magnetischen Schlaf. In diesem sagte sie: es sey ihr der weiße Geist erschienen und im Hintergrunde habe sie über dessen Schultern den Kopf des schwarzen Geistes ragen sehen. Dieses habe ihr den fürchterlichen Krampf verursacht und erhalte sie noch einmal einen solchen, so komme sie in ihrer Gesundheit sehr zurück, ja, es könnte ihr Tod seyn.

Ich bat sie: sich mit diesen Geistern nicht länger zu quälen und vorzüglich die Erscheinung des schwarzen Geistes nicht zuzugeben, auch den weißen solle sie einmal für immer zurückweisen. Aber sie sagte: „das kann ich nun schon nicht mehr; ich habe dem weißen mein Wort gegeben, mit ihm zu beten, und nun muß ich schon mit ihm verbunden bleiben." Ich machte sie auf den Nachtheil, den diese Erscheinungen ihrer Gesundheit bringen, aufmerksam und bat sie, den festen Willen zu haben, daß ihr dieser Geist nicht mehr erscheine; allein sie beharrte darauf, daß sie sich von der Verbindung, die sie mit

dem weißen eingegangen, nun ſchon nicht mehr losſagen könne.

In der Nacht auf den Sonntag fragte ich ſie, ob der Geiſt heute Nacht nicht zu ihr gekommen; ſie verneinte es und machte dabei die Bemerkung, daß die Geiſter in Oberſtenfeld auch ſelten in der Nacht auf einen Sonntag gekommen.

In der Nacht auf den 6. März ſagte der Geiſt zu ihr: „ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ich meinen Erlöſer nicht mehr laſſen werde.“ Sie betete lange mit ihm und fragte ihn auch: „wie kommt es, daß du, da du ja ſchon vorlängſt auf der Erde geweſen, geiſtliche Lieder kenneſt, die doch lange nach dir gemacht wurden?“ Darauf antwortete er: „Geiſter ſind unbeſchränkt im Sehen.“

Am 6. Mai ging ſie zur Thüre hinaus und kam ſchnell wieder herein, worauf ſie in halbwachen Zuſtand verfiel. Sie ſagte in dieſem: als ſie vor die Thüre getreten, ſey ihr der Geiſt wieder erſchienen. Er habe ſie anreden wollen, aber ſie habe ſich ſogleich von ihm in die Stube gewendet. Auch als ſie wieder völlig wach war, erzählte ſie das Gleiche.

Als ſie eine halbe Stunde ſpäter zum Fenſter hinaus einer vorübergehenden Schafheerde zuſah, zupfte ſie etwas einigemal hinten am Kleide. Sie ſah nicht ſogleich hinter ſich, indem ſie die Urſache dieſer Mahnung vermuthete; aber als ſie nun endlich um ſich ſah, ſtand der Geiſt vor ihr und ſo nahe, daß ſie ſich nicht vorwärts bewegen konnte. Er hauchte zu ihr hin: „bei dir finde ich Ruhe, bete mit mir!“ Es wurde ihr ohnmächtig, ſie fiel aufs Bette, man hörte durchs Zimmer ein Laufen und Klopfen wie in der Luft, ſie lag in halbwachem Zuſtande und betete ſtille inbrünſtig. Später ſagte ſie im Schlafe: „iſt es meine Pflicht, daß ich wegen des andern ihm nachgebe? Nein! weil ich ſterben würde. Wäre es fünf Jahre ſpäter, dann könnte ich ihn ertragen, dann iſt er nicht mehr wie jetzt.“

In der Nacht vom 8. März um 11 Uhr hörte man im Hauſe der Frau H., ſelbſt in den andern Zimmern, zuerſt ein unſichtbares Gehen, dann ein leiſes Klopfen, bald hie, bald

dort, das endlich zu einem ganz hellen Klatſchen und lauten Klopfen wurde, das bald wie von den Wänden, bald von Bettſtellen, bald von dem Boden des Zimmers, bald wie aus der Luft, zu kommen ſchien. Die Kranke ſchlief feſt und erwachte durch dieſes Klopfen nicht. Gegen 12 Uhr, als ſie erwachte, erſchien ihr der Geiſt wieder und hauchte zu ihr hin: „gehe mit mir die zehn Gebote durch!“ Während ſie die Gebote ſprach, blickte ſie der Geiſt ruhig und ernſt an. Sie bemerkte wie ſich der Geiſt, ehe er ging, über ihre jüngere Schweſter, die feſt ſchlief, neigte und zu ihr hinhauchte: „Gottes Auge dich bewacht.“ Auch über die Wärterin, die aus Angſt dießmal im Zimmer ſchlief, ſah ſie ſich den Geiſt neigen und etwas zu ihr hinhauchen, das ſie aber nicht verſtand.

In der Nacht vom 10ten ſchlief ſie die ganze Nacht ſehr feſt durch Schneeglöckchen, die vor ihrem Bette ſtanden. Aber Nachts 2 Uhr wurde ſie durch den Geiſt erweckt, wie, wußte ſie nicht. Er kniete vor ihrem Bette nieder und ſprach, wie ihr ſchien aus dem Herzen, ein Gebet, von dem ſie nur noch den Anfang wußte. Dieſes hieß: „ich bete an Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten.“ Nachdem er das Gebet geſprochen hatte, betete auch ſie, und er ſprach ihr das Gebet nach. Nach Vollendung des Gebets wollte ſie wiſſen, ob ſie den Geiſt auch ſprechen höre, wenn ſie die Ohren feſt verſtopfe. Sie that nun dieß mit den Fingern, hörte aber, während ſie die Ohren feſt verſtopft hatte, den Geiſt ſagen: „auch ſo wirſt du mich hören.“ Sie ſagte mir: ſie habe den vorigen Geiſt in Oberſtenfeld oft nur mit dem Gedanken, was ſie zu ihm ſagen wolle, feſt angeſchaut, und dann habe er ihr ſchon darauf Antwort gegeben.

In der Nacht vom 12ten erſchien ihr wieder der Geiſt, er erweckte ſie, aber ſie wußte nicht wie. Eine halbe Stunde lang betete ſie mit ihm; er kniete vor ihrem Bette. Ich fragte ſie wieder nach ſeinem Bilde. Sie ſagte: „es iſt eben wie eine Wolke, die aber doch eine menſchliche Geſtalt hat.“ Sie fragte ihn, nach einer frühern Aufforderung von mir: ob man

hier noch etwas Schriftliches von ihm finde? Er ſagte: „von mir wenig, aber von dieſem, welcher mein Freund war.“ Er ſagte ihr auch, er habe in der Zahl 1600 und 1700 gelebt.

In der Nacht vom 14ten nach 1 Uhr, wo ſie ganz wach war, klopfte es wieder überall im Zimmer umher, auch rauſchte es wie mit Papier, und der Geiſt ſtand vor ihr. Er ſagte zu ihr: „leſe das fünfte Kapitel Johannes hauptſächlich vom 13. Verſe an.“ Er kniete wieder vor ihr Bette und betete mit ihr.

Am 16ten Nachts 12 Uhr hörte man wieder im Zimmer klopfen, und es erſchien der Geiſt, um mit ihr zu beten. Da ſie mir ſchon früher ſagte: ſie ſehe nie einen Geiſt, wenn er klopfe, das Klopfen gehe immer dem Sehen voraus oder hintennach, ſo bat ich ſie, den Geiſt bei ſeinem nächſten Erſcheinen darüber zu fragen. Dieſe Nacht that ſie es nun nach dem Gebete mit dem Geiſte. Sie fragte ihn: „warum ſehe ich dich nicht, wenn ich dich höre? warum kannſt du dich nicht hörbar und ſichtbar zugleich machen?“ Er antwortete: „ich kann nur das eine oder das andere, weil beides vermittelſt der Luft geſchieht.“ Auch fragte ſie ihn: warum höre ich dich reden und andere Menſchen hören dich nicht? Er ſagte: „das geſchieht, weil dein Gefühl geiſtig iſt.“

Am 18. März 5. Uhr erſchien ihr auf wenige Minuten der Geiſt wieder, ſie erſchrack und verfiel in einen heftigen Halskrampf. Am 20ſten Nachts 10 Uhr entſtand ein Klopfen vor mehreren Menſchen im Zimmer, und der Geiſt erſchien ihr wieder. Sie ſprach mit ihm in einem halb magnetiſchen Zuſtande; wachend wußte ſie nichts, als daß er ihr erſchienen. Ebenſo erſchien er ihr am 22ſten Morgens 3 Uhr. Nachts gegen 7 Uhr tönte vor mehreren Anweſenden ein Klopfen im Zimmer, bald hier, bald dort, und der Geiſt erſchien ihr. Sie erſchrack und kam in halbwachen Zuſtand, in dem ſie mit ihm ſprach. Sie gab ihm auf, ihr bald das Haus zu ſagen, das er bewohnt habe. Auch forderte ſie von ihm, er ſolle einmal auch Andern vernehmbarer klopfen, oder das von ſeinem Freunde verlangen. Wir hatten ſie um dieſes gebeten.

Am 23. März Nachts 1 Uhr erwachte ich und in demſelben Moment (als wäre ich erweckt worden, um es vernehmen zu können) klopfte es ſiebenmal, wie in der Mitte meines Zimmers in kleinen Pauſen hintereinander. In der Hälfte des Klopfens erwachte auch meine Frau, erweckt durch daſſelbe. Dieſes Klopfen war abermals der Art, daß wir unmöglich eine gewöhnliche, natürliche Veranlaſſung deſſelben hätten auffinden können. Frau H. wohnte von unſerem Hauſe dazumal mehrere Häuſer entfernt.

Am 26. März in der Nacht nach 2 Uhr klopfte es wieder, nicht nur in dem Zimmer der Kranken, ſondern auch in dem über dem Gang gelegenen Zimmer, und der Geiſt erſchien ihr wieder. Er kniete vor ihr Bette und betete mit ihr.

Als am 28. Nachts der Geiſt wieder bei ihr zum Gebete erſchienen war, fragte ſie ihn nach Vollendung deſſelben: „du haſt mir geſagt, du ſeyeſt in einem Zwiſchenreich, was iſt dieſes?“ Er antwortete: „es iſt ein Ort, in dem hauptſächlich diejenigen Seelen ſind, die bei ihrem Abſterben nicht den Glauben haben konnten, daß ihnen Gott durch den Kreuzestod Chriſti ihre Sünden vergebe.“

Am 30. März ſchrieb Herr Pfarrer Hermann von hier auf ein Blatt nachſtehende Fragen, und bat ſie, dieſe Fragen an den Geiſt bei der nächſten Erſcheinung zu richten. Sie waren folgende:

„Kennſt du die Mutter unſeres Herrn? Können ihre Fürbitten noch jetzt im Himmel verlangt werden, und ſind ſie kräftig? Steht ſie mit ihrem Sohne in engerer Verbindung als jeder andere Geiſt?“

Nachts 12 Uhr erſchien ihr der Geiſt. Er ſtand unweit ihres Bettes, als ſie von der Wärterin noch Suppe verlangte. Sie aß ruhig ihre Suppe, und erſt als ſie dieſelbe gegeſſen hatte, kam der Geiſt näher an ihr Bett.

Sie hielt ihm nun, ohne etwas zu ſprechen, vor dem Gebete mit ihm, die Handſchrift des Herrn H. vor, und er ſprach ganz langſam, ſo langſam, ſagte ſie, daß ſie geglaubt habe, ſie könne das Ende nicht erwarten, Folgendes:

„Ich kenne die Mutter unſeres Herrn etwas beſſer als du. Für mich bitten kann ſie, wie ein jeder ſeliger Geiſt. Es beſteht keine engere Verbindung zwiſchen ihr und unſerm Erlöſer — aber — —" Sie ſagte: „er ſprach nicht weiter, und als ich wiſſen wollte, was dieß aber bedeute, ſagte er: „es hat eine ſchöne Bedeutung, und iſt allen ſeligen Geiſtern höchſt wichtig — mehr kann ich dir nicht ſagen."

Am 3. April ſagte ſie im völlig ſchlafwachen Zuſtande: „Wo iſt er jetzt? was iſt das für ein Reich, wo er ſich immer aufhält? Warum wendet er ſich zu mir, kann er ſich nicht an ſelige Geiſter wenden? Viele dieſer Geiſter thun es, wenden ſich an ſelige Geiſter. Warum können es denn wieder andere nicht? O dieſen iſt es ſchwerer, als jenen, die ſich an ſelige Geiſter wenden! Sie könnten, wenn ſie wollten, ſich auch unmittelbar an Gott wenden, aber ſie können nicht, wie ſie es auch hier nicht thaten. Dort geht es ihnen noch ſchwerer als hier. O wir haben doch nur Einen Fürſprecher, den der uns von unſern Sünden erlöſet hat, warum kommen die unſeligen Geiſter an ſelige Geiſter oder an Menſchen? O erſt durch dieſe müſſen ſie ihren vollen Glauben erlangen, durch Worte der Belehrung und durch das Gebet, daß ſie ſich dann erſt an ihren Erlöſer wenden können.

„Wo ſoll ich dieſe Geiſterwelt finden? Soll ich ſie wiſſen, darf oder kann ich ſie wiſſen? Möchte es nicht gut ſeyn dieß zu wiſſen? —— warum winkſt du mir? — (Ihre Führerin.) Niemand ſoll ſich auf dieß Reich verlaſſen, Niemand ſeine Buße ſparen bis auf dieſen Tag. Ich möchte nicht in dieſes Reich, ich möchte noch lieber hier ſeyn. Sie fühlen ihre Sünden mehr als hier, ſie plagen ſich noch mehr als hier. Der Schlimmere plagt immer den Beſſern, daß er nicht beſſer werden ſoll. Eine geiſtige Plage iſt mir immer mehr als eine körperliche Plage, und daher meine ich, daß ſie ſich mehr plagen. Auch nicht alle Menſchen kommen auf dieſe niedern Stufen dieſes Reiches, viele ſogleich in einen ganz ſeligen Ort, aber in welchen? Ich kann ihn nicht

ſehen, aber fühlen, wiſſen, durch einen ſeligen Geiſt kann ich das. Sie haben in dieſem Zuſtand Alles was ſie wollen, Alles durch ihren Willen.“ Es fragte Jemand: Bäume? Blumen? Sie ſagte: „Nur wenige haben ſolche Wünſche, ſie möchten wohl nicht an ſolchen Dingen eine Freude haben, die uns hier umgeben. Geiſter haben an höhern Dingen Freude, was uns ſo ſehr erfreuen kann, freut ſie nur wenig oder gar nicht.“ —

Am 6. April zog ſie aus ihrer vorigen Wohnung in mein Haus. Am 7ten Abends, als ſie ganz allein im Zimmer war, fand man ſie, als man zu ihr eintrat, im halbwachen Zuſtand. Sie ſagte, daß ihr zwei ſelige weibliche Geſtalten, jene zwei Waiſen, erſchienen, daß ſie jene Erſcheinung angegriffen und dadurch ſchlafwach geworden ſey; wach wiſſe ſie nicht, wer die Erſchienenen geweſen. Sie ließ ſich wecken und erzählte dann: als ſie allein im Zimmer geweſen, ſeyen ihr auf einmal zwei weiße ſchwebende Frauengeſtalten erſchienen; es ſeyen leichte Geſtalten geweſen, nicht ſo ſchwere Wolken wie jene Geiſter. Sie habe ſie laut gefragt: warum ſie erſchienen, was ſie von ihr wollen? Da hätten ſie geantwortet: „Wir kommen zu dir aus Freude und aus Dank gegen Gott.“ Sie ſprachen, ſagte ſie, beide miteinander zu gleicher Zeit, das Wort des einen war auch das Wort des andern, ihre Sprache war die der andern Geiſter, aber leichter, nicht ſo langſam und ſchwer.“ Von ihrer Bedeutung wußte ſie noch nichts, und äußerte nur: wenn die Erſcheinung ihren Tod bedeuten würde, ſo fürchte ſie ſich nicht, ſondern freue ſich darüber, und es ſey ihr dabei wohl geweſen; aber angegriffen habe ſie es dennoch, und ſie ſey hierauf eingeſchlafen.

Ich fragte, ob es vielleicht jene Waiſen waren; ſie erwiderte: „das könnte ſeyn, aber ich könnte nicht begreifen, warum dieſe erſcheinen ſollten.“

Am 9. April kam der Geiſt Morgens 2 Uhr (heute das erſtemal in meinem Hauſe) zu ihr und betete eine Stunde lang mit ihr. Vormittags um 10 Uhr erſchien

er wieder. Sie fragte ihn: warum er heute bei Tag komme, er antwortete: „ich komme heute dreimal, um das bevorstehende Fest mitfeiern zu können.“ Er meinte wohl den kommenden Charfreitag.

Ich fragte sie: ob sie den Geist bei Tag anders sehe als bei Nacht? Sie sagte: „Nein! ich sehe ihn bei Tag ganz wie bei Nacht, wenn ein Licht da ist, ohne Licht wohl nicht.“ Immer brannte auch bei Nacht ein Licht. Gegen 1 Uhr, als sie allein im Zimmer war, kam der Geist zum zweitenmal. Er kniete vor ihr Bett, und sie betete mit ihm. Nachdem er sie verlassen hatte, schrieb sie auf ein Blatt:

„Der Geist ist mir zum zweitenmal erschienen,
Nun glaubt er fest und will nur Jesu dienen.“

Um 4 Uhr kam der Geist zum drittenmal. Sie betete mit ihm und verfiel dann in völlig schlafwachen Zustand, in dem sie beständig in Bezug auf das kommende Fest fortbetete.

Um 8 Uhr erschien er ihr zum viertenmal. Diese Erscheinung war ihr unerwartet, weil er ihr gesagt hatte, er komme heute dreimal, sie erschrack und verfiel dadurch in magnetischen Traum. Sie sprach in diesem leise, und als sie erwachte, und ich sie um den Traum befragte, sagte sie: es sey ihr gewesen, als wolle den guten Geist der böse in seinem guten Vorsatze zurückhalten und sey ihr deßwegen zum viertenmal erschienen.

Am 10. April Morgens 2 Uhr erschien ihr der Geist wieder, und sie betete eine Stunde mit ihm. Um 10 Uhr Morgens kam er, als sie allein war, zur offenen Thüre herein bis einige Schritte vor ihr Bett, sah auf sie hin und kehrte dann wieder zur Thüre hinaus. Ich fragte sie: ob er denn wie ein anderer Mensch gehe; sie sagte: sie höre ihn nicht auftreten, sehe aber, daß er gehe, doch sey er eigentlich nicht gegangen, ob sie gleich wie bei Menschen einen Fuß vor dem andern wechselnd vorausgehen sehe.

Sie fuhr fort: daß er ihr nun auch noch zwei andere Buchstaben aus seinem Namen, nämlich B. und N. neben dem schon gesagten L., genannt, und hinzugesetzt habe: daß

er ihr in der Gestalt erscheine, die er gehabt, als er die Unthat an jenen zwei Waisen verübt, und dieß sey 1714 geschehen; er erscheine ihr als ein Mann von etlichen 50 Jahren.

Es hätte schon früher bemerkt werden sollen, daß Herr Pfarrer H. allhier, seitdem er der Kranken das von ihm geschriebene Blatt zum Vorhalten für den Geist gegeben, alle Nacht zu einer bestimmten Stunde, die meistens die war, in der der Geist von der Kranken schied, erwachen mußte, wo er dann an sich ein geistiges Andringen und Auffordern zum Gebet fühlte und durchaus zu beten gezwungen wurde. Zur gleichen Stunde vernahm er in seinem Zimmer ein Klopfen, bald wie auf dem Boden, bald wie an dieser oder jener Wand; dieß wurde auch von seiner Frau vernommen, obwohl sie zu einer Anschauung nie gelangen konnten.

In der Nacht vom 10. April, als ihr der Geist Nachts 12 Uhr erschien und sie mit ihm geberet hatte, hielt sie ihm ein Blättchen vor, auf das ich geschrieben hatte: er solle sich mir sichtbar machen. Auf dieses antwortete er: sie habe ihm dieses schon einmal zugemuthet, aber es liege nicht in seiner Macht.

In der Nacht vom 13ten kam er um halb 12 Uhr, kniete mit ihr zu beten vor ihr Bett, richtete sich aber, noch ehe es 12 Uhr schlug, um zu gehen auf. Sie fragte ihn, warum er wieder gehen wolle, da er sonst eine völlige Stunde bliebe, worauf er sagte: „ich muß noch gehen, ehe die Stunde schlägt, in der das Fest beginnt, das ich nun mitfeiern kann, und an diesem Feste komme ich nicht.“

Schon beinahe seit acht Tagen kam der Geist immer ohne vorausgegangenes Klopfen, auch sagte sie, daß seine Gestalt immer heller und die Wolke leichter werde.

Am Charfreitag Abends, als sie im halbmagnetischen Schlafe lag, ging auf einmal in unserer Anwesenheit ihre Thüre auf und wieder zu, ohne daß eine menschliche Hand sie berührte. Sie sagte darüber, als sie in ganz schlafwachen Zustand kam: „wer machte, als ich zuvor halbmagnetisch

ſchlief, die Thüre auf und kam herein? Das war jener ſchwarze Geiſt. Ihm iſt es heute gar nicht wohl. Nun weiß ich heute, in welchem Haus jener weiße iſt. Er iſt in dem Hauſe, in welchem jener Nervengeiſt die Fragen geſchrieben, die ich ihm hinhielt, aber man ſage es dieſem nicht. Er kommt alle Nacht zu ihm. Dieſer Nervengeiſt hat im Sinne nicht mehr in dieſem Hauſe zu bleiben. Er betet doch fleißig für ihn, und ihm ſelbſt auch gereicht es zum Heil.“ Unter jenem Nervengeiſte verſtand ſie den Herrn Pfarrer H.

In der Nacht vor 12 Uhr (am 13.) kam der Geiſt wieder, er kniete vor ihr Bett und betete mit ihr. Sie fragte ihn: wo er das Feſt gefeiert, und er antwortete: „in dem Zwiſchenreiche mit andern die da ſind.“ Sie fragte ihn auch: warum er verlangt habe, daß ſie mit ihm in jenes Haus gehen ſoll, das er im Leben bewohnt, und er ſagte: „in dieſem Hauſe wohnen zwei Waiſen und dieſen ſollſt du neun Dreikreuzer-Stücke geben.“

Sie ſagte mir: ſie könne dieſes ſonderbare Verlangen des Geiſtes gar nicht begreifen, aber ſie müſſe es doch erfüllen. Ich entgegnete, daß in dieſem Hauſe allerdings zwei Waiſen ſeyen, aber nicht ſo verarmt, daß ſie neun Groſchen annehmen würden. Sie ſagte: ſie müſſe den Geiſt noch einmal darüber fragen, und ſetzte hinzu, daß ihr der Geiſt auch geſagt habe, das Haus ſey das gleiche, in dem jener wohne, der jene Fragen aufgeſchrieben.

Als ſie im halbwachen Zuſtande war, fragte ich ſie um die Bedeutung jener 9 Groſchen, und ſie ſagte: „dieſe 9 Groſchen ſoll ich jenen zwei Waiſen geben. Dieſe Zahl 9 hat Beziehung auf eine Zahl 9, um die jene andern zwei Waiſen von ihm betrogen wurden. Im ſchlafwachen Zuſtande, und wenn ich ihn heute noch ſelbſt darüber befragt habe, kann ich dieß deutlicher ausſprechen.“ —

Am 18. April Morgens halb 11 Uhr, als ſie allein war, kam der Geiſt wieder zu ihr und bat ſie noch einmal: die 9 Groſchen jenen Waiſen, und zwar durchaus noch am heutigen Tage zu geben, daß es ihm ruhiger werde. Da ich

nicht zu Hause war, so sagte sie meiner Frau das Verlangen des Geistes, diese aber meinte, es werde mit diesen Groschen keine solche Eile haben, man solle erwarten, bis ich zurückkomme, weil es doch am füglichsten seyn werde, daß ich diese Groschen jenen Waisen mit irgend einer Erklärung übergebe. Frau H. war damit auch zufrieden, und als ich in der Nacht zurückkam, war es, diese Groschen noch in die verlangten Hände zu geben, allerdings zu spät.

Abends 9 Uhr lag Frau H. im halbwachen Zustande. Bei ihr anwesend waren: ihr Gatte, ihre ältere Schwester, Herr Stipendiat Binder von Stuttgart, Herr Stipendiat Strauß von Ludwigsburg, meine Frau und ich. Meine Frau, die sehr ermüdet war, setzte sich bald auf das Bett der Schwester, das von dem der Frau H. die entgegengesetzte Richtung hatte und schlief ein. Die andern sprachen gleichgültige Dinge untereinander, und ich heftete zufällig den Blick auf meine schlafende Frau, in deren Nähe Niemand war. Auf einmal hörten wir alle, ganz nah an meiner Frau, ein schauerliches, langes Stöhnen, und meine Frau fuhr in diesem Momente erwacht vom Bette auf, und behauptete, es habe ihr Jemand ins Ohr gestöhnt, sie fühle noch in ihm den Hauch wie von einem Athemzug. (Dieß Gefühl behielt sie noch nachher wochenlang.)

Fast in gleichem Moment erhob sich die schlafwache Frau H. mit geschlossenen Augen und deutete mit ausgestrecktem Arm und Finger geistermäßig gegen meine Frau hin und sprach: „Dort steht er! — das war sein Stöhnen, weil man die 9 Dreikreuzer-Stücke nicht abgab! Klopfen kann er jetzt nicht mehr. Ich sah, wie er sich über sie hinwegbog! —— Das kannst du, das darfst du mir nicht thun! Hätte jenes Weib recht gesucht, so hätte sie die 9 Groschen doch alle gefunden; ich kann nicht hinaus in das Gras, um sie zu holen. So muß ich sie selbst hergeben! Du kannst nicht zürnen über mich, ich bin nicht den Geistern unterthan! O ein frommer Geist spricht nicht wie du sprichst! Wie kann dir der einzige Tag so viel zu schaffen machen? Komme du wenn ich wach

bin, rede du dann so viel d willst. Ich gehe und ich sage dir, lasse mich ruhen!" —

Hierauf wurde sie hellschlafwach und sprach: liegt denn die Schuld an mir? Darum bin ich ein Mensch, wenn ich wache. Nun darf ich jenen erst in 7 Tagen diese Groschen geben; aber er ist nun sieben Tage noch länger unruhig. Am heutigen Tage that er jenes Unrecht an jenen Waisen. Er drohte mir mit dem schwarzen. Von diesem will ich nichts hören, nichts wissen; ich gebe mich nicht mit ihm ab, ich habe meine Pflicht. — Dieses schwache Weib, warum hat sie diese Groschen nicht vollends genommen? — Diese Summe war groß. Er sagte, ich solle zurückrechnen, ich solle einen Groschen einen Thaler gelten lassen, bis auf dieses Jahr zurückrechnen, in einem Jahr so viel wegnehmen, dann seyen es jetzt noch 9 Groschen. Unrechtes Gut thut nicht gut. — Ich finde von ihm nicht viel Schriftliches, aber von dem schwarzen; sein Name ist aber mit diesem zu finden; einzeln steht sein Namen oft.

Nachdem sie sich selbst durch Gegenstriche erweckt hatte, erzählte sie von ihrem magnetischen Traum, d. h. dem Zustand vor dem hellen Schlafwachen — denn wir hatten ihr gesagt, sie habe etwas gesprochen, und also wahrscheinlich geträumt —: „Ja, es hat mir der weiße Geist mit dem schwarzen gedroht. Es träumte mir, der Geist sey ganz böse gekommen und habe gesagt, er könne nicht reden, weil so viele Leute da seyen. Dann sagte ich: so lasse dich nur hören! und er stöhnte. Er legte sich über Sie (sagte sie zu meiner Frau gerichtet) und stöhnte Ihnen ins Ohr." Wir sagten, daß wir Alle den Seufzer gehört. Sie erwiederte: „Das wäre mir arg; dann wäre es also mehr als ein Traum?" Sie müsse nun dieser Sache immer nachdenken. So lange sie nun wache, müsse sie immer denken: selig sind die nicht sehen und doch glauben. —

Sie wurde hierauf wieder halbwach, und sagte zu meiner Frau: „zu dir sagte ich, daß ich die Groschen noch heute

den Waisen geben müsse, der Geist verlange es durchaus. Es ward auch dir ans Herz gelegt, es geschah nicht, und daher seufzte der Geist über dich hinein.

Ich will von ihm, daß er endlich bewerkstelligen soll, daß sein Freund der schwarze sich irgend einem im Hause, der ihn zu sehen fähig ist, sichtbar mache. Aber ich sage noch einmal: selig sind die, die nicht sehen und doch glauben. Du (sagte sie zu mir) machst mir mit deinem immerwährenden Drängen, daß ich bewerkstelligen solle, daß du auch einmal einen Geist sehest, den größten Kummer."

Wir kehrten in das obere Zimmer zurück, und weil wir sehr müde waren, die anwesenden Freunde außer dem Hause und unsere Kinder schon längst schliefen, so gingen wir, ohne des Vorfalls auch nur mit einer Sylbe noch gegen einander zu erwähnen, zu Bette, und schliefen auch sogleich ein. Ein fünfjähriges Kind lag bei uns in gleichem Zimmer. Nachts 12 Uhr, als wir beide fest schliefen, fuhr dieses Kind auf einmal mit einem Angstgeschrei auf, sprang aus seinem in der Mutter Bett, und schrie: „wache! wache! ein schwarzer Mann will mich küssen oder beißen!" Es drückte sich krampfhaft und in Verzweiflung schreiend an die Mutter, die nun erwachte und das Kind tröstete, aber selbst nichts sah, wie auch ich, als ich später erwachte, nichts sah. Schon früher wurde angeführt, daß der schwarze Geist das Kind jener Nachtwächters-Frau auch öfters aus dem Bette nehmen und wie küssen wollte.

Der Ausdruck des Kindes: daß der Geist es küssen oder beißen wolle, kommt mit der Beschreibung, die Frau H. noch später von seinem Aussehen machte, sehr überein, nämlich: daß er ihr mehrmals als ein schwarzer Kopf, mit sehr hervorstehenden Zähnen und Zahnlücken, sichtbar gewesen sey.

In derselben Nacht, gegen 2 Uhr, erwachte Frau H., da that es auf einmal einen Seufzer vor ihr und antwortete auf ihre Frage, warum er seufze: „weil gestern die 9 Dreikreuzerstücke nicht an den bestimmten Ort abgegeben

geben wurden und ich nun sieben Tage lang unruhiger seyn muß. Könntest du hinaus, so würdest du die neun Groschen finden, wie jene Frau welche gefunden hat, und du findest sie seiner Zeit doch noch." *) Sie fragte: „wie ist denn dieß zu verstehen, daß mit diesen 9 Groschen auch die von dir angegebene große Schuld abgetragen werden könne?" Er antwortete: „nehme dieser Groschen jeden als einen Thaler an, rechne vorwärts und rückwärts bis auf 1:14, den Zins jedes Jahr rückwärts zu und vorwärts ab, dann hast du die große und auch die kleine Summe."

Am 19. April Abends 4 Uhr, als sie wach im Bette und ich mit Schreiben nicht weit von ihr an einem Tische beschäftigt, auch sonst Niemand im Zimmer war, fing es hinter mir auf meiner Kommode, auf der gar nichts Schriftliches lag, wie mit Blättern zu knistern und dann wie zu krachen und zu werfen an. Ich sah mich schnell um, untersuchte die Kommode, die von der im Bette liegenden Frau H. weit entfernt war,— fand aber nicht das Allermindeste, was mir diese Töne hätte erklären können. Als sie später halbwach wurde, fragte ich um die Ursache dieser Töne, aber sie sagte: „jetzt darf ich, jetzt kann ich nicht davon reden."

Am 20sten Morgens 10 Uhr, als ich bei ihr allein im Zimmer war (sie lag immer im Bette), fing dasselbe Knistern, Rauschen wie mit Papier, und Krachen, wie gestern auf der Kommode, so jetzt auf dem Tische an. Als sie später wieder halbwach wurde, erneuerte ich meine Frage, sie sagte jedoch abermals: sie dürfe und könne jetzt noch nicht davon reden.

Um 3 Uhr Nachmittags kam der Geist wieder und sie fragte ihn: warum er jetzt zur ungewöhnlichen Stunde komme? Er antwortete: „weil der, den du den schwarzen nennst, mir

*) Dieß war auch wirklich der Fall. Die Groschen wurden der Frau H. nach einem Jahre nach und nach wie von einer unsichtbaren Hand ins Zimmer bald da bald dort hin gelegt.

keine Ruhe läßt, er ſucht Ruhe bei mir.“ Um 12 Uhr Nachts kam der Geiſt wieder zu ihr zum Gebete.

Am 21ſten Morgens 9 Uhr warf es zum offenen Fenſter ihres Zimmers (ſie war allein und im Bette) mit Kies herein. Der Kies fuhr im Zimmer umher und wurde von mir noch auf dem Boden des Zimmers geſehen. Es war von dem Kieſe, der vor dem Hauſe lag, und außen kein Menſch, der es hätte thun können, bemerkt worden. Eine Viertelſtunde ſpäter, als ihre Schweſter ſich bei ihr im Zimmer befand, krachte und rauſchte es wieder wie früher in meiner Gegenwart auf der Kommode und gab zugleich Töne, als würfe man; es wurde aber dießmal kein Kies noch ſonſt etwas auf dem Boden des Zimmers bemerkt. Bei dieſem Werfen erinnerte ich mich, daß die Nachtwächtersfrau gleichfalls angab, es habe einmal nach ihrem Manne vom Ofen her mit Speiß geworfen. Eine halbe Stunde ſpäter, als ſie allein im Zimmer lag, wurde ein ſechs Schritte von ihr vor dem Schreibtiſch ſtehender Seſſel auf einmal vom Boden bis an die Decke des hohen Zimmers in der freien Luft erhoben und kam dann langſam und ſtill wieder hernieder. Dadurch erſchrack ſie ſehr und wurde halbwach. Um 12 Uhr, in Beiſeyn ihrer Schweſter, warf es wieder durch das offene Fenſter mit Kies, abermals jedoch wurde kein Menſch außen bemerkt, von dem es hätte geſchehen können. Der Kies ward von mir noch im Zimmer gefunden; es waren, wie das vorigemal, nur wenige Stückchen. An dieſem Abend, 7 Uhr, als in dem ganzen Hauſe kein Menſch, Frau H. mit unſerm Dienſtmädchen im untern Stocke, wir aber in dem Garten nächſt dem Hauſe waren, hörten ſie und das Dienſtmädchen in dem obern Zimmer ein Laufen, und riefen mir. Ich ſprang ſogleich hinauf, ſah nichts, aber hörte, wo ich nur ging, ein Traben hinter mir her durch alle Zimmer und wieder zurück bis an die Treppe. Auch dieſer Vorfall war unbegreiflich und durch nichts zu erklären.

Als ſie an dieſem Abend völlig hellſchlafwach war,

fragte ich ſie: „was iſt es mit dem Werfen, dem Seſſel, dem Traben?“ Sie ſeufzte tief und ſagte dann: „das thut Alles der ſchwarze. Ich will ihn nicht, ich ſpreche auch nicht mit ihm.“ Ich bat ſie ſehr, ihn zu mir zu ſenden. Sie erwiederte: „das ſteht nicht in meiner Macht, zu dem weißen ſagte ich es aber. Will es der Herr haben, ſo wird es geſchehen, wo nicht, geſchieht es nicht. Sich hören laſſen, wird er wohl noch.“

In der Nacht 11 Uhr, als ich und meine Frau in gleichem Zimmer im obern Stocke ſchliefen, wurden wir durch ein ſanftes Klopfen, das an die Fenſter unſers Schlafzimmers geſchah, und zwar an die Fenſter der zwei verſchiedenen Seiten des Hauſes zugleich, erweckt. Dieß Klopfen war auch wieder ganz eigener Art, einer ſanften und doch wieder ſehr hörbaren Berührung ähnlich. Ich ſah ſogleich nach, bemerkte aber weder von Außen noch von Innen etwas, wodurch es hätte hervorgebracht werden können; und da es an zwei verſchiedenen Seiten des Hauſes zugleich geſchah, ſo konnte es in jedem Falle nicht durch Eine Hand geſchehen.

Am 22ſten Morgens warf es wieder zum offenen Fenſter herein, in das Zimmer der Frau H.; und Abends, als unſer Dienſtmädchen unter dem Hauſe ſtand, warf es nach demſelben leicht, wie mit feinem Kies. Sie konnte rings keinen Menſchen erblicken, von dem es hätte geſchehen können; überdieß ſteht mein Haus ganz im Freien, fern von allen andern.

Am Nachmittage dieſes Tages war Frau H. allein in meinen Hof gegangen, kam aber ſogleich wieder zurück und wurde halbwach. Hier ſagte ſie: ſie habe ein großes Thier, faſt ſo groß wie ein Hund, geſehen, aber mit langer Schnauze und großen rollenden Augen, es ſey vor ſie hingeſtanden, und es ihr dann geweſen, als wolle es auf ſie zufahren. Sie habe zum ihm geſagt: „gehe in das Reich, wohin du gehörſt! Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ worauf es auf einmal verſchwunden. Die gleiche Erzählung machte ſie auch wach.

Eine Stunde nachher, als sie allein im Zimmer war, kam wieder ein Thier zu ihr, fast in Gestalt eines Bären, mit fürchterlichen Augen, und sah sie starr an. Sie rief:

„Ihr Höllen-Geister packet euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen.
Dieß Haus gehört im Jesu Reich."

Auf dieß verschwand die Gestalt. Sie wurde durch den Schrecken halbwach, verlangte fünf magnetische Striche, worauf sie ganz somnambul wurde und Folgendes sprach:

„Da kann ich doch sehen, wie schwarz seine Seele ist, da er sich immer in solchen Bildern darstellt. Wie könnt' ich das ertragen? Aber doch muß ich es heute sehen. Warum? weil er sich heute an diesen nicht wenden kann, welcher beinahe selig ist. (Wahrscheinlich weil es Sonntag war.) Ich sehe ihn, bis dieser andere zu mir kommt, bis ich diesem auftrage, was er diesem schwarzen Ungeheuer sagen soll. Es ist kein Bild, das ich mir vorstelle, das soll man ja nicht glauben, und wärd' ich es halbwegs ertragen können, so würde ich es im wachen Zustande gar nicht sagen, weil man solche Bilder vielleicht wegstreiten kann. Ich fürchte mich nicht, er kann mir nicht schaden, nur meinem Leib, der auf Erden ist, kann er schaden, in so fern als ich schwach bin. In dieser Gestalt sehe ich ihn nicht mehr, irgend eine andere macht er."

Am 22. April Nachts 12 Uhr kam der weiße Geist wieder zu ihr. Sie fragte ihn: warum sich der schwarze so oft sehen lassen, und er sagte: „weil er bei dir Ruhe finden will." Sie erklärte ihm abermals, daß sie sich eines solchen nicht annehmen könne. Sie betete wieder eine Stunde lang mit dem weißen Geiste, der jedesmal vor ihrem Bette mit zusammengelegten Händen kniete. Die ganze Nacht hörte man in ihrem Zimmer ein Rauschen, wie mit Papier, und ein Gehen, jedoch man konnte abermals nicht erforschen, woher diese Töne kamen.

Als wir am 23. April Nachts 8 Uhr bei Licht am Abendessen saßen, schwebte fest am Fenster des obern

Stocks, vor dem unſer Tiſch ſtand, eine Geſtalt wie eine weiße Wolke, von Allen geſehen, vorüber, und dabei hörte man am Fenſter die gleichen Töne, wie in jener Nacht, nur ſanfter tönend, und noch heller klingend. In der Nacht 11 Uhr, als wir ſchon alle zu Bette lagen, ſprang die Schweſter voll Beſtürzung zu uns in den obern Stock, mit den Worten: „ſie hätte am Fenſter ein Raſſeln wie von Ketten gehört, und ihren Blick dahin gewendet, worauf ſie Beide zweimal hintereinander eine ſchwarze verzerrte Menſchenfratze erblickt, die zweimal nacheinander zum Fenſter hereingeſchaut und dann verſchwunden ſey; die Erſcheinung könne unmöglich Täuſchung ſeyn, ſie hätten ſie Beide zugleich zu klar geſehen.“ Ich unterſuchte ſogleich vor dem Hauſe und um das Haus Alles, konnte aber ringsum nichts erblicken und ſchloß nun die Fenſterladen im Zimmer der Frau H.

In der Nacht 12 Uhr kam der weiße Geiſt wie gewöhnlich zu ihr zum Gebet. Ich fragte ſie am andern Morgen, ob ſie ihm nichts vom ſchwarzen geſagt, ſie erwiederte aber, wie ſchon öfters, ſie wolle von dieſem durchaus nichts und berühre ihn deßwegen auch nie mit einer Sylbe, aus Furcht, er nähere ſich ihr dann mehr.

Im ſchlafwachen Zuſtande am 24ſten Abends ſagte ſie, daß der ſchwarze in jenem Hauſe (wo ſie früher den Gang u. ſ. w. beſchrieben), wo er hie und da gehört werde, viele Schändlichkeiten begangen, ob er aber da wirklich gewohnt, wiſſe ſie nicht, ſie wolle weder ſchlafend noch wachend über ihn nachdenken. Es griff ſie auch immer ſehr an, von ihm zu reden.

Am 25ſten Morgens 9 Uhr warf es vor mir und der Schweſter, aber nicht durch das Fenſter, ſondern aus einer Ecke mit kleinen Stückchen Speiß in die Mitte des Zimmers. Abermals gab die genaueſte Unterſuchung keine natürliche Urſache davon zu erkennen. Meine Frau ſah in dieſem Momente zufällig oben zum Fenſter hinaus, ohne jedoch einen Menſchen zu bemerken; wie es denn zur Thüre herein auch nicht hätte geſchehen können, da dieſe nicht offen war.

Eine Stunde nachher (die sieben Tage waren nun verflossen) erschien der weiße Geist wieder, und sagte: sie solle die neun Dreikreuzerstücke heute gewiß an die zwei Waisen abgeben lassen. Ich übergab nun diese Groschen selbst den betreffenden Personen. Sie zogen, was mir unbekannt war, gerade an diesem Tage aus dem alten großen Hause, das ihr Eigenthum war, und in dem ihre beiden Eltern über 80 Jahre alt wurden. Ich fand sie in sehr trauriger Stimmung. Nachdem ich ihnen einige Erklärung gegeben, erzählten sie mir: daß sowohl sie als ihre Eltern öfters in diesem Hause die Erscheinung einer weißen Wolke gehabt, die sich auf kurze Augenblicke vor ihre Augen gestellt; auch sey ihnen oft eine Erscheinung vorgekommen, die wie ein schnell vorüberfahrender Lichtstrahl gewesen, oft hätten sie nächtlich ein Klopfen, Seufzen, Stöhnen und Husten gehört, das nie natürlich zu erklären gewesen; aber nie sey ihnen etwas Widriges geschehen. Ihr Vater habe immer die Behauptung gehabt, es sey ein Geist in ihrem Hause, aber kein böser.

Heute Nacht 12 Uhr erschien der Frau H. der Geist wieder. Er hatte nun (so sah sie ihn) nicht mehr das menschliche Gewand an, sondern erschien ihr wie eine lichte Wolke, in der ihr aber seine Gestalt noch kenntlich war. Da bei ihr noch einige Menschen wach waren, so entfernte er sich sogleich wieder, ohne zu sprechen.

Am 26. April kam der Geist dreimal bei Tage zu ihr, aber immer wenn sie allein war und nur auf kurze Zeit. Das erstemal sagte er: es freut mich, daß diese die 9 Groschen haben, die sie entweder zu einem ganz guten Zweck anwenden, oder liegen lassen sollen. Diese neun Groschen wirst du wieder finden.*) Als er dieß gesagt hatte, verschwand er. Bei seiner zweiten Erscheinung sagte er: „Belon hieß ich und jetzt heiße ich Jamna. Bellon schrieb ich mich, aber Belon

*) Daß dieß geschah, ist schon bemerkt.

war mein eigentlicher Name.“ Als er das drittemal kam, fragte sie ihn: warum er kein irdisches Kleid mehr anhabe? Er antwortete: „weil meine Seele jetzt reiner ist, ich mich jetzt nur an meinen Erlöser wenden kann, und an das Irdische nicht mehr denke.“ Nachts 12 Uhr kam der Geist wieder und betete mit ihr.

Da ich nun den Namen des Geistes wußte, so fragte ich hier nach, aber Niemanden war dieser Name bekannt. Endlich gab mir Herr Stadtschultheiß Pfaff, nachdem er nachgesucht, die Auskunft, daß im Jahre 1700 hier ein Bürgermeister und Waisenrichter dieses Namens gelebt, der im Jahre 1740 gestorben seyn müsse, da unter diesem Jahre seine Vermögenstheilung vorkomme. In dem Sterberegister vom Jahre 1740 fand ich ihn nun wirklich, und die Bemerkung: daß er 79 Jahre alt geworden. Auch ein Aktenstück fand ich auf, das die Klage eines Mannes, dessen Familie schon längst ausgestorben ist, gegen diesen B. enthielt. Es sind Thatsachen über Habsucht und Verfolgungsgeist und beweist zugleich, daß er in jenem von ihm benannten Hause gewohnt.

Am 27. April Morgens lief aus einer Ecke des Zimmers, aus der gemeiniglich das Werfen u. s. w. geschah, ein Unthier, wie ein ungeheurer Skorpion gegen Frau H. Als sie es sah, rief sie: „dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre!“ und die Erscheinung verschwand. Nachts 9 Uhr, als ich in ihrem Zimmer schrieb und sie schlief, warf es wieder von der Ecke des Zimmers her wie mit Sand. Ich sah mich sogleich um und untersuchte Alles genau, fand aber weder Sand noch Speiß. Ich rief meinen Leuten, und als ich in das Zimmer zurückkehrte, war sie halbwach und sagte: „wärest du ruhig sitzen geblieben und hättest Niemand gerufen, so hättest du wohl noch mehr gehört.“

Am 29. April Sonntags, entstanden Morgens 11 Uhr im Zimmer wieder Töne als würfe man, und dann fing

es durch deſſen ganze Länge wie mit Papier zu rauſchen an. Die Kranke machte die Bemerkung, daß ſelbſt der ihr früher in Oberſtenfeld erſchienene zweite Geiſt, der doch auch böſer Art geweſen ſey, dennoch an einem Sonntag nie etwas von ſich kund gegeben habe. Nachmittags 1 Uhr erſchien ihr der weiße Geiſt, indem er gegen ſie hindeutete und ſagte: ſie ſolle ſich gefaßt halten, damit ſie nicht wie vor ſieben Tagen in Schrecken gerathe. Es war dieß auch am Sonntag, wo der ſchwarze Geiſt ſich ihr in verſchiedenen furchtbaren Geſtalten kund gab. Sie erhielt hierauf einen heftigen Krampf, der beſonders den Arm und die Seite betraf, auf die der Geiſt mit ſeinen Fingern gedeutet hatte. Eine Stunde nachher ging aus der bekannten Ecke des Zimmers eine feurige Kugel hervor, nahte ſich ihr und ging dann wieder in die Wand zurück. Nicht lange darauf fing es wieder vor mehreren Perſonen zu tönen an, als würfe es aus jener Ecke mit Sand oder Speiß, man bemerkte aber nichts der Art. Sie ſagte: ſie ſehe, ſo oft es geworfen, in jener Ecke des Zimmers eine dicke ſchwarze Wolke in der Größe eines halben Menſchen. In der Nacht gegen 12 Uhr geſchah daſſelbe mehrmals und einmal ſogar auf den Kopf der Frau H.; es wurde aber weder auf dem Boden noch ſonſt wo irgend etwas bemerkt, womit geworfen worden wäre.

Um 12 Uhr kam der Geiſt wieder zu ihr, und ſie betete eine Stunde lang mit ihm.

Am 30ſten Morgens warf es wieder wie mit zarten Sandſteinchen von der Wand her, und dieß wiederholte ſich an dieſem Tage noch einigemal.

Auf Verlangen eines Freundes hielt Frau H. in der Nacht vom 30ſten dem Geiſt ein Blatt hin, auf das Folgendes geſchrieben war:

„Biſt du ein guter Geiſt, ſo ſage mir, wie man hier leben muß, um nicht in das Mittelreich zu kommen?“

Auf dieſes hauchte er zu ihr hin: „ja! durch meinen Mittler und Erlöſer bin ich jetzt ein guter und werde ein

ſeliger Geiſt. Wer die höchſte Seligkeit nach dem Hinſcheiden erlangen will, der ſoll ſich nur rein an das Evangelium und die Lehre Jeſu halten.“

Weiter fragte ſie ihn: „Beunruhigſt du oder jener, den ich den ſchwarzen nenne, den Menſchen der in dem Hauſe wohnt, wo du gelebt?“ Er antwortete: „ich nicht, aber der welcher mein Freund war.“ Darauf fragte ſie: „ſucht er Hülfe bei ihm, glaubt er ruhig bei ihm werden zu können?“ Er antwortete: „Nein! er ſucht Hülfe bei mir, er ſucht mich aber nirgends als da und ſo kann man ihn öfters in dieſem Hauſe hören; auch iſt es ihm leichter, wenn die Menſchen Antheil nehmen.“ —

Dieſe Frage ſtellte ſie deßwegen an den Geiſt, weil Herr Pfarrer H. noch immer die oben angegebenen Beunruhigungen erlitt, namentlich in der Nacht zu einer gewiſſen Stunde erweckt wurde, dann ein Klopfen, oft ein Seufzen und Stöhnen vernahm, und darauf ein geiſtiges Sich-ihm-annähern fühlte.

Am 2. Mai 3 Uhr Nachmittags, als ſie allein war, erſchien auf einmal ſechs Schritte vor ihrem Bette eine Geſtalt wie eine ſchwarze Wolkenſäule. Von der ging eine Stimme die ſprach: „ſuche in dem geiſtlichen Hauſe nach, da iſt noch ein Betrug von mir verborgen!“ Nach einer halben Stunde kam die gleiche Erſcheinung mit gleicher Aufforderung wieder. Beidemal verfiel Frau H. in die ſchauerlichſten Krämpfe und wußte kein Wort zu entgegnen.

In der Mitternacht kam der weiße Geiſt wieder. Sie fragte ihn: was der ſchwarze Geiſt mit jenen Worten gewollt, und er ſagte: „ſie beziehen ſich auf einen Betrug deſſelben; es iſt aber nur ſo ein Gedanke von ihm, daß das Nachſuchen nach demſelben ihn ruhiger machen könne. Laſſe nicht nachſuchen, ſonſt nähert er ſich dir mehr.“ Nachts 10 Uhr am 3ten warf es wieder auf den Tiſch. Nachts 12 Uhr, als ſie und ihre Schweſter im Bette lagen, letztere feſt ſchlafend, kam der weiße Geiſt auf einmal und ſagte zu ihr: „Laſſe augenblicklich Jemand wecken! der ſchwarze

Geist kommt vier Nächte. In diesen steht er eine Stunde lang vor deiner Schwester Bett und sieht über sie hinein, was ihr großen Schaden, ja den Tod bringen könnte, da sie ihn sehen würde; liegt aber noch Jemand bei ihr, so hat er keinen Einfluß auf sie.“ Hiemit verschwand er wieder. Frau H. setzte sich nun stille im Bette auf und wartete ruhig, was nun geschehen werde. Als sie so eine Viertelstunde ganz ruhig und still gewartet hatte, sah sie den schwarzen Geist abermals wie eine schwarze Säule vor dem Bette ihrer Schwester stehen und sich über dieselbe hineinbiegen. Als die Säule ungefähr zwei Minuten lang so gestanden war, fuhr die Schwester auf einmal auf und schrie: „Ach Gott, wie ist es mir! mir ist todesübel! wie klopft mein Herz!“ Sie fing zu zittern und nach Luft zu schnappen an. Frau H. erwähnte der Erscheinung, die sie vor ihrem Bette sah durchaus nicht, sondern sagte nur: sie habe ihr schon früher zurufen wollen, sie solle aufstehen und Jemand wecken. Darauf sagte die Schwester: (die Säule stand immer noch da) sie könne um jeden Preis nicht heraus, sie wisse nicht was an ihr sey, aber sie könne nicht heraus. Frau H. sagte: sie müsse durchaus aufstehen und wenn sie nicht aufstehe, so stehe sie selbst auf, und komme sie nur bis an die Treppe. Während sie aber so mit einander stritten, sah Frau H. die Säule weggehen und im nämlichen Moment sagte nun die Schwester: jetzt könne sie heraus und that dieß auch, um uns zu wecken. Sie kam zu uns und sagte: ihre Schwester wolle durchaus haben, daß noch Jemand ins Zimmer solle, sie wisse nicht wozu und warum. Von der Erscheinung wußte sie, und somit auch wir, nicht eine Sylbe. Wir sandten sogleich unser Dienstmädchen hinab, das sich zur Schwester legte. Eine Stunde nachher hörte man in unserer Küche Töne, als würden alle Zinnteller untereinander geworfen, auch war es im ganzen Hause unruhig, und man hörte bald von da bald von dort aus einen unerklärlichen Schlag.

Dieß, und namentlich diese Töne in der Küche, wurden

von allen die im Hauſe waren und zwar von denen im untern Stocke, von uns im mittlern und von zwei Perſonen auf dem Boden gehört. Ich eilte ſogleich in die Küche, ſtellte Unterſuchungen an, aber fand nichts. Auch die Teller ſtanden in aller Ordnung.

Erſt am andern Tage Morgens erzählte uns Frau H. von jener Erſcheinung und erklärte uns, warum ſie in dieſer Nacht eine Perſon zu ihrer Schweſter begehrt.

Die Schweſter, die auch die Urſache jetzt erſt erfuhr, beſtätigte ihr banges Erwachen, ihren beängſtigenden Zuſtand in dieſer Nacht, und wie es ihr unmöglich geweſen ſey, aus dem Bette zu kommen, ſie habe an keinen Geiſt gedacht und auch keinen geſehen. Den ganzen Tag klagte ſie über große Schmerzen auf einer Seite des Körpers. Es war die Seite neben der die Erſcheinung in jener Nacht ſtand.

An dieſem Morgen und gegen Mittag warf es wieder, von mehreren Menſchen gehört, wie von der Wand her ins Zimmer. Am Abend, nachdem der Frau H. die ſchwarze Säule wieder erſchienen war, klatſchte es in meiner Gegenwart zweimal ſo heftig wie auf die im Zimmer ſtehende Kommode, daß nicht nur ich auffuhr, ſondern auch die Leute im obern Stocke, die die Frau allein vermeinten, heruntersprangen, um nach der Urſache jener Töne zu fragen. Außer mir und ihr war dießmal kein Menſch im Zimmer und die Kommode von uns beiden (ſie lag im Bette) ſechs Schritte entfernt. Sie hatte nur das erſte Klatſchen vernommen, beim zweiten war ſie ſchon in Krämpfe verfallen.

Nachts 10 Uhr, als ich und meine Frau bei ihr waren, tönte es im Zimmer wieder, als würfe man von der Wand her. Da die Schweſter ſchon im Bette und ich und meine Frau noch wach waren, erhob ſich Frau H. im ſonnambülen Zuſtande mit geſchloſſenen Augen, zog ihre Strümpfe, Halstuch und Rock an und legte ſich mit dem Kopfe in den Theil des Bettes der an die Füße ihrer Schweſter ſtieß, während ſie ihre Hand ſehr mühſam ausſtreckte, um damit die

Hand ihrer Schwester zu erreichen, die sie fest hielt; dabei weinte sie heftig. Nach einiger Zeit erwachte sie und erschrack, sich in dieser Lage zu finden. Sie legte sich wieder wie gewöhnlich ins Bette und schlief bald ein. Es ward ausgemacht, zum Schutze der Schwester abermals unser Dienstmädchen bei derselben liegen zu lassen, aber als dieses es thun sollte, war es durchaus nicht dazu zu bringen. Da es schon gegen 12 Uhr ging und die Schwester auch ohne Furcht zu seyn schien, so verließen wir das Zimmer.

Um 1 Uhr (so erzählte mir Morgens Frau H.) erschien der weiße Geist und machte mir Vorwürfe, daß ich gegen seine Warnung meine Schwester allein gelassen; ich müsse mich nun selbst neben das Bett meiner Schwester setzen. Ich wachte nun noch kurze Zeit, schlief aber dann ein. Um 3 Uhr erwachte ich wieder und verwunderte mich sehr: denn ich saß mit meinem Leintuch umwickelt auf dem Bette meiner Schwester und hatte meinen Arm schützend über ihren Leib ausgebreitet. Sie schlief fest und ruhig. Vor mir kniete der weiße Geist, mich tröstend, und im Hintergrunde stand der schwarze als dunkle Wolkensäule. Sobald ich ihn erblickte, sprach ich zum Weißen: „ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!“ Der weiße Geist tröstete mich immer und sagte auch: „siehe! wer sich auf Menschenhülfe verläßt, der ist verlassen!“ Die schwarze Säule stand noch lange, endlich verschwand sie. Dann stand ich auf und ging in mein Bette, der weiße Geist erhob sich auch und ging neben mir her, ich konnte nur wanken, und er verließ mich erst als mein Gemüth wieder ruhig war.“

In einem spätern Halbschlafe schrieb Frau H. über diese Nacht folgende Verse auf ein Blatt:

„Wie war mir's, als ich zur Mitternachtsstunde
Vor meiner Schwester Bette saß!
Die Thränen quollen in Ueberfluß.
Ergriffen von Liebe, Angst und Schmerz
Lauert' ich auf der Schwester Herz.

Kein Sterblicher wollte mich hören,
Nur Geister waren um mich.
Von Einem hörte ich Lehren,
Er kniete vor mir, ein Weltenbild licht,
Der Halbverklärte, sprach Muth mir zu
Und nah mir zur Seite warst du,
Meine Führerin! in Licht gehüllt.
Des schwarzen schreckendes Bild
Stand drohend im Hintergrunde.
Wie war mir's zu dieser Stunde?
Kalt saß ich in ein weißes Tuch gekleidet,
Ueber die Schwester den Arm gebreitet,
Sie zu schützen vor des Bösen Macht,
Dem schwarzen Geist, dem Bilde der Nacht.
Wohl war ich schwach, ja unmächtig,
Doch ward' ich bald überkräftig
Durch den Engel deiner Güte,
Vater, den du mir sandtest in Liebe.
Fürwahr! das waren für Fleisch und Blut
Wohl schreckensvolle Stunden,
Doch kamen sie meinem Geiste zu gut,
Ich tauche mich in Jesu Blut,
In den Heilquell der fünf Wunden."

Um sich vor dem schwarzen Geiste zu sichern, schlief die Schwester in der nächsten Nacht außer unserm Hause bei einer unserer Freundinnen, und zur Kranken wurde ein andere weibliche Person ins Zimmer gelegt. Der schwarze Geist erschien nun auch in dieser Nacht nicht, aber der weiße kam Schlag 12 Uhr und betete mit ihr.

Am andern Tage Abends 4 Uhr entstand, während meine Frau im Keller war, auf einmal das heftigste Klopfen an den Fässern und Geschirren, als würde Alles zusammengeschlagen. Sie rief mir, wir durchsuchten Alles, aber fanden nichts. Sobald wir suchten war das Klopfen stille.

In der nächsten Nacht legte sich noch ein anderes Mädchen zur Schwester, um diese vor dem Geiste zu sichern. Nach dem Zeugniß beider Mädchen und der Kranken, warf es in dieser Nacht wieder aufs Heftigste im Zimmer. Die Fensterladen und die Thüre waren verschlossen.

Eine theilnehmende Frau, Frau Dr. Keßler, hatte ſich am Abend zuvor mit der Kranken ſehr in Rapport geſetzt. In derſelben Nacht warf es ſogar in dem Schlafzimmer dieſes, auch von ihrem Manne gehört, und man vernahm, wie vor der Thüre, ein Rutſchen und Gehen. Schlag 12 Uhr war der weiße Geiſt wieder bei der Kranken erſchienen, was er aber geſprochen, wollte ſie am andern Morgen durchaus nicht ſagen.

Als ſie am 8. Mai Abends 4 Uhr mit meiner Tochter allein im Zimmer war, erſchien ihr der ſchwarze Geiſt auf einmal wieder in Geſtalt eines Skorpions, und ſie verfiel in einen heftigen Krampf.

Die Urſache des Krampfes wollte ſie anfänglich durchaus nicht ſagen, nur auf langes Zureden von mir that ſie es. Sie bat: „ich möchte von dieſen Erſcheinungen gar nichts mehr ſagen und wäre nicht Jemand zugegen geweſen, als ich den Krampf erhalten, ſo hätte ich es verborgen.“

Nachts 1 Uhr kam der weiße Geiſt wieder und ſagte: daß er zwei Nächte lang nicht mehr kommen werde, weil er jetzt in einem beſſern Zuſtand ſey und es ihm nun ſchwer falle, ſich ihr fühlbar und ſichtbar zu machen. Sie ſetzte hinzu: er erſcheine ihr immer lichter, daß ſie ihn faſt nicht mehr anſehen könne. Sie habe ihn Vieles gefragt, aber ſie könne und dürfe nichts ſagen. Sie ſagte nur, er habe ihr vertraut, daß es acht Seligkeiten gebe.

Am 10. März Abends erſchien ihr wieder der ſchwarze Geiſt als dunkle Säule. Sobald ſie ihn ſah, verfiel ſie in Krämpfe, aber im nämlichen Momente that es vor mir und der Schweſter, wie in der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers, drei mächtige Schläge, die ſie ſelbſt nicht mehr hörte, da ſie ſchon in Krämpfen lag.

Am 11. März kam der weiße Geiſt zweimal zu ihr und drang in ſie, mir zu eröffnen, was er geſagt. Sie verſicherte mir aber, ſie werde es nur thun, wenn er ihr keine Ruhe laſſe.

Bei einem ſpätern Erſcheinen fragte Frau H. den Geiſt auf meine Veranlaſſung, ob er nicht ſagen könne, wie man

magnetiſiren ſolle? Darauf erwiederte er: „deine Führerin, die ein ganz ſeliger Geiſt iſt, kann dir dieß am beſten ſagen, frage ſie nur!“ Sie erwiederte: „ich kann mit meiner Führerin, die ich nicht ſehe und höre, ja nicht ſprechen.“ Hierauf ſagte der Geiſt: „ſage es nur Jemand, dann wirſt du es ſchon erfahren.“ Dieſes letztere verſtand weder ich noch ſie. Sie ſann darüber nach, wurde dadurch halbwach und ſprach:

„Ich ſoll es Jemand ſagen,
Damit man mich im Schlaf kann fragen,
Weil meine Führerin da mit mir ſpricht.
Verſtehſt du's immer nicht?“

Weil ſie nämlich den Geiſt nur im wachen Zuſtand ſpricht, ſo wußte ſie in dieſem nichts von einer Führerin, mit der ſie ſprechen könne, und daß ſie es nur Jemand ſagen dürfe, der ſie alsdann im Schlaf darüber frage, weil ihre Führerin ihr nur im völlig ſchlafwachen Zuſtande erſcheint.

Am 11ten um Mitternacht kam der weiße Geiſt wieder und ſagte ihr: ſie müſſe mir mittheilen was er ihr geſagt. Sie war Morgens darüber in großem Jammer: ſie könne es nicht thun. Schon früher äußerte ſie im halbwachen Zuſtande, ihre Führerin wolle nicht haben, daß ſie die Rede des Geiſtes ausſage. Am andern Tage kam der Geiſt dreimal und mahnte ſie an, mir aufzuſchreiben was er geſagt, ſie that es aber nur zum Theil. Sie ſchrieb —

Am 13ten Nachts 12 Uhr kam der Geiſt wieder und verlangte von ihr, ſie ſolle mir Alles ſagen, was er geſagt. Er machte ihr wieder gewiſſe Eröffnungen, die ſie eben ſo geheim hielt. Im magnetiſchen Schlafe bat ich ſie, mir das vollſtändig zu ſagen, was der Geiſt geſagt, aber ſie verſicherte: „meine Führerin will nicht haben, daß ich es ſage. Ich fragte ſie darum; der Geiſt mag ſagen was er will, ich ſage es nicht. Er hat allerdings recht, er ſpricht die Wahrheit, aber ſagen darf ich es nicht. Es iſt ein Glück für mich, daß ich es auch im wachen Zuſtande trotz dem Willen des Geiſtes zurückhalten kann.“ In einem ſpätern Halbſchlafe ſagte

sie: „dieser Geist plagt mich immer, ich soll es sagen. Meine Führerin, beschütze mich! — — So gib mir auch die Kraft, daß ich es nicht sage, wenn es nicht gut ist —— Warum hast du es nicht in mir zurückgehalten, daß ich das sagte? Auch das sollte ich nicht gesagt haben. — So halte es doch in mir zurück, daß ich nicht mehr davon rede!“

Am 13ten sagte sie im Abendschlafe: man muß Jenem ein Amulet machen mit sieben Kochenillwürmchen, sieben Stängelchen von Wachholderstaude, drei Kügelchen Lettenerde und fünf Johanniskrautblumen. Letten macht hörbar, das andere stoßt zurück. Dann wird er, wenn er wacht, recht wachen, und wenn er schlaft, recht schlafen. Was er hört, soll er recht hören, oder gar nicht hören. Morgen Mittag 12 Uhr muß es ihm umgehängt werden.“ Unter Jenem verstand sie den Herrn Pfarrer H. Sowohl Abends vor mir als in der Nacht warf es wieder aus der Ecke des Zimmers, schlug wie noch nie und lief im Zimmer laut auf und ab. Auch klopfte es an verschiedenen Seiten der Wand, der Decke und des Bodens, und einmal that es, als rutschte man einen Sessel zum Tische her, auf dem das Rezept zu jenem Amulet lag. Frau H. sah in dieser Nacht die schwarze Säule im Zimmer stehen; aber so lange sie sie sah, hörte sie nichts, sobald sie sie nicht mehr sah, fingen jene Töne wieder an.

Am Morgen vom 14ten klopfte es an der offenen Thüre, am Ofen und an verschiedenen Seiten des Zimmers, und abermals gab die genaueste Untersuchung nichts zu erkennen, wodurch es veranlaßt worden wäre. Als Frau H. kurze Zeit allein war, hob sich ein Arzneikolbe, der neben ihrem Bette stand, auf einmal in der freien Luft empor und bewegte sich mehrere Zoll weit fort, so daß sie ihn schnell mit der Hand auffing und wieder zurückbrachte. Sie fühlte dabei einen Widerstand, als würde er gehalten, sah später die schwarze Wolkensäule neben ihrer Schwester stehn und ermahnte diese weiter wegzugehen.

Vor 12 Uhr ging ich in die Wohnung des Herrn Pfarrers H. und hing demselben das nach Vorschrift bereitete Amulet

um. Der Berechnung nach in dem gleichen Momente wo dieſes geſchah, zeigte ſich der Kranken die ſchwarze Säule, aber mit einem ſcheußlichen Kopfe, mit feurigen Augen gegen ſie aus jener Ecke des Zimmers die Zähne bleckend. Sie rief: „Weiche von mir, was habe ich mit dir zu ſchaffen!“ und die Erſcheinung verſchwand. Aber hierauf lief ein Klopfen von jener Ecke des Zimmers bis zur entgegengeſetzten wie an der Wand fort.

Am 17ten ſprach ſie im Abendſchlafe: „So hab' ich es noch nie geſehen, ſo wohl war es mir noch nie! O welche Freude! welche Wonne! Wie kann ſich ein Menſch das denken, ſo vorſtellen! So vorſtellen kann ſich das kein ſterblicher Menſch! Warum ſoll ſich der Menſch nicht freuen! Wie kann ſich doch ein frommer Geiſt freuen, daß es ihm ſo nach dem Tode ergeht! — — Was denkt man ſich denn hier Schönes? Eine Muſik, Blumen denkt man ſich hier ſchön, hält man hier für ſchön. Wenn ich nun aber eine göttliche Muſik höre und göttliche Blumen ſehe, ganz im klaren Lichte daſtehen ſehe, dieſe Blumen und dieſe göttlichen Töne höre, von keinen ſo plumpen Inſtrumenten, wie wir Menſchen haben! — — Wie aber iſt es denen, die in dem Zwiſchenreiche ſind, die das göttliche Schöne immer ſehen, hören, und dürfen nicht hinkommen, können nicht, ſind ſo lange unmächtig, bis ſie nur dahin beten können! Und wie ſchauert es ihnen vor jenen, die ſie in der Qual ſehen! Möchten ſo gerne aus dieſem Reich kommen, bis nach langer Zeit ein Keim in ihnen aufgeht, daß ſie zu dem Herrn beten können. Wie lange müſſen oft ſie in dieſem Zwiſchenreich nieder ſeyn, bis ſie in eine höhere Seligkeit kommen!“

Als ſie erwachte ſagte ſie: „mit welchem kurioſen Gedanken bin ich erwacht! Wie hieß er? Opinia pasto hieß es, und das muß ich immer denken und iſt doch kein Wort! (Wahrſcheinlich war dieß ein Wort aus ihrer Naturſprache.) Ich bin gar nicht auf der Welt, ihr ſehet mir Alle ſo ſonderbar, ſo läſtig aus! Ich ſehe euch ſo plump, ſo dick; ich meine, ihr könnet vor Schwere gar nicht gehen.“ Sie bat ihre Schweſter, doch etwas zu gehen,

damit sie sehe, ob sie denn mit dieser Schwere gehen könne.

Am 20sten Nachmittags, als mein sechsjähriges Kind vor ihrem Bette stand, fiel hart vor demselben eine Scheere, die sonst gar nicht in diesem Zimmer war, in Gegenwart ihrer Mutter und Schwester hoch aus der Luft auf den Boden und spießte sich zu Füßen des Kindes in demselben ein.

In den darauf folgenden Tagen erschienen ihr die Geister zu verschiedenen Zeiten wieder, der weiße gemeiniglich um Mitternacht. Seiner Aussage nach jetzt mehr für sie zum Schutze gegen den schwarzen, damit sich dieser ihr nicht statt seiner nähere. Einigemal erschien ihr der schwarze nach vorangegangenen drei heftigen Schlägen, worauf sie in fürchterliche Krämpfe fiel. Geflissentlich fragte ich sie nun über die Erscheinung dieser Geister immer weniger; denn da sie ihrer Gesundheit offenbar sehr nachtheilig waren, so wollte ich sie auf jede Weise davon abbringen. Von freien Stücken erzählte sie von Anbeginn sehr selten etwas davon.

Auf Veranlassung ihrer Mutter, die sie besuchte, sagte sie am 23sten Morgens: „Der weiße Geist erscheint, um mich vor dem schwarzen zu sichern, noch von Zeit zu Zeit bei mir. Er betet mit mir für den schwarzen, so lange bis er sich nur etwas zum Bessern wendet und mir alsdann nicht mehr zu schaden trachtet. Es ist möglich, daß sich dann der schwarze jedesmal in der Nähe befindet, aber ich sehe ihn nicht, und darf ihn vielleicht auch nicht sehen. Der weiße sagte mir, er sey doch schon besser.

„Man hat mir schon öfters zugemuthet, mich mit diesen Geistern auch näher einzulassen, und mehr Fragen über ihr Wesen und Seyn an sie zu richten, woraus man erst sehen werde, daß sie nicht bloße Traumgebilde von mir seyen. Ob man Letzteres glaubt oder nicht glaubt, ist mir gleichgültig, und ich könnte doch in keinem Falle die Menge von der Wahrheit dieser Erscheinungen überzeugen. Aber

ich that auch in dieſer Hinſicht was ich thun konnte, ich konnte nicht mehr, ja, ich that nur zu viel! Je mehr ich mich in Fragen an die Geiſter einlaſſen würde, deſto mehr würde ich mit ihnen verbunden, ſtatt daß ich von ihnen los werden ſollte."

Darauf ſagte ich zu ihr, es ſey mein Wunſch durchaus nicht, daß ſie ſich mit dieſen überirdiſchen Naturen tiefer einlaſſe; ihre Geſundheit liege mir mehr am Herzen als alle Aufſchlüſſe über die Geiſterwelt, und ſie ſolle Allem aufbieten, endlich von dieſen Geiſtern frei zu werden.

Sie erwiederte: gleich anfänglich hätte ſie ſich vielleicht ihrer entſchlagen können, aber wir hätten ſie ja ſelbſt immer gebeten, uns die Ueberzeugung von dem wahren Seyn dieſer Geiſter zu verſchaffen, und ſie habe ihr Möglichſtes gethan. Sie habe einmal gegen den weißen Geiſt das Verlangen geäußert, daß ſein ſchwarzer Freund, von dem er geſagt habe, daß er ſich Andern kund geben könne, ſich auch uns hören laſſen ſolle. Hätte ſie das nicht gethan, hätte er ſich ihr nicht einmal ſo genähert; nun ſey es geſchehen, und zu ſpät, um es wieder ungeſchehen zu machen.

Sie ſprach die Wahrheit, und ich konnte nichts dagegen erwiedern.

Am Himmelfahrtstage erſchien ihr der ſchwarze Geiſt dreimal, und blieb das Drittemal, da ſie allein mit ihrer Mutter und Schweſter im Zimmer war, ſo lange wie noch nie, in einiger Entfernung von ihr ſtehen. Seine Geſtalt beſchrieb ſie wieder als die einer dunklen Wolkenſäule mit einem ſchwarzen, ſcheußlichen Kopfe. So lange er daſtand, gab es ihr heftige Erſchütterungen durch den ganzen Körper, und ſie wurde, wie immer bei ſeiner Anweſenheit, ganz kalt. Ihre Schweſter wußte nichts von ſeiner Gegenwaart, und lief ganz in ſeine Nähe, worauf ſie, ohne zu ahnen woher es kam, eine fürchterliche Beengung des Athems erhielt. Frau H. nur ſchaute ihn, und ſah, wie er, als ſich ihre Schweſter ihm näherte, zurückwich. Sie konnte ihn jetzt länger anſehen als ſonſt.

Bei Herrn Pfarrer H. hatte das Amulet die Wirkung, daß er drei Nächte lang (was seit Langem nicht mehr geschah), ohne zu jener Stunde erwachen zu müssen, schlief, aber in der dritten Nacht wurde er durch dreimaliges Klopfen erweckt, und nun vernahm er Töne, als wollte Jemand sich bestreben mit ihm zu sprechen; es blieb aber bei unartikulirten Lauten.

Sowohl gestern als heute am 30sten erschien der Frau H. der schwarze Geist wieder nach vorangegangenen zwei Schlägen, und als ich und meine Frau uns am Abend auf dem alten Thurm in unserem Garten am Hause befanden, warf es auf einmal nach meiner Frau mit Stücken Kalk, die ich aufhob. Rings war kein Mensch zu sehen, der dieß hätte thun können.

In der Nacht vom 31sten um 11 Uhr erwachte meine Frau an einer großen Bangigkeit, und blieb in dieser aufrecht im Bette sitzen. Als sie einige Minuten lang so saß, schrie die Schwester der Kranken auf einmal aus dem Fenster des untern Stockes zu uns herauf: ich solle doch nachsehen, es sey Jemand an der zum Hof führenden Hausthüre. Ich erwachte, sprang auf und sah sogleich zum Fenster, das über dieser Thüre ist, in den Hof, und hörte eine Bewegung an derselben, als drehte man einen Schlüssel herum und probirte die Klinke, um sie zu eröffnen, aber ich konnte keinen Menschen erblicken, obschon es mondhell war. Ich rief nun derbe Drohungen hinab, und in diesem Augenblick rasselte es über mir auf dem Dache des Hauses, als würde auf demselben Sand oder Kies umhergeworfen. Nun schoß ich geradewegs zum Fenster hinaus. Der Schuß verhallte, aber rings war es nun Todesstille und bewegte sich nichts.

In ihrem magnetischen Schlafe am 2. Juni fragte ich Frau H.: kannst du mir nicht sagen, was in jener Nacht jene Töne an der Thüre und auf dem Dache verursachte, war es ein Mensch? Sie sagte: „ein Mensch ohne Fleisch und Blut. Er that es, um zu schrecken und aufmerksam auf sich zu machen, ob er gleich jetzt nicht

meh ſo böſe iſt; er ſucht das Gute. Er wird heute wieder kommen, weil ein Feſt iſt. Seinen Namen weiß ich nicht, ich frage nicht. Der weiße wird an dieſem Feſte (Pfingſtfeſt) nicht kommen.“

In dieſer Nacht nun kam der ſchwarze Geiſt zweimal zu ihr, aber ohne Klopfen u. ſ. w. Er blieb in einer Entfernung von ſechs Schritten von ihr ſtehen, ſie legte ſich auf die Seite, ohne ihn anzuſehen, und betete ſtill für ihn. Am Pfingſtfeſt Morgens, als Alles in der Kirche und nur ihre Schweſter bei ihr war, kam der Geiſt wieder zu ihr, nach zwei vorangegangenen Schlägen. Seinen Arm (ſie ſah dießmal das erſtemal einen Arm an dieſer ſchwarzen Säule) ſtreckte er gegen ſie hin, blieb in dieſer Richtung einige Minuten und verſchwand dann wieder. Sie äußerte: wie ſie ſich darüber freue, daß er doch einmal einen Arm habe zeigen können; ſie meine, es ſey dieß ein Zeichen ſeiner Beſſerung.

Am Nachmittag erſchien er ihr wieder zweimal, mit gleicher Bewegung des Armes und vorangegangenen, jedesmal von mehreren Perſonen gehörten, heftigen drei Schlägen.

In der Nacht vom 4ten auf den 5ten war der weiße Geiſt wieder zum Gebete bei ihr.

Am 5ten Morgens kam der ſchwarze Geiſt, deutete wieder auf ſie hin, und ſagte: „ich komme heute neunmal und in der Nacht ſechsmal, bis du mit mir ſprichſt.“ Er kam nun auch dieſen Nachmittag neunmal zu ihr, theils mit vorangegangenem Klopfen, theils ohne daſſelbe, und ſagte jedesmal zu ihr: „ſprich! ſprich! ſprich!“ Jedesmal wandte ſie ſich von ihm und ſchwieg, verfiel aber meiſtens hierauf in ſtarke Krämpfe. War Niemand im Zimmer, ſo kam er immer näher zu ihr, als wenn Jemand zugegen war.

In der Nacht vom 12ten kam der weiße Geiſt wieder. Sie fragte ihn, wie oft er noch komme, und warum er noch komme? Er antwortete: „Noch zweimal und wegen des

ſchwarzen Geiſtes, damit dieſer durchaus nicht mehr zu dir kommen kann.“ Sie betete mit ihm wieder für den ſchwarzen Geiſt. Sie ſagte mir: „das Ausſehen des weißen Geiſtes iſt wie eine ganz helle Wolke, am Himmel gibt es oft ſo helle leichte Wolken, die wie dieſer ausſehen.“

In der Nacht vom 27. Juni (nachdem er ſeit dem 12ten nicht mehr erſchienen war) erſchien der weiße Geiſt um 12 Uhr wieder. Sie fragte ihn: warum kommſt du wieder? Er antwortete: ich komme, wie ich geſagt habe, nun dieſe zweimal noch des ſchwarzen wegen. Sie fragte: wo iſt dieſer? er antwortete: nach wie zuvor in einer untern Stufe des Mittelreiches. Dann fragte ſie ihn auch: wo er jetzt ſey, und er antwortete: in einem beſſern Orte! Sie betete nun wieder mit ihm eine Stunde lang für den ſchwarzen Geiſt. Er kniete dabei wieder vor ihrem Bette, wie eine ſehr dünne lichte Wolke, die jedoch eine völlige Menſchengeſtalt, an der nun aber nichts Widriges und Menſchliches mehr war, bildete.

In der Nacht vom 29ſten um 12 Uhr kam auf einmal der weiße Geiſt und hinter ihm der ſchwarze. Dieſer hatte nun nicht mehr die Geſtalt einer Säule, ſondern eine völlige bekleidete Menſchengeſtalt, noch immer ganz ſchwarz, aber ihr nicht mehr ſo furchtbar wie ſonſt. Zu jeder Seite des weißen Geiſtes ſtand ein lichtes weibliches Wolkenbild, die zwei Geiſter knieten, die lichten weiblichen Wolkengeſtalten aber ſtanden. Alle beteten, ihr vernehmbar, zu gleicher Zeit und ſie mit. Hierauf ſangen ſie alle, den ſchwarzen Geiſt ausgenommen, in vollen Molltönen und ſie laut mit, ein Lied, deſſen ſie ſich am Morgen nicht mehr erinnerte, das ſie auch zuvor nie gehört hatte, und nun doch mit ſingen konnte. Der Inhalt des Gebetes war Dank und Freude, daß der weiße Geiſt ſich nun eines beſſern Ortes erfreuen könne, und ein Beten für die Beſſerung des ſchwarzen Geiſtes. Dann dankte ihr der weiße Geiſt für ihr Gebet mit ihm, und ebenſo jene zwei weiblichen Lichtgeſtalten. Nachdem die Geiſter ſo unter Gebet und Dank zwei

Stunden lang zugebracht, wandten ſie ſich um und gingen wie durch die geſchloſſene Thüre dahin.

Es ergriff Frau H. dabei die innigſte Sehnſucht, doch auch mit dieſen Geiſtern gehen zu können.

Im Auguſt kam eine Frau Namens L. S. von Lenach, einem nicht weit von hier entfernten Dorfe zu mir, und hatte das Verlangen, mit Frau H. zu ſprechen, um von ihr Auskunft über unerklärliche Beunruhigungen zu erhalten, die ſie ſchon ſeit vielen Jahren erleiden müſſe. Es war ihr zwar bekannt, daß Frau H. Erſcheinungen von Geiſtern hatte, aber ſie wußte hierüber nichts Specielles und namentlich nichts von der vorſtehenden Geſchichte.

Sehr verwundert war ich daher, als im Verlaufe ihrer Erzählung ſich ergab, daß ſie im Jahre 1820 Magd in jenem Belloniſchen Hauſe war, und daß ſie von dort an jene Anfechtungen erlitt.

Ihre Erzählung hierüber war folgende:

„Ich war im Jahre 1820 hier Magd in einem Hauſe. Da hörte ich oft bei Nacht Töne, als rollte man eine Kugel oder ein Gewicht hin und her, dann wieder wie ein Stöhnen oder Winſeln, und dann fiel es wie etwas Schweres auf mich. Oft hörte ich auch nichts, aber ich fühlte, als näherte ſich mir etwas, wobei mir immer der Athem benommen wurde, und dieß geſchah ſo oft, daß es meine Geſundheit zu zerrütten drohte; ich wurde ganz elend, und verließ dieſes Haus.“

Ich fragte ſie, in welchem Hauſe ſie denn geweſen, und ſie bezeichnete mir, zu meiner großen Ueberraſchung, das Haus von Bellon.

„Als ich nach Lenach gekommen war“, erzählte ſie weiter, „fühlte und hörte ich lange nichts mehr. Ich ging nach Neuſtadt in Dienſt, da verfolgte mich auf einmal, auch bei Tag und wenn ich wach war, wieder ein Stöhnen, das

ich ganz deutlich oft in der Küche um mich vernahm, und in der Nacht rauschte es um mich in meiner Schlafkammer wie mit Papier. Auf dieß sah ich immer einen weißen Schein, der sich wie vor mein Bett stellte. Diese Töne von Stöhnen, Rauschen und Seufzen wechselten auch oft mit Klopfen, da oder dort um mich.

„Ich bekam in diesem Dienste eine Brustentzündung und ging nach Hause. Hier verfolgte mich von nun an ein Winseln, das auch meine Mutter hörte. Dieses Winseln vernahm man zuerst Nachts vor dem Hause, und dann kam es immer näher bis vor mein Bett, und hielt mir und meiner Mutter hörbar zwei Jahre lang mehr oder weniger an.

„Nach diesen zwei Jahren fing es an zu werfen. War ich in der Küche, so warf es besonders oft nach mir, ganz hinter mich hin, aber nie fand ich etwas auf dem Boden liegen, mit dem geworfen worden wäre. Ich kehrte deßwegen nach solchem Werfen öfters den Boden, fand aber nie etwas.

„Dieses Werfen fand hauptsächlich im Februar 1827 statt. Als ich einmal bei meinem kranken Kinde wachte, hörte ich ein unvollkommenes Sprechen, als wollte Jemand sprechen und könnte nicht.

„Nach Ostern, als ich einmal in den Keller ging, hörte ich, wie ich durch die Thüre eintrat, einen hellen Seufzer.

„Später vernahm ich nächtlich sehr oft ein Schlürfen und Rauschen durchs Zimmer; einmal gab es Töne, als wollte man den Kleiderschrank aufmachen, und einmal war es als rührte man auf der Werkbank meines Mannes den Handwerkszeug unter einander.

„Sehr oft habe ich Nächte, in denen ich, ohne zu wissen warum, keine Ruhe habe. Jedesmal werde ich, ohne zu wissen wodurch, Schlag eilf Uhr erweckt, wo dann der helle Schweiß auf mir steht.“

Die Mutter dieser Frau bestätigte diese Aussagen, und gab noch Folgendes an:

„Schon 5 Jahre lang, hauptsächlich aber in diesem letzten Jahre, hören wir öfters nächtlich und auch oft bei Tag ein unerklärliches Gehen in unserem Hause, auch Rollen wie von einer Kugel. Bin ich in der Küche, zieht es mich öfters am Rocke. Oft warf es mich ganz natürlich wie mit einer Hand voll Sand, aber nie finde ich etwas auf dem Boden. Als ich einmal in der Bibel las, vernahm ich etwas wie eine rauhe Stimme, die sprechen wollte; es waren nur kurze Worte, die ich nicht verstand. Auch mein Mann hörte schon öfters diese Stimme, und einmal sah er es wie einen schwarzen Schatten vor sich stehen. Hör' ich so etwas, so bin ich wie gezwungen, einen Spruch oder ein Lied zu sagen, worauf es immer stärker klopft oder sonst durch Töne sich hören läßt."

Ich sprach jener Frau (der Tochter) zu, eine Nacht bei Frau H. zuzubringen, weil ich begierig war, zu wissen, ob sie bei ihrer Empfindlichkeit für Geister, von den Erscheinungen der Frau H. oder diese von den ihrigen Kunde erhalten werde. Dieß geschah in der Nacht vom 13. August. Obgleich Alles darüber in der fünften Thatsache angeführt ist, muß ich es doch des Zusammenhangs wegen schon hier erwähnen. Diese Frau bekam in der Nacht, wo sie im Zimmer der Frau H. schlief, wohl von dem Hörbaren der Erscheinungen der Frau H. Kunde, bis zum Sehen aber kam es bei ihr auch hier nicht. Dagegen wurde durch ihr Daseyn im Hause der Frau H. jener schwarze Geist der obigen Erscheinung, der ihr, seit er sie mit dem weißen verließ, nicht mehr sichtbar und fühlbar geworden war, auf einmal (doch nur zweimal) wieder sichtbar, und uns auf einmal durch sein Werfen (das Nachts in unserer Küche, wo kein Mensch war, geschah) wieder hörbar. Offenbar war es auch dieser schwarze Geist, der jene Frau von L., seit sie in jenem Hause von B. zugebracht hatte, beunruhigte.

(Man sehe die fünfte Thatsache.)

Noch iſt zu bemerken, daß jene Nachtwächters Frau von der Zeit an, als ſich jene Geiſter zu Frau H. wandten, auch keine Erſcheinung mehr von jenem Geiſte hatte, aber jener ſchwarze ihr noch öfters, jetzt zu ihrem großen Kummer, hörbar und ſichtbar wurde. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode (ſie und ihr Mann ſtarben in einer Woche) verſicherte ſie mich feierlich (ſie war kaum noch zu ſprechen fähig) von der Wahrheit dieſer ihrer Erſcheinungen, und daß jener ſchwarze Geiſt ihr vor ſieben Tagen durch ein Zeichen (durch welches? vermochte ſie, ſchon ſterbend, nicht mehr zu ſagen) ihren und ihres Mannes Tod kund gethan.

„Es war ungefähr in der Mitte des Monats Februar dieſes Jahrs — nachdem ich verſäumt habe, Tag und Stunde von irgend etwas des weiter zu Erzählenden ſchriftlich aufzuzeichnen — als, bei den faſt täglichen Beſuchen bei Frau H., von den nächtlichen Erſcheinungen eines lichten Geiſtes die Rede war, welche ſie habe. Man ſprach Verſchiedenes, mehr ſcherzhaft als im Ernſte, über die muthmaßliche Periode des Erdenlebens jener Erſcheinung und über die etwaigen Mittel, dieſe Periode zu eruiren. Da ſchlug man direkte Fragen an den Geiſt in einer Art von ſcherzhaftem Uebermuthe vor, und ich ſetzte dieſe Fragen ſogleich auf, wodurch herausgebracht werden ſollte, ob der fragliche Geiſt im Leben katholiſch oder evangeliſch geweſen ſey. Sie lauteten wörtlich alſo:

„Kennſt du die Mutter unſers Herrn? Kann ihre Fürbitte noch jetzt im Himmel erlangt werden, und iſt dieſelbe als vorzüglich wirkſam zu betrachten? — Stehet Maria in engerer Verbindung mit ihrem erhabenen Sohne als jeder andere ſelige Geiſt?“

Am andern Tage erhielt ich von der Handſchrift der Frau H. folgende Zeilen, welche ſie früh 5 Uhr bei ihrem Nachtlicht im Bette geſchrieben hatte: „Ich kenne die Mutter unſers Herrn etwas beſſer als du; — für mich bitten kann ſie, wie jeder ſelige Geiſt; — es beſteht keine engere Verbindung zwiſchen ihr und unſerm Erlöſer; — aber — — —“

Ich fragte, was dieß Aber zu bedeuten habe? Hierauf antwortete die Erscheinung: „es hat eine schöne Bedeutung, und ist allen seligen Geistern höchst wichtig; — mehr kann ich dir nicht sagen."

An demselben Abend sagte sie mir: sie habe mein Papier der Lichterscheinung hingehalten, hierauf habe dieselbe wörtlich das mir Gemeldete in ihrem bekannten Hauchton erwiedert. Das „Aber" habe dieselbe ganz auffallend langsam ausgesprochen, so daß jede von den zwei Sylben desselben einige Minuten lang gedauert habe; nachher habe sie, wie gewöhnlich wieder gebetet mit der Erscheinung ꝛc.

Nicht lange nachher — auch hiebei kann ich leider kein Datum angeben, doch mögen es sieben oder neun Tage gewesen seyn — wurde ich mit wenigen Ausnahmen jede Nacht um eine bestimmte Zeit wie durch höhere Macht erweckt. Die Stunde wechselte, doch war dieselbe meistens 12 Uhr. Die ganz klaren, bewußten, von aller Täuschung freien Empfindungen, welche ich dabei hatte, waren folgende:

Das Erwecktwerden geschah plötzlich, einen Augenblick vor dem Glockenschlag der jedesmaligen Mitternachtsstunde; eine unsichtbare Gewalt drang auf mich ein; alle meine Nerven und Gliedmaßen empfanden diesen Einfluß, wie eine durchdringend erwärmende, unaufhaltsam eindringende milde Schwere (Masse), bei dem hellsten Bewußtseyn.

Zu gleicher Zeit ließen sich die verschiedenartigsten Töne, abwechselnd, völlig unvergleichbar mit andern, vernehmen. Bald nur ein fernes und doch ganz deutliches Stöhnen, obwohl dieser Ausdruck mir keineswegs genügend bezeichnet, was ich vernahm; — bald war es ein zugleich hohles und helles, fernes und nahes Husten oder Sich-Räuspern, wie wenn Menschen aus der Entfernung ohne Worte ein Zeichen geben wollen, daß sie gegenwärtig sind, und die Absicht haben, auf diese Weise die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen; alles dieses nie heftig oder gewaltsam, am wenigsten schrecklich oder furchtbar, vielmehr bittend, hülfsbedürftig, demüthig und beinahe furchtsam, jedoch beharrlich und

vernehmlich genug, und in der deutlichen, keinen Zweifel zulassenden Absicht, bemerkt und vernommen zu werden, die Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zu ziehen ꝛc.

Gab ich dieser Absicht willig nach und sprach ich demzufolge fromme Wünsche oder religiöse Gedanken und Empfindungen aus, so ließen diese Bemühungen sich bemerklich zu machen und Theilnahme zu erregen, auf der Stelle nach, und leise Zeichen oder Töne des Behagens und der Dankbarkeit traten an ihre Stelle. Blieb ich aber einige Zeit gleichgültig, oder gab ich, wie es zuweilen geschah, leisen Zweifeln über die Richtigkeit der gemachten Erfahrungen und sinnlichen Wahrnehmungen in mir Raum, so folgten, gleichsam zur Bekräftigung, ziemlich starke, ungewöhnlich markirte Schläge unmittelbar auf die Decke des Zimmers über meinem Haupte; und diese wiederholten sich etwa, wenn ich, wie späterhin zuweilen der Fall war, aus Ermüdung oder Abspannung in der Aeußerung religiöser Gedanken nachließ, ehe es dem Geiste gefällig war; jedoch niemalen furchterregend, sondern nur lebhaft an- und aufregend.

Die Hauptsache war, daß religiöse Gedanken und Empfindungen ausgesprochen werden sollten: hierzu fand eine gewisse Nöthigung — ja ich möchte fast sagen, ein milder, jedoch unwiderstehlicher Zwang statt. Woran ich vielleicht seit mehreren Jahren in dieser Beziehung nicht gedacht hatte, wurde nun wie durch höhere Eingebung gleichsam liquid in mir. — Bibelstellen, Liederverse, Gebete, strömten zu und aus, und wurden mit immer steigender Befriedigung vernommen. Am willkommensten schienen die eigentlich tröstlichen Stellen der heiligen Schrift, namentlich diejenigen, welche auf den Segen der Erlösung und auf die Person des Erlösers Beziehung haben. Das laute Aussprechen der Gebete war dabei von mehr Wirksamkeit als der bloße Gedanke derselben; doch begnügte man sich auch zur Abwechslung damit, und namentlich that meine Frau, welche ziemlich dasselbe wahrnahm und empfand, wie ich selbst, und eine große Menge biblische Stellen vom Konfirmandenunterrichte her im Gedächtniß auf-

bewahrt hat, dabei treffliche Dienste, indem sie vollendete, wo ich abbrach, oder wieder anfing, wenn ich etwa aus Erschöpfung oder Abspannung nachließ. Die Einwirkung, welche wir beide verspürten, war von Seite der geistigen Potenz, deren Nähe Eins wie das Andere auf das Bestimmteste empfand, bei all diesem ein inniges Wohlbehagen, eine reine Dankbarkeit, eine volle Genüge, welche nichts zu wünschen übrig läßt, sondern sich ganz befriedigt fühlet, ein seliger Friede, der über allen Ausdruck geht, und dessen Empfindung mir immer gegenwärtig bleiben wird.

Ebenso zweifellos und bemerklich wie die Annäherung des Geistes zu obigem Zwecke war auch dessen Entfernung. Seine fühlbare Nähe und Gegenwart war nicht von gleicher Zeitdauer, sondern wechselte von 30 Minuten bis zu 1½ Stunde, ja 2 Stunden; später verkürzte sie sich bis zu 12 — 15 Minuten; ein ruhiger, gesunder Schlaf trat bald hernach ein.

Ich weiß nicht genau anzugeben, wie viele Nächte diese geistigen Erbauungsstunden währten, indem zuweilen Pausen eintraten; ich vermuthe jedoch beiläufig einundzwanzig Tage. Sie waren im Ganzen angreifend und erschöpften meine ohnehin beschränkte körperliche Kraft. Frau H. versicherte mich, daß sie jedesmal die Erscheinung des Geistes nach mir gehabt habe, so wie sie auch den Geist dann nicht sah, wenn ich von demselben nichts vernahm.

Als ich späterhin an einer Gesichtsgeschwulst erkrankte und mehrere Tage nicht ausgehen konnte, wurde mir von Hrn. Dr. Kerner ein Amulet überbracht, das Frau H. mir übersandte, und dessen Ingredienzen und nähere Beschaffenheit ich nicht kenne. Ich trug dasselbe mehrere Tage auf der Herzgrube; die nächste Folge davon war, daß ich wie Frau H. auch, drei Tage nach einander von dem Geiste nichts verspürte; nachher bekam ich noch einige kürzere, abgebrochene Besuche, wozu ich jedesmal bestimmt erweckt wurde, und wobei unter anderen bekannten Wahrnehmungen besonders ein Versuch zu sprechen, oder sich durch

artikulirte Töne mitzutheilen, welcher aber bei den ersten schwachen Anfängen von Seite des Geistes stehen blieb und nicht vollständig zu Stande kam, sich vorzüglich auszeichnete. Einige Tage vor dem Ablegen des Amulets, und seit jener Zeit, sind die Nächte völlig ruhig, wenigstens, auch bei sonstiger theilweisen Schlaflosigkeit, ohne allen geisterartigen Einfluß.

Weinsberg, am 5. Juni 1827.

C. W. Hermann, Pfarrer.

Erscheinen eines schwarzen und weißen Geistes,
eine Geschichte vom Jahre 1757.

Nachstehende Geschichte vom Jahre 1757 (aus Horst's Bibliothek) möge der geneigte Leser mit obiger vergleichen. Auch hier erscheint ein schwarzer und ein weißer Geist, auch hier findet Werfen und so manches Andere statt, was in der obigen Geschichte der geneigte Leser wohl nur mit Kopfschütteln und Zweifeln las. —

„Die Begierde in einer so oft bestrittenen Materie als die Erscheinungen sind, auf einen gewissen Grund zu kommen, hat Ew. Hochehrwürden unlängst veranlaßt, mich mit einem angenehmen Schreiben zu beehren. Denselben ist die Erscheinung, die ehemals in meines Vaters Hause gesehen worden, und so viel Aufsehen verursacht, auch bekannt worden, und Sie wünschen von mir eine nähere zuverlässige Nachricht von diesem Vorgange, um vielleicht dadurch bestimmt zu werden, dieser oder jener Hypothese und Meinung der Philosophen beizutreten. Ich wünschte im Stand zu seyn, durch eine ausführliche Erzählung Ihre Wißbegierde ganz stillen zu können, allein noch zur Zeit finde mich wegen Menge der Geschäfte außer Stand, Denselben eine zusammenhängende Relation zu übersenden, da

mir zumal mein eigener Aufsatz, worin ich Alles, was sich von Zeit zu Zeit zugetragen, angemerkt hatte, verloren gegangen, und die Geschichte dieser Erscheinung überdem auch sehr weitläufig ist. Ich begnüge mich also, und muß Dieselben bitten, sich einstweilen mit einer und andern Anekdote begnügen zu lassen, bis Zeit und Umstände mir Gelegenheit geben, den ganzen Verlauf der Sache aufzusetzen.

An der Gewißheit dieser Erscheinung ist so wenig zu zweifeln, daß man sonst genöthigt würde, nicht nur sämmtliche Hausgenossen meines väterlichen Hauses, sondern auch 3 bis 400 Menschen, die es gesehen zu haben bezeugen, nothwendig zu lauter Phantasten zu machen. Ich wenigstens, der ich ihre Gegenwart so oft gehört und gesehen, bilde mir ein, jedesmal in einer solchen Fassung der Seele gewesen zu seyn, wobei kein Blendwerk der Sinnen oder einer erhitzten Einbildung mich betrügen können; denn wenn Jemand begierig gewesen, hinter die Wahrheit der Sache zu kommen, um einen wahren Zeugen abgeben zu können, so war ich es. Ich selbst zweifelte Anfangs (indem die Geschichte kurz vor meiner Ankunft von *Halle* angegangen) und bemühete mich, allerlei natürliche Ursachen anzugeben, die das Getöse und Poltern im Haus verursachen konnten, denn im Anfang war keine Erscheinung zu sehen; allein ich mußte endlich oft selbst sammt meinen Gründen davonlaufen.

Nach Verlauf von einem Jahr wurde der Poltergeist sichtbar, und man entdeckte, daß es drei verschiedene Gestalten waren, eine schwarze und zwei weiße, deren eins mittlerer Größe, das andere aber die Größe eines dreijährigen Kindes hatte; jedoch war letzteres selten zu sehen. Von der schwarzen Figur konnte ich meines Orts nichts Weiteres sehen, als einen *hellen Schein, der dem Schein ähnlich, den ein Spiegel von sich wirft, wenn die Sonnenstrahlen hineinfallen.* Mein Bruder aber, der von diesen Geistern beständig geplagt wurde, ver-

sichert, daß es eine lange, schwarze, häßliche Figur sey, und daß das Feuer, das Andere sehen, aus dessen Brust hervor lodere; man könne aber sonst kein menschliches Gesicht an ihm wahrnehmen, da er doch oft wider und neben ihm gestanden. So verhielte es sich auch mit den weißen Figuren. Ich konnte nichts als eine mittlere weiße Figur, ohne Kopf und Füße sehen. Mein Vater versichert aber, es einmal in einer so schönen Gestalt und Gesichtsbildung gesehen zu haben, die einen ergötzt habe. Ihr Körper ist durchsichtig, so daß man die Bäume und Gewächse im Garten (wo es sich am meisten aufgehalten) durch seinen Körper sehen konnen. Diese Subtilität des Körpers ist auch wohl der Grund, warum es bei verschlossenen Thüren in die Wohnungen kommen, und sich bald sichtbar, bald unsichtbar habe verstellen können.

Es hat eine sprache, sowohl der schwarze als größere weiße. Ersteres, wie mein Bruder versichert, denn mit dem redeten sie nur allein, so oft auch mein Vater sie nöthigte, zu reden; Ersteres spricht eine donnernde und fürchterliche, letzteres eine wie aus einer Tiefe hervorkommende unvernehmliche Sprache, nach dem Elsäßer Accent, min für mein, hinte für heute, gen für geben. Sie werden sagen, was redete es denn? Nur immer von seinem Anliegen. Es sagte einstmalen zu meinem Bruder, den es in den Garten zu kommen zwang, auf seine Frage: was es wollte? — Ich han dieß san wollen, daß ich dir minen Schatz hinte um 11 Uhr gen will; als er hierauf antwortete, wann es seinem Vater erlaubte mit zu gehen, sagte es: Nein, dein klein Brüderlein (damals ein Kind von 3 Jahr) kannst du mitnehmen. Ein andermal ächzete es und antwortete meinem Bruder auf die Frage: was ihm fehle, mit den Worten: es ist mir so wehe. Zuletzt kam es nochmal zu meinem Bruder, in Gesellschaft des kleinen, ans Bette, weckte ihn, und sprach: ich han dieß san wollen, daß min Zit us ist, ich kann dieß itzt nicht mehr gen, aber es kommt die Zeit, daß ich dieß doch gen kann.

Von

Von dieſer Zeit an verließ es unſer Wohnhaus, und ließ ſich, doch nicht mehr ſo oft, nur im Garten ſehen.

Die weißen Geiſter waren geſellig und freundſchaftlich, ſie erſchreckten Niemand mit Fleiß, ja der größere warnte oft meinen Bruder vor dem ſchwarzen, wenn er ihm unverſehens über den Hals kommen wollte. Beide hatten auch keinen Abſcheu am Gebet und Geſang. Denn dieſem häuslichen Gottesdienſt, in welchem meine Familie damals ihre beſte Aufmunterung und Troſt fand, wohnten ſie oft vom Anfang bis zu Ende bei. Der ſchwarze aber iſt ein feindſeliger Geiſt, der gern erſchreckt, und das verdrießlich empfindet, was wider das Reich des Fürſten der Finſterniß ſtreitet. Als meine Familie einſt den Vers ſang: „Seelenmörder, alte Schlange," zog der ſchwarze einen fürchterlichen Streich gegen meinen Bruder, der aber auf das Geſchrei meiner Mutter ſich bückte, und dem Streiche entging. Der weiße Geiſt hat ein beſonderes Vermögen, aus der Entfernung auf Menſchen zu wirken, und das aufs Stärkſte. Zu verſchiedenen Malen wollte er meinen Bruder im Garten ſprechen; er verurſachte zu dem Ende eine ſolche Beklemmung auf ſeiner Bruſt, daß er genöthigt war hinaus zu gehen, um friſche Luft zu ſchöpfen, da er dann ſogleich bei ihm geweſen. Bei allem geſelligen und freundſchaftlichen Weſen des weißen gegen die Menſchen, ſo iſt doch eine ſo natürliche Antipathie zwiſchen beiden, daß man ſeine nahe Gegenwart nicht lange ausſtehen kann, denn ſie verurſacht ſelbſt denen, denen er unſichtbarer Weiſe nahe iſt, eine ſolche Beklemmung des Herzens, die in Schweiß und eine Art von Ohnmacht ausbricht. (Ganz wie ſo oft die Erſcheinungen bei Frau H. es andern Menſchen verurſachten.)

Ich will vor jetzt mit dieſen wenigen Bemerkungen ſchließen, ich zweifle nicht, Ew. Hochehrwürden werden aus dem Wenigen Anlaß genug haben, verſchiedene Betrachtungen anzuſtellen. Sollten dieſelben noch einige Erläuterung erfordern, über ein und anderen Punkt, ſo erwarte Dero gütigen Befehl, indem ich mich zu Dero Freundſchaft und Gewogen-

heit bestens empfehle, und mit wahrer Hochschätzung die Ehre habe zu seyn

Kirchheim, am 4. Juli 1772.

Ew. Hochehrwürden ꝛc.

Hahn.

P. S. Um mir vielleicht in dieser Sache Mühe zu ersparen, wünschte, daß dieselben diese Korrespondenz vor sich behielten, denn Sie können nicht glauben, was ich schon in dieser Sache seit vielen Jahren schreiben und reden müssen.

Fragen.

1) In welchem Jahr die Erscheinung überhaupt sich hören und sehen lassen?

Im August 1757.

2) Wann sie aufgehört?

Die Erscheinung in unserem Wohnhaus hat ad 65 aufgehört, man bemerkt es aber noch dann und wann im Garten.

3) Ob mit der Abreise des Hrn. Bruders auf das Gymnasium?

Noch vor der Abreise meines Bruders.

4) Ob er daselbst auf Universitäten und nachher keine weitere Anfechtung gehabt?

Nein.

5) Wie alt der Herr Bruder damals gewesen?

12 Jahr.

6) Ob die Erscheinung auch bei Tage geschehen?

Ein ganzes Jahr durch konnte man es zu allen Stunden des Tags sehen, denn es war gar oft ein Gast bei dem Mittagstisch.

7) Ob nicht zu einer Jahreszeit, oder bei dem Wechsel des Monds mehr als sonsten?

Um die Advente und Fastenzeit mehr als sonst.

8) Ob sie zuweilen plötzlich im Zimmer unsichtbar geworden sind, oder ob sie immer herausgegangen?

Man hat sehr selten seine Ankunft oder Weggehen an den Thüren vermerkt.

9) Ob der schwarze auch wohl allein erschienen?

Sehr oft, doch nicht mehr als zweimal im Wohnhaus, wohl aber im Garten, und dem nahe dabei aufgebauten Haus.

10) Ob er immer bei dem weißen gewesen, so oft er erschienen?

Siehe die vorige Antwort.

11) Ob auch andere Leute den Ton und Laut gehört und verstanden haben, wenn sie geredet? Oder ob sie nur geredet haben, wenn der Herr Bruder allein gewesen ist?

Nein! nur mein jüngerer Bruder, der den andern allenthalben begleiten mußte.

12) Ob andere Leute auch bemerkt haben, daß der eine Geist schwarz war? oder ob sie nur alle einen bleßen Schein und Schimmer gesehen haben?

Die Meisten haben nur den feurigen Schein gesehen, andere aber auch die ganze häßliche Figur, durch deren einstmaligen Anblick der Nachtwächter im Ort so erschrocken, daß er von Stund an ein Epilepticus geworden.

13) Ob der weiße Geist nicht erzählt habe wer er sey, wo er sich aufhalte, und warum er den Schatz nur dem Herrn Bruder zukommen lassen wolle?

Nein, außer daß ihm einmal im Traum von dem weißen gesagt worden, sie sey die Frau des schwarzen. Dieser Schatz sey damals verborgen worden, als die Spanier die Pfalz ruinirt hätten, ihr Mann wollte nicht haben, daß er den Schatz bekomme, er bekäme ihn aber doch noch.

14) Ob er keine Ursache angegeben habe, warum er allein mit in den Garten gehen solle?

Nein!

15) Ob er den Platz des Schatzes im Garten nicht habe bestimmen wollen?

Der Platz ist vollkommen bestimmt, indem einstens mein Bruder des Nachts von dem weißen Geist abgeholt und an den Platz geführt wurde. Er fing kaum an zu graben, so kam ein Kästchen von ungefähr 2 Schuh, oben und neben mit Handgriffen aufs Zierlichste gemacht, zum Vorschein. Der schwarze aber kam auf das Weiße losgeschossen, stieß es in die Luft mit einem hellen Geschrei, worauf das Kästchen mit einigem Getöse anfing zu sinken, ohne daß es mein Bruder hätte halten können, in der Luft aber entstand ein so entsetzliches Getöse, gleich als wenn alle Bäume im Garten zusammengerissen und zertrümmert würden, worauf der Schatzgräber die Flucht genommen.

16) Ob man niemals gegraben habe?

Nebst jenemmal noch verschiedentlich am Tag. Der Herr des Orts, Freiherr von *Hack*, ließ selbst am bestimmten Tag durch Taglöhner graben, allein man fand keine Spur einer sich etwa auszeichnenden Erde, die angetroffene felsenartige Beschaffenheit des Erdreichs nöthigte sie aufzuhören. Der weiße entdeckte auch meinem Bruder, daß sich einige Schatzgräber auf dem Platz des Nachts eingefunden, um das Nest auszuheben, sie wären aber mit Ohrfeigen fortgeschikt worden.

17) Ob keine alte Tradition im Dorf verhanden sey, daß dergleichen Erscheinungen an dem Platz schon mehrmalen ehedem bemerkt worden? Wer vorher da gewohnt habe, etwa vor den Zeiten der Reformation? Ob etwa ein Kloster da gestanden habe? Ob etwa daselbst Jemand umgekommen, und dergleichen?

Ja! man hat längst behauptet, daß es in dem von meinem Vater gekauften Haus, welches abgerissen und der Platz zum Garten zubereitet worden, nicht

sicher sey, Niemand aber will jemals etwas gesehen haben. Man will auch sichere Traditionen haben, daß vor den Zeiten der Reformation daselbst die Wohnung eines Frühmessers (zuverlässig wohnte einer im Ort) gestanden habe.

18) Ob auch Katholiken in dem Dorf wohnhaft, und diese einen Pfarrer haben?

Ja!

19) Ob die lutherische Gemeinde keine Streitigkeiten mit den Katholischen habe, und letztere keine Ansprüche auf Kirche und Pfarrhaus machen?

Ehemals sehr heftige, während dem aber, als jene ihre eigene Kirche und Pfarrwohnung haben, nicht mehr.

20) Ob die Sachen im Pfarrhaus oder in einem eigenen Hause vorgegangen?

In meines Vaters eigenthümlichem Wohnsitz; denn es ist keine Pfarrwohnung für den lutherischen Geistlichen da.

21) Ob kein Mönchskloster in der Nähe sey?

Zwei Stunden von da zu Lautern. Eine Stunde aber vom Ort war ehemals eines, wovon meines Vaters Bestallung herrühret.

22) Ob sich keine katholischen Geistlichen eingefunden, die eine Beschwörung haben vornehmen wollen?

Ja! allein es scheint, als ob ihnen der Geist zu mächtig geschienen, sie gingen unverrichteter Sachen wieder weg.

23) Ob keine gerichtliche Untersuchung von Seite der Landesobrigkeit in dieser Sache angestellt worden? und casu quo non, warum nicht?

Allerdings! Man hat von Seite dasigen Amts viele und ernsthafte Untersuchungen anstellen lassen.

24) Ob es wahr sey, daß die Geister nach den Zuschauern geworfen?

Sie haben oft geworfen, ohne doch Jemand

treffen zu wollen, oder wenn sie dieses im Sinn hatten, so ließen sie so schwache und leichte Materie fallen, die nicht beschädigen können. (Uebereinstimmend mit den Erscheinungen der Frau H.)

25) Ob bei ihrer Ankunft ein Geräusch vorangegangen, oder ob sie oft auf einmal plötzlich da gewesen sind?

Ohne Geräusch und plötzlich.

26) Ob Leute, die ganz und gar nichts von der Sache gewußt haben, bei der ansichtbaren Annäherung sogar in der freien Luft und in dem Garten schon eine Beklemmung der Brust gefühlt, oder ob solches nur denen widerfahren sey, welche in der Absicht etwas zu sehen gekommen, und also schon vorher von diesen Gedanken eingenommen gewesen sind?

Leute, die in der Absicht kamen, weil sie an der ganzen Sache gezweifelt. (So geschah es gleichfalls bei Frau H.)

27) Ob sie sich jedesmal haben sehen lassen, wenn fremde Zuschauer kamen, oder ob nicht Manche, ohne etwas zu sehen, haben fortgehen müssen?

Zu einer gewissen Zeit hat es Jedermann sehen können, der Geister sieht; denn es waren Verschiedene zugegen, die, da es 10 gesehen, es nicht sehen konnten.

28) Ob Ew. Hochehrwürden das Feuer bei dem schwarzen auch oft selbst gesehen haben?

Sehr oft!

29) Ob dieser die Hebung des Schapes dem Ansehen nach habe verhindern wollen? Oder ob er auch wie der weiße darauf gedrungen?

Aus Nro. 13 und 14 klar.

30) Ob Dero Frau Mutter bei dem Streich, den er auf den Hrn. Bruder geführet, auch etwa die Bewegung eines Arms bemerkt habe?

Ja.

31) Ob Dero Eltern beiderſeits noch leben? und noch in dem nämlichen Haus wohnen?

Sie leben noch und wohnen noch in dem nämlichen Haus.

32) Ob der Herr Bruder, nachdem er auf Schulen gegangen, wieder jemals nach Haus gekommen, und alsdann die nämlichen Anerbietungen erfolgt ſind?

Er kam oft nach Hauſe, es ließ ihm aber nachher Ruhe, und bis Dato.

33) Ob der weiße, wie er den Hrn. Bruder vor dem andern gewarnt hat, keine Urſache angegeben, und nicht geſagt habe, wer derſelbe etwa ſey?

Vide Nro. 13.

34) Ob beide Geiſter einander auch ſelbſt zuweilen feindſelig begegnet ſind?

Vide Nro. 15.

35) Ob der ſchwarze bei dem Gebet nicht verſchwunden ſey?

Auf den gethanen Streich verſchwand er, ſonſt ließ der ſchwarze ſich nicht im Wohnhaus ſehen.

36) Und ob er bei Nennung des Namens Gottes und Jeſu nichts Verdrießliches geäußert habe?

Ex antecod. zu ſchließen.

37) Ob es nicht gefällig wäre, wenigſtens etliche der angeſehenſten Männer, z. B. benachbarte Geiſtliche oder Beamte, zu nennen, welche eben die Erfahrung gehabt haben?

Der dortige Beamte, Herr Inſpektor Faſſel und Herr Doktor Pollig von Lautern, Herr Pfarrer Ley von St. Alban u. ſ. w.

38) Und ob die Vorſtellung von dieſer Sache bei allen Zuſchauern ihrer Ausſage nach in der Hauptſache einerlei geweſen?

Ja.

39) Ob ſie denſelbigen nicht feindſelig begegneten, oder nicht ſonſt ihren Unwillen über den Zulauf der Leute bezeugt haben?

Einem verwitzigen Bürger des Orts, welcher bei sich selbst zweifelte, Reflexionen an dem neuen Haus machte, warf es die Augen voll Sand, sonst scheuete es die Zuschauer nicht.

40) Ob die Geister allen Zuschauern, die zugleich da waren, in gleichem Grad sichtbar gewesen sind? Oder ob nur einige sie zu erblicken gewürdigt worden sind?

Vide Nro. 27.

41) Ob Jemand nach ihnen gegriffen habe? und was alsdann seine Empfindung gewesen?

Niemand wollte sie betasten.

42) Ob man einen Druck der Luft, einen Wind oder dergleichen bei ihrem Kommen, oder Weggehen verspürt habe?

Nein.

43) Ob sie Alles in dem Haus ruhig gelassen, oder im Gegentheil zuweilen etwas durch einander geworfen?

Sie ließen Alles stehen und liegen.

44) Ob sie in alle Zimmer des Hauses gegangen, oder nur ihren Hauptsitz in einem gehabt haben?

In allen Zimmern des Hauses.

45) Ob der weiße keine ungefähre Zeit bestimmt habe, wenn er den Schatz wieder ausliefern wolle?

Nein.

46) Ob er nicht gefragt werden, warum er ihn nicht bei Tag geben wolle?

Nein.

47) Ob andere Zuschauer die Geister nicht gefragt haben?

Mein Vater sehr oft, ohne Antwort zu bekommen.

48) Und casu quo ob sie bloß stumm geblieben oder unwillig geworden sind?

Einmal schien der weiße durch heftige Bewegung und fürchterliche Vergrößerung über meinen Vater unwillig geworden zu seyn.

49) Was Dero Herr Vater, da er sie zum Reden bringen wollen, etwa gefragt habe?

Warum er ſein Haus ſo quäle, und was man thun ſolle, um aus der Qual zu kommen? Den ſchwarzen redete er oft mit dem größten Unwillen an: was er für ein Recht habe, ihn in ſeinem Eigenthum zu plagen?

50) Und ob ſie dem Herrn Bruder nicht die Urſache geſagt haben, warum ſie ſonſt Niemand Antwort geben könnten?

Nein.

51) Ob es wahr ſey, daß der Geiſt dem Herrn Bruder eine Münze als eine Probe des Schatzes in die Hände gegeben habe? und was es vor eine geweſen?

In dem Nro. 13 angeführten Traum beſah er eine der goldnen Münzen, woraus der Schatz beſtehen ſollte, worauf die mit dem Jahr der ſpaniſchen Verwüſtung korreſpondirende Jahrzahl zu ſehen geweſen.

52) Ob der Herr Bruder nicht zuweilen von ihnen angerührt, und etwa bei der Hand ergriffen worden? und was er alsdann empfunden?

Die Berührung des weißen war ſehr kalt. Die Berührung des ſchwarzen, welche allemal in Ohrfeigen beſtanden, ſehr hart.

53) Ob, wenn fremde Zuſchauer gekommen, man in Gegenwart der Geiſter von ihnen geſprochen habe, und wie ſich die Geiſter dabei verhalten?

Gar oft, doch von Seiten der Geiſter ruhig.

Fünfte Thatſache.

Am 6ten Juli 1827 ging Frau H. in dem Baumgange nächſt meinem Hauſe, der zur Burg führt. Als ſie eine kleine Strecke deſſelben zurückgelegt hatte, erklärte ſie mir, ſie könne durchaus nicht weiter gehen, gab aber die Urſache davon nicht an. Am 14ten Juli Morgens ſagte ſie mir

Folgendes: „Als ich den Gang hinging, sah ich eine Gestalt mir entgegen kommen, die ich sogleich als einen Geist erkannte, und ging daher nicht weiter, sondern kehrte um und sah sie dann nicht mehr. Aber in der darauffolgenden Nacht (am 7ten Juli), als ich ungefähr in der Mitte der Nacht ganz wach war, kam dieser Geist vor mein Bett, und sagte zu mir: „Gehe mit mir auf die Burg links hinunter, da ist ein großer und ein kleiner Keller, in diese mußt du mit mir hinein.“ Ich antwortete: „Das kann ich nicht!“ Darauf sagte er: „Dann komme ich so lange, bis du mit mir dahin gehest: denn dort wirst du etwas finden, und wenn du dieses hast, bin ich ruhig und komme nicht mehr.“

Ich sagte ihm hierauf: das sey mir unmöglich zu thun; und er entfernte sich.

Seitdem kam er fast alle Tage zu mir ins Zimmer und in den Garten, und mahnt mich immer, theils durch Winken, theils durch Worte, an, mit ihm zu kommen. Einmal fragte ich ihn: wann er gestorben sey? und er sagte: im Jahre 1529. Sein Aussehen ist freundlich und ehrwürdig, das eines Mannes von etlichen siebenzig Jahren, und er macht mir nicht die mindeste Angst. Seine Sprache ist schneller als die der andern Geister, es ist ihm leichter zu sprechen. Er hat einen langen Bart, auf dem Kopfe einen Hut wie man jetzt keinen trägt, fast wie die Tyroler tragen, nur mit kleinerem Stülpe und höherem Kopfe, oben gewölbt. Sein Kleid ist kurz und andern Schnittes als jetzt, er hat Halbstiefel, in die lange Hosen gehen.“ —

Am 15ten Nachmittags 4 Uhr kam dieser Geist wieder zu ihr und sagte: „Sey guten Muthes, und fasse den festen Entschluß, mit mir zu gehen!“ Da fragte sie ihn: „In welchem Orte bist du?“ Er antwortete: „In einer Seligkeit; aber noch habe ich hier ein Hinderniß weiter zu kommen.“ Hierauf ging er wieder.

Sie sagte zu mir, so gutmüthig habe noch kein Geist mit ihr gesprochen, so gar nicht drohend, und daß er nicht

wolle, daß ſie mit ihm beten ſolle, ſey ihr ein Beweis, daß er deſſen nicht bedürfe, daß er ein guter Geiſt ſey.

Als er am 21ſten Nachmittags wieder erſchien, und die gewöhnliche Mahnung: „Komme mit mir auf die Burg!“ zu ihr geſagt hatte, fragte ſie ihn: „Mit was beſchäftigeſt du dich oder die anderen Geiſter an dem Orte, wo du biſt.“ Er antwortete: „Ich bin in der Seligkeit, wo die Heiden und überhaupt alle diejenigen Seelen ſind, die ohne ihr eigenes Verſchulden unſern Herrn und Heiland nie kennen lernten, da werden wir von Engeln unterrichtet, bis wir zu einer höhern Seligkeit reif ſind.“

Ein andermal fragte ſie ihn, wie viele Seligkeiten es gebe, und er ſagte: „Acht Seligkeiten, aber nur ſieben beſtehen jetzt. Die achte hat ihren Anfang noch nicht genommen, und das iſt dieſe, welche man das tauſendjährige Reich nennt, deſſen Anfangszeit aber verſchloſſen bleibt.“

Als er am 20ſten Nachmittags wieder von ihr begehrte, ſie ſolle mit ihm auf die Burg gehen, ſagte ſie zu ihm, ſie thue das nicht, bis er ihr ſeinen Namen ſage, worauf er erwiederte, ſie müſſe ihn jetzt nicht wiſſen, auf der Burg ſolle ſie ihn erfahren.

Wenige Tage, nachdem dieſer Geiſt ihr zum erſtenmal erſchienen war, ging auf einmal eine dunklere Geſtalt als jener in ihrem Zimmer auf und ab, dabei klirrte etwas wie von Metall, als hätte die Geſtalt Sporen. Sie hatte das Ausſehen eines Mannes von etlichen vierzig Jahren. Die Kleider hatten militäriſchen Zuſchnitt. Die Geſtalt lief gravitätiſch im Zimmer ſechs- bis ſiebenmal auf und ab, ſah ſie an, ſprach aber nichts.

Am andern Morgen 9 Uhr, als ſie allein im Zimmer war, kam wie eine Wolke zum Fenſter herein, und es tönte, als würfe man feinen Sand aus ihr, worauf ſie wieder verſchwand.

Am 19ten Abends 7 Uhr, als ich und Herr Pfarrer Hermann, letzterer im Vorleſen begriffen, bei ihr im Zimmer waren, fühlte Herr H., der vom Erſcheinen eines Geiſtes gar

nichts wußte und frei im Zimmer saß, plötzlich ein besonderes Gefühl an seinem rechten Fuß, als streifte Jemand an demselben vorüber, und sprach: was war denn da an meinem Fuß?

Nachdem Herr H. sich entfernt hatte, sagte mir Frau H., der Geist mit den Sporen sey da gewesen, aber nur auf einen Augenblick, er sey ganz nahe an Herrn H. vorübergegangen, und habe sich im Moment, wo dieser von einer besondern Empfindung an seinem Fuße gesprochen, hart an ihm umgekehrt.

Eine Stunde nachher, als Frau H. angekleidet auf ihrem Bette lag, und zwar mit Stiefeln, die vermittelst Haften eng an den Fuß befestigt waren, sah sie diesen Geist wieder, klirrend wie mit Sporen durch das Zimmer gehen, legte sich aber dann sogleich, ohne ihn näher anzusehen (es war auch Dämmerung), auf die andere Seite und schlief ihrem Gefühle nach ein. In diesem Momente trat ich ins Zimmer, wo auch ihre Schwester sich befand. Frau H. lag ganz ruhig, als ich auf sie hinsah, aber ihre Stiefel gingen in diesem Momente von dem ganz ruhig liegenden Fuß, wie von einer unsichtbaren Hand ausgezogen, durch die Luft durchs Zimmer der Schwester zu, die grade zum Fenster hinaussah, und legten sich hart vor ihr (sie kehrte sich in diesem Momente um) leise auf den Boden nieder.

Frau H. lag noch immer vom Kopfe bis zu den Füßen in Erstarrung, aus der ich sie nun durch Anblasen weckte. Erwacht erzählte sie das Erscheinen jenes Geistes, wie sie aber von ihren Stiefeln gekommen, wußte sie im Mindesten nicht; sie meinte sie noch an den Füßen zu haben. Die Schwester weinte, und hatte durchaus nicht den Muth, ihr die Stiefel wieder anzuziehen.

In verschiedenen Nächten nun kam dieser Geist ganz stumm, indem er nur im Zimmer klirrend hin- und herlief, und sie fest ansah. Immer erlosch mit seinem Erscheinen das Nachtlicht, und einmal sah sie ihn vor demselben stehen und es auslöschen.

Am 22sten Abends 8 Uhr zupfte es, auch Andern sicht-

bar, beſtändig an ihrer Decke und Kopfliſſen, und da ſie darüber unwillig wurde, drehte ſie ſich murrend um, und ſah dann jenen Geiſt, der ihr Sporen zu haben ſchien, vor ſich ſtehen. Er ſagte mit ſpöttiſchem Tone zu ihr: „Ich bin der Jäger deſſen, der haben will, daß du auf die Burg gehen ſollſt,“ und hierauf ging er. Eine Stunde ſpäter als ſie, ihre Schweſter und meine Tochter, allein im Zimmer waren, (ſie lag im Bette) flog auf einmal der weit von allen auf einem Tiſch ſtehende Lichtſchirm, wie von einer unſichtbaren Hand geworfen, auf die andere Seite des Zimmers. Kaum, ehe dieß geſchah, hatte Frau H. den Geiſt mit den Sporen zur Thüre hereintreten ſehen, fiel aber dann in Erſtarrung, und ſah was mit dem Lichtſchirm geſchah nicht mehr.

Nachts 10 Uhr kam derſelbe Geiſt zur offenen Thüre herein, als ſie allein im Zimmer im Bette lag, lief raſch vor den Schreibtiſch, und da hörte ſie wie alle Papiere unter einander gerüttelt wurden und ſchrie dann: was willſt du? was haſt du hier zu ſchaffen? Er ſagte: „Ich will haben, daß Jener noch nicht ruhig werden ſoll,“ dann ging er. Die Papiere vom Schreibtiſch, der weit von ihr ſtand, fand man zum größten Theil auf den Boden geworfen.

Am 24ſten Abends acht Uhr, als ſie allein war, kam dieſer Geiſt wieder zur Thüre herein, und neben ihm ging eine größere, magere, ältliche Weibsperſon, mit widrigem Geſicht und von viel dunklerer Geſtalt als er, in alter Frauentracht, mit hoher thurmartiger Haube, unter der ein Tuch herumgebunden war, welches das Haar ſo verſchleierte, wie ihr alle weiblichen Geiſter noch erſchienen und an der hinten viele Bänder niederhingen. Ihr Kittel bildete hinten einen Schnabel, ihr Rock war dick, mit vielen Falten, ihre Schuhe hatten äußerſt lange Spitzen und hohe Abſätze. Beide liefen im Zimmer auf und nieder, ſahen ſie an, ſprachen aber nichts.

Nachts ein Uhr erſchienen die gleichen Geſtalten und gingen abermals nur ſtumm auf und nieder. Das Nachtlicht erloſch. Eine vertraute Perſon, die ich dieſe Nacht noch neben der Schweſter im Zimmer ſchlafen ließ, ſagte mir, daß es

Nachts 1 Uhr im Zimmer Töne gegeben, als werfe man alle auf dem Schreibtisch liegenden Papiere unter einander, auch habe sie in der rechten Ecke des Zimmers mehrmals einen Ton gehört, wie von einem Hunde, der aus dem Schlaf erwache. Das Nachtlicht sey auf einmal, ohne eine ihr sichtbare Ursache, erlöscht, daher sie aus dem Bett gestiegen, um einen Laden zu eröffnen, da habe sie, noch ehe sie den Laden eröffnet, mit großer Verwunderung gesehen, daß der Leuchter des Nachtlichtes, selbst auf seinem untern runden Boden, hell geglüht habe, sie habe aber nicht gewagt ihn anzurühren. In der Nähe war kein anderes Licht, auch war es nicht Mondschein.

Ich erinnerte mich dabei der Erscheinungen bei jener Nachtwächters-Frau, die auch öfters den Ofen, ohne daß ein Feuer in ihm war, glühen sah.

Abends 9 Uhr (am 25sten) kam der Geist von der Burg wieder. Er stand unversehens vor ihrem Bette. Sie sprach sogleich zu ihm: „Warum kommt jener Geist mit einer Frau zu mir, der vorgibt, ein Jäger von dir gewesen zu seyn?" Er antwortete: „Dich zu hindern, daß du auf die Burg kommst." Sie sagte: „Warum wollen denn diese haben, daß ich nicht hinauf solle?" Er antwortete: „Damit ich später in Ruhe komme: denn sie hatten im Leben einen großen Haß auf mich, den sie auch mit sich nahmen." Sie wollte noch nach der Ursache dieses Hasses fragen, da ging er wieder.

Im magnetischen Schlafe vom 27sten sagte sie: „Der gute Geist hat dort wo er ist, nicht die Gestalt, in der er mir hier erscheint. Dort sieht man sie mit geistigen Augen, und hier sehe ich sie, obgleich mit dem geistigen Auge, aber doch immer noch durchs fleischliche. Sie stellen sich hier mir dar in Formen, die meinen fleischlichen Augen erkenntlich sind."

Als jener Geist am 27sten wieder kam, fragte sie ihn: warum sind denn jene so sehr über dich ergrimmt? Er antwortete: „Weil ich ihn nicht in meinem Dienste ließ, und noch wegen vieler andern Dinge."

Abends erſchien der feindliche Geiſt mit der weiblichen Geſtalt wieder. Sie gingen ſtumm auf und nieder.

Schon vor mehreren Wochen ſagte mir Frau H. eines Morgens, es habe ihr in der Nacht geträumt: es ſey in unſerer Waſſerkuſe in der Küche (wo ſie nie war) etwas das nicht in ſie gehöre, und ſie habe ſich die ganze Nacht im Traume damit abgegeben, die Waſſerkuſe auszuleeren.

Ich hielt es für einen leeren Traum, und kam erſt am andern Tage dazu, die Kuſe ausleeren zu laſſen. Da fand man auf ihrem Boden eine äußerſt lange, völlig roſtige, ſchwarze, uralte dicke Stricknadel, die ich nachher in Frau H. Zimmer auf den Schreibtiſch legte. Nach einigen Tagen, ohne daß irgend Jemand dieſe Nadel berührt haben wollte, fand man dieſelbe wieder in der Küche im obern Stocke auf dem Heerde. Ich trug ſie wieder auf den Tiſch im untern Zimmer zurück.

An dem Abend, eine Stunde ſpäter, als der Geiſt mit den Sporen und ſeine Begleiterin der Frau H. wieder erſchienen waren, ſah ſie von dem Tiſche, auf dem die Stricknadel lag, und der ſechs Schritte von ihr ſtand, dieſelbe gegen ſich durch die Luft kommen. Als ſich dieſe ihr auf ein paar Schritte genähert hatte, hob ſie die Hände vors Geſicht und ſchrie, da ſich Niemand ſonſt im Zimmer befand. Die Stricknadel aber ging nicht auf ſie zu, ſondern legte ſich in ein neben ihr ſtehendes Glas mit Waſſer leiſe nieder, in der ich ſie, auf ihren Schrei herbeigekommen, noch antraf und wieder auf den Tiſch zurückbrachte.

Am 29ſten Abends 7 Uhr, als Frau H. allein im Zimmer im Bette lag, vor der offenen Thüre aber mein Dienſtmädchen und noch eine Perſon ſaß, kam der Geiſt mit ſeiner Begleiterin zu ihr, ging im Zimmer ſtolz und mit den Sporen klirrend, auf und ab, und ſo oft er an ihr Bett kam, ſagte er in einem ſchnippiſchen Tone nichts zu ihr als: „Ja! ja! ja!“ Seine Begleiterin machte nur eine ſtumme ſpöttiſche Miene. Auf dieſes verfiel die Frau in heftige Krämpfe. Während dieſer that es im Zimmer, als lieſe in

demſelben Jemand mit Sporen klirrend von einem Seſſel zum andern, und ſtieße ihn jedesmal mit aller Macht auf den Boden. Das Dienſtmädchen und die andere Perſon traten auf dieſes Lärmen ins Zimmer, da es ihnen unbegreiflich war (weil ſie Frau H. im Bette wußten), wer ſo in demſelben klirrend umhergehe und mit den Stühlen poche, da wurde ihnen ein Seſſel, wie von unſichtbarer Hand, entgegengeworfen, Frau H. aber ſahen ſie auf der andern Seite des Zimmers im Bette in Krämpfen liegen. Als ſie erwachte, erzählte ſie von dem Erſcheinen der zwei Geiſter, von dem Lärmen mit den Seſſeln aber wußte ſie nichts: denn ſie lag ſchon in Krämpfen als dieſer begann.

Abends im halbwachen Zuſtande ſagte ſie mir: daß ſie in den Krämpfen das Lärmen des Geiſtes mit den Seſſeln wohl gehört, aber nach dem Erwachen aus denſelben (weil ſie in dieſen Krämpfen immer magnetiſch ſey) habe ſie nichts mehr davon gewußt, und wiſſe auch wach nichts davon.

Am 1. Auguſt 1 Uhr Mittags kam jener beſſere Geiſt wieder, und wie er erſchien, trat jener, der ſich ſeinen Diener hieß, mit ſeiner Begleiterin vor ihn; da ging er, ohne ein Wort zu ſprechen, wieder. Der andere blieb und ſagte zu Frau H.: „Dich wollen wir aber ängſtigen, bis du dieſe Kette haſt!“ Sie erwiederte ſchnell und laut: „Gott iſt meine Macht und Stärke, wie kannſt du mich ängſtigen oder ſonſt mir ſchaden?“ Da entfernten ſie ſich.

Abends 7 Uhr erſchien er wieder mit ſeiner Begleiterin, aber noch in Geſellſchaft eines ganz ſchwarz ausſehenden Geiſtes, worüber die Kranke ſo erſchrack, daß ſie in heftige Krämpfe verfiel.

Morgens 4 Uhr kam er mit gleichen Begleitungen wieder, und namentlich mit dem ſchwarzen Geiſt, das eine kurze und dicke Geſtalt war. Ohne zu ſprechen, liefen ſie im Zimmer hin und her. Da faßte ſie den Muth und befahl ihnen feſt und ernſt, von ihr zu weichen. Sie gingen. —

Sie machte mit mir zugleich um dieſe Zeit die Bemerkung: daß die drei Geiſter, die die Burg betreffen, nicht wie

die

die vorigen, immer von der linken Ecke des Zimmers herkommen, ſondern von der rechten, wobei mir zuerſt auffiel, daß die Lage der Burg mit dieſer rechten Ecke korreſpondirt, der Weg aus der Stadt aber, woher die Vorigen kamen, mit der linken Ecke.

Am 1. Auguſt Abends 7 Uhr kam derſelbe Geiſt, der von ihr haben wollte, daß ſie auf die Burg gehe. Er hatte ein kleines Blatt Papier in der Hand, das mit rothen Buchſtaben voll überſchrieben war und das er ihr hinhielt. Sie war aber gerade ſehr geſchwächt und ſah das Blatt nicht näher an, da ging der Geiſt wieder.

Morgens 4 Uhr erſchien der Jäger und ſeine Begleiterin mit der kleinen, dicken, ſchwarzen Geſtalt, die hinter beiden herging. Sie gingen wieder, ohne zu ſprechen, im Zimmer hin und her, da befahl ſie ihnen ernſtlich von ihr zu weichen, und ſie entfernten ſich.

Am 3ten Abends 7 Uhr kam der Geiſt von der Burg wieder. Er hielt ihr abermals ein kleines Blatt Papier mit ſchwarzen großen und rothen kleinen Buchſtaben beſchrieben hin, aber ſie ſah es nicht näher an und er ging.

Als er in der Nacht vom 6ten auf den 7ten ihr daſſelbe Blatt wieder vorhielt, ſagte er dabei: „Das ſtehet darauf was mich hindert.“ Sie ſah es an und ſah wieder, daß es große ſchwarze Frakturbuchſtaben waren, zwiſchen welche hinein mit kleinen rothen Buchſtaben geſchrieben war, konnte es aber, weil es zu dunkel war, nicht leſen. Sie ſagte: „Bring es bei Tage wieder.“ Da ging er.

An verſchiedenen Tagen am 7ten, 8ten u. ſ. w. kam der Jäger mit ſeiner Begleiterin und dem dicken, kleinen, ſchwarzen Geiſte, der immer hinter ihnen herging. Sie ſprachen nie etwas, ſondern machten immer nur gegen ſie ſpöttiſche Geſtikulationen, Komplimente u. ſ. w. Sie hieß ſie jedesmal weichen, und ſie wichen dann auch ſogleich.

Ich gab ihr am 31. Auguſt einen zuſammengelegten und genau rings verſiegelten Brief, in den ich, ohne daß ich es einem Menſchen ſagte, den Anfang eines Liedes geſchrieben hatte:

„Jesus nimmt die Sünder an.
Saget dieses Trostwort allen.“

und bat sie, diesen Brief, sobald wieder ein Geist bei ihr erschiene, ihm hinzuhalten und ihn zu fragen, was der Inhalt sey? Dieß geschah nun in der Nacht vom 1. September, wo jener Geist mit seiner Begleiterin zu ihr kam. Sie hielt den Geiste den Brief hin, er berührte ihn nicht, sagte aber: „Jesus — — Sünder — — was geht mich dieß an, ich wollte noch nie selig werden,“ und dazu sagte er noch mehrere Spottreden, die ihr am Morgen entfallen waren. Sie sagte hierauf zu ihm: „Glaubst du mit solchen teuflischen Bosheiten vor dem Allerheiligsten bestehen zu können?“ Er antwortete: „Hum! ich wollte ja noch nie!“ Hierauf rief sie ihm laut zu: „Nun! so gebiete ich dir im Namen des Höchsten, gehe hin zu deinen Teufeln und kehre nie wieder zu mir!“ Er sagte: „Ja ich will“ und ging. Den Brief, in welchem jene Worte standen, gab Frau H. mir Morgens völlig unverletzt mit seinen Siegeln wieder zurück.

In der Nacht vom 7ten kam dieser Geist allein, ohne das Weib und den schwarzen Geist zu ihr, und sagte in einem noch etwas spöttelnden, aber schon gelindern Tone: „Wie soll ich denn beten?“ Sie sagte: „Willst du beten, ist es dir ernst? Er. Ich will beten. Sie. Warum willst du beten? Er. Damit ich selig werden kann. Sie. Bist du überzeugt, daß du durchs Gebet selig werden kannst? Er. Ja, diesen Glauben habe ich jetzt. Sie. Nun so halte dich an deinen Erlöser!“ — Hierauf ging er.

In der Nacht vom 9ten kam dieser Geist wieder, in Begleitung des kleinen schwarzen Geistes, dieser blieb aber an der Thüre stehen, schlug sie laut zu und schlürfte hin und her, so daß auch die Wärterin der Frau H. an solchem Lärmen erwachte. So lange dieser schwarze Geist so unruhig war, sprach weder der Geist noch Frau H. etwas. Als aber dieser stille geworden, sprach er ganz ängstlich und mit zweifelndem Gesicht: „Wie soll ich denn zu meinem Erlöser beten, da ich ihn doch nicht sehe?“ Frau H. antwortete: „Sind dir deine

Sünden herzlich leid, so mußt du um Gnade und Erbarmung flehen, ob du deinen Erlöser sieheſt oder nicht: denn selig sind die, die nicht sehen und doch glauben.“ Der Geist sagte: „So sage mir nur ein Wort, wie ich um Gnade und Erbarmung flehen solle.“ Sie sprach: „Vater sieh an dein Kind in Qual und Pein und Reue seiner Sünden.“ — Sie sagte ihm noch etwas, dessen sie sich aber am Morgen nicht mehr bestimmt erinnern konnte. Zuletzt sagte sie, sie bete nicht mehr mit ihm, wofern er den schwarzen Geist wieder mit sich bringe.

Hierauf ging er langsam und mit trauriger Miene. —

Sie sagte mir, es komme ihr vor, als verschlucke gleichsam so ein Geist Worte, die die Religion betreffen. Sage sie nur Ein Wort der Art, so meine sie, es verbreite sich dieß jedesmal über seinen ganzen Körper, und es schiene ihr dann, als werde dieser darauf jedesmal leichter, aber es sey ihr, als ginge dieß von ihrer Seele weg und schwäche sie. Dieß Gefühl habe sie nicht bei gleichgültigen, weltlichen Worten, die sie zu Geistern spreche. In der Nacht vom 10ten kam der Geist wieder, und abermals in Begleitung jenes kleinen schwarzen Geistes, der laut im Zimmer umhertappte. Sie fragte ihn: „Kannst du nicht sagen, warum der sogenannte Burggeist so lange nicht kommt?“ Er antwortete: „Ach, daran habe ich die Schuld, daß er noch kommen muß, aber er kann nicht kommen, wie er will, es ist ihm weit schwerer zu kommen als mir.“ Sie fragte ihn auch: „Wenn ich jetzt auf die Burg gehe, kannst du mir die Stelle zeigen, von der jener mir sagte?“ Er antwortete: „Ich könnte, aber dieser schwarze läßt mich nicht.“ Im Moment, als sie dieses sagte, stand der schwarze vor ihr, und Frau H. sprach: „Es sey dir gesagt, du sollest anrufen deinen Herrn und Erlöser unausgesetzt und diesen schwarzen von dir stoßen.“ Er antwortete: „Ich will, aber sage mir wie?“ Sie sagte: „Durch gar nichts als durch immerwährendes Flehen zu deinem Erlöser um Vergebung deiner Sünden.“

Sie sagte mir abermals: sage sie ein religiöses Wort, wie z. B. du sollst deinen Herrn und Gott lieben, zu dem Geiste,

so sey es ihr gerade, als zöge man eine Kraft aus ihr heraus, die dann der Geist, ihr fühlbar, wie hungrig in sich hineinziehe. Sie meine, je größer die Schuld eines solchen sey, desto stärker sey bei ihm dieses in sich Hineinziehen solcher Worte.

In der Nacht vom 12ten erschien er wieder, und der kleine schwarze Geist war nur auf einige Augenblicke bei ihm. Sie fragte ihn: Warum bist du im Zwischenreich? Er. Meiner Sünden wegen — lehre mich nur beten. — Sie. Wie bist du mit ihm verbunden, den ich Burggeist nenne? Er. Wie durch eine Kette, durch die ein unauslöschlicher Haß in ihm erregt wurde. Sie. Wie meinst du dieß? Er. Ich war weniger als er, machte seiner Dame ein Geschenk mit einer Kette, er ließ sie die Kette nicht tragen, nahm sie und schob sie in das Gewölbe. Ich stand gut mit ihm, er versprach mir immer, mir zu einer höhern Stelle zu verhelfen; es unterblieb. Ich und eine Dienerin warfen einen großen Haß auf ihn, wir bestahlen ihn im Gewölbe, thaten ihm alles Mögliche zu Leid, was wir nur thun konnten. Ich will dir Alles noch näher sagen, aber sage mir nur, wie ich beten soll. Sie. Bete das Gebet des Herrn. — Hierauf ging er.

In der Nacht vom 13ten ließ ich jene Frau von dem Orte Lenach bei Frau H. im Zimmer schlafen, von der in der Geschichte des Bellon angeführt ist, daß sie auch Anfechtungen von einem Geiste erhält, der sich ihr wenigstens oft hörbar macht.

Diese erzählte mir am andern Morgen: Nachts 2 Uhr habe sie zuerst ein Rauschen wie mit Papier gehört, wie dieses bei ihr auch statt fand, hierauf ein Klopfen auf den Tischen und Laufen durchs Zimmer, ohne daß sie aber etwas gesehen. Bald nach diesem sey Frau H. erwacht und habe wie mit einer ihr unsichtbaren, anwesenden Person gesprochen. Das erste Wort, das Frau gesprochen, sey „warum"? gewesen. Frau H. sagte mir, daß sie erst auf diese oder nach diesen Tönen erwacht seyn müsse, denn sie habe sie nicht gehört, wohl aber habe sie sogleich nach ihrem Erwachen den Geist des Jägers vor ihrem Bette stehen sehen. Es schiene ihr, als werde sie

immer durch ſolche den Geiſtern vorausgehende Töne erweckt, die ſie aber mehr noch halb im Schlaf höre und dann erwacht nichts mehr von ihnen wiſſe. — In dieſer Nacht ſprach ſie Folgendes mit dem Geiſte.

Geiſt. Ich kann kein anderes Wort beten, als das, das du mir ſagſt. Sie. Warum? — Geiſt. Weil uns Niemand lehrt oder etwas ſagt, wir müſſen Alles ſelbſt in uns finden. Sie: Der den Herrn anrufet, den wird er erhören. So bitte deinen Erlöſer um Kraft zum Gebete, und er wird dich ſtärken. Flehe um Gnade und um ſein Verſöhnungsblut, und er wird dir deine Qual erleichtern. Ja, er der für uns am Kreuze ſtarb, iſt Mittler und Fürſprecher beim allgütigen Vater für den größten Sünder.

Sie konnte nun nicht weiter ſprechen, denn der Geiſt ſog dieſe Worte wieder mit aller Begierde aus ihr in ſich ein; ſie ſagte: wie ein Kind, dem man etwas, von dem es noch nichts wußte, ſagt, jedes Wort davon mit höchſter Begierde aufnimmt, ſo ſcheint es mir mit dieſem Geiſte, ſpricht man zu ihm ein religiöſes Wort, der Fall zu ſeyn.

Der Geiſt ſprach, als ſie ſchwieg: „kannſt du nicht mehr ſo mit mir reden?“ Sie ſprach nein! und er ging.

Am 16ten Abends 9 Uhr wurde, ohne daß ein Menſch ſich an der Thüre des Zimmers befand, die Klinke deſſelben mehrmals laut bewegt. In der Nacht fand ein Rauſchen und Tappen im Zimmer umher ſtatt, und Frau H. ſah einen ganz ſchwarzen Geiſt, der ihr größer vorkam als der kleine ſchwarze, der immer in Begleitung des Jägers erſchien. Sie äußerte gegen mich am Morgen die Beſorgniß, es werde dieß doch nicht wieder ein neuer Geiſt ſeyn.

Am 17ten Nachts 1 Uhr warf es in der neben unſerm Schlafzimmer ſich befindenden Küche dreimal wie mit Kies, daß wir erwachten. Ich ſtand ſogleich auf, unterſuchte Alles, fand aber nichts.

Am 21ſten Nachts halb 2 Uhr wurde ſie erweckt und der Jäger, ſeine Begleiterin und der kleine ſchwarze Geiſt, kamen zu ihr. Der ſchwarze Geiſt blieb im Hintergrunde.

lief mit rauschenden Tönen hin und her und war sehr unruhig. Der Jäger sprach zu ihr: „Sage mir ein tröstendes zu meinem Herrn rufendes Wort!“ Sie sprach: „Ich kann nicht mit dir reden, wenn jener schwarze mit dir kommt. Warum ist er denn da und diese mit ihren teuflischen Bosheiten?“ — Denn einen Schritt hinter ihm stand seine sonstige Begleiterin und hatte, den Kopf spöttisch bewegend, gesagt: Hm! Hm! ich will dir schon sagen, was du zu thun hast, was brauchst du dieß zu fragen? Als ich bei meinem gnädigen Herrn war, rieth ich dir ja auch immer.“

Der Geist sagte zu Frau H.: „lasse diese, — achte nicht auf sie!“ Frau H. antwortete: „Ich will ihnen sagen, daß sie sich von dir entfernen, auch sie sollen sich zu ihrem Herrn Christus wenden, und dir sage ich, mache dich von ihnen los.“ Der Geist sprach: „Ich bitte dich, bewirke, daß diese hier einmal den Namen Jesus nennen kann.“ Als er dieß sprach, ging die Geistin und der schwarze Geist. Hierauf fiel der Geist auf die Kniee, und sagte: „Ich bitte dich, sage mir doch nur etwas Tröstendes.“ Sie sagte: „Jesus Christus ist für unsere Sünden gestorben, also auch für deine.“ Als sie diese Worte sagte, sog sie der Geist wieder wie mit Macht in sich ein, sie verbreiteten sich wie über seinen ganzen Körper, der ihr dann leichter erschien. Hierauf ging er.

In derselben Nacht 12 Uhr rauschte es in unserem Zimmer wie mit Papier und wurde hierauf ein neben dem Bette meiner Frau stehendes Tischchen, ohne daß es Jemand berührt hatte, in das Zimmer hineingeworfen. Zugleich fühlte ich an meinem rechten Arme hinauf eine ganz sonderbare Berührung, deren Gefühl ich nicht aussprechen kann.

Den 23sten Nachts 12 Uhr warf es in dem Zimmer der Frau H. mehrere Minuten lang immer wie mit Kieseln, und als sie aufsah, sah sie an der Thüre jenen größern schwarzen Geist stehen, der schon einmal erschienen war. Es war die Gestalt eines ganz schwarzen Mannes. Sie sprach nichts, und er ging wieder. — Frau H. meinte,

daß dieſer Geiſt, ſeit jene Frau von Lenach im Hauſe geſchlafen, ſich zeige, und es müſſe der gleiche ſeyn, der jener Frau öfters hörbar iſt, und der auch uns am 22ſten und ſie am 16ten beunruhigte, der gleiche ſchwarze Geiſt, der früher mit dem weißen Geiſte (Bellon) erſchien.

Er zeigte ſich ſpäter nicht mehr.

Den 24ſten zog ſie Mittags aus meinem Hauſe in das nächſtgelegene Haus. Als ſie kaum eine Viertelſtunde da war, kam der Geiſt des Jägers, blieb im nächſten Zimmer ſtehen und winkte ihr mit der Hand. In derſelben Nacht ließ ich ein ſehr braves, wahrheitsliebendes Mädchen von Löwenſtein (ſ. die dritte Erſcheinung) in ihrem Zimmer ſchlafen. Daſſelbe erzählte mir am andern Morgen, noch ehe ſie mit Frau H. ſprach (ſie wußte von den Erſcheinungen der Frau H. ſpeziell durchaus nichts), nicht nur die Erſcheinung, die in einer vorhergehenden Geſchichte beſchrieben iſt, ſondern ſie ſagte mir auch noch Folgendes in Beziehung auf dieſe Geſchichte: „Bald nachher hörte ich die verſchloſſene Thüre wieder aufgehen, und es kam eine andere männliche Geſtalt, die aber größer und dünner als die vorige war. Sie lief bis vor das Bett der Frau H., war mit einer Art Frack und langen Hoſen bekleidet, es erſchien mir aber Alles ſchwarz. Ich ſah ihre Bildung wie an einem Menſchen, die Haut aber kam mir ganz rauh vor, wie mit Sandkörnern beſtreut. Dieſe Geſtalt blieb nicht lange, ſondern kehrte bald wieder um.“ Frau H. beſtätigte, daß in dieſer Nacht der Geiſt des Jägers gekommen, habe aber nur zu ihr geſagt: „Wo du auch biſt, find' ich dich, darf aber nicht weiter mit dir reden, denn es würde jetzt deiner Geſundheit ſchaden.“ —

In der Nacht vom 25ſten bis 26ſten war es immer, als klopfte Jemand an der Thüre an. Frau H. rief jener Perſon, die auch heute wieder in ihrem Zimmer ſchlief, ob ſie wache? Sie antwortete ihr: ja! ſie höre es wohl. Bald darauf klopfte es noch ſtärker; die Thüre des Vorzimmers ging hörbar auf, und beide hörten ein Hin- und

Hergehen im Zimmer, als liefe dort Jemand in den Strümpfen, auch klopfte es mehrmals wie mit einem Stock auf den Boden.

Den 27sten Abends noch bei hellem Tage kam die Begleiterin jenes Geistes allein zu ihr, mit ganz spöttischer Gebärde, und sagte: „Hm! ich kann doch machen, daß dein lieber Jäger nicht mehr zu dir kommt!“ Sie antwortete: „Gehe hin, wohin du gehöreſt,“ worauf sie ging.

In der Nacht vom 27sten auf den 28sten halb 1 Uhr kam der Geist des Jägers, und sagte, nun komme ich zu dir, es hat schwer gehalten, bis ich konnte. Diese Alte hielt mich zurück.“ Sie fragte: „Warum kann dich diese zurückhalten?“ Er sprach: „O Gott! weil ich im Leben zu sehr an sie gebunden war, und ich nur wünsche, daß sie auch zur Besinnung käme. O sage mir doch nur wieder Ein Wort, daß ich zur Ruhe komme.“ Sie sprach: „Bete: ich glaube daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w.“

Nach diesem fragte sie ihn: „Kannst du keine andere Gestalt annehmen als diese, die du als Mensch hatteſt?“ Er sprach: „Hätte ich wie ein Thier gelebt, so würde ich dir wie ein Thier erscheinen. Wir können nicht Gestalten nach Belieben annehmen, wie unsere Gesinnungen sind, so sieheſt du uns.“

Da aus einem benachbarten Hause gerade Musik herüber tönte, fragte sie ihn: „Gibt es in deinem Reiche auch Musik?“ Er antwortete: „Wir haben keine, hören aber zuweilen die der seligen Geister, welches uns dann schmerzt.“ Sie fragte nun: „Höret ihr die Musik von den Menschen?“ Er antwortete: „Jetzt wo ich bei dir bin und du Musik höreſt, höre ich sie auch durch dich; nur so hören wir sie, sonst aber nehmen wir an nichts Antheil, was in der Welt vorgeht.“

Er ging nun, und die Thüre schloß sich auch Anderen hörbar, auch hörte man ein Gehen die Treppe hinab. Frau H. sagte: sie glaube nicht, daß dieſes Hörbare vom Geiſte des Jägers

geſchehen, ſondern von dem ſchwarzen Geiſte, der ſonſt ſein völliger Begleiter geweſen, nun aber, wie ihr vorkomme, jedesmal bei ſeinem Erſcheinen im andern Zimmer fern ſtehen bleibe.

In der Nacht vom 29ſten auf den 30ſten kam der Geiſt des Jägers wieder. Dieſer trat ganz an ihr Bette, ſeine Begleiterin aber ſtand vor der offenen Thüre des Schlafzimmers und hinter ihr der ſchwarze Geiſt. Der Geiſt des Jägers bat: „Beruhige mich!“ Sie ſagte: „Lobe und preiſe deinen Herrn ewiglich!“ Dieſe Worte ſog er wieder wie in ſich ein. Hierauf fragte ſie ihn: „Warum kommt dieſer ſchwarze immer noch mit dir?“ Er antwortete: „Er kommt nicht mehr mit mir, ſondern mit dieſer.“ Dann fragte ſie ihn: „Wer iſt er denn?“ und der Geiſt antwortete: „Das iſt einer von denen, die nie ſelig werden können.“ Die Geiſtin ſprach nichts, ſondern hörte und ſah nur vom andern Zimmer aus ſtumm und lauſchend zu.

In der Nacht vom 30ſten auf den 31ſten und zwar Nachts 12 Uhr lief der ſchwarze Geiſt im Zimmer hörbar auf und ab (das Zimmer war wie immer völlig geſchloſſen worden), und die Geiſtin ſtand eine Viertelſtunde lang vor der geöffneten Thüre des zweiten Zimmers und ſah auf Frau H. ins Schlafzimmer ſtumm herein.

Am 31ſten 7 Uhr Abends hörte man (es waren vier Perſonen anweſend) ein Klopfen, das wie an den Wänden des Vorzimmers, auch an denen die gegen die Straße gehen, hinlief, bemerkte aber nichts. Gegen 8 Uhr aber, als Frau H. allein im Zimmer war, kam auf einmal die Geiſtin und der ſchwarze Geiſt. Erſtere ſtellte ſich ſtumm einige Schritte vor ihr Bett, der ſchwarze Geiſt aber ſchien nicht weiter als bis unter die Thüre gehen zu können. Von dort aus machte er eine ſchreckbar drohende Miene gegen ſie, reckte beide Fäuſte dräuend aus, während ihm aus Augen und Mund wie Feuer ging, und ſprach: „ich will dir ſchon noch den Weg zeigen; den du mit mir gehen mußt, und dich noch lehren, dieſer die Hand zu geben!“ Der Geiſt lief ſo laut wie ein Menſch

von dannen. Frau H. erschrack aufs Heftigste, und verfiel in Krämpfe, die mehrere Stunden andauerten.

Am 1. Oktober Abends 8 Uhr erschien die Geistin allein, und sagte zu ihr: „Du mußt heute Nacht Punkt 12 Uhr oder Morgen Mittag Punkt 12 Uhr mit mir auf die Burg gehen, ich will dir die Stelle zeigen, die dein lieber gnädiger (spöttisch) Herr dir zeigen will.“ Frau H. sagte hierauf zu ihr: „Gehe nur fort, ich gehe nicht mit dir,“ worauf sie ging.

Gegen 9 Uhr entstand ein Klopfen an den verschiedenen Wänden des Zimmers, das mehrere Anwesende in Verwunderung und Schrecken setzte.

Schlag 12 Uhr kam die Geistin in Begleitung des schwarzen Geistes. Das Gehen des letztern war hörbar. Die Geistin sprach: „So du nicht mit uns gehest, so kommen wir noch 10 Wochen zu dir und plagen dich immerwährend.“ Sie antwortete: „Ein Teufel kann mich nicht plagen!“ Sie blieben noch immer, und dann sprach sie: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?“ Auf dieses gingen sie, der schwarze lief hinter der Geistin hörbar her.

Eine halbe Stunde darauf kam der Geist des Jägers, und verlangte ein tröstendes Wort. Sie fragte ihn: „Warum kommen jene noch immer? ich nehme mich deiner nicht an, so lange diese erscheinen.“ Er antwortete: „Sie kommen nicht um meinetwillen, bekümmere du dich nur nicht um sie, gib ihnen kein Gehör.“

Am 3. Oktober 12 Uhr Nachmittags, als sie in der Bibel las, kam der schwarze mit der Geistin und standen wie gewöhnlich unter der offenen Thüre des Schlafzimmers, das ein Vorzimmer hatte. Frau H. hob die Bibel gegen sie und sie gingen plötzlich. Eine halbe Stunde nachher kam der schwarze Geist allein, und sagte: „So wie du wieder in der Bibel lieſest, so stehe ich feurig vor dir.“ Sie sagte nichts, sondern dachte nur: „Wenn du es kannst, so thue es,“ — da ging er.

Den 3ten Nachmittags, als sie wieder in der Bibel las, kam der schwarze Geist abermals unter die Thüre, blickte

jedoch nur nach ihr hin. Sie las zuvor leiſe, aber nun laut weiter, und dann ging er, ohne etwas zu ſprechen.

Sie ſagte mir am 9ten: in der letzten Nacht ſey eine lichte Geſtalt zu ihr gekommen, in einem weißen nach Hinten faltigen Gewande und mit einer Glorie von Licht umgeben. Was ſie mit ihr geſprochen, und was ſie mit der Geſtalt ſprach, das wollte ſie nicht ſagen. Sie ſagte: ſie vermöge es nicht zu ſagen. Sie geſtand mir, daß dieſe Geſtalt ſchon einmal da geweſen und ſie das erſtemal ſo angeſprochen habe: „Ich bin einer von denen, die ausgeſandt ſind zum Dienſte derer, die ererben ſollen die ewige Seligkeit.“

Sie ſagte mir: dieſer Geiſt gehe nicht auf dem Boden wie die andern, er ſchwebe mehr, und es kommen ihr die andern Geiſter gegen dieſen wie Blei vor. Es ſey eine ganz klare Geſtalt, ſie habe einen Anzug und doch keinen, man ſehe durch ſie, ſie ſey wie eine helle weiße Wolke, durch die die Sonne ſcheine. Sie gehe auch nicht wie die andern Geiſter zur Thüre hinaus, ſie kehre ſich um und dann ſey ſie verſchwunden. —

In der Nacht vom 10ten kam der Geiſt des Jägers und ſagte zu ihr: „Sage mir etwas Tröſtendes!“ Als er dieſes ſagte, ſtand auf einmal die obige lichte Geſtalt da. Wie dieſe kam, trat der Geiſt des Jägers zurück. Die lichte Geſtalt blieb vor ihr ſtehen, wandte ſich aber zu dem andern Geiſte und ſprach mit ihm. Es waren tröſtende religiöſe Worte vom Erlöſungswerke des Heilandes, die aber näher auszuſprechen ihr unmöglich war.

Sie ſagte mir: „Die Lichtgeſtalt ſtärkt mich, der andere Geiſt aber ſchwächt mich, und wäre er noch lange allein gekommen, ſo hätte er mir alle Kraft genommen, und es wäre mein Tod geweſen. Sie wiſſe, wer dieſe Lichtgeſtalt im Leben geweſen, könne es aber nicht ſagen. Nun ſehe dieſe Geſtalt ganz anders aus, als ſie im Leben ausgeſehen, ſie ſey auch größer als im Leben, wohl weil ſie jetzt aufrechter gehe, im Leben aber gebückt gegangen ſey. Dieſe Lichtgeſtalt habe ihr geſagt: auch ſie ſey im Mittelreich ge-

weſen, aber nur ganz kurze Zeit und auf einer andern Stufe als jener Geiſt.

Später errieth ich, daß dieſe Lichtgeſtalt der verſtorbene St. P. T. von O. war, ein im Leben äußerſt rechtſchaffener religiöſer Mann, an deſſen Grabe eine ſo große geiſtige Veränderung mit Frau H. vorging. (S. den erſten Theil.)

In der Nacht vom 12ten bis 13ten kam der Geiſt des Jägers wieder und ſagte nur: „Ich komme zu dir" — wie er dieſes ſagte, kam die Lichtgeſtalt und ſprach zu ihm tröſtende, belehrende, religiöſe Worte, die nachzuſprechen ihr am andern Tage unmöglich war. Sie ſagte mir, ſie könne nur ſo viel ſagen, daß ſie nun wiſſe, daß jene Lichtgeſtalt ſich dieſes Geiſtes annehme, weil dieſer Geiſt ſie ſo ſehr angreife, dadurch, daß er ihr alle Kraft ausſauge. Auch wiſſe ſie, daß der ſogenannte Burggeiſt, ſobald ſie auf die Burg gehen könne, komme. Sie habe den Geiſt des Jägers darum befragt und das zur Antwort erhalten.

In der Nacht vom 13ten auf den 14ten, als ſie ſo ſehr leidend und ſchlaflos war, wünſchte ſie ſich die Erſcheinung der lehrenden Lichtgeſtalt aufs Sehnſüchtigſte, oder auch die Erſcheinung eines andern Geiſtes, aber es erſchien keiner, wie es faſt immer in Nächten auf einen Sonntag der Fall iſt.

Es kam nun die Periode ihres ſogenannten Erwachens am 19. Oktober dazwiſchen, nach welcher ſie, wie von den Menſchen, die bisher mit ihr Umgang hatten, auch von den Geiſtern, die bisher zu ihr kamen, keine Erinnerung mehr hatte.

Sie erzählte mir am Morgen von dieſem 19. Oktober: „Ich erſchrack heute Nacht ſehr, denn nach 1 Uhr kam auf einmal ein Geiſt mit einem kurzen Frack und kurzen Stiefeln vor mein Bette und ſagte zu mir: ſage mir etwas Beruhigendes!" Ich ſagte zu ihm: „Was willſt du von mir?" Er antwortete: „Das weißt du ja, ich war ja ſchon öfters bei dir." Wie er aber noch da ſtand, kam ein anderer Geiſt, ganz weiß und klar. Dieſen fragte ich: „Was thuſt denn du da, du biſt ja ſchon lange geſtorben;" denn er war mir im Leben bekannt. Er ſagte: „Ich komme zu dir, um dich zu ſtärken, beruhige

dich nur!“ Er ſagte mir dann noch auf meinen Kummer paſſende religiöſe Worte und verſchwand wieder. Jene Lichtgeſtalt kommt mir gegen jenen andern Geiſt ſo gar leicht vor, wie eine Feder, jener iſt gegen dieſe ſchwer wie Blei, und doch iſt jener ſchwere Geiſt viel leichter als wir. Wie ſchwer ſind alsdann wir gegen dieſe Lichtgeſtalt!“

Am 27. Oktober Nachts kam die Geiſtin von der Burg zu ihr und ſagte ſpöttiſch: „Kann ich deinem lieben gnädigen Herrn etwas ausrichten?“

Sie verſtand ſie nicht, weil ſie ſich ihrer, ihres ſogenannten Erwachens wegen, nicht mehr erinnerte und ſchwieg; da ging die Geiſtin.

Am 30ſten erſchien ſie wieder und ſagte zu ihr: „In dieſen Tagen kann ich dich nun plagen!“ Sie antwortete ihr: „Das kannſt du nicht!“ und ſie ging. Den Tag zuvor hatte ich ihr die Geſchichte von dieſen Geiſtern erzählt.

Am 2. November kam dieſelbe Geiſtin wieder und zwar Nachts 1 Uhr. Sie hatte den kleinen ſchwarzen Geiſt zum Begleiter. Die Geiſtin trat zu ihr (der kleine ſchwarze Geiſt blieb im Hintergrunde) und ſprach wieder: „In dieſer Zeit kann ich dich plagen!“ Frau H. ſagte hierauf zu ihr: „Du kannſt mich nicht plagen, gehe du zu meinem Arzt!“ worauf ſie gingen. Dieß letztere habe ſie geſagt, weil ich ſchon vor einigen Tagen behauptet habe, Geiſter können ihre Drohungen nicht erfüllen. Frau H. ſagte mir auch: einen ſo ſonderbaren kleinen ſchwarzen Geiſt habe ſie noch nie geſehen. Es war dieß nämlich das erſtemal ſeit ihrem ſogenannten Erwachen, daß ſie dieſen kleinen ſchwarzen Geiſt ſah.

In derſelben Nacht und um dieſelbe Stunde (in der Nacht vom 2. November Nachts 1 Uhr), als ich in meinem Bette im Schlafe lag (und zwar jetzt in einem andern Hauſe, als in dem Frau H. war), erwachte ich durch Töne, als würfe man mit Kieſeln im Zimmer und auf mein Bette. Ich ſuchte nach, fand aber nichts. Meine Frau, die in demſelben Zimmer ſchlief, hörte die gleichen Töne mit mir. Morgens früh erzählte mir Frau H. ſogleich, was bei ihr in

der Nacht vorgefallen und was sie zur Geistin gesagt, und ich konnte ihr das, was bei uns vorgefallen, nicht verschweigen. Als ich es meiner Frau erzählte, sagte mir diese, sie wolle es mir nun erst sagen: diese ganze Nacht hindurch habe sie die Empfindung gehabt, als sey etwas Unheimliches im Zimmer, es habe auch sonst so sonderbare Töne im Zimmer gegeben, und als ich gerufen, es werfe mich etwas, so habe sie wohl in der Stille gedacht, was es gewesen, habe aber nicht davon sprechen mögen. —

In der Nacht vom 3ten kam der Geist des Jägers wieder und sagte zu ihr: „Sage mir etwas Tröstendes!“ Aber kaum hatte er dieses ausgesagt, so stand die Lichtgestalt da, die mit ihr sprach, wie sie sich ausdrückte: „in einer Sprache, die ich wohl fühlte, aber nicht nachsprechen kann. Diese Geister verweilen stets nur wenige Minuten.“

In der Nacht vom 6ten, als wir dießmal in einem andern untern Zimmer schliefen, warf es wieder, daß wir am Tönen erwachten und zwar mitten im Zimmer bei verschlossenen Thüren, Fenstern und Läden. Wir braunten ein Nachtlicht, suchten nach, fanden und sahen aber nichts. In dieser Nacht war aber bei Frau H. kein Geist erschienen.

Als der Geist des Jägers am 9ten Nachts mit der Lichtgestalt wieder erschien, war das Mädchen von Löwenstein (von der schon oben gesprochen wurde) in dem gleichen Zimmer. Diese sah und beschrieb mir den Geist des Jägers am Morgen genau, aber was eigen war, die Lichtgestalt, die Frau H. sah, sah sie nicht. Aber sie sagte mir, daß sie dießmal große Bangigkeit angewandelt habe. Frau H. sagte: „man sieht die Geister, hauptsächlich aber die seligen, mit dem geistigen Auge, das im fleischlichen liegt.“ —

Am 11ten Nachts 12 Uhr erschien die Geistin und der schwarze Geist. Die Geistin trat bis unter die offene Thüre des Schlafzimmers, und der schwarze Geist stand im Hintergrunde. Im gleichen Moment stand die Lichtgestalt da und jene flohen schnell wie ein Blitz, ihr anscheinend durchs Fenster, davon.

Am 16ten Morgens halb 4 Uhr kam der Geist des Jägers

und ſogleich wieder die Lichtgeſtalt, die wie immer auch jetzt an jenen Geiſt religiöſe Worte richtete. Das dreijährige Kind der Frau H., das dieſe Nacht in dem äußern Zimmer lag, durch das der Geiſt des Jägers immer ging, fing, als der Geiſt zurückging, auf einmal zu ſchreien an, und als man es um die Urſache fragte, deutete es an die Thüre und gab mit Worten zu verſtehen, daß da etwas Schreckbares hinausgegangen ſey.

In der Nacht vom 20ſten kam der Jäger und die Lichtgeſtalt wieder. Erſterer ſagte: „Morgen kommt jener, den du den Burggeiſt nennſt.“ — Die Lichtgeſtalt richtete an ihn, wie immer, religiöſe Worte. Er hatte nun nicht mehr die frühere Kleidung, ſondern einen lichten Faltenrock an, und wurde immer lichter und leichter.

In derſelben Nacht kamen auch die Geiſtin und der ſchwarze Geiſt bis in das äußere Zimmer und ſahen von dieſem in das innere herein. Eine fremde Perſon, die in dieſer Nacht im äußern Zimmer ſchlief, wurde öfters durch ein Zupfen an ihrer Bettdecke erweckt, hörte ein Gehen wie auf Socken und fühlte ein Engſeyn, ſah aber nichts.

In der Nacht vom 20. auf den 22. Novbr. kam der Geiſt, den wir den Burggeiſt nannten, nach langer Zeit wieder. Er ſagte nur: „Kannſt du nicht bis zu dem 15. Februar auf die Burg gehen, ſo komme ich wieder.“

Frau H. beſchrieb ihn am andern Tage ganz ſo, wie ſie ihn vor ihrem ſogenannten Erwachen beſchrieb.

In der Nacht vom 3. Februar erſchien auf einmal das Weib von der Burg mit dem kleinen ſchwarzen Geiſt wieder. Sie blieb mit ihm an der offenen Thüre ſtehen und ſagte nur: „Nun kommt bald dein lieber gnädiger Herr!“ Frau H. antwortete ihr nichts, und ſie ging.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar kamen dieſelben mit gleichen Reden wieder.

In der Nacht vom 15. Februar erſchien, wie ſchon längſt vorausgekündigt war, jener Burggeiſt und dießmal wieder in Begleitung des Jägers. Er ſagte zu Frau H.: „Weil du heute nicht mit mir kannſt, ſo erſcheine ich dir.

wenn du auf die Burg kannſt, es mag ſeyn wenn es will.“ Der Jäger ſagte: „Nun komme ich nicht mehr; ich komme jetzt an einen beſſern Ort, doch noch nicht in einen hohen Grad der Seligkeit. Käme ich noch nicht an dieſen Ort, hätte jener auch noch länger kommen müſſen. Er ſagte dir, er komme am 15ten, weil er wußte, daß das die Zeit war, wo ich an den beſſern Ort komme.“

Als ſie dieß geſprochen hatten gingen ſie und erſchienen nicht wieder.

Frau H. blieb aber zu ſchwach, um je auf die Burg zu gehen.

In dieſer Geſchichte wird beſonders öfters von einem kleinen ſchwarzen Geiſte geſprochen, der hauptſächlich immer als Begleiter jenes weiblichen Geiſtes erſchien, und auch in der nachſtehenden Erzählung, die eine andere Perſon, anſcheinend von der gleichen Erſcheinung, macht, kommt derſelbe wieder vor. Erſt kürzlich fand ich in einer Schrift vom Jahre 1755 „von Erſcheinung der Geiſter und dem Zuſtand der Seelen nach dem Tode“ die Geſchichte eines Mädchens aus der Gegend von Zweibrücken, die von einem Geiſte verfolgt wurde. Dort heißt es: „Den Tag hernach erſchien ihr der Geiſt wieder, in Geſellſchaft eines andern, kleinen, aber ganz ſchwarzen Geiſtes. Auf die Frage, was denn deſſen Bedeutung ſey? bekam ſie von dem großen Geiſt zur Antwort: es ſey dieß einer ſeiner Peiniger, der ihn ſeit ſeinem Abſterben plage.“

Nachdem die obige Geſchichte der Frau H. mit dem Burggeiſte hier zum Theil bekannt geworden, kam (am 9. Auguſt 1827) ein hieſiger öffentlicher Diener zu mir und machte mir folgende Erzählung.

„Als ich noch auf dem nahen Hofe von hier wohnte, lief oft, ſowohl bei Tag als bei Nacht, in meinem Hauſe

etwas

etwas Unsichtbares die Treppen auf und ab, und öffnete selbst die verschlossenen Thüren. Auch meine Kinder wurden mit dem Ton dieser Schritte ganz bekannt, und es wurde uns völlig zur Gewohnheit; erblicken aber konnten wir alle nichts. Als ich hier angestellt wurde, kam ich auf das Häuschen auf der Stadtmauer zu wohnen, wo der Weg auf die Burg geht. Hier ließen sich zuerst wieder jene Tritte vernehmen, oder später wurde es mir sichtbar. Es war zuerst in einer Nacht, da erblickte ich eine Gestalt an dem untern Gestell meines Bettes. Die Gestalt war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren. Auf dem Kopfe hatte er einen Hut von runder Form, trug ein graues Kleid und Beinkleider, welche in Stiefel gingen, an denen Sporen waren. Gestalt und Wesen schienen mir einen vornehmen Herrn zu verrathen. Er sprach mich an, die Rede ging etwas schwer wie aus hohler Brust, er sagte: „Komm mit mir auf die Burg!" Ich konnte nichts erwiedern. Dieser Geist, der aber nun bei Tag und bei Nacht in meinem Hause aus- und einging, wurde mir nun häufig unter dieser Gestalt sichtbar, auch sprach er von nun an öfters mit mir. Aus Allem was er sprach, ging hervor, daß er etwas, was ihn sehr hindert, in einem Gewölbe verborgen, wozu der Eingang am Fuß der Ringmauer ist, welcher nun das Jungfernloch genannt wird, und daß er mit einem Andern in Verbindung stand, an den er durch einen Schwur, daß keiner die Seligkeit annehmen solle, bevor sie nicht auch dem andern geworden, gelettet war. Dem Einen wurde seines schlimmen Wandels wegen die Seligkeit verweigert, nun hindert er diesen Geist unter Berufung auf das Gelobniß an Erlangung der seinigen, namentlich auch dadurch, daß er entgegen ist, das was jenen besonders auch hindert, erheben zu lassen.

Einmal erschien er am hellen Tage bei mir, zupfte mich an den Seitenhaaren und sagte zu mir: „Komm mir mir auf die Burg Nachts zehn Uhr." Ich versprach es ihm und machte mich um diese Zeit dahin auf den Weg. Als ich

zum kleinen Thorchen der Burg kam, erblickte ich Jemand der von dem dicken runden Thurme (dem Rondell) auf mich zuging. Da dieser rechts herkam, zu dem Jungfernloche, wo mich der Geist hinwies, es aber links geht, hielt ich diesen für einen dritten Lebenden. Ich erschrak, und aus Furcht zur Rede gesetzt zu werden, was ich hier so spät noch beginnen wolle, ging ich wieder durch das Burgthor zurück. Da wandte sich Jener, — hinter dem ich auf dem Rückwege noch eine kurze, unförmliche, schwarze Gestalt erblickte, vor der er sich zu schemen schien, gegen das Jungfernloch hin und flehete laut, daß es mich tief in der Seele betrübte; aber ich hatte nicht den Muth wieder vorwärts zu gehen, obgleich ich jenen nun als den mir bekannten Geist erkannte. Seitdem habe ich auch in meinem Hause nichts derlei mehr gesehen noch gehört." —

Dieß ist die umfangene Erzählung eines ganz einfachen Mannes, in welcher Aehnlichkeiten mit der so eben gegebenen Erscheinungsgeschichte der Frau H. nicht zu verkennen sind. Frau H. hatte diesen Mann nie gesehen und von seiner Geschichte nie das Mindeste gehört.

Einige Aehnlichkeit mit verschiedenem Falle hat nachstehende Geschichte, die mir von Vaihingen an der Enz mitgetheilt wurde. Einem Mädchen von Enslingen, das zu Vaihingen im Dienste war, erschien alle Nacht in dem Hause, in dem sie diente, eine verstorbene Frau und bat sie, sie möchte sie erlösen: denn sie sey dazu gebeten. Die Geistin gab dem Mädchen auch einige Gesänge an, wodurch sie sich zu diesem Werke vorbereiten könne und sagte ihm, sie sey einst die Frau dieses Hauses gewesen, habe in Gemeinschaft ihres Mannes Geld vergraben und sey dann im Kriege umgekommen. Ihr Mann sey in gräßlicher Verdammniß als sie und suche ihre Erlösung zu hindern. Die Geistin verlangte besonders, daß das Mädchen mit ihr in ein gewisses Gewölbe gehe. Dieß that auch das Mädchen zu verschiedenenmalen, aber im-

wer kam ihr am Eingange eine schwarze Gestalt entgegen, was das Mädchen jedesmal zurückscheuchte, so daß sie nie der Geistin in das Gewölbe selbst folgte. Nach einigen Jahren aber grub ein gewisser Bürger in derselben Gegend einen Keller und fand eine bekannte Geldsumme."

Eine ähnliche Geschichte ereignete sich hier zu Weinsperg, im Jahre 1764. Sie ist alten Leuten noch gar wohl erinnerlich, und Herr v. Meyer nahm sie, ich weiß nicht aus welcher Quelle, in seine Blätter für höhere Wahrheit 1. Sammlung S. 371. auf. Sie ist folgende:

„Der lateinische Präceptor Beuy zu Weinsperg (er lebte daselbst im Jahre 1764), der ein sehr rechtschaffener Mann war, hörte verschiedemale, besonders aber in der Weihnachtszeit, in einer Kammer, welche gerade gegen seinem Schlafzimmer über war, ein Gepolter in der Nacht. Er nahm sich daher vor, einmal in die Kammer zu gehen, wenn sich's wieder ereignen würde, und zu fragen, wer da sey.

Einst in der Nacht gegen zwölf Uhr, da es heftig polterte, wollte er diesen Schritt wagen. Indem er aber aus dem Bette sprang, überfiel ihn ein eiskalter Schauer, und er legte sich wieder nieder. Des andern Tages beim Nachdenken über diesen Vorfall, schämte er sich seiner Zaghaftigkeit, und überlegte, daß sein Heiland gesagt habe, auch die Geister würden seinen Gläubigen unterthan seyn. Er nahm sich also unter Gebet zu Gott vor, diesen Abend den Gang zu thun. Es rumorte wieder, er stand freudig auf, öffnete die Kammer und rief: wer ist da? Antw. Ein Geist. — Pr. Was machst du hier? — Antw. Ich habe Geld in diesem Hause begraben. Pr. Wo hast du es begraben? Antw. Im Keller. — Pr. Wann hast du es begraben? — Antw. Ich war in meinem Leben ein Käser, und es war damals Krieg, da begrub ich mein Geld und starb darüber; nun kann ich nicht zur Ruhe kommen, bis ich des Geldes los bin. Ich habe zwei Geister

um mich, einen guten und einen bösen; wenn mich der gute zur Ruhe bringen will, so widersteht ihm der böse und hält mich bei meinem Geld. Er. Und wer soll dich davon erlösen? — Antw. Du. — Er. Kann es sonst Niemand? — Antw. Nein, ich habe schon lange auf dich gewartet; das weiß auch mein böser Geist; vor einem Jahre fielst du auf dem Eis, als du aus der Kirche gingest; das hatte mein böser Geist versucht, er wollte dir mehr thun, aber mein guter Geist verhinderte es. Als du gestern Nachts aus dem Bette sprangest, überlief dich ein Schauer, das hat eben mein böser Geist gethan, dieser hat dich angeblasen; du siehst, daß ich Wahrheit spreche; ich bitte dich, erlöse mich. — Er. Kannst du Gott und Jesum lieben? — Antw. Ja, von Herzen. Er. Willst du mir vierzehn Tage Bedenkzeit lassen? Antw. Ja, aber vergiß meiner nicht. — Dieses erzählte der Präceptor einigen Freunden sogleich, von dem weitern Erfolg aber blieb es stille."

Alle Leute, die den Präceptor noch kannten und zur Zeit jener Geschichte lebten, sagten mir, es sey ihm von seinen Freunden und besonders von seiner Gattin sehr abgerathen worden, sich weiter mit dem Geiste und seiner Erlösung einzulassen, weil ihm jener böse Geist bald den Tod bringen könnte, und so habe er den Geist bald auf [illegible] von sich gewiesen.

Herr v. Meyer setzt zu dieser Geschichte hinzu:

„Dieser letzte Umstand (nämlich der, daß es von ihrem weitern Erfolg stille blieb, was ja aber nun durch meine so eben angeführten Erkundigungen erklärt ist) verschlägt so wenig gegen die Wahrscheinlichkeit, als daß diese Seele zwar Gott und Jesum lieben konnte, aber nicht lebendigen Glauben genug hatte, ihren irdischen Schatz dabei zu vergessen, bei dem ihr Herz war. Aehnliche Geschichten von dem Kummer Verstorbener um vergrabenes Geld gibt es bekanntlich eine Menge. Niemand wird läugnen, daß hierin eine vortreffliche moralische Warnung liegt; aber welcher Moralisirer will den Geiz vertheidigen? Wenn also, wie oftmals geschieht, die Frage aufgeworfen wird: welchen Zweck hatte Gott bei Zulassung von

Erſcheinungen haben? ſo gehört auch dieſer Punkt mit zur Antwort."

Benz iſt hier noch als ein nüchterner, verſtändiger Mann bekannt und war auch nicht fremd.

Eine fremde Thatſache zur Vergleichung mit denen der Seherin.

Wenn in den hier eben angeführten Thatſachen ſo viele Dinge vorkommen, die ſo manchem Leſer unglaublich ſind, ſo wird derſelbe in nachſtehender Geſchichte noch viel unglaublichere Dinge finden: Dinge, die es im kleineren Maßſtabe auch in den hier gegebenen Geſchichten unſerer Seherin ſind, die aber in dieſer ſteigernd in einer Steigerung hervortreten, die dem Leſer, der ſchon das Kleinere nicht glaubte, in ſolcher Anhäufung allerdings noch unglaublicher erſcheinen müſſen.

Der gläubige Leſer aber, der, wie in den früheren Geſchichten, auch hier ein Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere nicht mißkennt, wird einſehen, wie auch in dieſer Geſchichte, die ſo ganz außer Verbindung mit denen unſerer Seherin ſteht, ſich jene überſinnlichen Weſen auf Weiſen in dieſes Leben herüber bemerkbar zu machen ſuchten, die den oft in den Geſchichten unſerer Seherin vorkommenden Weſen ſehr ähnlich ſind, und nur von ihnen durch ihre Größe abſtehen.

Auch hier ſind ein Werfen leichter Gegenſtände ſtatt, aber bis zur Steigerung ſehr ſchwerer. Wie in der Geſchichte unſerer Seherin ein Seſſel, wurden hier von unſichtbarer Hand zwei Serviette bis an die Decke des Zimmers gehoben und kamen aufgebreitet wieder herunter, auch bewegten ſich ſonſt oft ſehr ſchwere Gegenſtände, von unſichtbarer Kraft gehoben, durch den Raum des Zimmers, und es trete hier die Macht des Nervengeiſtes in ſeiner Verbindung mit der Luft (natürlich durch die Vermittlung eines noch unbekannten Prinzips in derſelben) auffallender als in all den früher angeführ-

ren Thatsachen auf. Auch in dieser Geschichte wurde ein weiblicher Geist, wie es scheint ganz in der nach unserer Seherin allen weiblichen Geistern eigenen Verschleierung, sichtbar.

Die Männer, die diese Geschichte erlebten, waren alle gesund, auch war kein Schlafwachen in ihrer Nähe, und es fällt bei ihr daher die zur Erklärung so bequeme Annahme einer magnetischen Ansteckung und eines Zustandes magnetischen Traumlebens hinweg.

Herr Hofrath Hahn von Ingelfingen schrieb diese Geschichte, wie er sie im Schlosse Schlawenschitz in Schlesien (das im vorigen Jahre, durch einen Blitzstrahl entzündet, abbrannte) beobachtete, schon im Jahre 1805 nieder und machte mir von ihr die hier folgende Mittheilung im Sommer 1828. Der regierende Fürst zu Hohenlohe-Neuenstein-Ingelfingen gab nach dem Feldzuge der Preußen gegen die Franzosen im Jahre 1806 dem in seinen Diensten stehenden Hofrath Hahn aus Oehringen im Hohenlohischen in Liegnitz den Befehl, sich nach Schlawenschitz zu begeben, um auf diesen Hohenlohischen Gütern die Rückkehr des Fürsten nach Schlesien (von dessen Hauptstadt Breslau derselbe Gouverneur war) abzuwarten. Se. Durchlaucht begab sich von Liegnitz aus nach den Hohenlohischen Fürstenthümern, und Hahn trat den 19. November gedachten Jahres 1806 diese Reise nach Oberschlesien an. Der im Regiment Herzog-Husaren als Kornet gestandene Karl Kern aus Künzelsau, war bei Pasewalk in französische Gefangenschaft gerathen, auf Ehrenwort entlassen, und da er hülflos nach Liegnitz kam, und sich bei seinem Landesherrn meldete, so erhielt er von demselben die Erlaubniß, einige Zeit bei Hahn zuzubringen zu dürfen, um seine Auslösung abzuwarten. Hahn und Kern waren Jugendfreunde, und ihr Schicksal hatte beide in den preußischen Staaten wieder zusammengeführet, weswegen sie sich dann bei ihrer Ankunft in Schlawenschitz in ein Zimmer und zwar in dasjenige im Schlosse einlogirten, welches im ersten Stocke das hintere Eckzimmer ausmacht, und von der einen Seite nach Norden, von der

andern nach Osten steht. In der rechten Wand, wenn man zu der Thüre dieser Stube hereintritt, war eine Glasthüre angebracht, welche in eine mit Betten von den folgenden Zimmern unterschiedene Kammer führte. Die Thüre der Bretterwand war gut verschlossen, da in dem darauf folgenden Zimmer allerlei Hausgeräthschaften aufbewahrt wurden. Sowohl in dieser Kammer, als auch in der Wohnstube, waren weder Oeffnungen, noch sonst etwas zu sehen, was die Möglichkeit einer Verbindung mit Außen, bei zugemachten Thüren und Fenstern, hätte wahrscheinlich machen können. Es wohnten außer den beiden Freunden und den beiden Kutschern des Fürsten nebst dem Burschen *Hahns* keine Menschen im Schlosse. Sämmtliche Einwohner waren unerschrockene Leute, und sowohl *Hahn* als Herr, frei von Vorurtheilen, glaubten nichts weniger als Hexen- und Gespenstergeschichten, wozu sie auch nie durch frühere Erfahrungen Veranlassung erhalten hatten. *Hahn* hatte sich während seiner Universitätsjahre sehr und nachher viel mit Philosophie abgegeben, Kollegia in Jena bei Fichte gehört und Kants Schriften eifrigst studirt. Das Resultat seines eigenen Nachdenkens war damals reiner Materialismus, und die Religion hielt er für das Mittel der ihr verborgenen Zwecke, und nicht sie für den Zweck selbst. (Dieß hat sich seitdem geändert, wie Manches in dem vierzigsten Jahre anders denkt als in dem zwanzigsten.) Diese der Erzählung wundersamer Ereignisse vorausschicken, war um deswillen nothwendig, weil sie dadurch an Glaubwürdigkeit gewinnt und daraus hervorgeht, daß die Vorfälle mit Kaltblütigkeit, mit dem dazu gehörigen Muthe, und nicht von Unerfahrenen gepflegt worden sind.

Beide Freunde lebten in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in gutachtem Schlosse einsam und beschäftigten sich in den langen Winterabenden mit Lesen der Schiller'schen Werke, weil beide große Verehrer dieses unsterblichen Dichters waren, und gemüthlich las *Hahn* vor. Nachdem sie drei Tage verflossen waren, saßen sie allein bei

gleicher Beſchäftigung an dem Tiſche, der in der Mitte der Stube ſtand, bald aber, ungefähr gegen neun Uhr Abends, wurden ſie durch kleine Stückchen Kalk, die in das Zimmer fielen, im Leſen unterbrochen. Bei Unterſuchung derſelben ſchien es, als wären ſie von der Mauer abgefallen, indem ſie dünne waren, der Plafond war das Erſte was ſie betrachteten, jedoch war nichts Schadhaftes an ihm, oder eine Beſchädigung an der überweißten Gypsdecke zu ſehen. Während über dieſen Kalkregen und ſeine wahrſcheinliche Urſache geſprochen wurde, fielen neue derbere Stücke Kalk, die beim Befühlen kalt waren, als kämen ſie von einer der Luft ausgeſetzten Mauer.

Die Schuld wurde endlich gemeinſchaftlich dem alten Gemäuer zugeſchoben, und ſie legten ſich ruhig und mitten unter dem Fallen des Kalkes zu Bette, ſchliefen auch ungeſtört bis zu dem andern Morgen, wo dann nur die Menge der Kalkſtücke, die den Boden bedeckten, einigermaßen in Verwunderung ſetzte, beſonders da auch bei Tage keine, ja nicht die mindeſte Veränderung oder Beſchädigung an Wänden oder Decke bemerkt werden konnte; jedoch war der Verfall bis zum kommenden Abend, der wieder allein zugebracht werden ſollte, vergeſſen. Jetzt wurde es unruhiger, denn nun fielen nicht mehr Kalkſtücke, ſondern ſie wurden geworfen, und einige davon trafen Hahn. Zugleich hörte man heftige Schläge, wie entfernter Kanonendonner, die bald unter dem Fußboden, bald über der Decke zu ſeyn ſchienen. Beide Bewohner legten ſich auch dießmal, dieſe Dinge immer noch natürlichen Urſachen zuſchreibend, zu Bette. Die Heftigkeit der Schläge ließ ſie aber nicht einſchlafen, und Kern beſchuldigte Hahn, daß er durch ſtarkes Stoßen gegen die untere Bettſeite ſeines Bettes mit den Füßen dieſen Schall hervorbringe, und nur nachdem ſich Kern von dem Gegentheil überzeugt hatte, indem er mit dem Licht vor das Bette Hahns getreten war, wurde beiden der Verfall bedenklicher, beſonders da Hahn glaubte, der Schall würde von Kern bewirkt, welcher Streit nur aufhörte, als ſich beide wieder nahe ſtanden, und dennoch die Schläge fortdauerten.

In den folgenden Abenden kam zu dem Kallwerfen, zu den Schlägen noch ein drittes Geräusch, welches dem Rühren einer Trommel sehr ähnlich war, doch war letzteres nicht stark hörbar, und es schien entfernt zu seyn. Es wurde nun von der damaligen Schloßverwalterin Knittel sowohl der Schlüssel in das Zimmer über dieser Stube als auch in das darunter liegende verlangt, und der Bijoutier Knittel, ihr Sohn, der sich damals bei seiner Mutter aufhielt, brachte sie sogleich selbst. Hahn blieb im Zimmer zurück, Kern und Knittel untersuchten die obere und untere Piece, wovon die obere eine leere Kammer, die untere eine Küche war. Sie polterten, ihr Lärmen war aber weit von dem verschieden, was Hahn fortwährend um sich hörte. Als beide von ihrer Untersuchung zurückkamen, scherzte Hahn mit ihnen und behauptete spöttisch: es spuke. Als sie sich auch diesmal legten, wurden die Vorfälle noch ernstlicher, denn man hörte auf dem Fußboden bei brennendem Lichte ein Schlürfen, als ginge Jemand schleppend mit Pantoffeln, welches damit verbunden war, daß es schien, als stieße ein Mensch Schritt vor Schritt mit einem Stocke, wie sich stützend, auf den Boden, und dieß letztere wanderte, dem Schalle nach zu urtheilen, in der Stube umher. Fortdauernd ließ Hahn seiner muntern Laune den Lauf, Kern lachte, und scherzend schliefen sie mitten unter diesem anhaltenden Getöse ein. Noch war im Grunde keinem eingefallen eine unnatürliche Wirkung zu vermuthen, denn beide waren zu fest in ihrem Glauben und zu furchtlos, als daß sie hätten schon hiervon wanken sollen. Jedoch die folgenden Abende waren zu wunderbaren in ihren Ereignissen, und bald war keine natürliche Ursache mehr zu finden, wodurch die Vorfälle hätten erklärt werden können. Es fing nun an mit Gegenständen die in der Stube befindlich waren, zu werfen. Messer, Gabeln, Löffeln, Näpfen, Pantoffeln, Nachtgeschirren, Leuchter, Lichtscheeren, Seife, kurz was beweglich war, selbst Leuchter flogen bald aus dieser Ecke, bald aus jener, umher, und hätte man diese Sachen liegen lassen,

so wäre bald eine totale Umwälzung vorhanden gewesen; dabei fiel noch immer mitunter etwas Kalk, oft in Stücken wie ein Hühnerei: doch hörten die Schläge gänzlich auf. Beide Freunde riefen nun außer den fürstlichen Kutschern des Hofraths Bedienten, auch Knittel, den Wächter im Schlosse und mehrere andere Personen herbei, und Alle waren des eben Beschriebenen Zeuge. Gegen Morgen wurde es öfters ganz ruhig, oft auch schon gegen 1 Uhr des Nachts. Eines Abends wollte Kern in die früher berührte Kammer gehen, um etwas zu holen, als ihn ein schreckliches Gepolter das von der Bretterwand zu kommen schien, wieder unter die Thüre zurücktrieb; Hahn ergreift sogleich das Licht, gemeinschaftlich dringen beide in das Gemach und finden ein großes Stück Holz unweit der Bretterwand liegen. Wenn nun gleich dadurch das Geräusch bewirkt werden konnte, so blieb es doch unbegreiflich, wie es in Bewegung gesetzt wurde, da keine Kreatur in der Kammer zu finden, Kern nur während des Gepolters erst in die Kammer getreten war, und die Thüre in der Bretterwand fest verschlossen gefunden wurde. Auch hatten beide nie ein Stück Holz in der Kammer liegen sehen. Von dem Tische unter den Augen beider erhoben sich oft Lichtscheeren, und Messer und fielen nach mehreren Minuten wieder zu Boden. So fiel meist Hahns große Papierscheere zwischen denselben und den einen der fürstlichen Kutscher nieder, und spießte sich fest in den Fußboden. Bisher verstrichen zwar manche Nächte ganz ruhig, und die unruhigsten waren nicht vermögend, den Entschluß Hahns zu ändern, fortdauernd in dem Zimmer zu wohnen. Jedoch, nach ungefähr drei Wochen, in welchem Zeitraume dieses Lärmen fortdauerte und den beiden Bewohnern keine Ruhe ließ, entschließen sie sich, ihre Betten in das obere große Eckzimmer tragen zu lassen, um einmal wieder eines ungestörten Schlafes zu genießen; aber auch hier sollte ihnen dieser nicht vergönnt seyn, und kaum dort angekommen, hörten sie dieselben heftigen Schläge, die zwei Tage früher in der untern Stube den Anfang dieser sonderbaren Ereignisse machten. Dabei flogen Sachen durch

das Zimmer, von denen sie gewiß wußten, daß sie in dem untern zurückgelassen waren. „Mag es hier werfen wie es will", rief Hahn aus, „ich werde doch schlafen!" Da fing Kern an sich zu entkleiden und ging, den Vorfällen sichtbar nachdenkend, dabei auf und ab. Auf einmal blieb er vor dem Spiegel stehen, in den er zufällig gesehen hatte. — Er mochte ungefähr zehn Minuten hineingestarrt haben, als er heftig anfing zu zittern und leichenblaß den Spiegel verließ. Hahn glaubte, daß ihm die Kälte in dem ungeheizten Zimmer zusetze, und eilte, ihm einen Mantel überzuwerfen. Kern, der sonst von Natur viel Muth besaß, sammelte sich schnell und erzählte Hahn mit bebenden Lippen: er habe zufällig in den Spiegel gesehen und bemerkt, daß eine weibliche weiße Figur heraneschaue und zwar vor seinem eigenen Bild, das er hinter der Figur wohl gesehen. Er habe sich lange nicht überzeugen können und wollen, und daher hätte er die Erscheinung so lange betrachtet; gerne hätte er sich auch selbst überredet, sie wäre ein Spiel seiner Phantasie, ruhig und kalt wäre er bis auf den letzten Moment geblieben; als er aber gesehen, daß die Augen der Erscheinung in die seinigen sähen und sich einigemal lebhaft bewegten, habe ihn der Schauer überfallen, in dem er den Spiegel verlassen. Hahn ging nun mit festem Schritte vor den Spiegel und forderte die Erscheinung auf, auch ihm sich zu zeigen; er sah jedoch nichts als sich selbst, ungeachtet er eine Viertelstunde stehen blieb und seine Aufforderung öfters wiederhelte. Kern erzählte nun weiter, daß die Figur ein zwar altes, aber nicht mürrisches oder finsteres Gesicht gehabt, daß es mehr gleichgültig, aber ganz blaß und der Kopf mit einem weißen Tuche verhüllt gewesen sey, so daß nur das Gesicht sichtbar geblieben. Unterdessen war es vier Uhr des Morgens geworden; der Schlaf war entflohen, sie kehrten in das untere Zimmer zurück und wollten die Betten wieder dahin bringen lassen, aber die darnach geschickten Leute konnten mit aller Mühe die verschlossene Thüre des verlassenen Zimmers nicht öffnen, und nachdem sie das zweitemal leer zurückkamen, begab sich

Hahn ſelbſt wieder in den zweiten Stock und öffnete dann zum Erſtaunen der Anweſenden, mit einem einzigen Druck auf die Klinke, das Zimmer. Die vier Menſchen, die nach den Betten gingen, waren bereit eidlich auszuſagen, daß ſie alle Gewalt die Thüre zu öffnen vergeblich angewendet, unerachtet ſie wohl gefühlt, daß ſie von Innen nicht verriegelt geweſen.

Unter allen dieſen ſonderbaren Vorfällen war ein Monat verſtrichen, die Spukgeſchichte wurde in der Gegend bekannt, und unter andern überzeugten ſich auch zwei bayeriſche Offiziere von der Unbegreiflichkeit derſelben. Es waren dieß der Rittmeiſter von Cornet und deſſen Lieutenant von Magerle im Dragoner-Regiment Minuci, die zum Belagerungskorps von Koſel kommandirt waren. Der von Magerle bat ſich aus, allein in dem Zimmer zu verweilen. Von Cornet, Kern und Hahn verließen ihn daher mit der Abenddämmerung. Kaum aber hatten dieſe ſich in dem gegenüber befindlichen Zimmer wenige Minuten aufgehalten, als der allein zurückgebliebene Magerle in ein heftiges Schelten ausbrach. Dieß begleitete er bald darauf hörbar mit Säbelhieben auf Tiſch und Stühle, und der von Cornet hielt es für rathſam, um wenigſtens die Möbel dem Eifer des von Magerle zu entreißen, wieder zu ihm zu ſtoßen. Noch war die Thüre der verrufenen Kammer verſchloſſen, und er öffnete auf das Zureden des von Cornet. Auf die Frage, was ihn ſo ſehr erzürnt, erwiederte er noch im Grimme: „Das verfluchte Ding fing an, mich „ſogleich mit Kalk und andern Sachen zu werfen, ſobald „ihr das Zimmer verlaſſen hattet. Da ich aller Orten umherſah und Niemand entdeckte, der mich werfen konnte, „ſo kam ich in Wuth und haute blind um mich her.“

Die Geſellſchaft, aus den vier Perſonen beſtehend, brachte den Reſt des Abends in dem Zimmer zu. Die beiden Bayern beobachteten deſſen bisherige Bewohner, um ſich zu verſichern, daß die Vorfälle nicht durch ſie bewirkt werden. Als Alles ruhig um den Tiſch ſaß, erhob ſich auf einmal

die Lichtſcheere und fiel hinter Magerle zu Boden. Darauf flog eine Bleikugel durch die Luft und traf Hahn auf die Bruſt. Nicht lange nachher entſtand ein fürchterliches Getöſe an der von den Beobachtern entfernten Glasthüre; es war als ſtieße Jemand mit der Fauſt durch das Fenſter. Unter tobendem Geräuſch fiel etwas Glasähnliches zur Erde, bei der augenblicklichen Unterſuchung fand ſich die Glasthüre unverſehrt, ein Bierglas aber lag zertrümmert auf dem Stubenboden. Hierdurch erhielten beide Krieger hinreichende Ueberzeugung, ſie verließen bald das Zimmer, um in einem benachbarten ungeſtört zu ſchlafen.

Unter andern ſonderbaren Verfällen iſt hauptſächlich noch Einer zu bemerken. Hahn wollte ſich eines Abends gegen 8 Uhr raſiren. Das Raſirzeug lag auf einer in der Ecke ſtehenden und für Gläſer beſtimmten Pyramide. Als er noch einige Schritte von derſelben entfernt war, flog ihm nach und nach, von der Pyramide herab, die Seifenbüchſe, das Raſirmeſſer, der Pinſel und endlich noch ein Stück Seife zu Füßen. Er lachte darüber mit Kern, der hinter ihm am Tiſche ſaß, denn ſie waren nun bereits ſo an dieſe Dinge gewohnt, daß ſie ihnen zu Scherz und Zeitvertreib dienten. Hahn goß ſich Waſſer in ein Becken, mit der Bemerkung, das Waſſer, in das er den Finger getaucht und das am Ofen geſtanden, ſey warm, und werde zum Raſiren tauglich ſeyn. Er ſetzte es von ſich auf den Tiſch, und ſtrich das Meſſer; als er aber eingießen wollte, um den Schaum zu bereiten, war das Waſſer rein aus dem Becken verſchwunden.

Ein andermal weckte der Kobold Hahn dadurch, daß er ihm zuſammen gedrücktes Tabakbley dreimal, und zwar ein und daſſelbe Stück, an den Kopf warf. Das erſtemal wollte Hahn das Stück Blei vom Boden aufheben, ehe er aber dazu gelangte, traf ihn daſſelbe ſchon wieder, und das drittemal etwas heftig, worauf Hahn den unſichtbaren Geiſt einen groben Flegel ſchalt.

Der Buchhalter Döffel war oft Zeuge dieſer Begeben-

beiten. Er legte einst seine Mütze auf den Tisch am Ofen; als er nach Hause gehen und sie wegnehmen wollte, war sie nicht vorhanden, und alles Suchen von mehreren Personen war vergebens; sie blieb verschwunden. Wohl vier bis fünfmal untersuchte er den Tisch, endlich nach einer kurzen Zeit fand sie sich auf demselben Orte liegend, wo er sie abgelegt hatte. Auf denselben Tisch hatte Knittel seine Mütze gebracht, nahm sich einen Stuhl, und im Augenblick des Niedersitzens lag die Mütze, indem sie hoch durch die Stube flog, zu seinem Schrecken ihm wieder zu Füßen, und doch waren die drei anwesenden Personen nahe beisammen, auch wenigstens fünf Schritte von dem Tische entfernt. Hahn nahm nun Gelegenheit, diese Vorfälle allein zu untersuchen. Er setzte sich bei zwei brennenden Lichtern an seinen Schreibtisch, von wo aus er die ganze Stube, besonders beide Thüren und beide Fenster, beobachten konnte; aber auch allein, ja im ganze Schlosse allein, wenn die Stalleute im Stalle zu thun hatten, und Kern ausgegangen war, widerfuhr ihm dasselbe Schicksal, sogar die Lichtscheeren wurden unter seinen Augen umhergeschleudert, unerachtet er mit der angespanntesten Aufmerksamkeit weder an den Thüren, Fenstern, noch sonst wo etwas entdecken konnte.

Der Oberstlieutenant Radezensky brachte auch einmal eine Nacht in dem Zimmer zu. Unerachtet die beiden Bewohner fest schliefen, so ließ ihm der Kobold keine Ruhe; er wurde unaufhörlich durch Werfen bombardirt, und den andern Morgen fanden sich in seinem Bette wirklich allerlei Stubengeräthschaften.

Hahn setzte sich einst vor, trotz dem Getrommel, das fast jeden Abend zu hören war, trotz allem Werfen, dennoch zu schlafen. Ein heftiger Schlag an der Wand neben seinem Bette weckte ihn aus dem ersten Schlummer. Knittel und Kern saßen an dem Tische, und beobachteten, hörten auch den Knall, der den Hofrath erweckte. Dieser schlief zum zweitenmale ein, er wurde aber von einer Empfindung zum Wachen gebracht, ähnlich der, wenn man einen Finger in

das Waſſer taucht, und einem damit in das Geſicht ſpritzt. Um dieß wachend zu fühlen, that er, als ſchliefe er fort, und beobachtete genau die am Tiſche Sitzenden; das Spritzen dauerte aber fort, unerachtet er kein Waſſer im Geſichte fühlte.

Hahn machte unterdeſſen eine Reiſe nach Breslau; als er zurück kam, hörte er von Kern den wunderbarſten Vorfall. Kern ließ nämlich den Burſchen Hahns, während deſſen Abweſenheit, in der ſchon oft berührten Kammer ſchlafen, um nicht allein zu ſeyn. Als Kern ſchon zu Bette lag, und der Burſche (ein Menſch von ſehr einfältiger Art, und 40 Jahr alt, Namens Johann Reich) unter der Glasthüre ſtand, um noch mit Kern eine Verabredung zu nehmen, hatten ſie das ſonderbare Schauſpiel, daß der von jedem fünf Schritte entfernte und auf dem Tiſche ſtehende Bierkrug ſich langſam erhob, in einer Höhe von 3 Fuß umbog, und in ein dabeiſtehendes Glas goß, bis dieſes halbvoll war. Der Krug ſetzte ſich ſanft und langſam nieder, und in demſelben Augenblicke erhob ſich das Glas eben ſo, goß ſich aus, und Johann rief ſchaudernd: „Herr Jeſus! es ſchluckt!“ Denſelben Ton hatte auch Kern gehört. Es war keine Spur von ausgegoſſenem Bier auf dem Tiſche zu ſehen, und das Glas ſetzte ſich eben ſo ſanft, wie der Krug, nieder. Hahn wollte dieß von dem Johann beſchwören laſſen, wozu ſich dieſer Menſch bereitwillig zeigte, er ließ es aber nicht zur Vollziehung kommen, da er gewiß wußte, daß die Sache wahr war, weil er den ernſten Willen zum Schwören zeigte.

Zu den letzten Ereigniſſen gehört nun noch, daß einſt der Hütteninſpektor Knetſch von Koſchentin mit Kern und Hahn eine Nacht in dieſem Zimmer zubringen wollte. Bis zum Schlafengehen war des Werfens kein Ende, doch legten ſich alle drei zu Bette. Die Lichter brannten, und die drei Perſonen ſahen nun, wie zwei Servietten ſich frei in der Mitte der Stube langſam bis an die Decke erheben, ſich dort ausbreiteten, und ſo flatternd wieder herab kamen. Ein porzellanener Pfeifenkopf, Kern gehörig, flog umher und zerbrach.

Darauf wurde allgemein beſchloſſen, für dieſe Nacht, nachdem Kern und Hahn zwei Monate unter dieſen Vorfällen ausgedauert hatten, auszuziehen. Es fielen Meſſer und Gabeln, und von letztern Hahn eine auf den Kopf, jedoch nur mit dem Hefte. Johann und Kern nahmen ein Bette, und brachten es in die Stube gegenüber. So bald ſie abweſend waren, kam, ohne daß die Thüre geöffnet war, ein in der Kammer geſtandener Sauerbrunnenkrug heraus geflogen, zu den Füßen der beiden Zurückgebliebenen. Auch ein Leuchter von Meſſing fiel, indem er aus einer andern Ecke geſchleudert ſchien, zur Erde. In der Stube gegenüber wurde der Reſt der Nacht ruhig verſchlafen, unerachtet von da aus noch einiger Lärm in dem verlaſſenen Zimmer gehört werden konnte. Hier blieb es ruhig, überhaupt fiel nur noch eine einzige ſonderbare Erſcheinung vor. Hahn kam nämlich Abends, einige Wochen nach dem Auszuge, nach Hauſe. Als er über die Brücke am Schloſſe, die nach der Thüre führt, ging, hörte er einen Hund hinter ſich treten; er ſah ſich um, aber konnte keinen entdecken; er that dieß öfters, und rief, beſonders als er ganz deutlich den Tritt eines Hundes auf den Steinen, mit denen der Eintritt des Schloſſes belegt iſt, hörte, einer Windhündin, die ihm ſehr anhänglich war. Aber auch jetzt, und als er das Steigen des Hundes hinter ſich die Treppe hinauf vernahm, ſah er nichts, und hielt die ganze Sache für Täuſchung. Kaum in die Stubenthüre getreten, kommt ihm Kern entgegen, nimmt ihm die Thüre aus der Hand, und ruft der Windhündin bei Namen, kommt aber ſogleich mit der Aeußerung zurück: es iſt doch kurios, die Hündin kommt doch ſonſt gleich, wenn man ihr ruft, eben iſt ſie mir aber auf einmal wie verſchwunden. Hahn fragte nun: ob er einen Hund geſehen habe? Er erwiederte: „freilich! Er war ganz dicht hinter dir, und ſchon halb in der Thüre, da ſahe ich, daß du nichts von dem Hunde bemerkteſt, und nahm dir die Thüre aus der Hand, weil ich befürchtete, du klemmeſt das arme Thier, durch raſches Zumachen, zwiſchen die Thüre.

Es war ein weißer Hund, und ich hielt ihn für die Flora." (der Name der Hündin). Hahn sah nun zugleich nach der Hündin, sie wurde aber im Stalle versperrt gefunden, und war den ganzen Tag nicht losgekommen. Wenn nun gleich eingewendet werden kann, daß Hahn sich getäuscht, wenn er eines Hundes Tritt hinter sich hörte, so bleibt es doch sonderbar, daß Kern, ehe er ein Wort von seinem Freunde vernommen, einen weißen Hund hinter ihm sah, da es in der ganzen Gegend keinen weißen Hund gab, und daß ihm dieser so schnell verschwand, da es noch nicht dunkel war, und Kern ein sehr scharfes Auge besaß.

Hahn bewohnte nachher das Schloß anderthalb Jahre, ohne irgend etwas Aehnliches zu erfahren, auch Menschen, die das berüchtigte Zimmer eben so lange inne hatten, bemerkten nichts mehr.

Unenthüllt blieb die Geschichte, und bei allem Nachdenken über diese mancherlei Erfahrungen, bei dem eifrigsten Bemühen, natürliche Ursachen aufzufinden, blieben dennoch die Beobachter im Dunkeln, und keiner war im Stande, auch nur entfernt natürliche Wirkungen aufzufinden, zumal es Niemand in dem ganzen Dorf und Gegend gab, dem man so große Geschicklichkeit zutrauen konnte. Und was sollte ein Mensch für einen Zweck damit verbinden? das alte Schloß hat, außer für seinen Besitzer, für Niemand großen Werth. Ueberhaupt läßt sich in der ganzen Sache kein vernünftiger Zweck finden, und doch wurden mehrere Menschen so oft beunruhigt, manche erschreckt, und die Bewohner des Zimmers gewöhnten sich in zwei vollen Monaten so an die Sache, wie sich der Mensch auch an ein Uebel gewöhnen kann."

Schließlich kann nur gesagt werden, daß Hofrath Hahn diese Blätter für sich aufgesetzt hat, daß er darin auch im Geringsten nicht die Wahrheit verließ, ja mit der größten Gewissenhaftigkeit Alles mit dürren Worten beschrieb, daß aber sein eigenes Geständniß ist: „Ich habe Alles, wie es geschrieben steht, gesehen und gehört, habe bei allen Gelegenheiten

die höchste Ruhe im Beobachten gefühlt; nie fühlte ich Furcht, selbst nicht einmal eine Anwandlung davon, und dennoch kann ich die Vorfälle nicht begreifen."

Niedergeschrieben den 19. November 1808.

August Hahn, Hofrath.

Es konnte nicht fehlen, daß auch diese so besonders auffallende Geschichte unter der Zahl derjenigen, die sie nicht mitmachten, Erklärer fand, die sich abmühten, sie auf natürlichem Wege auszulegen. Einige machten aus Kern einen gewandten Taschenspieler, der Hahn und seinen Genossen all diesen blauen Dunst vor die Augen machte; Andere wollten herausgebracht haben, Hahn und Kern seyen alle Abend vom Wein benebelt gewesen. Ich unterließ nicht, Herrn Hofrath Hahn mit solchen Erklärungen bekannt zu machen, worauf er mir noch Folgendes mittheilte.

„Nach den gemeldeten Vorfällen wohnte ich mit Kern noch über ein Vierteljahr in einem andern Zimmer des in diesem Sommer durch einen Blitzstrahl abgebrannten Schlosses zu Schlawenschitz, ohne auf eine natürliche Ursache über dieselben zu stoßen. Als wir jenes Zimmer verlassen hatten, blieben wir ungestört. Im Frühjahr 1807 verließ mich Kern, der im Herbst desselben Jahres an einem Nervenfieber zu Glatz starb. In jenem andern Zimmer wohnte ich bis zum Dezember 1808, aber es blieb ruhig. Daß Kern jene Künste hervorgebracht haben soll, ist eine um so abgeschmacktere Behauptung, als dergleichen vorfielen, ohne daß Kern sich in dem Zimmer befand, ja als er selbst abgereist war.

Jene müssen mich, in Wahrheit, für sehr schwach halten, die glauben können, daß ich mir zwei Monate lang von einem und demselben Stubengenossen solche Dinge hätte vormachen lassen können, ohne auf eine Spur zu gerathen, die zu entdecken ich so sehr bemüht war. Kern wollte bald ausziehen, da ich aber immer natürliche Ursachen zu entdecken hoffte, so entschließ ich mich erst zum Auszuge, als Kerns Pfeife, die er in Berlin theuer erkaufte, durch die un-

begreifliche Kraft an die Wand geſchleudert wurde und in Stücken zu Boden fiel. Erſt als ich Kern über dieſen Verluſt ſehr verdrießlich fand, gab ich nach, und wir zogen in ein anderes Zimmer.

Taſchenſpielerkünſte konnten nicht angewendet werden, denn dazu gehört doch ein Taſchenſpieler, und eſt war ich allein Zeuge der Verfereien.

Noch abgeſchmackter iſt aber das Urtheil, welches mir öfters vorgekommen und das zu Oehringen gehegt wurde: daß Kern und ich wohl Abends beneblt geweſen ſeyn müßten. Der Wein iſt in jenen Gegenden ſo theuer, daß es für uns ſehr koſtbar geweſen wäre, hätten wir uns als Weinländer in ihm betrinken wollen. Wir tranken ſchwaches Bier, denn der Branntwein iſt dort auch nicht ſo reizend, daß man von ihm mehr trinkt, als was oft eine ſtarke Strapaze auf der Jagd verlangt.

Viele Vorfälle ſind in dem Aufſatze nicht genannt, aber mein Gedächtniß iſt mir ſo getreu in Thatſachen, daß ich ſie noch alle ſo genau weiß, als wären ſie geſtern vorgefallen. Lebende Zeugen der Ereigniſſe ſind noch der Oberförſter Radczorski zu Laſſowitz, der Schloßwächter, der Bierbrauer, welche öfters dieſelben mit anſahen. Außerdem befand ſich der k. bayeriſche Herr Lieutnant Nagerle vom Regiment Minuci Dragoner einſt allein, und ehe es dunkel war, im Zimmer, und erlebte, was wir früher.

Herr Hofrath Glank beſuchte mich ſpäter, und auch er wurde, wie er behauptete, eines Tages am hellen Morgen von der Wirklichkeit unbegreiflicher Kräfte überzeugt. Er wollte die Decke des Zimmers unterſuchen, bediente ſich eines Stockes dazu, ſtand auf dem Tiſch, und als er mit dem Stocke gegen die Decke ſtieß, kam an demſelben ein Pulverhorn herab, welches er kurz vorher in der andern Stube auf den Tiſch geſtellt hatte, an dem ich ſchrieb. Als dieß geſchah, war Kern längſt abgereiſt.

Ich habe keine Unterſuchung, die mich auf natürliche Urſachen hätten führen können, verſäumt. Manche wird

an mir mehr tadeln, daß ich nichts Uebernatürliches glauben will, als daß ich Aberglauben in mir hege. Furchtsamkeit ist auch mein Fehler nicht, wie mir Viele, die mich genauer kennen, bezeugen werden. Ich war also so ziemlich sicher vor mir selbst, und habe mich nicht über die Thatsachen täuschen können, da ich oft die Umstehenden fragte: „was habt ihr gesehen?" und sie mir jedesmal das antworteten, was ich selbst so eben gesehen hatte. Vom Jahre 1809 bis 1811 wohnte ich drei Stunden von Schlawenschitz in Jakobswalde, weil der Fürst das Schloß bewohnte. Einiges fiel während des Fürsten Anwesenheit vor, doch kann ich, da ich es nicht selbst mit ansah, hierüber nicht das Nähere angeben. Auch der verstorbene Forstmeister v. Killinger wurde von der Sache durch einen Vorfall überzeugt, dem er nahe war. Doch waren alle diese Ereignisse nur einzelne Fälle, das tägliche Lärmen hatte aufgehört.

Noch immer bin ich nicht im Stande, von jenen Vorfällen irgend eine Ursache, oder auch nur einen vernünftigen Grund angeben zu können. Die Sache ist mir, wie Jedem der sie beobachtete, ein Räthsel geblieben.

An übereilte Urtheile über dergleichen Ereignisse muß man sich gewöhnen, und die Gefahr, für übersichtig gehalten zu werden, nicht scheuen, wenn man erzählt, was man nicht nur selbst, sondern noch viele andere Menschen, die zum Theil noch leben, mit angesehen haben. Mich ꝛc.

Ingelfingen den 24. August 1828.

Hofrath Hahn."

Sechste Thatsache.

Am 8. Oktober 1828 Abends 9 Uhr waren im äußern Zimmer der Frau H. ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und Frau Mensch von hier, welche letztere an eine Erscheinung von Geistern nicht glaubte.

Auf einmal ging die Thüre des Schlafzimmers der

Frau H., wo sie im Bette lag, wie von selbst auf, und ihr sichtbar trat die Geistergestalt eines Mannes vor sie, die ihr schon früher mehrmals, jedoch seit Langem nicht mehr erschienen war. Sie verhielt sich ruhig und sprach kein Wort. Durch eine besondere Beklemmung aber fühlten die Anwesenden, daß etwas Unheimliches in ihrer Nähe sey, und Frau H. sah auch (wie sie nachher erzählte) den Geist in das äußere Zimmer und um die Dasitzenden in einem Halbzirkel herumgehen.

Da wurde Frau Mensch auf einmal wie durch einen Schlag, der von einer unsichtbaren Gewalt von Unten herauf an ihren Sitz geschah, sammt dem Sessel emporgehoben, so daß sie um Hülfe schrie. Die Schwester der Frau H. fühlte, wie sie sich ausdrückte, ohne mit den wirklichen Augen den Geist zu sehen, doch dessen ganze Gestalt, und gab sie nachher ganz so an, wie sie Frau H. sah, auch konnte sie auf diese Art jeden seiner Tritte verfolgen. „Es war ein Schatten," sagte sie wörtlich, „den ich nicht sah, aber doch so fühlte, daß ich ihn sah. Ich sah ihn nicht, aber sah ihn doch. Es war mir, als wären Gedanken in diesem Schatten, die sich dann mir mittheilten, und in mir Gefühl von Mitleiden hervorriefen. Ich sah ihn nicht mit den Augen, ich sah ihn wie mit meinem Innern."

Diese Erzählung dieses ganz einfachen, unbefangenen Mädchens, thut mir am klarsten dar, wie man Geister sieht, nämlich nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern durch magnetische Erweckung (Inspiration) des Innern.

Frau H. nannte den Namen dieses Geistes nicht, den auch nur sie wußte, und zwar nur dadurch, daß er bei früherem Erscheinen von seinem Sohne sprach, den sie kannte.

In der auf diesen Abend folgenden Nacht, träumten Mutter und Schwester der Frau H. zugleich: es sey ihnen der alte N. (das war jener Geist) erschienen und wolle etwas von seinem Sohne.

Also zieht sich die Geistererscheinung ins Traumleben —

nicht aber daß dieſelbe leerer Traum, ſondern nur mit Traum, Schlaf und Tod verwandt iſt. Auch ſcheinen Geiſter, wie im magnetiſchen, ſo im rechten Schlafe, am leichteſten auf den Menſchen einwirken zu können.)

Erſt als ſie Morgens dieſen Traum erzählten, ſagte ihnen Frau H., daß jener Geiſt am geſtrigen Abend wirklich der alte N. geweſen ſey.

Frau M. aber (die daſſelbe Haus mit Frau H. bewohnte) wurde, als ſie in der Nacht auf jenen Abend eingeſchlafen war, auf einmal wie durch eine Berührung aus dem Schlafe erweckt, und erblickte eine männliche Geſtalt vor ſich ſtehen, die ein Schnupftuch in der Hand hielt, mit dem ſie ſie, ſtatt mit der bloßen Hand, berührte. Sie erſchrack und ſprang in das neben ihr ſtehende Bett ihres Mannes, worauf die Geſtalt verſchwand.

Frau M. beſchrieb dieſe Erſcheinung am andern Morgen der Frau H., und dieſe erkannte in ihr den Geiſt des beſagten Mannes, beſonders auch durch jenes Schnupftuch, das er, wie ſie ſagte, bei jedem Erſcheinen wie ſpielend in der Hand halte. Sie theilte der Frau M. den Namen jenes Mannes mit, und es ergab ſich (wovon Frau H. früher nicht das Mindeſte wußte), daß er ein naher Verwandter von dieſer war.

Am 8. Dezember Abends 7 Uhr, befand ich mich im äußern Zimmer der Frau H., von dem aus man in ihr Schlafzimmer ſehen konnte. Da ſah ich in demſelben eine wolkenähnliche große Geſtalt (eine graue Wolkenſäule wie mit einem Kopfe) ohne alle beſtimmteren Umriſſe. Ich ergriff ein Licht und eilte ſchweigend mit demſelben hinein, wo ich ſie ſtarr auf die Stelle, an der ich jenes Wolkenbild erblickt hatte, hinſchauen ſah; mir ſelbſt aber war es verſchwunden.

Frau H. ſagte mir auf die Frage, warum ſie ſo ſtarr dahin geſehen? daß der Geiſt des N. nach langer Zeit wieder da geweſen, und ihr einen Auftrag an ſeinen Sohn gegeben habe. Sie bemerkte dabei, es ſey ihr auffallend, daß

dieſer Geiſt außer ihr noch drei Perſonen habe ſichtbar werden können, nämlich ihrer Schweſter, jener Frau M. und nun mir. Es war auch dieß die einzige Erſcheinung, die mir, wenigſtens zum Theil, zur Anſchauung wurde.

Siebente Thatſache.

Herr Pfarrer H. zu K. erzählte mir öfters, daß er hie und da nächtlich in ſeinem Hauſe ihm ganz unerklärliche Töne höre: Töne, als klopfe Jemand an den Wänden, als athme Jemand unter ſeiner Bettſtelle, als rolle eine Kugel im Zimmer umher, und oft höre man auch wie Tritte eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei die Thüren ſich von ſelbſt öffnen. Schon oft ſey er, als ein ſehr beherzter Mann, dieſen Tritten nachgegangen, aber nie auf einen natürlichen Grund gekommen. Er wollte zugleich die Beobachtung gemacht haben, daß alle jene Töne und jenes Gehen ſich immer vor dem Tode eines ſeiner Kinder, deren er mehrere verloren, häufiger und ſtärker haben vernehmen laſſen.

Herr H. kam auf einen andern Dienſt, ohne ſeinem Nachfolger, dem Herrn Pfarrer R., eine Mittheilung über dieſe Sonderbarkeit im Hauſe zu machen. Kaum aber war dieſer im Hauſe, ſo wurden auch ihm dieſe Töne auffallend, und es gelang ihm bisher nicht, trotz aller Mühe, eine natürliche Urſache derſelben zu ergründen. „Sie beſtehen, erzählt auch er, hauptſächlich in Tönen wie Athemzüge aus hohler Bruſt, oft wie unter meinem Bette, unter dem keine andere Perſon ſchläft und auch kein Thier ſich befindet, in Klopfen, andern ſonderbaren Tönen, und als ginge, wenn Alles ruhig iſt, ein Mann durch das Haus. Schon oft verfolgte ich dieſe Töne, konnte aber nie, auch nicht durch den Geſichtsſinn, eine Wahrnehmung machen. Eine weibliche Perſon im Hauſe behauptet, es ſey nach ſolchen Tönen ſchon mehrmals eine ſchwarze Geſtalt an ihr vorübergegangen, und eine ſolche auch einmal beim Erwachen vor ihr geſtanden.“

Merkwürdig ist, daß einmal der Schwester der Frau H., der gleichen von der so eben erzählt wurde, die Geister werden ihr hauptsächlich durchs Gefühl offenbar, während sie in diesem Hause schlief, im Schlafe vorkam, als stände eine lange schwarze Gestalt vor ihr, worauf sie wie gezwungen, laut aufschrie: „R—sch! hebe dich weg von mir!" dann aber erwachte und von der Erscheinung nichts mehr sah. Als dieß Morgens Herrn Pfarrer R. erzählt wurde, schlug er in den Kirchenbüchern nach, und fand da den ihm sonst unbekannt gewesenen Namen „R—sch," und daß dieser Mann vor ungefähr 60 Jahren wirklich Bewohner dieses Hauses war, wovon jene Schlafseherin wachend nicht eine Sylbe gewußt hatte.

Wie Geister auch hauptsächlich im Schlafe auf den Menschen einwirken und sich ihm in Träumen offenbaren können, wurde schon einmal in diesen Blättern berührt.

Achte Thatsache.

Frau W. von H., eine Frau von Bildung und ausgezeichneter Geistesgegenwart, befand sich schon acht Tage lang während der Geisterbesuche bei unserer Seherin, die ihr wohl hie und da hörbar, aber nie fühlbar oder sichtbar wurden.

Am 9ten Tage Morgens aber erzählte sie mir Folgendes: „Es war Nachts eilf Uhr, als ich noch vor dem Bette der Frau H. saß, die sich ganz still verhielt; da wandelte mich, ohne daß ich wußte warum, auf einmal die höchste Angst und Pressung an, so daß ich, ohne ein Wort zu reden, mich schnell entkleidete, die Kleider nur auf den Boden fallen ließ, in das Bett sprang und mich unter die Decke steckte. Ich faßte mich jedoch bald wieder, obgleich die Pressung in mir fortdauerte, richtete mich auf und sah im Zimmer umher, konnte aber nichts bemerken. Als ich mich wieder niedergelegt hatte, zog auf einmal etwas Unsichtbares das Kissen

unter meinem Haupte hervor und legte es mir aufs Geſicht. Ich brachte es zurück, und abermals wurde es mir ganz fühlbar unter dem Haupte weggezogen und wie aufs Geſicht gelegt. Später fühlte ich ein immerwährendes Zupfen an der Decke meines Bettes. Ich äußerte von dieſem Begegniſſe gegen Frau H., die ganz ſtille war, und die ich deßwegen ſchlafend glaubte, gar nichts. Als ich aber Morgens meine Kleider, die ich, wie ich gewiß wußte, auf dem Boden liegen ließ, auf dem Seſſel neben meinem Bette liegen ſah, und mich darüber verwunderte, da kein Menſch ſeitdem ins Zimmer gekommen war, und Frau H. keinen Fuß aus dem Bette ſetzen konnte, ſo ſagte dieſe: „als Sie geſtern Nacht Ihre Kleider auf den Boden fallen ließen, ſah ich einen dunkeln Geiſt, der ſchon früher ins Zimmer getreten war, dieſelben vom Boden aufheben und auf den Seſſel legen. Dieſer Geiſt aber ſah mich gar nicht an, ſondern beſchäftigte ſich nur mit Ihnen, ich aber ſchwieg, um Sie nicht noch mehr in Furcht zu ſetzen.“

Neunte Thatſache.

Im Auguſt 1828 kamen zwei Geiſter zu Frau H., aus deren Erſcheinen ſie aber ein Geheimniß machte; ſie vertraute mir nur, daß ſeit einiger Zeit zwei Verſtorbene bei ihr erſcheinen, aber ihre Namen mir zu ſagen, ſey ihr verboten.

Es wäre mir auch das Nachſtehende verſchwiegen geblieben, hätte ſich nicht Folgendes ereignet:

Als ich am 11. Auguſt zu ihr ins Zimmer kam, traf ich ſie ſehr bewegt und erſchrocken an, und nachdem ich in ſie gedrungen, mir die Urſache ihres Leidens zu entdecken, geſtand ſie mir: einer der Verſtorbenen, und zwar der hier Verſtorbene, ſey ſo eben erſchienen, und habe ihr geſagt, ſie müſſe — — — — — — — dann nur habe er Ruhe. (Es war dieß eine gewiſſe Eröffnung an Hinterlaſſene.) Der Geiſt erſchien ihr mit einem Ueberrocke bekleidet, langen Stiefeln, einer Mütze auf dem Kopf, aber ohne Hals-

tuch. Sie beſchrieb ihn (den ſie nie ſah) auch im Geſichte, wie er im Leben war. Seinen Begleiter (und Freund im Leben) bezeichnete ſie als kleiner, ihm ähnlich gekleidet und in den Geſichtszügen wie bei Lebzeiten. Später ſeyen ihr beide in weißen Röcken mit Falten erſchienen, die in der Mitte gebunden geweſen. Sie hätten wie weiße, dünne Wolken ausgeſehen, durch die noch der blaue Himmel hervor ſchimmere.

Sie ſagte mir, daß ſie noch kein Erſcheinen ſo wie dieſes angegriffen. Dieſe hätten keine Sündenſchuld auf ſich, ſondern ſie hätten nur geglaubt und nicht geglaubt, und am Ende, während des Sterbens, wo ihnen der Glaube feſter geworden, an der Vergebung ihrer Sünden gezweifelt.

Von all dieſem würde ich nichts erfahren haben, hätte ſie den Auftrag des Verſtorbenen ſelbſt vollführen können, ſo aber hatte ſie mich dazu nöthig, und mußte mich in Kenntniß ſetzen; ich vollführte auch den Auftrag.

Auf mein Bitten fragte ſie bei ſpäterer Erſcheinung einen dieſer Geiſter: „Setzeſt du in dem Zuſtand, in den du nun eingeheſt, dein Forſchen nach der Natur fort?“ Er antwortete ihr: „Ja! auf eine andere unausſprechlich höhere Art als auf dieſer Erde.“

Als ich jenen Auftrag vollführt hatte, erſchien jener, der ihn gab, in heller Geſtalt vor ihr, und ſagte: „ich komme nun nicht mehr zu dir.“ Da ſie mir von dem Andern nichts mehr mittheilte, ſo nahm ich an, daß auch er bei ihr nicht mehr erſcheine. — Ich wunderte mich daher ſehr, als ſie mir am 23. September (nach ihrem ſogenannten Erwachen, wo ſie von den bei ihr vorher erſchienenen Menſchen und Geiſtern durchaus nichts mehr wußte) ſagte: es ſey heute Nacht ein Geiſt bei ihr geweſen, den ſie ganz wie jenen beſchrieb, und der habe zu ihr geſagt, als ſie ihn gefragt, wer er ſey: er ſey ſchon oft bei ihr geweſen, habe 2 Stunden von hier gelebt, und müſſe ſo lange kommen, weil ſie nicht gethan, was er verlangt habe, ſie müſſe nun ſtatt dieſem etwas Gewiſſes mit ihm beten, wodurch das Verſäumte erſetzt werde.

Sie fragte ihn nicht weiter, ſondern betete ſogleich nach ſeinem Verlangen.

Aus der Erzählung, die ſie mir ſonſt von dieſer Erſcheinung machte, erkannte ich, daß es ein gewiſſer Verwandter von mir war, den ich in meinem Leben nur Einmal in früherer Jugend, ſie aber nie geſehen und von dem nie mit ihr geſprochen wurde. Auch erfuhr ich, daß er ihr einen Auftrag an mich gab, den ſie jedoch aus Schüchternheit nicht vollführte, weßwegen er ſie noch immer beſuchte.

Ich gab ihr nun auf, ihn nach ſeinem Namen und nach ſeinem Geburts- und Sterbejahr, die ich nicht entfernt wußte, zu fragen. Dieß geſchah, und was er darüber ſagte, traf, als man ſich näher erkundigte, völlig zu.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober kam dieſer Geiſt das letztemal zu ihr im hellen Faltengewande. Er ſagte: ich würde noch länger zu dir kommen, allein in dieſer Zeit kann kein ſeliger Geiſt erſcheinen. Ich bin nun an einem Orte, wo es mir wohl iſt. Er verließ ſie mit den Worten: „ſterbe auf den liebenden Vater, Erlöſer und Fürſprecher (wozu er noch Einiges ſetzte, das ſie am Morgen nicht mehr wußte) und lege Alles ab, was dich hindert.“ Im Augenblick, als er dieß ſagte, verſchwand er, und ſie ſah ihn nicht, wie ſonſt, nach der Thüre gehen.

Zehnte Thatſache.

Das Mädchen von Löwenſtein, welches Geiſter zu ſehen fähig, ſchlief am 8. Oktober 1828 im Vorzimmer der Frau H., und erzählte von dieſer Nacht Folgendes: „Es muß zwiſchen 12 und 1 Uhr geweſen ſeyn, da ging die Thüre auf und zu, und es trat eine männliche Geſtalt herein. Sie hatte ein ſandgraues Geſicht, ſah traurig aus, und hatte einen ſchwarzen Rock an. Sie lief ſchnell durch das Vorzimmer ins andere offen ſtehende der Frau H. Bald darauf ſah ich eine zweite männliche Geſtalt, nicht ſo groß, aber dicker als die erſte. Ihr Ausſehen war, die Geſichtsbildung aus-

genommen, das gleiche. Auch dieſe ging durch das Zimmer zu Frau H. Bald darauf kam eine dritte männliche Geſtalt, hatte wie die andern einen ſchwarzen Rock, und ſah ſandgrau und wie rauh im Geſichte aus. Alle hatten traurige, finſtere Geſichter. Es ſtand nur kurze Zeit an, ſo kam eine nach der andern wieder von Frau H. heraus. Ich betrachtete nun dieſe Geſtalten noch einmal alle genau. Wenn eine aus meinem Zimmer trat, ſo ging jedesmal die verſchloſſene Thüre hörbar auf und zu. Sie gingen alle hörbar, aber nur wie auf Socken. So lange ich ſie ſah, war es mir unmöglich, zu ſprechen. Bewegen konnt' ich mich wohl, ich richtete mich auf, um ſie genau zu ſehen, und war ganz wach.

Frau H. gab an, daß ſie an dieſen Geſtalten keine ſchwarzen Röcke geſehen, ſie ſeyen ihr wie dunkelgraue Wolkenbilder erſchienen, das Mädchen müſſe ſie dunkler als ſie ſehen. Auf meine Frage: was ſie denn von ihr begehrt, erwiederte ſie: „ich ſagte denen, die Erlöſung forderten, immer nur kurz, ich könne ſie nicht erlöſen, ſie ſollten beten lernen und ſich an den Erlöſer wenden, worauf ſie jedesmal ſogleich, aber traurig, ſich entfernten.“

In der Nacht vom 9ten (ſo erzählte mir jenes Mädchen) ging eine Geſtalt mit einem ſpitzigen Fracke, graulichen Anſehens, im Zimmer hin und her, und zwar mir ganz hörbar, jedoch konnt' ich ihr Geſicht nicht vollſtändig ſehen. Wie mir aber ſchien, ſo näherte ſich dieſe Erſcheinung der Frau H. nicht ganz, was ich durch die offene Thüre zu bemerken glaubte.

Frau H., die ich darüber fragte, verwunderte ſich, daß dieß Mädchen die Geiſter alle ſtets ſo genau wie ſie ſehe, und erſchrack eigentlich. Sie ſagte: „das Mädchen ſah allerdings recht, ein ſolcher Geiſt war heute Nacht da. Es iſt einer von denjenigen, die in neuerer Zeit hier gelebt, die ſchon länger zu mir kommen, die ich aber der Leute wegen durchaus nicht nenne. Ich wies ihn ſogleich von mir, weil er heute ſchwärzer als ſonſt ausſah.“ Sie ſagte mir: daß ſie von dieſen Geiſtern auch erfahren, daß die gleichgeſinnten

Geiſter im Mittelreiche immer eine Geſellſchaft bilden, daß ſich nicht alle gleich ſeyen und daß ſie ihr dunkler oder lichter nach ihren Geſinnungen erſcheinen. Auch erfuhr ſie von ihnen: daß Geiſter im Mittelreiche nicht alle Menſchen, ſondern nur hier und da einen ſehen können, und nur in der ſchwarzgrauen Geſtalt, wie ſie Alles ſehen.

Eilfte Thatſache.

Aus einem Schreiben des Herrn W. F. Pfleiderer an mich. „Im Monat Juli des Jahres 1827 wurde ich von meinem Prinzipale, dem Herrn Schmiedgall in Löwenſtein, erſucht, bei ſeiner Niece, der Frau H. zu Weinſperg, mehrere Tage zu verweilen, um ihr bei ihren dazumal ſo ängſtlichen Zuſtänden, weil er ſelbſt nicht abkommen konnte, nach Ihren Vorſchriften beizuſtehen.

Frau H. ſchlief im Nebenzimmer, ich auf dem Sopha, der in der Wohnſtube ſtand. Schon in der erſten Nacht, die ich in dieſem Vorzimmer der Frau H. zubrachte, wurde ich (was mir noch nie in meinem Leben geſchah) zwiſchen 1 und 2 Uhr durch eine ganz eigene Empfindung, die ſich nicht beſchreiben läßt, durch eine Art von Bangigkeit oder Druck auf die Bruſt, erweckt. Sechs Nächte verweilte ich in dieſem Zimmer, und immer wurde ich durch die gleiche Empfindung in der gleichen Stunde erweckt.

Nach dieſen ſechs Tagen wurde ich nach Hauſe berufen und auch da wurde ich nun auf gleiche Art und zur gleichen Stunde (was, wie ich ſchon oben ſagte, mir ſonſt nie geſchehen war) erweckt.

Ich ging wieder nach Weinſperg zu Frau H. In der erſten Nacht, in der ich mich da befand, wurde ich nun, nicht mehr wie durch einen Druck, ſondern weit heftiger, wie durch ein Rütteln erweckt.“

(Ich unterbreche hier den Herrn P., indem ich Folgendes einſchalte. Frau H. ſagte mir dazumal insgeheim, indem ſie mich bat, es dem Herrn P. zu verſchweigen: daß ſie jede

Nacht zwischen 1 und 2 Uhr, durch die von ihrer Schlafkammer in die Wohnstube gehende offen stehende Thüre, eine männliche Gestalt auf Herrn P. zugehen sehe, die sich wie über ihn hinlege, worauf derselbe bang athmend erwache und ihn die Gestalt durch besondere Bewegung der Finger gleichsam necke. Als aber dieses Erwecken immer heftiger und auffallender sich wiederholte, und Herr P. mich um die Ursache befragte, verwies ich ihn an Frau H., indem ich diese aufforderte, das was sie sehe, nur offen mitzutheilen.)

„Als dieses Erwecken aber immer heftiger geschah, ich es auch Ihnen geklagt hatte, eröffnete mir Frau H. Folgendes:

„Seit der Zeit als Sie bei mir sind, erscheint immer Nachts zwischen 1 und 2 Uhr eine lange männliche Gestalt, mit einem Frack und langen Stiefeln bekleidet, in die lange Hosen gehen. Dieser Mann läuft bis auf einen Schritt auf Sie zu, deutet mit dem Zeigefinger einige Zeit auf Sie, geht dann näher an Ihr Bett, und legt sich gleichsam über Sie hin und weckt Sie. Hat er Sie geweckt, so werden Sie von ihm durch eine besondere Bewegung seiner Finger wie geneckt.“ —

Um mich von dieser Aussage näher zu überzeugen, entschloß ich mich, eine Nacht zu wachen, und bat einen Freund mir Gesellschaft zu leisten. Frau H. ersuchte ich, mir zu rufen oder zu läuten, im Fall sie die Gestalt erblicke, ich aber sie weder sehen noch fühlen würde.

Auf den Schlag halb 12 Uhr bekam ich nun, wachend und im Gespräch mit dem Freunde begriffen, wieder den nämlichen Druck, durch den ich, hätte ich geschlafen, bestimmt hätte erwachen müssen, und wurde zugleich wie von einer besondern Luft angeweht. Gerade wollte ich der Frau H. rufen (von meinen Empfindungen hatte ich nicht das Mindeste geäußert), ob nun die Gestalt da sey, als sie mir läutete, zum Zeichen, daß sie nun wieder vor mir stehe.

Nun fragte ich die Erscheinung (deren Gegenwart ich immer noch wie durch eine Pressung fühlte): „im Namen Gottes sage mir, wer bist du, was willst du, mit was kann

ich dir dienen?“ Nachdem ich dieſes geſprochen, verſchwand jenes Gefühl, Frau H. aber ſagte, daß der Geiſt auf dieſe Anrede ſogleich von mir zu ihr gegangen, wie ich denn auch die Worte vernahm: „Ich gebiete dir keinen Schritt weiter zu gehen!“ worauf der Geiſt (nur ihr vernehmbar) entgegnete: „Dieſer war einer meiner Schüler.“

Als mir Frau H. die Geſtalt noch näher beſchrieb, erkannte ich in ihr einen meiner ehemaligen Lehrer, deſſen Geſinnungen und Geſchichte jedoch ich nicht weiter preisgeben mag, ein Mann, von deſſen Exiſtenz Frau H. auch nicht eine Sylbe wußte.

Thatſache iſt, daß ich nachher noch ein Vierteljahr lang, ich mochte mich aufhalten wo ich wollte, um die gleiche Zeit immer die gleiche Empfindung hatte, und ſchlief ich, durch ſie erweckt wurde. Womit ich ꝛc.

Heilbronn den 20. Oktober 1828.

W. F. Pfleiderer.“

Zwölfte Thatſache.

Jener Mann, dem Frau H. (ſ. den I. Theil) eine Verordnung gegen einen Anfall von delirium tremens gemacht hatte, ſtarb ein Jahr darauf an Nervenzerrüttung. So lange er noch als Leiche im Hauſe lag, erſchien er der Frau H. (die ihn im Leben nie ſah), wie er einſt lebte und ſich in ſeinem Hauſe trug, und machte ihr Eröffnungen, die ſie ſeiner hinterlaſſenen Frau mittheilen ſolle. Ich war Zeuge bei ſeinem Tode, und ſah, wie er noch Verſuche zu ſprechen machte, es aber nicht mehr vermochte. Die Eröffnungen ſelbſt übergehe ich, bemerke aber nur das, daß der Verſtorbene unter Anderm zu Frau H., wie dieſe ſogleich mir und Andern mittheilte, äußerte, daß er um eines ſeiner Mädchen ſehr bekümmert ſey.

Vier Wochen nach dieſer Aeußerung fiel ein Dachziegel einem ſeiner Mädchen auf den Kopf und ſchlug ihr die Hirn-

ſchale ein. Das Kind mußte ſich einer äußerſt ſchmerzhaften Operation unterwerfen, die es mit einer unglaublichen Standhaftigkeit (als wäre ihm ein ſchützender Geiſt zur Seite geſtanden) ertrug, worauf die Heilung ſo ſchnell vor ſich ging, daß es in auffallend kurzer Zeit das Haus wieder verlaſſen konnte.

Dreizehnte Thatſache.

In der Chriſtnacht 1828 erſchienen bei Frau H. vier Geiſter, drei männliche und eine weibliche Geſtalt, die ſich wie zum Tanze gebärdeten. Da ſprach ſie zu ihnen: „Seyd ihr völlige Teufel, daß ihr dieſe heilige Nacht alſo entweihet?“ Da wichen ſie ſchnell zuſammt.

Am 5. Februar, dem Feſte der Erſcheinung, Schlag 12 Uhr erſchienen dieſe Geiſter wieder und begannen ihren Tanz. Frau H. ſah ihnen einige Minuten zu dann ſprach ſie: „Im Namen Jeſu befehl ich euch, daß ihr ruhig ſtehen bleibt!“ Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo blieben ſie wie erſtarrt ſtehen und ſchauten ſie unbeweglich an. Als ſie ihnen zurief: „Iſt es euch ſo wohl, daß ihr an ſolchen heiligen Tagen tanzen möget? oder ſoll das Lob und Dank gegen unſern Erlöſer, den Gekreuzigten, beweiſen?“ — winſelten die Geiſter, als würden ſie von Schmerzen gequält und baten, ſie möchte von ihnen abſtehen.

Frau H. fragte: „Iſt denn kein Trieb in euch, euch zu Gott zu erheben, ſelig werden zu wollen?“ Sie erwiederten: „Noch bannt uns unſere Sündenlaſt!“ Sie ſagte: „Durch Chriſtum den Gekreuzigten könnt ihr ſelig werden, was wollt ihr von mir? Geht dahin und laßt mich in Ruh!“ — Sie verſchwanden.

In der Nacht vom 13ten kamen dieſe Geiſter wieder. Sie blieben jedoch ſtill an der Thüre ſtehen und ſahen Frau H. wie fragend an. Da ſagte ſie leiſe für ſich: „Gelobt ſey der Name des Gekreuzigten“ ꝛc. ſie ſtimmten alle mit Ja ein und gingen ſchnell wieder hinweg.

Noch einen Monat lang erschienen diese Geister in verschiedenen Nächten. Sie tanzten nun nicht mehr, sondern verlangten nur immer etwas zur Beruhigung ihrer Seele zu wissen, standen stille und sahen Frau H. bittend um ein religiöses Wort an. Oefters ließ sie sich durch ihre inständigen Bitten bewegen, und stand ihnen betend und belehrend mit religiösem Zuspruche bei; da sie sich aber zu sehr durch ihre Nähe und Einfluß geschwächt fühlte, mußte sie erklären, daß sie sich ihrer nicht annehmen könne. Später verband sich mit ihnen eine leichte weibliche Gestalt, und blieb von dort an ihr beständiger Begleiter. Es war dieß, sagte Frau H., ein besserer, aber noch kein seliger Geist, der ihnen noch nicht helfen konnte, weil sie noch zu sehr unrein waren, ihr Bestreben noch zu sehr nach der Welt ging.

In der Nacht vom 6. April erschienen diese Geister in Faltenröcken, die aber noch dunkel waren, und sagten: „Wir können und dürfen nicht mehr zu dir kommen; wir besitzen jetzt so viel Kraft und Vermögen, daß wir uns an selige Geister wenden können, und bedürfen keiner andern Hülfe mehr."

Darauf verschwanden sie, um nie wieder zu kommen.

Vierzehnte Thatsache.

Am 10. November 1827 machte mir Frau H. die Eröffnung: „Schon seit meinem sogenannten Erwachen — ob es auch schon früher geschah, weiß ich nicht — besuchte mich ein Jüngling in weißem Faltengewande. Dieser sagte mir, er sey in der Nachbarschaft gestorben, und verlangte, ich solle seinen Geschwistern und Eltern eine Mittheilung hinterbringen, was ich ihm aber verweigerte, ihn dagegen aufforderte, er solle es selbst thun, worauf er mir entgegnete: „Das kann ich nicht!" Weil ich es nun nicht thue, erscheint er noch, um durch Gebete mit mir auf jene einzuwirken.

Am 21sten Nachts 12 Uhr kam dieser Jüngling wieder und bat, ich solle in folgender Nacht 12 Uhr mit ihm das Lied: „Wie oft hab ich den Bund gebrochen, den ich, o Gott!

mit dir gemacht ꝛc.“ lesen, so komme er nicht mehr. Als er nun in jener Nacht kam, war es im Zimmer ganz finster, so daß ich ohne Licht das Lied nicht hätte lesen können; aber neben diesem Jünglinge stand eine alte weibliche Gestalt, von der eine solche Helle ausging, daß ich das Lied, das ich nicht auswendig wußte, wohl lesen konnte. Nachdem ich es gelesen, verließen mich beide Geister.“

Frau H. bediente sich bei dieser Gelegenheit auch der Worte: „Jene Helle, in der mir oft bessere Geister erscheinen, ist meinem Gefühle nach in jedem bessern Menschen verborgen, aber noch nicht entwickelt.“

Auch diese Erscheinung würde mir Frau H. vielleicht nicht mitgetheilt haben, hätte ihr nicht Jemand zufällig erzählt, daß in dem Hause, das sie bewohnte, vor einigen Jahren ein junger Mensch gestorben sey, worauf sie eine Furcht anwandelte, daß sie mir jene Erscheinung klagend erzählte. Nachdem sie mir aber den Jüngling näher beschrieben, konnte ich sie darüber beruhigen, daß derselbe nicht im Hause, sondern, wie er ihr selbst gesagt, in der Nachbarschaft gestorben sey. — Wenige Wochen darauf ereignete sich in betreffender Familie ein Fall, der die Sorge des Jünglings und die Bedeutung des Liedes in das klarste Licht stellte.

Am 20. November 1827, Morgens 11 Uhr, erschien der Frau H. ihr schon als Kind verstorbener Bruder Heinrich, und sagte ihr nur die wenigen Worte: „Denke an die Mutter!“ Frau H. verfiel in die heftigsten Krämpfe, und als sie aus denselben erwachte, erzählte sie mir die Erscheinung und fügte hinzu, daß sie nun voll Sorgen um ihre Mutter sey. Wie sich diese im Augenblicke befinde, war ihr und uns Allen unbekannt, noch mehr, daß sie gerade auf dem Weg zu ihrer Tochter begriffen war. Denn kaum waren zwei Stunden verflossen, als die Mutter noch zitternd und bleich ins Zimmer trat und erzählte, wie sie heute unterwegs durch das Ausreißen der Pferde auf einem steilen Berge in die höchste Lebensgefahr gerathen

und nur wie durch ein Wunder gerettet worden sey. Als ich mich auch beim Fuhrmann, der noch nicht das Haus betreten hatte, um die Stunde erkundigte, zeigte es sich, daß es gerade die eilfte Stunde war, in der Frau H. jene Erscheinung hatte.

Fünfzehnte Thatsache.

Schon fünf Wochen lang erschien der Frau H., ohne daß sie mir es sagte, mein kürzlich verstorbener Freund P., der an ihrem Schicksal großen Theil nahm, und sie gegen das Ende seines Lebens (namentlich auch in der Absicht, um über das Mittelreich, an das er großen Glauben hatte, durch ihre Geistererscheinungen nähern Aufschluß zu erhalten) öfters besucht hatte.

Ps. Gestalt sah ihr nicht traurig aus; er schien ihr in der Gewißheit, daß sein Geist die Seligkeit erringen könne, getrost zu seyn. Sie fragte ihn: ob es ihm nicht möglich sey, sich mir sichtbar zu machen? Er antwortete nichts. Dann bat sie ihn, er solle doch nur durch etwas sich mir hörbar oder fühlbar machen, damit ich seine Erscheinung glaube, und er versprach es.

In derselben Nacht, wo Frau H. an den Geist Ps. diese Aufforderung machte, fühlte ich auf einmal ein sonderbares unheimliches Gefühl, und wir hörten in unserem stillen Zimmer ganz eigene uns unerklärliche Töne. Ich wußte aber dazumal so wenig, daß Frau H. diese Bitte an P. gerichtet oder richten werde, als sie von dieser meiner Empfindung bereits wußte, ehe sie mir noch diese ganze Erzählung von P. gemacht hatte.

P. versicherte, er fühle sich erleichtert, wenn er sie besuche, auch gab er ihr einen Auftrag an seinen hinterlassenen Sohn. Sie beschrieb ihn mit einem Faltengewand, wie die andern bessern Geister, aber einem noch dunkeln, angethan. Gehen hörte sie ihn nicht. Sie fügte die Bemerkung hinzu, an den unseligen Geistern habe sie noch nie ein Haupthaar ge-

sehen, sie könne es wenigstens an solchen nicht unterscheiden, bei seligen Geistern aber sehe sie das Haupthaar deutlich.

Sechzehnte Thatsache.

Unter andern Geistern, die Frau H. besonders im Februar des Jahres 1828 besuchten, befanden sich zwei Jungfrauen, die sie mir ungerne näher bezeichnete, worunter ich aber aufs Bestimmteste eine erkannte, die sie nie in ihrem Leben sah und die wenige Jahre zuvor gestorben war. Sie sagte zu ihnen bei ihrem ersten Erscheinen: „O gehet doch und laßt mich allein!“ Sie antworteten: „Ja! aber laß uns wieder kommen!“ Von dort an kamen diese mehr als ein Vierteljahr lang bei Tag und bei Nacht zu ihr, bäten sie oft um religiöse, tröstende Worte, die sie ihnen willig verlieh, auch um Mittheilungen an . . . . die aber nie gemacht wurden. Die eine sagte, daß sie immer um ihre Mutter sey, und nie von dieser weichen könne.

Obgleich deren Mutter von Frau H. und ihrer Erscheinung nicht das Geringste wußte, wie diese Frau nichts von ihr, hörte ich sie doch oft sagen: sie fühle, daß ihre Tochter immer um sie sey, ja, daß sie sie schon mehrmals, nicht nur im Traume, sondern auch wachend, um sich gesehen und gefühlt habe. Monate lang setzte sie ihre Besuche fort, doch nicht so lange als ihre Begleiterin.

Als Frau H. schon lange nicht mehr von ihr gesprochen, bei mir selbst auch diese Erscheinung fast in Vergessenheit gekommen war, erzählte mir die Mutter derselben: in vergangener Nacht sey ihr ihre Tochter im Traume lichter und freudiger als je erschienen, habe von ihr wie Abschied genommen, und es sey ihr gewesen, als wäre sie nun an einen bessern Ort gegangen. — Ich schwieg gegen jeden Menschen davon. Auch ist völlig Thatsache, daß Frau H. mit der Mutter nicht in mindester Verbindung stand, auch keine Sylbe von jenem ihrem Traum erfuhr.

Ich war daher nicht wenig betroffen, die Mutter der Frau H. (als am andern Tage während meines Besuches gerade die Mutter jener Tochter am Hause vorüberging) sagen zu hören: „Wenn diese Frau wüßte, was heute Nacht geschehen wäre!“ Frau H. fiel ihr in die Rede, um sie an ihrer Aussage zu verhindern; ich aber drang in beide, und jene sagte nun: „Heute Nacht trat jene Jungfrau lichter und reiner als je vor mich mit den Worten: „„Ich kann nun nicht länger mehr um meine Mutter bleiben““ . . . . wobei sie eine Bitte an mich stellte, die ich aber der Menschen wegen nicht erfüllen kann. Ich fragte sie, ob sie nie wieder ihrer Mutter erscheinen werde, und sie erwiederte: „O ja, aber für jetzt muß ich von ihr.“

Siebzehnte Thatsache.

Am 23. Dezember 1828 Abends 7 Uhr befand ich mich allein mit Frau H.; plötzlich öffnete sich die Thüre des Zimmers so hörbar, als träte ein Mensch herein. Ich sah, ohne ein Wort zu sprechen, sogleich nach, gewahrte indessen weder außer noch im Zimmer Jemand. Frau H. aber hatte die Gestalt eines weiblichen Geistes in alter Tracht ins Zimmer treten sehen, die sich jedoch sogleich wieder entfernte. Am andern Abend erschien diese Geistin wieder. Sie ging stumm durchs Zimmer bis vor der Kranken Bette, worauf sie sich auf einem andern Wege als sie gekommen, wieder entfernte, indem sie sich vom Boden erhob und langsam zum offenstehenden Fenster hinaus verschwand. Einige Tage nachher, Abends, in meiner Anwesenheit, ging die Thüre des Schlafzimmers der Frau H. laut und wie von Menschenhand geöffnet auf, und als ich hinlief, sie wieder zu schließen, war sie, ohne daß ich sah, daß sie zugegangen wäre, fest verschlossen. Frau H. hatte dabei dieselbe Erscheinung durch die Thüre herein, aber alsbald wieder hinaustreten sehen. — Noch oft erschien derselbe Geist, erhob sich aber meistens beim Weggehen vom Boden und entschwand zum offenen Fenster hinaus.

Frau H. konnte sich lange nicht entschließen, diese Geistin anzusprechen, aus Furcht durch sie geschwächt zu werden. Als dieselbe aber mehrmals sich gegen sie mit den Worten wandte: „ich will besser werden, hilf mir!" sagte sie zu ihr: „ich kann dir nicht helfen!" worauf sie antwortete: „hilf mir nur dazu." Frau H. erwiederte: „bete: ich glaube daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w." Darauf blieb die Gestalt wie erstarrt stehen und vermochte nicht zu sprechen. Sie blieb so lange, bis Frau H. sie weichen hieß, dann erhob sie sich wieder durchs offene Fenster hinweg. Sie erschien noch vier Monate lang; aber Frau H. machte mir über sie keine weitern Mittheilungen, ich weiß nur, daß sie sich ihrer annahm, bis sie sie in lichter Gestalt und nicht mehr durch das Fenster schwebend verließ.

Achtzehnte Thatsache.

Am 23. Dezember 1828 Nachts zwei Uhr, im festen Schlafe, wurde ich auf einmal erweckt und hatte ein ganz unbeschreibliches Gefühl wie von einem Seyn in einer ganz andern Atmosphäre: eine Empfindung, die sich wohl nachfühlen, aber nicht mit Worten aussprechen läßt. Dieses Gefühl dauerte nur kurz, und ich verfiel wieder in Schlaf.

Als ich Morgens zu Frau H. kam, empfing mich diese sogleich mit der Frage: ob ich diese Nacht um zwei Uhr keinen geisterhaften Besuch erhalten? Ich erzählte ihr jenes Erwachen und meine sonderbare Empfindung, worauf sie mit einiger Schüchternheit entgegnete: „Sie wollen immer Beweise von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen, und so haben Sie das sich selbst zuzuschreiben. Heute Nacht zwei Uhr kam ein dunkler Geist zu mir, ich sagte nichts zu ihm als: ich befehle dir, gehe sogleich zu meinem Arzte, und er erwiederte: Ja! und ging."

Am 9. Dezember 1828 acht Monate nach dem Tode des Vaters der Frau H. erwachte die Wärterin derselben, die im

Vorzimmer schlief, um Mitternacht und hörte die Thüre des Zimmers sich öffnen. Sie blickte hin und sah den Vater der Frau H., wie er einst lebte, aber mit freundlichem Blick, durchs Zimmer gehen und sagen: „So da seyd ihr?!“ Sie sah ihn bis unter die Thüre, die zu Frau H. führt, gehen; aber da verschwand er. Der Frau H. wurde er gar nicht sichtbar, sie schlief ruhig, erzählte aber Morgens von einem Traume, den sie vom Vater gehabt. Merkwürdig ist, daß ihre zweite Schwester, die drei Stunden von hier in derselben Nacht wachend beim Nachtlicht im Bette lag, fast zur gleichen Stunde die gleiche Erscheinung hatte und so lebhaft, daß sie ihrem Gatten, der schon schlief, zurief, er solle doch erwachen und hier den Vater sehen. Ja, in der gleichen Nacht erschien er auch dem Bruder zu F., der drei Stunden von ihr und drei von Frau H. sich befand.

Neunzehnte Thatsache.

Frau H. sah einmal eine Woche hindurch sowohl bei Tag als bei Nacht öfters einen Geist, in dunkler, männlicher Gestalt, der sich jedesmal ihrem Dienstmädchen näherte, verschwieg aber die Erscheinung, da das Mädchen nie etwas darüber äußerte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1819 kam dieser Geist wieder, stellte sich vor das Bette des Mädchens und sah über dasselbe hinein, worauf dieses sich aufrichtete und einige Minuten lang umhersah. Frau H. wachte und bemerkte dieß, verhielt sich jedoch stille, und auch das Mädchen legte sich wieder schweigend nieder. Morgens erzählte sie uns, heute Nacht sey sie erwacht, und habe eine ganz graue Gestalt vor ihrem Bette erblickt, das Gesicht sey heller als die übrigen Theile gewesen, die Gestalt aber von unten bis oben ihr grau erschienen. Frau H. verschwieg auch bei diesem Vorfalle gegen das Mädchen, daß sie um dieselbe Erscheinung wisse und hatte nur gegen mich davon erwähnt.

Zwanzigste Thatsache.

Am Freitag den 20. März 1829 gegen 9 Uhr Nachts, als Frau H. wachend war, erschien ihr auf einmal ein zuvor noch nie von ihr gesehener weiblicher Geist in alter Tracht, mit einem Menschenherz in den Händen. Sie erschrack darüber aufs Aeußerste und wandte ihr Gesicht ab, bis sie fühlte, daß er sich wieder entfernt hatte. Diese Erscheinung hatte für sie etwas so Auffallendes, daß sie gleich Morgens eine Zeichnung von derselben entwarf, die sie mir mittheilte.

Vier Tage nachher erwachte sie an Tönen, als liefe eine große Kirchenuhr ab, und wie sie sich umsah, stand wieder jener Geist mit dem Menschenherz in der einen Hand vor ihr, mit der andern Hand deutete er gegen sie hin, und sprach: „das war der Wecker!" Vermuthlich verstand er darunter jene Töne.

Frau H. mußte ihr Gesicht abermals von der Erscheinung abwenden, und als die Geistin wiederholt nach Vorausgehung jener Töne erschien, konnte sie sich doch nicht entschließen, sie anzusprechen. *)

Ob mit obiger Erscheinung nachstehendes Ereigniß in einem Zusammenhang steht, konnte, weil Frau H. nie mit der Erscheinung zur Rede kam, nicht erhoben werden, doch ist um so mehr daran zu zweifeln, da sie selbst nie an einen Zusammenhang dachte. In der gleichen Zeit, als ihr dieser weibliche Geist zum erstenmal hier erschien (am 20. März 1829), wurden zu Oberstenfeld die Bewohner der an die Stiftskirche angränzenden Häuser plötzlich durch ein mächtiges Getöse aufgeschreckt, das unterirdisch aus der Kirche

*) Frau H. äußerte öfters, ein Weib als (unseliger) Geist sey noch viel hartnäckiger und ihr furchtbarer wie ein Mann als solcher. Und in der That ist es nicht zu läugnen, daß schon im Leben die Leidenschaft oder der aufs Böse gerichtete Wille des Weibes bestimmter, hartnäckiger, in ihren Mitteln erfinderischer und furchtbarer ist, als die gehaltene und meist gerade aufgebende Handlungsweise eines bösartigen Mannes.

zu kommen schien. Sogleich begab sich der Schullehrer mit noch einer Person dahin, konnte aber nichts entdecken, was Aufschluß hätte geben können. Ein Versuch in das unterirdische Gewölbe (das sogenannte heilige Grab) zu gelangen, mißlang, trotz dem Gebrauche des sonst leicht öffnenden Schlüssels. Als aber am andern Tage der Versuch wiederholt wurde, fand man daselbst auf der Stelle, die der Geist jenes Ritters (siehe die erste Erscheinung zu Oberstenfeld) der Frau H. als eine besondere einmal bezeichnet hatte, mehrere Pergamentrollen, Stammtafeln alter Stiftsdamen, auf deren einer auch der Name der Frau jenes Ritters verzeichnet seyn soll.

Thatsachen von magischem Einwirken auf Geister.

Schon früher wurde angeführt, daß Frau H. durch ein magisch-wirkendes Wort in der Sprache ihres Innern im Stande war, besonders von Andern die Annäherung von Geistern abzuhalten. Dieses Wort (jedoch nicht immer eines und dasselbe) wurde stets als Amulet gebraucht, und so unglaublich auch diese Sache Manchem scheinen mag, so möchten doch die hier folgenden drei Thatsachen, hauptsächlich die erste und dritte, für die Wahrheit dieser Erscheinung sprechen. Wer Zweifel trägt, vernehme die Personen, die sie betroffen, selbst.

Erste Thatsache.

Zu Kleingartach befindet sich eine etliche und fünfzig Jahr alte Frau, Namens Fritzlen, die schon 24 Jahre lang sonderbare Anfechtungen erlitt, die sie mir also erzählte:

„Vor 24 Jahren, Nachts halb 2 Uhr, als ich wachend zu Bette lag, vernahm ich ein Krachen im Zimmer, und es erschien mir auf einmal ein blaues Licht, in dem ich ein Wesen erblickte, das mir ganz wie ein sich bewegender Frosch vorkam, das setzte sich in die Nähe meines Bettes, blieb einige Zeit,

und verschwand dann wieder. In der dritten Nacht darauf näherte sich mir dieses Licht noch mehr, und ich fühlte die Hand eines kleinen Kindes in der meinigen. Als ich mich mit Anstrengung los machen wollte, entwischte sie mir, und ich fühlte auf meinem Körper eine zentnerschwere Last; und so ging es drei Nächte nach einander.

Von dort an erscheint diese Beunruhigung fast jede Nacht, Sommers gegen 2 Uhr, Winters um 12 Uhr, und zwar in den verschiedensten Gestalten, gewöhnlich zeigt es sich zuerst als ein Licht, in dem sich etwas Lebendes, das ich mit nichts Anderem als mit einem Frosch vergleichen kann, befindet, setzt sich an mein Bett und verwandelt sich dann in die verschiedensten, namentlich in oft sehr scheusliche Thiergestalten, z. B. Eulen, Katzen, ein häßliches Pferd u. s. w. So werde ich in diesen vielen Jahren mehr oder weniger um meine nächtliche Ruhe und oft bis zur Verzweiflung gebracht.

Nicht nur mein Gatte, sondern auch meine Nachbarn, besonders Friedrich Möll, der die Erscheinung einmal mit ansah, können diesen meinen Jammer bezeugen."

Da diese Frau sich bei ihren Erscheinungen auf das Zeugniß eines Zweiten berief, so bat ich einen Bekannten *) zu Kleingartach, jenen Friedrich Möll darüber zu hören, der, nach der Aussage meines Bekannten, ein ganz ehrlicher, nüchterner, unbefangener Mann ist und Folgendes angab, wobei er zugleich mit dem Manne der Fritzlen die Versicherung gab, daß sie die Wahrheit der Aussage mit Leib und Leben beschwören könnten.

„Die Fritzlen und meine Frau waren gute Nachbarinnen, daher uns einmal jene bat, nachdem sie uns schon öfters von ihren Leiden erzählt, wir sollen sie doch nur einmal in unserem Hause übernachten lassen, dagegen mich in dem ihrigen bei ihrem Manne, es werde sich dann zeigen, ob jener Plagegeist sie auch auswärts aufsuche, und ob

*) Es ist dieß der sehr achtbare Schullehrer Rieger daselbst.

eine andere Perſon in dem ihrigen auch etwas von ihm bemerke.“

Wir entſprachen ihrem Wunſche, und ſchon in der erſten Nacht, in der ich im Hauſe der Fritzlen, an der Stelle wo ſie geſchlafen, mich niederlegte, ſah ich ungefähr gegen 12 Uhr ein viereckiges Stückchen Papier oberhalb der Schlafſtelle umherſchweben, das ſich auf die Stange des Bettvorhanges niederließ und endlich in Geſtalt eines nur ungefähr einen viertel Schuh langen Männchens dem gewöhnlichen Schlafplatze der Fritzlen nahe kam. Ich griff ſogleich nach der Geſtalt, konnte mich aber, aller Bemühungen ungeachtet, keines Gegenſtandes bemächtigen.

Der Ehemann der Fritzlen ſprang zu gleicher Zeit auf, griff nach einem an dem Bette ſtehenden Säbel und that vergebens mehrere Hiebe nach der Geſtalt, die ſich ungefähr halb 2 Uhr wieder entfernte, bis dahin aber immer wie neckend uns vor dem Geſichte blieb.

Damit war es mir aber noch nicht genug, und ich brachte eine zweite Nacht im Fritzlenſchen Hauſe zu. Um die gleiche Zeit, in der in der vorigen Nacht die Erſcheinung ſich zeigte, entſtand auf einmal ein Krachen wie an dem im Zimmer befindlichen Wandkaſten, und es kam auf die Bettſtelle ein blaues ſchwebendes Lichtlein zu und ſetzte ſich in Geſtalt eines ſich bewegenden Froſches auf die Stange des Bettvorhanges, dann näherte es ſich dem Bette und nahm mir zu wiederholten Malen die Decke. Der Ehemann der Fritzlen betete und fluchte, die Erſcheinung blieb jedoch abermals bis gegen 2 Uhr, wo ſie dann in meinem Hauſe bei der Fritzlen erſchien und mit ihr auch dort ihr altes Spiel trieb.“

Ich ließ nun Möllis Frau, bei welcher die Fritzlen ſchlief, vernehmen, ob ſie, als die Erſcheinung zu dieſer gekommen, auch etwas von ihr bemerkt habe? worauf ſie Folgendes antwortete:

„In jeder Nacht, wo die Fritzlen in meinem Hauſe ſchlief, war es, ungefähr nach 2 Uhr, nach vorausgegan-

genem starken Krachen, als ginge die verschlossene Stubenthüre auf, und dann tönte es, als würde von der Thüre gegen die Bettlade eine Kugel gerollt. Gleich darauf athmete die Fritzlen ängstlich und hart, daß ich sie mehrmals an die Seite stieß, um sie von ihrem vermeintlichen Schlafe zu erwecken, aber sie schlief nicht, sondern sagte: es sey in diesem Moment ihr alter Plagegeist, und zwar dießmal in Gestalt eines Jägers, der seine Büchse gegen sie gerichtet, vor ihr gestanden, wie sie auch gleich nach dem Rollen der Kugel eine große Angst vor den Dingen, die nun wieder kommen würden, angewandelt habe. Weil der Fritzlen die Erscheinung auch in unser Haus nachfolgte, so ließ ich meinen Mann in der dritten Nacht durchaus nicht mehr in dem Fritzlenschen Hause schlafen, aus Besorgniß, jenes Unwesen möchte sich auch in das unserige verpflanzen.

Fritzlen wußte von Frau H. durchaus nichts, sie kam nicht in der Absicht, mir oder jener ihr Leiden zu klagen, sondern ganz zufällig in mein Haus zu einer andern gerade anwesenden Person aus ihrem Orte, im Vorübergehen nach O., wo sie ein Mittel gegen ihre Anfechtungen suchen wollte. Ich hörte zufällig davon, befragte sie und führte sie zu Frau H. Diese hörte ihre Geschichte an und verordnete ihr ein Amulet, magische Worte in ihren Schriftzeichen des Innern. Die Frau umhing es, und nach einigen Wochen schrieb mir der Bekannte von Kleingartach:

„Jene Frau kann nicht genug Gott danken, daß er sie bei ihrer Reise nach O. zufällig in Ihr Haus und zu Frau H. geführt, denn von dieser Zeit an hat sie Ruhe!“

Zweite Thatsache.

Im März dieses Jahres (1829) kam ein ältlicher Mann von Diembach, einem Orte hiesiger Gegend, mit einem Knaben von ungefähr 12 Jahren zu mir, welcher letztere mir folgende Erzählung machte:

„Vor einigen Monaten war ich mit einem andern Kna-

ben im Walde nächst Diembach, auf einer Eiche (er bezeichnete den Ort näher). Da erhob sich um uns ein Wirbelwind (Windsbraut), der sonst im Walde nirgends war: denn es rührten sich rings keine anderen Zweige als die des Baumes, auf dem wir saßen. Auf einmal legte sich die Windsbraut, und unter uns, auf der Stelle wo sie ausging, stand eine weiß gekleidete Frau, die uns zuwinkte, mit ihr zu gehen. Wir stiegen herab, und sie ging vor uns her, indem sie uns immer zu kommen winkte. Wir folgten, wiewohl mit Zögern, als sie aber an einer gewissen Stelle war, verschwand sie, wir standen allein und sahen einander an." —

Auf die Erzählung dieses übrigens ganz unbefangenen Knaben würde ich weiter kein Gewicht legen, hätte mich nicht Nachstehendes auf sie aufmerksamer gemacht.

Am 18. Mai kam eine arme Taglöhnersfrau Namens Kämmerlin von Ellhofen, in hiesiger Nähe, zu mir, indem sie klagte, daß ihren Mann schon lange Zeit, aber seit einigen Jahren sich häufiger und stärker wiederholend, zu öfteren Malen des Tags eine Angst befalle, ohne alle innere und äußere Ursache, wobei er das Gefühl habe, als ob sich ihm etwas Drückendes, Unsichtbares nähere. In ihrem Häuschen hören sie oft nächtlich ein Gehen wie auf Socken, oft gehe die Thüre wie von selbst auf und zu, und öfters werde sie, besonders in der Küche, wenn sie am Geschäfte sey, wie von einer unsichtbaren Hand geworfen.

Einige Tage nachher bestätigte mir auch der Mann diese Aussagen seiner Frau und namentlich die Töne von Tritten im Hause, das Auf- und Zugehen der Thüren, als träte Jemand unsichtbar ins Gemach herein. Oft könne er keine halbe Stunde des Nachts schlafen, weil es ihn immer wieder durch eine ganz fühlbare Berührung wecke, indem es zuweilen an der Bettdecke ziehe. Ich wies diesen Mann zu Frau H., und während er ihr sein Leiden erzählte, sah sie, im Augenblicke als er ausrief: „Nun kommt es wieder ganz drückend an mich!" die Geistergestalt einer Frau in alter aber vornehmer Tracht ihm zur Seite stehen, wandte aber sogleich

erschreckt ihr Gesicht von dem Manne und der Erscheinung ab. Sie schwieg von ihrem Schauen und fragte, als sie sich wieder gesammelt hatte, den Mann: ob er in seinem Leben nie einen Geist und namentlich den einer Frau gesehen? worauf er Folgendes angab: „Nie als in meinem 15ten Jahre, da ich mit einem alten Manne durch den Wald bei Diembach ging. Hier sah ich an einer kleinen Eiche ein Fräulein (wie er sich ausdrückte) neben einem Ding das einer Truhe ähnlich war, stehen. Wir sahen beide deutlich, wie die Gestalt uns winkte, gingen aber stillschweigend an ihr vorüber. Als wir uns umsahen, verschwand sie, und es tönte, als wäre ein heftiger Schlag auf die Truhe geschehen. Die gleiche Erscheinung zeigte sich mir vor einem Jahr im Schlaf, als stände es in meiner Stube.“ Dieser Mann von Ellhofen stand mit jenem Knaben von Diembach, der viele Jahre nachher an wahrscheinlich gleicher Stelle die gleiche Erscheinung hatte, nicht in mindester Bekanntschaft.

Frau H. verordnete dem Manne ein Amulet mit einem magisch wirkenden Worte in der Sprache ihres Innern. Er hing es um; nach drei Tagen aber war es verschwunden, und konnte alles Suchens ungeachtet nicht mehr gefunden werden. Es ist zwar wahrscheinlich, daß er es auf eine natürliche Art verloren, aber es ist auch Thatsache, daß solche Amulete sehr oft auf eine andere unbegreifliche Weise von dem Halse derer, die sie tragen, verschwinden.

Der Iste Theil enthält eine Begebenheit, welche der Frau H. mit einem magischen Amulete wiederfuhr, auch erinnere man sich dessen, was seine Frau in der zweiten Geschichte beim Tragen eines solchen empfand. Die Beunruhigungen bei diesen Leuten dauern noch fort.

Dritte Thatsache.

Im Februar dieses Jahres (1829) suchte eine robuste, gesund aussehende, lebensfrohe Frau, die Gattin des Herrn

Adlerwirth Herrlinger zu Großgartach bei Heilbronn, beſonderer Anfechtungen wegen ſich bei Frau H. Raths zu erholen, und ließ ſich in meiner Gegenwart mit ungefähr folgender Worten vernehmen:„ Ich war mit keiner Art von Kränklichkeit behaftet, hatte keinen Kummer, keinen Gedanken an Geiſter oder was Aehnliches, als ich in einer Nacht des Jahres 1818, da ich ſchlafend im Bette lag, auf einmal wie durch einen Druck auf mich erweckt wurde, und eine grauliche, männliche Schattengeſtalt ohne Kopf erblickte, die ſich über mich hereinbog. Ich hörte ganz vernehmlich die Worte: „Liebe! Liebe! erlöſe mich!“ fuhr mit dem Schrei des Entſetzens: „Nein! nein! das thue ich nicht!“ auf, und ſprang, meinen Gatten weckend, aus dem Bette. Ehe ich ihm noch die Erſcheinung zeigen konnte, war ſie ſchon wieder verſchwunden.“

„Wir ſprachen Morgens zu meinem Vater von dieſer Erſcheinung und ihrem Begehren, und ich erhielt dabei Vorwürfe, daß ich nicht in daſſelbe eingewilligt. Mehr um ſeinen Unwillen zu beruhigen, als mit dem Vorſatze, ſeiner Forderung zu genügen, verſprach ich, wenn die Erſcheinung ſich wieder zeige, ſo wolle ich ihr erklären, ich ſey ſie zu erlöſen bereit.“

„Nach einigen Nächten kam nun die Erſcheinung wirklich wieder und ſprach: „Liebe! hältſt du nun dein Verſprechen?“

„War mein Schrecken bei ihrem erſten Erſcheinen ſchon groß genug, ſo ſtieg er aufs Höchſte bei der Betrachtung, daß die Geſtalt mit dem Verſprechen an meinen Vater bekannt ſchien, und ich rief ſchnell: „Nein! nein! das kann ich nicht!“

„Von dieſer Zeit an wiederholte die Erſcheinung immer mehr ihre Beſuche, und wurde, wenn auch nur mir allein ſichtbar, doch nun auch Andern hörbar, durch Klöpfeln an den Wänden, durch Schläge wie mit Ruthen auf die Tiſche, durch Töne wie Rauſchen mit Papier. Ich konnte immer genauer die Geſtalt eines Mannes ohne Kopf unterſcheiden und erkennen; eine grauweiße Geſtalt wie ein Schatte. Mit-

ten in meiner Arbeit, z. B. in der Küche, zupfte es mich am Rocke, oder sonst an einem Theil meiner Bekleidung, und wenn ich auch nicht den entferntesten Gedanken an diese Erscheinung hegte, konnte mich eine Angst und Beklemmung befallen, die mich jedesmal überzeugte, daß sie mir nahe war."

„Meine Gesundheit, so stark sie war, fing durch diese Beunruhigungen zu leiden an, und wir entschlossen uns, unsere bisherige Wohnung zu verlassen und ein anderes unserer bisherigen Wohnung nahe gelegenes Gebäude zu beziehen. Auch diese Veränderung fruchtete nichts; der Geist verfolgte mich auf die gleiche Weise, und namentlich gefiel es ihm jetzt nächtlich hinter mir die Treppen auf und ab zu gehen. Vier Jahre verweilten wir in dieser Wohnung, kehrten jedoch auf die Vorstellungen meines Vaters wieder in die vorige zurück. — Aber auch da läßt mir die Erscheinung Tag und Nacht keine Ruhe. Einmal gab mir der Geist, wie im Traume, ein: ich solle an einer Stelle meines Stalles, die er mir genau bezeichnete, nachgraben lassen, daselbst werde ich noch ein Wahrzeichen (näher drückte er sich nicht aus) finden. Ich säumte nicht, folgenden Morgen die bezeichnete Stelle aufzusuchen, fand sie genau, und entdeckte einige Schuh unter der Erde zwei Stücke einer zersprungenen eisernen hohlen Kugel. Sehr oft, besonders auf das Zureden meines Vaters, nahm ich mir vor, die Erscheinung anzureden, aber nie, auch bei dem festesten Vorsatze, war ich es im Stande."

So erzählte mir diese Frau eine Begebenheit, die man aus ihrem eigenen Munde hören muß, um sie in ihrer vollen Unbefangenheit aufzufassen, wie dieß noch heute Jedem sich zu erkundigen frei steht. Auf ihre Bitte gab ihr Frau H. ein mit magischen Schriftzeichen beschriebenes Amulet, mit der Vorschrift, es sich um den Hals zu hängen, und die Folge war, daß sie von diesem Augenblicke an von allen Anfechtungen sich befreit sah," so wie auch das Andern hörbare Klopfen an den Wänden, Schlagen wie mit Ruthen auf die

Tische

Tiſche u. ſ. w. ein Ende nahm; ja es wurde bis heute (14. April 1829) nicht eine Spur mehr von dieſer Erſcheinung bemerkt. Dieſer Vorfall brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht wohl jene zerſprungene eiſerne Kugel mit der Kopfloſigkeit der Erſcheinung im Zuſammenhang ſtände? Ob nicht in Kriegsunruhen, denen Großgartach, beſonders im Bauernkriege, ausgeſetzt war, hier einem Menſchen durch eine Bombe oder Granate der Kopf genommen wurde, der mit irgend einer irdiſchen Unruhe in der Seele ſchnell in das Geiſterreich überging?

Einige Thatſachen aus Weinſperg insbeſondere.

Hier zu Weinſperg befindet ſich ein Haus, das ſchon etliche und dreißig Jahre von einem Weingärtner Namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der nun aber keine Spur mehr vorhanden iſt. In dieſem hört man ſchon länger als 40 bis 50 Jahre, beſonders vom December bis Februar, nächtlich Töne, als ſchlüge ein Küfer aus vollen Kräften auf ein leeres Faß, als würde Kübelgeſchirr gebunden, als machte man Zurüſtungen an einer Preſſe (die gar nicht im Hauſe iſt), wie man vor dem Traubenaufſchütten und Preſſen zu thun pflegt. Aber dieſe Schläge und Töne ſind oft ſo gewaltig, daß ſie bei ſtiller Mitternacht in der ganzen Nachbarſchaft umher gehört werden. Dabei iſt merkwürdig, daß, je heftiger und öfter dieſe Töne geſchehen, deſto reicher auch die Weinleſe deſſelben Jahres ausfällt. Auf dieſe Erfahrung gründete ein Nachbar dieſes Weingärtners, der verſtorbene Stadtrath Muff, ſeine Weinſpekulationen und wurde dadurch ein reicher Mann.

Bayer, der eine Tochter des vorigen Hausbewohners vor etlichen und dreißig Jahren heirathete, vermuthete anfänglich eine natürliche Urſache dieſer Töne entdecken zu können, und ging oft nächtlich, mit einem Beile bewaffnet, den Orten zu, von denen ihm dieſe Töne zu kommen ſchienen, feſt entſchloſ-

sen, den ihn neckenden Thäter niederzuschlagen, aber nie wurde ihm ein solcher sichtbar. Der Vater seiner Frau, der dazumal noch mit ihm, aber auch schon lange vor ihm, dieses Haus bewohnte, schien mit diesen Tönen und ihrem Urheber besser bekannt zu seyn; er sagte bei seinem Eifer stets nur: „Dieser ist schon länger als wir hier, laß ihn nur!“

Dazumal kam es auch noch öfters nächtlich zur Thüre herein; sie öffnete sich von selbst, und es rutschte wie in Halbschuhen (Schlurfen) durch's Zimmer. Dieses fand aber seit vielen Jahren nur noch einmal statt, als gerade der jetzige Hausbewohner auf dem obern Boden schlief. Da öffnete sich nämlich die Thüre der Kammer, in der er lag, wie von selbst, er hörte etwas wie mit den Füßen schlürfend sich ihm nahen und wieder durch die Thüre sich entfernen.

Sichtbar wurde noch keinem dieser Hausbewohner eine Erscheinung. So oft es hämmert und tönt und man richtet im Bette nur das Haupt auf, um es besser zu belauschen, so ist es urplötzlich stille. So geschieht es auch den Nachbarn. Springen diese bei solchen Schlägen ans Fenster, so schweigt es sogleich, aber alsbald beginnen wieder die Töne, sind sie zurückgetreten. Geht der Nachtwächter in der Nähe des Hauses vorüber und tönte es noch so sehr, schweigt es sogleich, und fängt wieder an, wenn er vorüber ist.

Dieß ist eine völlige Thatsache, über die täglich eine Reihe von Zeugen vernommen werden kann.

Daß diese Töne schon durch mehr als 40 Jahre von den Bewohnern dieses Hauses zu irgend einem Zwecke geflissentlich hervorgebracht würden, das wird besonders Niemand glauben, der diese Leute kennt. Eigennutz und Vortheil wären wohl die entferntesten Beweggründe dazu, indem die Bewohner als arme Weingärtner keinen Weinhandel treiben.

Will man annehmen, Herr Stadtrath Muff habe zu besondern eigenen Zwecken diese Töne veranstaltet (eine Vermuthung, die noch keinem Menschen hiesiger Stadt einfiel), so ist zu bedenken, daß sie schon viele Jahre, ehe Herr Muff in der Gegend wohnte und von ihnen Gebrauch machen konnte,

gehört wurden, wie sie auch jetzt noch, nachdem er schon seit Jahren gestorben ist, vernehmbar sind.

Aber auch er sprach stets ohne alle Befangenheit von dieser Sache, und alle seine Bekannten wissen, wie er sich in jenen Monaten oft Nächte lang am Fenster passend wachend verhielt, um auf jene Töne seine Weinspekulationen zu gründen. Auch hieraus machte er kein Geheimniß, so daß es ihm Jeder hätte nachmachen können, aber man lachte über ihn; er ließ sich nicht irre machen und — wurde reich.

Er starb — aber bewahren konnte ihn sein Reichthum, den er auf jene Töne aus dem Mittelreiche gründete, nicht vor diesem. Auch er war einer von denjenigen aus jenem Schattenlande, die bei unserer Seherin bittend um religiöse Worte erschienen. Sie hatte ihn nie gekannt.

Auf dem Rathhause zu Weinsperg befindet sich ein Zimmer, das als Gefängniß dient. Die verschiedensten Menschen, die von einander nie etwas erfahren hatten, aus den verschiedensten Gegenden und zu den verschiedensten Zeiten, nächtlich in diesem Zimmer zubrachten, geben an: daß man in ihm ungewöhnliche Dinge höre und fühle, ja Manche wurden in ihm schon so beängstigt, daß sie krank wurden, während Andere in demselben Raume weder etwas Besonderes hörten noch fühlten. Das Rathhaus ist völlig unbewohnt und von andern Häusern getrennt. Nach ihrer Befreiung zeigten verschiedene der hier Ingesessenen diese Beunruhigungen dem Amte an; so z. B. ein hier ganz fremder, gesunder und starker Kaufmann, der von den frühern Vorfällen hier nicht das Mindeste hatte erfahren können.

Später traf das gleiche Schicksal einen Landjäger, der lange Soldat gewesen und nie an derlei Dinge geglaubt hatte. Dieser gab nach seiner Freilassung, mit den Andern ungefähr gleichlautend, Folgendes an:

„In der ersten Nacht, die ich in diesem Zimmer zubrachte, Schlag 1 Uhr, wurde ich auf einmal erweckt, und

da lief es mit Tritten, die ich zählen konnte (es waren sieben), ganz wie ein Mensch vor mein Bett. Diese Tritte hörte ich nicht über mir, *) sondern auf dem gleichen Boden des Zimmers, in dem ich mich befand. Es waren Tritte, vollkommen wie die eines Menschen, der schlurfend (die Schuhe lose am Fuße nach sich ziehend) auf einen zuschreitet. Die Sache kam mir sonderbar vor, ich schlief aber bald wieder ein, und wurde nicht mehr beunruhigt. In der zweiten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt, fühlte etwas Unheimliches, Drückendes um mich, schlief aber, ohne etwas gehört zu haben, bald wieder ein.

In der dritten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt. Das Zimmer war, was mir unbegreiflich schien, helle, obgleich es eine Regennacht war; und da kam es auf einmal, ich sah es wach und ganz bestimmt, wie ein großer Schatten auf mich zu, bog sich über mich, und hauchte mich dreimal ganz fühlbar an. Zugleich zog es den Teppich des Bettes zur Hälfte herab, so daß ich nach dem Teppich griff, um ihn festzuhalten. Bald darauf that es neben mir einen Knall, als wäre meine Bettstelle gewaltsam auseinander gerissen worden, ich fiel hinunter, daß es meine Brust erschütterte, sprang auf und untersuchte rings die Bettstelle, die aber ganz unverletzt und fest stand, und an der ich nicht das Mindeste bemerken konnte." —

Wegen Beschränktheit des Raumes in den andern Gefängnissen ward im Juni 1829 ein sehr beherzter Kerl aus der Gegend von Mergentheim, also aus einem von hier sehr weit entfernten Orte, in dieses Zimmer auf dem Rathhause eingeschlossen. Dieser, dem mit völliger Gewißheit früher nicht das Mindeste von jenem Zimmer bekannt war, äußerte, nachdem er einige Wochen in demselben zugebracht hatte, sich darüber also:

„In verschiedenen Nächten, die ich in diesem Zim-

*) Es bewohnt, wie gesagt, keine Seele dieses Haus.

mer zubringen mußte, wurde ich meistens gegen 1 Uhr erweckt, und da fiel es so schwer auf mich wie ein Sack, daß ich fast nicht mehr athmen konnte. Einmal wurde meine Bettstelle mit mir wie aufgehoben und mir hörbar und fühlbar hin und her gerüttelt. Als es Tag war, untersuchte ich genau die Stollen der Bettstelle, fand aber, daß sie nicht im Mindesten verrückt worden waren. Mehrmals zog es mir den Teppich vom Leibe und weit vom Bette hinweg. Einigemal sah ich ganz deutlich eine männliche Gestalt, die auf der Brust eine hellere Stelle, ungefähr in der Größe einer Hand hatte, im Zimmer hin- und hergehen; es war wie ein Schatten. Nicht alle Nacht fand eine solche Beunruhigung statt, oft blieb sie drei, vier und mehrere Nächte aus."

Dieser Mensch bat, ihn in ein anderes, wenn auch härteres Gefängniß zu verlegen. Man bewilligte ihm seine Bitte, und that einen anderen Gefangenen dahin. Auch dieser wußte von den Beunruhigungen in diesem Zimmer nicht das Mindeste voraus. Drei Nächte lang blieb er ohne alle Anfechtung; in der dritten Nacht, als er ganz wach war, fühlte er auf einmal einen Druck auf der Brust wie von einem schweren Sack, und bekam das Gefühl als bliese ihm Jemand in das Ohr. In späteren Nächten geschah ihm Aehnliches, auch hörte er das Rollen einer Kugel, und wurde ihm der Teppich genommen; wenn er nach ihm greifen wollte, war er nicht fähig, die Arme herauf zu bringen.

Schon Georg Widemann führt in seinem Kalendarium eine Geistergeschichte von Weinsperg an, die Crusius in seiner schwäbischen Chronik (2ter Thl. S. 417) nacherzählt.

Viele Jahre vor der Zerstörung des Schlosses zu Weinsperg im Bauernkrieg (1525) hatte ein Vogt zu Weinsperg seinen Knecht ermordet. Als er in der Schloß-

kapelle Sonnabends betete, kam es ihm vor, als krieche ein Thier aus dem Getäfel hervor, und verberge sich in eine Grube im Boden, aber er konnte, als er nachsuchte, nirgends eine Oeffnung bemerken, aus der es hätte schlüpfen können. Er verwunderte sich und betete wieder. Da blies ihn auf einmal ein heißer Hauch an, er erschrack und lief zur Kapelle hinaus. Unterwegs wurde er noch einmal angeblasen, und zwar von einem schwarzen Geiste, worauf er krank zu werden anfing. Inzwischen ließ sich der Geist im Schlosse immer mehr und mehr durch Klopfen und Werfen hören, jagte auch sonst noch den Leuten Schrecken ein. In der Stadt hielt man es für eine Mähre, und Viele lachten darüber. Als aber der Vogt Etlichen befahl, des Nachts auf dem Schlosse zu wachen, that sich auch diesen der Geist durch Werfen, Klopfen u. s. w. kund. Endlich kam derselbe sogar in die Stadt herunter und beunruhigte die Wächter auf der Mauer.

Die Weinsperger stellten hierauf ein Fasten an, und wallfahrteten barfuß zur Kirche St. Mariä vor Heilbronn, um vielleicht dadurch von den Beschwernissen dieses Geistes los zu werden. Allein es geschah dieß nicht, bis der erkrankte Vogt starb, von wo an erst dieser Geist nicht mehr gesehen und gehört wurde. —

Eine Thatsache aus dem Tagebuch der Seherin.

In nachstehender Erscheinung aus dem Tagebuche der Seherin sehen wir eine Mutter noch nach dem Tode in Beunruhigung über den Seelenzustand ihrer Kinder. — Ihr voran sende ich eine Geschichte, die ihrem Inhalte nach schon in dem ersten Theile als Beispiel des Heraustretens aus sich selbst und der Möglichkeit des Erscheinens Sterbender hätte gegeben werden sollen, wäre sie mir früher zugekommen. Auch sie drückt die Besorgniß einer gleichsam schon von dem Leibe entbundenen Mutter um ihre Kinder sehr rührend aus.

Thomas Tilson, Prediger von Aylesworth in Kent, schrieb diese Geschichte schon im Jahre 1691 an Herrn Richard Baxter, aus dessen Werken ich sie hier übersetzt mittheile.

„Marie, die Frau Johann Goffens von Rochester, befand sich lange sehr übel, und begab sich in ihres Vaters Haus nach Westmulling, das neun Meilen von dem ihrigen entfernt lag. Daselbst starb sie den 4. Juni dieses Jahres 1691.

Den Tag vor ihrem Tode hatte sie eine ganz ungemeine Begierde, ihre zwei Kinder zu sehen, die sie unter Aufsicht ihrer Wärterin zurückgelassen. Sie bat ihren Mann ein Pferd zu miethen, denn sie wolle nach Haus und bei ihren Kindern sterben. Als man sie nun zu bleiben überreden wollte, und ihr sagte, man könne sie nicht aus dem Bette, viel weniger auf ein Pferd heben, bat sie, es doch so gut wie möglich zu probiren: „wenn ich nicht sitzen kann, sprach sie, so will ich der Länge nach auf dem Pferde liegen, meine armen Kinder zu sehen.“ Ein Prediger, der in dem Städtchen lebte, war bis Nachts 10 Uhr bei ihr. Gegen diesen zeigte sie allen Willen zu sterben und alles Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes, aber immer sagte sie: das ist ein Unglück für mich, daß ich meine Kinder nicht sehen kann. Früh zwischen 1 und 2 verfiel sie in eine Entzückung. Eine Wittwe Namens Turner, die die Nacht bei ihr wachte, sagte, daß ihre Augen offen und starr, ihr Mund aber geschlossen gewesen. Sie legte ihr die Hand auf Mund und Nase, konnte aber keinen Athem bemerken, und wußte nicht, ob sie todt oder noch lebend sey.

Am folgenden Tage erzählte die sterbende Frau sehr freudig ihrer Mutter, sie sey bei ihren Kindern zu Haus gewesen. „Das ist unmöglich sprach die Mutter: denn du lagest ja die ganze Zeit über hier im Bette.“ „Ja, antwortete jene, ich war doch in der vorigen Nacht, als ich erstarrt lag, bei meinen Kindern!“

Die Wärterin zu Rochester, eine Wittwe Namens

Alexandria, versichert, und will es vor der Obrigkeit eidlich aussagen, auch darauf das Nachtmahl empfangen: daß sie an demselben Morgen, etwas vor 2 Uhr, die Gestalt der Maria Goffe aus der nächsten Kammer haben kommen sehen, in das das älteste Kind sich selbst in das Bett gelegt habe. Goffe habe sich hierauf eine Viertelstunde lang vor ihr Bett gestellt, in dem das kleine Kind mit ihr gelegen. „Ihre Augen (sagte sie) bewegten sich, ihr Mund regte sich,*) aber ich hörte sie nicht sprechen. Ich wachte damals völlig, es fing eben an zu tagen, weil es einer von den längsten Tagen im Jahr war. Ich richtete mich in meinem Bette auf und sah den Geist mit unverwandten Augen an. Ich hörte die Glocke auf der Brücke 2 Uhr schlagen und sagte: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, was bist du? Darauf ging der Geist von der Stelle, ich zog eilends meine Kleider an und folgte ihm nach, kann aber nicht sagen, wo er hingekommen. Darauf fing ich mich sehr zu entsetzen an, und ging zum Hause hinaus an den Ufern des Flusses hin, mich zu erholen, während ich öfters wieder zurückging nach den Kindern zu schauen.

Um 5 Uhr schlug ich an des Nachbars Haus an die Thüre, aber man wollte nicht aufstehen, um 6 Uhr ging ich wieder hin, da standen sie auf und ließen mich hinein. Ich erzählte ihnen Alles, was sich zugetragen. Sie wollten mich bereden, ich hätte mich betrogen, es sey eine Täuschung meines Gesichtes, aber ich sagte ihnen frei, und anders konnte ich nicht: hab' ich sie jemals in meinem Leben gesehen, so hab ich sie diese Nacht gesehen. Ich ging und erzählte die Erscheinung noch Andern. Eine von den Personen, welchen die Wärterin diese Erscheinung mittheilte, Maria, Frau von Johann Sweet, bekam denselben Vormittag Botschaft von Mulfing, daß ihre Nachbarin Goffe sterben wolle und noch mit ihr zu reden verlange; sie reisete noch denselben Tag dahin und kam gerade

in

*) Unsere Seherin behauptet ebenfalls von den Geistern, es bewege sich ihr Mund beim Sprechen.

zu ihrem Abſchied. Die Mutter ſagte ihr unter andern Geſprächen, wie ihre Tochter ein Verlangen gehabt, ihre Kinder zu ſehen, und geäußert habe, ſie ſey bei ihnen geweſen. Alsbald erinnerte ſich Frau Sweet der Ausſage der Wärterin: denn bis dahin wollte ſie noch nichts davon eröffnen, ſondern es für ſich behalten, weil auch ſie es einer bloßen Einbildung jener Frau zugeſchrieben."

Dieſe Sache (fährt der Prediger Tilſon fort) hat mir Johann Carpenter, der Vater der Verſtorbenen, den zweiten Tag nach ihrem Begräbniß, am 2. Juli, erzählt. Alsbald ſprach ich darüber auch ausführlich mit der Wärterin und mit jenen Nachbarn, in deren Haus dieſelbe an jenem Morgen gekommen. Zwei Tage darauf vernahm ich dieſe Geſchichte auch von der Mutter, von dem Prediger, der denſelben Abend bei der Sterbenden war, und von der Frau, die in der letzten Nacht bei ihr geſeſſen, alle ſtimmen in ihren Ausſagen mit einander überein, und eines beſtärkt das Zeugniß des andern."

Nun zur Erſcheinung aus dem Tagebuch unſerer Seherin.

Frau H. ſchrieb hier in W. wenige Wochen lang ein Tagebuch, das ſie ganz geheim hielt, das ſie einzig für ſich beſtimmte, und das Niemand unter die Hand bekommen ſollte.

Als ſie ſchwächer wurde, konnte ſie es nicht mehr fortſetzen, und ich erhielt es zufällig ohne ihr Wiſſen und Willen. Noch zur Charakteriſtik ihres Gemüthszuſtandes und als Beweis, wie auch Sehnſucht nach Gatte und Heimath (in welchem Punkte ſie ſo ſehr von den Menſchen mißkannt wurde) in ihr vorherrſchende Gefühle waren, auch wie überzeugt ſie bei ſich von der Realität dieſer Erſcheinungen von Geiſtern war, führe ich aus dieſem ihrem Tagebuch Nachſtehendes an, das um ſo unbefangener iſt, da ſie nie vermuthete, daß es unter andere Augen kommen würde. Es ſind ihre eigenen Worte:

„26. Dezember 1827. Sprachloſes, ſtummes Papier, zu dir nehme ich meine Zuflucht! Ich möchte ſo gerne meine Erfahrungen und Gefühle meiner Seele jeden Tag einem Freunde mittheilen, einem ſolchen Freunde, dem ich auch den innerſten

meiner Gedanken in der Stille sagen könnte, dem seine Seele mit der meinigen harmonirte, von dem ich Trost und Beruhigung in meinen Leiden erhielte. Bin ich selbst Schuld daran, daß ich keinen solchen Freund habe? Bin ich zu schüchtern, oder setze ich zu wenig Zutrauen in die Freunde die ich habe. Ach! all dieses finde ich nicht in mir, sondern mein Gefühl stoßt mich immer zurück, weil ich finde, daß man mich nie, oder nur selten kennen will, und mir gerne Alles mißdeutet. Aber ich freue mich, daß ich Einen kenne, der mich siehet und kennet, dessen Eigenthum ich bin und bleiben will und das bist du, Vater im Himmel!

27. Dezember. Heute mußte ich hauptsächlich wieder die Ueberzeugung gewinnen, daß wir in einer vergänglichen, unvollkommenen Welt leben, daß wir uns an nichts festhalten können, was da irdisch lebt und webt, nur an das was wir nicht sehen, und das ist das Wort, die Wahrheit und das ewige Leben. Hält man diese fest, so kann man ein solches Verlassenseyn, in dem ich mich heute befand, Trennung von allen Lieben, im Glauben und der Liebe zum Herrn leichter überwinden, und die Seele wird immer mehr zum Geiste gezogen. Wohl wird dann der Leib geschwächter, besonders der meinige, der ohnehin schon so schwach ist. Da wäre ihm ein wahrer Freund wohlthuend, den ich Seelenfreund nennen möchte, dem ich alle meine Empfindungen mittheilen könnte. — — — — Ich hatte heute auch eine mich sehr beunruhigende Erscheinung, die K. angeht, in so fern sie ein ganz naher Verwandter von ihm ist. Dieser Geist, eine Mutter (ich kannte sie im Leben), will haben, ich soll seinen zurückgebliebenen Kindern durch K. sagen: es sey eine Unsterblichkeit, und wofern sie sich nicht ernstlich zum Erlöser wenden, so würden sie den bittern Tod noch mehr schmecken als er. So sagte dieser Geist. — Was soll ich nun anfangen? Gott wolle mir helfen, daß ich es zu seiner Zeit da sage, wo es mir gut ist!

28sten. Heute Nacht kam jener Geist und mahnte mich wieder, daß ich das seinen Kindern solle sagen lassen.

29sten. Ich war heute äußerlich froh scheinend, aber

gegen Abend überfiel mich ein so entsetzliches Heimweh, daß ich mir nicht zu helfen wußte und wünschte nur fortzukommen. Verliert sich dieses Heimweh nicht bald, so werde ich kränker.

Allen Trost muß ich aus mir selbst suchen, Niemand kann mich beruhigen, kann mich erheitern. Spricht man etwas, was so in der Welt vorgehe, so werde ich noch trauriger. Am liebsten möchte ich mich immer von meinem Erlöser unterhalten, wenn ich nur könnte. Aber ich bin schüchtern, man zieht auch daraus so gerne Böses, auch fühle ich mich oft noch viel zu fehlerhaft.

Heute Nacht 11 Uhr kam jener Geist wieder und sagte mit drohender Miene: „willst du nicht thun, was ich dir sagte?" Ich sagte: „ich kann es nicht, wende dich selbst an K." Als ich dieß gesagt hatte, verschwand er. Nun bin ich doch recht in der Noth, was soll ich anfangen, die Menschen glauben so etwas nicht. In Gottes Namen, sie mögen das thun, ich bin fest überzeugt, daß es wahr ist, aber den innigsten Schmerz erregt mir oft dieses Schauen der Menschen wegen.

Du, Vater, bist gerecht,
Kennst mich alleine,
Weißt ob ich gut, ob schlecht,
Weißt wie ich's meine;
Ob ich betrüge,
Mich selbst betrüge,
Ob dieses Schauen ächt,
Ob unrein oder rein.

Und ob dieß Schauen gleich
Von dir gekommen,
Wär' ich doch freudenreich,
Wärd' mir's genommen.
Ja! wolltest mir dieß innre Aug' verhüllen!
Doch willst du's nicht — trag' ich's nach deinem Willen.

1. Januar 1828. Heute den Tag des neuen Jahres bracht ich mit meiner alten Wärterin allein in der Stille, meist in Andacht zu. Ich schlug mir auf den heutigen Tag Folgendes auf:

„Mensch bestelle dein Haus: denn du mußt sterben!“ Daraus nehme ich, daß wir unser Haus jeden Tag bestellen und keinen Tag vorbeigehen lassen sollen, ohne mit Ernst an den Tod zu denken. Um halb 11 Uhr kam jener Geist wieder und sagte: „wie lange willst du, daß ich noch in Unruhe seyn soll?“ Ich beruhigte ihn damit, daß ich ihm sagte, es soll sein Wille geschehen, aber wann wisse ich noch nicht, und nun hoffe ich, daß er nicht mehr kommt.

4. Januar. Nachts kam jener Geist wieder mit seiner alten Anforderung. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich am andern Tage seinen Willen erfüllen würde, und da ging er ganz hell von mir. Ich aber war Morgens sehr traurig und wünschte nur, daß ich einmal wieder in meine Heimath könnte: der der mich allein leiden siehet, der der mich allein kennet — gebe das!

8. Januar. Heute Nacht schlief ich vor Schwäche des Körpers und Betrübniß gar nicht. Ich weinte beinahe die ganze Nacht. Wie kann ich gesunden! Um 1 Uhr kam jene lichte Gestalt, die mir schon oft als tröstender Engel erschienen war und sagte: „Sey ruhig, bis morgen Abend wird es dir leichter, es wird schon geholfen werden.“ Noch sagte sie Mehreres, das ich in meinem Herzen bewahre.

10. Januar. Den Tag über war es mir, das Heimweh abgerechnet, etwas besser, und gerade wo es am stärksten war, trat mein Gatte ein, und es wurde mir dann wieder ganz leicht ums Herz. Damit traf auch die Voraussage jener Lichtgestalt ein: daß es mir heute leichter werden soll.

21. Januar. Diesen Tag über war es mir, Gott sey Dank! wieder ziemlich heiter: denn mein Gatte blieb bei mir, wo dann meine Sorgen und Leiden wieder getheilt wurden.

22. Januar. Die Krämpfe ließen mich heute nicht schlafen, auch that dieß der nahe Abschied von meinem Gatten. Diesen Vormittag reiste er ab, und ich fühle mich wieder verlassen. Der liebende Vater stärke mich! Du Vater im Himmel höre mein tägliches Flehen! Gib mir Geduld, daß ich das was du mir auferlegst, in sanfter Stille trage: denn du

nur verſtehſt mich — die Menſchen wollen mich nicht verſtehen.

Wer in der Stille Thränen weint,
Den Kummer klagt nur einzig dem,
Der es am beſten mit uns meint,
Dem wird das Innre hell und ſtille,
Was trüb und dunkel in ihm war.
Daß es ein Jenſeits, wird ihm klar,
Und er ſpricht: Herr! mein ſey dein Wille!

Das Verlangen jener Erſcheinung betreffend, die der Seherin in den berührten Tagen ſo vielen Kummer machte, ſo iſt auffallende Thatſache, daß ſich bald nachher mit einem der Kinder dieſer Erſcheinung eine Begebenheit ereignete, die davon zeugte, daß es an Vertrauen auf Gott fehlte, wobei eine unbegreifliche Rettung des Lebens ſtatt fand, die ganz geeignet war, zum Glauben an eine höher waltende Vorſehung zu führen.

Seit dem Drucke des erſten Theiles dieſer Schrift und der Frau H. Aufenthalt zu L. ſind nun mehrere Monate verſtrichen, ſo daß ich denjenigen Leſern, die ſich für das fernere Schickſal dieſer Leidenden intereſſiren, hier noch einige Nachrichten über ſie geben kann.

Die Luft auf jener beträchtlichen Berghöhe, ſo ſehr verſchieden von der in unſerm Thale, wirkt auf das ſo ſehr erregte Nervenſyſtem der Frau H., und beſonders auf ihre Lungennerven, ſehr nachtheilig; ſie wird von immerwährendem Huſten geplagt, ihre Verzehrung geht ſchnell vor ſich, und auch die hier errungene geiſtige Ruhe ſcheint ſich leider wieder in ihr zu verlieren. Es war dieß vorauszuſehen, aber vergebens ſtrebte ich damals gegen jenen Wechſel, der durch Erſparniß geboten zu ſeyn ſchien. So ſchwach ſich Frau H. fühlt, ſo verzehrt ihr Körper iſt, ſo ſcheint ſie dennoch noch nicht ſterben zu können, beſonders ſo lange ſie ſich noch immer im magnetiſchen Zuſtande befindet, doch gehört ſie tag-

täglich mehr den Geistern (in deren Umgang sie auch zu L. immerwährend lebt) als den Menschen an. Nach ihrer eigenen Empfindung ist sie für diese Welt nicht mehr zu gewinnen, und sollte dieß so seyn, so möge der alliebende Vater doch bald vollends ihre lockern Körperbande durch eines Engels milde Hand lösen und sie dahin führen, wo sie keine Hülle von Erde mehr drückt und ein Schauen ohne Trübung ist!

Sie schrieb mir:

„Meines Lebens Leiter
Bin ich hinabgesunken
Bis auf die letzte Sprosse,
Die mir noch übrig ist.
Nur Einen Schritt noch,
Und treten muß ich
Auf die die zerbricht."

Beschluß.

Und so gab ich dir nun, lieber Leser! diese Thatsachen ohne allen Zusatz, in nackter Treue, wie ich sie empfing und zum Theile selbst miterlebte; und in Wahrheit ich glaube nicht, daß sie umsonst sich mir darboten. Dem Rufe meines Innern: „Manchem der noch nicht zu hart eingeschlafen, werden sie ein Wecker seyn," entsprach ich durch deren Mittheilung; möge die Menge wider sie an Tag geben, was in ihrem Gehirne liegt!

Diese Thatsachen für sie und hauptsächlich für die starken Geister in ihr genießbar zu machen, was sollte ich ihnen noch Weiteres beifügen? Dafür vermag ich nichts zu thun. Können diese Thatsachen Andere noch deuten nach anderem Sinne, anders als ich sie hier nach meiner innigsten, unerschütterlichen Ueberzeugung deutete — ich rechte mit Keinem, der hierüber anders denkt, unterlegt er nicht mir und denen die sonst daran Theil nahmen, Böses. Und wozu hierüber

auch noch Streit, in dieſer kurzen Spanne des Lebens, die uns Allen noch übrig iſt, bis auch wir eingehen zum Schauen in der Stunde jener großen Verwandlung, die Keinem ausbleibt. —

Daß ein anderes Leben iſt, daß wir unſterblich ſind, bezweifelt nur der Thor, was aber unſer nächſter Zuſtand nach dem Tode ſeyn werde, — was wurde hierüber durch alle Weltweisheit noch herausgebracht?

„In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ — Für eine in vielen Stufen beſtehende, und nach dieſen Stufen mehr oder weniger bis zu uns hereinragende Geiſterwelt, ſprechen eine Menge von Thatſachen, zu welchen ich nicht einmal die hier gegebenen rechnen will; man unterſuche nur! Aber es ſprechen dieſe Thatſachen freilich hauptſächlich für einen kommenden Zuſtand der Sehnſucht (Scheol) und Ungewißheit für die in der Sinnenwelt Befindlichen, und das klingt dem Ohre der Menge nicht fein, und daher möchte dieſe Menge und ihre ſtarken Geiſter ſo gerne, daß ſie als Täuſchung der Sinne erſchiene. Dieſe Geiſterwelt iſt da, aber freilich nicht wie ſie ſich die Weisheit der Weiſen konſtruirte, ſondern wie ſie ſchon längſt die Einfalt der Einfältigen ſchaute, und ſo wird ſie ſich immer mehr offenbaren. Möge der kalte Verſtand mit all ſeinen Raiſonnirkünſten ſie immer dem innern Gefühle wegſtreiten, jeder Menſchenbruſt iſt ſie eingeprägt, weil ſie kein leerer Wahn, ſondern eine in der Natur gegründete Thatſache iſt; ſie wird geahnet von jeder nicht ganz verglasten Menſchenſeele, wenn auch nicht im Drängen und Treiben der Welt, doch in ernſter Mitternacht, oder in ſtiller Todtenkammer. O möchten die Menſchen doch nur auch in dieſem Punkte ehrlich ſeyn, die falſche Weltſcham und Weltklugheit ablegen, wie viele Vertheidiger und Zeugen würden dann dieſe armen Blätter, ſtatt wie jetzt Heere von Widerſachern, finden! —

Das Bekenntniß meines Glaubens in dieſer Sache, laß mich, mein Lieber, hier nicht weiter wiederholen. Lies noch einmal mit Bedacht, was in dieſen Blättern in früheren

Abſchnitten geſchrieben ſteht. Nur Eins laß mich noch erinnern: halte nicht dafür, daß ich den Glauben, von dem hier die Rede iſt, zum religiöſen Glauben rechne. Ein Anderes iſt jener kindliche, Alles Gott anheimſtellende Glaube ächter Demuth, der allein hier und dort ſelig macht. Wer den beſitzt, bedarf auch des Obigen nicht: denn ſolcher iſt höher denn alles Wiſſen. Lieber, wohl laß uns dieſen immer mehr erringen, und freudig in ihm einſt zur Stunde der Verwandlung ſprechen: „Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt!“

Letzte Lebenstage und Tod der Seherin.

Noch vor dem Ausgeben dieser Blätter, am 5. August 1829, erfolgte die völlige Auflösung der Frau H.

Schon nach der ersten Woche ihres Aufenthaltes zu Löwenstein fühlte Frau H. den ins Centrum laufenden Strich des letzten Sonnenkreises ihrer am 2. Mai angetretenen sieben neuen Kreise auf den ersten zurückgesprungen und auf sich liegen und sich wieder in einem eingesperrten, beängstigenden Zustande. Damit war auch wieder mehr die Freiheit ihrer Seele verloren, und oft verfiel sie wieder in einen Zustand, der wie ein Sterben war.

Die so sehr vom Thale verschiedene scharfe Bergluft waren ihre Athmungsorgane nicht mehr gewohnt; dazu kam der Steinkohlendampf aus den Werkstätten naher Feuerarbeiter und die Ausdünstung von Vitriolwerken. Vergebens wünschte sie sich ins Thal zurück; es war zu spät, ihr Körper zu geschwächt, um noch einen Transport aushalten zu können. Das sie verzehrende Fieber nahm immer zu. Sie war nur unter großen Schmerzen zu schlingen fähig, daher sie beinahe gar nichts aß und wegen brennenden Durstes ihre Zunge nur oft in kühlendes Wasser tauchte.

Sie hatte dieses ihr Schicksal schon vor ihrer Abreise von Weinsberg im magnetischen Traume am 2. Mai vorausgesehen (s. I. Th. 325. 326.), als sie sagte: „— — Soll ich denn hinunterstürzen unter den Strich? — Muß ich stehen bleiben auf diesem Berge? — Ja! ich muß stehen bleiben,

bis die Stunde da iſt, doch biſt du bei mir Tag und Nacht (ſie meinte ihre Führerin). — — O laſſ' mich erwachen aus dieſem bangen Traume, — — laſſ' mich riechen, daß ich erwache, — — laſſ' mich an dieſem riechen, daß ich keine Ahnung habe und es vergeſſe." — Es war nun, als würde ihr etwas zum Riechen dargeboten, ſie roch, erwachte und hatte von dieſem Traume, gegen die ſonſtige Weiſe eines magnetiſchen Traumes, durchaus keine Erinnerung mehr. Dieß geſchah deßwegen, weil ſie in dieſem Traume das Schauen von ihrem gewiſſen baldigen Tode hatte, das ſie vergeſſen, das ſie wach nicht mehr haben ſollte. Aber eine Ahnung von dieſem Traume ſchien ihr doch ins wahre Leben überzugehen, denn oft ſagte ſie: „Es iſt hart, zu wiſſen wann man ſtirbt."

Drei Wochen vor ihrem Tode hatte ſie dreimal ein zweites Geſicht, das ihr denſelben zu verkünden ſchien, und über das ſie, ſieben Tage vor ihrem Tode, bei meinem letzten Beſuche mit mir ſprach. Sie ſagte: „Schon dreimal erſchien mir eine wunderfreundliche, in ſchwarze Gewänder gehüllte weibliche Geſtalt. Dieſe ſtand mir gerade über, aber höher als ich. Es erſchien mir dieſe Geſtalt nur im Bruſtbilde: denn ihr übriger Körper war durch einen offenen Sarg, der unter ihr ſtand, und durch ſchwarze Tücher bedeckt, neben ihr war ein weißes Kreuz. Die Geſtalt winkte mir zu, und ich fühlte von ihr einen kalten Hauch ausgehen. Dieſe Erſcheinung war aber nicht die eines Geiſtes, ſondern es war dieß ein zweites vorbedeutendes Geſicht, und wohl ahne ich ſeine Bedeutung."

So ſprach Frau H. dazumal wörtlich über dieſe Erſcheinung, und ich bezog ſie, in Wahrheit nicht auf ihren Tod, indem ich mir denſelben immer noch entfernter dachte; ich gab dem Bilde andere Auslegung.

Nachdem ſie dieſes Geſicht zum Drittenmal geſehen hatte, diktirte ſie ihrer Mutter (denn ſie war ſchon nicht mehr zu ſchreiben fähig) folgende Verſe in die Feder:

„Ein Geſicht hab' ich geſehen
Es war mir, als wollt' es mich mahnen.
Ruhig blieb es über mir ſtehen,
Ich ſah es an, konnt' die Bedeutung ahnen.
Ein Bild war es in Frauengeſtalt.
So leuchtend wie ein Engel.
Es winkte mir zu.
Sein Hauch war kalt.
Und ſtille ſprach ich bei mir: wer biſt du?
Und abermal kam der kalte Hauch auf mich
Und immer freundlicher ward das Geſicht.
Neben ihm war ein weißes Kreuz
Und unter ihm ein Sarg.
Braun war der Sarg und aufgedeckt.
Schwarze Tücher hingen
Um das Geſicht, das freundlich mild.
Und dieſes Geſicht iſt mir dreimal erſchienen.
So wahr als ich trage mein eigenes Bild!
Und dieß Geſicht kann kein Zweifler mir nehmen." —

So elend auch ihr Körper war, glaubte man ihren Tod nicht, weil ſie ſchon ſo oft im wirklichen Akte des Sterbens begriffen war und immer wieder durch magnetiſche oder andere ätheriſche Einflüſſe ins Leben zurückkehrte.

Drei Tage vor ihrem Tode hob ſie drei Finger wie zu einem Eide auf, und beſchwor: daß, ſo wahr Gott lebe, ihr Leben kaum noch drei Tage dauern werde. Ihr Wille war zu ſterben, und nur die Angſt, die ſie anwandelte, wenn ſie in den Akt des Sterbens kam (in den ſie ſo oft kam, ohne zu ſterben), bei dem ſie aber wohl das gleiche Gefühl hatte, das wohl jeder Menſch beim Sterben hat, preßte ihr Klagen und Zeichen von Kampf und Widerſtand gegen den Tod aus. *) Und dieſes öftere Sterben und doch nicht ſterben können, war auch eine unſägliche Pein für dieſes arme Geſchöpf.

In ihren Papieren fanden ſich folgende Abſchiedsverſe, die ſie noch einige Monate vor ihrem Tode ſelbſt niedergeſchrieben hatte.

*) Man erinnere ſich der Worte: „Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?" —

Lebt wohl ihr Freunde!
Lebt alle wohl!
Gott segne eure Liebe!
Gott segne eure Güte!
Lebt alle wohl!

Wie soll ich euch denn nennen,
Ihr die ihr mich betrübt?
Ich nenn' auch euch nur — Freunde;
Ihr habt mich nur geübt.
Lebt wohl! Lebt wohl!

Lebt wohl, ihr meine Lieben!
Bald wird es euch bekannt,
Wie hart mein Schmerz, mein Leiden
War in dem Pilgerland. *)
Lebt wohl! Lebt wohl!

Euch darf es nicht betrüben,
Daß meine Leiden geh'n!
Lebt wohl, ihr meine Lieben,
Bis auf das Wiedersehn.
Lebt wohl! Lebt wohl!

Ihr magnetischer Zustand dauerte, gegen mein Erwarten, auch als das Fieber immer mehr stieg, dennoch fort, sie blieb bis zum letzten Hauche ihres Lebens magnetisch. Auch ihr Schauen oder Uebertreten ins Geisterreich vermehrte sich immer. Sie sagte mir, sie habe kürzlich zu zwei zu ihr gekommenen Geistern gesagt: Warum kommt ihr denn zu mir? worauf diese geantwortet: Du bist ja bei uns! — Sie fühlte sich immer mehr selbst unter und mit diesen Geistern. Sie sagte mir in ihren letzten Tagen: Sie sehe in ihrem Fieberzustande nun auch oft Bilder, allerlei Gestalten vor ihren Augen, sie könne mir aber nicht genug ausdrücken, wie dieses Bildersehen so ganz was Anderes sey als das Sehen von Geistern, und sie wünschte nur, daß auch noch andere Menschen als sie im Stande seyn könnten,

*) Vielleicht dachte sie hier an die Oeffnung ihrer Leiche, die sie wünschte.

dieſes zweierlei Schauen mit einander zu vergleichen, um begreifen zu lernen, daß das erſtere Phantaſie, das letztere ein wirkliches Schauen ſey, aber freilich ein Schauen, das ſich von unſerem ganz gewöhnlichen Sehen auch wieder unterſcheide und daher nicht jedem Menſchen gegeben ſey. Auch das Schauen eines zweiten Geſichtes unterſcheide ſich vom Schauen der Geiſter und vom gewöhnlichen Sehen.

Unter den Geiſtern, die ihr in den letzten Monaten ihres Lebens erſchienen, befanden ſich hauptſächlich zwei Juden, einer aus dem vorigen Jahrhundert, der andere aus dieſem. Von letzterem weiß ich nur, daß er zu Frau H. immer mit der Behauptung kam, der er auch im Leben anhing, der Meſſias ſey noch nicht erſchienen, und auch Frau H. davon überzeugen wollte, zuletzt aber doch chriſtliche Belehrung von ihr annahm und Gebete forderte. Frau H. behauptete auch, durch dieſen Geiſt erfahren zu haben, daß dem jüdiſchen Volke eine andere Grundzahl als uns im Sonnenkreiſe geſetzt ſey, nämlich die Zahl 35 ſtatt der Zahl 10.

Ein Umſtand, der mich auch abermals von der Wahrheit ihrer Ausſagen überzeugte, war, daß ſie mir bei meinem letzten Beſuche, wo ſie ihren Tod ſchon ſo gewiß vorausſah, im Vertrauen ſagte: Ihr verſtorbener Vater komme ſeit kurzer Zeit auch zu ihr, es verwundere ſie, daß er ihr jetzt erſt offenbar werde, da er doch ſchon vor einem Jahre geſtorben, ſie habe ihn darüber gefragt, und er ihr geantwortet: Es ſey ſich ihr früher zu offenbaren nicht in ſeiner Macht geſtanden.

Man wird ſich erinnern (ſ. S. 230 — 231), daß der Geiſt ihres Vaters zwar acht Monate nach ſeinem Tode ihren Geſchwiſtern und der Wärterin in einer Nacht ſichtbar, ihr aber damals ſeine Nähe nur wie durch einen Traum kund wurde; ſie ſah ihn nicht. Schon vor dieſem Vorfall äußerte ich gegen ſie, es verwundere mich, daß ihr ihr Vater nicht erſchiene, und da ſchien ſie den Gedanken, daß dieß möglich ſeyn könne (wahrſcheinlich weil ſie ihn aus

kindlicher Liebe in einem höhern Zustande annahm), empfindlich zu nehmen. Jetzt aber sagte sie mir, daß er nun auch zu ihr komme, was nun offenbar ganz gegen ihren Willen und gegen ihre Meinung geschah.

Sie wollte später, als sie aber schon zu schwach war, um zusammenhängend zu sprechen, noch Manches, was ihr ihr Vater, besonders über das Geisterreich, eröffnet, mittheilen, vermochte es aber nicht mehr. So geschah es auch mit Mittheilungen, die sie noch über ihren letzten Sonnenkreis und über ihre innere Rechnung machen wollte; ihre Sprachorgane waren zu sehr gelähmt.

Am 5. August verfiel Frau H. theils in Delirien, theils kam sie in magnetischen Zustand, theils schien sie wieder wach zu seyn, ihre Sprache aber war gebrochen. Mit sichtbarer Inbrunst hörte sie Gespräche über Leben und Leiden des Heilandes an, und deutete oft auf ihr Herz, indem sie mit gebrochener Rede zu erkennen gab, daß nur der ruhig sterben könne, der Jesum da innen trage. Sie forderte das Beten der Lieder: „Jesu laß mich still," und: „Jesu, Jesu komm zu mir!" Oefters rief sie mit Heftigkeit meinen Namen (ich war nicht bei ihrem Tode), und als sie schon ganz todt zu seyn schien und erstarrt war, und man meinen Namen nannte, trat sie wieder ins Leben, und schien nicht sterben zu können. So schien das magnetische Band noch nicht zerrissen zu seyn, überhaupt war sie noch magnetischer Einflüsse bis in den letzten Moment fähig; denn als sie schon ganz kalt und ihre Kinnbacken steif waren, machte ihre Mutter drei magnetische Striche über ihr Gesicht, und sie blickte wieder auf und bewegte die Lippen.

Der Geist ihres Vaters schien besonders zur Zeit ihres Todes bei ihr aus und einzugehen und wurde da auch von der Mutter und Schwester erblickt, und war dieß das erstemal, daß der Mutter bei den vielen Geisterbesuchen ein Geist sichtbar wurde. Als diese des Vaters Geist sahen, sprachen sie vor der Sterbenden davon, und diese gab

mit gebrochenen Worten zu verstehen, daß sie ihn mit ihnen auch gesehen habe, und daß sie sich nicht täuschen.

Um 10 Uhr sah die Schwester *) eine hohe lichte Gestalt ins Zimmer treten und in dem gleichen Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Ihr Geist schien da die Hülle zu verlassen. Nach kurzen Momenten verließ sie auch die Seele, und die Hülle lag nun etwas ganz Fremdes, ohne eine Spur von den frühern Gesichtszügen, da.

Das Gesicht dieser Frau war auch im Leben von der Art, daß es nur von Geist und Seele allein seine Form erhalten zu haben schien, daher wohl auch kein Künstler ihr Bild (es wurden mehrere vergebliche Versuche gemacht) wahrhaft zu treffen fähig war. Ihr Gesicht mußte beim Austritt von Geist und Seele nun ganz als ein fremdes erscheinen.

In der Nacht ihres Todes, ich vermuthete ihren Tod noch nicht im Mindesten, sah ich sie im Traume wie ganz genesen mit zwei andern weiblichen Gestalten gehen. Morgens ward mir die Kunde von ihrem Tode.

Am 7ten nahm Herr Dr. Off zu Löwenstein die Sektion der Leiche vor. Der Körper war aufs Aeußerste verzehrt. Hauptsächlich krankhafte Veränderungen fand Herr Dr. Off in den Unterleibsdrüsen, die große Verhärtungen zeigten, auch die Leber war krankhaft und in der Gallenblase befand sich (was Frau H. öfters im Leben sagte) ein großer Gallenstein. In einem entzündlichen Zustande waren das Herz und seine Gefäße und hauptsächlich die Athmungswerkzeuge, wahrscheinlich in Folge jener Bergluft, die diese zarten Gewebe nicht mehr ertragen konnten. Den Schädel fand Herr Dr. Off bewundernswürdig schön gebaut und das Gehirn in allen seinen Theilen so gesund und vollkommen, daß er behauptete: noch nie ein gesun-

*) Man sehe oben S. 213 die Art des Geisterschauens dieses unbefangenen rechtschaffenen Mädchens.

deres und schöner gebildetes Gehirn in einem Menschen getroffen zu haben. Auch an dem Rückenmarke, das seiner ganzen Länge nach untersucht wurde, und an den Nerven der Brust und des Unterleibs war nicht die mindeste krankhafte Veränderung sichtbar.

Am 8ten wurde Frau H's. Hülle auf dem schön gelegenen Gottesacker zu Löwenstein zur Ruhe gebracht, dort wo auch die Hülle ihres Großvaters, des alten ehrsamen Johannes Schmiedgalls, und ihrer Führerin, seiner Hausfrau, ruht.

Bald nach dem Tode der Frau H. schrieb mir ein geistreicher Freund, der sie im Leben öfters beobachtet und fast so gut wie ich kennen gelernt hatte, Folgendes:

„Sie hat geendet, wie sie anfing, und das Bild der Wahrheit ist nun ein Ganzes. Anfang, Mittel und Ende ist sich getreu geblieben. Kennst du wohl unter den tausenden eine ähnliche Geschichte? — Störungen gab es viele, vermeidliche und unvermeidliche, aber auch in den Störungen blieb die Wahrheit, Bescheidenheit und Demuth sich gleich. Unverkennbar schlossen auch die Störungen immer eine neue geistige Seite auf, so wie die Leidenschaften bei gewöhnlichen Menschen die im Innern schlafenden Kräfte wecken. Wäre dieses Weib wohl ohne diese Störungen wieder gesund geworden? Nein! — Schon das erstemal, als ich sie sah, stieg der Gedanke in mir auf: dieses Geschöpf ist nicht mehr für diese Erde; ich äußerte es gegen dich. Denn als du sie dazumal in den sonnigen Garten führtest, so behauptete sie, die Blumen saugten an ihr, sie müsse fort. Ein solches losgebundenes ätherisches Nervenwesen, wer vermag es wieder zusammenzufassen und es zu krystallisiren?

— — Du bist nun einmal diese Geschichte dem Publikum vollständig zu geben schuldig, nicht um etwa die mag-

magnetiſchen Jahrbücher mit neuen Größen zu bereichern, ſondern vielmehr die alten zu beſchließen und ein neues aufzuthun.

Aber, Lieber, wer wird an die Thatſachen und Erſcheinungen glauben, die du der Welt geben mußt? Mache dich auf dreierlei Gegner gefaßt: 1) ſolche, die die Erſcheinungen läugnen und über alle Thatſachen erhaben ſind; 2) ſolche, welche viel beſſer wiſſen, was man hätte ſehen und hören ſollen, und wie dem ganzen Spiel ein Deus ex machina untergeſteckt ſey, den ſie halb und halb in ihren Kombinationen ausfindig machen werden; und 3) ſolche, welche die förmliche Unmöglichkeit ſolcher Erſcheinungen aus theoretiſchen Gründen darthun werden; dieſe ſind es, welche ihre eigenen phyſiſchen Reflexe im Spiegel beſehen, und eben weil darin nur Gemeines und Alltägliches vorkommt, ihre Individualität zum Geſetze des Ganzen erheben und daher Alles beſtreiten, was dieſes Geſetz der pſychiſchen Reflexe überſchreiten will. Dieſe ſehen den tiefen Grund nicht, der erſt zum Vorſchein kommt, wenn die Folie des Spiegels weggenommen iſt. H. behauptete immer, daß das innere geiſtige Auge durch das gemeine äußere durchbrechen müſſe, wenn man in der Welt das Weſen der Dinge ſchauen wolle. Für eine ſolche Behauptung gibt es kein Geſetz der Reflexe, weil das Weſen der Dinge ohne Reflexe iſt, ſo wie den farbloſen Dingen keine Theorie der Farben anpaßt.

Uebrigens achte ich dafür, daß alle Einwürfe der Sache wenig Abbruch thun werden, da du ja ohnedieß vorausſetzen kannſt, daß ſie zu ihren Gläubigen nur die kleine Heerde haben wird. Du aber hülle dich in deinen Mantel, denn du würdeſt viel zu thun haben, wenn du Jedem nach ſeinem Augenmaß die Brille ſchleifen wollteſt!" —

Und ſo geſchehe es!

Du aber früh vorangegangene, ſchwer geprüfte, oft mißkannte Freundin, die du von dem Streite dieſer Erde nun

nichts mehr willſt: er wird auch deine Ruhe nicht mehr ſtören, empfange mit mildem Lächeln mein Lebewohl!

Leb' wohl! was ich dir hab' zu danken
Trag ich im Herzen immerdar,
Es ſchaut mein Innres ohne Wanken
In geiſt'ge Tiefen wunderklar.

Wo du auch weilſt, im Licht, im Schatten,
Ein Geiſt bei Geiſtern weileſt du.
O ſende, will mein Muth' ermatten
Mir liebend einen Führer zu.

Und lebſt du bald in höh'rem Bunde
Mit ſel'gen Geiſtern leicht und licht,
Erſcheine in meiner Todesſtunde,
Mir heilend wenn mein Auge bricht.

Bald deinem ſtillen Grab' entſtrige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mitters Leiden ſtummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut!

Ja! wo ich dieſe Blum' erſchaue,
Blut innen, außen goldner Schein,
In Waldes Nacht, auf lichter Aue,
Werd' ich auch deinen deiner Pein.

Leb' wohl! was auch die Menſchen ſagen,
Mich rühret nicht die Erde an.
Gar leicht kann ihre Schwere tragen,
Wer leicht ihr Nichts erfaſſen kann.

Druckfehler im zweiten Theil.

S. 12. Z. 2. iſt zu leſen: im Sonnen- und Mondſcheine, ſtatt im Sommer und Mondſcheine.
S. 18. Z. 5. iſt zu leſen: Geiſterſehen, ſtatt Geiſterweſen.
S. 30. Z. 11. iſt zu leſen: wären, ſtatt waren.
S. 53. Z. 29. iſt zu leſen: das, ſtatt des.
S. 45. Z. 16. iſt zu leſen: äſthetiſchen Reizes, ſtatt ätheriſchen Reizes.
S. 56. Z. 19. iſt zu leſen: Hetze, ſtatt Hitze.
S. 61. Z. 1. iſt zu leſen: ſie wies, ſtatt ſie weis.
S. 142. Z. 15. iſt zu leſen: Sie ſagte: ich mag, ſtatt Sie bat: ich möchte.
S. 160. Z. 16. iſt zu leſen: Sprache, ſtatt ſprache.
S. 196. Z. 17. iſt zu leſen: Alte Leute, ſtatt Alle Leute.
S. 199. Z. 5. iſt zu leſen: Brettern, ſtatt Betten.
S. 211. Z. 26. iſt zu leſen: Glenk, ſtatt Glank.
S. 225. Z. 10. iſt zu leſen: lichte, ſtatt leichte.
S. 238. Z. 28. iſt zu leſen: eine, ſtatt ſeine.
S. 252. iſt im Datum des Tagebuches nach dem 1. Januar zu leſen: der 2te ſtatt der 4te, der 5te ſtatt der 8te, der 6te ſtatt der 10te, der 7te ſtatt der 21ſte, der 8te ſtatt der 22ſte.
S. 258. Z. 12. iſt zu leſen: wache, ſtatt wahre.
S. 265. Z. 14. muß es heißen: pſychiſchen Reflexe, ſtatt phyſiſchen Reflexe.

Justinus Kerners

Briefwechsel mit seinen Freunden.

Erster Band.

Justinus Kerner

Alldieweil Lieb bey Lieb ist, weiß Lieb
Lieb nicht wie Lieb Lieb ist, — wenn
aber Lieb von Lieb scheidet weiß Lieb
nicht wie Lieb Lieb ~~ist~~ war. —

Sute.

Justinus Kerners

Briefwechsel mit seinen Freunden.

Herausgegeben von seinem Sohn

Theobald Kerner.

Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert

von

Dr. Ernst Müller.

Mit vielen Abbildungen und Facsimiles.

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andre Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

222,11

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Vorwort des Herausgebers		VII
Zur Einleitung		IX
I.	Lehr- und Wanderjahre 1805—1810	1—3
	Briefe 1—65	4—164
II.	Die Wildbader Zeit 1811	165—166
	Briefe 66—116	167—264
III.	In Welzheim 1812—1815	265—267
	Briefe 117—221	268—402
IV.	In Gaildorf 1815—1818	403—405
	Briefe 222—277	406—477
V.	In Weinsberg 1819—1821	478—479
	Briefe 278—325	480—525
VI.	Im eigenen Heim 1822—1829	526—528
	Briefe 326—368	529—578
Verzeichnis der Briefe von Justinus Kerner		579
Verzeichnis der Personen, von welchen Kerner Briefe empfing		579—584
Brief-Facsimiles:		
	Conz: 14. März 1806. Ungedruckt	nach 504
	Fouqué und Chamisso: 2. Oktober 1812	„ 326
	Haug: 4. August 1814	„ 388
	Kerner, G.: 2. Juli 1806. Ungedruckt	„ 4
	Kerner, J.: 25. Februar 1813	„ 360
	Kerner, K.: 3. April ?. Ungedruckt	„ 506
	Kerner, Ridele: Undatirt. Ungedruckt	„ 538
	Löben, Graf: 13. Januar 1811	„ 174
	Matthisson: 30. September 1816	„ 436
	Mayer, K.: 16. Juni 1812. Ungedruckt	„ 306
	Uhland, L.: 10. Februar 1813 (statt 1814)	„ 380
	Weise, A.: 3. Juni 1810. Ungedruckt	„ 130

Porträts:

	Seite
Fouqué, Baron de la Motte	nach 292
Kerner, Johann Georg	„ 48
Kerner, Justinus	Titelbild
Kerner, Karl	nach 506
Kerner, Rickele	„ 422
Mayer, Karl	„ 150
Schoppe, Amalie, geb. Weise	„ 268
Scherin von Prevorst	„ 572
Uhland, Ludwig	„ 96
Varnhagen von Ense	„ 518

Vorwort des Herausgebers.

In jetziger Zeit des Hastens und Rennens, im Zeitalter der Correspondenzkarten, wo man sich, einem allgemeinen Zuge folgend, in schriftlichen Mitteilungen an Freunde und Bekannte einer geschäftsmäßigen Kürze befleißt, wage ich es als achtzigjähriger Mann, mit einem Briefwechsel an die Oeffentlichkeit zu treten, der die Leser in Zeiten zurückführt, die lange schon entschwunden sind, und Persönlichkeiten, die längst der Literaturgeschichte angehören, in ihrem geistigen Sein ihnen vor die Seele führt. Manche werden solche, die sie aus ihren Schriften lieb gewonnen haben, aus ihren schlichten Briefen noch genauer kennen lernen und sie nur um so mehr hochschätzen. Mein Vater hat diese Briefe von seinen Studentenjahren bis ins hohe Alter treu bewahrt,und sie waren ihm oft in einsamen Stunden eine Unterhaltung und liebe Rückerinnerung; sie bei Lebzeiten dem Druck zu übergeben, hat er nie im Sinne gehabt, doch verweigerte er nicht deren Veröffentlichung in späterer Zeit. Als aber Ludmilla Assing das Tagebuch und den hinterlassenen Briefwechsel ihres Onkels Varnhagen von Ense unmittelbar nach dessen Tod herausgab und es dabei sehr an liebevoller Durchsicht fehlen ließ, so daß viele Stellen, die füglich hätten weggelassen werden können, Widerspruch und Verdruß erregten, so traf mein Vater die Bestimmung,

daß sein Briefwechsel nicht früher als dreißig Jahre nach seinem Tode dürfe veröffentlicht werden, und nur sein Sohn, der ihn ja am besten kenne, solle es thun dürfen, dies legte er mir nicht allein mündlich ans Herz, sondern setzte es auch in seinem „letzten Willen" schriftlich fest.

Das war eine lange, allzu lange Frist! Ich wurde dabei alt, immer ferner und ferner lagen hinter mir die Jahre meiner Jugend voll Licht, Leben und Poesie, nur hie und da wie im Träumen tauchte gleich einem sonnigen Eiland aus grauem Meere die Erinnerung an sie vor meiner Seele auf, und als ich zur Herausgabe des Briefwechsels schreiten wollte, als die Briefe, teilweise gebunden, meist aber in Kisten und Schubladen in chaotischer Unordnung vor mir lagen und ich bald da, bald dort zu lesen, zu sichten, zu ordnen versuchte, da erkannte ich erst die schwere Aufgabe, die mir in meinem hohen Alter gestellt war. Ueberall, wo ich hinsah und las, stieß ich nur auf Briefe von solchen, die jetzt tot sind; mit vielen, jünger als ich, einst so fröhlich und lebenslustig, verband mich innige Freundschaft, auch sie tot! Je mehr ich, mit dem Lesen der Briefe beschäftigt, in die Vergangenheit zurückgriff, desto mehr zerrann mir der schöne Traum meiner Jugend, mir war's, als wandle ich in einer Totenstadt, rings um mich unheimliche, gespenstische Stille, nur unterbrochen durch das Rascheln eines Briefes, er brachte mir die Nachricht von dem schnellen Tode meiner einzigen, heißgeliebten Schwester. Das drückte mich körperlich und seelisch darnieder. Ich verfiel in eine lange, schwere Krankheit, von ihr erwacht und wieder genesen, vollendete ich das Manuskript nach dem milden Sinne meines Vaters, und jetzt, von Herrn Dr. Ernst Müller in Tübingen mit seinem, kundigem Sinn durch die nötigen Anmerkungen und Erläuterungen bereichert, wandert es in die weite Welt. Möge der Briefwechsel meines Vaters allerorts freundliche Leser finden!

Theobald Kerner.

Zur Einleitung.

Mit Freuden folgte ich der Aufforderung, den Briefwechsel von Justinus Kerner zu „bearbeiten“, obgleich ich mich bisher fast ausschließlich mit Schiller beschäftigt hatte. Es war mir eine Lust, diesen Briefwechsel zu studiren, der so umfassend ist wie wenige. Die Arbeit wurde mir dadurch noch erleichtert, daß mir Herr Hofrat Th. Kerner und die Deutsche Verlags-Anstalt mit größtem Vertrauen entgegenkamen und mir volle Freiheit in der Bearbeitung ließen. Eine schwierige Sache war die Auswahl der Briefe. Es mögen im ganzen zwischen 3—4000 an Zahl sein: davon lagen mir etwa 1200 abgeschrieben vor. Das waren indes noch viel zu viele für zwei Bände mit circa siebzig Bogen, zu deren Herausgabe die Verlagshandlung sich entschlossen hatte. Da galt es immer noch viele auszuscheiden, viele wenigstens zu kürzen.

Bei der Auswahl — es kamen natürlich auch die nicht abgeschriebenen Briefe noch in Betracht — leiteten mich in erster Linie literarische und historische Rücksichten. Ich hielt es für meine Aufgabe, alle die Briefe, die von wesentlicher Bedeutung für die Literaturgeschichte waren, möglichst unverkürzt zu geben. Was ich weggelassen habe, ist ohne Unterschied mit ... bezeichnet. Nach dem Vorgang anderer Briefsammlungen sind gewöhnlich die Anreden und Briefschlüsse (um Raum zu gewinnen) weggelassen; nur in besonderen Fällen sind sie beibehalten. Geändert habe ich nichts, höchstens einige offenbare Schreibfehler oder sonstige unbedeutende Versehen. Die Schreibung der Briefe ist nach neueren Vorgängen modern, zumal da der Unterschied nur ganz gering ist, wie die Facsimiles zeigen. Unter die

letzteren habe ich einige aufgenommen, die im Drucke fehlen. Ich wollte sie wenigstens auf diese Weise den Literaturfreunden zugänglich machen.

Die Anordnung der Briefe ist streng chronologisch. Am Schlusse jeden Bandes (vgl. Brief Nr. 1) sind dieselben zur Uebersicht nach ihren Verfassern zusammengestellt.

In den Einleitungen und Anmerkungen habe ich mich auf das Nötigste beschränkt, um dadurch nicht zu viel Raum den Briefen selbst zu entziehen. Die lateinischen Stellen in denselben sind gewöhnlich verdeutscht, weil der Briefwechsel auch weitere Kreise interessiren dürfte. Das Register, als Ergänzung der Anmerkungen, mußte, um nicht zu groß zu werden, auf das Notwendigste beschränkt werden. Demselben sind auch einige notwendige Berichtigungen angehängt.

Für freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit fühle ich mich den Beamten der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der hiesigen Universitätsbibliothek zu lebhaftem Danke verpflichtet, insbesondere den Herren Prof. Dr. Steiff, Oberbibliothekar Dr. Geiger und Dr. Thomae. Außer diesen sei auch der Tochter Karl Mayers, Frau Pfarrer Feuerlein, und der Großnichte von Gustav Schwab, Frau Thekla Wörner, die beide hier leben, auch an dieser Stelle für ihre gefälligen Mitteilungen herzlich Dank gesagt; desgleichen Herrn Prof. Dr. Strauch in Halle und meinen Kollegen, den Herren Prof. Naegele und Dr. Wörner.

Durch Mitteilung von Briefen Kerners haben uns erfreut Frau General von Pfister in Stuttgart, Herr Hauptmann Spindler und Herr Buchhändler Pietzcker hier. Auch ihnen sei hiemit der gebührende Dank ausgesprochen.

Noch sei bemerkt, daß das bisher ungedruckte, von A. v. Keller in „Uhland als Dramatiker" schon erwähnte Jugenddrama Kerners „Die unbewohnte Insel" nebst anderen poetischen Produkten Kerners und Uhlands in einem besonderen Bändchen erscheinen wird.

Tübingen, 2. März 1897.

E. Müller.

I.

Lehr- und Wanderjahre.

1805—1810.

Eine glückliche Jugend lag hinter unſerem Juſtinus Kerner. Er hat ſie uns ſelbſt ja ſo anziehend in ſeinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804“ geſchildert. Jetzt — es war noch im Jahre 1804 — durfte er, den der Beruf eines Kaufmanns ſo wenig als der eines — Konditors feſſeln konnte, zu ſeiner größten Freude die Hochſchule ſeines Vaterlandes, die Univerſität Tübingen, beziehen. Sein väterlicher Freund Conz, der eben damals Profeſſor der Aeſthetik in Tübingen geworden war und auch eine poetiſche, freilich nicht ſehr ſtarke, Ader beſaß, hatte von der beſorgten Mutter — der Vater, Regierungsrat Kerner, war ja längſt tot — dieſe Erlaubnis ausgewirkt. Er hatte ſie wegen der Studienkoſten beruhigt. So ward aus dem Kaufmannslehrling ein Muſenſohn. Mit allem Fleiß warf ſich der nunmehr achtzehnjährige (er iſt bekanntlich 1786 geboren) auf das Studium der Heilkunde. Die Profeſſoren Kielmeyer und Gmelin und der Kanzler Autenrieth waren ſeine Lehrer.

Neben dem Fachſtudium wurde jetzt auch die Dichtkunſt, die ſchon dem jungen Kaufmannszögling ſo manche ſchöne Stunde bereitet hatte, aufs eifrigſte gepflegt. Ein Kreis von gleichſtrebenden Freunden, die ſich bald zuſammenfanden,

erhöhte Kerners eigene Lust und Liebe zur Poesie. Allen voran steht unter ihnen Ludwig Uhland. Nach ihm ist zu nennen Heinrich Köstlin (später Obermedizinalrat) und sein Bruder August, der nachherige Konsistorialpräsident. Weiterhin gesellten sich dem Bunde bei: Karl Mayer, der sinnige Naturdichter, der Bayer Heinrich Breslau, nachmals Leibarzt des Königs Ludwig, ferner Varnhagen von Ense, der Naturforscher Georg Jäger, Friedrich Kölle u. a., die uns in den folgenden Briefen der Frühzeit schon vor Augen treten. Der Sammelplatz der jungen Dichter war der Neue Bau, Kerners Wohnung. Das erste, was die Freunde gemeinsam unternahmen, war das „Sonntagsblatt für ungebildete Stände", das im Gegensatz zu dem Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände" (1807) die romantische Idee verfocht. Die Hauptmitarbeiter an dieser nur handschriftlich verbreiteten Wochenschrift waren neben Kerner (als Clarus) und Uhland (Florens) Heinrich Köstlin und Karl Mayer. Letzterer illustrirte jede Nummer durch Karikaturen.

Ein entscheidender Tag in Kerners Leben war der 26. April 1807. An diesem Tage — es war Uhlands Geburtstag — unternahmen die Freunde eine Fahrt nach der Achalm bei Reutlingen. Beim Aufstieg auf den Berg lernte Kerner sein „Rickele", Friederike Ehmann, kennen, die er im Jahr 1813 als Gattin heimführte. Ein Denkmal dieser Liebe sind Kerners Briefe und Gedichte aus jener Zeit. Seine Tochter Marie (als Gattin des Arztes Dr. Niethammer) hat in dem schönen Buch „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" (1877) diese Zeit in pietätvoller Weise geschildert.

Im Jahr 1809 beendete Kerner sein Studium. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte er jetzt die großen Spitäler in Hamburg, Berlin und Wien. Auf dieser Reise

machte der junge Arzt sehr wichtige Bekanntschaften. In Hamburg lernte er Rosa Maria, die Schwester Varnhagens, und deren Freundin Amalia Weiße (Schoppe), die fruchtbare Schriftstellerin, kennen. Beide Damen wurden nachher eifrige Mitarbeiterinnen an Kerners Almanachen für 1812 und 1813 und waren mit ihm stets in treuer Freundschaft verbunden. In Berlin verkehrte er einige Zeit mit den Dichtern Chamisso und Fouqué. In Wien gewann er die Freundschaft Fr. Schlegels und dessen geistreicher Gattin Dorothea. Auch der unglückliche Dichter Stoll, auf dessen Tod später Uhland das bekannte Gedicht „Auf einen verhungerten Dichter" verfaßte, trat ihm näher. Außer diesen ist noch der Arzt Assur zu nennen, der spätere Gemahl von Rosa Maria Varnhagen; auch den schon damals berühmten Musiker Ludwig van Beethoven zählte Kerner, der selbst Virtuos auf der Maultrommel war, zu seinen Bekannten. So war diese Reise, die auch seine „Reiseschatten" zeitigte, für den Dichter wie für den Arzt von hoher Bedeutung. Das zeigen uns die Briefe aus jenem Zeitraum, die er hauptsächlich mit Uhland wechselte.

Nach seiner Rückkehr ließ sich Kerner, nach kurzem Aufenthalt in der Heimat, vorübergehend in Türrmenz bei Mühlacker als Arzt nieder.

Die Hauptquelle zum Verständnis dieser Periode bilden die nachstehenden Briefe, die uns ein treffliches Bild von dem Thun und Treiben des Kerner-Uhlandschen Kreises gewähren.

1. Georg Kerner [1]) an J. K. (Studiosus in Tübingen).

Hamburg, den 4. Januar 1805.

Gall [2]) ist hier, er war einen Mittag zum Essen bei uns. Ueber seine Lehre wird hier viel für und gegen gesprochen, Du magst selbst entscheiden, was Gutes daran ist. Ich habe ihn gehört, sein Vortrag ist nicht angenehm, sein anatomisches Verdienst ist unverkennbar, allein was seine Schädellehre betrifft, so vermißt man dabei auch jedes leise Gefühl für höhere Menschennatur, übrigens schimpft er gewaltig auf Philosophen jeder Art und hält ihnen die Keule einer zwanzigjährigen Beobachtung entgegen, mit der es jedoch oft sehr jung aussieht . . .

Ich umarme Dich mit brüderlicher Liebe.

Dein

Georg Kerner.

Nachschrift: Neulich wurde hier zuerst seit langer Zeit wieder Richard, coeur de lion, bei uns aufgeführt, ein Stück, das viel Unglück im Anfange der Revolution verursachte, nachher in Frankreich verboten wurde, in Hamburg manchen Tumult zwischen den Republikanern und Royalisten erregte, deswegen auch von unserem Theater verbannt wurde. Alles stürmte jetzt zu der neuen Aufführung hin. Es scheint aber, als sollte dieses Stück immer unglückbringend sein, im letzten Akt stürzte die Festung, aus der man eben Richard befreien wollte, zusammen. Mehrere Menschen wurden beschädigt, einer verlor den Arm, man mußte aufhören zu spielen, Richard konnte nicht befreit werden.

---

[1]) Ueber das Leben und die Persönlichkeiten der einzelnen Briefsteller ist die Uebersicht vor dem Text der Briefe nachzusehen.

[2]) F. J. Gall, bekannter Phrenolog (1758—1828), der über seine Schädellehre in verschiedenen größeren Städten Deutschlands Vorträge hielt.

R. 2.ten July 1806.

Liebster Christian,

mit vergnügen vernehme ich die gute
Fortschritte die du in deiner Wissenschaft
machst; ich würde dich einladen nach Dam
z. mir z. kommen, allein meine Lesen ist a
ich unbedeutend, die Menge der Ärzte hie
wie Sand am Meer c: das Schicksal die
sie Stadt noch äusserst zweifelhaft hast
du jedoch Lust, so mache es mit der
Überbringung dieses Brief ab -: sie ist nie
mand anders als deine alte Correspond
meine Friedrike, das Weib meines Ge
zens, das ich auch sende, damit sie das
Andenken eures Bruders in eurem Herz
erneuere. Empfehle mich Herrn Kölmeyer
Autenrieth u. Conz; ich hoffe daß m. Frau Sie
3 Herren kennen lernen wird. denn ich habe
es ihr sehr ungebunden Tübingen zu besuchen
c. denn von da aus mit die einen

d. 2. July 1806.

Liebster Christian,

mit vergnügen vernehme ich die gute
Fortschritte die du in deiner Wissenschaft
machst: ich würde dich einladen nach Hamburg
z. mir z. kommen, allein meine Basis ist noch
sehr unbedeutend, die Menge der Ärzte hier
wie Sand am Meer u. das Schicksal die-
ser Stadt noch äußerst zweifelhaft. hast
du jedoch Lust, so mache es mit der
Überbringerin dieses Briefs ab – sie ist nie-
mand anders als deine alte Correspondent,
meine Friedrike, das Weib meines Her-
zens, das ich auch sende, damit sie das
andenken eines Bruders in eurem Herzen
erneuere. Empfehle mich Herrn Kölmeyer,
Antheriath u. Conz; ich hoffe daß m. Freundschaft
d. Herrn kennen lernen wird. denn ich habe
es ihr sehr empfehlenden Tübingen zu besuchen
u. denn von da aus mit die einen
Abstecher nach Schaffhausen u. Zürich zu

Brief-Facsimile von Georg Körner, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.

machen.

Lebe wohl u: liebe ferner deinen

George Kerner

machen.

Lebe wohl u: liebe ferner deinen

George Kerner

2. Ludwig Uhland an J. K. (in Ludwigsburg).

Tübingen, Mittwoch den 9. Oktober 1805.

Da ich nicht so glücklich war, Dich während der Vakanz zu sprechen, so will ich Dich durch einen Brief an mich erinnern. Ohngefähr 10 Tage war ich in Stuttgart und Feuerbach und zweimal auf dem Wege nach Ludwigsburg, wurde aber beidemale durch Gerüchte von einer großen Revue, welche Bonaparte in Stuttgart halten würde, u. s. w. wieder zur Rückkehr bewogen. In Stuttgart sah ich den Kaiser, Murat u. s. w. und Soldaten ohne Zahl. Am Samstag kam ich hieher zurück, und nun sagte mir jedermann, daß ich eine höchst interessante Vakanz gehabt habe. Ich laß es gelten, nur war sie nicht gerade höchst angenehm, und auch das freut mich nicht besonders, daß ich einen großen Teil der Vakanz in dem nun ziemlich verlassenen Tübingen zuzubringen habe. Doch sind wirklich Tafel und Gmelin[1] auch hier.

Du wirst so viel Interessantes und Angenehmes gesehen haben, daß ich bald eine poetische Reisebeschreibung von Dir lesen zu dürfen hoffe. Conz[2] sagte mir, daß er Dir empfohlen, die Dir aufstoßenden Memorabilien zu Papiere zu bringen. Laß es doch nicht daran ermangeln, besonders da Du jetzt vielleicht Zeit gewinnen kannst.

Auch mir hat Muße und Einsamkeit ungewöhnlich Vieles eingegeben; was freilich den Wert betrifft, darüber wirst Du zu seiner Zeit selbst urteilen können. Hier eine kleine Probe, erst von vorgestern her, unter den gewöhnlichen Bedingungen:

[Die sanften Tage.]

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wenn in der ersten Frühlingszeit
Der Aether, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;

[1]) Tafel, der nachmalige Professor der Philologie in Tübingen; Hermann Gmelin, später Oberjustizrat in Eßlingen a. N.

[2]) Karl Philipp Conz, 1762—1827, seit 1801 Professor der Philologie in Tübingen, Gönner Uhlands und Kerners.

Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben,
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt;
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wenn auf die mild besonnte Flur
Zum letztenmal sich Greise wagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle;
All ihre Arbeit rastet nun;
Sie sammelt sich in süße Stille
Und ihre ew'gen Kräfte ruhn [1]).

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug;
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Grüße meinen Vetter [2]), der vielleicht jetzt in Ludwigsburg ist, und wer sonst noch zu grüßen ist; Du aber sei tausendmal gegrüßt von Deinem

L. Uhland.

---

[1]) Dieser Vers weicht von den bekannten Drucken ab.
[2]) Ernst Uhland, später Oberamtsarzt in Ludwigsburg.

3. J. Kerner, stud. med., an seinen Schneider in Ludwigsburg.

Tübingen 1. Januar 1806.

Prosit s'Neujahr!
In welche Gefahr
Durch Feuersnot,
O lieber Gott!
Ich gekommen schier,
Vernehmen Sie hier:
Ganz ruhig ich saß
Am Ofen und las
In einem Buch,
Wie Gottes Fluch
Und alle Uebel
Ohne Bibel
Durch Laxiren und Speien
Zu heilen seien;
Als plötzlich — e!
Ganz lichterloh
Ins Ofenloch
Der Teufel kroch,
Mir mit glühenden Klauen
Den Küree zu rauben.
Ich bin nicht dumm,
Dreh' mich um,
Schüttel und rüttel
Den brennenden Kittel.
Aber ein Loch
Bleibt dennoch,
Wie Sie werden sehn,
Wenn Sie ihn umdrehn.
Was ist zu machen?
Sie werden lachen.
Ich aber möchte weinen
Bei Gott und den Seinen.
Jesus je,
Mein Küree!
Sie sind der Mann,
Der helfen kann,
Darum setzen Sie doch
Einen Fletz fürs Loch.
Aber nur bald;
Denn es ist kalt.
Vielleicht hat Sprösser[1])
Oder noch besser
Die Fabrik[2])
Noch ein Stück
Der Art feil.

Ihr Kerner in Eil![3])

[1]) Ein noch bestehendes kaufmännisches Geschäft in Ludwigsburg.

[2]) D. h. die herzogliche Tuchfabrik in Ludwigsburg, in welcher Kerner einst sich als Kaufmann ausbilden sollte.

[3]) Dieser poetische Brief an den Schneider Noae in Ludwigsburg ist bereits im „Bilderbuch" S. 385 f. gedruckt; da aber der vorliegende Text wohl der ursprünglichere ist und von dem schon gedruckten in manchem abweicht, so wird der wiederholte Abdruck keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen. Ein Abdruck dieses ältesten Textes findet sich auch in der Zeitung „Der Bote von Aalen" vom 3. Jan. 1838. Nr. 1. — Ein heiteres Geschichtchen von diesem Küree (Mantel) findet sich in Marie Niethammers Buch „J.-Kerners Jugendliebe" S. 54.

4. Leo von Seckendorf an J. K.

Regensburg, den 7. Februar 1807.

... Haben Sie vor allen Dingen für Ihr freundschaftliches Erbieten, meine literarischen Ideen für vaterländische Poesie zu unterstützen, herzlichen Dank. Bisher ging es mir noch sehr hinderlich, und so lange die Zeiten sich nicht ändern, wird auch schwerlich viel ausgeführt werden können. Meine Vorbereitungen gehen indessen fort und zerfallen in folgende drei Hauptklassen:

I. Korrekter Abdruck der vorzüglichsten altdeutschen Dichter selbst, vornämlich aus der Zeit der Minnesänger mit einem kurzen Glossar für jedes Wort, d. h. Fortsetzung der Müllerischen Sammlung, aber mit mehr Geschmack und Kritik. Dies ist nur durch bedeutende Unterstützung einer neu zu errichtenden Gesellschaft für vaterländische Altertümer möglich — also wenn Kontribution und Plünderung ein Ende haben — Fürsten haben für so etwas weder Sinn noch Geld.

II. Deutscher Percy[1]), mit Hinsicht auf Entwicklung der Sprache — Sammlung der deutschen lyrischen, hauptsächlich Volkspoesie. Das Wunderhorn[2]) hindert mich hier nicht. Ich habe manches daran auszusetzen; aber die Herausgeber würden schwerlich meine Meinung annehmen, daher kann mein Werk sehr wohl neben dem ihren bestehen. Ich wünsche nur Originale mit den ursprünglichen Lesearten, nach Zeiten, Stoff und Dialekten geordnet, zu geben, Volkslieder mit der echten Melodie, wo sie zu finden ist. Wahrscheinlich werde ich mit einer Sammlung dieser Melodien (vielleicht schon in diesem Jahre) den Anfang machen. Können Sie mir welche mitteilen?

---

[1]) Der englische Dichter Thomas Percy (1728—1811) gab 1765 eine Sammlung altenglischer Volkslieder und Balladen heraus: Reliques of ancient English poetry.

[2]) „Des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung älterer deutscher Volkslieder, gab Achim von Arnim mit Clemens Brentano in drei Bänden (Heidelberg 1806—1808) heraus. Das Werk wurde öfters neu gedruckt.

Wie gerne würde ich ſie annehmen, aber es muß ſie ein Muſikverſtändiger, ganz kunſtlos, ohne allen Schmuck aufſetzen, und die Variationen der verſchiedenen Gegenden genau angeben. Kommt noch ein zweiter Teil des Wunderhorns heraus, allein Brentano allein iſt zu nachläſſig, Arnim aber in Oſtpreußen verſchollen, ſo gebe ich gern die Texte meiner Lieder dazu — einſtweilen ſtehen ſie da gut. Sonſt veranſtalte ich eine eigene Sammlung — und ſuche dieſe hauptſächlich durch die möglichſte Wohlfeilheit dem Landmann ſelbſt in die Hände zu ſpielen . . .

III. Bibliothek der Volks- und Ritterromane, vaterländiſche und fremde, aus den Quellen, einfältig treu, jeden nach ſeiner Weiſe und Ton wiedergebend. Hier hat Schlegel einen guten Anfang gemacht — Tieck nahm ſie zum Stoff eigener Gedichte — doch gehören einige ſeiner älteren Volksmärchen unter dem Namen Peter Lebrecht[1]) hieher. Sonderbar, daß er den gehörnten Siegfried und Fortunatus bis jetzt vergeſſen, vom erſten ſteht ein dramatiſirtes Fragment in Schlegels Europa. Genovefa, Octavian, Herzog Ernſt müſſen auch noch treu wiedergegeben werden — vom letztern ſteht ein Auszug, wie überhaupt von den meiſten, in Reichards Romanenbibliothek. Aber auch die Romane der Tafelrunde, von Karl dem Großen, die Amadiſſe, von Dieterich von Bern u. ſ. w. ſind unerſchöpfliche Fundgruben. Reichard in Gotha wollte 1779 ſchon eine ſolche Bibliothek beginnen, und damals erſchien der erſte Teil unter dem Titel: Buch der Liebe . . . Die Romanbibliothek[2]) enthält nur ein paar kleinere ganz, von den übrigen z. B. Inſel Felſenburg, Eulenſpiegel, Simpliciſmus, Elbenſtein, Markgraf Walther, Schildbürger, Lancelot vom See . . . werden Auszüge gegeben, auch bloße literariſche Notizen, indes muß man ſie doch haben . . .

Ich hoffe nicht, daß das ſeichte Gewäſch im Morgenblatt[3]) über unſern Almanach Ihnen mehr als ein unſchuldiges

[1]) „Peter Lebrechts Volksmärchen“ von Tieck erſchienen 1797.

[2]) Reichards „Bibliothek der Romane“ erſchien 1782—1794.

[3]) Von dem Satiriker Mitredakteur Weißer. J. Kerner hat in den Reiſeſchatten XI, 4 dieſe Kritik verwertet. „Das Morgenblatt für gebildete Stände (Leſer)“ erſchien im Cotta'ſchen Verlag von 1807—1865.

Lächeln gekoſtet haben wird, und rechne vielmehr recht ſehr auf Ihre fernere Unterſtützung bei deſſen Fortſetzung, die ich allerdings willens bin, zu verſuchen. Intereſſant wäre es, wenn der nämliche Verleger des Morgenblattes dieſe Fortſetzung übernähme — denn hier bleibe ich ſchwerlich lang genug, um ſie hier zu beſorgen. Kennen Sie Cotta ſo weit, um ihn vielleicht darüber zu ſondiren?

Ich habe in dieſen Tagen noch beſonders über dieſen Punkt (die Kritik des Morgenblatts) wie über altdeutſche Literatur an Herrn Uhland weitläufiger geſchrieben, erlauben Sie mir, daß ich mich, um nicht zu wiederholen, größtentheils auf den Inhalt jenes Briefs beziehe [1]).

Hölderlins [2]) Schickſal geht mir ſehr nahe, aber wie alle Welt ſoll er ohne Umgang, ohne Ausſicht, ohne Befriedigung für ſein gequältes Herz durch Erquickungen der Freundſchaft zurecht kommen? Das iſt ſehr traurig — gerade die tötende Einſamkeit, das ewige Brüten hat ihn ſo zerſtört! Grüßen Sie ihn doch recht herzlich von mir, wenn er der Erinerung empfänglich iſt — kann er vernehmen und Anteil nehmen? Er weiß nichts, daß von ſeinen Gedichten etwas im Almanach gedruckt iſt, denn als ich Sinklair [3]) davon ſchrieb, war er unzugänglich. Ich habe ſie mit äußerſter Schonung, aber doch hie und da verändern müſſen, um nur Sinn hinein zu bringen.

Leben Sie herzlich wohl.

Leo Seckendorf.

N. S. Mein erſtes Lebenszeichen auf Ihren freundſchaftlichen Brief vom Auguſt erfolgt etwas ſpät, häufige Reiſen haben

---

[1]) Seckendorfs Brief vom 25. Januar 1807 ſteht im Auszug in Uhlands Leben von ſeiner Witwe S. 30 f. Ein Brief von S. an U. ſteht ebenda S. 26 ff. Vgl. Fränkels Uhland II, 377 ff.

[2]) Der lyriſche Dichter Friedrich Hölderlin (1770—1843) lebte von 1806 bis zu ſeinem Tode in völligem Wahnſinn in Tübingen.

[3]) Der bekannte Freund Hölderlins. Er gab u. a. 1803 Gedichte und 1807 ein Trauerſpiel „Der Gipfel des Cevennenkriegs“ heraus. Er ſtarb 1815 als heſſen-homburgiſcher Geheimerat und Major

mich etwas außer Cours gebracht. Ihre Gedichte ſtehen ſämtlich im Almanach auf 1808, auch das auf die Jungfrau — mögen ſie darüber ſchreien, was kümmert's uns [1]).

Prometheus [2]) beginnt unter günſtigen Auſpicien — möge er ſich erhalten. Er ſoll Feuer vom Himmel holen, nicht zu verzehren, aber Himmel und Erde zu verſöhnen [3]).

5. Rehnlich an J. K.

Hechingen, den 21. Februar 1807.

Die perſönliche Bekanntſchaft hat meine Liebe zu Ihnen vollendet. Ich wünſche, daß Sie ſich mir künftig recht oft mitteilen mögen. Ich habe mich für den Plan, einen Almanach herauszugeben, entſchieden. Ob Ihnen dieſer Plan vielleicht gar nicht gefallen mag, ſo wird Ihre Freundſchaft mir doch Beiträge dazu liefern, auf die ich mich wirklich recht freue. Ich ſehe in Ihnen immer Hölty von den Toten auferſtanden. Liebliche Empfindungen wohnen wie Engel in Ihrer Bruſt. Gönnen Sie mir recht viele Ihrer Poeſien. Auch ich will von meinen Gedichten ſo viel zuſammennehmen, als ich gerade finde. Gelehrt ſind ſie nicht, aber das in ihnen ausgeſprochene Gefühl hoffe ich, ſoll den Leſer nicht ohne Teilnahme laſſen. Uhland — was

[1]) In Seckendorfs Muſenalmanach von 1807 und 1808 erſchienen Gedichte von Kerner und Uhland.

[2]) Die Monatſchrift „Prometheus", „ausſchließend der äſthetiſchen Bildung des Menſchen gewidmet", gab Seckendorf mit dem Dichter Joſeph Stoll heraus. In ihr erſchien auch Goethes Pandora. S. die Briefe Nr. 10. 11.

[3]) In einem ſpäteren Brief (vom 13. Auguſt) ſchrieb Seckendorf über Hölderlin: „Ich fürchte, er iſt unheilbar! Der ſonderbare Menſch! Alſo hatte er doch die ‚Aurora' nicht vergeſſen. Es iſt wahr, vor mehr als vier Jahren empfing ich Gedichte von ihm für dieſe Zeitſchrift ſtatt proſaiſcher Aufſätze, die ich verlangt hatte. Die Aurora ging ein. Von Honorar war nie die Rede, ich wollte ihn nur zur Arbeit vorbereiten. Trüge der Almanach Honorar, ich würde es ihm wahrlich am erſten ganz überlaſſen, und redlich ſoll alles geſchehen, was ich für ihn zu bewirken vermag."

ſagt Uhland dazu? Mit Ihnen gönne er mir ſeine Beiträge. Iſt ſeine Poeſie wie ſeine Philoſophie, dann darf ich nur Gutes von ihm erwarten. Nächſtens werde ich mich mit ihm über das Romantiſche näher unterhalten. Es wäre mir lieb, wenn er mir ſeinen Aufſatz über das Romantiſche zur Einrückung in den Almanach mitteilte. Sobald Sie können, ſchicken Sie mir das Sonntagsblatt, um daraus auswählen zu dürfen. Das Komiſche ſoll vorerſt ausgeſchloſſen bleiben. Wenn unſer Conz — — doch mündlich darüber mehr!

Machen Sie alle Volkslieder, die Sie vorrätig haben, in ein Päckchen zuſammen und heben mir ſie auf, daß ich ſie nächſtens von Ihnen mitnehmen kann.

Nehrlich [1]).

---

[1]) Karl Nehrlich, im Weimariſchen geboren, ließ 1798 ein Trauerſpiel Seltamiro und im Jahr 1805 Gedichte erſcheinen, die der Frau v. Ahlefeld gewidmet ſind. Der beabſichtigte Almanach kam, wie es ſcheint, nicht zu ſtande. Ueber ſeine literariſchen Beziehungen gibt uns folgende Stelle aus ſeinem Brief an J. Kerner vom Jahr 1808 Auskunft: „Sie fragen, ob ich nichts an meinen Brentano zu beſtellen habe? Bringen Sie ihm meine Klage vor, daß ich fürchten müſſe, die ſchöne Poeſie ſeiner Briefe auf immer zu verlieren . . . Sagen Sie ihm, daß meine Nachfrage bei ihm wegen der edlen Frau von Ahlefeld vollkommen beantwortet ſei. Sie war ſelbſt hier! Sie hat Brentano aufgeſucht, aber leider nicht gefunden. Er ſollte faſt darüber weinen müſſen . . . Kommen Sie zu Arnim, ſo bitte ich ihm meine freundliche Begrüßung zu ſagen und ihm den Brief zu geben. Vielleicht ſehen Sie außer Voß auch Ewald in Heidelberg. Ich habe in meiner frühen Jugend mit ihm liebend geſchwärmt. Wenn ich ihn perſönlich ſehen ſollte, ſo wäre mir's, als ob ich vor eine ehemals Geliebte träte, die ich hätte aufgeben müſſen." Nach Gödeke war Nehrlich Maler und Lehrer am Hoftheaterinſtitut in Karlsruhe. — Von Kerner kurſirte folgender Vers über Nehrlich:

Unſerm Nehrlich
Riet ich ehrlich:
Dichte ſpärlich;
Denn gefährlich
Iſt der Paß
Zum Parnaß.

6. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, Sonntag den 4. Oktober 1807.

Zwei Briefe machen wenigstens Eine Antwort zur Pflicht. Dieſes iſt bei den Deinigen um ſo mehr der Fall, da Dein zweiter eine Frage enthält: warum ich nicht ſchreibe? Aber wie war es mir möglich, einen Brief zu beantworten, aus dem von allen Seiten Witz und Poeſie hervorquillt, wie der Saft aus einem guten Schweizerkäſe? Ich wartete daher immer, ob mir die Muſen (aus der heidniſchen Götterlehre bekannt als Töchter Jupiters und der Mnemoſyne, ſie lebten zu den Zeiten Homers u. a., ja es wollten ſie noch in neueren Zeiten mehrere Poeten geſehen haben) nicht etwas eingeben möchten, das wenigſtens einigermaßen wert wäre, Dir zugeſchickt zu werden. Umſonſt! Die geſtrenge Themis (die Göttin der Gerechtigkeit) verjagt mit ihrem großen Schwerte alle eleganteren Gottheiten. Uebrigens wäre es jetzt ſtille genug hier, um das ruhigſte und geſetzteſte Lehrgedicht ausarbeiten zu können. Der Neuenbau[1]) iſt leer,

Die Klöſter[2]) ſind ausgenommene Neſter,
Tübingen iſt worden zu einem Trübingen,
Der Ammerhof[3]) zu einem Jammerhof,
Luſtenau[4]) zu einer Schmerzenau ꝛc.

Bei Dir wird es anders ſein, Du haſt ſehr angenehme Geſellſchaft, z. B. den Frieden Gottes, welcher höher iſt als alle Vernunft. Ueberdies wirſt Du genug zu leſen haben (dieſen Augenblick ſieht mir mein kleines Bäschen ins Papier und läßt Dich grüßen) an all den Almanachen, die Du mit Deinen Beiträgen beehrt haſt. So hörte ich, daß Du Mitarbeiter an dem Frankfurter Frauenzimmeralmanach ſeieſt[5]). Dieſer Almanach

[1]) Der „Neue Bau", ein noch beſtehendes Familienſtift, war die Wohnung J. Kerners, H. Köſtlins u. a., „das eigentliche Neſt der Romantik".

[2]) D. h. das evangeliſche Stift und katholiſche Convikt, die beiden theologiſchen Seminare.

[3]) Königl. Hofdomäne bei Tübingen.

[4]) Luſtnau, Dorf bei Tübingen (1½ km entfernt).

[5]) Iſt nicht der Fall.

erſcheint, ſoviel ich mich erinnere, in Maroquin gebunden, mit Spiegel, Schere, Zahnſtocher, Ohrlöffel u. ſ. w. ausſtaffirt. Da er vielleicht überdies auch proſaiſche und poetiſche Aufſätze enthält, ſo bin ich ſehr begierig, zu erfahren, in was eigentlich Deine Beiträge beſtehen.

Von Koelle habe ich einen Brief erhalten. Er findet Deine Abreiſe ſehr gut.

„Einen Vorſchlag! Machen Sie oder Kerner, oder beide „eine Cantate auf die Geburt Chriſti. Es laſſen ſich herrliche „Partien anbringen, Chor der Hirten, Engel, Propheten. Ich „bin zu wenig muſikaliſch dazu, und habe hier auch keine An„leitung zunächſt um mich.“

Wenn man es näher betrachtet, iſt der Gedanke doch nicht ſo übel . . .

Ueberdies umarmt Dich Hr. Koelle[1]) ganz ſo, wie Göthe ſagt: „Kurz iſt der Könige Arm“ ꝛc.

Herrmann [Gmelin] iſt noch hier und reiſt ungefähr in 8 Tagen ab.

Ich werde vielleicht Mittwoch oder Donnerstag durch Ludwigsburg paſſiren, um nach Brackenheim zu gehen[2]). Da Du, wie Du mir ſagteſt, Deinen Schwager in der Nähe von Brackenheim beſuchen willſt, ſo könnten wir ja wieder zuſammen gehen. Laſſe Dich aber durch dieſen ungereiſten Plan von nichts abhalten. Deine Lieder haben mich ſehr gefreut, beſonders das Nächtliche. Es hüllte mich in einen romantiſchen Duft wie ein glänzender Staubregen. Von mir erhältſt Du einige Verſe, die ich Mayer ins Stammbuch ſchrieb. Das Lied auf der Kehrſeite, das Du ſchon geleſen, war urſprünglich nicht für Dich hingeſchrieben. Ich ſuche dieſen ganzen Morgen auf der Gaſſe, um auch einige Gedichte zu finden, aber vergebens, denn am geſtrigen Samstag wurden alle Straßen gekehrt und geſäubert.

---

[1]) Fr. Kölle aus Stuttgart, ſpäter Legationsrat in Karlsruhe und Geſchäftsträger in Rom.

[2]) In Brackenheim war ein Dekan Uhland, Oheim des Dichters. Auch J. Kerner hatte ſich bei ihm, der ein Neffe ſeines Vaters war, einige Zeit geſundheitshalber, noch von Maulbronn aus, aufgehalten.

Für die Notizen über Novalis[1]) dank' ich Dir sehr. Es ist viel Schönes darin.

[2]) Welch herrliches Herbstwetter! Es ist, als riefe der Gott des Jahres uns zu: „Kommet herbei, die ihr nicht genossen des Frühlings, des Sommers arkadischer Freuden, denen umsonst die Bäume geblüht, die Rose geduftet. Die Halle meiner Freuden soll nicht ganz verschlossen werden, bevor auch ihr euern Theil davongetragen. Noch einmal schlag' ich auf meinen blauen Himmel. Noch einmal laß ich meine Sonne herrlich leuchten. Meine Trauben sind reif, mein Weingarten geöffnet. Eilet heran! Die Zeit ist kostbar. Ersetzet, was ihr versäumet! Die ihr im Mai nicht von Liebe gesprochen, sprechet jetzt! Auch euer Liebchen ruf' ich noch einmal in den Garten. Mädchen und Jünglinge! Lebet und liebet!".

Vale!

L. U.[3]).

7. Ludwig Uhland an J. K.

Den 11. März 1808.

Die Dichter reisen, es sind große Bewegungen. Wenn das Reisen der Zugvögel den Frühling verkündigt, was läßt das Reisen der Dichter erwarten? Gewiß einen ewigen Frühling, das tausendjährige Reich. Auch geht die Sage, daß von hier bis Ludwigsburg aus den Chausseesteinen unzählige Blumen aufgeblüht seien, daß die Bäume (wie in der Atmosphäre von

---

[1]) Der Dichter Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, 1772—1801, ist „der eigentliche Dichter des Gemüts unter den älteren Romantikern." Vgl. Brief Nr. 38a.

[2]) Von hier ab bis Schluß hat Kerner in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" S. 211 den Brief bereits mitgeteilt.

[3]) Ueber diesen Brief urteilte Notter, der in seiner Uhlandbiographie (S. 61 f.) davon einen kleinen Auszug gibt, er sei der einzige, worin sich wirklich etwas von tollem Jugendmute, wenn auch unter der Maske des Gegenteils, finde. Vgl. aber jetzt die folgenden Briefe.

Kaiſer Karls Roſenſtock[1]) plötzlich zu grünen angefangen, daß den Poſtillonen die Tulipanen hinter den Ohren hervorwachſen, daß die Schlagbäume zu Regenbogen geworden, daß das Waldenbucher Schloß ſchimmere wie Mond und Sterne, d. h. wie das Elfenſchloß in des Iſidorus[2]) Romanze. Du fragſt: Wer ſind denn dieſe reiſenden Dichter alle? Du, Reinbeck (mit dem Du das erſtemal in den Taſchen der Grazien zuſammengetroffen, ob aber der Ort der zweiten Zuſammenkunft auch unter dem Schutze der Grazien ſtand?) und — Er. Doch ehe ich Dir ſage, wer dieſer Er iſt, mußt Du wiſſen, daß indeſſen auch zwei Pakete von Schober[3]) wie Feuerſäulen über dieſen Weg

---

[1]) Kerner behandelte dieſe Sage in dem Gedicht „Der Roſenſtrauch“ (Dichtungen: S. 179).

[2]) Isidorus Orientalis, Dichtername des Grafen O. H. v. Löben.

[3]) Ueber Schober erzählte Kerner in ſpäteren Jahren der Schriftſtellerin Emma Niendorf: Sch. war Magiſter und ſogar Primus ſeiner Promotion. Sein Verderben war, daß er ſich ganz in Schiller verſenkt hatte und ihn überbieten wollte. Er war in Tübingen Mitglied einer geheimen Verbindung, die nach — Otaheiti auswandern wollte. Der alte König verfolgte ſie und ließ ihre Papiere wegnehmen. Da fand ſich bei einem gewiſſen Hoch (der ſpäter die Veilſteiner Chronik ſchrieb) ein Brief von Schober, worin dieſer in ſeinem Wahnſinn ſchrieb, daß er, als „der Tyrann“ Parade hielt, mit einem Meſſer im Buſen herumgegangen ſei und zugeſchaut habe und ihm gerne das Meſſer ins Herz geſtoßen hätte. Sch. wurde feſtgenommen und nach Hornberg gebracht. Später kam er wieder los — man erklärte ihn für verrückt — und ins Däniſche als Hofmeiſter. Da ertrank er 1811 beim Baden in der Nordſee. Im Jahr 1805 erſchienen „Gedichte“ von ihm. J. Kerner hat ſeine exzentriſche Dichterei parodirt. Vorahnend ſprach Sch. in einem der Gedichte, daß ihn Phöbus in die Wogen hinabgezogen habe. Ein Trauerſpiel von ihm, „Die Albigenſer“, kam nicht zum Druck. Als Student faßte Sch. mit Hoch den Plan, den Poſtwagen anzufallen, um ſich der Briefe zu bemächtigen, weil man durch das Erbrechen dieſer mannigfaltigen Korreſpondenz trefflich Menſchenkenntnis ſammeln könne. Später verwandelte es Sch. bloß in einen Plan zur poetiſchen Behandlung, was, wie Kerner urteilte, eine ſehr gute Idee war, denn in allen dieſen fingirten Briefen, wie konnte man da die Charaktere

hinschwebten und sich auf den Neuenbau niederließen. Dieser Er, ist Er, dessen Name (obgleich ein deminutivum) wie Sternenschrift, von Paris bis Utrecht und von Utrecht bis München reichet, der ewige Jüngling, der, wenn ich nicht irre, am Montag in meinem Zimmer erschien. (A propos Herr Reinbeck erzählte Gonz, daß er in Waldenbuch eine interessante Bekanntschaft gemacht habe.) Ich war indes sehr viel mit ihm — nämlich Kölle — zusammen, er ließ mich seine Gedichte lesen, von denen ich Dir, um Dir doch auch einigen Genuß von Köllen Hiersein zu verschaffen, diejenigen, die mir am besten gefielen, abgeschrieben zuschicke. Lasse sie niemand lesen. Aber nein! Wenn die Köllischen Lieder durch die Seele glänzen, so sind sie Dir nicht von mir zugesandt, sondern wie Herrn Auberlens große Blume verbreitet dieser Dichter seine poetischen Düfte 20 Meilen im Umkreise, so daß also in Ludwigsburg der Geruch noch sehr stark sein muß.

Doch laß mich mit dieser Seite den Unsinn schließen, dessen Du noch aus meinem fürchterlichen Handbillet übersatt bist! Kölle reist morgen ab, wird sich aber, wie ich glaube, vorerst noch in Stuttgart aufhalten. Er ist nach München bestimmt. Er las mir auch einige Elegien: Pariser Abende, vor, die er wohl in Cottas Almanach geben wird. Er bedauerte, daß nicht wir drei etwas unter dem Titel: Kleeblättchen herausgeben, oder unter Gonz' Verlag und mit Beihilfe Rehfues'[1]) einen Almanach unternommen hätten. Bei Gonz war ich gestern und wollte Deinen Almanach holen, er sagte mir aber, daß er gerade in der Rezension desselben begriffen sei, mir ihn jedoch in einigen Tagen zustellen werde, wo ich ihn Dir dann schicken will. Ich würde Dir den meinigen schicken, wenn er nicht ausgeliehen wäre. Du erhältst aber hiebei so viele Gedichte von mir und Kölle, daß sie auch für einen Almanach gelten, und

zeichnen! Vgl. ferner Rotters Uhlandbiographie S. 50 und A. Reinhards Kernerbuch S. 44 (2. Aufl.).

[1]) Rehfues, P. J., 1779—1822, Verfasser des Romans „Scipio Cicala", Kurator der Universität Bonn. 1811 ff. gab er die „Süddeutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst" heraus.

zwar für den allerneuesten; denn es sind doch vielleicht keimende Almanache für 1809, 1810 u. s. w. Doch was mich betrifft, so weiß ich nicht, ob ich etwas in Almanache für 1809 gebe. Denn da es mir leicht im Jahre 1809 einfallen könnte, meine Gedichte, wenn sie sich noch vermehren, zu sammeln, so könnten mich die Almanache geniren, da es, wie ich höre, Stil ist, dasjenige, was man in einen Almanach gegeben, nicht im nämlichen Jahre noch einmal drucken zu lassen, außer wenn es hieße: Proben aus einer zu erscheinenden Sammlung ꝛc. Eher könnt' ich etwas in ein Journal schicken. Ich bin begierig, was Du Cotta sendest, suche korrektere Stücke aus, und wenn Du ihm den Rino[1]) zudenkst, so hebe zuvor den Uebelstand (wenn Du ihn anders nicht schon gehoben hast), daß er — nämlich Rino, nicht Cotta — sich zuerst nach dem Sterne sehnt, und am Ende selbst Stern ist. Schreibe mir auch Dein Urteil über meine Gedichte, sende mir, was Du Neues machst, und überhaupt schreibe mir bald wieder, denn auch ich werde ziemlich einsam sein. Diese Woche verschaffte mir Kölle Unterhaltung, auch hat mich früher, während meines Hausarrestes Breslau öfters besucht und mich durch Novitäten erquickt. Tiecks poetisches Journal habe ich jetzt durch Schickardt[2]) von Conz, es gefällt mir sehr.

Conz schien etwas günstiger für den Seckendorfschen Almanach gestimmt. Derselbe soll im Journal des Luxus und der Moden rezensirt und gewaltig mitgenommen, auch der Vers: Es schwimmet drei Fischle ꝛc. ausgehoben sein.

Kölle erzählte mir von einem altfranzösischen Gedichte, das König Franz im Thurme machte, und das er gerne übersetzte, aber fast verzweifle, damit zurecht zu kommen. König Franz erzählt, wie in ihm zwei Elemente sich bekämpfen, Feuer und Wasser. Er würde längst im Turme zerflossen sein, wenn sich nicht das Liebesfeuer wieder entgegensetzte u. s. w.

---

[1]) Rino von Kerner blieb Fragment. Karl Mayer teilt dasselbe in seinem Uhlandwerk I, 25 ff. mit.

[2]) Schickardt, Theolog, ward später Gymnasialprofessor in Ulm, wo er auch starb.

Von Schober waren zwei Pakete, an Dich adreſſirt, angekommen, beide waren frankirt. Da ich denken mußte, daß ſie auch Dinge an mich enthielten, weil ich ihm zuletzt geſchrieben, ſo erbrach ich ſie und fand auch wirklich eine große Menge alter Gedichte, die er mir zum Präſent machte. Was Dir zugehört, ließ ich ziemlich unberührt und ſchick' es Dir zu. Ich war letzthin doch nicht ganz gerecht gegen Schober, ich ſah erſt nachher, daß das Mahnungsſchreiben ein verſpäteter, weit früherer Brief war.

Einen Brief von Augsburg und einen von Breslau erhältſt Du hier. Daß Breslaus Brief ein Gedicht enthält, ſah ich, hab' es aber nicht geleſen. Die Schober'ſche Parabel bei allem Grotesken und Greulichen enthält doch einige gute Züge.

Von Herrn Kölle tauſend Grüße! Von mir nur Einen!

Dein

L. Uhland.

... Wäre Kölle auch Mitarbeiter am Mannheimer Almanach geweſen, die Grazien würden ihn ohne Zweifel auch zu euch nach Waldenbuch geführt haben. Es will verlauten, daß das Reiſen der Dichter ſeinen Grund in einem großen Feſte habe, welches alle Mitarbeiter und Korreſpondenten des Morgenblatts am erſten Mai hier feiern werden, und zwar in einem großen Tempel der Aurora, der auf dem Gipfel des Oeſterbergs[1]) erbaut wird. Rings auf dem Berge umher lagern ſich die Drucker, Setzer, die Sturmin und die übrigen Austräger, und überhaupt alle Nebenperſonen des Morgenblatts.

Soeben erhalt' ich das gedruckte Programm, welches die ausführliche Beſchreibung der Feierlichkeiten enthält. Die Zeit iſt zu kurz, um es Dir abzuſchreiben, male Dir ſelbſt das Weitere aus.

Herr B. wird das Feſt mit einer Anrede eröffnen, welche einen ganzen Tag lang währt[2]).

---

[1]) Am Fuße des Oeſterbergs liegt das „Uhlandhaus", Uhlands Wohnung von 1826 bis zu ſeinem Tode 1862.

[2]) Dieſes „Maienfeſt" hat J. Kerner in ſeinen Reiſeſchatten I, 4 verewigt.

8. Autenrieth an J. K.

Tübingen, den 12. März 1808.

. . . Das erste, was ich bei Ihrer Frau Mutter zu bewerkstelligen suchen würde, ist mehrere Befreiung der Brust, damit der Bluthusten aufhört. Durch den Versuch der Natur, ein akutes Gliederweh an den Händen zu erregen, ist es nun doch offenbar, daß die Krankheit von selbst eine Tendenz hat, durch peripherische Sekretionen entfernt zu werden, und ich bin überzeugt, daß sowohl der Husten als die rheumatischen Schmerzen an der Hand bloß Folgen sind, daß die Haut bis jetzt nicht thätig genug war . . . (Folgen genaue Vorschriften zur Heilung.)

Uebrigens wenn nur Ihre Frau Mutter wieder gesund wird, so liegt nichts daran, was ihre Aerzte von unserer Ansicht der Krankheit urteilen; ich für meinen Theil bin schon lange abgestumpft; denn gerade darüber, worin ich meiner innern Ueberzeugung nach etwas Nützliches leistete, habe ich immer am meisten schimpfen lassen müssen. Sind unsere im Klinikum entstandenen Versuche und Ansichten die richtigen, so werden sie schon unvermerkt von denen, die schimpften, selbst angenommen werden; und keinen weitern Zweck als Verbreitung des Nützlichen können sie ja nicht haben.

Leben Sie recht wohl. Unter den besten Wünschen für die Wiederherstellung Ihrer Frau Mutter[1])

der Ihrige

Autenrieth.

9. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, 18. März 1808.

Eigentlich habe ich Dir diesesmal nichts zu schreiben, und doch möcht' ich Dir schreiben, gerade wie der Herausgeber manches Journals, der, wenn wieder ein Tag oder Monat heranrückt, wieder ein Blatt oder Heft zum Druken fördert, ohne

[1]) J. Kerners Mutter genas wieder. — Sie starb im Juni 1817. Vgl. Uhlands Brief an K. vom 24. Juni 1817.

eigentlich zu wiſſen warum? ſondern eben, weil dieſer Tag oder Monat heranrückt.

Allein ich kann doch eine Abſicht dieſes Briefs angeben, nämlich die, daß er dem Conzſchen zum Couvert dienen ſoll. Ich hätte Dir dieſen ſchon das letztemal zuſenden ſollen, vergaß es aber.

Schoders höchſt preſſante Briefe ſind freilich höchſt langſam gelaufen, der eine von Tübingen über Ludwigsburg nach Hirſau . . .

Das letztemal fing ich an[1]: Die Dichter reiſen — dieſesmal wollt' ich eben anfangen: Die Dichter ſterben — als ich plötzlich innehielt, weil mich eine große Angſt befiel. Allein ich ſagte, der Tod iſt ein Altpoetiker, der uns gar nicht als Dichter anerkennt und daher in Ruhe läßt, auch werden ihm ſeine Berufsgeſchäfte nicht zugelaſſen haben, die Seckendorfſchen Almanache zu leſen, und zu gutem Glücke ſtehen unſere Namen nirgends.

Aber Kölle — großer Gott! Ich habe zwar einmal ein Gedicht an den Tod gemacht, worin ich ihn mutwilligerweiſe herausgefordert, allein ich dachte dabei doch eigentlich nicht je an den rechten, knöchernen Tod; und dann hab' ich ihm ja in jeder meiner Balladen eine oder auch mehrere Seelen in die Hände geliefert, und zwar zu meinem eigenen Nachteil, indem ich das Sterben oft nicht einmal gehörig motivirte, um es nur ſchnell vor ſich gehen zu laſſen, und mir dadurch den Tadel des Herrn Haug und gewiß vieler anderen Kritiker zuzog. Herr Profeſſor Reinbeck hat ſich glücklich in das unſterbliche Morgenblatt gerettet, an dem er nun Mitredakteur ſein ſoll. Rette Du Dich ſchnell in den Damenkalender!

Kölles Gedichte ſind allerdings zu ſubjektiv, denn mit den gebräunten Männern und reiſenden Sängern meint er doch niemand als ſich. Allein — im Ernſte — Kölles Gedichte gefallen mir beim Wiederleſen meiſt beſſer als beim erſten Anblick.

Ich glaube, Scheder meint, ſeine Briefe ſegeln ſicherer,

[1]) S. oben Brief vom 11. März.

wenn er sie jedesmal gehörig mit Ballast befrachtet, nächstens werden wir auch Predigten erhalten und, wenn ihm der eigene Vorrat, wie das letztemal, ausgeht, Visitationsschriften u. s. w.

Kölles Trinklied beruht, wie er mir sagte, wirklich darauf, daß die ägyptischen Priester das Weintrinken darum verboten, weil der Wein Titanenblut sei. Kölle hat es in der That gut durchgeführt: es verdiente komponirt zu werden.

Von Deinen Liedern würden sich für den Damenalmanach, nach meiner Ansicht, folgende am besten eignen: An "" (das Dir nicht gefällt, wahrscheinlich deswegen, weil Du es nicht gleich anfangs in der Gestalt ausgeführt, die es jetzt hat), Treue, Er und Sie (wenn die Konstruktion etwas verändert wird), Durch Sturm und Nacht ꝛc. (wenn die Zahl der einsilbigen Worte vermindert würde); das Wanderlied: Wohlauf und gewandert ꝛc. würde wohl den meisten Beifall erhalten, auch so, wie es jetzt ist, allein um Deiner selbst willen würd' ich Dir raten, ihm, ehe Du es hergibst, die Uebereinstimmung zu geben, die wir daran vermißten; Herbst scheint mir nicht recht für diesen Almanach zu passen[1]).

Im Durchschnitt bemerke ich zu Deinen Liedern, daß Du viel zu oft lange Worte kurz brauchst, so erwähn' ich nur in An "" der Vorsilben: Flog, Kampf, Steht, Fern, Ruht, Fühlt, die hier alle kurz gebraucht sind. Ich weiß wohl, man nimmt es nicht so genau damit, ich laß es auch da gelten, wo die Silbe zwar lang, die darauf folgende aber noch länger, d. h. von noch größerem Nachdruck ist; dies ist aber bei

---

[1]) Von diesen Gedichten ist „Treue", „Er und Sie" und „Durch Sturm und Nacht", d. h. Wanderers Nachtlied", im Cottaischen „Taschenbuch für Damen" 1809 erschienen. „An ***" scheint nicht gedruckt zu sein. Das „Wanderlied" steht in den „Dichtungen" (3. Aufl.) S. 172 als „Wanderung". (Das allbekannte Lied: „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein" hat die Ueberschrift: „Wanderlied" [a. a. O. S. 117] s. Brief Nr. 12.) Ueber den „Herbst" hat Kerner verschiedene Gedichte verfaßt, vgl. „Dichtungen" S. 65, 96. Ob das obige eines davon ist, steht nicht fest.

Dir nicht immer der Fall und ſolche Härten kommen allzu oft vor.

Möchteſt Du doch das Gedicht, das mit: Ritter und Dame Aehnlichkeit hat, ausführen! Das meinige hätte in einem andern Moment vielleicht beſſer werden können. So iſt die Ausführung ziemlich oberflächlich. Es kann ſein, daß in Fräuleins Wache[1]) der Ausdruck unnatürlich iſt, und den Eindruck, den etwas auf Dein Gefühl gemacht, kann ich nicht wegdisputiren. Sonſt möcht' ich ſagen: da das Ganze Ironie iſt, ſo trägt es doch einige Milderung in ſich, denn das liebende Fräulein ſpricht gerade das Entgegengeſetzte von ſich und ihren nächtlichen Abenteuern aus, ſie ſpricht alſo abſichtlich anders, als ſie denkt.

Um das Sonett hat Herr Voß große Verdienſte, er hat es auf eine bisher wenig gekannte Art gebraucht. Statt daß nämlich dieſe Urform von den alten Troubadours (beſonders Petrarca) meiſt als Glockenſpiel zarter Gefühle gebraucht wurde, hat er daraus eine Stampfmühle mit 14 derben Stämpfeln gemacht, und die zu große Weichheit, welche man bisher an dieſer Gedichtsform tadelte, hat er durch den Gebrauch von Kernworten, wie: wann'o unfügſam, Kernholz, Stümmlung glücklich vermieden. Auch machte er die Vorzüge ſeines Sonetts dadurch um ſo ſichtbarer, daß er das Goethiſche, welches viel zu urban und wohlklingend iſt, zugleich abdrucken ließ.

Mein Glaubensbekenntnis über das Sonett iſt ungefähr folgendes: Das Sonett iſt eine liebliche, harmoniſche Form, was die für Wohllaut ſo empfänglichen Südländer wohl fühlten; ſein ganzer Bau eignet ſich ſehr zu einer ſinnreichen, ins Epigrammatiſche ſpielenden Schwärmerei. An ſich hat es daher nichts Verwerfliches, hat vielmehr nicht unbedeutenden Wert. Ob es ſich aber für unſere Sprache eigne? Ich glaube nicht, daß das Sonett in unſerer weniger reimreichen Sprache zu einer ſolchen

[1]) Das originelle Gedicht, zuerſt in der Gaſſebierzeitung 1808 erſchienen, fehlt in den ſpäteren Uhlandiſchen Gedichtausgaben. Gedruckt iſt es indes bei O. Jahn: L. Uhland (1863) S. 118 und bei Fränkel II, 23*.

Allgemeinheit gelangen kann und darf, wie es sich bei den südlichen Völkern nationalisirt hat. Wenn aber ein deutscher Dichter seine sinnvolle Schwärmerei (die gerne bei sich selbst verweilt und sich spielend mit sich selbst Mühe gibt, wie man oft nicht ohne Mühe Blumen zu einem Kranze reiht, aber zu eigener Lust) glücklich in die Form des Sonetts gekleidet hat, warum sollten wir ihn nicht um so mehr bewundern, je mehr er Schwierigkeiten zu überwinden hatte? Denn daß er seine Mühe nicht für etwas Geringfügiges angewandt, folgt aus dem obengezeigten absoluten Wert des Sonetts. Daß wir gute deutsche Sonette haben, wird auch Herr Voß nicht leugnen; die schlechten aber können der Sache so wenig schaden, als die vielen schlechten Nachahmungen der Klopstockianer dem alkäischen und sapphischen Metrum präjudiziren. Bei den griechischen Silbenmaßen ist der Rhythmus schwer, bei den Sonetten ist der Reim die Hauptschwierigkeit, der Rhythmus hingegen ist leicht und die langen Zeilen lassen die mannigfaltigsten Wendungen zu. Aber Du hast Langeweile zum Sterben! Hier nun auch ein Sonett von mir, das übrigens nicht zum Beweise dienen soll, wie auch den Deutschen das Sonett gelinge. Ich hätt' es schon letzthin dem Knechte mitgegeben, allein der Mann sah mir nicht aus, wie wenn er den Sonetten hold wäre, und wenn er etwa das Ding (wie eine Repetiruhr) hätte immer klingeln hören, so hätt' er's vielleicht im Eifer gar vertilgt. Ich habe nämlich, was ich eben von Holz, nicht gerade Kernholz, bei der Hand hatte, verhauen, wozu ich, wie Du siehst, meine Feder geschärft, und daraus angezündet beifolgendes

Liebesfeuer[1].

Vom Feuer, das in Liebenden sich drängt,
Wie Ebb' und Flut, vernehmt geheime Kunde!
Sind sie getrennt, so bleibt es tief im Grunde
Des sehnsuchtsvollen Herzens eingeengt;

[1]) Zuerst gedruckt von Rotter (a. a. O. S. 76). In die Gedichtsammlung hat es Uhland nicht aufgenommen; erst Fränkel hat es in seiner Ausgabe I, 431 beigefügt.

Nur Widerſchein der Glut, die innen ſenget,
Gelangt zum dunklen Aug' und bleichen Munde,
Bis nun erſcheint des Wiederſehens Stunde,
Wo ſich das Feuer aus der Tiefe ſprenget.

Wie erſt mit heißen Blicken ſie ſich grüßen!
Wie beider lang verhalt'ne Flammen ſtreben,
Sich zu vereinen durch das Spiel der Augen!

Bald ſenken ſie die Wimpern, um in Küſſen
Noch tiefer eins des andern glühend Leben
Aus Lippen, dann aus Augen einzuſaugen.

L. U.

10. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen, April 1808.]

Nur einige Zeilen zu Breslaus Brief!

Deine Gedichte werde ich morgen Herrn Cotta ſchicken und zwar ohne Verbeſſerung oder Verwäſſerung, als weren ich Dir ſchrieb. Auch leg' ich vielleicht ſelbſt einige bei.

Die für Seckendorf beſtimmten laſſen ſich vielleicht durch die Cottaſchen fortbringen. Was mich betrifft, ſo werde ich das angebotene Honorar acceptiren und ihm dies zu verſtehen geben, ſchreibe mir, ob ich es auch in Rückſicht auf Deine Gedichte thun darf oder nicht; nur ſchreibe mir nie mehr: ich ſolle thun, was ich wolle. Doch iſt es noch immer eine Frage, ob meine uneleganten Balladen in ein ſo elegantes Journal aufgenommen werden.

In Deinen Gedichten wird es brav Druckfehler ſetzen, da Du ſo ſchlecht ſchreibſt. Iſt die Hutkomödie auch für den Prometheus [1]) beſtimmt? Seckendorf hat ja beſonders um dramatiſche Arbeiten, die ſich bei der Wiedergeburt des Wiener Theaters zur Aufführung eigneten, geſchrieben.

Durch Buchhändlergelegenheit ſchickt man wohl keine Hüte, ich werd' eben eine Schachtel dazu anſchaffen müſſen. Ob die

[1]) S. Brief Nr. 4.

Witwe Dollinger, von der Zigeuner[1]) seinen Hut gekauft hat, die Mutter Deiner Gepriesenen ist, weiß ich nicht, da könnte freilich ein großer Fehler entstehen, wenn Du einen unkräftigen Hut erhieltest. Das viele Gerede von der Dollingerin machte beinahe, daß ich die für Cotta bestimmten Gedichte an sie, statt an die Buchhandlung, schickte. Ist ein Hut von der verlangten Art zu haben, so will ich ihn am Donnerstag oder Samstag auf die Post geben. Meine Mutter ermahnte mich aber, Dir vorher noch zu schreiben, daß Zigeuners Hut 10 fl. gekostet, ob Dir dies nicht zu teuer wäre? Der meinige hat vor einigen Jahren ungefähr 7 fl. gekostet, ich höre aber, daß die Hüte jetzt überhaupt teurer seien. Ist Dir jener Preis daher nicht anständig, oder verlangst Du etwa einen weniger feinen, wenn ein solcher zu haben ist, so mußt Du mich es schnell noch wissen lassen.

Noch einen Vorschlag für den Transport des Hutes. Mein Oncle kommt diese Woche von Feuerbach hierher und fährt Freitag oder Samstag zurück. Diesem geb' ich den Hut mit, er gibt ihn Schoder[2]), Du holst ihn bei Schoder, oder noch besser: Schoder besucht Dich, oder ihr kommt in Zussenhausen zusammen. Er kommt mit dem neuen Hute, Du mit dem alten, nun tauscht ihr, Du kannst ihm dann den alten wohl schenken, und er darf sich auch nicht daran schämen, da es Abenddämmerung wird, bis er zurückgeht. Schreibe auch hierüber in möglichster Bälde

Deinem gespannten

L. U.

---

11. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen, April 1808.]

Die Abreise des Herrn Dr. Zeller macht es uns möglich, Deine Briefe so schnell zu beantworten. — Was Teufels ist denn das, auch ich erhielt von Schoder ein Trauerspiel: Die Albigenser (aber von 3316 Versen,) mit beiliegendem Billet.

---

[1]) S. den folgenden Brief.

[2]) S. Brief Nr. 7.

Ich glaubte beinah' es ſei eine Neckerei von Dir, denn es kam am nämlichen Abend an, da auch Dein Brief anlangte. Ich habe noch nichts darin geleſen, hab' aber im Sinn, es abzuſchreiben.

Eigentlich ſchrieb ich Dir aber ſo ſchnell wieder wegen der Hutkommiſſion. Sie ſoll beſorgt werden, ſobald ich weiß, wie ich Dir den Hut zuſchicken kann, daß er nicht verdorben wird? Weißer[1]) wunderte ſich, daß Du von hier einen Hut wolleſt, da Du ſo nahe bei Stuttgart ſeieſt, auch möchte Dein ſchmales Geſicht im breiten Hute nicht zum beſten ausſehen, er ſelber habe ja des Zigeuners[2]) Hut oft aufgeſetzt und ſich im Spiegel beſehen. Auch ſollteſt Du Dich bei dem neuen Herrn Dr. Zeller, Ueberbringer dieſes Briefs, erkundigen, ob ein Tirolerhut auch für einen Doktorhut gelte, welch letztern doch der Deinige vorſtellen ſoll. Ich fürchte aber beinahe, das Ganze iſt darauf abgeſehen, meinem jungen Herzen durch die ſchöne Tellinger Schlingen zu legen, und mich durch die ſchwarzen Trollinger ihrer Augen darein zu locken. Du ſiehſt, daß ich ſchon in den Hymnenſtil hineinkomme, aber Trotz ſei ihr geboten der ſchönen Hutmacherin! Ich werde machen, daß ich ſtets vor ihr auf der Hut bleibe. Aber im Ernſte laß mich bald wiſſen, ob ich Dir den Hut mit der Poſt ſchicken, oder eine andere Gelegenheit abwarten ſoll, oder ob Du nicht lieber Deinen Kopf heraufſchicken willſt. Du kannſt vielleicht des Zigeuners ſeinen Hut haben, denn er trägt jetzt eine Seehundsmütze. Um von dieſer auf den Prometheus zu kommen, ſo iſt das erſte Heft erſchienen[3]). Hör und ſtaune! Es enthält ein Drama: Pandora von Goethe, das aber im nächſten Heft fortgeſetzt wird; ein, ſo viel ich weiß, neues Liedchen von Goethe, durch Reichard komponirt. Ein treff-

[1]) Auguſt Weißer, als Obertribunalrat in Stuttgart geſtorben (nicht zu verwechſeln mit dem Satiriker Friedr. Chriſtoph Weißer von Stuttgart).

[2]) Spitzname von Ernſt Uhland, des Dichters Vetter. Kerner ſagt von ihm im „Bilderbuch" S. 210: Er paarte mit äußerem Ernſte und Trockenheit ein ſehr gemütliches und jovialeſ inneres Weſen.

[3]) S. Brief Nr. 4.

liches Gedicht von A. W. Schlegel an seinen Bruder Friedrich; des letztern Antwort darauf. Ein Gedicht vom alten Wieland ꝛc.

Da ich nun sehe, daß Gedichte aufgenommen werden, so möcht' ich ihm auch was schicken, etwa meine 5 Balladen ꝛc., um zu sehen, ob auch meine Gedichte aufgenommen werden. Wär' es nur nicht so weitläufig, etwas über Leipzig nach Wien zu schicken, und dann soll man die Briefe frankirt schicken und kann es doch nur an die Grenze. Willst Du nicht auch etwas hergeben, etwa: Abreise, das geistliche Lied, zwei Särge[1]) ꝛc. Deine Lieder werd' ich Herrn Cotta zustellen. In Er und Sie wär' es vielleicht statt: „Stehen Blumen" besser: „Blumen stehen"[2]). Im Nachtlied behagt mir das Unglück weniger als der Schmerz, trotz der einsilbigen Worte. In An — sollt' es heißen: voll Erbarmens, was aber nicht im Reim geht, etwa mit? statt: „schien ihm bald," erschien ihm?

Wie kannst Du es wagen, an Herrn Cotta und für den Drucker so schlecht zu schreiben? Herr Cotta wird Dir eine Lorbeerkrone schicken, dann brauchst Du keinen Hut. Du bringst mich fast auch zum Almanachgelaufe.

Mit Bedauern höre ich von Breslau, was Du für Kämpfe mit den Ludwigsburgern Philistern zu bestehen hast. Da mag es Dir freilich nicht gelegen sein, mit mir über Allotria zu korrespondiren. Solche sind z. B. daß ich heute Deine Gedichte nebst einigen von mir Herrn Cotta geschickt; daß ich an Seckendorf noch nicht geschrieben ... Wie meinst Du? Mir ist von einem Freunde, dem meine neuen Gedichte nicht behagten, angeraten worden, eine Pause des Dichtens zu machen. Was meinst Du, großer Arzt?

Die Kantische Schrift sucht' ich vergebens unter Deinen Büchern, bis mir Breslau sagte, daß sie im Faß liege, wo ich sie hervorzog.

[Unterschrift fehlt.]

---

[1]) Die beiden ersten Gedichte sind unbekannt; die „Zwei Särge" stehen in den Dichtungen S. 321.

[2]) Kerner änderte: „Blumen prangen."

12. J. K. an Ludwig Uhland.

Stuttgart, März 1809.

Ich ſchlenderte, als Du mich verlaſſen[1]), ſo meinen Gang weiter in einem Zickzack ... und dichtete auch wirklich ein Wanderlied, das ich Herrn Oberſteuerrat Weißer[2]) präſentiren wollte, um ihn zu fragen: Ob — er's — teuer — tatſam und weiß fände, wenn ich ſo zu dichten fortführe? Aber das Lied hatte bald darauf das Glück, noch eh' ich Stuttgart erreichte (bekreuzigt euch, ihr ſieben Weiſen Stuttgarts!), von einem Handwerksburſchen gekrönt und ſomit auf eine Höhe geſtellt zu werden, die keine in den Morgennebel getauchte Gänſefeder erreicht. Das Lied heißt ſo: aber ich habe, wie Du ſiehſt, mein Steinhauerlied dabei geopfert:

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.

Ade nun, ihr Berge!
Du väterlich Haus!
Es zieht in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſteh'n,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu geh'n.

Die Woge nicht haſtet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort fliegt
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher.

Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie treiben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, ſie kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.

Und Liebe, die folgt ihm,
Dem Herzen verwandt;
So wird ihm zur Heimat
Das fernſte Land[3]).

[1]) Im März 1809 verließ Kerner nach beendigtem Studium die Univerſität. Uhland begleitete den Scheidenden. Vgl. K. Mayer, „L. Uhland" I, 110.

[2]) F. Ch. Weißer, der Satiriker, Redakteur am Morgenblatt, geſt. 1834.

[3]) Dieſer letzte Vers weicht von den bekannten Drucken ab.

Zu Echterdingen [bei Stuttgart] schrieb ich es im Wirtshause für die Langeweile auf, und als ich weiter ging, sang ich es auf der Straße vom Blättchen nach eigener Melodie ab. Da kam ein Handwerksbursche die Straße her, der lief auf mich zu und bat mich sehr höflich, „doch ihm dies Lied zu geben." Da vergaß ich, daß es noch nicht gefeilt war, und gab es vor den zehn Jahren der Feilung (Fäulung) in die Welt hinaus, aber doch einerseits nach des Herrn Hofrat Jus Weise, der, wie ich einmal hörte, seine Gedichte auch nicht drucken ließ. —

Noch an dem Abend führte mich Harpprecht[1]) an das Wirtshaus, die Sonne, allwo die Herren Verfasser des Morgenblatts residiren. Aus Furcht, anzubrennen (weil mir schon nach Noas[2]) Aussage das Feuer nicht günstig ist), ging ich nicht hinein, sondern lief bescheiden, ein kleinerer Stern, um die Sonne bloß herum ... Morgens war ich bei Grüneisen[3]), der sehr höflich war, übrigens doch was Stößigtes im Gesicht hatte. Haug war sehr freundlich. Ich traf Herrn Rehbein[4]) gerade bei ihm, der nach Spanien abreiste. Harpprecht beklagte sich, daß Du ihm gerade das, was er von Dir verlangt, das Blatt übers Morgenblatt, zurückbehalten hättest ...

Ohne Haug was zu sagen, ging ich mit Sporn und Peitsche auf Weißer los, traf ihn aber leider! nicht zu Hause. Seiner Magd band ich meinen Namen fest ein und empfahl ihr sehr: dem Herrn zu sagen, daß ich dagewesen sei, ihm meine Aufwartung zu machen. Harpprecht sagte nachher, ich müsse eine große Dosis von Unverschämtheit besitzen, daß ich diesen Gang gewagt hätte, denn W. wisse vom Epigramm, dem Brief an Haug und all den Historien und sei über mich desperat erbost.

---

[1]) Friedrich Harpprecht studirte Rechtswissenschaft und Forstwissenschaft, wurde dann Offizier und fiel im russischen Feldzug 1813. Vgl. „Denkmal Fr. v. Harpprechts" ꝛc. 1813. Vgl. Notters Uhlandbiographie S. 45.

[2]) Gemeint ist wohl der Schneider Noac. S. Brief Nr. 3.

[3]) Grüneisen war Konsistorialsekretär, Freund Haugs, Vater des späteren Oberhofpredigers.

[4]) Rehbein d. h. Rehfues. S. Brief Nr. 7.

— Harpprecht hat mich nachmittags bis in das nächste Dorf begleitet.

Grüße mir Mayer und alle und hier noch ein Lied. —

Dein Kerner.

Nächtlich [1]).

Ich kam vor Liebchens Fensterlein,
Thät viele Stunden stehen,
Ob nicht im milden Abendschein
Die Liebe wär' zu sehen.

Was fühlt dies Herz, so Lust als Weh,
Sie kommt, o süßes Bangen;
Ich sah wohl zitternd in die Höh' —
Da kam der Mond gegangen.

Doch jetzt, doch jetzt, was fühlt das Herz!
Gewiß! sie ist nicht ferne!
Ich sah wohl zitternd himmelwärts —
Da standen tausend Sterne.

Denn drüben an dem Fensterlein
Sich mir ihr Bildnis zeigte,
Es war des Himmels Widerschein,
Was sich herunter neigte.

L. Varnhagen von Ense an J. K.

Kassel, den 10. März 1809.

Sei nicht verwundert, mein geliebter Freund, daß ich Dich mit Du anrede! Ich wüßte mich jetzt, da die Entfernung jede Scham und Verlegenheit, die mir sonst jeden Ausbruch des Gefühls gegen Männer zurückhält, fällig weggetilgt hat, in keine andere Form zu finden, zumal da ich von Deiner Seite einer herzlichen Aufnahme so sehr versichert bin! Schon in Bruchsal wollte ich Dir schreiben, dann in Frankfurt, und an beiden Orten standen schon einige Zeilen auf dem Papier; die früheren zerriß ich wieder, weil mich das Schreiben in der Freundlichkeit des Gemüts, die mich auf heitere, lebenslustige Weise den Freunden

[1]) Das Gedicht erhielt später die Aufschrift „Ständchen".

zuwandte, stören wollte. In Frankfurt aber war ich zu unruhig, und es that mir weh, voraus zu sehen, wie ich Dir in dem ersten Briefe nur ein wildes Wolkengewirr geben würde, hinter dem Du den Sonnenschein wohl geahnt hättest, aber nur durch Dein Verdienst, nicht durch meins. Denke aber nur nicht, teurer Freund, weil ich Dir jetzt schreibe, fühle ich mich auch im stande, Dir alles zu sagen, was für Dich in mir aufgeblüht ist, und die Beziehungen alle, die von Deinem Leben auf meines übergegangen sind, als helle Liebes- und Freundschaftsgaben, wieder vor Deine Augen zurückzugeleiten und hinzustellen; vielmehr habe ich aufs neue gefunden, daß das Beste und Innigste lautlos vorüberzieht und nur dann erst kann festgehalten werden, wenn es sich aus seinem hohen kreisenden Schweben im Gemüt auf eine Begebenheit im Leben niedersenkt und an dieser sich anknüpft. Dir sei es genug, daß ich Dir sage, daß solche Liebesgefühle für Dich in meiner Seele aufsteigen, deren Art und Weise Du in Dir selbst am besten erkennen mögest. Mich hat es oft gerührt, zu sehen, wie doch sogleich an dem fremden Ort der Sinn zu dem Sinn sprach, und mir war es ein herrlicher Trost, indem ich an so vielem verzweifelte, in Dir und Uhland mich von zwei treuen Menschen, die mir nah' geworden waren in einer Zeit, wo alles von mir sich hätte entfernen sollen, umgeben zu wissen ... Wie freue ich mich, Dich in Hamburg wiederzusehen. Die Reise war sonst recht angenehm ... Ich habe niemals zu den Deutschen solches Vertrauen gehabt, als diese Reise mir gegeben. Das Volk ist vortrefflich, ein allgemeines Zutrauen ist unter ihm, ganz offen redet jeder, sobald er nur weiß, daß ein Deutscher vor ihm ist, doch ist es hier besonders sehr gefährlich, frei zu reden. In Westfalen ist alles auf franz. Fuß ... Ich hoffe von Dir bei meiner Ankunft in Hamburg wenigstens einige Zeilen zu finden, denn so schreibunlustig wirst Du doch wohl nicht gewesen sein, um über alle an mich noch eingelaufene Briefe nur bloße Couverte zu machen, die Dir im Grunde schwerer fallen als Briefe selber. Grüße von ganzem Herzen Uhland!

Dein treuer Freund

Varnhagen.

14. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 11. April 1809.

Daß Du meinteſt, ich werde Dir zuerſt ſchreiben, iſt in der That ſonderbar, es iſt doch allgemeine Sitte, daß man dem Abgegangenen, bevor er ſelbſt geſchrieben, keine Briefe nachſchickt es wären denn Steckbriefe. Daß es Dir noch an den Elementen der epiſtolariſchen Kunſt fehlt, iſt aus Deinem Schreiben zu erſehen; fehlendes Datum, die Putzſcherentraube[1]) ſtatt eines ordentlichen Siegels, unbeſchnittenes Papier, ohne Zweifel des Chriſtentums halber. Es hat mich ſehr gefreut, daß Dein für die Ombres chinoises [Chineſiſche Schatten] ausgegebener Sechsbätzner bereits ſo reiche Zinſen getragen. Du haſt dem chineſiſchen Schattenſpieler ganz die Kunſt abgelernt, denn die Geſtalten, die auf Deinem Vorhang ſo luſtig und lebendig erſcheinen, waren ohne Zweifel hinter demſelben recht hölzerne und pappendeckelne Drahtpuppen. Mit den Geiſtererſcheinungen (in der Kirche) haſt Du recht gut umzugehen gewußt, ſo auch (im Traume) mit den im Verſchwinden zwar kleiner, aber immer heller werdenden Bildern. [Reiſeſchatten I, 1 und 2.]

Den Traum haſt Du wohl erſt eine Nacht ſpäter gehabt, als Du erzählt. Die von Dir nimmer beſuchte Gegend hat nämlich den Entſchluß gefaßt, Dir nachzuſchwimmen. Es ſtürzten ſich daher die Berge, die Kapelle, auch eine Pappelallee, den Kopf zu unterſt, in den vorbeifließenden Bach und ergoſſen ſich mit demſelben in den Neckar. Als ſie nun bei Neckardolfingen [Neckarthailfingen bei Nürtingen a. N.] unter der Brücke durchpaſſiren wollten, fuhreſt Du gerade darüber und thateſt einen Blick in den tiefen Spiegel, und Dein Auge, das die Bilder empfangen, ſpiegelte ſie im Traum nach innen hinein. Wenn Du wieder über den Neckar fährſt, haſt Du vielleicht dieſe Begegnung noch einmal[2]).

[1]) Soll wohl heißen: Putzſcherenſchraube?

[2]) Die Aeußerungen Uhlands über die „Reiſeſchatten" ſind um ſo intereſſanter, als bisher, wie es ſcheint, nur ein Wort Uhlands an Karl Mayer (in deſſen Uhlandwerk I, 123) darüber bekannt war. Vgl. auch H. Fiſcher, Beiträge zur Literaturgeſchichte Schwabens. S. 67.

Daß es Dir auf dem trägen Postwagen bald langweilig wurde und Du bei der Poesie Extrapost nahmst und mit ihren idealen Pferden, dem Pegasus und Kölles projektirtem Pferde lustig dahinfuhrst, ließ sich erwarten. Daß jedoch Deinen Dichtungen einige Wahrheit zu Grunde liege, erfuhr ich durch einen wunderbaren Vorfall.

Als ich mich nämlich gestern, eh' ich noch Deinen Brief erhalten, auf einem einsamen Spaziergange bis in den Wald verstieg und hier mit vielem Vergnügen bemerkte, daß die Vögel bereits die Probe von dem großen Singspiele: der Frühling — anstellen, begegnete mir unter den aufgrünenden Bäumen ein herumwandelnder dürrer, der sich für einen vom Wege abgekommenen Seelenhirten ausgab, welcher schon manches verirrte Schäflein im Geistlichen auf den rechten Weg gebracht habe, und nunmehr im Leiblichen das Nämliche von mir erwarte, indem er bisher vergeblich gehofft, daß dieses grüne Waldmeer sich vor ihm öffnen würde, wie weiland das rote vor den Kindern Israel. Es zeigte sich nun bald, daß dieser Mann Gottes kein anderer war als derjenige, welcher mit Dir in der Diligence gesessen. [Reiseschatten I, 3.] Sein Gesicht trug Spuren eines tiefen Kummers und er erzählte, wie er von dem Morgenblattsfeste abgewiesen worden, weil er mit ungepudertem Haar erschienen, dagegen die übrigen Gäste selbst im Gesichte gepudert gewesen wären. Er sei nun zwar hinabwärts mit der Diligentia gefahren, weil er aber daselbst einen wahnsinnigen Neupoeten angetroffen, so habe er, um nicht ein ähnliches Rencontre zu haben, die Rückreise mit Fleiß nicht mehr mit der Diligence, sondern zu Fuße gemacht. Unter dem Neupoeten verstand er niemand anders als Dich, von Hölderlin wollte er nichts wissen, und er fand darin bloß ein Spiel Deiner Phantasie, welches er mir psychologisch erklärte.

Er erzählte, wie er bald gemerkt, welches Gelichters Du seiest. Als Du nämlich viel von dem Klinikum in Tübingen, von neuer Poesie, von Ludwigsburg, als dem Ziel Deiner Reise, gesprochen,

---

Uhlands Urteil über die anderen Teile der „Reiseschatten" ist aus den Briefen Nr. 15, 17 u. f. w. zu ersehen.

auch den Poeten Goldfaſan [Conz] Deinen alten Freund und Führer genannt, ſo habe er ſich aus dieſen verwirrten Reden den Zuſammenhang gebildet, daß Du im Tübinger Klinikum an der Wut der neuen Poeſie krank gelegen, nunmehr aber als incurabel in das Bicêtre [1]) nach Ludwigsburg transpertirt werdeſt, wobei Dir Goldfaſan als Führer beigegeben ſei. Das Hauptſymptom jener Krankheit, nämlich das Kopfſchütteln über die alte Poeſie, habe ſich bei Dir beſonders ſtark gezeigt, vorzüglich aber in dem Augenblick, als er Dir einige ſeiner bei ſich habenden Gedichte präſentirt und Du erklärt, daß ſie wegen der wäſſerigen Tinte ſehr unangenehm zu leſen ſeien. Er berichtete ferner, wie Du häufig einen kleinen Korkzieher an den Mund gelegt, was der Chemiker ſo erklärt habe, daß Du mittelſt desſelben gewiſſe innere Stöpſel hebeſt, um den Sauerſtoff des Wahnſinns herauszupumpen, wodurch dann die wunderlichen Töne entſtänden. Was Du darüber geſagt, ſei noch viel unverſtändlicher geweſen. Du habeſt z. B. geäußert: die Menſchen hätten bisher den Stahl dazu gebraucht, ſich einen ſtählernen Arm, das Schwert, anzufügen, der ihnen zum Werkzeug der Wildheit und des Haſſes dienen müſſe, Du nun habeſt Dir aus Stahl eine Zunge gemacht, wodurch Du die zarteſten Empfindungen der Liebe auszudrücken wiſſeſt, bei denen die fleiſcherne Zunge verſtummen müſſe, worüber Du auch bereits das Nötige ins Morgenblatt eingerückt habeſt. Dies habe jedoch er, Morgenblatts-Prediger, nicht glauben können, indem dieſes nüchterne Blatt gewiß nie ſolche aegri et ebrii somnia [Träume eines Kranken und Betrunkenen] aufnehmen würde. Er fügte noch viele ſeine Bemerkungen über Dich bei und verſicherte, Dich beſtändig beobachtet zu haben, jedoch, weil dies unſchicklich geweſen wäre, nicht indem er Dich immer angeblickt, ſondern indem er auf ſeine ſchwarzen Glanzhoſen herabgeſehen, worin Du Dich, tamquam in speculo [gleichſam im Spiegel] präſentirt.

---

[1]) Der Name kommt von dem Zucht- und Irrenhaus Bicêtre bei Paris her. Auch Schiller in „Kabale und Liebe“ IV, 3 erwähnt das Pariſer Bicêtre.

Als er dieſes erzählte, waren wir aus dem Walde heraus gerade in der Gegend mit der [Wurmlinger] Kapelle angekommen, welche ſich zuerſt in dem Strome, ſodann in Deinem Traume und jetzt in den ſchwarzen Glanzhoſen, jedoch hier etwas düſter und traurig, abſpiegelte.

Der Poſtwagenprediger war er eingeſtändig, auch verſicherte er, noch auf der Weinſteige[1]) eine Gelegenheitsrede über die Notwendigkeit der Wagenſperre gehalten zu haben. Mit vieler Selbſtgefälligkeit nannte er ſich einen

Predigend reiſenden,
Wonne Verheißenden.

Ein merkwürdiger Vorfall, fuhr er fort, habe ſich in Neckarbolſingen beim Mittageſſen ereignet. An dem aufgetragenen Käſe ſei nämlich ein Papierchen geklebt, worauf das Wort: „Einſiedler" geſchrieben geweſen. Der Wirt habe zwar dieſe Inſchrift ſo erklärt, daß ſie ſo viel bedeute als Einſiedlerkäſe. Er, Paſtor, habe jedoch nicht getraut, ob es nicht etwa ein Stückchen der Einſiedlerzeitung [S. S. 51] ſei, die er um alle Welt nicht mit dem Munde hätte berühren mögen, denn wenn es anſteckend und gefährlich ſei, von einem Wütenden gebiſſen zu werden, ſo ſei es gewiß nicht minder bedenklich, in einen ſolchen zu beißen.

Endlich teilte mir der Paſtor auch einige von Dir nicht notirte Aeußerungen des Morgenblatts-Schreiners mit. Derſelbe habe nämlich geſagt, daß er die Neupoeten ſehr ungehobelt finde. Auch könne er, wiewohl ſonſt ein erklärter Gegner Tiecks, derjenigen Stelle des Zerbino[2]) ſeinen Beifall nicht verſagen, worin der Tiſch und die Stühle ſich freuen, daß ſie aus dem rohen Naturſtande grüner Bäume nunmehr zu nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft gebildet worden, welches Verdienſt natürlich allein dem Schreiner zukommt.

Wenn übrigens einige Rezenſenten ein vernünftiges Geſpräch von ſeiten dieſer Meubles unnatürlich gefunden, ſo wolle er doch dagegen bemerken, ſo wie diejenigen Leute, welche mit Pferden

---

[1]) Straße von Stuttgart nach Degerloch.

[2]) Tiecks „Prinz Zerbino" ſetzt den „geſtiefelten Kater" fort.

oder anderen Thieren viel umgehen, dieſen gerne einen beinahe menſchlichen Verſtand und eine gewiſſe durch Uebung zu verſtehende Sprache zuſchreiben, ſo habe auch er durch vieljährigen vertrauten Umgang mit Tiſchen und Stühlen in denſelben nicht undeutliche Spuren von Verſtand wahrzunehmen, auch in den verſchiedenen Holztönen eine gewiſſe Naturſprache (man nehme nur das Seufzen eines ſchwer, etwa mit Goldfaſan beladenen Stuhls) zu entdecken geglaubt.

Auf meine Frage, wie ſich denn Goldfaſan während der Reiſe benommen? erzählte mir der Pfarrer, daß dieſer Dichter ſich nicht in den ſonſt ſehr lebhaften Diskurs gemiſcht, ſondern während deſſen und den ganzen Weg über die Geſchichte eines neulich von ihm rezenſirten Romans im Extrakt, d. h. unendlich in die Länge hinausgezogen und wie die Fahrgeleiſe des Poſtwagens nachgezogen, erzählt habe, auch daß er damit bei der Ankunft in Stuttgart nur zur Hälfte fertig geweſen und daher dem Conducteur verſprochen, auf der Rückreiſe die andere Hälfte nachzuholen. Da jedoch Goldfaſans Vortrag nicht ſehr leidenſchaftlich geweſen, ſo ſei die übrige Geſellſchaft in ihren Verhandlungen dadurch ſo wenig geſtört worden als durch das beſtändige ſanfte Knarren der Wagenräder. Uebrigens halte er, Paſtor, Goldfaſan für einen Bauchredner, indem während der langen Erzählung kaum eine Oeffnung ſeines Mundes bemerklich geweſen. Unter dieſen Geſprächen kamen wir vor dem bereits geſchloſſenen Thore an, wo nun der wandernde Apoſtel zu guter Nacht (als Gegenſtück der Rede über die Notwendigkeit der Wagenſperre) ſich in einem weitläufigen Vortrag über die Entbehrlichkeit der Thorſperre, und damit des Thorkreuzers, ausließ.

Seinen Namen erfuhr ich nicht, weil er ſich am Thor nur mit den Anfangsbuchſtaben angab, unter denen er im Morgenblatt aufzutreten pflegte.

Somit hab' ich Dir nun das Wichtigſte erzählt, was mir bis jetzt vorgekommen. Aber doch noch eins! Am Oſtermontag ging ich nach Luſtenau, um das Volksfeſt des Eierleſens anzuſehen. Als ich aber auf dem Platz ankam, ſah ich weder Bauernburſche noch Eier, ſondern bereits einen Trupp junger

Hühner herumlaufend, woraus ich ſchloß, daß ich etwas zu ſpät gekommen. Die Volksromane und das Wunderhorn ſind noch nicht von Reutlingen gekommen. Vielleicht behält ſie der liebe Mann[1]) als Pfand für ſeinen Eginhard zurück. Am Freitag oder Samstag wird der Zigeuner disputiren.

Der Bär[2]) läuft noch immer wild.

Viele männliche und weibliche Grüße!

Endlich wünſch' ich von Herzen, daß Deine Ombres chinoises fleißig fortgeſetzt werden und ſich ins Unendliche vervielfältigen, wie dort auf dem Vorhange die tanzenden Tiroler.

Dein

L. Uhland.

N. S.

Du wirſt mich auslachen, wenn ich Dir ſchreibe, daß ich meine Gedichte Cotta zum Verlag angeboten, und ſoeben Antwort erhalten, daß er ſie wegen der Menge ſeiner Unternehmungen und der Zeitumſtände nicht annehmen könne, daß es ihm ſonſt ein Vergnügen geweſen wäre[3]).

Ich habe noch 4 Gedichte von Dir in Händen: Eine Epiſtel. Der Adler. An Frau V. Der Kahn des Mondes[4]). Haſt Du noch eine Abſchrift davon, daß ich ſie behalten kann? Warum ſchreibſt Du gar nichts von der Zeit Deiner Abreiſe?

Du erhältſt hiebei das Fehlende vom Bären. Statt der Arie wünſcht' ich freilich eine andere und will Dir die Fertigung einer ſolchen empfohlen haben.

---

[1]) Fleiſchhauer. S. den folgenden Brief.

[2]) Gemeint iſt die Poſſe „Der Bär" oder „Die Bärenritter".

[3]) Vgl. Notters Uhlandbiographie S. 79.

[4]) Welche Gedichte das ſind, iſt nicht feſtzuſtellen. Unter dieſer Ueberſchrift findet ſich keines in den Ausgaben der Gedichte. Ueber den Mond hat Kerner drei Gedichte verfaßt: Im Mondlicht (Dichtungen S. 335). Im Garten im Mondlicht (Der letzte Blütenſtrauß S. 209). In der Mondnacht (Winterblüten S. 34); aber es wird wohl keines dieſer drei ſein.

Damit jedoch die Lücke indeſſen ausgefüllt werde, habe ich die meinige etwas verändert hineingeſetzt.

Die Worte Hölderlins brachten mich auf einen Gedanken, wie man das Bild eines Geizigen malen könnte. Man ſollte ihm nämlich zwei Münzen ſtatt der Augäpfel einſetzen, ſo, wie wir es im Ochſen probirt haben.

Ein Menſch, der viele Schulden machte, ſagte, es gebe vielerlei Liebhabereien, der eine ſammle Münzen, der andere Schmetterlinge u. ſ. f., er lege ſich eine Sammlung von Contes an.

Schreibſt Du vor Deiner Abreiſe nicht auch noch an Schober?

Den Tieck will ich Dir ein andermal ſchicken, da ich ihn nicht gleich zur Hand bekommen kann . . .

---

15. Ludwig Uhland an J. K.

Sonntag frühe. [15. April 1809.]

Teuerſter Optikus!

Geſtern nacht erhielt ich Deinen Brief und ſchreibe Dir nun in Eile einige Zeilen durch den Doktor Zigeuner[1]), werde Dir aber noch einmal umſtändlicher ſchreiben. Die neuen Ombres chinoises habe ich geſtern nimmer geleſen, ſondern ſie aufgeſpart, um mir einen vergnügten Sonntag damit zu machen. Wenn man in die Kirche läutet, werd' ich in das chineſiſche Theater gehen und mich ohne Zweifel trefflich erbauen, denn es kommen Klöſter, Nonnen u. ſ. w. vor. Deine Darſtellung iſt nämlich ſo lebendig und farbig, daß ſie ſich von ſelbſt in bunte Bilder als Vignetten verwandelt hat und man daher ſchon einigen Begriff von der Sache bekommt, ehe man die Schrift geleſen.

Conz läßt Dich bitten, ihm das vollſtändige Titelblatt Deines alten Don Quijote abzuſchreiben.

Vergiß auch nicht den Volksroman, wenn Du ihn ausgebraucht, zu ſchicken, damit wir nicht gegen den Reutlinger[2]) zu

[1]) D. h. Ernſt Uhland. S. Brief Nr. 9.

[2]) D. i. Buchdrucker, bezw. Nachdrucker Fleiſchhauer. S. Brief Nr. 23. (Vgl. A. Reinhards Kernerbiographie S. 50.)

Schanden werden, der mir die Bücher noch immer nicht geſchickt. Vielleicht ſchickt er ſie dieſe Woche mit Marktwaren. Morgen nämlich fängt der Jahrmarkt an, wo die heilige Genoſeva, der Kaiſer Octavianus und all die anderen romantiſchen Herrſchaften mitten unter den Bauern, Käſekrämern, Putzmacherinnen herumlaufen. Setze doch um Gottes willen! die Schattenbriefe fort, um mir mehrere ſchöne Sonntage zu machen, und ſchreibe mir auch noch, ſo lange Du in der Nähe biſt, denn ſpäter wird es doch hapern. Der Tieck iſt in Zigeuners Kiſtchen.

[Unterſchrift fehlt.]

---

16. J. K. an Ludwig Uhland.

Ludwigsburg, Samstag, den 22. April 1809.

Was ich hier ſchreibe, iſt wahr! Hier folgt ein zweiter Transport der Reiſeſchatten, ſehr anſehnlich. Daß Cotta Deine Gedichte nicht annahm!!! pfui! Als ich geſtern mit dem Chemicus (Staudenmaier) nach Stuttgart lief und aus voller Kehle über das Morgenblatt ſchimpfte, kam eine Kutſche daher und hinten ſchrie der Kugel (?) „halt!“ aus ihr. Ich ging alsbald näher, und da ſaß Musalinus (?) mit ſeinen zwei Dienern in ihr. Ich bot ihm alsbald die Hand, aber nur die linke, denn er war faſt freundlich und war ich auch freundlich, denn es war mir lächerlich. Als ich in Stuttgart war, wollte ich ins Theater gehen, da ſtanden aber alle Leute vor demſelben, denn man erwartete franzöſiſche Offiziere, und ſollte deswegen das Spiel erſt in einer Stunde anfangen. Da begab es ſich, daß ich auf den Haug und Reinbeck ſtieß, mich zu erkennen gab und ſehr freundlich aufgenommen wurde. Ging ich auch des Morgens zu Haug ins Haus. Ich widerſprach ihm ſehr, denn er ſchwatzte ziemlich plattiſtiſch und unwiſſend. Aber recht erſtaunt bin ich, wie er mir ſagte, daß er den Voß erwartet, daß aber ſtatt ihm nur ſein Sohn gekommen ſei, denn der Vater habe ſich wegen eines Polypen in der Naſe operiren laſſen!!! — wörtlich, was

ich in den Reiſeſchatten[1]) erſcheinen ließ, ohne es zu wiſſen. Höre! — auch habe man dem Voß an der Hand einen Schaden operirt, denn als Seume einſt zu ihm gekommen, habe er ihm einen ſo ſtarken Händedruck gegeben!!!!, daß er lange einen Schmerz an der Hand empfunden habe. Bald nach Seume ſei Falk[2]) angelangt, und der habe ihm auf der nämlichen Stelle die Hand gedrückt, wodurch er ein großes Gewächs auf der Hand bekommen, das er ſich nun habe wegſchneiden laſſen. Goethe, ſagte Haug mit einer ernſten Miene, werde Voß zu Gunſten nun auch öffentlich ein Wort über den Streit mit Arnim ſprechen. —

Haug zog beſonders über die Kinderlieder los und ſagte, man ſolle die Kinder Lieder von Goethe lehren.

Es iſt mir leid, daß Du mir den Tieck ſo lang nicht ſendeſt.

Ich grüße Kölle viel tauſendmal, und er ſolle, was ich von Wahrheit und Lügen an Dich ſchreibe, auch als an ſich geſchrieben betrachten; oder nimm Du Dir die Wahrheit und er ſoll die Lügen nehmen, von denen er doch auch ein größerer Freund iſt. Ich ſcheine den Haug ziemlich geärgert zu haben.

Grüße mir Deine Eltern und Oncles viel tauſendmal ... Der Zigeuner wird doch nun fertig ſein. Wenn er nicht ſchnell kommt, kann er nimmer mit mir reiſen. Schon ſind fünf Tage an der Zeit, in der mein Paß gültig iſt, verfloſſen.

Adje! Adje!

Dein K.

Wenn Du willſt, ſo ſende mir Deine Gedichte und ich will ſie Mohr, Braun oder Perthes antragen. Schreibe mir nur alsbald, denn die nächſte Woche werd' ich wohl abreiſen.

---

[1]) Dieſe ganze Stelle erinnert lebhaft an die Reiſeſchatten l. l. Wir ſehen daraus, daß „der alte Poet Damon", der einen „Polypen in der Naſe" hat, der Dichter J. H. Voß iſt. Auch ſcheint mir die Stelle: „Hier gaben ſich nun der Pfarrer und der Schreiber auch als Mitglieder des ſchmeckenden Wurms [d. i. des Morgenblattes] zu erkennen", auf Haug und Reinbeck zu gehen. „Plattiſten" werden die Mitarbeiter des Morgenblattes genannt.

[2]) Der Satiriker J. D. Falk lebte von 1770—1826, J. G. Seume 1763—1810.

17. Uhland an J. K. Tübingen, den 26. April 1809.

Dein zweiter Schattenbrief hat mir unsägliche Freude gemacht, besonders das Drama. In der That es sollte gedruckt werden, mit wenigen Abänderungen. Du solltest mehreres auf diese Art bearbeiten, Volksromane, Novellen etwa aus den 7 weisen Meistern; Du würdest ein neues und den ästhetischen Theoretikern noch nicht bekanntes dramatisches Genre, das Schattenspiel, begründen. Heute werd' ich es zur Feier meines 22ten Geburtstags durch Felix Schaber[1]) und andere aufführen lassen mit einem Nachspiel, das Du hiebei erhältst.

Kölle hat nun ein Pferd gekauft, ein wirkliches Pferd mit 4 Füßen, Kopf und Schwanz, kein bloßes Surrogat. Er reitet, glaub' ich, heute damit nach Stuttgart und will zu Ende dieser Woche ganz von hier abgehen.

Das Weib mit den Volksbüchern hab' ich gestern vergeblich auf dem Markte gesucht.

Meinen Brief durch Zigeuner wirst Du erhalten haben.

Ich hätte Dir gerne noch vieles geschrieben, aber meine Prozeßgeschichten verhinderten mich, es ist Postzeit und ich wünsche, daß Dich mein Brief noch in Ludwigsburg treffe.

So sag' ich Dir denn Lebewohl! tausendmal Lebewohl!

Du schreibst mir vielleicht doch nicht so bald wieder, und ich werde Dich vor der Hand nicht so leicht mit Briefen zu treffen wissen[2]).

Wie immer, so auch in Eile Dein L. U.

(Folgt das Nachspiel zu Kerners Schattenspiel „Eginhard". Dasselbe ist gedruckt in Notters Uhlandbiographie S. 80 ff. und genau nach Uhlands Brief an Kerner bei A. v. Keller: Uhland als Dramatiker S. 186 ff., ebenso bei Fränkel II, 190 ff.)

---

[1]) Er war nach Karl Mayer „Ludwig Uhland" I, 122 (Justinus Kärners zweites Nachtblatt ꝛc.), der Sohn einer Aepfelhändlerin, ein etwas lockerer Zeisig, zuerst Soldat, dann Metzger und später Schneider. Er ist das Vorbild des Felix in den Reiseschatten. Vgl. Brief Nr. 41 (Schluß). H. Fischer (Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens S. 67) hat mit Recht diese beiden Felix zusammengestellt, während Fränkel, „L. Uhland" I, 480 im Zweifel über die Person des Schaber ist.

[2]) Im Frühjahr 1809 (vgl. Brief Nr. 14) unternahm Kerner

18. J. K. an L. Uhland und C. Mayer.

Neckarſteinach [1]), den 3. Mai [1809].

Mein geliebter Uhlande! Mayere!

Einen Tag war ich bei Mayer. Hab' ihm die Ombres chinoises vorgeleſen. Der Bär [2]) ſcheint nicht ſeinen Beifall zu haben. Er ſagt, es ſei zu wenig Komiſches darin. Den erſten Mai fuhr ich zu Schiff von Heilbronn ab und kam an dem Tag nach Gundelsheim. Es würde ſich hier viel für einen Schattenbrief finden, wenn ich nicht zu faul wäre. Zu Gundelsheim blieb ich über Nacht und fuhr morgens voll den Neckar hinab nach Neckarſteinach, wo ich bei Hellmann [3]) ſchon zwei Tage bin. Es befindet ſich hier ein Marionettentheater. Einmal war ich in ihm. Es wurde aufgeführt der Prinz von Caſtilien, eine Art Magelone. Es ſcheint, daß es mit den Volksdramen wie mit den Volksliedern gegangen ſei, daß auch ſie wie die vermiſcht wurden; denn was uns Varnhagen als aus einem Marionettenfauſt aus Berlin erzählt, kam auch hier in dieſem Drama vor. Meine Mutter heißt Hans, mein Vater Lieſel u. ſ. w. Der Kaſperle iſt recht gut, ſpricht wie ein Schiffer von Neckarſteinach. Ich möchte gern mich mit den Leuten bekannt machen, um zu hören, was ſie als haben, aber Du weißt ja, wie ſchwer ſo was hält. Uebrigens hat mich das erſte Drama nicht ganz befriedigt, vielleicht aber bloß, weil ſie nur die Hälfte davon aufführten.

In der allerherrlichſten Berggegend am Neckar liegen hier fünf der herrlichſten Burgen, die ich je ſah. Ich habe ſie ſchon bereiſt. Sie ſind ganz ungeheuer feſt und eine davon, wohl die älteſte, die Rabenburg, iſt ganz in einen Felſen gehauen und

---

eine Bildungsreiſe über Frankfurt, Hannover nach Hamburg, dann Berlin und Wien. Im Frühjahr 1810 kehrte er zurück. Vgl. die folgenden Briefe.

[1]) In Heſſen (Provinz Starkenburg), am Neckar gelegen.

[2]) S. Brief Nr. 14.

[3]) Fabrikbeſitzer in Neckarſteinach, ein Ludwigsburger Freund Kerners (Bilderbuch S. 357).

unbeſchreiblich ſchön. Es iſt dies die Burg, die durch das Rabenwunder, das einſt im Morgenblatt erzählt wurde, berühmt iſt, und mit einem Sandſtein von ihr iſt dieſer Brief gefandelt. Die Burgen gehörten den Grafen von Landſchaden, deren Grabſteine in der hieſigen Kirche ganz herrlich ſind. Ich wollte in der That, daß Du ſtatt dem ſchlechten Paris den Odenwald oder ſonſt deutſche Gegenden beſuchteſt. Die Erinnerung würde Dir gewiß teuer ſein.

An vielen Kapellen und alten Schlöſſern fuhr ich vorüber, als da ſind: Wimpfen, Ehrenberg ꝛc. Das Ufer ſtand ſchon recht grün mit Büſchen, darin ſchlugen die Nachtigallen und ſchlugen recht ſchön, denn es war der erſte Mai, darum man auch das Schiff mit Blumen umhängt und mit grünen Zweigen umſteckt. Das Abendrot kam, und darin ſtunden viele Burgen und Kapellen; da erklangen von ihnen die Glocken, und das Schiff ging recht ſtille.

[„Abendſchiffahrt.“]

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erſchallet,
Stiller da das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle.

Schiffer ſinkt dann betend nieder —
Und wie aus dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.

Eines iſt dann Welt' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Ungewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Teile dieſen Brief gelegentlich Mayer mit. Ich verſprach ihm zu ſchreiben, wüßt' ihm aber auch weiter nichts anderes zu ſchreiben als Dir auch. Oder will ich ihn an Mayer ſchicken und er ſoll ihn Dir ſenden ...

---

19. J. K. an Ludwig Uhland.

Frankfurt a. M., 7. Mai [1809].

Es iſt einzig in der Hiſtorie! Bitte, zuerſt nicht zu glauben, daß ich lügen oder poetiſch ſein wolle. Ich bin allhier und faſt erfreut über die Herrlichkeit dieſer Stadt. Großes Leben,

Reichtum, Frohsinn, schöne Frauen, Blumen und Musik, alles herrlich. Du siehst hier vier bis fünf Stunden um die schöne Stadt herum am herrlichen Main nichts als lustige Gärten mit den allerschönsten Landhäusern. Es ist jetzt Sonntag, ich schreib' unter dem Fenster des großen Lukas, der in einem Hause wohnt, das man in Tübingen ums Geld in einem Ombre chinoise könnte sehen lassen, so schön, da strömt es mit Wagen und schönen Leuten aus und ein über die Brücke in die Gärten und die Stadt, und Bethmann [1]) mit sechs Pferden und vier Jägern wie ein König fährt vorüber. Das Theater ist vortrefflich besetzt, allerschönste Dekorationen, meisterhafte Musiker.

Kassel.

Ich wollte Dir unüberschwenglich viel schreiben, nun bin ich aber zu voll von Neuem und zu ermattet von schlaflosen Nächten. Ich hatte ganz sonderbare Zusammentreffungen, Begegnungen. Du würdest alles für Fabel halten. In Frankfurt las mir ein Herr Dr. Siwing, ohne meinen Namen zu wissen, noch sonst mich zu kennen, nur, wie er sagte, im Vertrauen auf mein Gesicht, mehrere Aktenstücke der neuesten Poesie vor. Es ergab sich nachher, daß er der Verfasser des Jahrmarkts in Bethlehem, oder wie es heißt, ist, und mehrerer uns wohlbekannten oder wohlgehörten Schriften. In Frankfurt traf ich auf ? — einen Türken aus Jerusalem, mit dem ich bis nach Kassel die Reise machte. Du kannst Dir gar keinen Begriff machen, was das für ein eigener Mensch war. Sein Name ist Nassi Barito und er ist eigentlich Gesandter der jüdischen Gemeine in Jerusalem und daselbst geboren. Ein sehr feiner, außerordentlich wohlgebauter Mann von 24 Jahren. Er spricht kein Wort deutsch, nichts französisch, sonst aber alle Sprachen der Welt. Er hat dreimal die Welt umreist. Saß in seinem türkischen Kostüm im Wagen mit übereinander geschlagenen Beinen, aber was anders, als Kölle

---

[1]) Vermutlich der damalige Chef des bekannten Frankfurter Bankhauses, Simon Moritz B., der viel Sinn und Verständnis für Kunst und Wissenschaft besaß. (Bethmann-Museum mit Danneckers Ariadne.)

es macht, langem Bart. Wie gut kam mir hier mein Italieniſches zu ſtatten! die einzige Sprache, die ich mit ihm ſprechen konnte. Er erzählte mir viel vom heiligen Grab, vom gelobten Lande, von Jeruſalem, vom Tempel Salomonis, und es würde den herrlichſten Schattenbrief geben, wenn man nicht meinen würde, ich wolle Novalis nachahmen. Aber ſieh! — ſo wahr ich Dein Freund! welch ein hoher Schwur! es iſt wahr! Arabiſch und Spaniſch ſind ihm die liebſten Sprachen der Welt, wie die ſchönſten Frauen der Welt die in der Berberei in Tunis, Tripolis ꝛc. Er hatte einen äußerſt feinen, ſcharfen Blick, und all ſeine Urteile waren treffend. Dabei war mir nur das ſonderbar und läſtig, daß er ſich wie nur ein Kind um Dinge bekümmerte, die ein anderer unbeachtet hätte vorübergehen laſſen. So wollte er z. B. bei einem jeden Wagen, der vorüberfuhr, von mir wiſſen, wo der hinfahre. Bei einem Frauenzimmer, auf das wir trafen, wollte er von mir haben, ich ſolle fragen, ob ſie arm ſei, warum ſie unverheiratet? In Kaſſel wollte er mich zwingen, einen neuen Hut zu kaufen. Das Allerlächerlichſte an uns, ſagte er, ſei ihm dieſe ſpöttiſche Kleidung.

Dann hab' ich noch ſolche Dinge erlebt, die ich Dir aus Aerger, weil Du ſie für erdichtet halten würdeſt, nicht ſchreibe, beſonders mit Frauen, ſo ſonderbar, ſo ſonderbar, daß ich mich oft, bei Gott! recht mit Anſtrengung beſinne, ob nicht alles ein Traum iſt. Heute gab man hier Emilia Galotti. Wär' ich ins Theater gegangen, ſo hätte ich keinen Brief ſchreiben können, es ſoll überdies nicht viel ſein.

Mayer wird Dir einen Brief von mir geſchickt haben.

Adje! adje! adje! . . .

Immer der Deine.

---

20. J. K. an L. Uhland.

Göttingen [Mai 1809].

In Heidelberg gab ich auf Hellmanns[1]) Anſtiften einigen Freunden ein Konzert auf der Maultrommel und wo? was mir

[1] S. Brief Nr. 18.

jetzt erſt einfällt — im goldenen Ochſen daſelbſt! Wieder welche ſonderbare Zuſammentreffung! — Ein ſehr angenehmer Mann, Kapellmeiſter, ſagte mir, daß Koch[1]) geſtorben. Er war mehrere Wochen mit ihm auf der Reiſe und er ſagte, daß Koch beſonders ſehr geſchickt das Rauhe des erſten Anſchlags vermieden habe, was bei mir nicht der Fall. Koch ſoll ſehr fein gearbeitete Maultrommeln aus England gehabt haben. Mein Stock, der überall großen Beifall fand, blieb in Gießen ſtehen, vermutlich will er ſich auf dieſer Univerſität zu einem ſpaniſchen Rohr ausbilden. —

Unterwegs gab ich meinen Artilleriemantel, mehr weil er mich hinderte, da ich noch einen andern habe, als aus Erbarmen einem alten Juden. Ich war nicht ſo bald in Kaſſel angekommen, als ein ſehr wohlgekleideter, alter Jude mit einem langen weißen Bart in mein Zimmer trat und ſagte, es habe ihm der Jude geſagt, als wie er von mir einen Mantel zum Geſchenk erhalten, und komme er nun nicht nur, mich kennen zu lernen, ſondern auch mir Dank zu ſagen u. ſ. w. Es war ein recht ehrlicher, wahrhaft angenehmer Mann. Er ſagte, daß er in Hamburg ein gar ſchönes Kind, einen Knaben habe, der Sänger in der Schule in Altona ſei und eine ſo helle, ſchöne Stimme habe, auch von Angeſicht ſo ſchön ſei, daß ſich jeder männiglich ſeiner freue. Ich ſolle nur in die Schule von Altona gehen, und wenn ich da eine recht helle Stimme höre und ein Knäblein ſehe, ſo ſehe ich ſeinen geliebten Sohn. So ſprach er wörtlich und ward mir lieb. — Fuhr von Frankfurt mit mir nach Kaſſel ein noch recht unverdorbenes, gutes Mädchen von Nürnberg. Sie hatte Vater und Mutter verloren und reiſte nach Kaſſel als Hausjungfer zu einem Bruder Brentanos, der dort ein außerordentlich reicher Kaufmann iſt, ihre Mutter war aus Ludwigsburg gebürtig, die Tochter eines Hofrats, deſſen ich mich noch dunkel erinnere. Ich bemerkte bald, daß mich das Mädchen recht lieb zu gewinnen

---

[1]) Vgl. über Koch J. Kerners Gedicht: „Auf Franz Kochs Spiel auf der Maultrommel, genannt die Mundharmonika", in den Dichtungen. 3. Aufl. S. 327.

anfing, ſuchte aber alles zu vermeiden, was ihr Herz krank machen konnte. Als wir aus dem Poſtwagen ſtiegen — es fuhr der Türk mit und noch eine Frau — that mir das Herz ſehr weh, wie ich ſah, wie ſchmerzlich es dem Mädchen fiel, ſich von mir zu trennen. Noch ſaß ich an dem Mittageſſen, kam der Kellner und rief mich hinaus, da ſtand das Mädchen da. — Ich hätte ihr einen Brief zum Einſchließen verſprochen (an Burnitz[1]), einen Ludwigsburger in Frankfurt), ob er noch nicht geſchrieben? „Es ſei kein Menſch in Brentanos Hauſe, ſie ſeien alle verreiſt, und ſie ſei nun ſo verlaſſen hier.“ That ich ihr den Vorſchlag, ſpazieren zu gehen. Da gingen wir auf die Berge und ſahen hinab auf die blühenden Gärten um Kaſſel. Geſtand ſie mir da, wie ſehr lieb ich ihr geworden und wie ſehr ſie bereue, mich je kennen gelernt zu haben. Sagt ich ihr, daß ſie es nicht zu bereuen habe, maßen ich ihr ſtets ein recht treuer Bruder bleiben werde. Mehr als ein Bruder ſagte ſie, ſei ich ihr und fing bitterlich zu weinen an. Da zeigt' ich ihr einen Ring und gab ihr einen Brief zu leſen, wie ich ihr nur ein Bruder ſein könne[2]). Dies hat ſie, was man nicht hätte glauben ſollen, recht beruhigt und faſt fröhlich gemacht. So erbat ſie ſich nur, daß ich ſie nicht verlaſſen und öfter an ſie ſchreiben ſolle, welches ich ihr auch verſprach und ſchon hielt — . . .

Das Reiſen bekommt mir nicht gut und reiſe ich auch nicht

---

[1]) Schulkamerad Kerners (Bilderbuch S. 283).

[2]) Juſtinus Kerner hatte ſich am 26. April 1807 mit ſeinem „Nickele“ (Friederike Ehemann) verlobt. — Aus dem Mai 1809 iſt noch ein Brief von einer „ewig liebenden Schweſter Friederika Juliana Müller“ (bei Madame Fortis-Brentano) vorhanden. Sie ſchreibt dem „teuern, geliebten Bruder“: „Ach, wie hat mich Dein Zutrauen erſchüttert — wie ſchwer wurde mir mein Herz, als Du mir ſagteſt, das Deinige ſei nicht mehr frei; aber wie danke ich es Dir dennoch, daß Du mich nicht täuſchteſt, daß Du mich nicht in einem Wahn ließeſt, der mich vielleicht elend gemacht hätte . . . Hier, mein teurer Freund, folgt auch meine Haarlocke; es iſt die nämliche, die ich mir ausreißen wollte, aber Du gabſt es nicht zu, weil Du glaubteſt, es mache mir Schmerzen — glaube, Teurer, es geht leichter, eine Locke zerreißen als das Herz . . .“

Johann Georg Kerner.

gerne. O wär' ich nur in Tübingen! Ich gestehe Dir, daß ich fast das Heimweh habe, wenigstens oft recht traurig werde, auch ist es mir immer weh.

Heute nacht fahr' ich nach Hannover ab, denn ich fand Gelegenheit, mit einer Dame, die ich noch nicht sah, dahin zu reisen. Wär' ich nur schon dort! denn das Reisen ist mir eine wahrhafte Pein und eigentlich ganz zum Ekel. Göttingen ist recht artig und die Gegend freundlich und blühend. Hat mir aber nach Frankfurt die Stadt Münden am meisten gefallen. Hat es auch dort so eine Menge schöner Mädchen.

In Münden,
Da gibt es schöne Kinder —

als Du Dir nicht vorstellen kannst. Ueberhaupt sind die nordischen Gegenden viel mädchenreicher, daher haben sie weniger Blumen.

In Sachsen
Die Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Beiß nur zu aus Herzensgrund,
Hängen einem in den Mund!

... Was gäb' ich nur um einen Tropfen vom schlechtesten Neckarwein ...

Adje, mein lieber Uhland! Ich umarme Dich mit inniger Liebe! Grüße mir alle herzlich!

---

21. J. K. an L. Uhland.

Hamburg, den 24. Mai 1809.

„Alte Zeiten wurden jung,
Aus der giftersüllten Quelle
Einen neuen tiefen Trunk."

* * * * * * * * * * *

Bist Du noch in Tübingen, mein Uhland? Wenn Du noch dort bist, so rate ich Dir, nie wegzugehen. — Nun bin ich in Hamburg. Es ist eine recht schöne Stadt und scheint es mir hier oft mehr ländlich als städtisch zu sein. Meines Bruders[1])

[1]) Georg Kerner (1770—1812) war Arzt in Hamburg.

Haus hat hinten einen kleinen Garten, worin mehrere große Bäume stehen, die schönen Schatten geben, auch stehen vor dem Hause große Bäume, wie vor mehreren in dieser Stadt. Manche Buden mit Volksliedern und Büchern hat es hier, sah es nur so im Vorübergehen, wo ich auch den Eginhard und Graf Walthern kaufte, wie den Albertus Magnus. Ich erinnere mich auch andere, uns noch unbekannte gesehen zu haben. Eine Sammlung von alten Schweizerliedern soll sich auf hiesiger Bibliothek befinden, ich werde ihnen nachgehen. Varnhagen traf ich nimmer. —

Aber o Uhland! — mein Freund! ich habe Dich nimmer und all unsere Thäler und Berge sind mir verblüht, und steh' ich verlassen in dieser großen Stadt. Und was wär' ich, hätt' ich nicht meine Maultrommel, die einzige Freundin, der ich mein Herz ausschütten darf! — O Uhland! ich wollte Dir so vieles schreiben, und nun finde ich keine Worte. Sei indes mit diesen Zeilen zufrieden, bis ich ruhiger sein kann. Ich gehe bald von hier, aber dann weder nach Württemberg noch sonst an einen Ort von Europa, Asia, Afrika, Amerika und Neuholland.

Grüße mir all die Mädchen und Kinder tausendmal und wieder tausendmal!

O, nur eine Minute von einem vergnügten Abend bei euch!

Ewig

Der Deine K. [1]).

---

22. J. K. an L. Uhland.

Hamburg, den 8. Juni 1809.

Ich hoffe, daß Dich dieser Brief noch in Tübingen trifft, wo nicht, so wird Dein Herr Vater die Güte haben, ihn Dir nachzusenden. Ich fange nun an, hier immer mehr und mehr einheimischer zu werden und mit dem auch vergnügter zu sein. Doch werd' ich es nimmer so, wie ich war, als wir noch bei einander waren und nachmittags Du meiner oder ich Deiner wartete und nichts vorging, was wir einander nicht mitteilten.

---

[1]) Aus anderen Hamburger Briefen Kerners an L. Uhland teilt Karl Mayer, „Ludwig Uhland" I, 138 und 150 ff., Auszüge mit.

O. Uhland!!!! — könntest Du doch nur auch die Menge Volksschriften und Bücher[1]) sehen, die man hier an allen Ecken zum Kaufe bietet, oft ganze Häuser lang ausbreitet, das wäre eine Lust für uns! so aber mag ich sie ohne Dich nicht recht ansehen, maßen sie mir nur Schmerzen machen. Doch habe ich meine Sammlung schon mit folgenden bereichert: mit dem Finkenritter, Graf Walter, Müllerehrenkranz, Gespräch von Thieren, ähnlich dem Stechbüchlein, Glücksrad, Schildbürgern ꝛc. Die Lieder, obgleich wie in Reutlingen gedruckt, sind meistens neu, als: Freuet euch des Lebens, Brüder, lagert euch im Kreise ꝛc. Auch findet man die alten Volksbücher scheußlich modernisirt.

Der Maler David Runge[2]), der die Hamburger Märchen in die Einsiedler[3]) gab, habe ich kennen gelernt. Es ist dies ein ganz außerordentlicher Mensch, Freund Tiecks, dem er auch die Zeichnungen zu den Minnesängern lieferte, und ein ganz neupoetischer Maler, ein Novalis. Er geht wirklich darauf aus, die Tageszeiten zu malen. Den Morgen hab' ich gesehen — es läßt sich nicht beschreiben! — Er hat einen Knaben, der so außerordentlich schön ist, wie er nur einen hätte malen können! — Wächter[4]), (Veit Weber) befindet sich auch hier, ein guter Freund von meinem Bruder, ich sah ihn aber noch nicht.

Ich laufe viel bei Kranken herum und bin überhaupt immer zu sehr zerstreut und zu unruhig, um meine Schattenspiele und Lieder fortsetzen zu können. Muß auch gestehen, daß ich keine Freude an allem Dichten mehr finde. Schreibe doch ums Himmels willen! . . .

Meiner Schwägerin gefiel der Bär[5]) recht sehr, und so bin ich *fest überzeugt*, daß er gut ist, und auch Du darfst es

[1]) Kerner hatte schon in frühester Jugend für die Volksbücher Interesse (Bilderbuch S. 217).

[2]) Näheres über Runge bei Karl Mayer, „L. Uhland" I, 164 ff.

[3]) D. h. Trost Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler (bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen), herausgegeben von Arnim, Brentano und Görres. Uhland und Kerner lieferten Beiträge in dieselbe.

[4]) Verfasser der Sagen der Vorzeit. S. Karl Mayer a. a. O. I, 127.

[5]) S. Brief Nr. 14.

jetzt fest glauben. Grüße doch das Zwerglein Egwald herzlich, Schnurrer, Rüdiger, Pregitzer, Conz[1]). Hätt' ich nur Mayer bei Runge!

---

23. J. K. an L. Uhland.

Hamburg, den 15. Juni 1809.

Ich war etliche Tage in Berlin und lege Dir einiges aus einem Briefe an meinen Bruder zu weiterer Beschreibung bei.

Varnhagen ließ sich bei den Oestreichern unter dem Regiment Vogelsang als Fahnenjunker anstellen. Chamisso war mein einziger Umgang in Berlin, es ist ein ganz vortrefflicher Mensch und würde Dir herzlich gefallen. Er wunderte sich sehr, daß der Icarus[2]) im Wunderhorn von mir ist. Eine reiche Ausbeute von Volksromanen lieferte mir diese Reise, als: Heinrich den Löwen, Gerbino (nicht Arbino), dann zwölf Bücher, enthaltend die Märchen von Tausend und eine Nacht, dann die polnische Gräfin, die drei Rolandknappen (aus Musäus), die schöne Kunigunde, die drei Schwestern, den Reineke Fuchs, die drei Bucklichten von Damaskus. Letzteres hatte ich auf der nach Hausereise schon zu einem Schattenspiel zugeschnitten, auch schon den ersten Akt im Kopfe[3]), nun aber, da die alte, öde, tötende Stimmung wieder da ist, ist alles wieder aus. — Ich habe nun nicht nur all die Volksbücher in meiner Sammlung, die Görres[4]) kennt, sondern noch mehr. Den Pontus sah ich nie, und daher

---

[1]) Egwald ist August Köstlin. Ueber die anderen s. Briefe Nr. 23. 39.

[2]) Gemeint ist das Lied: „Mir träumt', ich flög' gar bange" (Im Nachspiel der II. Schattenreihe in den Reiseschatten), das die Herausgeber des Wunderhorns in ihre Sammlung aufnahmen, weil sie es für ein altes Volkslied hielten. (Ein Facsimile der Handschrift gibt A. Reinhard in seinem Kernerbuch.) Vgl. neuestens Reinhold Steig im Euphorion III, 426 ff.

[3]) Karl Mayer in seinem „Ludwig Uhland" berichtet einzelnes darüber I, 140. Kerner hatte darnach schon verschiedenes niedergeschrieben.

[4]) Joseph Görres (1776—1848) gab 1807 die deutschen Volksbücher heraus.

bitt' ich Dich recht, doch dafür zu sorgen, daß Fleischhauer[1] ihn nicht liegen läßt, sondern ihn entweder abdruckt oder Dir den alten wieder zustellt. Schreibe doch an ihn. Chamisso selbst hat sich sehr verwundert, daß Pontus als Volksroman existire ... Im Buch der Liebe ist er abgedruckt, in dessen Vorrede aber nicht angegeben, daß er auch als Volksroman existire, da doch daselbst seine Geschichte weitläufig abgethan ist. Mehr Volksbücher existiren nun wohl hierherum nicht. Auch mit den gedruckten Liedern wird es so ziemlich aus sein. Ich sehe keine unbekannten alten unter ihnen, so viel man auch deren hier verkauft. Mehrere von Goethe sind' ich gedruckt: Der Mühlknecht und der Bach ꝛc., von Schiller: In einem Thal bei jungen Hirten ꝛc., viele von Bürger und eine Menge abgeschmackter neuerer. Auch den Werther sah ich als Volksbuch, kaufte ihn aber nicht. Aus der Sammlung, die Arnim herausgab, existiren auch mehrere Lieder auf Flugblättern, die einen oft sehr täuschen können, ich meine von seinen selbstgedichteten Kriegsliedern. Von Hagens zweiter Theil der Lieder kam aus Mangel an einem Verleger nicht heraus, so soll es auch mit den größeren Gedichten gehen. Chamisso zeigte mir eine Bearbeitung des Fortunat[2] von ihm, dramatisch. Es schien sehr gut zu sein, ich las jedoch wenig davon. Schreibe mir doch, bis wann Du von Tübingen abgehst, überhaupt schreibe mir auch was von Tübingen, von Schnurrer, Rüdiger[3] u. s. w., vom Ochsen[4], von Binders (?), von den Mädchen. Könnt' ich doch nur einmal des Abends jetzt in Doktors Garten sein! Nur einmal! O Uhland! wann und wo werden wir uns wiedersehen, recht froh mit einander sein, uns der alten Zeit recht innig erinnern können? Es umgeben mich hier entweder lauter alte oder gemeine Männer, oder solche, die die Notwendigkeit, gemein

[1]) S. Brief Nr. 15.

[2]) D. i. Peter Schlemihl.

[3]) Schnurrer, Mediziner, später herzogl. nassauischer Leibarzt in Biebrich. Rüdiger, ebenfalls Mediziner, früh gestorben.

[4]) In dem damaligen, später eingegangenen Gasthaus zum Ochsen am Schmidthor kamen die Freunde häufig beim Wein zusammen. S. Karl Mayer, „L. Uhland" ꝛc. S. 76.

zu sein, um unter Leuten zu leben, einsehen und sich dessen recht befleißen. Es ist unter diesen Menschen an kein jugendlich Leben zu denken, obgleich sie noch im vierzigsten bis fünfzigsten Jahre voll Jugend sein wollen, toben und auf den Tisch schlagen und den, der nicht immer wie sie den Schaum vor dem Maule stehen hat, einen maulfaulen Kerl schelten. Ein Herz von der Liebe zu heilen, meinen sie, sei ein Wirtshaus die bequemste Apotheke u. dergl.

O Uhland! wo sind unsere Köstlins, Mayer, Breslau, Grähl (?), Härlin, Schnurrer???[1])

O du Zeit des Sonntagsblatts[2]) — o du langer, gottgeweihter Sonntag!

Ich meine oft, Du vernehmest alles, wie ich es niederschreibe, daher denk' ich den Brief noch nicht fortzuschicken. O, ich hätte Dir noch so vieles zu sagen! Hier sind einige Lieder, die ich bei fröhlicherer Stimmung auf der Rückreise von Berlin dichtete.

[Der Ring.]

Ein fremder Kavalier
Stieg ab vom schwarzen Roß.
Trat in den Königssaal
Mit anderen Herren groß.

Derselbe Kavalier
Trug einen Edelstein,
Wie man noch keinen sah,
Von wundersamem Schein.

Ein Stein von hohem Wert
In Königs Krone saß,
Doch schien vor diesem er
Ein mattgeschliffen Glas.

Der König bot ihm Gold,
Er bot ihm Leut' und Land,
Doch lassen wollt' er nicht
Den edlen Diamant.

Der König des erboß,
Spricht zu dem Hauptmann sein:
Bring mir des Mannes Hand
Samt seinem Edelstein!

Der Hauptmann reckt das Schwert,
Haut nach des Mannes Hand,
Doch statt dem Kavalier
Der Teufel vor ihm stand.

[1]) Heinrich Köstlin, gestorben 1850 als Obermedizinalrat in Stuttgart, dessen Bruder August K., gestorben als Präsident des württembergischen Konsistoriums; Karl Mayer, gestorben als Oberjustizrat in Tübingen, dessen Bruder August M., als Offizier im russischen Feldzug spurlos verschwunden; Breslau, später Leibarzt des Königs Ludwig von Bayern; Härlin, nachher Obermedizinalrat in Ulm. Schnurrer s. oben.

[2]) S. Einleitung I.

Glut ſtrömt aus ſeinem Ring,
Zur Hölle wächſt der Stein,
Schleußt Schloß und König bald
Samt allen Dienern ein.

Denkt eine Lilie euch, wenn Mond und Sterne ſcheinen,
So Duft als heil'ger Glanz umſtrömt das Haupt der reinen,
Es ſenken Engel ſich aus wolkenloſem Blau
Und küſſen liebentbrannt von ihr den Morgentau.

Denkt eine Elfe euch, in mondgewebtem Kleide
Fliegt ſie dahin, ein Bild von Liebesſcherz und Freude;
Denkt euch ein fremdes Kind, ſo wunderſamer Art,
Als in dem dunkeln Schoß das ſtille Meer bewahrt.

Denkt euch ein heilig Bild, ein friedathmend Weſen,
Bild ſo, Natur ſo ganz zur Anbetung erleſen:
Hoch ſeine Stirn, ſein Mund ſüß, jeder Mängel bar
Sein Auge himmelblau und wie der Morgen klar.

Denkt euch ein Kleinod, ſo nicht angehört der Erde,
Denkt euch ein göttlich Weib voll engliſcher Geberde,
So denkt ihr all mein Leid, all meine Luſt und Qual,
Sie meine Nacht, mein Tag, mein Mond, mein Sonnenſtrahl [1]).

Die Verſetzung Reinholds [2]) nach Berlin thut mir wegen meiner Schweſter und meinem Bruder ſehr leid. Ich ſelbſt war noch zu wenig mit ihm bekannt.

O Uhland! Uhland! wieder lange, lange Tage voll Thränen. —

Da ſitze ich ganze Nachmittage in dieſer lärmenden Stadt allein, oben in meinem Stübchen, möcht' mich ſo gern zerſtreuen, nehme meine alten Studien Kielmayer und Autenrieth zu Hilfe, doch alles iſt vergebens.

---

[1]) In die geſammelten Gedichte nicht aufgenommen und, wie es ſcheint, bisher ungedruckt.

[2]) Ehemaliger Karlsſchüler, damals holländiſcher Geſchäftsträger bei den Hanſeſtädten, vertrauter Freund Georg Kerners („Bilderbuch" S. 46, 252, 397 ff.).

(Copia) Berlin, den 2. Juni.

Das Volk in hiesiger Gegend, wie fast in allen Gegenden, durch die Schill zog, glaubt durchaus nicht an dessen Tod. Der gebildete Zeitungsleser liest ihm umsonst die offiziellen Berichte über seinen Fall aus den Tagblättern vor, er wird mit dem nämlichen, seine Unwissenheit bemitleidenden Blick angesehen, mit dem er, seine Zeitungen in der Hand, unter dem ungläubigen Haufen steht. Und beide haben recht. Für den gebildeten Zeitungsleser ist Schill freilich tot, er fiel zu Stralsund, erhielt die und die Wunden ꝛc. Das Volk aber läßt solchen Frevel nicht aufkommen, sein Held lebt und wird ihm auch noch leben, wenn er für uns schon zehnmal zernichtet und tot ist. Durch dieses mystische Dunkel, so das Volk über Schills Ende zieht, wird dieser Held geheiligt, wie die Helden in den alten Gesängen. Er lebt immer noch, und wenn er schon den Jahren nach hätte sterben müssen, so lebt er doch irgendwo noch. Er ist wie Kaiser Friedrich in einen Berg zurückgekehrt, von einem Zwerglein abgeholt ꝛc. —

Nach Boizenburg[1]) schickte Schill einen Unteroffizier mit zwei Reitern, die Waffen der dasigen Bürgerbesatzung abzuholen. Der Hauptmann von Patt, ein alter Degen aus Friedrichs Zeiten, sprach: „Nur so mit guten Worten, meine Herrn, werden Flinten und Säbel nicht gereicht." — „Nun denn", versetzte der Schillianer, „so stellt eure Garnison in Schlachtordnung; ich werde indessen in den Stall gehen, die Pferde zu füttern, und wenn ihr fertig seid, so pfeift — mir." — „Ach!" sprach der Hauptmann, „so nimmt sie nur hin." (Folgt eine Stelle über Waffensurrogate ꝛc., die fast wörtlich in den Reiseschatten III, 1 steht.)

In dem Posthause in Boizenburg steht ein Tisch mit einer Schieferplatte bedeckt, die ein schillischer Reiter auf des Postmeisters Frage: pas! pas! pas! wo hinaus mit so wenig Leuten? mit den Worten: „Zur Rache, zur Verzweiflung, zum Tod und dann zum Sieg", durch einen derben Faustschlag zertrümmerte. —

---

[1]) Stadt an der Elbe, das „Mittelsalz" der Reiseschatten VIII, 1 f.

Rings um mich lag ſchon alles in tiefer Stille, der Mond blickte durch die Bäume ſonnenhell auf den Tiſch. Da ſchrieb ich auf eines der zerſchlagenen Schieferſtücke wie folgt:

Jetzt, da ſie rings um mich in trägem Schlummer liegen ꝛc. [1]).

[Ohne Unterſchrift.]

24. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 10. Juni 1809.

Beſter Kerner!

Deine fortſchreitende Entfernung zeigte ſich auch in dem immer dünner werdenden Papier und in den ſich verkleinernden Buchſtaben. Doch geht es mit Fremden wie mit den Figuren der laterna magica, je kleiner und ferner ſie werden, um ſo leuchtender. Deine Briefe haben mich unſäglich gefreut, außer gegen das Ende. Der erſte Brief von Neckarſteinach (von welchem Mayer allen Sand der Rabenburg abgeſchaben und für ſich behalten) war recht luſtig. Dann hatteſt Du die herrlichſten Abenteuer, und das Wunderbarſte wollteſt Du mir ja nicht einmal ſchreiben. Die Engel aber, die Dich anfangs getragen, ſcheinen müde geworden zu ſein und ihr Amt an natürliche Wagenräder abgetreten zu haben. Dieſe nun haben Dich gewaltig geſchüttelt und allen ſchwarzen Kaffeeſatz des Unmuts heraufgetrieben; doch ich hoffe, es ſoll ſich wieder klären. Oder hat die Luft in großen Städten für den Neuling etwas Drückendes? So hab' ich auch

[1]) Das Gedicht in erweiterter Form ließ J. Kerner erſt im Jahr 1859 in ſeinen „Winterblüten" erſcheinen (S. 92). Verändert hat er ſpäter nur zwei Zeilen. Im Druck heißt es nämlich gegen den Schluß:

Blickt, kann ein knechtiſch Haupt ſich von der Erde heben,
Die ihr des Siegs euch rühmt, hin, wo die Sterne ſchweben!

Dieſen zwei Zeilen ſtehen folgende vier in der urſprünglichen Faſſung gegenüber:

Ihr doch, ihr Knechte, ihr, von noch viel feigern Knechten,
Die ihr des Siegs euch rühmt, ihr Sieger! o ihr Schlechten!
Kann von der Erde je ein knechtiſch Haupt ſich heben,
So zwingt's empor, wo Licht, Sonn', Mond und Sterne ſchweben.

von Hermann[1]) nach seiner Ankunft in Paris einen Brief von sehr trauriger Stimmung erhalten, wiewohl er damals in seines Vaters Krankheit einen besonderen Grund gefunden. Auch Du magst Deinen Grund haben, den ich weniger weiß als vermute, aber warum solche Niedergeschlagenheit?

Wahrlich, wer so reiche Quellen in sich hat, wer überall so viele Liebe gefunden und findet, so vieler Liebe in der weiten Welt herum sich bewußt ist wie Du, sollte nicht so verzagen. Ich hoffe aber, Deine bessere Natur wird siegen, Du hast, wie ich oft gefunden, weit mehr Lebenskraft, mehr Empfänglichkeit für Freude in Dir, als Du Dir selbst zutraust. Daß Du Varnhagen nicht angetroffen, ist ärgerlich, der würde Dich schon geweckt haben. Wenn es Dir gar nicht behagt, so komm wieder in die liebe Heimat! Deine sorgliche Mutter schrieb mir letzthin, ich solle Dich anmahnen, jedoch ohne sie zu nennen, doch ja bald wieder zu kommen, wenn es Dir nicht zuschlage. Wie Dein Bruder[2]) neuerdings mit Ehrenzeichen überschüttet worden, wirst Du wissen. Was mich betrifft, so habe ich Dich Reisenden beneidet, denn ich lebe hier so einsam, so einsam. Der Mai ist mir nicht sehr zum Wonnemond geworden, ich hatte viel mit meinem Prozeß zu thun. Hier ein Epigramm auf einen regnerischen Maitag:

Blumen und Blüten wie licht! das Glorienlaub um die Bäume!
Bleibe nur, Sonne, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Ich ging öfters abends allein ins Wunderhorn. Einmal traf ich einen Betrunkenen an, der wahrscheinlich ehmals unter dem Militär gestanden, denn er sang beständig von der Festung Belgrad. Endlich kam sein Weib und wollte ihn nach Hause bringen. Sie machte ihm Vorwürfe über seine Lebensart, er antwortete aber bloß damit, daß er zwischen ihre Tiraden hinein

[1]) Hermann Gmelin wurde später als Oberjustizrat geisteskrank und lebte dann im Kernerhause in Weinsberg.

[2]) General Karl Kerner zeichnete sich am 16. Mai 1809 im Kampfe gegen die Oesterreicher aus und erhielt von Napoleon das Offizierskreuz der Ehrenlegion und von seinem König den württembergischen Militärverdienstorden. „Bilderbuch" S. 391.

ganz ruhig das Lied: Gott grüß' euch, Alter! ſchmeckt das Pfeifchen?[1]) ihr vorbeklamirte.

Derſelbe verſicherte, daß wenn er nachts im Rauſche wie ein Vieh nach Hauſe komme, er doch jedesmal nach ſeinen Kindern ſehe, ob ſie auch einen leichten Atem haben[2]). Ich blieb damals bis in die Nacht draußen. Der Mond trat aus den Wolken, kein Zecher mehr im Hauſe, kein Wanderer mehr auf der Straße, nur die Tierwelt regte ſich noch. Der Schimmel graſte am Bache, die Enten quatelten über den Weg, der Hund ſprang um ſie her, Kätzchen ſchlich vorbei; ich meinte, die Tiere müſſen anfangen zu ſprechen, ich war ganz in der äſopiſchen Fabelwelt, zwar ohne an Morale zu denken, aber ganz mit dem romantiſchen Gefühle, womit ich in meiner Kindheit die Fabeln geleſen.

Ein andermal traf ich zwei von verſchiedenen Seiten gekommene Vikarien, wovon je einer den andern ausforſchen wollte, wo dieſer ſich aufhalte? jeder aber ſich darin gefiel, den Unerforſchlichen zu machen.

Wieder einmal auf dem Heimweg ging ich hinter zwei weinſeligen Handwerksburſchen her, die auch aus einer Schenke kamen, und deren Geſpräch für eine Scene in einem Luſtſpiel benützt werden könnte. Der eine ſtellte den genialen Satz auf: daß unter einer Perücke nicht immer ein Gelehrter, ſondern oft ein Strohkopf ſtecke. Er war unermüdlich, dieſen Satz zu wiederholen und zu kommentiren. Der andere ſprach von einem ganz verſchiedenen Gegenſtand, etwa vom Weine. Dieſe völlig heterogenen Geſpräche waren aber durch die dialogiſche Form verbunden. Sie fragten ſich, ſie antworteten, aber die Antwort hatte natürlich nicht den geringſten Bezug auf die Frage, dieſe handelte vom Wein, jene von der Perücke, und umgekehrt. Es waren zwei Monologe in dialogiſcher Form.

Da hiemit meine merkwürdigen Begebenheiten ſchon zu

[1]) Anfang des bekannten Gedichtes von Pfeffel: Die Tabakspfeife.

[2]) Kerner benützte dieſe Notiz in ſeinen Reiſeſchatten IV, 6. Vgl. Brief Nr. 41.

Ende sind, so muß ich mich zu dem wenden, was ich in Büchern gefunden. Ich habe einiges bei Haselmeier[1]) gefischt. Fünf Bände der Wielandischen Uebersetzung des Shakespeare. Ich las hier mehrere Lustspiele, die nach italienischen u. a. Novellen gedichtet sind. Der große Meister erscheint hier so mild und freundlich und fordert einen eigentlich auf, auch was dieser Art zu versuchen. Lern ihn doch auch näher kennen! Ich denke, er wird Dich ermuntern. Der dramatische Dichter, der seinen Stoff aus der alten romantischen Zeit, d. h. aus Heldenliedern, Volkssagen, Novellen nehmen will, hat in der That mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Heldensagen sind großenteils zu sehr auf körperliche Kraft, überhaupt auf das äußere Leben berechnet, um sich für's Drama zu eignen. So die Kämpfe mit den Drachen; das Roß Bayart, das eine Hauptrolle in den Heymonskindern spielt. Die Novellen sehen sich großenteils so ähnlich, daß man selten etwas Pikantes antrifft. Sodann weil sie hauptsächlich auf seltsame Verwicklung der Begebenheiten und nicht auf Charakteristik ausgehen, so verteilen sie sich oft in eine unendlich lange Zeit, die dem Drama nicht sehr zusagt, wie auch selbst Jean Paul im Drama die Einheit der Zeit beobachtet wissen will, weil andere Zeiten andere Seelenzustände seien. Die schöne Historie vom Markgraf Walter z. B. wäre schwer dramatisch zu bearbeiten. Denn von der Zeit an, wo Briseldis aus der Hütte geholt wird, bis zum Schlusse der Geschichte, müssen ja die Kinder erst groß werden, und diese Zwischenzeit zu füllen, ist zu wenig Stoff vorhanden. Ein anderes ist schon im Kaiser Octavianus, wo die Geschichte durchaus einen solchen Reichtum von Personen und Abenteuern hat. Ueberhaupt aber läßt sich nie voraussehen, durch welch glückliche Wendung sich das Genie zu helfen weiß.

Hat man aber einen sonst günstigen Stoff gefunden, so zeigen sich dem dramatischen Dichter für die Auflösung des Knotens, für den fünften Akt, noch besondere Schwierigkeiten. Die meisten Novellen nehmen einen glücklichen Ausgang, der sich

---

[1]) Antiquar in Tübingen.

meiſt ſchon einige Zeit vorher erraten läßt. Sie können ſich aber dadurch helfen, daß ſie gegen das Ende kurz werden und ſchnell zum Ziele eilen. Im Drama ſoll aber bis zum Ende dargeſtellt werden. Wie ſoll es nun hier der Dichter machen, daß er nicht am Ende lahm wird, nicht ſchon im vierten Akt erraten läßt, was im fünften folgen wird? Man iſt ſelbſt mit den fünften Akten Shakeſpeares nicht immer zufrieden. Hier nun muß freilich der Dichter ſehen, daß er, wenn ihn die Novelle nicht ſelbſt begünſtigt, von ihr abweiche und eine pikantere, unerwartete Entwicklung herbeiführe, oder daß das Gemüt und die Phantaſie durch die Reden und Situationen der Perſonen ſo beſchäftigt werde, daß das Gerippe der Geſchichte weniger in Betracht kommt.

Bei allem dem aber haben die Bearbeitungen der alten Geſchichten unſäglichen Reiz, und zwar, wie mir dünkt, hauptſächlich darum, weil die ſeltſamen und phantaſiereichen äußeren Begebenheiten und Situationen, wie ſie durch die Novelle u. dergl. gegeben ſind, wenn ſie nunmehr durch das Drama ins Gemüt gehoben werden, die wunderbarſten Charakterzüge und Gefühle entwickeln und erwecken.

Weiter fand ich einen Band einer alten Ueberſetzung der Novellen des Cervantes, die in neuerer Zeit Soltau überſetzt hat. In dem Stücke: Vitriera oder der gläſerne Lizentiat fand ich folgende Stelle: „Ein andermal ward er [der Lizentiat] „gefragt, warum die Poeten insgemein an den Bettelſtab ge„rieten? Es iſt ihr freier Wille, daß ſie arm ſind, war ſeine „Antwort; es kommt ja bloß auf ſie an, ob ſie reich ſein wollen „oder nicht; ſie dürften nur andere von dem Genuſſe der Gelegen„heit, die ſie alle Zeit in Händen haben, ausſchließen. Ihre „Mädchen haben ja goldene Haare, ſilberne Stirnen, ſmaragdene „Augen, elfenbeinerne Zähne, korallene Lippen, kriſtallene „Hälſe; ihre Thränen ſind flüſſige Perlen; ſie mögen auch „außerdem auf dem unfruchtbarſten und auf dem dürreſten Erd„boden gehen, ſproſſen gleich Jasmin und Roſen unter ihren „Tritten hervor; mit dem Atem hauchen ſie nichts von ſich als „Ambra, Muscus und Zibet; wer wollte alſo wohl daran

„zweifeln, daß ſie reiche Leute wären?“ Die Aehnlichkeit eines Teils dieſer Stelle mit einer im Bären wirſt Du bemerkt haben. Freilich iſt der Gedanke ſo, daß ihn leicht mehrere haben können. In dieſen Novellen des Cervantes, obgleich die Ueberſetzung nach einer franzöſiſchen gemacht und ſchon 1753 herausgegeben iſt, und obgleich der Ueberſetzer Conradi heißt, meinte ich dennoch den ſpaniſchen Geiſt von dem italieniſchen, wie er ſich im Boccaz zeigt, ſehr unterſcheiden zu können. Die Erzählungen des Cervantes ſind weit ernſter, moraliſcher und treten eine Stufe tiefer ins Gemüt ... Ueber den Geiſt der epiſchen Vorzeit der neueren Nationen, wie er ſich in Gedichten, Sagen, Novellen hier übereinſtimmend, dort national verſchieden zeigt, würde ſich bei gehöriger Beleſenheit viel Schönes ſagen laſſen. In den echt deutſchen Sagen und Liedern freut mich beſonders das Vorherrſchen der Züge von treuer Genoſſenſchaft unter Männern, vorzüglich auch der Herrn- und Dienertreue. Die Sage vom treuen Eckhart; die Genoſſenſchaft zwiſchen Otnit und Wolfdieterich im Heldenbuche[1]). Die Anhänglichkeit Wolfdieterichs an ſeine Dienſtmänner bildet, wenn ich mich noch recht erinnere, beinahe die Einheit im zweiten Teile des Heldenbuchs, die zu dieſem Verhältnis gehörigen Scenen ſind überhaupt äußerſt rührend; ferner im Roſengarten das Verhältnis zwiſchen Dieterich von Bern und dem alten Hildebrand; dann die Geſchichte, die in dem proſaiſchen Anhange zum Heldenbuch erzählt wird: Kaiſer Ermentrich hatte ſeinem Bruder, dem Dieterich von Bern, acht Helden gefangen genommen und machte ihm die Bedingung, daß wenn er ſie wieder haben wollte, ſo müßte der Berner dem Kaiſer all ſein Land abtreten und zu Fuß hinweg gehen. Da rieten dem Berner ſeine Mannen, „es ſei beſſer, er verlöre ſeine Helden denn ſein Land.“ Da ſprach der Berner: „Das wöll „Gott nit: wann unter den achten iſt keiner, läge er allein ge„fangen, eh ich ihn ließ tödten, ich gienge eh von allem meinem „Lande.“ Alſo gab der Berner das Land und ging mit ſeinen Dienern zu Fuße hinweg. In dieſe Klaſſe gehört auch die ſchöne

[1]) D. i. das Dresdener „Heldenbuch“ von Kaſpar von der Roen.

Erzählung vom König Rother und seinen 12 gefangenen Grafen in der Einsiedlerzeitung[1]). Einen guten Stoff zu einem Drama gäbe vielleicht eine der von Conz übersetzten Balladen: Der junge Tämlän.

(Folgt eine ausführliche Inhaltsangabe, die bereits A. v. Keller in „Uhland als Dramatiker" S. 264 ff. abgedruckt hat. Ebenda S. 269 ff. findet sich auch Uhlands dramatische Bearbeitung: Tamlan und Jannet. Ebenso in Fränkels Uhlandausgabe II, 265 ff. Vgl. Brief Nr. 39).

So hab' ich auch eine Skizze zu einer dramatischen Bearbeitung des Eginhard entworfen, die aber vielleicht immer Skizze bleibt. Deiner Behandlung kommt sie freilich an Originalität nicht von ferne bei, sondern es war eigentlich bloß eine Folge meiner Lust an dem Volksbuche. Die Veränderungen an Deinem Schattenspiele, wovon ich einmal schrieb, dürften vielleicht einzig darin bestehen, daß die aus dem Volksbuche genommenen, zum Teil allzu gedehnten Stellen etwas zusammengezogen und einige von den absichtlich sonderbaren Reimen (z. B. geschlaget) gemildert würden. Ich wünschte sehr, dieses Stück bald gedruckt zu sehen. Wenn nur die Einsiedler[1]) noch dauerten! Oder wenn wir nur unter uns einen Almanach oder was dergleichen hätten zusammen machen können! Das Gemeinschaftliche freut doch weit mehr als das Einzelstehen.

Seit Du von hier weg bist, bin ich von der andern Literatur so ziemlich abgeschieden. Du wirst nun die beste Gelegenheit haben. Dennoch aber will ich Dich auf folgende Schriften, die ich bloß im Katalog fand, aufmerksam machen. Brentano, der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte, neu herausgegeben. Arnim, der Wintergarten, Novellen; Büsching und v. d. Hagen, Buch der Liebe 1. Teil.[2]) — Unsern lieben Bären[3]) schickte Kölle, der längst in Karlsruhe ist, an —

[1]) S. Brief Nr. 22.

[2]) Brentano gab G. Wickrams Roman Goldfaden (1557) i. J. 1809 neu heraus. Arnims Novellen stehen in seinen Werken, herausgeg. von W. Grimm (1812) 11. u. 12. Bd. Büsching u. erschien 1809 in Berlin.

[3]) Ueber die folgende Bemerkung über den Bären oder die Bärenritter vgl. Notters Uhlandsbiographie S. 84 und Brief Nr. 14.

Grüneisen[1]). Dieser werde ihn anzubringen suchen. Bis jetzt hab' ich nichts erfahren.

Nächstens wird Hermann Gmelin[2]) von seiner Reise zurückkommen. Auch der reiselustige Mayer[3]), der jetzt am Bodensee sein wird, will mich auf dem Rückweg besuchen. Er protestirte dagegen, daß Du sagest, der Bär gefalle ihm nicht. Uebrigens scheinst Du mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptsache im Komischen von Dir ist und der Text der Arien bei einem Singspiele überhört zu werden pflegt und daher unbedeutend ist.

Ich habe besonders in der letzten Zeit ein solches Vertrauen auf Dein poetisches Talent und auf Deine Originalität gefaßt, daß ich Dich beschwöre, nicht nachläßig zu sein und, wenn Du irgend Muße hast, rüstig fortzumachen, auch Größeres anzugreifen. Das Komisch-Romantische gelingt Dir auf eine ganz eigene Art, oder vielmehr, es gelingt Dir nicht, sondern Du bist dessen gewiß. Kölle und Mayer hatten eine große Freude an Deinem Schattenspiel. Wenn nur auch in Hamburg einer wäre, der Dich antriebe! Hast Du keine Dichterbekanntschaft gemacht? etwa mit Reinhold[4])? Kennst Du nicht Varnhagens Schwester[5])? oder bist Du überhaupt nicht sonst bekannter und dadurch lebensfroher geworden? Lebe nun wohl! Lebe wohl! und schreibe mir auch so viel als ich Dir!

Hier folgen noch Skizzen. Da ich gegenwärtig innerlich zu unruhig bin, um etwas auszuführen, so ließ ich es beim Skizziren bewenden und teile Dir auch diese treulich mit. Die zweite Skizze sollte den Eginhard enthalten, ist aber zu lang, um für diesesmal noch abgeschrieben zu werden. Daß in diesen Ent-

---

[1]) S. Brief Nr. 12.

[2]) S. Brief Nr. 24.

[3]) Karl Mayer reiste damals in Geschäftsangelegenheit. S. sein Uhlandwerk S. 127.

[4]) S. Brief Nr. 23.

[5]) Sie hieß Rosa Maria, später D. Aissings Frau. — Sie ward die Patin von Kerners ältester, nach ihr genannter Tochter Rosa Maria.

würfen bei der Ausführung noch Manches geändert werden könnte oder müßte, verſteht ſich.

Einige Einfälle in der Serenade ſind, wie Du ſiehſt, von Dir.

Dein

L. Uhland.

(Folgt: Die Serenade. Luſtſpiel in einem Akt. Bereits gedruckt bei Notter, Uhlandbiogr. S. 84 und bei A. v. Keller, Uhland als Dramatiker S. 257 ff.)

---

25. J. K. an Ludwig Uhland.

Hamburg, den 18. Juni 1809.

Noch ehe ich Deinen Brief erhielt, hatte ich ſchon wieder einen an Dich abgefertigt, er folgt nun auch hier. Tauſend, tauſend Dank, lieber, beſter Uhland, für jede Zeile! Was allem eigenen gewaltſamen Zuſammenraffen unmöglich war, das that Dein Brief — er band mich wieder etwas feſter an ein Leben, das mir von Tag zu Tag ſchmerzlicher wird, ja in mancher Stunde, o wie mancher! ganz unerträglich. Wunden, die einſt Dein und meines Rickeles Umgang nach und nach heilten, brachen alle mit tauſend Schmerzen wieder auf — und ihr ſeid mir ſo ferne! — O Uhland! wie oft rief ich ſchon mitten in der Nacht Deinen Namen, wenn die ſüßen Bilder der vergangenen Zeit mit der fallenden Thräne erloſchen und dann die einſame, kaltſtarrende Gegenwart im Gewande der Nacht da ſtand, dem Auge ſich zu ſchließen verwehrte, und immer ſchwärzere und traurigere Bilder an mir vorüberführte.

Ich weiß niemand hier, deſſen Umgang mich etwas erheitern könnte. Runge[1]) iſt zu beſchäftigt, zu zurückgezogen und zu viel ſonderbarer Menſch. Varnhagens Schweſter gefällt mir recht wohl, und iſt ſehr angenehm, gleicht auch Varnhagen in dem, was er Gutes hat, ganz. Reinhold[2]) iſt zwar ein ſehr

---

[1]) S. Brief Nr. 22.

[2]) S. Brief Nr. 23.

liebenswürdiger, braver Mann, aber für meinen Umgang und überhaupt für die Poesie zu alt, verheiratet und mehr Uebersetzer als Dichter, auch kenn' ich ihn noch zu wenig. Doch gefielen mir seine Urteile über Manches nicht gerade zum Besten.

Von 8 Uhr morgens bis 12—1 Uhr habe ich mit Kranken zu thun. Bis jetzt habe ich auch nachher bis 4 Uhr, wo wir zu Mittag essen, teils aus Mangel an bestimmter Hinneigung zu einem Gegenstand, teils aus gänzlichem Ekel und Lebensüberdruß, nichts vornehmen können. Ich las hier noch nichts als Literaturzeitungen und Katzenbergers Reise von Jean Paul[1]), ein recht leicht jovialisch geschriebenes Buch, nicht so gar voll und übersättigt wie Jean Pauls andere Werke. Meine Schwester hat Schlegels Shakespeare. Ich will mich nun zwingen, ihn zu lesen, und will sehen, ob er mir Ruhe bringen kann. O Uhland! — —

Mit der Beschreibung Deiner Spaziergänge ins Wunderhorn ist mir alles wieder so neu ans Herz gedrungen. O Uhland! ich begleite Dich alle Tage, ich bin so oft bei Dir!

Ich bitte Dich, doch die Mädchen von mir recht herzlich zu grüßen und der Doktorin zu sagen, daß ich jetzt fast ebenso viel des Abends weinen als einst bei ihr lachen müsse. Mein Uhland, es ist entsetzlich! Ich wollte Dir so gerne ruhig und recht vieles schreiben, wie Du mir schriebst, aber ich finde nichts. Sende mir doch die Fortsetzung der Skizzen, schreibe mir überhaupt bald. Sage Schnurrer und Rüdiger[2]), wie sehr ich wünsche, daß sie mit mir einmal bei meinen Kranken herumgehen könnten. Ich habe im Durchschnitt alle Tage 20—30 zu besuchen, die meisten liegen mir ganz allein auf dem Hals. Schreibe doch, wie lang Du noch in Tübingen weilst. Professor Pfaff reist nächstens über hier nach Tübingen, und dann will ich ihm die Volksromane, die Du noch nicht lasest, für Dich mitgeben. Ich weiß nicht, ob ich Dir dies in Tübingen mitteilte:

---

[1]) Genauer „Dr. Katzenbergers Badereise", 1809 erschienen.
[2]) S. Brief Nr. 23.

[Winter.]

Immer, wenn Winter und Sturm unfreundlich tobt auf der Erde,
Mein' ich, o Liebe! du seist doppelt entfernet von mir,
Aber wenn Frühling und Freud', wenn Sonn' und Mond mich umspielen,
Mein' ich wohl alles, nur nicht, daß du so ferne mir bist.

(S. die Dichtungen von J. K. 3. Aufl. 1841. S. 286.)

[Ohne Unterschrift.]

---

26. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 21. Juli 1809.

„Gewiß haben Sie, würdige Eltern liebenswürdiger Töchter! längst schon, mit mir, die auffallende Bemerkung gemacht, daß in einem Zeitalter, wie das jetzige ist, wo die zarte Blume des Schönen und Guten, mitten in dem Gedränge u. s. w."

Kurz, eine neue Wochenschrift: Die Grazien, Teutschlands Töchtern geweiht, will herausgegeben werden von — Herrn August Koch[1]), dem Verfasser des Kirchhofs. Die edlen teutschen Männer und Frauen, also auch Du, sind zu Beiträgen aufgefordert.

Dies, bester Kerner! die erste literarische Merkwürdigkeit.

Die zweite: „Vier schöne neue Kriegslieder. Zum Besten der Invaliden des Feldzugs. Preis 6 kr. Standespersonen zahlen nach Belieben. Gedruckt in diesem Jahr."

Und wer sind die ungenannten Verfasser? Hebel und — Kölle. Hier einige Stellen aus den zwei Hebelschen. (Folgen Verse aus dem „Grenadierlied":

Wohlauf, wohlauf! Die Fahnen wehen! ꝛc.

und dem „Musketierlied":

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt ꝛc.)

Dragonerlied (von Kölle.)

Kein schöner Leben auf Erden,
Als in den Krieg zu gehen,
Ade! du Schildwachstehen!

---

[1]) Nicht weiter bekannt, auch von Gödeke nicht erwähnt.

Schatz, wenn's dich reuet
Bleib fein zu Haus!
Juden, euch freuet!
Trompeter zahlt aus.

Und bleibt auch mancher liegen,
Kehrt mancher heim zum Herd;
Dann bleibt er hochgeehrt.
Soll ich vorſpannen,
Sattl' ich mein Roß,
Reite von dannen
Mit Schwert und Geſchoß.

Und luſtig in Quartieren,
Bei Tanz und Saitenſpiel
Liegt an der Zeit nicht viel,
Ruhſt du, ſo ſinge,
Schlägſt du, ſo triff,
Stahl an der Klinge,
Röslein am Griff!

Wenn das erſte Blatt Glück macht, ſoll ein zweites folgen. Kölle hat ja noch ſein Rekrutenlied, ich glaube den bayriſchen Reiter en reserve.

Er verſichert, daß dieſe Lieder zehnmal beſſer und tauſendmal populärer ſind als die des preußiſchen Grenadiers[1]). Er ſchrieb mir auch ſonſt Mehreres von Hebel, ſogar unbekannterweiſe einen Gruß. Hebel ſei ein herrlicher Mann, ſonderbar von Ausſehen, aber köſtlich, wo er ſich öffne. Er wolle auf K's.[2]) Inſtigation Volksſagen und Lieder bearbeiten. Einige geiſtliche von ihm ſeien herrlich. Ein Zimmermanns- und ein Hochzeitſpruch, auch eine Ekloge, in der eine Predigt vorkomme, ſeien in der Arbeit, und zwei Volksſagen, die Häfnet Jungfer und der Dengligeiſt, fertig. Er ſei Bauernjunge geweſen und habe ſein erſtes Gedicht, den Statthalter von Schopf-

[1]) L. Gleim (1719—1803), Verfaſſer der „Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers" iſt unter dieſem Namen allbekannt.

[2]) D. i. Kölles, als „Adjunkt" des Hebelſchen „Hausfreundes" bekannt.

heim, (nach der Abigail in der Bibel) in seinem zweiunddreißigsten Jahre gedichtet[1]).

Den Bären hat Kölle unverrichter Sache von Gr.[2]) zurückerhalten. Ein Musiker und Schauspieldichter habe ihn nachher mit großem Vergnügen gelesen und nur gewünscht, daß mehr Stoff für stumme Handlung und weniger Worte in den Liedern angebracht wären. Dieser Musikus werde Kölle die Adresse Neukams[3]) geben. Dieser, der vorzüglichste Schüler Haydns, sei jetzt zu Paris. Ich solle ihm also den Bären[4]) selbst bringen.

O Denglegeist! Kölle läßt Dich vielmals grüßen.

Ach, Kerner! ich muß nur abschreiben, wenn ich Dir schreiben will. Mein Leben ist gar zu einsam und öde! Es ist mir, bei meiner jetzigen Lage, hier unaussprechlich entleidet.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben, daß mich Mayer mit einem kurzen Besuch erfreute. Ich war mit ihm in Niedernau [Badeort bei Tübingen] und Reutlingen. Die Göttinger Gmelin waren hier. Hermann [Gmelin][5]) ist nach Mailand gereist und kommt noch nicht so gleich hieher. Er soll die Guitarre so schön spielen und sich auch im Gesang gebildet haben. Da wär' er mir doppelt willkommen.

Ich las indes Weniges von Belang, außer einigen Volksmärchen von Musäus, die mir sehr gefielen. Ich möchte die modernen Einmischungen nicht tadeln. Der Geist der alten Märchen ist treu bewahrt, aber der Erzähler behält seinen

---

[1]) Diese allemannischen Gedichte Hebels finden sich in den Werken des Dichters. Der „Denglegeist" ist wohl identisch mit dem (allem.) Gedicht „Geisterbesuch auf dem Feldberg".

[2]) D. h. Grüneisen. S. Brief Nr. 12.

[3]) Uhland meint Sigismund Neukomm (1778—1858), Kapellmeister in Petersburg. Dieser lebte damals ohne Amt in Paris, später in Rio ꝛc. Er verfaßte gedankenreiche Kirchenkompositionen.

[4]) S. Brief Nr. 14.

[5]) Ueber Hermann Gmelin s. Brief Nr. 24. Einen Eduard Gmelin von Göttingen, später Oberjustizprokurator in Tübingen, erwähnt Karl Mayer „Ludwig Uhland" ꝛc. I, 76.

modernen Zeitgenossen, denen er erzählt, vor Augen und setzt die alte Zeit mit der neuen durch mannigfache Anspielungen zugleich in Verbindung und Kontrast. Eine solche reflektirende Erzählung ist unserer Zeit angemessen, auch Tieck dichtet z. B. im Kater auf ähnliche Art. In andern Stücken freilich folgt er mehr dem rein epischen Gange z. B. im blonden Eckbert, den Heymonskindern. Dieser ist freilich in unserer Zeit schwer in seiner Lauterkeit zu erreichen.

[Schluß fehlt.]

---

27. Uhland an J. K.

Den 26. Juli 1809.

(Der Anfang fehlt, dann folgt „Die Entführung. Dramatisches Märchen in 8 Scenen". Gedruckt bei A. v. Keller. S. 126 ff.)

Die Skizzen werden nun einen Stillstand nehmen, da ich nichts Neues entworfen und meine älteren Plane Dir meist mündlich erzählt habe. Deine Briefe haben die Mädchen sehr erfreut. Der Volksbücherstil mit den vielen Und, Maßen ꝛc. war ihnen auffallend. Wilmele[1]) liegt an einem Nervenfieber krank, doch scheint die Krankheit auf keinen sehr gefährlichen Grad steigen zu wollen; obgleich die Krise vielleicht noch nicht so bald vorüber ist, so wendet es sich doch mehr zum Guten . . .

Du kannst mich vielleicht noch lange hier mit Briefen erfreuen. Bis ich Dir von meiner dereinstigen Abreise Nachricht gebe, schreibe nur immer hierher. Schreibe recht vieles, es interessirt mich alles.

Hast Du nicht V. Webers[2]) Bekanntschaft gemacht? Die Sagen der Vorzeit hab' ich zwar in neuerer Zeit nicht gelesen, aber ehemals waren sie mir sehr wert. Der Mann muß in alten Geschichten sehr bewandert sein und wüßte Dir vielleicht manches Merkwürdige zu sagen und zu zeigen. —

---

[1]) Wilhelmine Uhland, Tochter des Oberamtsarzts Uhland in Tübingen, Base des Dichters, heiratete später Uhlands Freund, den Obertribunalrat Weißer. S. Brief Nr. 10.

[2]) S. Brief Nr. 22.

Arbeite doch auch an Deinem Fortunat[1]) fort, an den Schattenspielen u. ſ. w.!

Im Cottaiſchen Almanach ſollen von Goethe Meiſters Wanderjahre, Fortſetzung der Lehrjahre, ſtehen. Meiſter reiſt nach Aegypten u. ſ. w. Ob wohl hier auch die Abenteuer vom Doppelroman vorkommen?

Lebe wohl

L. U.

---

28. Ludwig Uhland an J. K. (in Hamburg).

Tübingen, den 22—27. Auguſt 1809.

Ich will einmal wieder einen Brief anfangen, mit der Zeit wird doch das Blatt voll werden, im Notfall kann ich einige Lieder beiſetzen.

In neuerer Zeit haben ſich wieder einige Erſcheinungen aus der alten gezeigt. Jäger von Paris gekommen, flüchtig vorübereilend; Roſer von Neapel und Rom, ganz italieniſch braun; Köſtlin aus Wien, der nun ſchon längere Zeit hier bei ſeinem Bruder iſt. Er geht noch nach Paris, wahrſcheinlich aber erſt gegen das Frühjahr, ſo daß wir vielleicht zuſammen reiſen, denn ich werde ſchwerlich mehr vor der Vakanz disputiren können und möchte auch nicht gern einen großen Teil meines Ausbleibens in den Winter fallen laſſen, ſo ſehr ich mich weiter wünſche. Ich komme mir oft wie ein Geſpenſt vor, wenn ich abends im Mondenſchein um die Stadt die Runde mache.

Der blühende Mohn, der ſonſt Vergeſſenheit bringt, erinnerte mich dieſen Sommer oft recht lebhaft an unſere Abendſpaziergänge im vorigen und an Dein damaliges Vergeſſen. Doch waren wir damals auch nicht immer im beſten Humor, wegen der Examensplagen. Dein Brief, was ich zuerſt hätte ſchreiben ſollen, hat mich unſäglich erfreut. Schreibe doch, ums Himmels willen! ein Buch in der Manier wie der Brief aus Berlin! Du biſt überhaupt zu wenig ſchriftſtelleriſch, indem Du Deine Laune, wie zum Teil in den Schattenbriefen, oft gerade auf Dinge

---

[1]) Wurde nicht vollendet.

richteſt, die nicht zum Drucke paſſen. Ein anderer, z. B. ich, würde mit ſeinen Gottesgaben beſſer haushalten und alles ſo einrichten, daß man es gleich in die Druckerei tragen könnte. In[1]) v. d. Hagens u. ſ. w. Muſeum, das überhaupt ſehr unterrichtend iſt, las ich, daß Hans Folz Meiſterſänger und „Barwirer“ zu Nürnberg war, auch daß er eine Privatdruckerei hatte, wahrſcheinlich weil er keinen Verleger fand, eben wie ich, der ich nun auch Mohr und Zimmer[2]) meine Opera vergeblich angeboten habe. Ihre vielen Engagements, die niederſchlagenden Erfahrungen der letzten Meſſe, ſonſt würden ſie mit beſonderer Vorliebe ꝛc.

Für Deinen herrlichen Kavalier erhältſt Du hier eine Braut, aber eine kalte, nämlich eine ſteinerne.

(Folgt das bei Notter S. 104 und Fränkel I, 435 gedruckte Gedicht, das in die Sammlung nicht aufgenommen wurde.)

Wenn Du das Buch der Liebe geſehen haſt, was iſt es denn mit dem Fierabras[3])? ein gewaltiger Name!

In obgedachtem Muſeum kommen mehrere ältere und neuere Bearbeitungen des Fortunats aufgezählt, als neuſte eine Erzählung im Phöbus. 1808. Heft 6. Laß doch die Deine nicht liegen!

In Keyßlers Reiſe 1740 ſteht Folgendes: „den Poſſenreißern fehlt es zwar in keinem Lande an Zulauf, allein ſie finden ſolchen abſonderlich an der italieniſchen, als einer dem Müßiggange ſehr ergebenen Nation. Man nennt ſie Maccaroni von dem Eſſen einer Art Nudeln, aus welchen die Italiener viel Weſens machen. Die Harlequins haben in ſehr vielen Ländern ihre Benennung von ſolchen Speiſen, die daſelbſt vor andern geliebt werden. Dieſes zeigt, außer jetzt gemeldetem

---

[1]) Die beiden folgenden Sätze teilt ſchon Notter in ſeiner Uhlandbiographie S. 79 mit.

[2]) In Heidelberg, die Verleger der Einſiedlerzeitung.

[3]) Den altfranzöſiſchen Roman Fierabras gab 1829 der berühmte Philolog J. Bekker heraus, von Uhland unterſtützt. Vgl. Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtung ꝛc. VII, 645.

Exempel, der Franzoſen Jean Potage, der Holländer Harengspecs, der Engländer Jack Puddings und der Deutſchen Hans Wurſt. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob ſie wegen ihrer Schmarotzerei dergleichen Ehrentitel davongetragen haben, oder weil man insgemein dergleichen Narren ſo lieb hat, daß man ſie, wie im Sprichworte geſagt wird, freſſen möchte."

Hier auch einmal wieder ein Volkslied! Pregitzer [1]) brachte es von ſeiner Schweſter Hochzeit mit, wo es die Näherinnen ſangen. Er hat es auch für Gebildete bearbeitet. Hier aber das Original!

Das Mägdle trat in die Kammer hinein:
Ei Mutterle! wem füllſt Du das Federbett ein?

Mutter.

Das Federbett füll' i meim Töchterle ein,
Bis morga ſoll ſe a Hochzeitre ſein.

Das Mägdle trat in die Scheuer hinaus:
O Vater! meine beſte Tägle ſind aus.

Vater.

Deine beſte Tägle ſind no net aus,
Deine beſte Tägle ſie fanget erſt an,
Deine beſte Tägle ſollſt habe beim Mann.

Töchterlein.

Izt b'hüt euch Gott, ihr Knecht' und ihr Mägd',
Izt dienet ihr fein meine Elterle recht!
Izt b'hüt di Gott, du ſpitziger Stein!
Mei Lebelang darf i jo nimmermeh heim.
Izt b'hüt di Gott, du Laub und du Gras
Und alles, was auf dem Erdbode wachſt [2])?

Von Schober erhielt ich letzthin einen Brief aus Hornberg, er hat, ſeit er dort iſt, nichts gemacht. Ich hörte ſagen, er habe Trauerſpiele an Schelling geſchickt, um ſie auf die Berliner Bühne zu bringen.

---

[1]) S. Brief Nr. 34.

[2]) Das Lied findet ſich in Uhlands Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder" nicht.

Den Roman Hermann von Sachsenheim, den ich einmal in Prosa anfing, hab' ich nun in Romanzen angefangen. Es würden ungefähr 20 oder mehrere werden. Paris [Ritter Paris] gehört ursprünglich auch dahin. Hier eine kleine Probe:

Clärchen wandelt durch den Garten ꝛc. [1])

Wilmele ist wieder ganz hergestellt.

Hast Du die Sammlung alter Schweizer Lieder noch nicht gesehen, die, wie Du schriebst, sich auf der Hamburger Bibliothek befinden soll? Ueberhaupt gibt es sonst nichts dort?

Während ich an diesem Briefe schreibe, ist auch Hermann Gmelin [2]) hieher gekommen. Er war auch in Italien, bis Genua. Werner [3]), der Vater der Söhne des Thales, war hier, ich sah ihn aber nicht. Er soll in einer Gesellschaft bei Froriep Balladen deklamirt haben. Auch J. Paul werde hieher kommen.

Lebe wohl

L. U.

---

29. J. K. an Ludwig Uhland.

Schloß Schildeis in Böhmen, den 2. Oktober 1809.
Freystadt. — [4])

Es ist mir ergangen wie meinem König Eginhard. Ich bin umhergeirrt, bis ich endlich in die böhmischen Wälder kam, und da hieß es wohl: — fand kein Dorf und keinen Wirt mehr — ausgemergelt miserabel.

---

[1]) Wie es scheint, hat Uhland nur drei Romanzen davon gedichtet, die Karl Mayer a. a. O. S. 135 mitteilt. Vgl. Notter S. 105. Ueber den schwäbischen Dichter Hermann von Sachsenheim hat Uhland „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" II, 219 ff. ausführlich gehandelt.

[2]) Hermann Gmelin. S. Brief Nr. 24.

[3]) Zacharias Werner (1768—1823). „Die Söhne des Thales" sind eine „Verherrlichung des romantischen Katholizismus."

[4]) In Freystadt in Böhmen lag damals Karl Kerner als Generalquartiermeister in Garnison.

An allen Wirtshäusern ging ich hier nachts 1 Uhr umher und wurde überall zurückgewiesen, weil alles voll Quartier. Endlich fand ich in einem Art Stall ein Unterkommen. Morgens erst kam mein Bruder hieher, und nun leben wir lustig und in Freuden und schnarchen noch morgens 9 Uhr wie die im Schlosse Schildeis. Im Schlosse speise ich mit der Generalität und ist alles recht lustig, denn es besteht das Leben nur in Schießen, Jagen, Maultrommeln, Essen, Reiten, Fahren ꝛc. ganz à la Zigeuner. In drei bis vier Tagen werd' ich nach Wien reisen, wo ich den Winter über bleiben werde. Es ist mir doch recht, recht ärgerlich, daß ich so lange keinen Brief von Dir erhalten kann, bei Gott! ich möchte fast verzwatzeln.[1]) Ist dies nicht ein schönes Wort? Ich habe die Schattenbriefe fortgesetzt, besonders noch Hans Flügels Schwanenkonzert [X, 2] abgehandelt, es ist aber nicht der Mühe wert, daß ich es absende. Professor Schwimmgürtel von Tübingen[2]) spielt darin auch eine Rolle. Wenn ich Zeit finde weiter zu machen, so kann ich es vielleicht in Wien drucken lassen. Schreibe auch an Rosa.

Ewig Dein

Chr. J. K.

30. J. K. an Ludwig Uhland.

Freystadt, den 7. Oktober 1809.

Ich bin noch immer hier in Freystadt bei unsern Kriegern. Theobalds[3]) Umgang gewährt mir viele Freude. Könntest Du nur einmal sein Gesicht sehen! Ich werde wahrscheinlich in zwei Tagen nach Wien gehen, und dort erwarte ich einen Brief

[1]) D. h. sich zu Tode zappeln, vor Ungeduld und Unruhe völlig vergehen (schwäbisch und bayrisch).

[2]) X, 4; gemeint ist darunter Prof. Plouquet S. Brief Nr. 33.

[3]) General von Theobald, durch seine militärischen Schriften bekannt, wurde mit Uhland und K. Mayer Theobald Kerners Pate, der nach ihm seinen Rufnamen erhielt. J. Kerner hatte diesen Namen gewählt, um dadurch seinen Bruder, den General Karl Kerner, und den General Theobald, die mit einander auf gespanntem Fuße lebten, zu versöhnen.

von ſechs Bogen von Dir, ſonſt bin ich nicht ruhig. Sende nur alles an E. in A.[1]) Es träumt mir wirklich öfter, wir hätten uns wiedergeſehen. Geh' ich mit Dir auch öfters im Traume ſpazieren.

Ewig Dein

C. J. K.

---

31. Roſa Maria an J. K.

Hamburg im Anfang Oktober 1809.

Mein teurer Freund! Mir iſt ganz wehmütig in dieſen Tagen zu Mut, daß Sie denn nun wirklich von uns fortgezogen ſind; denken Sie ſich, ich möchte mir manchmal einreden, daß Sie noch nicht weg ſind, daß Sie vielleicht noch aufgehalten worden und noch wiederkommen könnten ... War Ihnen hier mein Umgang, wie Sie mich oft verſicherten, erheiternd und tröſtend, ſo wünſchte ich, daß er es auch in der Folge einigermaßen bleiben könnte; wie würde es mich freuen, zu erfahren, daß meine Worte Ihnen, auch aus der Ferne zugerufen, noch tröſtlich und erfreulich werden, ſo wie mich die Ihrigen lebhafter an die Tage erinnern werden, die wir in herzlicher Freundſchaft zuſammenlebten, und die ich nie aus der Erinnerung verlieren werde. — Was gäbe ich darum, könnte ich von meiner heitern Lebensanſicht Ihnen etwas mitteilen! Nur etwas von der Ruhe geben, die mir inwohnt! Es war auch nicht immer ſo in mir, auch ſtürmiſche Tage gingen mir vorüber, jetzt iſt es mir lieb, dieſe Schmerzen gehabt, dieſe Stürme beſtanden zu haben; ich habe Erfahrung dadurch erkauft und verſtehe anderer Schmerzen und Leiden beſſer und kann fühlen, was andere leiden, da ich ſelbſt gelitten habe ... Ich habe viele guten Hoffnungen für Sie, ſo wenig Sie auch ſelbſt haben. Richten Sie nur Ihre Blicke um ſich, auf die Sie umgebenden Gegenſtände, und geben Sie ſich nicht dem Schmerz und dem Gram hin, man kann ſelbſt viel dagegen thun.

---

[1]) Friederike Ehmann in Augsburg.

Ich bin sehr ungeduldig, Briefe von Ihnen zu erhalten, und freue mich sehr darauf; schreiben Sie mir nur immer, wie es mit Ihnen steht, lassen Sie mich es immer wissen, so sehr es mich auch betrüben wird, zu erfahren, daß Sie leiden, so werden Sie mich doch erfreuen und ehren durch Ihr Vertrauen und selbst vielleicht einige Linderung darin finden, sich mitzuteilen und sich zu ergießen, es wird Ihnen gewiß leichter dadurch, als wenn Sie Ihren Schmerz in sich verschließen, um so mehr, da Sie überzeugt sein können, daß ich zu denjenigen gehöre, die an Ihrem Schicksal den meisten Anteil nehmen . . .

Ich bin heute den ganzen Tag mit den Kindern allein, Madame Oppenheimer[1]) ist nach der Stadt und diesen Abend im Theater; wie schmerzt es mich, daß ich mich nicht mehr wie sonst der Hoffnung freuen darf, daß Sie kommen und ich den Abend mit Ihnen verplaudern könnte! . . .

Ich freue mich, daß Sie so gutes Wetter zu Ihrer Reise haben, denn ich denke, es muß recht weit bringen und ist nicht hier allein so schön, ja ich sehe es als eine gute Vorbedeutung an, daß gerade zu Ihrer Reise das Wetter so schön geworden ist. — So, wie auf der Erde die Jahreszeiten abwechseln, so gehen auch im Innern des Menschen Veränderungen vor, die ich mit den Jahreszeiten vergleichen möchte. Glauben Sie mir, auch in Ihnen wird wieder Frühling werden und diese trübe Winternacht ihm weichen müssen. Wer verzweifelt wohl im Winter, daß es je wieder Frühling und Sommer werde? Wer in der Nacht, daß es nicht wieder Tag werde?

Meine Freundin Amalie [Weiße] ist gekommen und hat den Abend bei mir zugebracht, ich bin mit ihr und den Kindern noch spazieren gewesen, der Abend war herrlich und herbstlich. Ich bin mit ihr den Weg nach der Gegend der Alster gewesen, den Sie auch einigemale mit uns gegangen sind; Kerner, lieber Kerner, ich denke oft an Sie; als wir wieder nach Hause kamen, setzten wir uns behaglich um den Ihnen wohlbekannten runden Tisch

---

[1]) Rosa Maria war Erzieherin im Hause eines Herrn Oppenheimer.

zum erwärmenden Thee; ich fühlte wieder, daß Sie fehlten. Ich ſprach von Ihnen mit Amalie, und las ihr von Ihren Gedichten vor, ſie hatte aber nicht genug an einemmal und las ſie noch für ſich ſelbſt; auch die Kinder hörten mit zu, und wenn ſie auch gerade Gedichte oft nicht verſtehen, ſo habe ich bemerkt, daß ihnen doch der Tonfall der Reime großes Vergnügen macht. Klärchen frug verwundert, ob das wirklich Herr Kerner gemacht habe. Ueberhaupt erwähnen die Kinder Ihrer oft und haben mir alle ſehr viele Grüße an Sie aufgetragen, ſo wie auch Madame Oppenheimer und meine Amalie. Ich hoffe, Sie werden mir auch aus Augsburg ſchreiben, wie Sie Friederike[1]) finden, und wie das liebe Mädchen lebt, grüßen Sie ſie auch noch von mir, und ſagen Sie ihr, wie vielen Anteil ich an ihr nehme. Machen Sie dem guten Kind Freude durch Ihre Anweſenheit, und ängſtigen Sie ſie nicht durch Ihre trüben Anſichten, es wird gewiß noch alles gut werden. Leben Sie recht wohl, lieber, guter Kerner, Gott möge Sie erhalten, und vor Gefahren und neuem Leid ſchützen, meine beſten Wünſche ſind mit Ihnen. Schreiben Sie mir recht oft, wie ſehr werden Sie mich dadurch erfreuen! Von ganzem Herzen Ihre Sie liebende Freundin

Roſa Maria.

---

32. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 12. November 1809.

(Anfang fehlt.) Wie herrlicher Nachſommer! Der ganze Tag iſt jetzt ein glänzender Abend (des Jahres) mit den goldenen Bäumen, den duftigen Bergen.

So weit ſchrieb ich ſchon vor 14 Tagen und ſchickte den Brief indes nicht fort, weil gar nichts darin ſteht, er muß aber

---

[1]) Kerners „Rickele" hielt ſich (nach Marie Niethammer „J. Kerners Jugendliebe ꝛc." S. 25 und A. Reinhards Kerner-Biogr. S. 59 erſt ſeit Dezember 1809) in Augsburg bei Verwandten auf. Kerner kehrte mit ihr in die Heimat zurück und brachte ſie zu ihrer Stiefmutter nach Schorndorf.

nun doch fort, damit Du weißt, daß ich noch hier bin und wahrſcheinlich bis zum Frühling bleibe.

Hier eine Stelle aus einer altengliſchen Tragödie [1]):

Horazio.

Kind! ſprich nicht ſo! Das Glück iſt unſer Freund,
Den Tag verſchloß der Himmel uns zu lieb.
Die Sterne halten ihren Schein zurück
Und Luna birgt ſich, ſiehſt du, uns zu lieb.

Bellimperia.

Du haſt gewonnen. All mein Zweifel flieht,
In deiner Lieb' ertränk' ich meine Furcht.
Ich bebe nimmer. Lieb' iſt all mein Denken.
Was ſetzen wir uns nicht? Denn Luſt will Ruhe.

Horazio.

Je länger du in dieſen Lauben ſitzeſt,
Je mehr wird Flora ſie mit Blumen decken.

Bellimperia.

Erſpäht dich Flora hier, dir allzu nah'
Erſchein' ich ihrem eiferſücht'gen Aug'.

Horazio.

Horch, Mädchen! Vögel ſingen in der Nacht
Vor Freude, Bellimperia hier zu ſchaun.

Bellimperia.

Nein, Amor macht die Nachtigallen nach,
Begleitet mit Muſik Horazios Rede.

Horazio.

Wenn Amor ſingt, iſt Venus auch nicht fern:
Ja, du biſt Venus oder ein ſchönerer Stern.

L. U.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 34.

33. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, den 26. November 1809.

Beſter, liebſter Uhland! mein teures Leben!

Ich habe hier den Stoll kennen gelernt, es iſt ein recht guter Menſch, aber höchſt arm. Es iſt himmelſchreiend, wie man den Sohn des großen Arztes Stoll ſo kann laufen laſſen. Rüdiger, Schnurrer[1]), Dein Oncle ſollen Dir von ſeinem Vater erzählen. O Deutſchland! Bei denen, für die ſein Vater Leben und alles aufgeopfert, konnte er nicht einmal eine Schreibersſtelle erhalten. Er hat ſich an Napoleon im Elend gewendet, und der hat ihm eine Profeſſorsſtelle in Weſtfalen verſprochen. Franzoſen ſollen dieſe Schande der Deutſchen gut machen! Er gab ein Taſchenbuch Neoterpe heraus, ganz von ihm. Dieſes enthält ein herrliches ſcherzhaftes Spiel — Die Schnecken. — Es ſieht hier um die Literatur ſchlimm aus, nichts iſt zu haben — die Zenſur iſt gar toll. — Stoll erzählte mir ein Luſtſpiel, das er dichtet. Sehr gut. Ich bitte Dich jetzt, der Roſa ein paar Zeilen und Gedichte beizulegen — das Berglied u. ſ. w. Es gefällt mir gerade nicht hier. Das Theater iſt nicht ſchlecht, aber man muß ſich die Beine herauslaufen, bis man an Ort und Ziel kommt. Auf Deinen Eginhard freue ich mich; der meine iſt aber wohl nimmer zu brauchen. Wir ſollten ein Taſchenbuch ſammeln[2]), beſtehend in Eginharden, dem Bären, Schattenbriefen, Deinem Herbſtbrief[3]) u. ſ. w. und Gedichten. Schreibe mir darüber. Den Bären[4]) will ich hier auch Componiſten vorführen, mit den Köllniſchen Bravourverſprechungen iſt es doch nichts. — Wie ich hier wieder zu ringen und zu kämpfen hatte — das kann ich Dir nicht ausſprechen. — Man verfolgt mich bis hieher. Die Unruhe in und außer mir iſt zu groß, als daß ich was Poetiſches vernehmen könnte. Ich habe meinem

---

[1]) S. Brief Nr. 23.

[2]) Die erſte Idee des nachher von Kerner „beſorgten“ poetiſchen Almanachs für 1812.

[3]) Vgl. Brief Nr. 24.

[4]) S. Brief Nr. 14.

Bruder Karl, den ich liebe — aber — — — dem hab' ich faſt durch einen Eid verſprechen müſſen, nichts mehr zu dichten — wie ſehr ich geplagt wurde, wie tief gekränkt — — o Uhland! — — Dir geht es recht gut. Varnhagen ſteht in Ungarn. Roſa ſchreibt:

Kommſt du auf der Reiſe
Wohl an einen See —
Nicht geſäumt und werfe
Raſch hinein dein Weh.

Mit welcher Sehnſucht Uhland! nein das kannſt Du nicht faſſen! — denk' ich oft zurück an jedes Kraut und Gras, über das wir gingen, und dann muß ich den Hut ins Auge drücken — auf daß die Leute nicht ſehen, daß der da weint.

Mein Wunderhorn und Reutlingerbuch ließ ich in Freyſtadt bei Feldzeugmeiſter v. Wöllwarth in Gedanken. Wenn ſich nur Theobald[1]) der Bücher annahm, ſonſt geht alles zum Teufel. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, welch ein lieblicher Mann dieſer Wöllwarth iſt, der Chef unſerer Truppen. Ich habe immer an ſeiner Tafel geſpeiſt, und Theobald las meine Gedichte vor. Wo ich nur nachher zu leiden hatte, weil Theobald immer zu meinem Bruder ſagte: „Er wird kein Mediziner, er wird ein Dichter, er macht's wie Schiller u. dergl.“

Theobald kennt Dich wohl. Dein Schattenriß wurde oft an der Tafel gezeigt. Fl. v. Wimpfen hat mich mit Löſchblei ſo gut gezeichnet, daß mich jedes Kind alsbald erkennt. Rickele hat's. Es iſt doch ſonderbar, daß hier alle Theater Württemberger zu Konditors haben, die die Erfriſchungen liefern. Es ſind hier fünf große Theater. Die Oper oft ohne Vergleich herrlich. —

Für die Medizin iſt es gar nichts hier — Dir geſagt, verſteht ſich! Ich werde alſo ſo bald als möglich weiter gehen — wohin, weiß ich nicht. Soll ich nach Ungarn? Oder geh' ich gerade nach Tübingen und bleibe im Ochſen, bis Du gehſt, ſei's 3—4 Monate. Hier iſt es nicht ſehr teuer, aber ſchlecht —

[1]) S. Brief Nr. 30.

scheußlich schmutzig alles. Der Ochs ist ein Engel gegen einen hiesigen Walfisch. Mein Rickele, mein liebes Kind, kommt nun zu unserer Rosa [1]). Freut es Dich nicht auch? Das arme Kind! Wie wird Rosa für sie sorgen und ihre lieblichen Anlagen ausbilden. Rosa schrieb nichts von Deinem Blatt. Du mußt nun an sie schreiben — es ist nicht schön, daß Du es nicht thatest. Es pressirt mit der Absendung der Briefe nicht so; Du nimmst meine Worte gar zu juristisch.

Der Verleger hier hat Stoll einen verdammten Streich mit seinem Taschenbuch gespielt. Derselbe dachte nämlich, das Wort, den Titel „Neoterpe" verstehe niemand, und so ging der Herr her und ließ auf die Hälfte der Auflage, ohne Wissen Stolls, folgenden possirlichen Titel setzen, weil das Spiel, so darinnen vorkommt: die Schnecken heißt, Schneckenalmanach, ein lustiges Taschenbuch auf das Jahr 1810. Schneckenheim bei Hörner u. C.! — O ihr Verleger! — herausgegeben von Stoll. — Kannst Du Dir den Plouquet als Professor Schwimmgürtel [2]) [Reiseschatten X, 4] nicht auch recht lebhaft denken? Vor mir steht er, wie er lebt und webt. — Vom Zwerglein Egwald [3]) hör' ich nie ein Wort! Weißt Du keinen Stoff für eine Tragödie für mich, lustig und traurig, wie die vom weisen Mann? Es muß aber zugleich die grasseste, schauerlichste Tragödie werden, die je existirte; Satyrs müssen mit Leichen, Teufeln und Totengerippen wechseln. Professor Schwimmgürtel und der Geist eines ermordeten Königs, der noch den Dolch in der Brust stecken hat, müßten sich begegnen. Der Abendstern müßte als personifizirtes Schicksal durch das ganze Stück sprechen, zuletzt muß alles wahnsinnig werden und der Dichter verrückt hereinstürzen und das ganze Stück fressen, wie Johannes in der Offenbarung das Büchlein. — Ich arbeite bereits daran, sende Du mir indes den Stoff. — Wenn diesen Brief ein Rezensent oder ein Plattist lesen würde!!!!!

---

[1]) Geschah nicht; vgl. Brief Nr. 31 u. 44.

[2]) Vgl. Nr. 29.

[3]) Vgl. Brief Nr. 39.

Der Stephansturm und die Kirche iſt ein ungeheures Werk! Ich ging übrigens noch auf keine Merkwürdigkeit hier aus. Es iſt ſchwer, über altgotiſche Kirchen mehreres zu ſagen, man kann nur über eine ſprechen, weil ſie einander faſt alle gleich. Was Du über die Marionetten ſchriebſt, ſchreibe nieder, man kann es zu den Schattenbriefen brauchen. Schreibe alsbald! ſogleich! plötzlich! auf der Stelle!

In treuer Liebe

Dein Kerner.

---

34. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 8. Dezember 1809.

Ich erhielt von Dir Schattenbriefe, in Regensburg geſchrieben, und einen Brief aus Wien vom 26. 9. Warum ich Dir nicht von Speismeiſter ꝛc. ſchreibe? weil alles iſt, wie vorlängſt. Willſt Du alſo über derlei Dinge etwas Geſchriebenes leſen, ſo ſchreibe ſelbſt. — Mayer ſchrieb mir erſt unmittelbar vor ſeiner Abreiſe, daß die Reiſe in ſtand komme, ich konnte ihm alſo keine Anweiſungen geben. Er iſt noch nicht zurück. Sein Bruder Auguſt[1]) ſtudirt jetzt hier, von dem ich Dir einmal Gedichte zeigte. Auch einige neuere gefallen mir. Er hat überhaupt vielen Sinn für Poeſie. — Daß Du doch Dein Weſen immer ſo heimlich treibſt! In Baggeſens[2]) Taſchenbuch für Liebende ſollen mehrere Gedichte von Dir ſtehen, unter anderen das ſchon im Damenkalender befindliche: Durch Sturm und Nacht ꝛc. Fleiſchmann[3]) hat dies komponirt. Baggeſen hat auch einen Karfunkel — oder Klingklingel-

---

[1]) Karl Mayers Bruder Auguſt, Juriſt, wurde ſpäter willkürlich zum Militär ausgehoben, machte den ruſſiſchen Feldzug mit und verſcholl auf dem Rückzug. In Kerners poetiſchem Almanach für 1812 erſchienen fünf Gedichte von ihm.

[2]) J. Baggeſen, der däniſche Dichter (1764—1826), hatte ein viel bewegtes Leben. Er ſtarb in Hamburg. In ſeinem idylliſchen Epos Parthenais ſteht es neben Voß.

[3]) Fleiſchmann, nachher General und Diplomat, ſtand dem Uhlandſchen Kreiſe nahe. Er war ein vorzüglicher Sänger.

Almanach, ein Taſchenbuch für vollendete Romantiker und angehende Myſtiker, auf das Jahr der Gnade 1810 herausgegeben. Er ſcheint Dich nicht darunter zu rechnen. — Der Vorſchlag zu einem Taſchenbuch gefällt mir. Der Hauptumſtand wäre aber, einen Verleger zu finden. Wüßteſt Du jemand? Doch weiß ich nicht, ob es nicht vorteilhafter für Dich wäre, die Schattenbriefe beſonders herauszugeben, weil Du dann auch die früheren Gedichte entweder einſchalten oder beifügen könnteſt und ſo Dein ganzes bisheriges poetiſches Treiben darlegteſt. Sollte es aber ein Almanach ſein, ſo würden zu Deinen Schattenbriefen, in die der Eginhard eingeflochten bliebe, und Deinen übrigen Liedern mein Eginhard und mehrere Lieder von mir, dann etwa der Herbſtbrief, die Volksliedervorrede[1]), Gedichte von den Brüdern Mayer, auch der Bär u. ſ. w. hinzukommen. Sodann käme es auf eine gute Verteilung der Aufſätze an. Auch müßte es womöglich ein Frühlingsalmanach werden, mithin ſo bald als möglich zum Werk geſchritten werden. Die Perſonal- und Lokalitäten in den Schattenbriefen müßten an manchen Orten, wenigſtens in Hinſicht auf Namen, wegfallen, da es ja doch meiſtens erſt von Dir vollends ausgebildete Perſonen und Orte ſind. Die Geiſtergeſchichten vom Harze gefielen mir nicht ganz. Sie ſind zum Teil nicht ſehr intereſſant, wie z. B. die Neubaugeſchichte, die ſich erſt durch den Zug am Ende, den Grabſtein, hebt. Dann ſind ſie auf der einen Seite doch etwas zu grell in die Wirklichkeit verwoben, da der Reiſende ſelbſt erzählt, und auf der anderen Seite ſollen ſie gewiſſermaßen dem Geſpenſterglauben das Wort reden, wollen auf Wahrheit Anſpruch machen, wie können ſie dies in einer ſonſt fabelhaften Erzählung! Du hätteſt überhaupt bei Sammlung der Briefe auf eine gewiſſe Haltung des Tons zwiſchen Fabel und Wirklichkeit, ſo daß ſie nicht einander gegenſeitig Eintrag thäten, zu achten. Endlich

[1]) Der „Herbſtbrief" iſt unbekannt. In der „Volksliedervorrede", die offenbar in ihrer urſprünglichen Form nicht mehr erhalten iſt, dürfen wir wohl die erſte Beſchäftigung Uhlands mit dieſem Gegenſtand erkennen. Vgl. ſeine „Abhandlung über die deutſchen Volkslieder", Schriften 3. Bd. — Vgl. auch Brief Nr. 33 u. 38.

müßten ſie einer ſorgfältigen Korrektur unterworfen werden ... Ueberhaupt wünſch' ich alles Grelle, in Inhalt und Form, da vermieden, wo nicht innerer Gehalt, wahrer Schwung der Phantaſie u. dergl. dabei iſt. Dieſe Ausſtellungen im einzelnen glaubte ich um ſo eher machen zu müſſen, je werter mir die Schattenbriefe ſonſt durch herrliches Phantaſieſpiel und komiſche Kraft ſind. Du wirſt in Wien erfahren können, ob von mir etwas in den Prometheus gekommen, für den ich den Herbſtbrief und 4 Gedichte im Mai 1808 abgeſchickt hatte. Ich zweifle daran, allein man müßte Gewißheit haben [1]).

Wie ſollte der Titel lauten? Haſt Du nicht den ausgearbeitet [2])? Das engliſche Trauerſpiel [3]) iſt keineswegs von mir. Schlage Bouterweck Geſchichte der Poeſie Bd. 7 Seite 204 nach und laß Dir die Stelle dort verteutſchen! Auf Dein Trauerſpiel [4]) bin ich recht begierig. Einen Stoff weiß ich Dir nicht anzugeben, Du wirſt ſchon einen gefunden haben. Das Hereinſtürzen des Dichters zum Teil auch das Wahnſinnigwerden kommt im Zerbino [5]) vor. Wenn Du dieſes Stück beendigt haſt, ſo arbeite zum Gegenſtück ein gehalteneres, regelmäßigeres aus, das ſich fürs Theater eignete [ſ. S. 109]. Kein übler Stoff zu einem Drama wäre: Saul und David. Ueberhaupt hat die altjüdiſche Geſchichte im Alten Teſtamente herrliche Punkte. Neuerlich kam ein Trauerſpiel: Judith, heraus, ich ſah es aber nicht. Das hebräiſche Kolorit hat freilich für uns Schwierigkeiten. — Könnte man nicht den Volksroman vom gehörnten Siegfried in Balladen, im Volkston, bearbeiten? ...

---

[1]) In der von Seckendorff und Stoll herausgegebenen Zeitſchrift Prometheus (S. Brief Nr. 4) erſchien von Uhland nichts; wenigſtens iſt in L. Fränkels Uhland-Ausgabe I, 517 der Prometheus gar nicht unter den erſten Druckquellen genannt.

[2]) Die Lesart iſt unſicher, da das Original an dieſer Stelle defekt iſt.

[3]) S. Brief Nr. 32. Uhland hat ſich, wie es ſcheint, damit nicht weiter beſchäftigt.

[4]) Gemeint iſt „Der Totengräber von Feldberg" in den Reiſeſchatten. S. Brief Nr. 38.

[5]) Von Tieck S. Brief Nr. 14.

Beſtätigt ſich Seckendorffs Schickſal[1])? Als ich damals den Brief mit Deiner Nachricht erhalten hatte, ging ich in der Dämmerung ſpazieren. Es fiel eine Sternſchnuppe im geröteten Abendhimmel. — Meine Disputation iſt nun im Rohen fertig, doch wird es ſchon noch eine Weile währen, bis alles im reinen iſt, wenn ich im März oder April fortkomme, darf ich froh ſein. Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer, Doch will die Arbeit nicht vom Ort, Geöffnet ſind die Bücher immer, Doch rück' ich keine Seite fort. Bald ſpielt mein Nachbar auf der Flöte Und führt mir die Gedanken hin, Bald ſitzt am Fenſter, beim Filete, Die angenehme Nachbarin[2]). — Köſtlin hat ſich in Stuttgart geſetzt und ſcheint nimmer nach Paris zu gehen. Schnurrer verſprach wegen Deiner Frage an ihn zu ſchreiben. Es iſt aber noch nichts erfolgt. — Das Morgenblatt florirt noch immer. — Glaube nicht, daß ich ſo in der Poeſie drinn ſtecke, weil ich Dir nicht von ſolchen Dingen ſchreibe. Ich kann Dir doch nicht von der Disputation ſchreiben, ſo wenig als Du mir von Deinem mediziniſchen Treiben. — Am Mittwoch halten wir meiſt eine Zuſammenkunft im Lamm: Schnurrer; Pregitzer; Repetent Seybold; Fleiſchmann[3]); Withuſen, ein Däne, Mediziner. — Frage den Verleger von Stolls Almanach, ob er nicht einen Titel für den unſeren wiſſe? — Kommſt Du nicht auf die Wiener Bibliothek? es muß dort viel für unſereins ſein. — Mit Schober habe ich auch wieder Briefe gewechſelt und ihm einige Gedichte zugeſchickt. —

Lebe wohl

Dein L. Uhland.

---

[1]) Am 6. Mai 1809 als Hauptmann im öſterreichiſchen Feldzug ſchwer verwundet, verbrannte er in einer Scheune.

[2]) Uhlands Gedicht „Schlimme Nachbarſchaft". Vgl. dazu Fränkels Uhland-Ausgabe I, 487.

[3]) Vgl. über Schnurrer Brief Nr. 23. — Pregitzer war Theologe, der ſchon im Jahre 1812 ſtarb. Seybold war ebenfalls Theolog; über Fleiſchmann ſ. oben; über Withuſen ſ. Brief Nr. 38.

35. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, den 1. Januar 1810.

Herrlichſter, liebſter Oloſ!

Es iſt höchſt ſündlich, daß Du mir auch rein nie ſchreibſt, da ich Dir alle Augenblicke ſchreibe. Ich hoffe, daß Du endlich an Roſa werdeſt geſchrieben haben. Von Varnhagen wirſt Du nächſtens einen Brief erhalten. Derſelbe ſchrieb der Gräfin Fuchs Dein Turney „Meine Fürſtin war die Roſe“ [1]) u. ſ. w. in das Stammbuch, das unter einem hohen Adel allhier großen Beifall fand.

Varnhagen und ich gehen faſt alle Abend mit Stoll ins Theater, deren es hier fünf hat. Das Komiſche wird ſo herrlich gegeben, daß es unmöglich iſt, es ſich beſſer zu denken. In einem Stücke in dem Theater an der Wien: „Rochus Pumpernickel“ [2]) bliebſt Du rein tot vor Lachen. Es iſt mir alſo ſehr lieb, daß Du es nicht ſehen kannſt, und glaub' ich faſt, daß die weisliche Vorſehung bloß deswegen Dich nach Paris und nicht nach Wien führt. Die komiſchen Ballette ſind auch einzig — gänzlich einzig, es iſt unmöglich, ſich was Komiſcheres zu denken — als die Stellungen und die Teufelsſtreiche dieſer Kerls. Wir ſahen letzthin einen Lauſer, der ganz ungeheuer ſchnell ſprang und — nicht vom Punkt, auf den er den Fuß zuerſt ſetzte, kam. Wir ſahen zwei Schulmeiſter (lebende Menſchen), die, wenn ſie nieder- oder aufſaßen, gänzlich, wie an Drähten gezogen auf und zuſchnappten, das ein grenzenloſes Gelächter kauſiren muß. Selbſt in den Kotzebueſchen Stücken, z. B. im Intermezzo, findet man den echten Kaſperle, wie man ihn im Marionettenſpiel nicht beſſer machen kann ... Wie göttlich war es, als im Intermezzo der Bediente (der Kaſperle) dem wirklichen Souffleur auf

---

[1]) Aus Uhlands Gedicht „Der Sieger“.

[2]) Muſikaliſches Quodlibet in drei Aufzügen von dem Oeſterreicher Matthäus Stegmayer, Tonſetzer, Schauſpieler und dramatiſcher Schriftſteller (1771—1820). Das Stück war ein „Kaſſaſtück“. Ludwig Devrient ſpielte in Deutſchland die Titelrolle. (S. Biogr. Lexikon des Kaiſertums Oeſterreich von Wurzbach.)

dem Theater eine Ohrfeige gab und ſagte: Du, Kerl do unte ſchreiſt mar jo wia a Zahnbrecher in d' Ohre nein. Ueber alles aber geht „Rochus Pumpernickel“ dies iſt das Allerlächerlichſte, was ich je ſah, und doch möcht' ich im Stück weinen, daß Du und Mayer es nicht ſehen. Das Stück, die Worte ſind zwar an ſich nichts und von einem hieſigen Schauſpieler, der ſchon viel Schlechtes machte — allein geſpielt wird es und wie — — — das muß man ſehen. Werners Attila[1]) ſahen wir letzthin auch — — — grenzenlos ſchlecht! grenzenlos ſchlecht! ohne alles Intereſſe — voll gemeiner Sprüche, unter Kotzebue. — Ich habe meine Schattenbriefe ſo ziemlich fortgeſetzt und zwar jetzt an Nürnberg nach Erſcheinung des Teufels auf dem Kirchhof fortgefahren. Es macht mir aber wie jede Gegenwart keine Freude. — — — O Uhland! wär' ich bei Dir!

Was muß indes mein armes, krankes Rickele leiden — indem ich bequem und — ja doch ſchlecht und unglücklich lebe — !!

Es iſt mit den Schattenbriefen ſo eine Sache, ich kann ſie nicht, was ich ſchon gern möchte, vereinen, es müſſen Fragmente bleiben, und als Fragmente ſind ſie wieder nichts. Wollt' ich's vereinen, müßt' ich zu viel ſchreiben, und es könnte zu wäſſerigt werden. Betracht' ich's als wirkliche Reiſe, ſo iſt eine Lücke von Waldenbuch bis nach Hamburg (keine kleine Lücke) und von Nürnberg nun bis an die Donau: denn von der Donau ſchrieb ich ſchon. Nächſtens komme ich aber, wenn nicht perſönlich, doch in den Schattenbriefen, nach Ludwigsburg[2]). Schreibe mir, was Du davon hältſt und wie es ſich machen läßt.

Ein Lied hab' ich hier noch nicht gemacht.

Geht Varnhagen, das jetzt bald iſt, ſo iſt es mir hier ſehr entleidet. Ich finde mich jetzt ſchon nicht in dies Leben, beſonders da mit der Medizin hier ſo wenig zu machen iſt, und nach Ludwigsburg mag ich doch auch nicht ſo bald zurückkehren.

Schreibe mir gleich! viel! ausführlich und intereſſant!

---

[1]) Ueber Zacharias Werner ſ. Brief Nr. 28.

[2]) In den Reiſeſchatten als Grasburg bezeichnet V, 1.

Proſit das neue Jahr!

Dir und Deinem ganzen Hauſe vom Keller bis unters Dach!

treuſter, allergebenſter Freund

Juſtinus.

---

36. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, 6. Jan. 1810.

Stolls Bekanntſchaft iſt mir außerordentlich erfreulich, es iſt ein lieber, herzguter Menſch. Mit Seckendorff ſchien es bös auszukommen, da Stoll nicht mit ihm auskam. Die Schatten brauchſt Du nicht an Roſa zu ſenden, da es nicht der Mühe lohnt, das Porto in Hamburg auch ſo raſend teuer iſt. Schreibe doch Roſa zu meinem Brief. Das Porto, ſo Du für mich auslegſt, ſchreibe auf, daß ich es Dir wiedergebe. Du biſt im Briefſchreiben ungemein unfleißig, ich erhalte faſt nichts von Dir, und Du ſollteſt alle Wochen ſchreiben ... Schreibe mir ein Urteil über die Fortſetzung der Schatten. Dem Varnhagen und Stoll haben ſie mehr Freude gemacht, als ſie eigentlich hätten machen ſollen. Der Erichſon(?) hier ſoll ſehr gemein ſein. Ich glaube es auch, da er ſich gegen den Stoll außerordentlich gemein beträgt. Varnhagen (der ihn nicht kennt) ſchrieb ihm ein Billet, er ſolle doch ihn beſuchen, und wenn er nun kommt, will ihn Varnhagen (der noch immer die alte Balgſucht hat) ganz erſchrecklich waſchen. E. hat nun auch die ſo oft überſetzten griechiſchen Epigramme wieder überſetzt. Varnhagen hat auch überſetzt, aber nicht gedruckt, und da will ihm Varnhagen ſagen, wie er nur hätte die Unverſchämtheit haben können, das zu überſetzen, was Er Varnhagen überſetzt? Und wenn er es auch gleich nicht gewußt habe, ſo ſei dies Unternehmen dennoch deswegen frevelhaft. Stoll war drei Jahre in Weimar, ein Jahr in England und zwei Jahre in Frankreich. Sein Vater war der große Arzt. Wie iſt's denn mit dem Klingelalmanach[1])? was iſt das?

---

[1]) S. Brief Nr. 34.

Stoll, Varnhagen und ich ſitzen oft beim Wein und gedenken eurer. Mach doch, daß Köſtlin auch an mich ſchreibt. Ich werde nun wahrſcheinlich ſchon bis aufs Frühjahr hier bleiben, doch hoffe ich Dich noch in Tübingen anzutreffen. Ich habe nicht Zeit, die Schattenblätter abzuſchreiben, und will's ein andermal ſenden. Sie gehen da fort, wo's Schattenſpiel endigt, handeln noch vom Poeten Goldfaſan, dem Chemicus und Hölderlin, nämlich dem Ritt des Goldfaſans und des Chemici und wie Hölderlin durch einen Zufall im Wirtshaus vermeint, er und alle Anweſenden ſeien bloß Figuren auf einem Schachbrett, auch wie er alsdann zum Fenſter hinausſpringt. [Reiſeſchatten, III, 3 f.] — Varnhagen hat noch bei Cotta einen Koffer ſtehen. Den ſollſt Du (ſo wünſcht Varnhagen ſehr, und läßt Dich darum bitten) zu Dir nehmen, eröffnen, die darin befindliche Waſch auslüften laſſen und die Bücher und Manuſkripte benützen. Sind meine Sachen noch nicht da? Ich werde ſie gewiß nicht erhalten! Grüße die Mädchen und proſit das neue Jahr.

[Ohne Unterſchrift.]

37. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, den 8. Januar 1810.

Varnhagen hält die Briefe von Rickele an mich für das Höchſte einer objektiven Poeſie, was er je geleſen, er weinte darob einen ganzen Morgen wie ein Kind. Und er hat recht! Sie würden den allerſchönſten, naivſten, lieblichſten Roman geben. Ich habe R. einen Ring machen laſſen, innen mit den Worten: Liebe. Treue. Glauben. Auf dem Schilde ſteht: Achalm[1]). Du ſchreibſt mir auch nie ein Wort über ſie. Roſa ſchreibt fleißig.

Mein beſter Uhland! herzlich umarmt Dich

Dein treuer Freund

Kerner.

---

[1]) Kerner lernte ſein Rickele zuerſt auf der Achalm kennen an Uhlands Geburtstag, 26. April 1807. Vgl. „J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" von Marie Niethammer (Kerners Tochter) S. 1 f. und A. Reinhard „J. Kerner ꝛc." 2. Aufl. S. 53.

38. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, den 16. 17. 24. Januar 1810.

Du wirſt meinen Brief mit dem von Varnhagen und den Schatten erhalten haben — das wünſch' ich. Schlegel möchte ſo gern den alten Fauſt, wovon wir ni fallor [wenn ich nicht irre] (gelt, ich kann lateiniſch?) zwei Ausgaben per Haſelmaier haben [Antiquar in Tübingen]. Ich hab' ihm das Buch ganz gewiß verſprochen. Habe die Güte, es Cotta oder beſſer, dem Laupp [Buchhändler in Tübingen] mit der Bitte zu übermachen, es ſo bald als möglich mit einem Paket nach Wien unter der Adreſſe an Herrn v. Müller auf dem Comptoir des Herrn Grafen v. Fries abgehen zu laſſen. Schlegel ſieht ganz anders aus, als man ſich ihn wohl vorſtellt. Er ſieht faſt philiſterhaft aus, übrigens ſieht man in ſeinem Geſicht viele Kraft und Feſtigkeit. In dem, was er ſpricht, merkt man ihm den Schlegel nicht an. An meinem Maultrommelſpiel fand er viel Wohlgefallen, er nannte es eine ſeltſame, wunderbare Art; belobte es alſo mit zwei Worten, die ich ſehr gern gebrauche. Ich ſchreibe Dir im Bette. Ich habe die Krankheit wieder, die ich alle Winter habe, Halsentzündung und nervöſes Fieber. Varnhagen iſt wieder bei mir wie dazumal, ſtatt Deiner kommt Stoll (der inkluſive ſeinen Socher und Pocher fertig hat), nun fehlt nur noch ein Gonz. Den Witthuſen[1] läßt ſein Freund Galliſen[2] vielmals grüßen. Ich lernte den Galliſen ſchon in Hamburg kennen und nun beſucht er mit mir hier die kliniſchen Anſtalten. Er möchte ſehr gern wiſſen, wie lange W[itthuſen] noch in Tübingen verweilt. Schreib's. — Sage Schnurrer, ich könne ihm von den Vorleſungen und der Klinik des Augenarztes Beer nicht genug Lobeserhebungen machen. Dies iſt das Beſte in Wien für die Medizin. Dem Varnhagen gefällt mein kleines Trauerſpiel: der Totengräber von Ludwigsburg[3], ſehr, auch dem

[1]) S. Brief Nr. 34. Kerner ſchreibt Witthuſen, Uhland Withuſen.

[2]) Ueber den Arzt Galliſen finden ſich nirgends weitere Angaben.

[3]) Später im Druck genannt „Der Totengräber von Feldberg" (Nachſpiel der zweiten Schattenreihe).

Stoll ... Die Schattenbriefe wachsen stark an. Ich habe im Sinne, sie durch meine wirklichen Reisen ganz fortzusetzen, es ist mir aber todesangst, da ich als noch nicht einmal in Ludwigsburg bin, und doch möcht' ich sie gern bald fertig haben. Ich bitte Dich um folgendes dringend und Du wirst es mir zu Gefallen thun: Ich hätte zu den Schatten an einer gewissen Stelle durchaus einen Brief, den ein anderer an mich schrieb, nötig und der somit immer das Eigentum des andern bliebe. Nun wünschte ich sehr Deine Volksliedervorrede [s. Brief Nr. 34 und 43] dazu zu haben, besonders da Felix in den Schatten bereits eine große Rolle spielt und ich in der Phantasie, auf Deinen Brief gestützt, schon einige Bögen schrieb, die sich ganz nur auf den Brief gründen. Daher bitt' ich Dich herzlich, mir doch die Vorrede zu senden, selbst wenn sie auch kein Brief ist. Du würdest es recht billigen, wenn ich Dir die Sache näher erklären könnte, Du müßtest das Ganze lesen. Auch bitt' ich Dich doch, mir das Hasenvolkslied zu verschaffen, das mir ebenfalls, weil irgendwo darauf gebaut ist, unentbehrlich ist. Es fängt glaub' ich an: „Einsmals als ich ging in Wald ꝛc. Trägt mich auf dem Stecken her, wie wenn ich kein Häsle wär' ꝛc.[1])". Schreib nach Reutlingen. — Von Goldfasans Reiterei an sind es nun (was Du nicht hast nämlich) noch sechzig Seiten, alles fortlaufende Geschichten, und doch bin ich noch nicht darin in Ludwigsburg angekommen. Als wir letzthin bei Schlegel waren, kam ein Mönch, ein Erzbauer. Der liest alle Abende dem Schlegel und seiner Frau eine Litanei vor. Den Varnhagen hat es sehr geärgert, ich kann mir aber wohl denken, wie so was kommen kann, und nehm's ihm nicht übel. Rosa schrieb: „Uhland hat diesmal ein beschriebenes Blatt beigelegt, ein kleines, niedliches Gedicht: „Echo und Narciß"[2]) und mich sehr erfreut durch diese Aufmerksamkeit, die mir was in die Hände spielt, ohne sich geltend machen zu wollen. Sage ihm doch meinen Dank und herzliche Grüße. ꝛc. — Amalie [Weiße—Schoppe] das Wundermädchen hat mir auch einen un-

[1]) Vgl. Reiseschatten III, 6.

[2]) Aufgenommen unter die Gedichte (Sinngedichte).

endlich lieben Brief geſchrieben. — Eine Art Breslau habe ich hier auch wieder gefunden, einen med., Juden, der ihm viel gleicht [1]). — Rickeles Krankheit macht mir unendlich viel Kummer Tag und Nacht. So muß ich eben immer was haben, das mich quält und in allem Thun und Treiben ſtört, daher nie was herauskommen wird.

Wie ich zu dem Totengräber in Ludwigsburg kam, weiß ich ſelbſt nicht, ich machte ihn in zwei Stunden, und Du wirſt ihn ſo eigen als das Schattenſpiel finden, ob er gleich faſt aufgeführt werden könnte und rein nichts Graſſes darin iſt. Er iſt eigentlich das Lied: „Mir träumt', ich flög' gar bange." [Eröffnungslied des Totengräbers v. F.] Ich muß mich nur ſelbſt loben; denn die Rezenſenten werden mich doch nicht loben. — Vom Apolloſaal, in dem wir geſtern waren, kann ich Dir nicht genug ſchreiben, er iſt einzig — es iſt ungeheuer! Nur ihm zu lieb ſollte man, bei Gott! nach Wien reiſen. — Da hörte ich auch ein neues Inſtrument. — Statt daß man auf eine Trommel ſchlägt, ſchlagen ſie hier auf eine Art Amboß, das wie Schmieden klang und gar herrlich war. In dieſem Saal überſiehſt Du mit einem Blick ſo viel ſchöne Mädchen, als in Tübingen Einwohner ſind; er hat ganze Labyrinthe, Springbrunnen, Felſen, Grotten, Blumengänge, alles lebendig, und doch iſt es kein Garten, Du gehſt auf lauter grünen Teppichen, warm wie im Sommer. Ich ſage Dir, der Anblick iſt einzig! Wenn man oben eingeht, ſo glaubt man auf einem Berge zu ſtehen, und in eine weite Ebene zu ſehen, die mit Tanzenden angefüllt iſt, ob denen tauſend und tauſend Lichter funkeln. Der Eintritt koſtet nicht die Hälfte von dem, was in Tübingen der Eintritt in den Lammſaal koſtet. Ich glaube, daß nicht in Rom oder Athen ſo was Aehnliches zu ſehen war. Du kommſt durch Zimmer, die nach türkiſchem, wieder durch andere, die nach griechiſchem, römiſchem, franzöſiſchem Geſchmack eingerichtet ſind. Du kommſt durch weite Gänge von gotiſcher Bauart und gehſt in dieſen Labyrinthen an Menſchen

[1]) Breslau iſt der nachmalige Leibarzt des Königs Ludwig von Bayern; der Jude iſt Dr. Julius, ebenfalls Arzt. Vgl. Karl Mayer: Uhland I, 153 ff.

aus allen Weltgegenden vorüber. Die Orientalen behalten immer ihre Tracht. Erzähle doch den Mädchen davon! Wenn ich sie nur, um aller Himmel willen! hier hätte. Ich wollte ja gern mit Wilmele [1]) tanzen, aber — nur im Apollosaal . . .

Den Bären [2]) (ich überschrieb es: die Bärenritter) teilte ich auch einem hiesigen Kapellmeister mit, hab' ihn aber wieder unverrichteter Sache erhalten. Fleischmann [3]) soll einbeißen, er kann sich durch Komponirung eines solchen Stücks unsterblich machen. Wenn Du nur nicht von Tübingen gehst, eh' ich zurückkomme! es wäre mir schrecklich! — Schlegel gibt ein Journal heraus mit dem schlechten Titel: Der österreichische Beobachter [4]), ein Extrablatt soll ästhetische Dinge enthalten. Spätestens auf den Anfang Aprils komme ich. Ich würde alles thun, noch länger hier oder irgendwo anders bleiben zu können, es ist nur aber wegen Augsburg, ich muß sehen, wie es mit Nickeles Gesundheit steht, von der die meinige und mein ferneres Leben abhängt. Dies arme Geschöpf würde ein Opfer der Roheit der Menschen und einer treuen Liebe, wie noch kein Mensch auf der Welt liebte. Sie muß dies Ende nehmen. — —

O Uhland! adje.

Nachschrift.

Wien, 25. Januar 1810.

(Folgt zunächst Fr. Schlegels Ankündigung seiner historischen Vorlesungen.)

Teile doch dem Herrn Conz diese Zeitungsanzeige von Schlegel mit! — Du könntest mir einen ungemein großen Gefallen erweisen. Es haben mich nämlich Schlegel und seine Frau heute dringend gebeten, ihnen einen württembergischen Drei- oder Sechsbätzner zu verschaffen, zu welchem Gebrauch weiß ich

---

[1]) S. Brief Nr. 27.

[2]) S. Brief Nr. 14. Der Nebentitel „Die Bärenritter" stammt also, wie wir hier sehen, von Kerner. Vgl. A. v. Keller S. 195.

[3]) Fleischmann, nachher General und Diplomat, ein tüchtiger Musikus, war mit dem Kerner—Uhlandschen Kreise sehr befreundet.

[4]) Im Interesse der Regierung redigirte Schlegel einige Zeit den österreichischen Beobachter.

nicht. Habe doch nun die Güte, Deinem nächsten Briefe einen solchen beizuschließen, besonders wäre es mir natürlich lieb, wenn es ein neuer wäre. Du brauchst dann auf die Adresse nur zu schreiben: „Muster ohne Wert“, und es kostet nicht so viel Porto. Ich bitte Dich, erweise dem Schlegel oder mir diese Freundschaft. Je öfter ich zu Schlegel komme, je gerner bin ich dort, besonders gefällt mir die Frau. Was Varnhagen Dir über Schlegel schrieb, ist nicht ganz richtig. Schlegel war ziemlich gegen ihn eingenommen, daher die ersten Berührungsmomente nicht so erfreulich für Varnhagen waren. Jetzt aber, da er ihn näher kennen lernte, schätzt er ihn. Schlegel ist der treuherzigste, redlichste Deutsche und außerordentlich lieb und angenehm, gleich so ist seine Frau, offen und treuherzig. Im Umgang scheint aber seine Frau viel geistreicher zu sein als er, er liebt hie und da Witze zu machen, die aber oft fataler sind als die meinigen in Tübingen nach dem Mittagessen. Ueber die oder jene Speise, über den Vorteil der Wachslichter vor den Talglichtern kann er lange sprechen mit seiner Frau, wie mit anderen über Politik ꝛc. Dagegen ist es schwer, ihn auf literarische Gegenstände zu bringen, weil er sich sehr hütet, über irgend einen ein Urteil zu fällen, welches wohl begreiflich ist.

Wenn ich die Reiseschatten fertig habe, werd' ich eine Art Roman schreiben, wahrscheinlich in Briefen [1]).

Mein Geliebter!

Ich sende Dir diesen Auszug, weil ich weiß, daß es Dich höchst interessiren wird. Es macht aber eine sonderbare Wirkung und stört doch, wenn man sich den Novalis als Amtshauptmann oder als Salzbeisitzer denkt. Das ist entsetzlich!! Ich hätte mir sein Leben doch viel anders vorgestellt. Die Jungfer Charpentier [2]) stört auch so die Poesie. Aber sein Tod ist schön und noch vieles schön.

(Folgt ein Auszug aus Schlichtegrolls Nekrolog von Novalis.)

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 63.

[2]) Julie von Charpentier, Tochter des Berghauptmanns in Freiberg, war die Geliebte des Novalis nach dem Tode seiner Braut, Sophie von Kühn. Er konnte sie aber auch nicht heiraten, da er schon 1801 starb.

39. Ludwig Uhland an J. K.

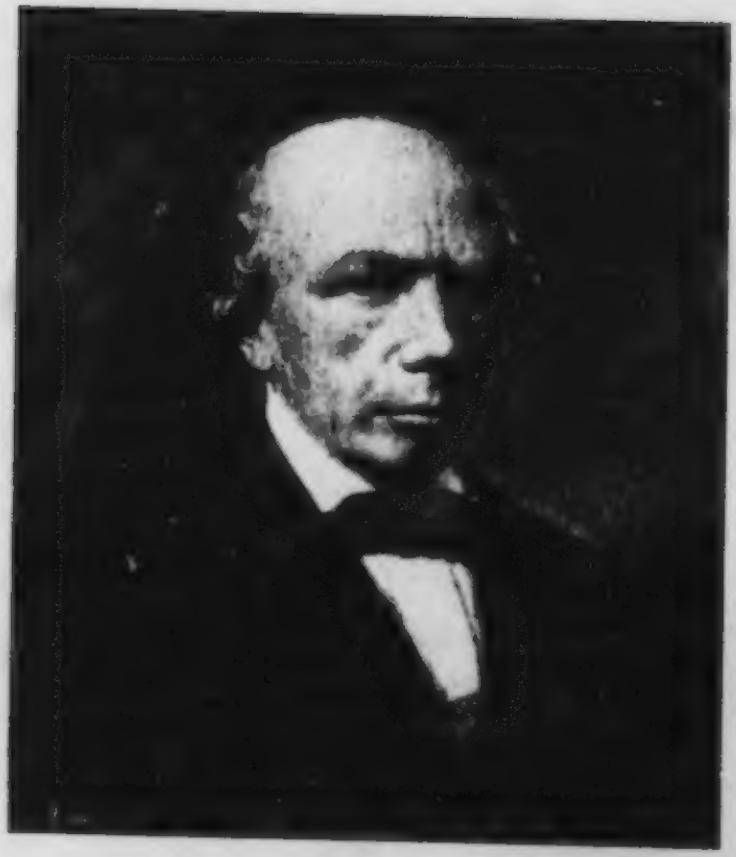
Tübingen, den 21. Januar 1810.

Ich habe Dir, geliebter Freund! auf drei Briefe zu antworten [1]). Wenn Varnhagen noch in Wien iſt, ſo teile ihm dieſen Brief mit. Herzlichen Dank ihm für ſeinen Brief, ſein freundliches Andenken, ſein Lied, ſein Wohlwollen für die Meinigen, ſeine gegründeten Ausſtellungen! Den Auftrag, der ſeinen Brief veranlaßte, werde ich beſorgen und ſodann an ihn beſonders ſchreiben. Herzlichen Dank Dir für ſo viel Wertes!

Daß meine Bemerkungen über die Schatten ſo ſehr gegen euren Sinn liefen, iſt mir leid. Die Einheit von Fabel und Wirklichkeit unter einem höheren Prinzip verkenne ich nicht, wie vieles wäre ohne dieſe Anerkennung für mich verloren! Nur die Art der Vereinigung in dem Schattenbriefe mit den Geiſtergeſchichten hat meinem Gefühle nicht zugeſagt. Jener Brief war, wenn ich nicht ſehr irre, bei derjenigen Sendung, welche Du mir ſchleunigſt an Roſa abzufertigen empfohlen, was auch gleich nach der Durchleſung geſchah, ſo daß mir ein längeres Verweilen bei der Bilderreihe nicht vergönnt war. Erſt geraume Zeit nachher ſchrieb ich Dir hierüber nach dem Eindrucke, der mir geblieben, den in Worte zu bringen mir ſchwer fiel, wahrſcheinlich auch nicht gelungen. Dadurch, daß ich die einzelnen Dichtungen und Erzählungen, auch die noch weiter anzureihenden, der Geiſterwelt weniger angehörenden, Epiſteln ſchon zuvor als für ſich beſtandene Ganze gekannt hatte, mochte mir das Erkennen einer organiſchen Vereinigung erſchwert werden und das Ganze weniger aus dem einen großen Guſſe der Begeiſterung als durch eine Art von Sammlung entſtanden ſcheinen.

Wie dem ſei, ich ſagte Dir ſchon ehemals, daß mir Deine Dichtungen beim Wiederleſen immer ſchöner, teurer zu werden pflegen, vielleicht geht es auch hier ſo, wenn ich jene Briefe wieder zu Geſicht bekomme. — Die neue myſtiſche Perſon der

[1]) Da zwiſchen dieſem und dem letzten Brief Uhlands an Kerner Nr. 34 vier Briefe Kerners an Uhland Nr. 35—38 liegen, ſo muß ein Brief Uhlands an Kerner fehlen.



Ludwig Uhland.

Nachtfräulein hat mich gleich in Deinem Eginhard [1]) ergriffen, ich ſchrieb Dir vielleicht einmal darüber nach Hamburg. Was meinen von Dir angenommenen Unglauben in Hinſicht auf Erſcheinungen betrifft, ſo bemerke ich, daß ich bis jetzt weder zum Verwerfen noch zum Glauben vollen Grund gefunden; daß ich, eben weil ich für den Glauben empfänglich bin, weil mir die Sache bedeutend iſt, mich vor ſpielender Selbſttäuſchung hüte, mich ſcheue, ungewiſſe oder erklärbare Begebenheiten ins Geiſterreich zu heben, wie es in neuerer Zeit geſchehen. — Was ich über Korrektheit, Regelmäßigkeit geſchrieben, gab Dir Gelegenheit, Dich luſtig zu machen. Du haſt mich vielleicht mißkannt.

Ich bemerke nur, daß mir Dein Eginhard in Hinſicht auf Form vollendet erſcheint. Auch laß ich mich nicht abhalten, zu dem trefflichen Schachſpiel anzumerken, daß mir der Name Zwerg im Schachſpiel unbekannt iſt, daß ich nicht weiß, ob im Schach der Ausdruck ſchlagen gebraucht wird. Der plötzliche Sprung Hölders könnte ein Seitenſprung ſein, da die Springer im Schach auf dieſe Art ſpringen [2]).

Daß wenigſtens die ſchon gedruckten Gedichte ohne Deine Abſicht in Baggeſens Almanach gekommen, mußt' ich natürlich denken. Ich ſtellte mir die Sache ſo vor, daß Du, wie Du über Deine eigenen Produkte aus Beſcheidenheit wortkarg zu ſein pflegſt, dem Baggeſen die Gedichte mit einer Unbeſtimmtheit hingeworfen, die er nachher für ſeine Abſicht auslegte. — Eine Anzeige iſt freilich nötig, teils weil die meiſten ſchon gedruckt ſind, teils wegen der Verhunzung, teils wegen des Kleinklingel-Almanachs [3]), an dem mich am meiſten ärgert, daß hier Deutſche wie von dem Fremdling zum hölzernen Gelächter über mehrere ihrer edelſten Schriftſteller abgerichtet erſcheinen. Dieſer Almanach ſcheint nun das Neue Teſtament dieſer Leute zu ſein, die comedia divina das Alte.

---

[1]) Reiſeſchatten: Nachſpiel der erſten Schattenreihe oder König Eginhard, 2. Akt.

[2]) Vergl. Reiſeſchatten II, 3. Kerner hat offenbar Uhlands Bemerkung benützt, ſoweit ſie richtig war.

[3]) Von Baggeſen. S. Brief Nr. 24.

Nur ist mir leid, daß ihr mir die Besorgung übertragen, da ich eurem Verlangen nicht entsprechen kann. Es ist meine Pflicht, euch den Grund treulich anzugeben; er ist: weil mir doch Varnhagens Erklärung etwas zu streng dünkt. In Hinsicht der Koreffschen Gedichte[1]), besonders der vorher nicht gedruckten, sind mir die Verhältnisse doch nicht so klar. Gegen meine Ansicht nun kann ich in der Sache auch nicht einmal als mechanisches Werkzeug durch Adressirung und Uebersendung mitwirken; wenn ihr auch gleich vielleicht dies kleinlich findet, und so leid es mir thut, Freunden in etwas nicht zu willfahren. Daß ihr mir's nicht verargt, darf ich hoffen. Wenn ich hiedurch euer Vorhaben in Hinsicht auf das Intelligenzblatt des Morgenblatts verzögere, so wird euch dies um so weniger ausmachen, als ihr wahrscheinlich schon in andere Blätter geschickt habt.

Ein Druckfehler ohnegleichen soll im Almanach für Liebe stehen. Statt Ringellocken voll junger Sylphen, heißt es: Ringellocken voll Ungeziefer[2]). Im Wassernix wollte — wie Kölle erzählte — Zensor Geß Tübingen nicht passiren lassen, ihm zum Spuk wurde dann Gesingen gesetzt. Und nun zu andern Geschichten. — Mayer ist noch immer in Braunschweig und wird bis Ostern dort bleiben. — Kölle war einige Wochen hier ganz Hebel-trunken. Er scheint auch wirklich mit Hebel vertraut zu stehen. Diesen will er bereden, einen Musenalmanach herauszugeben. Baron Weber in Stuttgart, ein guter Kompositeur, hat sich bei K. angelegentlich nach dem Bären erkundigt; Kölle wird ihm diesen vorgeführt haben, das lange Ausbleiben der Antwort macht mich aber am Erfolge zweifeln. Hat Varnhagen den Bären gelesen? Die Donna Clara ist doch gar nichts. Kölle hat meinen Eginhard gehabt, mir aber kein Wort darüber

---

[1]) Joh. Ferd. Koreff 1783 in Breslau geboren, Mediziner, siedelte 1811 nach Paris über, wo er 1851 starb; 1813 erschienen seine „Lyrischen Gedichte".

[2]) Wörtlich dasselbe schreibt Uhland an Kerner am 20. Januar 1810 — der Brief kreuzte sich also mit Kerners. — S. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 58.

geſagt, entweder hat er ihn nicht geleſen oder keinen Gefallen daran gefunden. Er iſt freilich kein Meiſterſtück.

So komm' ich auf mein eigenes Treiben in der Poeterei. Zum Tamlan[1]) habe ich den erſten Akt und noch eine weitere Scene ausgearbeitet. Drei Akte ſollen's werden. Du erhältſt hiebei einige Scenen daraus. Junker David iſt ein von den Elfen ſtatt des geraubten Tamlans ausgeſetzter Wechſelbalg. So wie Tamlan zurückkommt, verſchwindet jener. Die Mißtöne löſen ſich in Harmonie auf, Abſalon findet die gewünſchte Muſik. Findeſt Du dieſe Scenen nicht ſchlecht, ſo kannſt Du ſie Varnhagen mitteilen. Schreibe Dein Urteil! Ich konnte indes nicht fortarbeiten, denn die Scenen im Elfenlande erfordern doch eine eigene Stimmung. — Ferner hab' ich ein Trauerſpiel in zwei Tagen gefertigt, am einen ausgeſonnen, am andern geſchrieben. Aber welch ein Trauerſpiel! kaum halb ſo groß als der Bär, in Proſa und grell, o grell! Es heißt: Benno[2]). Der Held iſt ein abgelebter Greis. Im zweiten Akt ſtirbt er, im dritten, letzten agirt ſeine Leiche. Bei meiner innern Unruhe, bei meiner ſonſtigen, ſo verſchiedenartigen Beſchäftigung war mir bisher nichts Größeres, Ausgeführteres möglich. Und mein Talent zum Drama?

Endlich hab' ich eine ſchottiſche Ballade (in Herders Volksliedern): der eiferſüchtige König, zu einem Drama, wiewohl erſt leicht, ſkizzirt . . .[3])

An Roſa hab' ich Narciß und Echo, ein mythologiſches Spiel in 13 Diſtichen geſchickt. Hier einige neuere Diſtichen:

(Folgen: „Die Ruinen", „Tauſch" und „An Apollo, den Schmetterling". Alle drei finden ſich in den geſammelten Gedichten.)

---

[1]) S. Brief Nr. 24.

[2]) Das Stück, am 26. und 27. Dezember 1809 gedichtet, ſteht gedruckt bei A. v. Keller, „Uhland als Dramatiker" S. 290 ff., Fränkel II, 283 ff., und in der neuen Cotta'ſchen Ausgabe.

[3]) Im weiteren folgt die Inhaltsangabe, die „Idee" des Stücks, von dem ſich nichts vorgefunden hat. A. v. Keller S. 309 f. hat dieſe „Idee" bereits abgedruckt.

Beiliegend einen Brief von dem Poeten Goldfasan [Conz]. Wie willst Du es aber mit diesem machen, daß er sich nicht gleich selbst erkennt? Sie haben ihm schon vor einiger Zeit im Morgenblatt den Spuk gemacht, unter dem Namen Oelschlägel eine Charakteristik von ihm einzurücken, die wirklich nicht übel war. — Der kleine Egwald[1]) läßt Dich grüßen.

Und somit sei oder seid tausendmal gegrüßt von Eurem

L. Uhland.

Wegen des Almanachs kann man ja vor der Hand bei Braun anfragen, mit der Sache selbst würde man am besten Deine Zurückkunft abwarten.

(Den Anhang aus Tamlan und Jannet, wie Holland nach A. v. Keller, „Uhland als Dramatiker" S. 263, vermutet, hat dieser Brief nicht, vgl. Brief Nr. 24.)

---

40. Heinrich Köstlin an J. K.

Stuttgart, den 31. Januar 1810.

... Die Hauptsache für einen Arzt sind in Wien die Spitäler. In diesen selbst wird's einem nicht leicht gemacht, seine Wünsche zu erreichen, die Aerzte thun ihre Sache, ohne ein Wort darüber überflüssig auszugeben, man muß daher selbst Fleiß und eine beharrliche Aufmerksamkeit sich nicht dauern lassen. Ich würde Dir raten, im Zivilspital Dir einige Krankensäle auszuwählen, die Du täglich besuchtest; dazu schlage ich Dir die des Dr. Nord und Dr. Jörgen vor, es sind dies noch die besten Aerzte und werden Dir einen näheren Zutritt leicht gestatten. Eine weitläufige klinische Behandlung der Kranken kannst Du sodann im Klinikum des Professors Hildenbrand, ebenfalls im Zivilspital finden, zwar langweilig, aber doch, da sie genau ist, nicht ohne Interesse. Ein anderer Vorzug Wiens ist für einen Arzt die Gelegenheit, eine Menge von Augenkrankheiten in kurzer Zeit zu sehen; diese findest Du beim Augenarzt Beer, dem Du eben seine schlechten Vorlesungen bezahlen mußt, um sein Klinikum zu frequentiren. Sonst rate ich Dir, keine Vorlesungen zu hören,

[1]) Später Gerichtsaktuar in Urach. S. Brief Nr. 128.

denn vom Wiſſen wiſſen die Wiener nicht viel. Im Zivilſpital iſt noch das Gebärhaus an ſich, hernach der berühmte, wunderbare Profeſſor Böer ſehr merkwürdig. Wollteſt Du Chirurgie treiben, ſo iſt dazu gute Gelegenheit in Wien, z. B. zu einem Kurs bei Profeſſor Ruttorfer oder Profeſſor Zang.

In der Joſephsakademie, von der ſchönen Sammlung anatomiſcher Wachspräparate, ferner von der Präparatenſammlung der Univerſität, endlich von der großen kaiſerlichen Bibliothek brauche ich Dir wohl nicht erſt zu ſagen, aber auf das Plafondgemälde im Saale der letztern will ich Dich doch aufmerkſam machen. Ich wünſche, daß die Gemäldeſammlung im Belvedere wieder aufgeſtellt ſein möge. Das Taubſtummeninſtitut des Mai haſt Du vielleicht geſehen.

Zum Kaſperl wirſt Du doch fleißig gehen? — Ich glaube, daß die Wiener als Individuen nichts bedeuten, aber als Volk oder Geſellſchaft, und habe das öffentliche Leben in der Stadt für die Hauptſache gehalten. Ich fühlte kein großes Bedürfnis, nach einzelnen Bekanntſchaften mich umzuſehen. Ich kam in einige Häuſer, ich wohnte ſchon bei einer ſehr artigen Familie, und zu Tiſch- und Zuggeſellen hatte ich mir einige Ausländer gewählt, die für die leichten Zwecke gut waren. Den Stoll habe ich oft geſehen, muß aber geſtehen, daß dieſe Figur und dies Geſicht und dieſe troſtloſe Nichtsthuerei mir zuwider waren. Bei Friedrich Schlegel ſiehſt Du wohl einmal einen Bekannten von mir, Dr. Klinger, einen Wiener, der Friedrich Schlegelſch-äſthetiſche Kultur ſich eingeimpft hat, ſag ihm Grüße von mir. Willſt Du einen recht gefälligen, dienſtfertigen, in ſeinem Fach tüchtigen und darüber hinaus anſpruchsloſen Menſchen, der Dir für Deine mediziniſchen Zwecke recht viel und recht gerne dienen wird, Dir ſchaffen, ſo ſuche den jüngeren Dr. Jäger, einen Schwaben aus Hohenlohe, auf; er und ſein Bruder, der auch ein ganz braver Menſch iſt, ſind Aſſiſtenten des Dr. Beer, der auf dem Michaelis-Platze, gerade neben dem Burgtheater, wohnt, und in deſſen Hauſe Du von jedem Diener die Wohnung der Jäger wirſt erfahren können; ſiehſt Du ſie, ſo ſage ihnen meine beſten Grüße, daß ich mich lebhaft an ihre Gefälligkeit und Freundſchaft erinnere,

und daß ich an ihre bekannte landsmannschaftliche Gutheit Dich adressirt habe.

Die interessanteste Partie meines Lebens in Wien war der Anblick des letzten Kampfes der österreichischen Monarchie um ihre Existenz. Ich verließ höchst ungern einen solchen Schauplatz. Ich ruhte mich in München, wo ich bei Schelling wohnte, ziemlich lange aus, und des Anblicks der weltlichen Dinge und ihrer Schicksale überdrüssig, ergab ich mich der Philosophie wieder. Ein Zusammenfluß ungünstiger Umstände bestimmte mich, mich zunächst als praktischer Arzt oder privatisirender Gelehrter hier anzusiedeln . . .

Schreibe mir doch, wenn Du Zeit hast, etwas von Wien und behalte mich in gutem Andenken.

Dein

Carl Heinrich Köstlin.

---

41. Varnhagen an J. K.

Prag, den 10. Februar 1810.

. . . In meinem Leben bin ich nicht so unpoetisch gewesen als in diesem philisterhaften Wohlergehen, nicht nur, daß ich keinen Vers herausgebildet, auch nicht der innere, dunkle, wüste Bilderſturm, der sonst in mein Gemüt bricht . . . hat mich auf der ganzen Reise angeweht; und wenn ich das vergleiche mit der Reise von Berlin nach Tübingen und fast allen, die ich gemacht, wo ich ganze Leben auf Einer Wanderschaft, wenigstens den schmerzlichen Anteil ganzer Leben durchgelebt, so möchte ich fast mit Buchholz glauben, die Dichtkunst sei nur ein Ausbehelf für entbehrte Behaglichkeit durch Reichtum und Ansehen, und wahr ist es, die größten Dichter waren arm; ich ärgerte mich, daß mir die schönsten Sonette aus dem Gesicht strahlten als rote Backen, da ich sie lieber auf ihren 14 Beinen gesehen hätte, die lieblichsten Romanzen mir in den Unterleib fuhren, als gute Verdauung nämlich, und wenigstens dieser Aerger, da ja die Armut des Geistes auch eine ist, hätte nach Buchholz noch ein Gedicht geben können, wenn er sich nicht zu früh in gesunden

Schlaf verſenkt hätte. Ich ſah aber leider unterwegs genug Anſtalten zur Poeſie, nämlich Armut, und wenn ich wie Du Schattenbriefe ſchriebe, würde ich ausführlich erzählen, wie alles war, und wie ich die Poeſie-(Armen-)Häuſer für die leidende Menſchheit eingerichtet wünſchte. — In neblichtem Schneewetter kamen wir in Prag an, ... und nur wenig, gelegentlich, im Fluge habe ich die Stadt geſehen, aber indes kann ich Dir doch ſo viel ſagen, daß Du dieſer Stadt kaum irgend eine vorziehen würdeſt ... Ein Jeſuitenkollegium ſteht mir gegenüber, das ich immer mit Verehrung anſehe, und wobei ich jedesmal erſeufze, daß jene klugen, gewaltigen Männer es nicht mehr bewohnen... Genz [1]) iſt leider geſtern nach Wien gereiſt, ohne daß ich ihn geſehen; ich mußte gerade auf die Wache ziehen den Tag vorher, ſonſt hätte ich ihn da beſucht ... Der Himmel ſcheint beſchloſſen zu haben, daß ich, da er mir die Freundſchaft als mein Beſtes und im Grunde einziges Talent gegeben hat, nie ohne Freund ſoll eine längere Zeit leben, und unerwartet überraſchend führt er mir die Freunde zu: in Tübingen fand ich Dich, in Wien das erſtemal, als ich dort war, Loſoye, den ich im Leben nicht wiederzuſehen glaubte, in Ungarn ſah ich wenigſtens einigemal Marwitz, in Wien lebt' ich wieder mit Dir, und hieher kommt jetzt: — Williſen, ein herrlicher, edler junger Mann, der auch in Wagram Dienſte nahm, auch ſchon bei Jena als preußiſcher Offizier iſt verwundet worden [2]) ... Wenn er nur bald kommt! Die Abende ſind mir ſchlimm ſo einſam! Du haſt mich wieder ſehr verwöhnt, geliebter Freund, Dich alle Abende zu ſehen ... Etwas ſehr Intereſſantes hab' ich Dir vorläufig zu berichten, hier werden böhmiſche Volksbücher verkauft... Grüße mir von ganzem Herzen Schlegel und ſeine herrliche Frau und ſage ihr meine Adreſſe ...

Schreibe mir von Friedrichs Vorleſungen. Grüße Stoll

---

[1]) Vermutlich Friedrich von Gentz aus Breslau (1761—1832), Verfaſſer zahlreicher Staatsſchriften, Hofrat in Wien. Vergl. G. Tagebücher aus Varnhagens Nachlaß 1861.

[2]) S. den folgenden Brief.

vielmals, versichere ihn, daß ich ihn recht von Herzen lieb habe und beklagte, ihn zuletzt so wenig gesehen zu haben. Assur grüße von mir, auch Callisen. An Uhland, sobald Du ihm schreibst, die Bitte, mir bald zu antworten ...

Lebe wohl und sei fröhlich!

Ewig Dein

treuer

A.

Meine Adresse ist: Varnhagen, Fähnrich im K. K. Inf.-Regt. Vogelsang, wohnhaft im Leopold Kinskyschen Hause.

---

42. Varnhagen an J. K.

[1810]

Die reichen Sendungen, die Dein Brief mir gebracht, nicht länger zurückzuhalten, eil' ich, Dir einige Worte zu schreiben, die sonsten lieber noch gewartet hätten, um sich besser anzureihen. In dem Zustande Deines Reiseschattenbilds, den einen Fuß tragisch gestiefelt, den andern für die Komödie in der Socke, wozu mich eine kleine Verletzung nötigt, sollte ich billig als ein zu Hause Bleibender ausführlich schreiben können; aber die Stimmung und Umgebung ist dem durchaus zuwider. Seit mehreren Tagen wohnt Wilhelm Friedrich Meyern bei mir, Verfasser des vor 20 Jahren erschienenen Buchs Dya-Na-Sora [1]), und seit dem Ausbruch des Kriegs Hauptmann ... ein vortrefflicher Mann von großer Tugend, vielem Geist, tapferem Mut und reicher Erfahrung. Er hat große Reisen gemacht... Für die Uhlandschen Mitteilungen danke ich recht von Herzen: die Scenen gefallen mir aber nicht, es ist kein Ton darin. Unsere Kritik hat ihn doch etwas empfindlich gemacht. Dir im Vertrauen teile ich mit, daß mir dünkt, seine Poesie könne jetzt nicht höher steigen, bis nicht seine Umgebung und sein Anschauen ihm verändert wird; er soll nur bald reisen, er findet vielleicht unterwegs die Pforte zum Drama; seine Distichen sind auch

[1]) Kerner lernte das Buch schon in früherer Jugend kennen. S. Bilderbuch 358.

ſonderbar, meiſt ſpitzfindig und unklar. Doch kann er in dieſer Dichtart, wenn er mehr Welt geſehen und mehr Verhältniſſe ihn umfaſſen, vorzüglich werden ... Mit Chamiſſo geht's toll her, und nur Stoll als Tanzmeiſter iſt mir toller als der gute Freund mit der Profeſſur ... Williſen iſt noch nicht hier, Marwitz in Berlin[1] ... Fouqué wird an Uhland ſchreiben ... Grüße Uhland, Julius, Conz, Stoll und Aſſur! ... Lebe wohl, geliebter Juſtinus! Schreibe bald wieder und werde nicht unruhig, wenn ich Dich auf Deinen nächſten Brief länger ohne Antwort laſſe: ich mache vielleicht eine Geſchäftsreiſe ins Reich ... und bleibe ein paar Monate aus. Inzwiſchen kommt Rahel hieher und ich ſehe doch dem glücklichſten Sommer entgegen. Lebe wohl! Lebe wohl!

Ewig Dein

K. A. V.

43. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 27. (22.?) Februar 1810.

Dieſer Brief iſt nur ein Anhang des Köſtlinſchen [vom 31. Januar]. Da ich dieſen nicht länger aufhalten möchte, ſo folgt diesmal weder das Württembergſche Geldſtück, das ich im Augenblick nicht auftreiben kann, noch die Volksliedervorrede[2], zu deren Abſchrift ich indes nicht gekommen, das Original wäre zu voluminös. Du wirſt Dich indes des Inhalts ſchon ungefähr erinnern, ich werde ſie Dir aber ſchicken, und dann kannſt Du ſie entweder ſieden oder braten. Am beſten wirſt Du thun, ſo viel von dem meinen hinwegzunehmen und von dem Deinen hinzuzufügen, bis etwas ganz anderes herauskommt.

Varnhagens Koffer habe ich in mein Haus transportiren laſſen, die Pakete ausgeſucht und werde nun das Verlangte nach Berlin ſenden. Der Koffer bleibt bis auf Weiteres in meinem Hauſe.

---

[1] S. den vorhergehenden Brief.

[2] S. Brief Nr. 34 u. 38.

Der Bär[1]) mag in dramatiſcher und in mancher andern Hinſicht alle möglichen Gebrechen haben, einzelnes darin iſt nach meiner Ueberzeugung doch gut: die Duette: Ja wir hörten ſtets ein Brüllen ꝛc. Als ich noch ein Knabe war ꝛc. Die Verwandlung Manuels.

Meine Diſſertation werd' ich wahrſcheinlich in der nächſten Woche dem Präſes bringen und hoffe noch vor der Oſtervakanz zu disputiren, alſo faſt ſpäteſtens in der erſten Woche Aprils[2]). Sodann werd' ich meine Abreiſe beſchleunigen, wenn ich anders die Erlaubnis erhalte. Doch zieht es ſich vielleicht ſchon noch bis zu Ende Aprils oder Anfang Mais hinaus, ſo daß wir uns, wie ich hoffe, noch treffen, zum Willkomm und Abſchied zugleich.

Mayer iſt noch in Braunſchweig und wird ungefähr bis Oſtern zurückkommen. Er war auf dem Brocken, hielt ſich auch in Hildesheim auf, wo er den Roſenſtock Deiner Legende ſah. Für den Fall, daß er nach Hamburg käme, ſchrieb ich ihm Roſas Adreſſe, von Julius, Neander ꝛc., auch ſchloß ich ihm Deinen letzten Brief an Roſa, den ich aus unverzeihlicher Saumſeligkeit ſo lange behalten, ein. Gleich darauf kam Dein Brief mit der Nachricht von Roſas Abreiſe nach Pyrmont . . .

Hermann [Gmelin] erzählte mir von Neander[3]), daß dieſer ſich nachts ſo ſpät als möglich von den Freunden getrennt habe, weil ihm unheimlich geweſen, er erzählte von einem Deiner Geiſtergeſchichte nicht unähnlichen Vorfall, nur in geringerem Grade und durch eine äußere Urſache, ein plötzliches Geräuſch, veranlaßt. — Der Tod am See[4]) gefiel mir ſehr, beſonders

---

[1]) S. Brief Nr. 14.

[2]) Die Diſſertation wurde erſt am 1. April übergeben und am 3. fand die Disputation ſtatt. Uhlands Leben von ſeiner Witwe S. 50. — Vgl. Brief Nr. 47.

[3]) Auguſt Neander, getaufter Jude, Theologe, der ſpätere große Kirchenhiſtoriker, vergl. Dr. A. N. Ein Beitrag zu ſeinem Lebensbilde von C. F. Kling, 1851. S. Karl Mayer, L. Uhland ꝛc. I, 153, 157, 160.

[4]) S. Reiſeſchatten: Der Totengräber von Feldberg. (Dichtungen, 3. Aufl. II, 72).

der Anfang, der ſo recht in die grünen Tiefen hinabſehen läßt. Die angebliche Stelle des Volksromans vom Stillfried könnte als Ballade gebraucht werden, Du könnteſt ſie aber auch, wie mehreres andere in den Schattenbriefen [IV, 5], bei der Volksliederbude anbringen. Ich wünſche überhaupt, daß Du Dich durch die größeren Dichtungen nicht von den Liedern und beſonders den Balladen, denen Du ſo eigenen Wunderſchein gibſt, abbringen läſſeſt. Der Teufelsring, der Pilger nach dem Wolkenſchloß, der Herr von der Lippe ſind herrlich. Ich meine, man eignet ſich manche Gefühle, Bilder, mehr an, wenn ſie in Strophen gebunden und für ſich, als beſonderes Lied abgeſchloſſen ſind, ſo wie dem Herrn des Gartens auf all den reichen Blumenbeeten doch eigentlich nur diejenige Blume angehört, die er gepflückt und an ſeine Bruſt geſteckt hat. Ein Lied folgt auf ſeinen Schwingen, mit ſeinem Geſange, dem Wanderer, immer gegenwärtig, über Berg und Thal, wie ein Vogel, während die größere Dichtung zurückbleibt und nur in der Erinnerung vorſchwebt, wie ein Blütenhain. Ich ſpreche freilich parteiiſch, weil ich nichts Größeres vorzuweiſen habe.

Daß Du den Spielraum Deiner Schatten auf wenigere Städte u. ſ. w. beſchränkſt, finde ich gut. Da ſie überhaupt in der Fabelwelt ſchweben oder, wie Du ſelbſt ſchreibſt, in der vorigen Zeit, ſo ſind ſie auch nicht an beſtimmte Orte gebunden, außer bei Nürnberg u. ſ. w.

Daß ſich die Menſchen alle wieder finden, ſind' auch ich gar nicht nötig, doch wird es freuen, dieſen und jenen wieder zu treffen, wär' es auch nur wie ein irrig eingeſchobenes Glas, das man gleich wieder zurückzieht, weil es ſchon dageweſen iſt. Das Schattenſpiel auf dem Schiffe [III, 2 ff.] iſt ein herrlicher Einfall. Die Waſſerſpiegel könnten eingeſchobene Gläſer ſein. Diejenige Perſon, die allein öfter erſcheinen dürfte, iſt der Schattenſpieler ſelbſt. Doch er ſcheint ſein Metier aufgegeben zu haben und nun bloß mit den großen Schatten des Lebens zu ſpielen. Oder kommen doch noch mehrere Schattenſpiele vor? waren die Bucklichen, der Jaſon zu Marionetten beſtimmt?

Es gehört freilich zum Schattenſpiel, daß, wie im Eginhard,

die Magie des Lichtſpiels, der Verwandlung, herrſche. — Ich wollte Dir ſchon vordem ſchreiben, Du ſolleſt doch die Neckarfahrt nach Heidelberg (wobei Du doch ein wirkliches Marionettentheater getroffen), nicht übergehen. Der erſte Maientag mit dem Liede! Die alten Burgen mit ihren Sagen! Balladen!

Du haſt nun wirklich eine Neckarfahrt mit viel Trefflichem, doch fehlen noch der Maientag, die Burgen, die Rabenburg. Die Poeſie ſuchte Dich damals auf.

Felix als Trommler[1]) erinnerte mich an eine wirkliche Begebenheit. Beim Fronleichnamsfeſt in Rottenburg [am Neckar bei Tübingen] war die Stadtwache auf dem Markte aufgezogen. Großes Gedränge der Zuſchauer. Ein betrunkener Student lag im Fenſter des Wirtshauſes. Der Offizier kommandirte, der Student rief gleichfalls Kommandoworte, der eine Teil der Soldaten vernahm die Stimme des Offiziers, der andere die des Studenten, der eine lief dahin, der andere dorthin, der wohlgefügte Körper war in ſeinem Innerſten zerriſſen. Profeſſor Malblank, der es mit angeſehen hatte, lachte nachher an der Table d'hôte das ganze Eſſen durch.

Conz erzählte mir von einer ehemaligen Schüler- oder Bürgerkomödie in Gmünd, wo die Hunde auf der Bühne herumliefen. Unter anderem wurde die Paſſion gegeben. Der Sekretär des Pilatus las das Todesurteil vor: Nachdem wir den hier gegenwärtigen Jeſus Chriſtus, gebürtig von Nazareth, des Hochverrats ſchuldig erfunden ꝛc. Beim Namen Jeſus aber verbeugte er ſich, wie man in der Kirche pflegt ... Gibt denn Fouqué einen Almanach oder ein Journal heraus? An Braun hab' ich noch nicht geſchrieben, denn vor allen Dingen müßten die Schattenbriefe fertig ſein, mit welchen Du Dich aber darum nicht übereilen dürfteſt. Ohnedies drohen dieſe Schattenbriefe den Almanach zu verſchlingen, denn was wären die paar Lieder von mir gegen jene? und Beiträge von anderen hätten wir uns doch nicht viele zu verſprechen. Ich weiß nicht, was beſſer wäre: wenn wir unſere opera omnia ediren könnten, oder wenn wir

[1]) Reiſeſchatten IV, 1 f.

in einem Almanach ein Denkmal unſeres poetiſchen Zuſammenwirkens mit einigen anderen Freunden ſtiften könnten. Es verſteht ſich, daß ich meinen ohnedies nicht bedeutenden neuen Vorrat zuſammenbehalte, bis wir zu einem Entſchluß gekommen...

Der Zigeuner [Ernſt Uhland] praktizirt wacker darauf los. Du wirſt wohl daran thun, Dich nach Deiner Zurückkunft an den Zigeuner zu wenden und Dich von ihm in die Praxis einführen zu laſſen. Hermann Gmelin und Roſer[1]) werden ſich in Stuttgart ſetzen. Ich vielleicht auch nach meiner Zurückkunft. — Auf den ganzen Totengräber bin ich ſehr begierig. Der Drache gefiel mir beſonders. „So endlich Leben wir im Tod erlangen", kann beim erſten Leſen irre machen[2]). Die Zuſammenſtellung des Totengräbers mit der Sonnenjungfrau [von Kotzebue] iſt ſehr gut. Der Studententon vielleicht nicht ganz getroffen[3]). Auch iſt Kotzebue doch nicht gerade der Held der Plattiſten. Wenn ich letzthin ſchrieb [Nr. 34], daß ich von Dir einmal ein regelmäßigeres Stück, das ſich zum Aufführen eignete, leſen möchte, ſo hatte ich keineswegs zur Abſicht, Dich von Deinem ſelbſtgebahnten Wege abzuziehen, ich meinte kein Familienſtück mit Hofräten und Hofmarſchallen, ſondern etwa eins in der Art der Shakeſpeareſchen Novellen und Luſtſpiele, des Sturmes ꝛc. Du bleibſt wahrſcheinlich in Deinen Phantaſieſpielen am originellſten; intereſſant aber wäre es denn doch, wenn Deine Phantaſie einmal zur Probe ſich aus ihrem Fabelreiche mehr zum Menſchlichen herabließe, mit der Leidenſchaft ſich verbände. Mach Dich auch einmal wieder an einen Volksroman!

So, wie Du die in der Heimat aufgefaßten Bilder auf der Reiſe reproduzirt haſt, ſo wirſt Du umgekehrt nach Deiner

---

[1]) Ueber Gmelin ſ. Brief Nr. 24. — Roſer, Karl, Juriſt, 1848 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, 1861 als Staatsrat in Stuttgart geſtorben. Er war Uhlands Schwager.

[2]) Die Knaben mit dem Drachen treten gleich im Anfang auf. „So Leben endlich wir im Tod erlangen" ſagt das „Erſte Gerippe" gegen den Schluß des 1. Aktes.

[3]) Vergl. die ſpäter unterdrückten Studentenſcenen im folgenden Brief.

Zurückkunft Dich mit den Gestalten, die Dir auf der Reise begegnet, beschäftigen. Aber, daß Du Reutlingen, Ludwigsburg, Maulbronn ꝛc. aufgeführt und Tübingen allein vergessen[1])!

Ich habe dem Conz bloß den Eginhard gezeigt. Von demselben stand noch einiges auf den Blättern, worin Goldfasan spielt, welche ich aber ihm nicht gab, sondern das zum Eginhard gehörige auf ein besonderes Blatt abschrieb.

Auch Mayers Bruder hab' ich den Eginhard und Flügels Konzert[2]) gezeigt. Er fand ausnehmenden Gefallen daran und ist für Deine Poesie überhaupt sehr eingenommen.

Schade! daß Du nicht auf die Wiener Bibliothek kommst. Es muß sehr viel Altdeutsches dort sein. Nach Johannes v. Müllers Notizen liegt daselbst eine Handschrift von Dieterich v. Bern; ferner der Herzog von Aquitanien, wahrscheinlich das bisher unbekannte Original oder die deutsche Bearbeitung des lateinischen Carmen de expeditione Attilae ꝛc., das auch in den Kreis des Heldenbuchs gehört. — Vielleicht auch Sammlungen von alten Liedern, Reisen u. s. w.

Lebe wohl!

Ewig Dein

L. U.

---

44. J. K. an Ludwig Uhland.

[Wien, Febr. 1810.]

Du hast ganz recht, daß Du die Anzeige wieder zurücksendest. Ich habe Varnhagen Gleiches gesagt, allein Du weißt ja, wie er in derlei Sachen ist. Zu gleicher Zeit hat er sie indes an Julius [Arzt in Hamburg] für ein Hamburger Blatt gesandt und der, selbst ergrimmt, wird es wohl befördern ... Deine Episode gefällt mir ungemein und ich werde sie B., der schon seit einigen Tagen in P. ist, zusenden. Den Seitensprung hab' ich schon benützt. Die Zwerge waren eigentlich nur da, um den Phantasien Hölderlins noch mehr psychologische Wahr-

---

[1]) Ist nicht der Fall, vgl. Brief Nr. 44 und 45.

[2]) Reiseschatten: X, 2.

ſcheinlichkeit zu geben. Die Zwerge leiteten ihn zuerſt auf was Unmenſchliches, kleine Figuren u. ſ. w.[1]). Der Bär[2]) hat dem Varnhagen ausnehmend — mißfallen. Er kann nicht genug darüber ſchimpfen. Er ſagt, er wolle Dir ſchreiben: K. [Kölle?] habe ihm ein ſehr ſchlechtes Luſtſpiel, „der Bär", mitgeteilt, ob Du es auch ſchon geleſen? —

Der Mad. Spazier[3]) ſchrieb Varnhagen, daß ſie an Dich um Gedichte ſchreiben ſolle, auch an Fouqué ſchrieb er's. Conz ſchrieb „Maaß!" unten an ſeinen Brief hin. Mit den Waldgeſchichten bin ich freilich auch nicht zufrieden, wie mit vielen, allein es läßt ſich ſo was ſchwer ändern. Wie ich es mit C[onz] wegen des Goldfaſan mache, weiß ich nicht, es iſt ein verdammter Streich! Mit dem Chemikus habe ich es ſchon gemacht, daß der Chemikus Staudenmayer in Ludwigsburg ſich nicht darin erkennt: ich habe nämlich den berühmten Staudenmayer in Ludwigsburg mit Namen gerade als einen Gegner dieſes Chemici genannt[4]). Zuletzt glaubt Kielmayer, er ſei's. — Schlegels Vorleſungen über das Mittelalter wünſchte ich mit Dir hören zu können. Ich hör's. —

Conz ſchreibt: „er ſchreibe ein hiſtoriſches Werk über das Mittelalter." — In den Schatten iſt auch faſt nicht ein Gedanke aus der Zeit, in der ich reiſte und jetzt lebe, alles aus Tübingen. Es iſt, als thäte ſich mir jetzt erſt die Vergangenheit auf. Holder, Goldfaſan, der Chemikus, Felix jetzt — oft die kleinſten Dinge, wenn Du nachſiehſt, ſind aus der Vergangenheit, ſelbſt die Landſchaftsgemälde. — Der Totengräber von Ludwigsburg. Nachdem, nach Goldfaſans Ritt, noch einiges

---

[1]) Reiſeſchatten II, 8.

[2]) S. Brief Nr. 14.

[3]) J. L. W. Spazier, 1777 geboren, redigirte 1796 das Taſchenbuch Urania, 1801 das Frankfurter Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft. Einige Zeit Vorſteherin einer Töchterſchule, heiratete ſie 1816 den Hoforgelmacher Uthe. Sie überſetzte aus dem Franzöſiſchen. Gedichte und biographiſche Aufſätze von ihr finden ſich in verſchiedenen Zeitſchriften. Sie ſtarb 1825.

[4]) Reiſeſchatten V, 2.

kommt, fängt ein Paragraph an, der heißt: Die Komödianten hatten im Sinn, noch diesen Abend das herrliche Schauspiel von Kotzebue, die Sonnenjungfrau, aufzuführen ꝛc.

(Es folgt nun ein größerer Auszug aus den Reiseschatten von II, 6 an, im ganzen unverändert wie in den Drucken, aber ohne Einteilung in „Vorstellungen". Daher teilen wir hier nur das Abweichende mit. So hat hier Kerner statt Schönaich noch Kotzebue; II, 6 bezeichnet er die „benachbarte Universität" geradezu als Tübingen; der Totengräber von Feldberg heißt der Totengräber von Ludwigsburg. Der Kommerzienrat II, 7 ist hier ein Apotheker. Die Amtmännin, die in den gedruckten Ausgaben nach dem Kommerzienrat auftritt, fehlt hier noch. II, 7 Schluß sagt der Schauspieldirektor, er wolle aufführen den Totengräber v. F., Trauerspiel in keinem [später zwei] Akt. In II, 8 ist der Ton der Studenten noch ein grellerer, aber vielleicht richtigerer. Da heißt es von ihnen: „Es wurden Wachen an die Ausgänge verteilt. Bleiben müßt ihr! schrie mein Freund Hartmann, indem er seinen Rock bis an die Achseln hinaufstülpte und den Kerlen seine kraftvollen Muskeln wies." Ferner: „Bravo! bravissimo brüllten die Studenten, nun weiß man, welche Vagaliencware ihr seid, solche Schweinehunde will man eben. Ad loca! nun schrie mein Freund Hartmann, oder ich werfe Euch so grell und graß im Volkston auf euern Hintern, daß euch die Stuhlfüße zum Maul herausfahren; ad loca! brüllten die vierzig Studenten und standen mit gezogenen Hiebern bereit, wer nur ein Maul aufthut, wer nur die Miene verzieht, den kitzeln wir an der Gurgel." In den Scenen mit dem Totengräber fehlt noch Elsbeth, dessen Tochter. Es erscheint in deren Rolle „ein Mädchen". In der Teufelsscene (Dichtungen, 3. Aufl. S. 71) weist der Totengräber ursprünglich die Hilfe des Teufels zurück. Im Gegensatz zum gedruckten Stück hieß es einst:

Du Mondlicht! — —
Sieh! ich sinke — —
Alles umsonst! — —
Jahrlanges Bemühen,
Der Freunde Spott.

Der Teufel erſcheint und ſpricht:

Ei! o! Wie flogſt du ſo hoch
Hum! Es gelingt die noch!

Der Totengräber ſpricht:

Fort, Höllentrug!

Der Teufel ſpricht:

Probir's nur noch einmal!
Der Mond hat wohl die Schuld,
Die Flügel ſind recht gut.
Flögſt höher wohl bei hellem Sonnenſtrahl.

Der Totengräber ſpricht:

Lobſingt Gott, ihr Himmel, Berg und Thal!
Du aber fleuch zur Hölle, ſchwarze Brut!
geht ab.

Der Teufel verſchwindet.

Ein Engel fliegt über den Kirchhof hin und ſpricht:
Schlaft ſüß! ſchlaft ſüß! ich wache über euch.

Im Anfang des zweiten Aktes (S. 75) iſt nach den Worten: „Die Roſen ſind Frauen — Und die lieben nicht" folgendes eingeſchoben:

Das Mädchen ſpricht:

Seht da ein herrlicher Schmetterling!

Der Gärtner ſpricht:

Da kommt mir ſtets der Nachbar in Sinn
Mit ſeinem bunten Flügelpaar —

Das Mädchen ſpricht:

Ei! ei! iſt es wahr,
Daß er fliegt?

Der Gärtner ſpricht:

Da kommt ſein Weib,
Bleich ihre Wange, abgehärmt ihr Leib.

Dann ſpricht die Frau:

Wie kam er doch ſo ganz zerſtört nach Haus! ꝛc. ꝛc.

Der Gärtner [nachher Elsbeth] tritt näher:
Was sprecht Ihr da?

Die Frau:
Ich sprach nichts.

Das Mädchen [nachher Elsbeth]:

O liebe Frau [Mutter], laßt Euch nichts kümmern! seht da, welche herrlichen Blumen! Wie sie duften, wie sie blühen! Es ist eine Freude, sie anzusehen. (Bricht Blumen ab.) Da, diese Rose ist Euch, liebe Frau! Da, Gärtner, diesen Stern geb' ich Euch, den Rosmarin will ich — für mich behalten. (Sie teilt die Blumen aus.)

Der Gärtner spricht:
Wo ist Euer Mann?

Die Frau:
Er gräbt ein Grab.

Der Gärtner:
Wer starb?

Die Frau:
Niemand.

Das Mädchen:
Gärtner! Euer Stern ist abgeknickt, seht!

Der Gärtner:
Schade! — — u. s. w.

Die Dichtung vom Tod am See gehört zu diesem Totengräber und dann die von dem Dichter, der eine Blume werden wollte, alles an seinen gehörigen Ort gestellt. — Ich gehe sehr oft ins Theater, fast alle Tage. Dies ist gut, um einen gewissen theatralischen Blick zu bekommen. Es hat außerordentlich viel Vorteil. Vor ein paar Tagen wurde die Braut von Messina recht brav aufgeführt. Die Chöre lassen wunderbar und herrlich. Das Stück hat aber auch seine Fehler wie Schönheiten. Es ist eben immer Schiller in jeder Person, die spricht. In den Reiseschatten bin ich nun in Ludwigsburg[1]) angekommen, nachdem ich,

[1]) In den Reiseschatten V, 1 Grasburg genannt.

(was freilich keiner thun wird oder kann), auf dem Neckar von dem Ort, in dem das Schauspiel gegeben wurde, hinabfuhr. Auf dem Schiffe, das ich Marktschiff heiße, befinden sich mehrere Mädchen, ein Jäger, ein Handwerksbursche (Mühlknecht). Dieser spielt nachher eine was größere Rolle und ist vermutlich der, der in der Schlacht umkommt und von dem in der Waldgegend gesprochen wird. Auf dem Schiff werden mehrere Lieder, die sich aufs Meer oder aufs Wasser beziehen, gesungen, denn darauf befindet sich auch die blinde Harfnerin, die auf einen Jahrmarkt zieht und die nachher im Krippenspiel in Nürnberg vorkommt. In einem fremden Mädchen [III, 4], das den anderen vom Meer erzählt, will ich Dich und mich und wer sie kennt, an Amalia erinnern. Durch sie ersehʼ ich, daß der Schifferjunge der Volkssänger Felix ist. Er macht einen Streich und wird vom Schiffer ins Wasser geschmissen. Auf dem Schiffe kann ich Gelegenheit nehmen, eine Gegend ganz so zu beschreiben, wie wenn sie durch gezogene Gläser eines Schattenspiels dargestellt wäre. Dies hat dem V[arnhagen] ausnehmend gefallen. Das Schiff landet. Morgenscenen in Wald und Feld. Ich bleibe am Heerweg stehen und lasse die Leute, die auf den Markt ziehen, an mir vorübergehen. Wie ich ins Städtchen einziehe, marschirt die Bürgerwacht, wie sie bei Jahrmärkten zu thun pflegt, durch die Straßen. Beschreibung von ihr. Im Stadttrommler erkennʼ ich Felix. Er macht einen gewissen Streich, dadurch kann der ganze Zug nimmer weiter, gänzliche Verwirrung. Er entkommt. Wirtszimmer. (Eine Geschichte mit einem Pfarrer (ein wenig zu groß). Beschreibung einer Volksbücherbude auf dem Jahrmarkt, und was sich dabei ereignet. Abermaliger Streich von Felix [IV, 5]. Abzug. Chaussee, weinselige Bauren (wenn Du es leidest, habʼ ich Deinen hier auch benützt[1]). Schneider geraten durch eine Bocksherde in großes Entsetzen. Ihr Gespräch über die Ausrottung der Böcke. Begegnung des Mühlknechts, wie er entfernt von seiner Geschichte spricht [IV, 7]. Einzug in Ludwigsburg [V, 1]. Beschreibung der Straßen. Der Mühlknecht macht

[1]) S. Brief Nr. 24.

den Ausleger. Einige Natur- und Charakterzeichnungen. Wiederfinden des Chemici. Wirtshaus zum goldnen Esel. Schatzgräber. Der Mühlknecht spricht wie ich und nimmt gänzlich mein Gesicht an. Erklärung wie das wohl geschehen könnte [V, 5]. Eine Geschichte mit einer verzauberten Puppe. Ich will nun sehen, ob ich nicht bis Frankfurt es forttreiben kann. In Frankfurt stelle ich das Stadtleben überhaupt dar, es kann Wien und Hamburg sein, denn ich kann nicht so weit das Ding hinausziehen. Von Frankfurt aber kehre ich wieder zurück nach Nürnberg und dort end' ich. Ich glaube, es ist nicht nötig, daß das Ding wie ein Roman sein muß, daß ich die Menschen alle wieder finde. Dies wäre, da das Ganze doch immer den Charakter eines Schattenspiels beibehalten soll, gerade verfehlt. Es sind bloße Bilder, die vorüberziehen, wo sie hinkommen, wenn man sie nimmer sieht, braucht Keiner zu fragen. Schreibe mir über dies doch Deine Meinung. Deine zwei Distichen haben mich sehr erfreut. Es fallen einem oft unwillkürlich Lieder von Dir ein. Wenn ich nächtlich durch die Burg gehe und es sternhell ist, so fällt mir stets das Lied vom König auf dem Thurm ein... Der Kaiser lauft auf der Redoute unter den Leuten, allein wie ein anderer im Zivilrock herum, man kennt ihn gar nicht. Ich war gestern wieder im Apollosaal — es ist einzig!... Es ist herrlich! Bei Gott! Uhland! gehe doch nach Wien! — was willst Du denn in dem fatalen Paris! warum nicht in Deutschland bei Deutschen?

Ich würde länger hier verweilen und könnt' es füglich, wenn mich nicht Rickele zurückzöge. Das Leben auf dem Prater muß einzig sein, fängt aber erst mit dem Mai an, und ich werde schon zu Anfang Aprils zurückkehren. Rickele[1]) ist, wie Du weißt, krank, sie kann, sie darf nimmer in Augsburg bleiben, sie soll zu ihrem Bruder nach Lauffen und wird mit mir reisen. Je bälder dies geschieht, je besser ist es für ihre Gesundheit. Rosa[2]) will sie durchaus zu sich haben, ob sie gleich nun in Pyrmont ist, für

---

[1]) Friederike Ehmann, Kerners Braut.

[2]) Rosa Maria Varnhagen.

jetzt aber ist nur Ruhe meinem lieben Rickele nötig, und eine solche lange Reise, Staub und feuchte Witterung, neues Klima, Postwagenleben, könnte alles noch verschlimmern[1] . . . O lieber Uhland! Hätt' ich nur einmal Ruhe! Was kann ich humoristische Briefe, Schatten, schreiben, wenn alles voll Zerrüttung und Trauer in mir ist? — Ich hoffe Dich noch in Tübingen zu finden. In allen Fällen bitt' ich Dich, daß Du mich doch zum Bibliothekar über Deine zurückgelassenen Bücher ernennen möchtest. Es sind mir viele jetzt erst merkwürdig geworden. Madame Schlegel erzählt mir oft von Novalis. Daß er im Leben ein ganz anderer Mensch gewesen sei als in seinen Schriften. — Ich werde sie in Zukunft noch öfter besuchen, denn sie gefällt mir wohl . . . Grüße den Schnurrer, Pregitzer, Rüdiger, Seybold, Fleischmann[2] herzlich. Goldfasan [Gonz] hat mich schon auf vier Wochen in seinen Briefen bei meiner Ankunft in Tübingen zu sich eingeladen. — Von den Mädchen und der Tante schreibst Du nie was, so wenig als von Deiner Katze und dem Felix[3]; frag doch das Apfelweib, wo er jetzt ist? Von Hermann schreibst Du trotz aller Anmahnungen nie ein Wort, es ist, als wär' er ganz tot. Heute nacht hat es mir von Hermann [Gmelin] geträumt; seinen Bruder, der tot ist, fragte ich, wo denn sein Hermann immer sei? Dann sagte er, er sei immer bei Grimp, der in Paris Gesandtschaftssekretär war. Ich umarme Dich herzlich und grüße die Mädchen besonders. Was macht denn Zigeuner [Ernst Uhland]? Allein man kann Dich um so was nicht befragen, man erhält doch keine Antwort. Adje zu tausendmal. Dem Gonz gib alsbald meinen Brief, er wird sich wundern. Zieh ihn heraus! Hast Du dem Gonz von den Reiseschatten was gezeigt? Du mußt es nicht; ich werde ihn vorher anlügen und ihm allerlei davon schreiben. Er glaubt, es sei ein poetisches Tagbuch!!!

---

[1]) S. Brief Nr. 31. — Kerner glaubte, seine Braut „leide stark an der Auszehrung."

[2]) S. die Briefe Nr. 23, 34, 38.

[3]) Vgl. über ihn Brief Nr. 17.

45. J. K. an Ludwig Uhland.

Wien, den 10. März 1810.

Liebſter Oloſ!

Tauſend Dank für Deinen Brief! Varnhagen iſt nun in Prag, ich ſchließe Dir ſeinen Brief bei, bewahre ihn aber für mich. Ich komme im April gewiß zurück.

Köſtlin hat den Stoll ganz mißkannt, das dem zuzuſchreiben iſt, daß er ihn gar nicht kennen lernte. Das Schifflein[1]) wäre allerdings eine gute Vorrede zu einem Almanach; allein die Schatten ſcheinen mir faſt zu voluminös, ſie nehmen ſchon im Manuſkript (teils eng, teils weit geſchrieben) über zweihundert Seiten ein.

Beſuche nur gewiß die Rheinſtädte, die Schlegel[2]) erzählt mir ſo viel Schönes von ihnen, beſonders von Köln. Wenn es Gottes Wille iſt, kommen wir alle auf lange Zeit in Stuttgart zu einander, ich werde auch dorthin gehen und wie Hoch privatiſiren, da mein Bruder [Karl] nun auch für immer in Stuttgart bleiben muß. Wenn es dann ferner Gottes Wille iſt, retten wir dann die Ehre unſerer Hauptſtadt, die ihr die Plattiſten genommen. Voce Kotzebue, verſtehe ich unter Plattiſten nicht allein die Morgenblätter, ſondern überhaupt Leute der Art (das gebildete Publikum), deren es überall nur gar zu viel hat. In den Schatten hab' ich alle Namen, beſonders auch von Zeitungen ꝛc. verändert, das Morgenblatt oder ein Blatt der Art heißt der ſchmeckende Wurm ꝛc. Kotzebue heißt Schönaich ꝛc. Die Schatten ſind nun übrigens ſo ziemlich geendigt und enden mit Nürnberg. — Abreiſe von Grasburg (Ludwigsburg). Gemälde des Morgens in der Stadt. Begegnung eines Mönchs vom Kloſter Roſenberg; deſſen Geſpräch von der Lerche [VI, 1]. Vorüberreiten des Pfarrers mit der Stockbibel (des Pfarrers, von dem beim Jahrmarkt die Rede war). Der Wald voll Vögel. Geſpräch des Mönchs über den Ton, die Farbe, den

[1]) Dieſes Gedicht Uhlands erſchien überhaupt nicht im Almanach, ſondern im Pantheon S. Brief Nr. 49.

[2]) Dorothea Schlegel, Gattin von Friedrich Schlegel.

Duft. Aehnlichkeit einer Nachtigall mit einer Nachtviole. Weiteres Gespräch über Ton. Besteigung des Klosterbergs. Beschreibung der Zelle des Mönchs. Der Mönch singt ein Lied. Die Kapelle, der Rosenstrauch, Legende davon. Beschreibung der Kreuzgänge. Der Schattenspieler entdeckt ein Bild auf einem Grabstein, das nämliche, das er gemalt auf der Herberge zu Grasburg fand, und erkennt aus der Umschrift und Aehnlichkeit, daß es aus der Familie seiner Geliebten[1]). Der Klostergarten. Abreise auf dem Postwagen. Auf ihm ist der Pfarrer mit der Stockbibel (Stockdegen), der Brunnenmacher von Grasburg und ein Koch. Hunger der ersten zwei Personen durch des Kochs Erzählung bis zur Wut gesteigert. Was sich in dem Wirtshaus zum grünen Rezensenten mit beiden zugetragen. Traum auf dem Postwagen von lebendig gewordenen Wirtsschildern, so sich zum Kampfe herausforderten und in effigie in den Straßen liefen. Der Koch wird morgens in dem Postwagen tot gefunden. Gang durch die Hallwälder[2]) (die Schatten vom Harz). In diesen gingen einige Veränderungen vor. Es heißt: „Ich untersuchte die alten Reste dieser Klosterbibliothek, fand aber nichts, so mich angezogen hätte als ein altes Buch, das von den Grabsteinen mehrerer Waldkapellen handelte und an dessen Ende folgende Geschichte eingeschrieben war:" — Nun folgt eine Historie[3]) von einem Maler Andreas und einer Kaufmannstochter Anna — — welcher die Episteln einverleibt sind. Ich habe hier auch ein Volkslied benützt, das ich schon einmal in Tübingen bearbeitete, nun aber wie folgt heißt[4]) . . .

Dann folgt die Geistergeschichte des Mädchens, der Tanz der Gerippe aber als Traum. Am Ende heißt es: „Ich erwachte, trat an das Fenster. Ruhig blickte der Mond durch

[1]) Bei der „Beschreibung der Kreuzgänge" VI, 8 ist dieser Zug weg geblieben.

[2]) Reiseschatten VII, 1.

[3]) Diese Historie steht jetzt am Schluß der fünften Schattenreihe mit anderer Einleitung.

[4]) Es folgt nun das unverändert in die Schattenreihe aufgenommene Lied: Schwarzes Band, o du mein Leben!

das grüne Thal. Ich trat durch die Kapelle in den Kirchhof. Ich unterſuchte die verſchloſſenen Gräber, keines trug auch nur die geringſte Spur, daß es geöffnet worden, an ſich, ringsum waren ſie mit Moos und Epheuranken umwachſen und ſchienen viele hundert Jahre ſchon ſo zu liegen. Ich ging gegen das Haus zurück, bemerkte Licht und trat ein. Eine Lampe warf matten Schein durch das Schlafgemach. Da lag das Mädchen bleich und tot auf ihrem Lager, eine Bibel war ihr in die frommen Hände gelegt, zu ihren Füßen aber kniete der alte Vater betend, die Mutter ſchlief noch ruhig athmend. Der Mann ließ ſich durch mein Erſcheinen nicht ſtören, er betete ruhig fort. Leis trat ich nach einigen Minuten wieder hinaus und blickte in das Thal hin. Da erklang das Poſthorn über die Berge ꝛc.[1]). Statt der Meerfrauengeſchichte möcht' ich gern eine Waldgeſchichte, ſuch mir doch eine in den alten Büchern[2]). Die Leiche des Kochs wird in einem Dorfe abgegeben werden[3]), ein Jude ſitzt in dem Wagen, Furcht desſelben. Das Univerſitätsſtädtchen Mittelſalz, deſſen Stadtſoldatenſurrogat (aus dem Brief von Berlin [Nr. 23 Schluß]). Der Profeſſor auf dem Kirchendach botaniſirend [VIII, 5]. Durch enge Gäßchen ging ich nun nach der eigentlichen Univerſitätsſtadt hin..." (folgt Schattenreihe VIII, 3 f. wörtlich unverändert; nur in VIII, 4 [S. 170, 3. Aufl.] wurde folgende Stelle im Druck verändert: „Sie [die Studenten] hatten nämlich alle Brillen auf, auf deren Gläſer ſie den Profeſſor anſtaunende, bewunderungsvolle Augen malen ließen, hinter denen Glasaugen aber waren ihre rechten Augen geſchloſſen und träumten ſie alle gar lieblich hingeſtreckt am murmelnden Bach ins grüne Gras"). (Eingereiht war der Abſchnitt: Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin ꝛc.)

(Der Schluß von IX, 4 lautet hier urſprünglich alſo: „Ich machte mich eilends von dannen, denn der Poſtknecht hatte ſchon

---

[1]) Die „Geiſtergeſchichte" findet ſich in der 7. Schattenreihe, 8. Vorſtellung.

[2]) Die „Meerfrauengeſchichte" wurde beibehalten: VII, 4.

[3]) Iſt in den Schattenbildern nicht zur Ausführung gelangt.

vorlängſt unten rüſtig ins Horn geſtoßen, um die Reiſenden herbeizurufen. Wahrſcheinlich hatte der Dichter im Schlafe die Töne dieſes Poſthorns, die ſich in ihm zu denen eines Waldhorns verherrlichten, neben dem Gemurmel des Profeſſors vernommen, auch zogen während ſeines Schlafs blökende Schafe vorüber. Daher ſein Traum von Schäferin, Jäger, Waldhorn und Waldbach" . . .)

Tübingen iſt ja in allen Schatten verbreitet, daher kann ich es nicht beſonders aufführen; Goldfaſan, Felix, der Speismeiſter[1]), das Konzert iſt alles Tübingen. Der Ton der Studenten in dem Schauſpiel iſt freilich nicht der eigentliche Studententon, er iſt mehr der Ton, den Varnhagen und ſeine Freunde in Berlin führten. Du ſchreibſt nicht, ob Du den alten Fauſt abſenden ließeſt. Der Neubau, Bek, Reuß, des Speismeiſters Hund und ich kommen ja weitläufig vor in den Schatten, ich hab' es Dir nur noch nicht geſchrieben[2]).

Varnhagen ſchrieb in einem zweiten Brief, „Du werdeſt auf Deinen Reiſen die Pforten zum Drama finden[3])." Und nun ſchreibe bald, denn nur zu Anfang April trifft es mich noch an. Hier iſt nun ein gewaltiges Leben wegen der kaiſerlichen Verheiratung, alles geht groß her, Sonntags wird die ganze Stadt in Flammen ſtehen. Von den Mädchen wieder kein Wort. Grüße ſie, Deine Eltern, Doktors, Pregitzer, Schnurrer, Rüdiger, Fleiſchmann, Köſtlin, Mayer[4]).

Gott ſegne Dich!

Ewig Dein

Gh. J. K.

---

46. Breslau an J. K. nach Wien.

Augsburg, den 10. März 1810.

. . . Nach meiner Abreiſe von Tübingen, wo ich die glücklichſten Tage meines Lebens zugebracht habe, habe ich Dir

---

[1]) Im Neuen Bau.

[2]) Vgl. über die Tübinger Beziehungen Brief Nr. 56.

[3]) S. Brief Nr. 42.

[4]) S. die Briefe Nr. 22, 34, 58.

mehreremal auch noch von Würzburg geschrieben, ohne daß ich einer Antwort gewürdigt wurde. Lieber Kerner, ich fühlte mich sehr dabei gekränkt; ich glaubte, ihr hättet mich ausgestoßen aus dem Bunde, in dem ich zu sein mich glücklich, mich stolz fühlte...

Lieber Kerner, bist Du mir wirklich noch gut, so gut als in Tübingen, so gut, als ich Dir bin? Nur mit Scheu gebrauche ich zuweilen in der Not — der Worte, der schlechten Worte, um meine Gefühle auszudrücken, sonst möchte ich es auch izt thun, um Dir sagen zu können, was Deine Freundschaft, unser Zusammenleben, auf mein ganzes Sein eingewirkt hat, wie nur die Erinnerungen an — die verlebten Tage die jetzigen leidlicher ertragen lassen.

Welche Zeit habe ich seitdem durchlebt! Schon in Würzburg begann meine Verbannung hinaus in die furchtbarliche Philisterwelt, die seither von einer Stätte zur andern mich ängstlich umhergetrieben hat. Ich weiß nicht, ist es Misanthropie, Hypochondrie oder die Außenwelt, die mir alle Tage das Herz mehr beklemmt. Nur jene herrlichen Tage mit euch habe ich gelebt, jetzt allein dastehend in Gottes weiter, schöner Welt, suche ich alle Tage ängstlicher nach gleichen Zeiten, nach gleichen Menschen und finde sie nicht...

Schon seit dem Juni vorigen Jahrs ist mir hier ein französisches Spital übergeben, und lebe dadurch — unter Franzosen. Die ganze Ausbeute dieser langen Zeit ist, daß ich nun aber diesen morbum venereum näher und bestimmter kenne, dabei die gemachten Beobachtungen an ungefähr 5000 Kranken und ein Hospitalfieber. Köstlin kam gerade von Wien hier durch, als ich körperlich und geistig kaum die ersten Tage meiner Rekonvaleszenz begonnen hatte. Damals warst Du, glaube ich, noch in Tübingen, und doch solltest Du es nicht gewußt haben, daß Du mich bei Deiner Durchreise in Augsburg treffen könntest — wenn — Du gewollt hättest?!

Der brave Jäger[1]) schrieb mir diese Wochen von Stutt-

[1]) Vermutlich der Naturforscher Georg Jäger, gestorben als Obermedizinalrat in Stuttgart. (Auch ein Theologe Christoph Jäger, der frühe starb, war Freund Uhlands und Kerners.)

gart aus einige Zeilen, ich hatte noch nicht Zeit, ihm zu antworten. Das erinnerte mich dann wieder an die herrlichen Zeiten des Bärenhäuters[1]), den der alte Rabe umkrächzte; vom Raben kam ich auf Schober, von Schober auf Blieſers[2]) und von ihm, ungeachtet ich die Verbindung für Sünde hielt, auf Hölderlin . . .

So gerne möchte ich Dich noch ſprechen, ehe ich meine Wallfahrt nach Spanien, wie ich hoffe, antrete? Antworte bald darauf

Deinem

Breslau.

47. Uhland an J. K.

Tübingen, den 27. März 1810

Dieſer Brief, beſter Kerner! trifft Dich vielleicht ſchon nicht mehr in Wien; ich habe ihn daher auch nicht direkt abgeſchickt. Schreibe mir doch unterwegs, etwa von Augsburg aus, damit ich bei Zeit weiß, wie es mit Deiner Ankunft im Lande ſteht. Ich werde nächſten Dienstag disputiren, obgleich vorgeſtern alle nicht untüchtige inländiſche Studenten zwiſchen 18 und 25 Jahren von hier abberufen wurden, um ſich bei ihren Oberämtern zu ſtellen. Nachher werd' ich mich um einen Paß umſehen. Wie lang es aber damit anſteht und ob ich überhaupt gehen darf, wird die Zeit lehren. Pregitzer hat ſchon angehalten, auf einige Monate nach Paris zu reiſen, ich bin ſehr auf die Antwort begierig.

---

[1]) Wie es ſcheint der Spitzname eines Freundes (Jägers?). Vermutlich hat von ihm der Titelheld von Kerners Bärenhäuter im Salzbad den Namen. Dies Stück erſchien zwar erſt 1835 in Lenaus Frühlingsalmanach, aber begonnen wurde es ſchon im Jahre 1810 oder 1811. Vgl. unten Uhlands Briefe vom 23. Februar und 12. März 1811. Vgl. auch Karl Mayer „Ludwig Uhland" ꝛc. I, 171.

[2]) Ueber Schober S. Brief Nr. 7. Blieſers iſt der Name eines Buchbinders in Tübingen. S. Schwabs Brief an J. Kerner vom 29. Mai 1811.

Sieveking,[1]) der einmal bei Dir in Ludwigsburg war, reist auch nach Paris und wird auf dem Wege nächstens seinen Freund Hermann hier besuchen.

Wahrscheinlich werden wir bei diesen Umständen uns noch sprechen, vielleicht kommt auch Mayer noch zurück. — Doch das Schicksal, das immer überraschen will, kann es nicht leiden, wenn man wie neugierige Kinder das Weihnachtsgeschenk vorher auslauschen will. — Recht nach Herzenslust würden wir dann über die Schattenbriefe plaudern, auf die ich mich unsäglich freue.

Sage dem Stoll meinen herzlichen Gruß und Dank für sein freundliches Andenken!

Wenn Du den beiliegenden Brief, der zugleich für Dich geschrieben ist, an Varnhagen adressiren wolltest, da ich keine genaue Adresse habe, würdest Du mir einen großen Gefallen erweisen.

Während ich an diesem Briefe schreibe, erfahre ich noch ungünstigere Nachrichten für meine Reise. — Den Conz soll Dein letzter Brief ein wenig geärgert haben, besonders, daß Du schriebst, Du habest dem V. Deine Lieder nur darum mitgeteilt, um ihn im Dichten zu unterrichten.

Rochus Pumpernickel[2]) wird neuerlich auch in Stuttgart aufgeführt. — Du schreibst von einem Briefe von Varnhagen an Dich, der Deinem letzten an mich beigelegt sein sollte. Es war aber keiner dabei.

Ich bin in der That in zu übler Stimmung, um Dir weiter zu schreiben! Neuigkeiten weiß ich keine.

Lebe wohl.

Von Herzen Dein

L. Uhland.

---

[1]) Einer der angesehensten Hamburger Kaufleute und Patrioten, ein Freund J. Kerners und seines Bruders Georg. Vgl. Wohlwills Lebensbild von G. Kerner S. 31.

[2]) S. Brief Nr. 35.

48. J. K. an Ludwig Uhland.

[Augsburg, April (?) 1810.]

Du ſiehſt an den großen Buchſtaben, daß ich Dir näher gerückt, und an den kleinen, die nach Hamburg beſtimmt ſind, ſiehſt Du, daß ich recht ferne von Hamburg bin, denn ich bin dermalen in Augsburg. Du erhältſt hier Briefe an Roſa, die aber zugleich auch an Dich ſind. Ich habe unmöglich Zeit, das Nämliche doppelt zu ſchreiben. Roſa hat mich herzlich gebeten, ihr alles, was mich betrifft, ausführlich zu ſchreiben, beſonders über Rickeles Umſtände, die ſie zu ſich zu nehmen wünſcht, daher war ich hier ſo weitläufig. Doch gelt, lieber Uhland! Dir iſt, was meinem Herzen ſo nahe, auch nicht gleichgiltig? Ich paſſirte den Harz, Braunſchweig, Gotha, Meiningen, Coburg, Weißenburg!!! Nürnberg und mehrere bekannte Städte.

Sobald ich mich gefaßt, ſollen Licht- und Schattenbriefe folgen, jetzt iſt es mir unmöglich. Sobald Du die Briefe geleſen, ſo ſende ſie doch alsbald auf die Poſt. Du kannſt denken, wie viel mir wegen Rickele an ihrer baldigen Beförderung liegt.

Die Amalie, die in den Briefen genannt wird, iſt das Mädchen, das ſich einſt ſo in Roſa verliebte, ſie hat nun ihren Bräutigam verlaſſen und iſt wieder zu Roſa gekehrt. Es iſt das wunderbarſte Weſen, ſo ich je ſah. Sie ſpricht über Muſik, Poeſie, Malerei wie ein Gott. Ich kann mir ſie nie ohne Novalis denken.

Die Kräuter von den heiligen Gräbern theile mit Roſa. Artig iſt (in Beziehung auf das Morgenblatt), daß Hans Sachs' Haus nun das Wirtshaus zum — roten Ochſen iſt, freilich aber ein ſchlechtes Gaſſenwirtshaus. Es iſt feuerrot angeſtrichen. Hätte ich es bälder gewußt, hätte ich mich dort einquartiert[1]) ... Morgen werde ich nach München reiſen und dort den Sigwart[2]) ſehen. Ich[3]) rate Dir in der That, Uhland!

[1]) In den Reiſeſchatten XI, 1 wenigſtens hat der Dichter dieſes Haus zur Herberge ſich gewählt.

[2]) Der nachherige, 1864 geſtorbene Profeſſor der Chemie und Botanik in Tübingen.

[3]) Das folgende hat bereits A. Reinhard in ſeiner Kernerbiographie (2. Aufl.) S. 69 f. abgedruckt.

nicht nach Paris zu gehen. Jedermann tadelt es. Du kannſt mit dem Geld, das Du dort verbrauchſt, Deutſchland dreimal durchreiſen. Was willſt Du in Paris? Die in Sälen aufgeſchichteten geſtohlenen Kunſtwerke möchte ich gar nicht anſehen. Ich möchte doch lieber als deutſcher Dichter und als Dichter, wie Du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München beſuchen. Die Reiſe bis nach Paris iſt ohne alles Intereſſe, und Paris wäre mir zum Ekel. Gott! ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reiſen, die ich machte, Dir mit Deinem ruhigen Gemüt geweſen! Mir waren ſie nichts, als daß ſie mir ſagten, wie viel ſie mir hätten ſein können, wenn ich ein anderes Herz hätte — — — allein doch! ſie können noch in der Folge manches auch mir bringen.

Ich wollte doch lieber die Kunſtwerke der Meiſter da ſehen, wo ſie von ihnen hingeſtellt wurden, als in ſolchen Teufelsſälen, — in den Kirchen, Rathäuſern. Aus dieſen geriſſen haben ſie für mich gar keinen Wert mehr[1]). Und da findeſt Du in Nürnberg noch eine Menge von Dürer, Lucas Kranach, in Augsburg wieder von Dürer, Rubens. In Nordhauſen, einem Städtchen auf dem Harz, findeſt Du die herrlichſten Gemälde von Lucas Kranach in der Kirche, wohin er ſie ſelbſt ſtellte. In der Aegidien-Kirche zu Nürnberg ein Altarblatt von Vandyk, das Grabmal des heiligen Sebaldus von dem Künſtler Stoß[2]), das ein ganz ungeheures Werk iſt deutſcher Kunſt!!! u. ſ. w. — — Es hat mich, bei Gott, nichts ſo — nichts und aber nichts ſo, nicht Umarmung der Geliebten, nicht der Blick von einem Berg, nicht Poeſie, nicht Tonkunſt, nicht Sonn' und nicht Mond ſo hingeriſſen als der Anblick des erſten Gemäldes von Dürer — allein es hätte dieſe Wirkung gewiß nicht gehabt, wäre es in einem geweißten Saal geſtanden. So aber ſah ich es in den heiligen Gewölben der Sebalduskirche zu Nürnberg, wo die verklärten Bilder der Glasmalereien einen heiligen Schein um dasſelbe werfen.

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „Auf die aus den Kirchen weggebrachten altdeutſchen Gemälde.“ Dichtungen 3. Aufl. S. 284.

[2]) Vielmehr Peter Viſcher.

Roſa Maria ſendet Dir beigelegte Landſchaft, von ihr ausgeſchnitten (ſie ſchneidet noch beſſer aus als Varnhagen), nebſt Gedicht. Du wirſt große Aehnlichkeit zwiſchen Roſas Hand und ihres Bruders finden.

Schreibe alsbald an mich und adreſſire meinen Brief an Jungfer Friederike Ehmann [Kerners Rickele] p. Adreſſe Herrn Krauß und Comp. beim Dom in Augsburg, ſie weiß dann ſchon, daß es an mich iſt, und wo ſie es hinſenden ſoll.

Dein auf ewig

K.

---

49. Uhland an J. K.

Paris, den 15. Juni 1810.

Wie viel lieber, beſter Freund! möchte ich einen Brief von Dir leſen, als einen an Dich ſchreiben! Der letzte Brief, den ich von Dir erhielt, war vom 18. März. Vergebens ſchrieb ich Dir am 27. März, mit Einſchluß eines Briefs an Varnhagen. Keine Antwort! Seitdem keine Nachricht von Dir, bis ich endlich hier Deine Zurückkunft erfahre. Nicht umſonſt haſt Du ſo viele Aehnlichkeit mit einem Gemälde des Leonello Spada auf hieſiger Galerie, dem verlorenen Sohn, der reuig zu ſeinem Vater zurückkommt. Ich erwarte dafür bald recht ausführliche Nachrichten von Dir, mein Brief kann diesmal nur kurz ſein, da er mit einem Kurier abgehen ſoll, der nicht auf mich wartet. Du biſt vielleicht indes in Tübingen geweſen und haſt von meinen Eltern gehört, wie es mir ſeitdem ergangen. Von meiner Reiſe nur weniges! In Karlsruhe, wo es mir ungemein gefiel, lernte ich Hebel kennen und traf ihn meiſtens abends bei einem Glaſe Bier. Er iſt ein trefflicher Kommentar zu ſeinen Liedern, ſo einfach, herzlich, bieder und doch mit ſchelmiſcher, aber gutmütiger Laune. Auf der Rheinfahrt von Mainz nach Coblenz hatt' ich ein ſonderbares Abenteuer. Lies einmal das Lied: das Schiffleinlein[1]), das ich Dir geſchickt! Auf unſerer Jacht war ein ſonderbarer Geſelle, ich weiß nicht, wo er auf einmal herkam. Er war

[1]) S. Brief Nr. 45.

ſehr zu Poſſen geneigt. Er war nicht übel gekleidet, hatte aber keine Strümpfe. Er ſpielte, verlor und zahlte mit heiterem Geſicht. Dieſer hatte eine Art Poſthorn bei ſich, das er zwar ziemlich ſchlecht blies, ſich aber dabei ſehr zu gefallen ſchien. In den Bergen über Bingen hinaus verklärte jedoch Echo die Töne, und man glaubte eine romantiſche Jagd durch die Gebirge hinziehen zu hören, nicht eine gewöhnliche Jagd, ſondern die Deines nächtlichen Jägers[1]). Hier iſt das Horn meines Liedes! Zwei Holländer, die auf dem Schiffe waren, zeigten ſich ſehr zum Singen geneigt. Wir ſaßen auf dem Verdecke, es wurde geſungen und geblaſen. Ein junger Menſch aus Breslau, der bisher ziemlich ſtille geſeſſen war, wurde endlich geweckt. Er äußerte, daß er ein wenig die Flöte blaſe. Man drang in ihn, und er packte nun die Flöte aus dem Mantelſack. Nun war Horn, Flöte, Geſang, Widerhall, Ruderſchlag wie in meinem Liede, das nun erſt Bedeutung für mich hat[2]). In Coblenz trennte ſich alles von mir. — Ich habe mehrere franzöſiſche Volksromane gefunden. Die Heymonskinder, Fortunat, Magelone, Geneſeva, ſodann Histoire de Jean de Paris; Histoire de Valentin et Orson, noch in ziemlich alter Sprache. Unter den Manuſkripten der Bibliothek ſind ebenfalls Aymonskinder, Magelone, Meluſine, Griſeldis ꝛc. Zur vollſtändigen Kenntnis der Poeſie des Mittelalters überhaupt und auch der deutſchen insbeſondere gehört durchaus das Studium der Manuſkripte der hieſigen Bibliothek. Der Ritterromane iſt hier die ſchwere Menge.

Es iſt ein, ſo viel ich weiß, noch ſehr unbearbeitetes Feld: die Vergleichung der deutſchen Gedichte, die aus dem Franzöſiſchen bearbeitet ſind, mit ihren Originalien, Vergleichung der Minnelieder mit den Liedern der Provençalen; zu ſehen, was von Poeſie ſchon in den Originalien lag, was durch deutſchen Geiſt hinzukam. Wenn ich nur den Triſtan nach Müllers Ausgabe

---

[1]) Vgl. das Gedicht „Nächtlicher Beſuch". Zuerſt in den Reiſeſchatten VIII, 4 erſchienen.

[2]) Vgl. dazu Uhlands Bemerkung in ſeinem Tagebuch: U. Leben von ſeiner Witwe S. 60.

hier hätte! Die franzöſiſchen Romane deuten wieder auf engliſche Urſchriften hin. Ich fand hier ein deutſches Manuſkript des Iwain von Hartmann v. d. Aue, das noch wenig bekannt zu ſein ſcheint. Méon, bei der Bibliothek angeſtellt, der ſich viel mit altfranzöſiſcher Literatur beſchäftigt und vier Bände Fabliaux et Contes altfranzöſiſcher Dichter, von Barbazan geſammelt, herausgegeben hat, machte mich auf dieſe Handſchrift aufmerkſam. [Uhlands Schriften II, 118 ff.]

Vor meiner Abreiſe von Tübingen erhielt ich einen Brief von Fouqué, der mich ſehr erfreute, mit einer Einladung fürs Pantheon. Ich habe Mehreres dahingeſchickt[1]).

Ich wohne hier in einem Hauſe mit Pregitzer, Eduard Gmelin[2]) und Vellnagel[3]). Schickard iſt geſtern aufs Land abgegangen. Wir feierten ſeinen Abſchied durch einen Commerſch in Bagatelle, einem hübſchen Schloß und Garten eine Stunde von hier; Schickard, Gmelin, Schubart[3]), Vellnagel, Pregitzer und ich, waren recht luſtig. Sieveking wohnt in unſerer Nähe, es freute mich, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Lebe wohl, beſter Freund! ſchreibe mir bald, und wenn Du nach Tübingen kommſt, erinnere Dich an manchen Orten an Manches! Biſt Du in Stuttgart, ſo grüße die dortigen Freunde, beſonders ſage Köſtlin, daß er es ja nicht für unverzeihlichen Undank halten ſoll, daß ich, nachdem er mir während meines Aufenthalts in Stuttgart ſo viele Freundſchaft erwieſen, aus dem Lande gezogen, ohne ihm Lebewohl zu ſagen. Ich wollte ihm noch beſonders ſchreiben, konnte aber in dem Strudel vor meiner Abreiſe nicht zu der Stimmung kommen, in der ich ihm zu ſchreiben gewünſcht hätte. Was weiß man von dem verſchollenen Mayer? Was gibt es Neues auf dem deutſchen Parnaß und auf der württembergiſchen Schattenſeite?

[1]) Im Pantheon, herausgegeben von Büſching und Kannegießer, erſchienen verſchiedene Gedichte Uhlands. S. Brief Nr. 60.

[2]) S. die Briefe Nr. 26, 34.

[3]) Auch von dieſen Studienfreunden Uhlands und Kerners, die ſpäter nicht weiter bekannt wurden, ſind verſchiedene Briefe im Kernerhaus in Weinsberg.

Meine Adresse iſt: Uhland, Hôtel de Piémont, Rue Richelieu Nr. 22. Einen Gruß von Pregitzer.

Dein

L. Uhland.

---

50. Amalie Weiße (Schoppe) an J. L.

den 14. Juli 1810.

Soll ich Sehnſucht jenes Gefühl nennen, welches mich am Meeresufer ſo wunderſam ergreift[1]). Seit einigen Jahren ſah ich es nicht; aber mein Empfinden beim Anblick desſelben ſteht ſo klar vor meiner Seele wie es ſelbſt. O liebes, liebes Meer, daß ich dir ferne weilen muß, nicht deinen grünlich klaren Himmel, nicht deine Demanten, nicht deine lichten Sterne auf der Oberfläche erſchauen kann! Oft ſtand ich ſonſt auf meiner heimiſchen Inſel [Fehmarn] an deinem bunten Bette und weinte Thränen der Sehnſucht dennoch dir nach — aber ich war dabei nicht betrübt; es waren Thränen der höchſten menſchlichen Glückſeligkeit! In jenen Stunden ſind mir die Sagen der Alten von Meerfrauen verſtändlich geworden, mir war ja auch ein Tönen, ein Liſpeln oft erklungen, welches der menſchlichen Stimme zuweilen glich, oft dieſe an Reine und Süße unbeſchreiblich übertraf. — „Komm, komm hinab in die Lichtheit!“ glaubte ich oft zu hören, und ein Grauen, eine eigene Unheimlichkeit faßte mich und trieb mich hinweg, indem zugleich die glühendſte Sehnſucht meinen Fuß feſſelte. Jenes Gefühl der Furcht und Sehnſucht läßt ſich aber nicht ausſprechen; es iſt über allen Begriff ſeltſam. — Ich konnte mich nur durch Thränen und dadurch, daß ich mich benetzte mit dem Meerwaſſer, daraus befreien. Ich erinnere mich nicht, je glücklicher geweſen zu ſein als in einem Schiffe; es war ein heftiger Sturm, ich glaube gar ein Gewitter — unſer Schiff ward von Wellen überſtrömt, meine Mutter weinte und die Schiffer verzweifelten an unſerer Rettung. — Ich ſaß ganz ruhig mit meinem Kopfe an die Mutter gelehnt und erwartete,

---

[1]) S. Brief Nr. 60.

Lieber Freund Justinus! 1810.

Schon vor langer Zeit wollte ich an Sie mein Freund schreiben aber es stellten sich meinem ernsten Wollen immer fast unüberwindliche Hindernisse entgegen die theils aus meiner veränderten Lage; theils aus der Stimmung meines Gemüths ihren Ursprung hatten. Jetzt bin ich wieder ganz zu mir zurückgekehrt und kann daher meinen Freunden mich geben; vorher war ich nicht ich selbst und hätte meine Geliebten mit meinem Wesen betrogen. Sie glauben nicht mit welcher Inbrunst ich die ganze Natur jetzt umfange — ach sie blieb mir ja einzig treu und hold! An den Ufern der reitzenden Aue sitze ich so oft und denke an Sie, an alle meine Geliebten und Thränen der heißesten Sehnsucht vermehren die Tropfen des Flusses — Von jeher hat das Wasser mich angezogen welches von ~~jeher~~ der frühern Jugend mir geblieben ist denn ich erblickte das erste Licht auf einer kleinen Insel die mir damals größer war wie jetzt die Welt. Ich spielte an den Ufern der Ostsee meine ersten Spiele, ich sah die Sonne aus ihrem Schooße aufsteigen und sie schien mir gleichsam die Mutter derselben — in ihren Fluten erfrischte ich jeden Tag meine Glieder und war dafür ihr hold. Jene kindische Gewohnheit das Wasser so zu lieben ist mir noch nicht genommen und mein Spatzierg angführt mich unwillkürlich zu demselben hin — mir wird immer ernst wenn ich so die Wellen jagen sehe; ich glaube sie werden mich einst umfangen ——

Brief-Facsimile von Amalie Schoppe, geb. Weise, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.

Lieber Justinus Ihre Freundin hat viel gelitten in dieser Zeit aber ihr Wesen blieb was es war! —
Wie geht es Ihnen, Ihrem Rickle Ihren Freunden? Sei so langer Zeit habe ich keinen befreundeten Klang vernommen und noch nie fühlte ich gleiche Sehnsucht nach denselben, noch nie war ich der Liebe mehr bedürftig. Mir ist als wären lange Zeiten hingegangen seit ich nicht an Sie so dachte wie in dieser Stunde und doch sind es nur Tage; es kommt mir überhaupt vor als ob ich um 20 Jahre älter geworden wäre seit ich Sie nicht sah.

Jetzt mein Freund leben Sie wohl! Einen Kuß Ihrem Rickle. Viele Grüße an Ihren [illegible] von mir. Sie schreiben gewiß recht bald an mich.
Gott erhalte Sie und was Sie lieben!

Ihres Wunsch

Freundin

Amalie Emma W—

still ins Land meiner Sehnsucht hinabzusinken — o wie herrlich, wie trunken vor Freude war mir zu Sinne! Jetzt sollte mir alles klar werden da unten, die Steine, die Blumen, Muscheln und Fische, ich sollte die sehen, die mich so oft gerufen hatten — alle Klänge und Gestalten des Meeres sollten dem trunkenen Blick sich aufthun; ganz sollte ich hinabgetaucht werden in meine Welt — diese Brust sollte von Wellen bedeckt, in Wellen gehüllt sein!!! Daß ich sterben müsse, glaubte ich nicht, denn mir schien das Wasser mit seiner Beweglichkeit eine Zusammensetzung des Lebens, wie hätte ich darin sterben können?

Die Wellen begrüßte ich stets wie geliebte Freunde, die von mir in eine andere Welt reisten und die mein Auge nie ferner erblicken sollte; ich weinte ihnen Thränen des Abschieds. — Kein Gedanke hat mich am Meere je mit größerem Schmerz erfüllt, als einst, wenn ich gestorben, mit der harten, kalten, festen Erde bedeckt zu werden — er schnürte mir die Brust zu, mir war's, als hätten sie mich lebendig eingegraben. Nein, das Meer war meine Wiege, es wird auch mein Grab!

Lieber Justinus!

Da habe ich vom Meer geschrieben, wie so ungefähr meine Empfindung bei demselben war; unvollkommen konnte ich mein Empfinden dem Papier nur geben, ja ich möchte diese Beschreibung meiner Gefühle den Schatten eines Schattens nennen.

Es ist jetzt so schön um mich, so still lebendig, daß ich fast gar nicht schreiben mag; ich denke, daß ich mir die Zeit ganz raube, die ich nicht im Freien, umhaucht von Rosenduft, zubringe. Ich war heute früh im Garten, es war eben erst helle geworden, am Himmel standen noch an einigen Stellen Stern-Gruppen, während im Osten die nächtigen Wolken durch die siegenden Sonnenstrahlen verdrängt wurden — kaum lilla und schwach rötliche Wolken waren erst zu sehen, noch nicht jene goldenen und purpurfarbenen, die das Auge durch ihren Glanz blenden. Diese Stunde des kämpfenden, siegenden Lichts ist die schönste des Tages, diese Zusammenschmelzung des sonst ewig Feindlichen, des Lichts und der Nacht, ungemein feierlich und herzerhebend ...

Ihr Rickele will eine Locke von mir? Ich habe Rickeles Locke, ich laſſe ſie nicht von mir — dieſe zarten Fäden ſollen gegenſeitig ein Liebesband zwiſchen uns knüpfen, ſagen Sie das Ihrer Geliebten . . .

Tauſend Grüße Ihrer Freundin!

Ihre

Amalia Emma W[eiße].

---

51. Stoll an J. K.

Wien, den 20. Juli 1810.

Geſtern hab' ich Ihren lieben, wohlmeinenden Brief erhalten — und plötzlich die Antwort darauf!

Ihr Antrag hätte mich nicht in beſſerer (oder ſchlechterer) Lage treffen können. Denken Sie, ſeit wenigen Tagen bin ich erſt im Beſitze meines mit unzähligen vergeblichen Schritten durch drei Monate geſuchten Reiſepaſſes. Ich ſitze nun und warte auf Gelegenheit, abzugehen. Und eine fahrende iſt ungemein koſtſpielig. Könnte ich was Reiſegeld aufbringen, ſo wäre ich eines Abends glücklich zum Thore hinaus. Ich ſchwöre Ihnen, daß ſolches noch und ſehr bald geſchehen wird, denn ich bin — am Ende. Aſſur, jetzt mein täglicher und alleiniger Umgang, ſpornt mich auch genugſam dazu an. Nun warte ich jämmerlich auf das Nöthigſte, leider! zu allem.

Dieſer Antrag, meine Werke anzubringen, iſt ein gottgeſandtes Mittel dazu. Alſo zur That!

In dieſem Augenblick geht auch das Manuſkript meiner dramatiſchen Schriften an jene Buchhandlung [Braun in Heidelberg] wirklich ab, wie an Sie dieſer Brief. Machen Sie nun alles ſo gut für mich, als Sie können; und ſpannen Sie die Seile vorſichtig ſo hoch, als es geht.

Ich ſchicke die Schnecken, Amors Bild, Scherz und Ernſt und das Duell — es macht im Manuſkript ziemlich viel. Kann ich auch mein aus dem Engliſchen überpflanztes Stück mitgeben, ſo thu' ich es in der Folge. Lieb wäre mir's geweſen, wenn ich die übrigen Gedichte, die Sie kennen, hätte dazugeben können.

Um etwas Ihnen über den Preis zu ſagen — was meinen Sie? Zwei Louisdor für den Bogen doch wenigſtens? Doch alles, viel oder wenig, Ihrer Einſicht und Freundſchaft überlaſſen! Nur plötzlich, urplötzlich wollt' ich ſagen; damit ich jenes noch für meine Abreiſe zu rechter Zeit erhalte.

Binden und verpflichten Sie mich in Ihrem Namen jener Buchhandlung in der Folge, wie Sie wollen — wenn ich nur zum Sporn meiner Thätigkeit bald Geld ſehe und abreiſen kann[1]).

Amen!

Ewig der Ihrige

Stoll.

Aſſur erinnert ſich tauſendmal Ihrer und liebt Sie herzlich. Meine Adreſſe: Wien im Seiler-Gäſſel, N. 1154, im 4ten Stock.

52. Roſa Maria an J. K.

Altona, den 24. Juli 1810.

Lieber, teurer Freund! Inniger und ſehnender kannſt Du nicht meiner denken, wie ich Deiner und aller meiner Lieben denke, ich bin allein und getrennt von Euch allen; Fanny iſt beinahe immer in Wandsbeck, Amalie in Elmshorn, Du, Chamiſſo, mein Bruder, ihr ſeid entfernt, und ſo habe ich niemand in der Nähe, mit dem ich ein vertraulich Wörtchen plaudern könnte; was mich noch erfreut, das ſind Eure Briefe, dieſe kommen mir immer wie liebe Beſuche, und erinnern mich an die vergangenen Tage, in welchen mir in Eurem Umgang und in Eurer Nähe wohl wurde. Du lieber Kerner! es iſt um dieſe Zeit ungefähr ein Jahr, daß wir uns kennen lernten; freut Dich meine Freundſchaft und gereicht ſie Dir zu einigem Troſte, ſo verſichere ich Dich, daß mir die Deinige nicht minder erfreulich iſt und mich in trüben Stunden erheitert . . .

Mein Bruder iſt jetzt auch in Paris, ſein Oberſt nämlich hat ein Schreiben des Kaiſers Franz an die Kaiſerin Louiſe zu

[1]) Vgl. Brief Nr. 56.

überbringen und hat ihn mitgenommen, sie werden sich wohl einige Monate dort aufhalten, er hat mir einmal, und das nur flüchtig, von dorther geschrieben. Zu meiner Freude hat er Chamisso dort gleich aufgefunden und mehrere Freunde dort getroffen; da er von Uhland nichts erwähnt, so wußte er wohl noch nicht dessen Anwesenheit in Paris, ich habe ihm aber gleich geantwortet und Uhlands Adresse geschrieben, auch einige Worte an Uhland eingelegt, und freue mich, wenn ich denke, daß Uhland und Chamisso sich nun auch werden kennen lernen, bin recht begierig auf Nachrichten von dorther. Ich danke Dir recht sehr, daß Du mir Uhlands Brief mitgeteilt hast, ich versichere Dich, er hat mich ungemein erfreut, ich wollte, der wackere Uhland käme auch einmal in hiesige Gegend ...

Sage Friederiken, daß mich ihr Briefchen sehr gefreut hat, es ist so ein einfacher, stiller Ton in ihren Briefen, so etwas Kindliches, ganz so, wie ich mir das Mädchen selbst vorstelle; grüße sie herzlich von mir und laß sie eine andere Locke schicken, denn die erste hat Amalie behalten.

Die Aufsätze im Morgenblatt sind gewiß von einem andern Julius, dieser hier gibt mit Dr. Zimmermann ein Journal heraus — Vaterländisches Museum betitelt, wovon bei Perthes das erste Heft erschienen ist, und an welchem die ersten Gelehrten Deutschlands arbeiten sollen; habe übrigens Julius nicht gesehen, so lange wie ich hier in Altona wohne. Lebe wohl, teurer Freund, und schreibe bald wieder Deiner Dich liebenden

Rosa Maria.

---

53. Stoll an J. K.

Wien, den 1. August 1810.

Eh' ich noch von Ihnen Antwort haben kann, eine wichtige Sache: wie viel Sie immer für mein Manuskript dramatischer Werke erhalten[1]), nehmen Sie es gütigst in Empfang und geben Sie es mir — selbst; denn ich reise über Stuttgart nach

[1]) Vgl. Brief Nr 56.

Paris; eine Gelegenheit, von hier einmal fortzukommen, da ich so lange vergebens auf Couriere wartete, iſt mir nun ſchon des bloßen Fortkommens wegen erwünſcht. Ich fühle: Jetzt oder nie. Sie können ſich denken, wie ſehr ich mich freue, Sie wieder zu ſehen! ob ich gleich nur im Fluge Sie umarmen kann.

Ich bin überzeugt, daß Sie dennoch einige Zweifel hegen, und muß es dahingeſtellt ſein laſſen, bis ich Sie in Perſon davon überzeuge. Genug, Lieber! das Geld indes in Verwahrung, wenig oder viel; und friſch geantwortet, denn einen Brief kann ich auf jeden Fall noch hier erwarten.

Ganz der Ihrige

Stoll.

---

54. Ludwig Uhland an J. K.

Paris, den 23. Auguſt 1810.

Der Du ja ſonſt mit dem Unſichtbaren vertraut biſt, warum weißt Du nicht das Mittel zu finden, daß wir unmittelbar Geiſt zum Geiſte, ohne das läſtige Briefſchreiben, uns unterreden? Du würdeſt jeden Tag Nachricht von mir haben, denn keiner vergeht, indem ich nicht an Dich denke. Der Flug der Schreibfeder aber iſt langſam. Als ich in Deinem Briefe las, daß man von Varnhagen nichts wiſſe, hatte ich bereits hier mit ihm gegeſſen und getrunken. Ich traf ihn unvermutet auf der Galerie, und obſchon ich ihn gleich erkannte, ſo wollte ich es doch anfangs weder mir noch ihm geſtehen, weil es mir zu ſonderbar war, ihn plötzlich hier zu finden, nachdem Du ihn ſo unvermutet in Wien getroffen[1]). Ich ſpreche ihn nicht ſo oft, als ich wünſchte, wir wohnen ziemlich entfernt von einander u. ſ. w. Chamiſſo habe ich kennen gelernt, wie lieb er mir geworden, brauche ich Dir nicht zu ſchreiben, da Du ihn ſelbſt kennſt. Schade, daß er uns bald verlaſſen hat! Er iſt zu Schlegel nach Chaumeau gereiſt, von wo er vielleicht zu Ende dieſes Monats mit Schlegel hierher zurückkommt. Meine Lieder hat er mit-

[1]) Vgl. damit Varnhagens Darſtellung in Brief Nr. 73. S. auch Uhlands Leben von ſeiner Witwe S. 64.

genommen. Von ſeinem Fortunat[1]) hat er mir mehrere Scenen vorgeleſen, die mich ſehr ergriffen. Er iſt mit Sammlung franzöſiſcher Volkslieder beſchäftigt. Unter anderem hat er eine altfranzöſiſche Romanze aufgefunden, die vortrefflich und auch als Seltenheit merkwürdig iſt, da z. B. Herder bei den Franzoſen keine Romanze aufzuſchreiben wußte, wenigſtens keine ältere.

Ein Brief von Roſa [Maria Varnhagen] erfreute mich um ſo mehr, als mich Varnhagen beinahe glauben gemacht hatte, daß, was Du mir von ſeiner Schweſter geſchrieben, ein bloßes Spiel geweſen, das Du mit mir getrieben. Du biſt doch recht glücklich, ſolche Roſen und Amalien von Angeſicht zu Angeſicht gekannt zu haben. Mir leuchten keine ſolche Sterne. Auch Mayer war in Hamburg[2]), er iſt nun vielleicht wieder in der Heimat, wie begierig bin ich, Briefe von ihm zu erhalten! Du ſollſt ja als ein recht gebildeter junger Mann zurückgekommen ſein? Haſt Du einen Backenbart? Trägſt Du immer lange Unterhoſen zu kurzen Beinkleidern. Verwahrſt Du immer Deine weiße Wäſche unter dem Seſſelpolſter? Sprichſt Du wie jener, der von Würzburch gekommen geweſt? Trägſt Du immer zweierlei Stiefel? auch nicht den Schlangenrock?

Werd' ich bald ein Exemplar der herrlichen Schatten erhalten? Laß nur das Buch nicht durch unbedeutende Kupferſtiche verunſtalten; ich denke, die Schatten ſind bilderreich genug; was ſoll der ſchwarze Kupferſtich neben dem farbenglühenden Original. Nehme Dich doch auch mit Perſönlichkeiten, z. B. Conz u. a., in acht. So hört' ich von Tübingen aus, daß Kerner in ſeinen Schatten alle ihm bekannte Perſonen aufführe.

Den alten Fauſt hab' ich meinem Vater ſo gut bezeichnet, als er mir erinnerlich war; Du ſchriebſt mir nie, daß ich ihn an Schlegel ſelbſt ſchicken ſolle, und von Dir hatte ich ja in der letzten Zeit gar keine Nachrichten. Eine Schwägerin von Fr. Schlegel, Mlle. Mendelſohn, befindet ſich hier ... Grüße die Freunde Hermann, Köſtlin, Roſer, Jäger u. ſ. w. beſonders

[1]) D. h. Peter Schlemihl, in welchem „Fortunati Glückſeckel" eine Hauptrolle ſpielt.

[2]) Näheres darüber in K. Mayers L. Uhland I. 157.

aber den lieben Zigeuner [Ernſt Uhland]. Er ſoll doch hierher kommen, es iſt in hieſiger Gegend freie Bürſch, und im Jardin des Plantes kann er Bären, Löwen, Tiger und Elefanten jagen. Wie ſteht es mit den Ludwigsburger Totenliſten, ſeit er dort praktizirt? Trägt er Tod in den Wald und Leben in die Stadt? Verſteht er ſich auf die Apotheker- wie auf die Kugelbüchſen, auf das Brech- wie auf das Schießpulver?

Du ſiehſt an der Tinte, daß ich dieſen Brief nicht auf einmal geſchrieben ... Ich bleibe ungefähr bis künftigen Januar oder Februar hier. Wenn Du den beiliegenden Brief mit den Deinigen an Roſa befördern wollteſt, würdeſt Du mir einen Gefallen thun. Ich weiß ihre Adreſſe nicht. Schreibe mir doch bald wieder und recht vieles! Lege auch Poeſie bei. Hier eine kleine Probe von Pariſer Arbeit:

In der mondlos ſtillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmliſch ſüßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den teuren Unbekannten.
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer ſich geſchlagen,
Daß die hellen Funken ſprangen,
Daß die Mauern widerhallten.
Und ſo übt' er jeden Dienſt,
Den man weihet edeln Damen.
Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu ſchauen,
Als ſein Blut für mich gelaſſen [1]).

Lebe wohl, lieber Kerner! Pregitzer, Gmelin, Varnhagen, Sieveking, Schubart grüßen Dich!

Dein

L. U.

Schreibe mir Roſas Adreſſe.

---

[1]) Dieſes Gedicht iſt als „Der nächtliche Ritter" gedruckt; es weicht von den bekannten Drucken etwas, aber nur wenig ab.

55. David Aſſur an J. K.

Salzburg, den 29. Auguſt 1810.

Proſit, lieber Kerner! Da bin ich nun, nachdem ich Steiermark durchſtreift habe, in dieſe Stadt eingekehrt. Unſerm Stoll wäre die Fußreiſe übel bekommen, ich hoffe, er werde geſund und vergnügt angekommen ſein. In vierzehn Tagen etwa werde ich wohl in Tübingen ſein, und ich bitte Sie nochmals, mein Gepäcke, das ich unter der Adreſſe der Frau Regierungsrat Kerner nach Ludwigsburg geſchickt habe, ſogleich an den Pedell in Tübingen zu überſchicken, denn nach dem Derangement, das meine Garderobe bis jetzt erfahren, zu urteilen, werde ich ſehr zerlumpt, wo nicht gar nackt in dieſe Thore kommen, und darauf ſteht bei den gebildeten Herrn wohl gar das consilium abeundi.

Leben Sie wohl, auch Sie, Stoll, und laſſen's ſich im Schwabenlande wohl gefallen. Adieu, adieu, Ihr Herrn!

Aſſur.

---

56. J. K. an Ludwig Uhland.

Ludwigsburg, den 29. Auguſt 1810.

Ich ſchreibe Dir in der Laube des Chemici[1]) ... Hier von Amalie, meiner göttlichen Meerfrau[2]), ein Lied.

Roſe, Roſe! warum haſt du Dornen?

(Das Gedicht iſt gedruckt in Karl Mayers „Ludwig Uhland" I, 198. Es erſchien zuerſt in Kerners poetiſchem Almanach für 1812.)

Ich habe dem Braun Stolls ſämtliche dramatiſche Werke angetragen, weil Stoll auch nicht einen Kreuzer Geld gegenwärtig hat. Ich forderte auf eigene Fauſt 200 f. Reiſegeld von ihm, alſo 1000 f. W. banco. Dies ſchrieb ich Stoll, und eh' ich eine Antwort von Braun erhielt, hatte Stoll ſchon ſeine Schriften an Braun abgeſandt und mir geſchrieben, daß er auf die 1000 f. B. hin den Poſtwagen beſteige und alsbald nach Paris reiſe, er hoffe, ich werde die 200 f. von Braun indes

---

[1]) Vermutlich des im „Bilderbuch" S. 348 ff. erwähnten Chemikers Staudenmayer, eines Gönners Kerners.

[2]) Vgl. Brief Nr. 50.

erhalten, bis er bei mir ankomme. Braun antwortet nicht. Er gab mir übrigens selbst den Auftrag, ihm Stolls Schriften zu erhandeln. Den Stoll erwarte ich alle Tage in Schmutz und Lumpen[1]). Könntest Du nur dem Varnhagen noch diese Geschichte erzählen, sie ist außerordentlich charakteristisch für Stoll.

Dr. Assur (von dem Dir vielleicht Varnhagen erzählt), schreibt[2]) mir zugleich, daß er seine Kisten und Kästen unter der Adresse meiner Mutter auf die Post gesandt, er selbst werde nach Tübingen laufen und daselbst den Winter zubringen, weil ich ihm diese Stadt so gerühmt hätte. Die Kisten soll ich verwahren, bis er bei mir eingetroffen. Sein Brief hatte 7 Linien und 7 Siegel, woraus ich vermute, daß es in seinem Kopfe nicht richtig steht. Auch ihn erwarte ich alle Tage mit Schrecken. — Beide fehlen noch für Dich zu unserer Bekanntschaft. Ich freue mich, wenn Du den Stoll in Paris triffst. Er ist ein gänzlich kurioser Mensch. Den Assur wirst Du wohl in Tübingen treffen.

Mein Todestag, mein Examen, ist auf den 12ten August festgesetzt . . .

Mayer ist gänzlich verschollen. Rosa schreibt von ihm: „Zu Neander und dessen Familie kam er oft, beinahe jeden Abend, Neander hat ihn außerordentlich liebgewonnen, sowie auch dessen Mutter und Schwestern, die seines Lobes voll sind und mich es immer mehr bedauern machen, daß ich ihn nicht öfter gesehen habe. Neander hat Nachricht von seiner Schwester in Berlin, daß Mayer sie besucht hat[3])."

Dies ist ein Beitrag zu Mayers Lebensgeschichte im Fall er tot ist. — Weiter schreibt Rosa: „Ich freue mich, wenn ich denke, daß Uhland und Chamisso sich nun auch werden kennen lernen, und bin recht begierig auf Nachrichten dorther. Ich danke Dir recht sehr, daß Du mir Uhlands Brief mitgeteilt hast, ich versichere Dich, er hat mich ungemein erfreut (es war Dein erster Brief aus Paris, den letzten teil' ich ihr nicht mit) ich

[1]) Vgl. die Briefe Nr. 51 u. 52.

[2]) S. Brief Nr. 55 u. 58.

[3]) K. Mayer war damals längere Zeit in Homburg S. Brief Nr 54.

wollte, der wackere Uhland käme auch einmal in hiesige Gegend.“ Amalie sammelt Volkslieder an der Elbe für mich. — Ich höre, daß Du auch eine Brille trägst. Ich habe beständig eine auf der Nase. Letzthin träumte es mir von einem großen Werk, an dem Du arbeitest. Dein Gedicht ist sehr schön, schade, daß es in spanischem Ton[1])! Ich bitte Dich, doch die Rosa oder die Amalie zu heiraten. Soll ich nicht schreiben, daß eine oder die andere sich in Tübingen deswegen einfinden soll? Uebrigens ist mir die Sache wahrhaft ernst und ich bitte Dich herzlich, dieselbe genau zu überlegen. — —

Zu den Schatten kommen weiter keine Zeichnungen. Doch hätte ich gern ein Quodlibet von Gesichtern und Gestaltungen, von Mayer erdichtet, als Titelkupfer gestochen. Mit dem Totengräber steht es eigentlich nicht richtig, allein er muß jetzt schon bleiben, wie er ist. Ich wollte verbessern, es ist mir gänzlich mißlungen[2]). Die Bekanntschaft des Subjekts selbst habe ich letzthin in des Chemici Garten gemacht. Es war mir höchst interessant.

Es sind in den Schatten weiter keine bekannten Personen aufgeführt, als die Du lasest, außer denen bloß nur Steinreuß und ich als Dichter Kallikeia, der Speismeister, nicht im Konzert sondern im Neuenbau, der den Namen Teufelsmauern führt[3]).

Vielleicht glaubt hie und da noch einer, er sei unter dem und jenem gemeint, mag er's glauben! Aus dem Poeten Goldfasan machte ich wegen C. (Conz) einen Poeten und Antiquarius Haselhuhn. Felix ist in den Schatten als mein Laternenputzer aufgeführt.

Aus den untern Zeilen wirst Du ersehen, daß mein liebes Rickele bei mir. Ich schreibe an Dich, sie schreibt indes an Tritschler. Ihre Gesundheit bessert sich in etwas. Gott erhalte sie uns! Grüße alle Freunde! Ewig Dein

Ch. J. Kerner.

---

[1]) „Der nächtliche Ritter“ in Brief Nr. 54.

[2]) Vgl. Brief Nr. 44 mit der Aenderung im Todengräber.

[3]) S. Reiseschatten VIII. 5. Der „Steinreuß“ ist der „Steinsammler“ Professor Reuß.

Lieber Uhland! Nehme auch von mir einen herzlichen Gruß freundſchaftlich auf, ich hatte Dich immer lieb, aber noch viel mehr, ſeit ich Dich durch Kerner beſſer kennen lernte, ſeit ich weiß, wie innig er Dich liebt. Ich bin etwas ſchüchtern, lieber Uhland, Dir zu ſchreiben und um Deine Freundſchaft zu bitten, ich kann ſo ſelten meinen wärmſten Gefühlen Worte geben, aber auch Roſa, das trefflichſte, beſte Weſen, ſchenkte mir ihre Freundſchaft, thue es auch, lieber Uhland!

R[ickele] E[hmann].

57. Ludwig Uhland an J. K.

Paris, den 6. September 1810.

Deinen Brief aus des Chemici Garten, den ich vergeſtern erhielt, beantworte ich ſogleich mit dem gegenwärtigen, der aber vorher mit Pregitzer eine Rheinreiſe machen wird ... Varnhagen iſt noch hier, ich habe ihm von Deinen erwarteten Gäſten erzählt. Dein Examen wird bei Erhaltung dieſes Briefs summa cum laude excellirt (?) ſein. Wir dachten uns, Varnhagen und ich, daß vielleicht gerade an dem Tage des Examens Stoll und Aſſurs Kiſten und Käſten ankommen würden. Uebrigens ſchreibſt Du mir Deine Lebensgeſchichte ſehr unvollſtändig, ſo kann ich nicht klug daraus werden, ob Du verheiratet biſt oder nicht, ebenſowenig, wenn die Schatten erſcheinen werden ...

Ich vergaß indeſſen zu ſchreiben, daß in unſerem Hotel ehemals Friedrich Schlegel wohnte. Es gehen noch Sagen von ihm im Hauſe. Das Zimmer, das er innehatte, bewohnte Gmelin, jetzt Seybold.

Es war mir komiſch, daß Du den Conz unter dem Namen Haſelhuhn für unkenntlicher hältſt als unter Goldfaſan, gerade wie wenn letzterer ſein eigentlicher, rechter Name wäre [1]). Den Felix habe ich noch nicht in Paris geſehen.

Laut Nachricht von Fouqué ſind von meinen ihm zugeſchickten Gedichten bereits einige Romanzen im Pantheon abgedruckt [2]).

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 56.

[2]) Vgl. Brief Nr. 60.

Auf der Bibliothek habe ich mehrere gute altfranzöſiſche Stücke gefunden, die ich wahrſcheinlich überſetzen werde. Schade! daß die Bibliothek den ganzen September und einen großen Teil des Oktobers über Ferien hat. — Baggeſen befindet ſich hier, nachdem er in Deutſchland die Romantik totgeſchlagen. Sieveking kommt öfters mit ihm zuſammen. Das beifolgende Gedicht wurde zum Teil im Palais Royal unter dem Geräuſche der Abendpromenade gemacht[1]).

Nun lebe wohl, lieber Freund! Sage R. [Rickele] meinen herzlichen Dank für die wenigen, aber teuren Zeilen[2]). Wann ſehen wir uns wieder alle auf der Achalm[3])?

Iſt es wahr, daß der Zigeuner im Begriffe iſt, eine Reiſe anzutreten? und wohin? Grüße ihn doch, ſowie auch Fleiſchmann[4]) und die übrigen Freunde!

Dein

L. U.

---

58. David Aſſur an J. K.

Tübingen, den 11. September 1810.

Liebſter Kerner! Soeben zog ich in dieſe Stadt ein, mein erſter Gang war zum Pedell, der nichts von Koffer und Kiſte weiß; ich ſehe aus wie ein Bettler, habe auch nur wenig Geld. — Schicken Sie mir beides augenblicklich durch die Poſt und ſcheuen keine Koſten, oder iſt noch nichts bei Ihnen angekommen?

Adreſſiren Sie den Brief an den Pedell, der wird mir ſchon alles beſorgen, ich logire einſtweilen im Adler. — Iſt Stoll noch bei Ihnen? Lieben Kinder, kommt ja herüber, ich bitte Euch ſehr darum. Die Stille hier ſoll mir recht wohlthun. — Wenn ich nur erſt meine Bücher, eine Stube und ein Hemd hätte!

Adieu, kommen Sie zu Ihrem Aſſur.

Schreiben Sie gleich Antwort.

---

[1]) Fehlt. Ob „Der Roſenkranz“?

[2]) S. Brief Nr. 56 (Schluß).

[3]) Vgl. Brief Nr. 37.

[4]) S. Brief Nr. 38.

59. J. K. an Uhland.

Stadt Grasburg, Oktober 1810.

Dein Brief per Pregitzer [1]) kam heute von Tübingen an mich, da meine Mutter mich noch in Tübingen vermutet. Den Pregitzer ſah ich leider nicht. Stoll wird Dir, wie ich nicht glaube, bereits einen Brief von mir, den ich in Tübingen ſchrieb, überbracht haben.

Ich habe in Tübingen große Dichter kennen gelernt, den jungen Mayer und einen Schwab, Romantik.c. In dem neuen Bau befindet ſich ein Matthiſſonianer ... Mayer und Schwab haben mir eine Auswahl ihrer Gedichte übergeben für ein poetiſches Taſchenbuch, das wir auf das Jahr 1812 bei Braun herausgeben werden. Dazu haſt Du mir auch (wie ich ſchon überall ſagte) eine Menge Gedichte gegeben, ebenſo Stoll, durch Deine Vermittlung Kölle und Hebel, porro [ferner] der ältere Mayer, Fouqué, Varnhagen, deſſen Schweſter und Amalie [2]). Schattenſpieler Luchs [d. i. Kerner ſelbſt] wird wahrſcheinlich ein neues Schattenſpiel liefern und alle ſeine noch ungedruckten und ungemachten Lieder; auch eine Sammlung Volkslieder, die er ſammeln will, hat er. Uebrigens iſt mir die Sache en verité ernſt und ich bitte Dich, ſie zu unterſtützen. Ein ſolches Bündnis von all unſern Freunden wäre herrlich und würde zu neuen Arbeiten ermuntern und aufrichten. Eine Vorrede haben wir durch Dein Schifflied [3]) ſchon, und Braun will durchaus ein Taſchenbuch verlegen. Es iſt nur die einzige Schwierigkeit, daß uns der Braun nichts durch ſeinen Spekulationsgeſchmack verhunzt ... Von Roſa und Amalie habe ich ſchon lange keine Briefe mehr erhalten. Meine Reiſeſchatten ſind als noch nicht fertig, der Totengräber bringt mich noch ins Grab [4]). Jedoch werd' ich die erſten Bogen bis an den Totengräber nun bald zum Drucke abſenden.

---

[1]) S. Brief Nr. 34.

[2]) Von den Genannten erſchienen im Almanach Gedichte außer von Stoll.

[3]) Vgl. Brief Nr. 45.

[4]) Von einzelnen mit dem Totengräber vorgenommenen Veränderungen gibt der Brief Nr. 44 Kunde.

Ich habe Deinem Vater daraus vorgelesen, und es hat oft bei allen ein lustig Gelächter causirt, sogar bei der Katze. Nota bene einen Hund, eine schreckbare Mißgeburt, habt ihr nun auch im Haus. Stoll las im Ochsen Deinem Vater sein Gedicht auf Napoleon vor. Euer Hund sieht frappant dem Lehrischen (leeren) Taschenbuch gleich, das bei Cotta herauskam. Mayer soll endlich angekommen sein, wie mir H. Gmelin[1]) sagte, aber sehr kränklich und abgemagert. Ich sah ihn noch nicht. Ich schwebe zwischen Dürrmenz[2]) (dürre Münze) und Ulm in der Luft und weiß nicht, ob ich mich in der oder jener Stadt niederlassen soll. Härlin[3]) hat sich bereits in Ulm niedergelassen. Ein Luftballon sollte in Tübingen aufsteigen, aus der Sache wurde aber nichts. Das Lied von Amalie ist göttlich, ich kann es nicht genug küssen, es ist aus dem innersten Heiligtum eines liebreichen Gemüts. Herrliche Fragmente von ihr in Prosa hat mir wahrscheinlich Theobald[4]) verloren. Es ist höchst ärgerlich! Das Zwerglein Egwald[5]) trat soeben in mein Zwergstüblein und grüßt Dich. — Du hast mich wegen Goldfasan nicht verstanden. Ich hieß ihn Haselhuhn und zwar Antiquarius und Poete Haselhuhn, damit man glaubt, es sei der Antiquar Haselmayer[6]). Deswegen hab' ich auch schon dem Conz gesagt, Haselmayer habe in die Nord. Miscellen Gedichte eingesandt, die man aber nicht angenommen, er dichte ganz wie Hoch u. s. w. In den Nord. Miscellen kommt ein großer Aufsatz von mir über Wien . . .

(Folgen die nachher im poetischen Almanach für 1812 erschienenen

---

[1]) S. Brief Nr. 24.

[2]) Thatsächlich ließ sich Justinus Kerner für kurze Zeit in Dürrmenz (bei Mühlacker) nieder. S. Brief Nr. 63.

[3]) S. Brief Nr. 23.

[4]) S. Brief Nr. 30.

[5]) S. Brief Nr. 39.

[6]) Daß Kerner aus diesem Grunde den Namen Haselhuhn für Conz wählte, hat H. Fischer richtig vermutet in seinen Beiträgen zur Literaturgesch. Schwabens S. 65. Vgl. oben Brief Nr. 56.

Gedichte Floridans, d. i. Sigmund von Birkens [des zweiten Präſes des Pegneſiſchen Blumenordens, circa 1650]: Die Maienblume und Roſenlied.)

Unſer Bär iſt doch nicht ſo übel, wie man meint, ich hab' ihn wieder geleſen. Ich habe nun für das Taſchenbuch, von Deinen Liedern noch keines mitgerechnet als die Vorrede (das Schifflein)[1]), bei vierzig Lieder beiſammen, teils von mir, teils von Schwab, Mayer, (Kölle?) einem Ungenannten und Amalie; auch Stoll muß Beiträge geben. Weil auch Proſa für das Taſchenbuch nötig, ſo ſuche doch, ob Du keine kleineren altfranzöſiſchen Geſchichten auffinden kannſt? Ueberhaupt verlaß ich mich ſehr auf Deine Unterſtützung. Sag doch dem Stoll, daß Braun ſchon mehreremale um den zweiten Band ſeiner Werke geſchrieben, auch ſich ſehr beklage, daß die Schnecken, wie er jetzt erſt erfahre, ſchon gedruckt ſeien. Stoll ſoll doch den Braun befriedigen, treibe an ihm und ſag es ihm gewiß. Zuletzt bekomm' ich noch durch Stoll Verdruß mit Braun, und dann werden die Schatten und das berühmte Taſchenbuch nicht gedruckt[2]) ... Hakon Jarl hat mir gar ſehr gefallen, es iſt herrlich! Axel und Walburg (oder die Kirche von Drontheim) hab' ich auch, aber noch nicht geleſen[3]). Die Worte über das Meer, die ich Dir hier beilege, ſind aus einem Brief von Amalie an mich. Ich bat ſie für die Schatten darum, habe auch einiges davon benützt. Ich ſchrieb ihr zuerſt die Worte, die das fremde Mädchen auf dem Schiff über das Meer ſpricht. Dann ſchickt ſie mir dies[4]). — Stoll ſoll Dir doch Shakeſpeares Bild zeigen, das er aus England mitbrachte. Ich habe den Hamlet heute nacht geleſen. — Ich habe nun auch die Kirche von Drontheim geleſen von Oel [Öhlenſchläger]. Sie iſt ſehr ſchön — aber wenn man

[1]) S. oben.

[2]) Stoll lieferte keinen Beitrag in den Almanach. Der zweite Band ſeiner Werke erſchien nicht trotz der Bemühungen Kerners und Brauns. S. A. Reinhards Kernerbiographie. 2. Aufl. S. 58.

[3]) Beide Stücke ſind Dramen des däniſchen Dichters Öhlenſchläger (1779—1850).

[4]) S. Brief Nr. 50.

eben vorher was von Shakeſpeare las!!! — Ich bin noch nicht verheiratet, wie Du ironiſch glaubſt, wollte Gott aber, ich wäre es! Du wirſt mich proſaiſch ſchelten, und ich will es gern ſein, wenn ich nur meinem Rickele dafür eine Heimat, Ruhe und einen Menſchen geben kann, der ſie verſteht und ihr Gemüt zu würdigen weiß. Bis dahin wird auch in mir ſtets eine gewiſſe Unruhe und Zerrüttung ſein. — Du könnteſt wohl einmal an R[ickele] ſchreiben. Stoll fand großes Wohlgefallen an Deinem Vater und zwar ehe der ihm das Cottaiſche Geld vorſchoß. Im Ochſen ſprach er immer mit ihm, ſo daß Conz, der ein Buch erzählen wollte, gar nicht zum Wort kam, worüber ſich Conz nachher bei mir beklagte. Sage Stoll, daß ſeines Aufenthaltes in Stuttgart in der rheiniſchen Bundeszeitung erwähnt ſei. Ob auch im Morgenblatt? weiß ich nicht. — Wenn Mayer nicht bald ſchreibt oder ſelbſt erſcheint, gehe ich nach Heilbronn. Kielmayer wollte durchaus von mir wiſſen, was Du als in Paris thäeſt? (gut deutſch!). Er ſchien mir noch pretiöſer geworden zu ſein, als er war. Zu Schwimmgürtel [Prof. Plouquet] bin ich nicht gegangen, hab' ihn aber auf der Straße angeredet. Aſſur gefällt Deinem Oncle und Familie ſehr. Mein Chemikus ſteht nun in großen Gunſten bei Seiner Majeſtät, weil er aus den Anlagen auf eine ſinnreiche Art alle Weſpen und Mücken auffing. Dies iſt in der That wahr! — Der Neubauiſche Weißer iſt zwar ein braver Menſch u. ſ. w., aber dennoch iſt es mir beinahe unbegreiflich, wie Willmele ein ſo großes Wohlgefallen an ihm finden konnte, es zeugt doch von einigem Ungeſchmack. Es iſt ganz gewiß, daß ſie ihn ſehnlichſt zum Mann wünſcht [1]). Schwab, der in Heidelberg war, erzählte, daß Voß ſich angelegentlich nach Varnhagen erkundigt habe, daß er gefragt habe, ob er noch in Tübingen ſei und wie es denn komme, daß der Romantiker, der den ſchrecklichen Almanach herausgegeben habe, ihm ganz brave Jamben zuſende? Ganz brave Jamben [2])! habe er oft wieder-

---

[1]) In der That heiratete Aug. Weißer Wilhelmine Uhland. S. Brief Nr. 11. 38. Ueber den Neuenbau. S. Brief Nr. 6.

[2]) S. Brief Nr. 60.

holt. So viel ich aber weiß, waren es keine Jamben, was Varnhagen ſandte. Es ſolle dem Voß ſehr wohl gethan haben, daß der Romantiker ihm huldige. Er habe auch gefragt, wie alt er denn ſei? Mayer habe einen Aufſatz über die Lüneburger Heide geſchrieben. Ich werde zu ihm gehen. Gott ſegne Dich! Grüße alle Bekannte und ſchreib alsbald wieder, beſonders wegen des Taſchenbuchs auf 1812.

[Ohne Unterſchrift.]

---

60. Ludwig Uhland an J. K.

Paris, den 18. Oktober 1810.

Kaum habe ich mich über die Kürze Deines Briefs von Tübingen beklagt, ſo werde ich durch den ſpäteren beſchämt, in dem Du meine Wißbegierde beſſer befriedigſt. Du erhielteſt meinen vorigen Brief durch den Sekretär des Grafen Metternich, Pilat, in deſſen Haus ich hier öfters kam, der nun nach Wien zurückreiſt und dort die Redaktion des öſterreichiſchen Beobachters, ich weiß nicht des ganzen oder nur des literariſchen Teils, übernehmen wird... Die eigenen Lieder, die Du mir mitgeteilt, erfreuten mich ſehr... Warum konnteſt Du von Amaliens Worten nur einiges benützen und ſie nicht ganz und wörtlich einrücken? Ich würde mit ſolchen Briefen recht karg und verſchloſſen ſein, damit ſie ja nicht verloren gingen.

Dein Plan zu Herausgabe eines Almanachs war mir ſehr erfreulich und nur in der Rückſicht unangenehm, daß ich mich nicht als thätigen Mitarbeiter anſehen kann. Als Du mir ſchon von Wien aus einen ähnlichen Vorſchlag thateſt, war ich ganz bereitwillig und behielt all meinen Vorrat lange Zeit zurück. Du ſchriebſt aber nachher, daß die Schatten für einen Almanach zu ſtark würden, und bald darauf wurde ich von Fouqué fürs Pantheon eingeladen, dem ich dann alles Beſſere, worunter auch das Schifflein, zuſchickte. Wie viel davon abgedruckt iſt, weiß ich nicht, bloß von Roland, Goldſchmieds Töchterlein und Rache weiß ich den Abdruck gewiß[1]). Auch iſt nun

[1]) S. Brief Nr. 45. Alle vier erſchienen im Pantheon.

mein Wunsch, die überall zerstreuten Lieder endlich einmal in eine Sammlung zu bringen. Ebenso wünschte ich eine Sammlung altfranzösischer, etwa auch spanischer Dichtungen zu stande zu bringen, da diese Dinge eigentlich nur in Masse recht wirken, wie man bei den deutschen Volksliedern gesehen; herbeigeschafft hab' ich mehreres, ausgearbeitet nur weniges, was vielleicht besser nach meiner Zurückkunft geschieht. Angefangen hab' ich die Bearbeitung (im Balladenton) eines nordfranzösischen Volksromans: La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable[1]). Die Fabel ist trefflich und originell, überhaupt haben die nordfranzösischen Dichtungen einen eigenen, finstern Charakter; in Deutschland sind mehr nur die südfranzösischen Volksromane bekannt, als Magelone, Melusine ꝛc., die von einem viel milderen Geiste beseelt sind als jene normännischen Sagen, in denen noch die ursprüngliche wilde Größe und Schauer des Nordens atmen. Der Teufel hat viel darin zu thun, wodurch sie sich Dir sehr empfehlen würden.

Den Bären, hoff' ich, hast Du nicht für den Almanach bestimmt, wenigstens müßte, was von mir darin ist, zuvor herausgeworfen und durch Besseres von Dir ersetzt werden. Ueberhaupt wünsche ich, daß Du nur wahrhaft Gutes aufnehmest, und ein Almanach, den wir herausgeben (ich nenne so auch, was bloß von Dir kommt), wirklich Ehre einlege. Wie viel oder wenig kostbar Kölle mit seinen Gedichten ist, weiß ich nicht, die für den Bären bestimmt gewesene Romanze vom braunen, bärtigen Mann würde vielleicht zu erhalten sein ... Entziehe doch Deinen Schatten nichts von den Liedern, die Du einmal dafür bestimmt hattest! Dichtet der junge Mayer fleißig fort? Wie sind denn Schwabs Gedichte?

(Folgt ein Lied Konrads von Würzburg aus dem Manessischen Codex.)

---

[1]) Leider hat sich nichts davon erhalten. Eine Inhaltsangabe der Fabel und Besprechung derselben hat Uhland in seiner Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker gegeben. S. Schriften VII, 655 ff.

Nach meiner Weiſe, Vorreden lange voraus und zu Büchern zu machen, die nicht zu ſtande kommen, habe ich zu meiner Sammlung altfranzöſiſcher Dichtungen, die eine Frucht meiner Reiſe und Erinnerung an dieſelbe ſein ſollte, folgende Vorrede gemacht.

(Folgt das Gedicht: „Graf Eberhards Weißdorn". Der erſte Vers davon lautete hier alſo:

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er zog nach Ritterart —
Zu Paläſtinas Strand.)

Deviſen für Zuckerbäcker.[1])

Erraten magſt du, wen ich liebe,
Von mir erfährſt du's nimmermehr.

•

Wer heilen kann von Liebeswch,
Der komm' zu mir, bevor ich ſterbe!

•

Ich kenne Zwei, und Eins bin ich,
Die ſchmerzet Liebe bitterlich.

•

Ich vergaß indes, Dir zu ſchreiben, daß bald nach meiner Anweſenheit in Karlsruhe ein Luſtſpiel von Kölle aufgeführt werden ſollte; ich bedauerte äußerſt, daß ich nimmer dabei gegenwärtig ſein konnte.

Ich habe hier auch Koreff[2]) kennen gelernt, er hat gegenwärtig meine Lieder. Er iſt Arzt und hat eine ſtarke Praxis; er iſt auch Arzt im Hauſe unſeres Geſandten, Wintzigerode, der mir wohl gefällt. Auch den Doktor Gall hab' ich ſchon angetroffen. Der Dichter Overbeck befindet ſich auch hier, ich glaube als Geſandter von Lübeck. Ferner war hier ein Poet Raßmann[3]), er hat für Hagen den Maneſſiſchen Codex ver-

[1]) Bisher ungedruckt. Vgl. Karl Mayer, „L. Uhland" I, 175 und Fränkels Uhlandausgabe I, 328.

[2]) S. Brief Nr. 39.

[3]) Overbeck, ohne weitere literariſche Bedeutung, von Gödeke nicht erwähnt. Ueber Raßmann ſ. die „Ueberſicht".

glichen... Baggesen befindet sich hier oder in Marly, ich habe bei Sieveking seinen Faust im Manuskript gesehen.

Varnhagens Verse an Voß waren Galiamben und damit ist das Rätsel gelöst [1]).

Grüße R., ebenso auch Mayer, mit dem Du nun ohne Zweifel in Verkehr stehst, herzlich. Ich würde an beide schreiben, auch an Köstlin, wenn ich nicht von Schreiben müde und schläferig wäre, wie ich auch bereits mit geschlossenen Augen unterzeichne.

L. Uhland.

Fällt mir eben im Schlafe ein, eine Scene aus meinem Eginhard könnte etwa in den Almanach passen; es ist aber doch nur eine Art Surrogat.

Leben und Thaten des kleinen Däumlings wären ein guter Gegenstand für Romanzen oder für ein Schattenspiel, für den Luchs mit der Brille. [J. Kerner.]

Ich habe hier das Spanische angefangen; man findet hier spanische Bücher auf den quais oft wohlfeil; letzthin erhaschte ich die Guerras civiles de Granada, worin die herrlichen Romanzen stehen, die in Herders Volksliedern übersetzt sind [2]). Auch 12 Comedios von Lope de Vega hab' ich, ferner den Don Quixote.

Von Rosa hab' ich nichts mehr erhalten, ich glaube, sie gibt nur im Sommer Lebenszeichen von sich.

Wenn Du Deine Briefe nicht deutlicher überschreibst, so kommen sie ein andermal nach Tunis statt nach Paris.

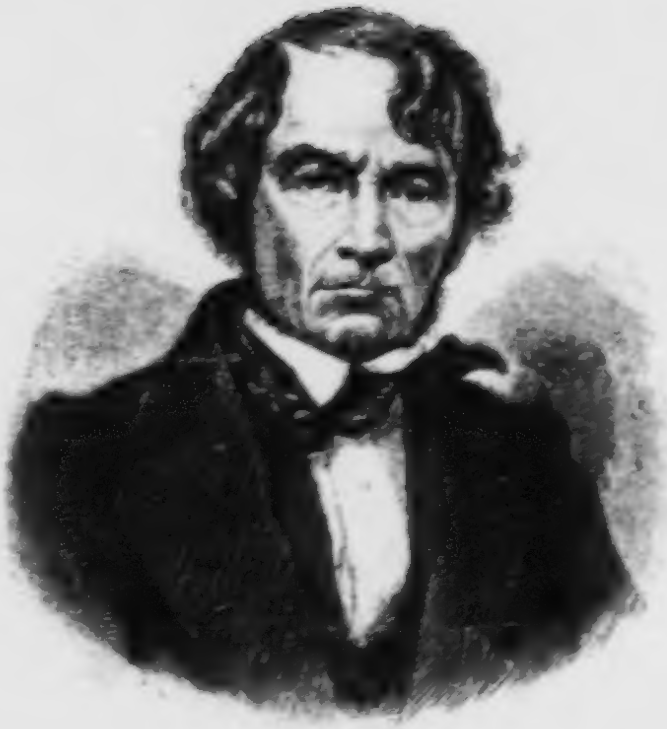
Weiß man nichts vom Verfasser der Albigenser [3])? Wie geht es mit Hartmann? Wo geht Schnurrer jetzt abends hin? à propos, Du traust mir mehr Ironie zu, als ich in meinem Leben gehabt.

---

[1]) S. Brief Nr. 50.

[2]) S. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 67.

[3]) D. i Schober. S. Brief Nr. 7.



Karl Mayer.

61. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, den 28. Oktober 1810.

Liebes Rickele!

Erlauben Sie auch mir zum voraus dieſe zutrauliche Benennung; ich wüßte keine andre, mit der es mir ſo ernſt wäre.

Sie wiſſen vielleicht kaum etwas von meiner Exiſtenz, und doch habe ich einen Sie betreffenden Auftrag. Unſer Freund Kerner ſendet mir die beifolgenden Briefe; ich ſoll ſie Ihnen zuſchicken. Der Auftrag iſt mir ſehr erwünſcht; denn auch mir iſt dadurch erlaubt, aus meiner Entfernung und Dunkelheit Ihnen etwas näher zu treten.

Ich bin von Tübingen aus ein Freund von Uhland und Kerner, und habe dieſen Sommer auf einer Reiſe durchs nördliche Deutſchland auch Ihre und Kerners Freundin Roſa Varnhagen in Altona kennen und aufrichtig ſchätzen gelernt. Auf ſolche gemeinſchaftliche Freunde muß ich mich berufen, um bei dem Mangel Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft doch wie ein guter Bekannter an Sie ſchreiben zu dürfen.

Sie werden es mit mir bedauern, daß ſich die arme Roſa aus ihrer vorigen Zufriedenheit geriſſen ſieht. Aber das glückliche Mädchen hat ſo viel Kraft, daß ſie den Unfall[1]) bald bemeiſtert haben wird. Ich wollte, daß Sie ſie ſähen; gerade das Tröſtliche, wovon ihre Briefe voll ſind, das Vertrauen, mit dem ſie erfüllen, gewährt auch ihr Anblick, ihr großes, blaues, redliches Auge, der milde Ernſt in ihrem ganzen Ausdrucke. Aber ich hoffe ganz gewiß, daß Sie noch perſönlich mit ihr bekannt werden; denn in nichts zeigt ſich der Zufall ſo willig als im Zuſammenführen von Freunden. Bedenken Sie nur Varnhagens Erſcheinung vor Kerner in Wien und vor Uhland in Paris, und was dergleichen mehr genannt werden könnte.

Kerner gibt mir auf, ich ſolle in meinem Brief an Sie auch etwas von ihm, ſei's gut oder bös, ſchreiben. Vermutlich will er mich damit locken, ſein Lob in der Stille recht vor Ihnen

[1]) Vgl. Roſa Marias Brief an Karl Mayer vom 6. Dezember 1810 bei Karl Mayer, „L. Uhland" I, 163.

auszuſtrömen, damit Sie es ihm wieder — aus Ihren Händen nur um ſo wohlſchmeckender — zureichen mögen. Ich ſage Ihnen aber: Er iſt ein Schalk! Das dürfen Sie ihm wieder ſagen.

Leben Sie wohl, liebes Rickele! Auch Sie hoffe ich bald von nahem kennen zu lernen, und bin ſchon von ferne mit den herzlichſten Geſinnungen

Ihr

Freund und Diener

Carl Mayer[1]).

---

62. J. K. an Ludwig Uhland.

[Ludwigsburg, Nov. 1810.]

Tauſend Dank für Deinen letzten Brief, den das „Liebesfeuer" nicht allein erwärmte! Ich ſende Dir hier was für Cotta. Korrigire darin, was Dir nur beliebt, und ſende es hin. Wegen der langen und kurzen Worte iſt alles an mir verloren. Ich habe durchaus kein Ohr für ein Silbenmaß und kann, ſo viel ich mir auch Mühe gebe, was Kurzes von was Langem, oder was Hartes von was Weichem durchaus nicht unterſcheiden. Das „Er und Sie" kann ich nicht anders konſtruiren, als wie es jetzt da ſteht. Das Ganze würde verdorben, wenn ich andere Vorſilben ſuchen wollte. Das durch „Sturm und Nacht" iſt um ein einſilbiges Wort vermindert, weiter kann ich nicht. Das „Wanderlied" würde nicht für einen Damenalmanach taugen, auf das man auch Rückſicht nehmen muß[2]). Es würde, wenn ich ihm jene Uebereinſtimmung geben wollte, überhaupt auch noch voll verhunzt werden.

Ich bin ſo leer und arm, daß ich Dir auch nicht das Geringſte weiter zu ſchreiben weiß. Gleich leer und verdorrt iſt meine poetiſche Quelle, vielleicht auf lange Jahre.

Ich küſſe Dich!

---

[1]) In einem Brief vom 25. Oktober ſchreibt Mayer an Kerner u. a.: „Nun bleibt vor Deinem Abzug noch Dürrmenz nichts übrig, als daß Du zu mir kommſt, damit ich Dich zuvor noch einmal umarme und die erſtaunlichen Dinge vernehmen kann, von denen Du von Hamburg aus voll biſt."

[2]) Vgl. über dieſe Gedichte Brief Nr. 9.

Du haſt mir das Kantiſche Büchlein, um das ich einmal ſchrieb, nicht geſandt, „Ueber die Kunſt, ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu werden“ [1]). Steht bei meinen andern Büchern. (Bib's Schubart [2]), der mir mehreres ſenden wird. Lies die andern Briefe auch und ſei nicht ſo gewiſſenhaft!

---

63. J. K. an Ludwig Uhland (rue Richelieu 22 à Paris).

Dürrmenz, 8. Dezember 1810.

... Wie Du eben erſiehſt, bin ich in Dürrmenz, o Jemine! — Uhland! o Uhland! weiter mag ich Dir davon nicht ſchreiben.

Braun will den Almanach betiteln: Der Rhein, ein Taſchenbuch deutſcher Dichtungen. Sei's [3])! Kölle trägt mir vierundzwanzig Lieder von ſich an, drei von Hebel [4]); der Bär bleibt natürlich ausgeſchloſſen. Wenn uns Braun (mit Verſchweigung unſerer Namen) irgend woher ein paar Kareline für ihn verſchafft, wirſt auch Du zufrieden ſein. Ich glaube kaum, daß von Kölle ein Spiel aufgeführt wurde, er hätte mir es doch auch wahrſcheinlich geſchrieben, da er öfters an mich ſchreibt. Den Haſelhuhn [Genz] bat ich auch um Beiträge. Du kannſt von

---

[1]) Kants Schrift „Ueber die Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein“ erſchien zuerſt 1797 in Hufelands Journal für praktiſche Heilkunde.

[2]) S. Brief Nr. 49.

[3]) Thatſächlich erſchien derſelbe als „Poetiſcher Almanach für das Jahr 1812, beſorgt von Juſtinus Kerner.“

[4]) Von Kölle erſchienen 15 Gedichte im Almanach, von Hebel 1. Kölle ſchrieb damals: „Den Almanach betreffend, ſo will ich Ihnen, wenn Sie es brauchen können, den Rahm meines poetiſchen Milchtopfs abſchöpfen.“ „Der Bär brummt noch immer an der Kette. Ich habe aber Hoffnung, ihn nach Wien, und zwar gut, zu verkaufen“ (?). (Vgl. darüber Notters Uhland S. 72.) In einem ſpätern Brief ſchreibt Kölle: „Uhland iſt noch in Paris und ſpart entſetzlich, damit er ſeinen Aufenthalt verlängern kann.“

den deutschen Dichtern in Paris auch welche erhalten, thu's doch! Sag es auch Stoll. Ueberhaupt bitt' ich Dich, Dir doch die Sache auch angelegen sein zu lassen.

Wenn Du gleich Deine Lieder, wie ganz herrlich ist, nun gesammelt herausgibst, so kannst Du doch noch Beiträge aus ihnen für den Rhein geben, da er schon bis auf den März erscheinen soll. Sende alsbald, was Du geben willst; denn Braun treibt sehr. Sende es nur an mich. Ich selbst kann das wenigste liefern, viel weniger als Du in jedem Fall. Ungedruckt von mir sind noch:

1) Ich hing mit heißer Liebe. 2) Eine Sonn' an dem Himmel. 3) Wohlauf noch getrunken. 4) Weh' o weh'! der bösen Sonne. 5) Zu Augsburg steht ein hohes Haus. 6) Auf dürrer Heide geht. 7) Vom Winter zu gesunden. 8) In das ferne Land zu ziehen. 9) Sommers, wenn die Lilien blühen; — und das neue Lied, das ich Dir beisetze[1]). Mit diesen ist mein Vorrat fast all; denn die andern noch ungedruckten sind in die Schatten verflochten. Der Druck dieser hat wahrscheinlich schon begonnen. Die Zensur ließ alles ungestrichen, auch Helders unsinnige Worte [1, 3]: O Deutschland! daß du geglättet bist, wie der Rücken eines Esels! blieben stehen. Ich bin begierig, was Du über die Schatten sagst. Wollte Gott, Du hättest sie vorher durchgesehen, dann wäre noch manches verbessert worden — es reut mich nun manches Gesagte — doch jetzt ist's zu spät. Ein großer Teil davon ist Dir noch unbekannt. Schwab hatte die Korrektur in Hinsicht der Orthographie, Interpunktion u. s. w. unternommen[2]). Um Dir wieder einen Vorgeschmack von unserem Rhein — Wein zu geben, will ich Dir aus den bis jetzt vorhandenen Beiträgen wieder einige abschreiben.

---

[1]) Von diesen Gedichten sind Nr. 2 und 8 unbekannt und ungedruckt geblieben. Die übrigen erschienen im Almanach außer dem bekannten Nr. 5. „Das neue Lied" ist wohl „Der Stephansturm". Im ganzen erschienen 12 Gedichte von J. Kerner im Almanach.

[2]) S. Brief Nr. 65.

Der Stephansturm in Wien

von Schattenſpieler Lucks. [Kerner.]

Lichtvoll die Herde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einſam der Hirte ſtehet
Und klagt der Nacht ſein Weh.

Alſo den alten Kummer
Singſt du, o Rieſengeiſt!
Indes der träge Schlummer
Die laſſe Welt umfeuſzt.

„O ſchönſte Zeit der Erde,
Wo ich einſt gut und recht
Geführt die fromme Herde,
Ein kindlich treu Geſchlecht!

Da heil'ge Lieder ſchallten
Ernſt durch mein Gotteshaus,
Fürſten und Helden wallten
Demütig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutſchen Kaiſerſaal,
Treue und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittſame Frau'n, ihr Lieben!
Ihr Männer ſtark und groß.
Herde, die treu geblieben,
Du ſchläfſt in meinem Schoß!

Doch, was jetzt unten ſchleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Knechte! all von mir weichet,
Bin euer Hirte nicht!

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch ſelbſt verloren
In eurem Frevelmut."

Alſo von hohen Zinnen
Der Geiſt des Turmes ſang.
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel ſich aufſchwang.

Die Sonne ſtieg aus den Tiefen,
Der Turm er ſtund gar ſtumm.
Zu ſeinen Füßen liefen
Die deutſchen Knechte herum [1]).

Leſe doch dieſes Gedicht alsbald dem Stell. Er hat es mir in Stuttgart als Aufgabe anempfohlen zu dichten. Dir geſagt, ſo gefielen dem Stell weder meine noch Deine Gedichte. Er tadelte immer, daß ſie zu wenig plaſtiſch ſeien. Ich liebe ihn aber demungeachtet außerordentlich. Schreibe mir doch nur recht viel von ihm. Deine Vorrede (?) gefiel mir auch beſonders in der Hinſicht wohl, als ſie eine vaterländiſche Sage enthält. Köſtlin machte ſich aber über das Metrum (das auch mein Kavalier hat), ſehr luſtig einſt ...

Von dem alten Mayer (oder beſſer Karl Mayer) erhielt ich die ganze Sammlung, die Dir bekannt, aus denen ich die

[1]) Dieſen letzten Vers hat Kerner ſpäter geändert. Vgl. darüber Schwabs und Uhlands Urteil in den Briefen Nr. 65 und 81.

tauglichsten wähle. Er hat in diesen Jahren gar nichts mehr gedichtet und will nichts mehr dichten. Ich war einige Tage bei ihm in Heilbronn und er bei mir in Ludwigsburg. Er kam ziemlich krank zurück, sehr mager und leidet eben sehr auf der Brust. Er hat einen Aufsatz für die elegante Zeitung über die Lüneburger Heide geschrieben. Der junge Mayer[1]) dichtet sehr wenig, aber sehr brav; Lieder (eigentliche) hat weder er noch Schwab bis jetzt gedichtet, meistens Sonette. Du schreibst mir nicht, wo Varnhagen hingeraten. Suche doch Lieder von Fouqué für den Rhein zu erhalten. Man darf vielleicht die benützen, die in Varnhagens Koffer auf Deiner Bühne sind? Schreib an ihn! Von Rosa hab' ich seit lange keine Briefe mehr erhalten. Ich schrieb Dir, mein' ich, daß sie ihre bisherige Stelle verlassen und ein Erziehungsinstitut in Altona errichtet.

(Folgt Schwabs Sonett „Die Gesänge", das zuerst im poetischen Almanach für 1812 erschien.)

Trost von Amalie 1809.

Friede steigt vom Himmel nieder,
Senkt sich in die wunde Brust,
Milde Hoffnung kehret wieder
Bringet schöne Lebenslust.
Alles will sich neu gestalten,
Wo der Hoffnung Zauber walten.

Trübe schien's mir trüb und dunkel
Jetzt ist's herrlich mir erhellt.
Reiner, lichtlicher Karfunkel,
Du hast mir das Herz geschwellt.
Und in hellem Farbenglanz
Duftet mir des Lebens Kranz.

Ewig bin ich dem gegeben,
Dem ich frühe schon vertraut,
Neugestaltet ist das Leben,
Denn ich bin nun seine Braut.
O ihr Thränen, trocknet schnell;
Alles ist so licht und hell.

[1]) August M., Jurist. 1792—1812.

Braun will durchaus auch prosaische Aufsätze ꝛc. für den Rhein haben. Er ist eben auch ein Buchhändler. Einen kleinen Roman „Friederike Engelhard“ [1]) in Briefen könnt' ich vielleicht wohl liefern. R. [Rickele] hätte daran mehr Anteil als ich. Es wären freilich Briefe von der größten Einfachheit, aber die gewiß das herrlichste weibliche Gemüt verraten würden. Ich will Dir einmal hier eine Probe geben, von der Du aber noch nicht auf das Ganze schließen kannst. Zuerst will ich Dir aus Amaliens Briefen eine Scene hersetzen, die ähnlich ist einer in diesen Briefen von Friederike. Urteile, welche sich lieblicher ausspricht und welcher man mehr Glauben beimessen kann, daß sie das, was sie hier sagt, empfunden.

Amalie. „In der vorigen Woche bin ich einmal recht unaussprechlich wehmütig heiter gewesen, ich stand nach zwölf Jahren der Entfernung zuerst wieder auf dem Grabe meines Vaters. O Justinus, welch eine Empfindung ergriff Ihre Freundin! Weinend sank ich nieder auf das Moos, in das hohe, blumigte Gras, welches seinem Staube entgrünte; an mein Herz, an meine brennenden Lippen drückte ich die Halme, ich küßte die Regentropfen, die wie Edelgestein daran hingen, hinweg. Diese Blumen, diese Pflanzen, wie unendlich nahe waren sie mir nicht, von ihm waren es die Boten an mich, der letzte Ausspruch vom Jenseits an mein Herz! Mein ganzes Gemüt war von einer einzigen lieblichen Wehmut durchbrochen, mir war so bang und doch auch wieder so wohlig wie noch nie. Ich pflückte die Blumen alle ab, die dem Hügel entkeimten, ich bewahre sie wie ein Heiligtum. O mein Freund, welch ein Mann war mein Vater! Auch er war ein Dichter. Daher gewiß meine unbezwingliche Hinneigung zur Poesie. Er lebte einzig in einer Welt von schönen Idealen, von heiligen Träumen. In seinen Liedern, in seinen Malereien, die ich einst durch Zufall fand, spricht sich die schönste Empfindung, die reinste Liebe zum Schönen aus. Er war ganz Künstler. Sieben Sprachen hat er fertig erlernt gehabt, und mit den angenehmsten Talenten, die

[1]) Kerners Braut hieß Friederike Ehmann. Vgl. Brief Nr. 38.

das Leben ihm erheitern konnten, war er ausgestattet. Kaum hatte ich mein sechstes Jahr zurückgelegt, so starb er im neunundzwanzigsten an den Folgen einer düsteren Melancholie — welch ein Verlust! — (Nun erzählt sie mir auch die Geschichte ihrer Großeltern, die, wie sie selbst schreibt, ganz einem Roman gleicht.)

Friederike. (Ich habe durchaus nichts geändert oder zugesetzt als die Ausrufung „o Rose!“ weil der Bau des Romans erforderte, daß einige Briefe Friederikens an eine Freundin gerichtet sein müssen.)

„ „ „ „ „ „ Mit einem Verwandten von dem Handlungshause haben sie mich weggesandt. Wir fuhren über N., meinen Geburtsort. Ich sah dort das Haus, wo meine guten Eltern lebten, wo ich geboren wurde; ich war in der Kirche, wo mein Vater so oft predigte. Die Freundin meiner Kindheit feierte gerade ihre Hochzeit. Sie bat uns, am Feste teilzunehmen. Die Musik und das Glück der Liebenden machten einen besondern Eindruck auf mich, ich zog oft meinen Schleier tief ins Gesicht, daß niemand in meine Augen sehen konnte, denn sie stunden voll Thränen — o! wie wünscht' ich mich ins Freie! Ich ging zum Grabe meiner Mutter. Ein Bauernweib, das meine Mutter sehr gut kannte, und mich nach ihrem Tode verpflegte, war mir aus Besorgnis für meine Gesundheit still nachgegangen. Nachdem sie mich eine kurze Zeit meinen Gefühlen überlassen hatte, führte sie mich wieder zurück. Eines Schäfers Frau, die Freundin meiner Mutter, begehrte mich noch vor ihrem Tode zu sehen. O Rose! es war ein erschütternder Anblick! Allein, auf einem elenden Lager, ohne die mindeste Erquickung und Hilfe, fand ich dieses Weib. Sie streckte die matten, abgezehrten Arme nach mir, und die erloschenen Augen füllten sich mit Thränen. Nie wurde mir wohl innigers Glück und Segen gewünscht. Am Morgen, als wir wieder gehen wollten, versammelte sich das halbe Dorf um den Wagen, und sie boten mir alle mit Thränen in den Augen die Hände und sprachen mit so vieler Rührung und Liebe von meinen guten Eltern — — o Rose! — den andern Tag fuhren wir in die Stadt Augsburg ein. — Ich

habe viel zu tragen, aber auch Geduld dazu. Sollte ich aber unterliegen, so bitte ich Dich, liebe Rose! gräme Dich nicht, freue Dich dann vielmehr, daß ich endlich eine Heimat gefunden habe.

Rickele wird in Tübingen häufig von Mayer, Schwab und Aſſur beſucht. Letzterer iſt, unter der Oberaufſicht Deines Onkels, ihr Arzt. Sie wird von allen ſehr geliebt. — Ich kann mich doch nicht enthalten, Dir zu ſchreiben, daß meine Lage hier über alle Maßen betrübt iſt. Keine Bücher hab' ich, keinen Umgang. Hie und da ein paar Patienten. Mein Gemüt leidet immer mehr und mehr, und ſeit der Trennung von Dir iſt eigentlich noch nie ein banges Gefühl von Angſt und Beklemmung von mir gewichen, das oft ſo hoch ſteigt, daß es dem Gefühl eines, der des andern Tags zum Schafott geführt wird, wohl gleichkommen mag. Bei Roſa hatte ich einigemal Ruhe, — ſeitdem in der That! nie wieder. Was ich in Hamburg gelitten, wird mir noch lange nachgehen. Seit dem Brief, den Du Pregitzer (den ich noch nicht ſah) mitgabeſt, erhielt ich keinen, als jetzt den durch Seybold per Poſt hieher expedirt. Adreſſire Deinen Brief jetzt alſo: An Dr. Kerner in Dürrmenz — mit einem Zuſatz, der den Ort deutlicher bezeichnet als ſein Name. Schreibe mir auch, wenn Du von Paris zurückkehrſt. Der Weg führt Dich nach Stuttgart über hier nämlich durch Mühlacker, wo die Straße von Karlsruhe und Pforzheim vorübergeht. O Uhland! welche Freude, wenn ich Dich wiederſehe! Ich habe zu Köſle nur ſechs Stunden, war aber nie dort[1]). Meine Lektüre ſind gegenwärtig Sternes Schriften und Cooks Reiſen, Schriften, die ich ſchon öfter las, aus Mangel anderer aber wieder leſe[2]).

---

[1]) Köſle (vgl. Brief Nr. 6) lebte in Karlsruhe.

[2]) Lorenz Sterne, der berühmteſte humoriſtiſche Schriftſteller Englands, 1713—1768, Verfaſſer von Tristram Shandy und Sentimental Journey (Empfindſame Reiſe). James Cook, der berühmte Weltumſegler, 1728—1779, ſchilderte ſeine Reiſen in 8 Bänden (deutſch von G. Forſter).

Antworte doch nur bald und mache Sendungen für den Rhein. Bester Uhland! Gott segne Dich!

Ewig Dein

J. Kerner.

Wolltest Du nicht Braun die Sammlung Deiner Gedichte und Bearbeitungen antragen? Ich bin außerordentlich begierig auf Deine altfranzösischen und spanischen Werke! Ach! komm nur bald zurück! Du kannst es ja überall ausarbeiten.

---

64. Karl Heinrich Köstlin an J. K.

Stuttgart, den 12. Dezember 1810.

. . . Ich danke Dir tausendmal für Deinen Brief überhaupt und insbesondere für das Lied des heiligen Stephansturms. Ein solcher Turm ist auch für uns und unsere Welt das Petrefact eines kolossalen Geschöpfs, einer mächtigen Natur und Zeit, eine Versteinerung gleich denen, die in den Tiefen der Erde uns noch die Riesengebilde einer untergegangenen Schöpfung zeigen: um den versteinerten Riesen her die Korallenhäuschen und Korallenbänke des menschlichen Zoophyten-Geschlechts. Und das ist doch das Ende vom Lied: Mensch gleich Zoophyte, du mußt dich gesellig an die Bank anhängen, an die dich dein Schicksal geworfen hat, dir ein enges Korallenhäuschen bauen, dich darin einmauern und den Tau des Himmels und das Wasser der See einschlürfen . . .

Und ich solle Gedichte machen? O Gott! wie sollt' ich so groß Uebel thun und mich solcher Frevel vermessen und unterstehen? Kann ich doch kaum mich selber aus allen Dissonanzen und Verwerrenheiten heraus zu einer erträglichen Prosa stimmen! Nein, aber ich erinnere mich eines Fragments, das ich ehemals gelesen, ich weiß wohl noch wo, einer Klage um zerschlagene Pläne, Hoffnungen, die auch einem unvollendet gebliebenen, obgleich in der Anlage großen, Kirchturm beigelegt werden kann. Ich möchte auf der Welt nichts lieber sein als so ein Kirchturm und die Glocken in mir tönen lassen. Jenes Fragment will ich für die Langeweile hieher setzen.

(Es folgen nun die im Almanach erſchienenen Gedichte: „Des Münſters Klage", „An ***" und „Damis an Galathee" (hier im Brief ſteht Salome ſtatt Galathee). Nochmals abgedruckt ſind dieſelben bei Karl Mayer „L. Uhland ꝛc." I, 202. 207. Im ganzen erſchienen im Almanach ſieben Gedichte von Köſtlin.)

Mit ſo vielen Schlachtopfern glaube ich nun jenes Geſpräch vollkommen gelöst zu haben. Was Du ſonſt von mir haſt, ſind unbedeutende Dinge, die Strophe von Weihnachten iſt der Anfang von mehreren, die auch das Neujahr und endlich das Feſt der Erſcheinung betreffen, die ich aber nicht leiden kann, weil ſie ganz unpoetiſch ſind, und nichts weiter, als: die Verkleidung allbekannter philoſophiſcher Gedanken in ſchlechte Reime. Das Schwabenlied könnte einem den Hals brechen, wegen der Wahrheit. Et sic liberavi animam meam[1]).

Nur Eines noch: daß, bei unſerer Freundſchaft, Du mir gelobeſt, daß Niemand meinen Namen erfahren ſolle! Soll ja etwas von mir den Raum zu füllen helfen, ſo will ich es bloß mit L. N. unterzeichnet wiſſen[2]), ſo wird Niemand auf mich verfallen. Ferner, daß, ehe jener Schritt geſchieht, Du mir vorher davon Nachricht gebeſt, wann und wie, damit ich vielleicht noch abzuändern oder zu beſſern Zeit habe.

Alſo ein Taſchenbuch? Wird es auch hübſch gedruckt, in ordentlichem Format, auf des Rheines würdigem Papier erſcheinen? Haſt Du ſchon hübſche Beiträge, und von rechten Weltleuten?

Das iſt ein ſonderbarer Zuruf an mich: Dichte! dichte! ꝛc. Mir iſt ſo undichteriſch von je und noch zu Mute, als möglich. Was ich habe, wenn es zu brauchen iſt, will ich Dir ja gerne geben, aber bloß aus Begierde, Dir Deine Wünſche zu erfüllen.

Sind die Schatten noch nicht an's Tageslicht geſtiegen? Dein Brief iſt allein angekommen, ohne Hausfreund und ohne den Görres. Laß ſie bald nachfolgen!

---

[1]) Gewöhnlich: Dixi et salvavi animam meam. (Sprachs und habe meine Pflicht gethan.)

[2]) Iſt geſchehen. Köſtlins Gedichte wurden ſpäter nicht gezeichnet. Vgl. Karl Mayer „L. Uhland ꝛc." I, 200.

Schreibe mir überhaupt recht bald wieder. Du haſt Dich ſo oft gegen mir Deines Correſpondir-Eifers gerühmt! Du mußt gerne im Wildbad ſein. Man iſt oft beſſer ohne Bücher, und hier leid' ich auch Mangel an denen, die ich gerade möchte. Der Wein iſt allerwärts ſchlecht.

Schicke mir auch etwas von Dir oder von Cölle.

Adieu, mein Lieber

ſtets Dein

C. H. Köſtlin.

---

65. Guſtav Schwab an J. K.

Tübingen, den 16. Dezember 1810.

Ich lebe gegenwärtig unter lauter Bekannten von Ihnen: ich habe Mademoiſelle Ehmann [Rickele] im Hehliſchen Hauſe näher kennen lernen, ich habe das Sonntagsblatt mit Ihren Blüten unter die Hände bekommen: ich habe auch Ihr Herrliches, Ihren Stephansturm geleſen. Dies letztere Gedicht hat mich wunderſam ergriffen. Es lockt uns ſo lieblich in die blaue Sternennacht und wiegt uns in ſüße Empfindungen: bannt dann auf einmal den Sinn vor die geiſterhafte Rieſengeſtalt des Turmes hin, und bewegt nun allgewaltig das deutſche Gefühl zu Sehnſucht und Wehmut, und ſchließt, das Endliche vernichtend, mit Verachtung, weiſt uns aber ebendadurch ſtille zu der frommen Himmelsheerde zurück.

„Zu ſeinen Füßen liegen
Die deutſchen Knechte herum!"

Ich mußte aufſpringen, wie ich das zum erſtenmale las; es war mir wie ein Blitz, der fliegend die teutſche Nacht beleuchtete, um die teutſche Erbärmlichkeit zu zeigen.

Das Sonntagsblatt machte mich ſehnſüchtig nach einem ähnlichen Vereine, wie dieſer herrliche war; es ſieht aber hier gegenwärtig nicht darnach aus. Mit Uhlands Gedichten, die ich dort fand, war ich großenteils bekannt; aber es ſind freundliche Bekannte, die wir nie genug wiederſehen können; die Ihrigen waren mir alle neu, und gewährten mir den herrlichen, erſten Genuß; fremd waren ſie mir nicht, denn Ihr ganzes liebes

Weſen ſprach aus ihnen zu mir. Herrlich ſind Köſtlins Aufſätze, beſonders der über das Glockenläuten. Für das Komiſche iſt durch Mayers Karikaturen und die ſprechend ähnlichen Weißeriaden trefflich geſorgt.

Wie ich höre, kommen Ihre Reiſeſchatten[1]) zu Anfang künftigen Jahres heraus? Wie freut es mich, daß Braun[2]) ſich vor der Furcht vor dem Popanz [Cotta] nicht hat abſchrecken laſſen, das Wunderkind ohne Exorciſmus (ich meine ohne Kaſtration der ſchmeckenden — Wurmſtellen) typographiſch zu taufen.

Auf den Almanach freue ich mich auch recht, obwohl ich fühle, wie unwürdig ich bin, unter den herrlichen Namen mitten inne zu ſtehen. Wie ich höre, wird ja auch Gotz ihn mit ſeinem Balſam beſchenken; dann wird wohl der ſchmeckende Wurm [das Morgenblatt] nicht wagen, ihn zu benagen.

Meine Gedichte, bitt' ich Sie, wenn es einmal ans Werk geht, nur mit Guſtav S....b zu unterſchreiben[3]), und bei den lyriſchen (wenn Sie anders ein Paar davon wert halten zu erſcheinen) den Namen Thekla in der Ueberſchrift in Geliebte und in Sie zu verwandeln.

Sollte ich indeſſen noch etwas dichten, das in Ihrem Almanach Platz finden könnte, ſo ſchick' ich es Ihnen. Was hier beiliegt, eignet ſich nicht dazu, teils wegen der Individualität, teils wegen der didaktiſchen Hyder, die leider all ihre hundert Köpfe gewaltig darin hervorſtreckt, ſo ſehr ich mit ihr gerungen habe. Es iſt mir eine wahre Qual, daß mich die ächte lyriſch-romantiſche Empfindung ſo mächtig an anderen ergreift, daß ich ſie ſo gut verſtehe, und ſie ſo gar nicht aus mir erzeugen kann: in dieſen Augenblicken fühle ich dann recht ſchmerzlich, daß ich keinen Dichterberuf habe und vielleicht ewig fruchtlos mit der Rhetorik in meiner Poeſie zu kämpfen haben werde!

---

[1]) Schwab hatte nach einem Brief vom 17. Okt. 1810 die „Interpunktion und Korrektion der kleinen Schreibfehler" in den Reiſeſchatten Kerners „Auftrag gemäß beſorgt".

[2]) Die „Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Luchs" erſchienen 1811 bei Braun in Heidelberg anonym.

[3]) Vgl. dagegen Brief Nr. 72.

Doppelt erfreulich war es mir Mademoiſelle Ehmann kennen zu lernen, teils wegen dem innigen Verhältnis, in dem ſie mit Ihnen ſteht, teils wegen ihrem eigenen ſchönen Gemüt; es iſt ſo ſüß unter dem weiblichen Geſchlechte auf wahre Poeſie zu ſtoßen; es iſt gewiß die Poeſie in der poetiſchſten Form.

Leben Sie wohl, lieber Kerner! hier mahn' ich Sie mit einem neuen Stammblättchen; ich hoffe es folgt bald zurück und auch ein paar Zeilen dazu, die mich königlich freuen ſollen. Köſtlin grüßt Sie, und Mayer wird Ihnen ſelbſt ſchreiben. Wenn ich bei beiden lieben Geiſtes- und Herzensfreunden bin, ſo kann ich mir Ihren herrlichen Freundſchaftsbund auf der Univerſität leichter denken, obwohl die Phantaſie die Farben hiezu prächtiger und voller auftragen muß.

Ihr

Guſtav Schwab.

II.

Die Wildbader Zeit.

1811.

Im Oktober 1810 siedelte Kerner von Dürrmenz, wo er nur wenige Monate verweilte, nach Wildbad im württembergischen Schwarzwalde über. Dort fand er ein Feld reicher Thätigkeit. Das Bad selbst erregte sein lebhaftestes Interesse. Die Folge war Kerners erste medizinische Schrift „Das Wildbad im Königreich Württemberg", die, 1812 erschienen, bis 1839 vier Auflagen erlebte.

Während des Wildbader Aufenthaltes veröffentlichte der Dichter seine „Reiseschatten" anonym als „Schattenspieler Luchs". Dieses Werk ist zweifellos die bedeutendste poetische Leistung Kerners. Persönliche Erlebnisse und Erfahrungen liegen ihm zu Grunde. Wir ersehen aus dem Briefwechsel, wie darin Personen und Zustände aus den verschiedenen Aufenthaltsorten Kerners, wie Ludwigsburg, Tübingen, Hamburg, Nürnberg u. s. w., dargestellt sind. Auch über die Aufnahme des Buches durch die Kritik berichten die Briefe. Den Hauptgegenstand der Korrespondenz bildet der poetische Almanach für 1812. Am meisten beteiligt ist dabei Uhland. Nicht weniger als 37 von den 51 mitgeteilten Briefen haben die beiden Freunde mit einander darüber gewechselt. Uhland interessirte sich wie Kerner selbst für alles: Titel und Anordnung des Almanachs waren ihm

ſo wichtig wie jedes einzelne Gedicht, das aufgenommen werden ſollte. Kerner hat daher auch mit ihm alles aufs gründlichſte beſprochen. Sein Urteil war ihm überall maßgebend.

Nächſt Uhland iſt es jetzt der um ſechs Jahre jüngere Guſtav Schwab, der Kerner allmälich näher tritt.

Der zweite Almanach Kerners „Der deutſche Dichterwald“ ſpielt auch jetzt ſchon eine Rolle in den Briefen.

Auch von einem neuen Schattenſpiel reden die Briefe dieſes Jahres, von dem „erſten Bärenhäuter“. Das Stück erſchien aber erſt im Jahre 1835.

Trotz aller Annehmlichkeiten, die das Wildbad bot, fühlte ſich Kerner doch nicht recht heimiſch daſelbſt. Die düſtere Waldesnatur wirkte auf ſein ohnehin zur Schwermut geneigtes Gemüt niederdrückend. Daher war es ihm ganz willkommen, als ein Jahr darauf in Welzheim ſich ihm ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete.

66. Fouqué an J. K.

Rennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg,
den 3. Januar 1811.

Mit dem Eintritte dieſes neuen Jahres erhielt ich von Ihrem Freunde Ludwig Uhland[1]) eine mir höchſt erfreuliche Aufforderung zum Beitritt an Ihrem Almanach. Schon durch Varnhagen aufs lebhafteſte teil an Ihnen nehmend, komme ich mit rechter Luſt auf Ihren Ruf und bringe Ihnen, was ich jetzt eben des Liebſten und Beſten habe. Wird es Ihnen zu viel, ſo legen Sie zurück für ein andermal. — So habe ich auch, in der Ueberzeugung, daß wir in der Poeſie eines Sinnes und Gefühles ſind, beſchloſſen, in dieſem Tage meinem Freunde, dem Grafen Löben, an den eines der beiliegenden Lieder gerichtet iſt, zu ſchreiben, daß er Ihnen einige Beiträge ſende. Ich denke, ſie ſollen der Sammlung zum Schmuck und Ihnen zur Freude gereichen. Wenn Sie ihn weiter noch nicht kennen, oder doch vielleicht nur nach früheſten Jugendwerken, ſage ich Ihnen im voraus, daß er ein Freund Friedrich Schlegels und Varnhagens iſt.

Recht erquickt hat mich Uhland mit der Nachricht, daß ein Werk von Ihnen unter der Preſſe ſei. Benachrichtigen Sie mich doch von dem Titel, und ob es unter Ihrem Namen erſcheint, damit ich mir die Freude daran ja um keinen Augenblick hinausſchiebe[2]). Ueberhaupt bitte ich Sie, mich baldigſt in einigen Zeilen von dem richtigen Einlaufen meiner Manuſkripte zu benachrichtigen, da ich von den größeren derſelben keine Abſchriften beſitze. Zugleich erſuche ich Sie, die Undeutlichkeit, mit welcher

---

[1]) S. den folgenden Brief.

[2]) Die „Reiſeſchatten" von J. Kerner erſchienen im Jahre 1811 unter dem Pſeudonym „von dem Schattenſpieler Lucht".

ſolche geſchrieben ſind, entſchuldigen zu wollen. Ich habe keine Zeit zum Abſchreiben, da mir Uhland ſagt, es ſei mit der Einſendung nicht zu zögern; und da ich meine Dichtungen in die Hände eines wackeren Kunſtgenoſſen liefere, brauche ich nicht beſorgt zu ſein, daß entſtellende Irrtümer daraus in den Druck übergehen könnten.

Uhland ſchreibt mir, er kehre bald nach Deutſchland zurück. Haben Sie alsdann doch die Güte, ihm zu ſagen, daß ich ihm unmittelbar nach Paris geantwortet, damit, im Fall der Brief verloren ginge oder ſpäter nachkäme, er mein Schweigen nicht auf Rechnung meiner Saumſeligkeit ſchreibe.

Leben Sie wohl. Ich bin mit herzlicher Achtung und Zuneigung der Ihrige

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.

---

67. Ludwig Uhland an J. K.

Paris, den 4. Januar 1811.

Dein Almanach liegt mir gewiß mehr am Herzen, als Du glaubſt. Ich habe an Fouqué und Chamiſſo um Beiträge geſchrieben. Letzteren bat ich beſonders um Scenen aus ſeinem Fortunat [Peter Schlemihl], nur bin ich leider! nicht verſichert, daß der Brief ihn trifft. Ich ſchrieb an ihn als Profeſſor in Napoléonville, ob ich gleich nicht weiß, ob er Profeſſor, noch ob er in Napoléonville iſt[1]). Von Stoll ſind mir einige Gedichte zugeſagt, ich kann ſie aber nicht erhalten, wie überhaupt nicht viel mit ihm anzufangen iſt. Zu meinem geringen Vorrat gehört das beifolgende Sonett, ſodann die Romanze: der Sieger, die Du kennſt, mit einigen Veränderungen, ſodann einige Ueberſetzungen aus dem Altfranzöſiſchen u. ſ. w., was ich Dir ſämtlich mitbringen werde. Da es noch lange anſtehen dürfte, bis ich meinen ganzen Vorrat altfranzöſiſcher Dichtungen verarbeitet

[1]) Chamiſſo trat dieſe Stelle nicht an, doch lebte er einige Zeit in Napoléonville. Im Frühjahr 1811 ging er mit Frau von Staël nach Genf.

habe, ſo wäre es mir ſehr erwünſcht, vor der Hand einiges in Deinem Almanach niederlegen zu können. Ein ſehr ſchönes Stück aus einem größeren Heldengedichte gehört zu dem, was ich Dir zugedacht, ich konnte es aber aus Mangel gewiſſer Hilfsmittel bis jetzt nicht vollſtändig überſetzen, wovon bald mündlich des mehrern. Was Du mir aus Deinem Vorrate mitgeteilt, hat mich ſehr erfreut. Schwabs meiſterhaftes Sonett, Mayers Reben und die Maienblume[1]) hab' ich an Fouqué abgeſchrieben. Dem letzten fügte ich Deinen Namen bei, da wenigſtens der Schluß ohne Zweifel von Dir iſt. Von Kölle wäre beſonders die bayriſche Volksſage vom Teufel, das Titanenlied u. ſ. w. wünſchenswert. Was Du mir von R[oſa] und Amalien mitgeteilt, iſt allerdings für den Druck geeignet, aber für den Druck an die Lippen, an und in das Herz. Drucken laſſen würde ich dergleichen nicht, ſelbſt nicht, wenn der Buchhändler Braun Proſa für ſeinen Almanach verlangte. Du ſollteſt überhaupt den Verleger im Zaume halten. Was ſoll es heißen: der Rhein[2]), wenn nichts da iſt, was dieſen Titel begründet? Laß uns doch nicht lächerlich machen! Der Beiſatz: teutſche Dichtungen würde die Ueberſetzungen ausſchließen. Stelle dem Braun vor, daß er Dir freie Hand laſſen müſſe, weil Du ſonſt nicht mit gutem Gewiſſen wackere Dichter zu Beiträgen einladen könneſt. Betrachte überhaupt den Almanach als Dein und nicht als des Buchhändlers Buch und ſende ihm nichts zu, als bis Du das ganze Manuſkript geſammelt und geordnet haſt; dann darf er nichts hinzuthun noch weglaſſen, oder — lieber! unterbleibe das Ganze! Ich dächte doch, Hebels u. a. Namen könnten ihm ein wenig imponiren. Mit Kupfern wolle das Buch gnädiglich verſchont bleiben, es wären denn Zeichnungen von Mayer. Es muß ja doch nicht durchaus ein Cottaiſcher Almanach ſein, ich

[1]) Dieſe Gedichte erſchienen im Almanach für 1812; das letztere iſt von Floridan, d. h. Sigmund von Birken. S. Brief Nr. 59.

[2]) Uhland gab hiemit den erſten Anlaß zur Aenderung des beabſichtigten Titels. Als der „poetiſche Almanach auf das Jahr 1812" erſchien, hatte die Sammlung, wie Uhland ſpäter vorſchlug. S. Brief Nr. 78.

wünſchte vielmehr, es wäre ein Muſenalmanach, welcher vielleicht um ſo eher Abgang fände, als es gegenwärtig meines Wiſſens keinen in Deutſchland gibt[1]). Daß der Almanach ſo gar frühe erſcheinen ſoll, dürfte auch nicht wohl angehen. Wie können denn die Beiträge von Fouqué, Chamiſſo noch eingehen! Auch ich kann dasjenige, was ich beitragen möchte, noch nicht jetzt gleich abfertigen. Ich bitte Dich, dies alles zu bedenken und Dich nur zu nichts verbindlich zu machen, bald werden wir uns, hoffe ich, darüber beſprechen können. Ich wünſchte ſehr, daß der Almanach auch in folgenden Jahren zum Vereinigungspunkte deſſen dienen könnte, was jeder unſerer Freunde jährlich hervorgebracht, weshalb man auf einen würdigen Anfang zu achten hätte.

Weißers verſtändige Bearbeitung verſchiedener Märchen erregte in mir den Wunſch, daß Du ſolche Märchen phantaſtiſch erzählen möchteſt, z. B. das von der ſchlafenden Prinzeſſin, das Dir ſchon ehemals lieb war. Von Deinen Liedern, deren Anfänge Du mir ſchreibſt, kenn' ich einige nicht. Du haſt gewiß noch mehreres im Hinterhalt, denn Du mußt als Herausgeber die Hauptrolle ſpielen. Haſt Du nicht die Buckligten von Bagdad[2]), den Jaſon, der mir ſehr gefiel, den Fortunat u. ſ. w. ausgearbeitet?... Dem Stephansturm [Gedicht von J. Kerner] merkt man, meine ich, die Aufgabe an, auch hat er mit den Schatten von Reutlingen Aehnlichkeit[3]). Stoll gefiel er, beſonders auch, weil er behauptete, daß einige Gedanken davon ihm angehörten.

Ich bleibe noch ungefähr bis zum 20—24ten Januar hier und reiſe dann über Straßburg und Karlsruhe zurück, wo ich dann überlegen werde, wie es zu machen iſt, daß wir uns ſehen. Sollteſt Du mir nicht mehr hierher ſchreiben können, ſo ſchreibe mir nach Karlsruhe unter Einſchluß an Kölle. Ich werde zu Ende Januars oder Anfang Februars im Lande ankommen, und

---

[1]) Es erſchienen damals neben dem Cottaſchen „Taſchenbuch für Damen" das Frankfurter „Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft", das „Heidelberger Taſchenbuch", die „Urania" u. a.

[2]) S. Brief Nr. 23.

[3]) Reiſeſchatten I, 1.

freue mich unendlich auf Dich und die anderen lieben Freunde. Da wollen wir wieder zuſammen dichten und Bären machen und Almanache herausgeben! Ich bin zu ungeduldig, um weiter zu ſchreiben als herzliches Lebewohl! Bald in Deinen Armen

Dein L. Uhland.

N. S. Um noch einmal auf den Almanach zu kommen, verarge mir nicht, daß ich jetzt ſo weniges ſende! Ich erſpare das übrige aufs Wiederſehen, wo Du dann ſelbſt aus meinen Manuſkripten ausſuchen kamſt. Wie freue ich mich auf die Schatten und anderes, was Du mir vorbehalten! Wenn Du an den Braun ſchreibſt, ſo könnteſt Du etwa ſondiren, ob er meine Gedichte in Verlag nehmen wollte. Sie würden, denke ich, ein mäßiges Bändchen ausmachen. Ohne Honorar würde er ſie nicht bekommen, doch weiß ich wohl, daß in jetziger Zeit eben nicht viel zu erwarten iſt. Er ſoll vorſchlagen[1]).

Stolls Umſtände haben ſich verbeſſert, er hat eine nicht unanſehnliche Penſion auf drei Jahre erhalten. Er will Dir immer ſchreiben und kommt nicht dazu.

„Liebestod“[2]).

Wir waren neu geboren, himmlisch heile
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es ſchlug des Buſens Welle.

•

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen.
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

•

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſuch' ich ſie an dir, in mir vergebens.

•

[1]) Braun verlegte trotz urſprünglicher Geneigtheit Uhlands Gedichte nicht, ſondern Cotta, der anfangs den Verlag zurückgewieſen hatte.

[2]) Das Gedicht erhielt ſpäter in der Sammlung die Aufſchrift: „Erſtorbene Liebe“.

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens.

Die Romanze vom Ringe [S. unten] iſt erſt von geſtern und heute, ſie erhält vielleicht noch einige Veränderungen. — Haſt Du nicht Harpprecht[1]) geſchrieben. — Zu den württembergiſchen Dichtern gehören noch Hochſtetter, Repetent in Tübingen, und Volkhammer, ſeit Kurzem Pfarrer; er war vorher Repetent. Ich bin mit Keinem von beiden bekannt, traue aber beiden viel Gutes zu. Würde Köſtlin nichts geben? Grüße doch Mayer! Varnhagen iſt wahrſcheinlich wieder in Prag. Sein Koffer iſt dahin abgegangen.

O Ringlein! in Sees Grunde,
Da haſchen dich Fiſchlein frei.
Mein Ringlein! gibſt du mir Kunde!
Wie ſteht es mit Liebchens Treu[2])?

---

68. Amalie an J. Kerner.

Elmshorn, 5. Jenner 1811.

Verzeih'n Sie, mein teurer Freund Juſtinus, daß ich nicht früher denn jetzt Ihren freundlichen Brief beantwortete; tauſend Gründe könnte ich Ihnen ſagen, warum ich nicht ſchrieb ...

Sie wünſchen einige Gedichte von mir zu haben; ich ſende Ihnen einige hiebei und bitte Sie, daran ganz nach Ihrem Gefallen abzuändern, was Ihnen mißfällt. Betrachten Sie ſie wie Verſe, die Sie in der früheſten Kindheit dichteten und die Sie nur einmal wieder nachſähen. Sie werden gewiß, wie denn auch ganz natürlich, große Verſtöße gegen alle Regeln der Dichtkunſt finden, aber dieſe müſſen Sie verzeihen, weil ich nie eine einzigſte derſelben gekannt habe; wie Sie es finden, flößte die Natur oder der Augenblick es mir ein — verbeſſern Sie ſie gütigſt. Ich

---

[1]) S. Brief Nr. 12.

[2]) Der letzte Vers von Uhlands Romanze „Der Ring“: derſelbe iſt in den „Gedichten“ etwas verändert.

werde Ihnen nach und nach noch mehrere meiner kleinen Dichtungen senden, so, wie ich sie abschreibe.

Zwischen Rosa [Maria Varnhagen] und mir war in langer Zeit keine äußere Verbindung, aber ich gedachte immer meiner Lieben in der innigsten Sehnsucht. Das Bild Rosas stand in seiner ganzen Magie vor meiner Seele ... Rosa ist der Edelstein meines Lebens, die Rose ohne Dornen, die den Kranz meines Glücks durch Duft, Form und Farbe auf's höchste verschönt und erhebt. — Justinus, mein Freund, Sie sind das Vergißmeinnicht dieses Kranzes ... Rosa schickte mir vor einigen Tagen einen Brief von ihrem Karl, welcher jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist. Der Geist, der aus diesen Briefen weht, ist so kräftig und schön und zeigt nicht mehr jene Unruhe des Gemüts, jenes unstäte Wandeln und Suchen, das sonst aus einigen seiner Briefe hervorleuchtete. Gott lasse dem Vortrefflichen diese Ruhe und Klarheit! ...

Ihrer Friederike meine schwesterlichen Grüße und sagen Sie dem holden Mädchen, daß ich sie innig liebe und kein größeres Verlangen trüge, als sie einmal zu sehen und an mein Herz zu schließen; wie würden wir uns erst lieben, wenn wir zusammenlebten! — Grüßen Sie Ihre Freunde auch von mir ...

Leben Sie wohl, mein teurer Justinus, und möge das neue Jahr so viel Freuden Ihnen bringen, als es Tage zählt.

Ewig Ihre

Amalie.

---

69. Graf von Löben an J. K.

Wittenberg, am 13. Januar 1811.

Mein Herzensfreund Fouqué sagt mir von einem poetischen Garten, welchen Sie eröffnen wollen, und sagt mir zugleich, er habe in meinem Namen ein paar Veilchen, Narzissen oder Jasminzweige zugesagt. Wenn auch nicht persönlich aufgefordert, an dessen Pflege teilzunehmen, macht es mir dennoch gewiß Freude, Sie und Ihren Freund Uhland bei dieser Gelegenheit mit dem Freundeslächeln dichterischer Bundesgenossen zu grüßen; letzterem

wünſchte ich mündlich ſagen zu können, wie maiengrün und wie erblühend ſein junger deutſchgebauter Wuchs mir ſcheint; und Ihnen ſchriftlich ſagen ſollen, mit welchem andächtigen Anteil, mit welchem Hinneigen zu Ihnen mich unſer Varnhagen erfüllt, heißt einer papierenen Couliſſe eine Widerhallsſprache der Felſen und Wälder auftragen. Freundlich gegrüßt alſo, mein lieber Gefährte auf viel verſchlungenen Wegen, ſchönen jungen Irrgewinden, durch die ein himmlicher Goldfaden lenkt, und vor allem im Walde und Gebirge, wo die Geiſter friſch hauſen und es, ach! noch etwas Jugend gibt.

Ich kann Ihnen nur wenig anbieten, viele einzelne Sachen von mir liegen da, aber zu Hauſe, wo ich eben jetzt nicht bin; Sie werden mir den Gruß für mein Arkadien nicht verſagen, einen Schäfer- und Ritterroman, deſſen erſten Teil ich in kurzem [Berlin 1811] erſcheinen laſſe, und Arkadien, denk' ich, ſoll unſere beſſere Bekanntſchaft mit warmen, feſten Wurzeln gründen.

Gott ſei mit und über Ihnen, ich denke Ihrer, wie alles Eiſenhaltige Eigentumsrecht an mich und für mich hat.

Otto Heinrich Graf von Löben[1]).

---

70. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, d. 16. Januar 1811.

Ich ſchreibe Dir, während ich von meinem Heidenheimer Bruder, dem Zeichner, porträtirt werde; wundere Dich alſo nicht, wenn der Brief etwas ſteif wird; ich darf mich kaum rühren; Witz darf ich gar keinen auslaſſen, was mir auf der andern Seite auch wieder kommod iſt ... Dein Brief und darin das Soldatenlied [Ich hatt' einen Kameraden] von Uhland haben mich, letzteres beſonders auch, äußerſt gefreut ... Auguſt hat mir geſchrieben, daß auch der arme Hölderlin mit der Herausgabe eines Almanachs umgehe. Er hat mir aus den vielen Gedichten, die hineinkommen ſollen, folgende rührende Stelle geſchrieben:

---

[1]) Von ihm erſchienen im Almanach für 1812 fünf Gedichte.

Wittenberg am 13 Jan, 1811.

Mein Herzensfreund Fouqué sagt mir von einem
etischen Garten, welchen Sie eröffnen wollen und
st mir zugleich, er habe in meinem Namen ein
ar Veilchen, Narcissen oder ~~[illegible]~~ Jasmin-
eige zugesagt. Wenn auch nicht persönlich aufge-
ndert, an dessen Pflege theil zu nehmen, macht es
r dennoch gewiß Freude, Sie und Ihren Freund Uhland.
dieser Gelegenheit mit dem Freundeslächeln dichtrei-
r Bundesgenossen zu grüßen, letzterem wünschte ich
ndlich sagen zu können wie maiengrün und min-
lühend sein junger deutschgebauter Wuchs mir
int, und Ihnen schriftlich sagen sollen mit welchem
ächtigen Antheil, mit welchem hinneigen zu Ihnen mich
er Varnhagen erfüllt, heißt einer papierenen
isse eine Wiederhallsprache der Felsen und Wälder
tragen. Freundlich gegrüßt also, mein lieber Ge-
rt auf viel verschlungenen Wegen, schönen jungen
gewinden durch die ein himlischer Goldfaden lenkt
d vor allem im Walde und Gebirge wo die Geister
sch hausen und es ach! noch etwas Jugend giebt.

Brief-Facsimile von Graf Loeben, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 80

„Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang! wie lang! verfloſſen.
April und Mai und Julius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne."

Auf Köſtlins Gedichte wäre ich ſehr begierig, weil ich noch nie dergleichen von ihm geleſen habe.

Außer meinem Bruſtbild wird dieſen Winter gewiß nichts von meiner übrigen Perſon nach Wildbad kommen, ſo ſehr ich oft wünſchte, bei Dir zu ſein. Beſuche doch einmal von Wildbad aus meinen Onkel Gangloff[1]), den Du von hier aus kennſt und welcher nun als Amtſchreiber in Merklingen[2]) lebt.

Auguſt hat mir auch geſchrieben, daß Dich Uhland und Roſa ſehr zu kritiſcher Auswahl bei Deinem Almanache aufgefordert haben. Wenn meine Stimme nach dieſen auch noch in Anſchlag kommen kann, ſo will ich Dich gleichfalls ſehr dazu ermahnen (auch in Anſehung der aufzunehmenden Zeichnungen); denn da ſo viel Gutes vorhanden iſt, ſo wäre es gar zu Schade, wenn Du auch Schlechtes darunter zuließeſt . . .

Carl Mayer.

---

71. Roſa Maria an J. K.

Altona, den 21. Januar 1811.

Ich hoffe, lieber Kerner, Du haſt meinen letzten Brief mit einigen Einlagen, worunter auch ein Briefchen von Mayer, richtig erhalten, obgleich ich noch keine Antwort darauf erhalten habe. Ich will hoffen, daß Dein langes Stillſchweigen nur die Folge vermehrter Arbeit iſt, und nichts Böſes bedeute; ſchreibe uns aber doch bald, Du weißt ja, wie wir Dich lieben, und daß wir Deiner freundlich und innig gedenken. Ich ſchicke Dir hier Amaliens Briefe und Aufſätze, und bin überzeugt, daß ſie Dich freuen werden, obgleich ich mich ungern davon trenne und ſie lieber behalten hätte. — Du wirſt es mir nicht übel nehmen,

---

[1]) Vater des mit 24 Jahren verſtorbenen genialen Künſtlers Karl Gangloff, auf deſſen Tod Uhland und Kerner Gedichte verfaßt haben.

[2]) Dorf bei Weil der Stadt im württembergiſchen Oberamt Leonberg.

daß ich einen Gaſt zum Almanach mitbringe; ich habe nämlich Chamiſſo eingeladen, auch einige Beiträge dazu zu geben, welches er auch wohl thun wird, und die Du dann von Heidelberg aus erhalten wirſt. — Da ich heute auch an Karl [Varnhagen] ſchreibe, durch den Du dieſe Blätter erhältſt, wird mir die Zeit außerordentlich kurz, verzeihe mir daher dieſe wenigen Worte und rechne darauf, daß ich es das nächſtemal wieder gut mache...

Roſa Maria.

Den 2. Dezember v. J. iſt der Maler Otto Runge[1]) geſtorben, er war ſehr lange an der Auszehrung krank. Den Tag nach ſeinem Tod kam ſeine Frau nieder.

---

72. Guſtav Schwab an J. K.

Tübingen, den 29. Januar 1811.

Hier folgt die ſpäte Antwort auf Ihren l. Brief, der mir recht viel Freude gemacht hat; aber ich wollte warten, bis ich Ihnen zugleich das Sonntagsblatt ſchicken konnte, das D. Schnurrer bisher in Händen hatte, dem es endlich Köſtlin abgenommen und heute mir zugeſtellt hat. Nehmen Sie doch ja recht viel daraus in den Almanach auf, es ſind alles ſo gar herrliche Sachen. Beſonders Uhlands Aufſatz über das Romantiſche im achten Blatt; ich glaube, es wäre eine rechte Zierde, wenn Sie ihn an die Spitze des romantiſchen Almanachs ſtellten, er würde die Vorrede herrlich vertreten. Meinen Sie nicht auch? Die Nachricht von de la Motte-Fouqués Beiträgen, die Sie Mayern gaben, hat mich höchlich erfreut; daß ihm mein Sonetts-Sonett durch Uhland zu Geſicht kommen ſoll, dadurch geſchieht dem armen Ding wahrhaftig zu viel Ehre. Von den Kölleſchen Liedern haben mir die Titanen am beſten gefallen. Das Gedicht von Roſa Maria iſt herzig. O, ich freue mich ſo auf den Almanach! Schreiben Sie meinen Namen (mit Guſtav Schwab) nur aus[2]), da es Mayer auch thut. Das Kapellenlied bitte

---

[1]) S. Brief Nr. 22.

[2]) S. Brief Nr. 65.

ich Sie, wegzulaſſen, es iſt gar zu individuell und hat höchſtens an Ort und Stelle Intereſſe. Der Tod der Liebe wird wohl auch zu gedehnt für den Almanach ſein; am eheſten mögen ſich noch die drei Sonette und die beiden Gedichte: Morgengefühl und Liebesgefühl im Winter zur Aufnahme eignen, die doch etwas lyriſcher ſind. Doch dies alles überlaſſe ich gänzlich Ihrem Urteil, ſowie auch, ob Sie Beiliegendes der Aufnahme wert halten, das ich nun einmal in einem andern Metrum verſucht habe[1]). Meine alten Gedichte umzuwandeln iſt mir unmöglich; zudem ſind ſie zu eingefleiſcht didaktiſch. Alle lyriſche Metra werden mir ſehr ſchwer und die darin gedichteten Lieder bis jetzt mehr oder weniger manierirt. Doch will ich nicht müde werden; vielleicht beſſere ich mich durch Uebung . . .

Bei Hehls[2]) leſe ich gegenwärtig Shakeſpeares Romeo und Julia, nach der Schlegelſchen Ueberſetzung, vor. Friederike hat noch gar nichts von ihm geleſen, und ich zweifle nicht, daß er großen Eindruck auf ſie machen wird; für allzu große Erſchütterung ſind, glaube ich, die eingeſtreuten komiſchen Scenen recht gut. — Der dritte Band von A. W. Schlegels Dramaturgie iſt nun heraus, und ich habe ihn ſchon. Von Shakeſpeare ſpricht er mit Enthuſiasmus und einer ſchönen Ausführlichkeit, indem er jedes einzelne Stück desſelben meiſterhaft zeichnet, das engliſche Theater nimmt überhaupt mehr denn dreihundert Seiten ein. Das ſpaniſche nicht über zwanzig, das er jedoch ſehr hoch, und beſonders den Calderon Shakeſpearen an die Seite ſtellt. Gar flüchtig, als erſt im Werden begriffen, und mehr in thea-

[1]) Von den oben erwähnten Gedichten Schwabs erſchien nur „Liebesgefühl im Winter" im Almanach; außerdem fünf Sonette (ſ. Brief Nr. 79). Im ganzen ſteuerte er neun Gedichte bei. — Das Kapellenlied iſt mit dem Gedicht „An die Wände einer Bergkapelle angeſchrieben" identiſch (ſ. Brief Nr. 80); „Tod der Liebe" und „Morgengefühl" finden ſich in der Geſamt-Ausgabe von Schwabs Gedichten (Reclam) nicht.

[2]) Bei Dr. Hehl brachte damals Kerners Braut Friederike Ehmann, die in Tübingen bei einer Tante lebte, manchen Abend zu. Vgl. Marie Niethammer, „J. Kerners Jugendliebe" ꝛc. S. 53 f.

traliſcher als dramatiſcher Hinſicht behandelt er das teutſche Theater; er ſcheint mir Goethen lange nicht genug zu würdigen; was er von ihm ſagt, iſt löblich und wahr, aber er ſagt viel zu wenig. Sein Urteil über Schiller iſt ſehr geſund; nur ſetzt er das arme Mädchen von Orleans zu ſehr herunter, wo doch gewiß der Dichter auf dem wahren Wege war, und erklärt dagegen gerade den Wilhelm Tell für ſein Vortrefflichſtes. Tieck und die anderen nennt er gar nicht, ſondern deutet nur auf ſie mit den Worten: „Wahrhaft ausgezeichnete Talente haben ſich in das romantiſche Schauſpiel geworfen, aber es meiſtens in einer Breite genommen, die nur dem Roman erlaubt iſt, oder von den ſpaniſchen Dramen nur die muſikaliſch phantaſirende und maleriſch gaukelnde Seite ergriffen, ohne die feſte Haltung u. ſ. w.“ Goethen erklärt er für ein dramatiſches, aber weniger für ein theatraliſches Genie; „es löſe ſich alles bei ihm leiſe im Innern der Gemüter mehr als in raſcher äußerer Bewegung auf.“

Aber ich habe genug geſudelt. Schreiben Sie mir doch bald, lieber Kerner, wenn Sie Zeit haben. Ich freue mich recht, Uhland, der ja bald hieher kommen wird, kennen zu lernen. —

Ihr

Schwab.

---

73. Varnhagen an J. K.

Lich bei Frankfurt a. M., den 11. Febr. 1811.

Die reichen Beilagen, die meinen Brief begleiten und veranlaſſen, mein geliebter Juſtinus, werden Dich um ſo weniger zürnen laſſen, wenn ich Dir jetzt nur wenige Zeilen ſende ...

Nach einem Aufenthalt von drei Monaten in Paris, von vier Monaten zu Steinfurt in Weſtfalen, auf dem väterlichen Schloſſe meines Oberſten, bin ich nun ſeit acht Tagen in Lich bei der Fürſtin von Solms, der Schweſter meines Oberſten, und werde mit dieſem in vier Tagen nun endlich nach Wien und von dort nach Prag zurückreiſen ... Daß ich Uhland, den herrlichen Uhland, in Paris getroffen, weißt Du, leider habe ich nicht ſo viel mit ihm gelebt, als ich wünſchen mußte, er war ſchroff, und

ich mußte ihn Sie nennen, denn als ich bei den Gemälden zuerſt an ihn trat, erkannte er mich ſelbſt nach einigen Worten noch nicht[1]). Sag ihm, daß ſeine Gedichte mich immer neu erfreuen, und Fouqué und ich ſchon manchen durch ſie im Innerſten erfriſcht und mit ahnungsvollen Erwartungen erfüllt haben . . .

Wie ſehr bringen mir Amalies [Weiße] Worte ins Herz! Das herrliche, leidenſchwere, ſehnende Gemüt! Laß mich Dir eines ſagen, geliebter Freund! Setze nicht ihren vollen Namen[2]) unter ihre Beiträge in Dein Taſchenbuch, obgleich ſie es zu wollen ſcheint; ſchone ſie, denn kein Mädchen, das abhängig leben muß, wird darüber ohne Reue bleiben; die Welt iſt dumm, und das Dumme regiert in Geſtalt des Reichtums und des Anſehens. Das liebe Kind möge doch keine bittere Regung empfinden wegen dieſer Schmerzens- und Sehnſuchtsblüten! . . . Voß hat Galiamben[3]) geſagt, ſo heißt meine Versart! Leb wohl, leb wohl!

Ewig Dein treuer

K. A. Varnhagen.

Baggeſen las in Paris der Frau von Pilat, die er allein traf, einen ganzen Abend in ſeinen Gedichten vor; endlich ſagte er: Aber, ich ennuyire Sie wohl? — O, das thut nichts! antwortete ſie mit lieblicher Stimme.

---

74. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 20. Februar 1811.

Nach mehreren Tagen eines öden Treibens hab' ich endlich Ruhe gewonnen und benütze ſie vor allem, an Dich zu ſchreiben, beſter Kerner. In Regen und Wind war ich bei Dir angekommen, in Schnee und Sturm verließ ich Dich. Auf der Höhe ſank ich bisweilen bis ans Knie ein, aber nicht in die Kräuter und Blumen, wie jene Hirten und ihr Vieh. Kaum war ich aus den Schrecken des Schwarzwalds heraus, ſo hatte ich mit Waſſersnot zu

[1]) Vgl. dagegen Uhlands Darſtellung in Brief Nr. 54.

[2]) Das geſchah. Ihre Beiträge im poetiſchen Almanach für 1812 und im Deutſchen Dichterwald (1813) ſind nur mit „Amalie" unterzeichnet.

[3]) S. Brief Nr. 60.

kämpfen. Die Nagold hatte die Straße überschwemmt und man mußte am Berge hinklettern. Welcher Wonnestrahl durchzuckte mich, als ich bei meiner Ankunft in Calw vernahm, daß diesen Abend Schauspiel sei. Ich sah „Die Organe des Gehirns" von Kotzebue. Das Publikum war sehr zufrieden, und ich hörte die Bemerkung machen, daß sogar die schlechteren Schauspieler von bedeutendem Nutzen seien, indem durch dieselben die Talente der besseren um so mehr herausgehoben würden.

An der Abendtafel saß ein Mann, den ich gleich an dem freien Halt seiner Tabakspfeife für einen Mann von freierem Geiste erkannt hatte. Er sprach von literarischen Gegenständen, sogar von Schlegels spanischem Theater, von welchem er bemerkte, daß es in Franzband gebunden sei. Wie viel er übrigens aus den von ihm gebundenen oder auch nur broschirten Büchern profitirt, entwickelte er bald in einer Rede über den Selbstmord. Das Erschießen hielt er für sehr unsicher. Ehedessen sei er sehr für das Ertränken gewesen, wovon ihn jedoch die moralische Rücksicht abgebracht, daß man dadurch andere in Gefahr setze, welche, um zu retten, sich in den Strom wagen. In neuerer Zeit ziehe er das Herabspringen von einem hohen Turme vor, wohlverstanden, daß man vorher genau nachsehe, ob niemand unten vorübergehe. Das Allersicherste sei jedoch, sich einen dreifachen Tod anzuthun, nämlich zuerst Gift zu nehmen (hiebei nahm er einen Schluck Wein), sodann sich zu erschießen und zwar hart am Ufer eines Stromes, so daß man in denselben fallen und nötigenfalls noch ertrinken müsse. Dieses ist alles wörtlich wahr. — Den folgenden Vormittag brachte ich noch in Calw zu und las Axel und Walburg [1]), die vier ersten Akte. Diese Tragödie ist sehr schön und spricht besonders die Phantasie an, doch ohne durch Charaktere noch durch Leidenschaft sich sehr auszuzeichnen. Nachmittags fuhr ich mit dem Calwer Boten auf seinem Wagen nach Herrenberg [2]). Der Wind blies gewaltig herein und besonders

[1]) Tragödie des Dänen Oehlenschläger. S. Brief Nr. 59.

[2]) Calw, Oberamtsstadt im württembergischen Schwarzwald, an der Nagold gelegen. Herrenberg, Oberamtsstadt, 18 km von Tübingen entfernt, etwa in der Mitte zwischen Calw und Tübingen.

auf der Höhe des Lerchenbergs war nicht viel von Lerchengesang zu hören. Wir kamen gegen 7 Uhr in Herrenberg an, und nun hätte ich noch einmal über Nacht bleiben sollen, als ich von einer Retourchaise hörte, in die ich mich sogleich setzte und erst unterwegs vernahm, daß Freund Roser[1]) in derselben nach Herrenberg gefahren war. Nachts nach 11 Uhr kam ich hier an und störte meine Leute aus dem Schlafe auf.

Dein Nickele, von der Du hiebei einen Brief erhältst, hab' ich besucht. Man sieht ihr freilich an, daß sie sehr krank war, aber ebenso sichtlich befindet sie sich in der Besserung, und das neue Leben leuchtet besonders schon in den Augen. Sie war recht lieb und freundlich.

Von Gonz erhältst Du hier einen Beitrag für den Almanach... Eine größere Ballade wird nachfolgen und Gonz selbst dazu schreiben. Ob er etwas von eigenen Gedichten beifügen werde, sagte er nicht. Diese altenglischen Poesien sind zwar sehr schön, auch die Sammlung in Teutschland selten, doch wäre es mir nicht ganz lieb, wenn die Uebersetzungen im Almanach die Oberhand gewönnen . . .[2])

Kölle schreibt: „Schreiben Sie mir bald, besonders wie Sie den Almanach-Embryo gefunden haben. Helmina Hastfer[3]) (oder Chézy) hat auch Beiträge gegeben, die Braun Hebeln zur Einsicht gesendet hat." Wie kann sich Braun so etwas herausnehmen? Ist Hebel Redakteur des Almanachs oder Du? Klopfe doch den Braun auf die Finger, wenn es wirklich so ist. Kölle schreibt weiter, ob Du noch prosaische Aufsätze brauchen könnest? Daß er die Uebersetzung des Alkade von Molorido anfangen und daß er ‚Dir nächstens schreiben

---

[1]) S. Brief Nr. 43.

[2]) Von Gonz erschienen im Almanach die „Raben. Zwei altenglische Lieder", unterzeichnet: Kurd. (Vgl. Karl Mayers „L. Uhland" I, 179). Außerdem noch zwei Gedichte unter diesem Namen. Unter seinem eigenen Namen veröffentlichte er nur ein Gedicht.

[3]) Ein Herr von Hastfer war der erste Gemahl von Helmina, von dem sie sich 1801 schreiben ließ. 1805 heiratete sie den Orientalisten Chézy.

werde ... An Harpprecht[1]) will ich jetzt gleich schreiben. A. [August] Mayer hab' ich gesprochen, Schwab noch nicht.

Zwei Töchter von Haug logirten lange bei Doktors[2]), ich traf sie aber nur noch einige Tage. Die ältere besonders gehört, ohne epigrammatisch zu sein, zu Haugs besseren Produkten.

Schreibe mir bald und sende mir den Hamlet. Hab' ich nicht meine Brille bei Dir gelassen? Mache doch ja noch ein Schatten- oder anderes Spiel für den Almanach! Vollende den Bergjüngling[3])! Nimm meinen herzlichen Dank für alle Liebe, die Du mir erwiesen, grüße auch die Amt- und Spieß-Leute! Lebewohl!

Dein

L. Uhland.

74a. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad [1811].

Du wirst wohl sein! ... Hier der Anfang eines neuen Schattenspiels[4]). Schreibe mir alsbald, was Du davon hältst. Die Lust zur Fortsetzung aber ist bereits wieder ganz verschwunden. Korrigire indes die Interpunktionen, Schreibfehler u. s. w., sende es mir dann wieder, kannst es auch den Mayer und Schwab lesen lassen, die ich herzlich grüße nebst Assur ... Deine Brille, der Handschuh, Wasch ꝛc. folgen hier. Den Handschuh fand ein nettes Mädchen, das wahrscheinlich Dein Weib werden wird ...

Gott segne Dich!

D.

K.

---

[1]) S. Brief Nr. 12.

[2]) Vermutlich bei Uhlands Onkel, Oberamtsarzt U., oder Dr. Hehl.

[3]) Unter dieser Aufschrift findet sich kein Gedicht in Kerners Sammlungen. Sollte es „Der Pilger" sein?

[4]) Zweifellos „Der Bärenhäuter im Salzbade". Vgl. Brief Nr. 75.

75. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 23. Februar 1811.

Bei Haſelmeier fand ich ein merkwürdiges Buch, betitelt: Stockhauſen, Wunderliche Todesvorboten[1]), was eine Menge Erzählungen von Todesverheißungen enthält, wovon ich die beſten für Dich abſchreibe, wiewohl auch in den andern einzelne Züge gut ſind. Ich ſchicke Dir ſolche ſogleich, damit Du Romanzen und Schattenſpiele daraus machſt. Die Scenen vom Bernhäuter[2]) erfreuten mich ungemein, ich beſchwöre Dich, dieſes Spiel zu vollenden, es muß noch in den Almanach. Beſonders gefiel mir die nächtliche Waldſcene und hauptſächlich der Geiſt des Jägers. Im Lied der Nachtfräulein könnte man ſagen, daß die Sterne eigentlich nicht das Gewand der Nacht weben, ſondern das Gewebe ſelbſt ſind. Buchſchilds Antrittsrede vortrefflich. Die Kellnerſcenen vielleicht etwas zu weitläufig und die mit den Porträts zu kurz, wenigſtens möchte ſie Dir noch zu manchen Einfällen Veranlaſſung geben können. Der literariſch-polemiſchen Stellen wünſchte ich in Folge nicht zu viele, deſto mehr wünſche ich, daß Du in dieſem oder anderen Spielen die romantiſchen Waldgebirgsſcenen fortſetzeſt. Mit Freuden hab' ich darin die Einflüſſe der Wildbadgegend auf Dich bemerkt. Die Lieder vom Harfenjüngling und vom Rieſenkönig ließen ſich auch vielleicht darein verweben. Die Verſe ſind hin und wieder etwas rauh, doch das wird ſich ſchon machen laſſen. Ein Fehler, der auf den Reim oder die Aſſonanz Einfluß hat, iſt Heracleus ſtatt Heracles. Die plötzliche Erſcheinung der Hölle hinter dem Gitter iſt herrlich. Vollende es doch ja! Wie freue ich mich erſt auf die drei Töchter, die des Bernhäuters harren!

Ich werde dieſe Scenen zurückſenden, ſobald ich ſie Mayer und Schwab gezeigt habe.

---

[1]) Gemeint iſt J. F. Stockhauſen, „Mira presagia mortis, das iſt: Wunderliche Todesvorboten". (Helmſtedt 1694.)

[2]) „Der Bärenhäuter im Salzbade" erſchien erſt in Lenaus Frühlingsalmanach auf das Jahr 1835. Man ſieht aber aus dem folgenden, daß Kerner ſchon im Jahr 1811 ein gutes Stück davon fertig hatte.

An Harpprecht[1]) hab' ich ſchon vor einigen Tagen geſchrieben. — Den Hamlet ſchicke mir nicht, da ihn Schwab hat der mir wohlgefällt. — Ich lebe hier ſehr einſam. — An Mayer habe ich heute geſchrieben[2]). — Iſt nichts Neues für den Almanach eingegangen? — Haſt Du nicht durch Roſa den Varnhagen von dem Almanach benachrichtigt? Lebe wohl und ſchreibe recht bald wieder! In Eile

Dein

L. U.

In dem Todesbuche ſteht auch die Geſchichte von dem Biſchof, dem ein Geiſt auf dem Teufelsturm in der Donau den Tod prophezeite. Steht Deine Romanze[3]) darüber in den Schatten? und wie ſteht es mit den Schatten?

[Aus Stockhauſens „Todtenbuch" S. 53.]

Der Junker Rechberger ritte einmal in einer Nacht aus, etlichen guten Leuten ungebeten auf den Dienſt zu warten, und verbarg ſich bis nach Mitternacht in einer wüſten Kirchen. Als er ſich nun vor Tage aufmachet, nach dem Ort da die ausgeſpähete Leute vorüberziehen ſollten, und unterwegen gewahr wird, daß er ſeine Streithandſchuh in der Kirchen auf einer alten Todtenbahre vergeſſen, ſchickt er eilends den Knecht zurück, dieſelben zu holen. Der kommt bald wieder und ſpricht: es möge ein ander die Handſchu holen, denn es ſitze ein feuriges Geſpenſt auf der Todtenbahre, und habe beide Handſchu angethan, und ſtreiche einen über den andern aufs glatteſte an. Darauf der Junker erzürnet, zum Knecht ſpricht: was er für eine Memme ſei, ob er ſich unterſtehen wolle einen Kerl anzugreifen, und doch ſo verzagt für einem Geſpenſt ſei? Reitet alſo ſelbſt zurück, läſſet den Knecht das Pferd halten, gehet hinein und reißet ſich mit dem Teufel über die Handſchu, und erobert endlich dieſelbige, reitet danach wieder auf ſein Poſto. Unterdeß bricht der Tag an, und ſahen die beiden einen ſchwarzen Haufen Reuter gegen ihnen her traben, wichen derohalben auf eine Seite aus. Hinter dieſem Zeug kömmt einer hernachgetrabet, und führet ein lediges Pferd an der Hand, mit Sattel und allem wohl ſtaffiret, den

[1]) S. Brief Nr. 12.

[2]) Der Brief iſt abgedruckt in L. Mayers „Ludwig Uhland" I, 170 ff.

[3]) S. den folgenden Brief.

fragt der Rechberger: wer die Vorreitende geweſen? Er fragt weiter, wem denn das ledige Pferd zuſtehe? Darauf antwortet jener: es gehört einem meines Herrn getreuen Diener, der heißt der Rechberger, der ſoll heut über ein Jahr erſtochen werden, und dann darauf in ſein Loſement reiten. Damit ritte der Reuter fort. Rechenberger erſchrak, wollte ſich folgends beſſern, gab ſeinem Knecht Pferd und Harniſch und gieng in ein Kloſter, darin ſie ihn vor einen Laienbruder annahmen, und über des Abts Pferde die Obſicht anbefahlen. Als er aber ein Jahr im Kloſter geweſen, wird er eben auf dieſen Jahrtag, an welchem er eine Geſellſchaft geſehen vorüberreiten, mit einem Stallbuben uneins, und von demſelben mit einer Heugabel erſtochen [1]).

*

Von den Bergmännlein heißt es, daß ſie meiſtentheils in kleiner Statur recht bergmänniſch in einem Grubenhemde und Arſchleder ſich ſehen laſſen, auch den Leuten oft große Wohlthat erzeigen oder den Tod verkündigen. Sie können groß und klein, ſchön oder ungeſtalt, in Herrlichkeit oder Armut den Menſchen erſcheinen. Es mangelt ihnen keine Kunſt, ſo weit das Licht der Natur vermag, ſie haben Kunſt und Gelds genug, und alle Schätz, Silber und Gold, und alle Metalle in der Erden zu verhüten und zu verwalten. Etliche meinen, wenn ſie ein Menſch ſehe oder beſchreie, ſo verſchwinden ſie und kommen nimmer wieder. Sie ſind die böſeſten Geiſter, unter denen, die nicht Teufel ſind, ſonderlich wenn ſie jemand übelwollen. Sie ſterben, aber nach langem Leben.

*

Die Frau eines Edelmanns ſtarb; ſie bat in den letzten Augenblicken ihren Mann, ihren fräulichen Schmuck [2]) ihren beiden jungen Töchterlein unverkürzt aufzubewahren. Der Edelmann verſprach es, fand aber bald wieder eine Braut, der er von dem Schmucke ſeines Töchterleins eine Kette und ein Paar Armbänder verehrte. In der Brautnacht und den folgenden Nächten erſchien ihnen der Geiſt der erſten Frau und ruhte nicht, bis der Schmuck wieder herausgegeben war. In der erſten Nacht winkte ſie nur, in der zweiten drohte ſie, daß, wenn die Zurückgabe nicht erfolgte, die neue Frau ſterben würde,

[1]) Quelle von Uhlands Gedicht „Junker Rechberger". S. Uhlands „Schriften" IV, 370.

[2]) S. den folgenden Brief. Eine etwas ähnliche Sage behandelt Kerner in einem Gedicht „Die Mühle ſteht ſtille" (Dichtungen, 3. Aufl. I, 34).

ſo wie ſie das eine Wachslicht auslöſchte; in der folgenden Nacht drohte ſie beider Eheleute Tod und löſchte beide Wachslichte aus. Als der Schmuck zurückgegeben war, erſchien die Frau wieder in der Nacht, und da die Wachslichter nicht brannten, ſo zündete ſie ſolche an, weckte die Eheleute auf und ſprach: wie dieſe beiden Lichter brennen, ſo werdet ihr von nun an mit einander glücklich ſein.

•

Es iſt in den äußerſten Grenzen Finlands ein Schloß, das neue Schloß genannt, ſo künſtlich gebaut, vor welchem ein ſchneller und grundloſer Fluß herſchießet, bey ſelbigem erſcheinen bisweilen Geſpenſter; und wenn der Schloßhauptmann, oder ein Soldat davon bald ſterben ſoll, pflegt mitten im Waſſer, auch wohl unter dem Waſſer ein luſtig muſicirender Spielmann bei Nacht ſich hören zu laſſen.

(Ich ſchlug dieſe Erzählung im Olaus nach, woraus ſie genommen iſt, und dieſer meldet, daß der Citharoedus beſonders dann ſpiele, wenn ein Hauptmann des Schloſſes ſchnell ſterben, oder ein nachläſſiger, ſchlaftrunkener Wächter des Schloſſes von den hohen Mauern herabſtürzen werde. Das Schloß iſt ſehr feſt auf einem Felſen, hat nur Einen Eingang, über eine Zugbrücke über den reißenden Strom, welche alle Nacht mit großer Mühe an eiſernen Ketten von den Wächtern, welche der König von Schweden hier hält, aufgezogen wird. Der Strom iſt ganz ſchwarz und hat ſchwarze Fiſche.)

•

Muß das nicht ein Tänzer geweſen ſein, der dort auf König Heinrichs III. in Schottland letzter Hochzeit auf dem Tanzplatz ſich mit eingefunden, indem er in Geſtalt eines Todtengerippes hinter den Reihen hergegangen, alſo daß Jedermann des Tanzens und aller Hochzeitsfreude darüber vergeſſen, und wie auch darauf erfolget, des Herrn Bräutigams Tod daraus ominirt hat. Anno 1250 [1]).

•

Ein ſpaniſcher Ritter, reich und von großem Anſehen, verliebte ſich in eine Nonne. Dieſelbe willigte darein, was er bei ihr ſuchte: damit ſie ihm aber möchte einen freien Eintritt machen, gab ſie ihm den Rath, er ſollte ihm laſſen gleiche Nachſchlüſſel zu den Kirchthoren machen, daſſelbſt würde er Mittel finden, durch einen andern Ort hinein zu kommen: damit er an die beſtimmte Stätte gelangen möge. Der Ritter ließ ihm zwei Schlüſſel verfertigen, den einen, daß er damit

[1]) Dieſe Sage erinnert an Kerners Gedicht „Die traurige Hochzeit" (Dichtungen, 3. Aufl., S. 253).

das große Kirchthor könnte aufthun, den andern zur Eröffnung der kleinen Thür an derſelben Kirche. Und weil das Nonnenkloſter ein wenig weit von ſeinem Dorfe abgelegen war, machte er ſich auf zu Mitternacht, da es ſehr finſter war, ganz alleine, ließ ſein Pferd an einem ſichern Ort, und gieng auf das Kloſter zu. Als er das erſte Thor eröffnet, ſahe er die Kirche offen ſtehen, und einen großen Schein von Lichtern und Kerzen, und viel Volks, welche ſungen und einem Verſtorbenen den letzten Ehrendienſt leiſteten. Dieſes machte ihn beſtürzet, dennoch gieng er hinzu, zu ſchauen, was es wäre: Und als er ſich auf allen Seiten umſahe, ward er gewahr, daß die Kirche voller Mönche und Prieſter war, die alſo bey dieſem Leichenbegängniß ſungen. Die hatten in der Mitten eine Bahre, in Geſtalt eines hohen Sarges, mit ſchwarz zugedecket, und um und um viel brennende Kerzen in ihren Händen. Seine Beſtürzung verdoppelte ſich, weil er unter allen dieſen Sängern nicht einen konnte merken, der ihm bekannt wäre. Dieſerwegen, als er ſie wohl betrachtet, nahte er ſich zu einem Prieſter und fragte: Wem man die Seelenmeſſen hielte? Der Prieſter antwortete: Sie würde einem Ritter gehalten, und nennete den Namen und Zunamen deſſelbigen, der da fragte, und ſagte darzu: dieſer Ritter wäre geſtorben, und man hielte ſein Leichenbegängniß. Der Ritter fieng an zu lächeln und ſagte: Der Ritter, den Ihr mir nennet, iſt am Leben; dieſerwegen ſo irret Ihr Euch. Aber der Prieſter antwortete ferner: Ja wol, er iſt gewiß tod, und iſt hier, daß er ſoll begraben werden. Als er dieß geſaget, wendete er ſich wieder zum Singen. Der Ritter verwunderte ſich heftig über dieſem Handel, wendete ſich zu einem andern und fragte eben dieſes. Der ander gab ihm eben die Antwort, und bejahte das wahrhaftig, was der erſte geſaget hatte. Darüber erſtarrete der Ritter ganz, ſahe ſich weiter nicht um, ſondern ging aus der Kirchen, ſtieg zu Pferde und ritt nach Hauſe. Da begleiteten ihn zwey ſchwarze Hunde, die niemals von ſeiner Seite wichen. Und ob er ihnen gleich mit dem Degen dräuete, wollten ſie doch nicht von ihm laſſen. Als er vor ſeinem Thor abſtiege und hineingieng, ſahen ſeine Knechte, daß er ſich ganz verändert hatte, und hielten inſtändig an, er wollte ihnen doch ſagen, was ihm wiederfahren wäre. Welches er ihnen mit allen Umſtänden erzählte. Sie führten ihn in ſein Gemach: Als er nun daſelbſt aufgehöret zu erzählen, was ihm begegnet wäre: kamen die zwei Hunde hinein, fielen ihn grimmig an, erwürgeten und zerriſſen ihn, daß ihm Niemand von den Seinigen konnte Hülfe leiſten.

76. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 24. Februar [1811].

Teuerſter Erbprinz!

Hier folgen reiche Sendungen. Ich wünſche, daß Du meinen Brief ꝛc. ꝛc. erhalten habeſt. Schreibe mir über Amaliens Sachen umſtändlich[1]). Ich denke von den Gedichten „Sprache", deſſen letzter Vers ſehr ſchön iſt und einladend, und „Der Sänger", ob es gleich an Novalis mahnen möchte, für den Almanach zu nehmen. Die proſaiſchen Aufſätze ſind zwar ſehr ſchön, aber eben nicht für den Druck, höchſtens „Liebesanklang und Frühlingsabend". Schreibe darüber! Alles bitt' ich mir aber in Bälde wieder zurück, nachdem Nickele (beſonders die Briefe) geleſen, auch Mayer und Schwab die Gedichte ...

An dem Schattenſpiel[2]) habe ich nichts mehr gemacht: denn es iſt mir wieder alle Luſt vergangen, überhaupt iſt es mir wieder ſo gar angſt. Von Braun iſt die Sendung an Hebel allerdings ſehr naſenweiß. Es iſt halt ein Buchhändler, und Stoll hat ganz recht, wenn er ſagt, daß jeder Buchhändler feindlich behandelt werden müſſe. — Es iſt ein Elend!!!

Das Gedicht „Sprache" von Amalie iſt, wenn man es wiederholt lieſt, ſehr ſchön!!! — Soll ich, wie Varnhagen meint, bloß Amalie unter ihre Beiträge ſetzen?

Varnhagen hat nichts geſandt, wahrſcheinlich weil wir ihn nicht ſelbſt eingeladen. — Sende doch auch Du Deine Beiträge einmal, daß ich das Ganze ordne. Von Büchern wünſcht' ich von Dir dasjenige, welches wir einſt bei Haſelmeyer kauften und das wir die Götterlehre oder Hexen- und Geiſterlehre nannten, auch andere neue Bücher, die Du entbehren kannſt, beſonders Jean Pauls Aeſthetik. — Ueberſetzungen in Proſa wollen wir nicht nehmen, außer es wären aus alten Büchern. Freilich ſollte man die Poeſie in Proſa nicht ganz ausſchließen wegen den künftigen Jahrgängen (Du darfſt gar nicht lachen!), wo wir was Gutes in Proſa haben könnten. Wie iſt es zu machen?

---

[1]) S. Uhlands Brief Nr. 78.

[2]) D. i. „Der Bärenhäuter im Salzbade", der erſt 1835 erſchien.

Wir werden übrigens bald nur zu viel Gedichte haben. — Treibe doch an Rickele, daß ſie auch ein paar Gedichte liefert; ſchlage das Huhn auf den Schwanz, bis es legt. — Wir hätten ſehr wohl gethan, wenn wir den Braun in Tübingen mehr in unſere Geſellſchaft gezogen und äſthetiſch zugeſtutzt hätten, wie den Schubert.

Wenn Braun Bocksſprünge macht, ſo biete ich das Taſchenbuch dem alten Cottaiſchen Strumpfſtricker zum Verlage an. Schreibe bald.

Dein

K.

An den Herrn Bibliothekarius Bleyweis in Nußbaum.

Maßbach, den 1. Februar 1812.

Ich überſende Ihnen hier Ihre ſechs Autorexemplare von dem von Ihnen geſchriebenen, von mir zum Druck beförderten Taſchenbuche. Der von Ihnen auf dieſes Werkchen geſetzte Titel: „Satyren“ hat mir nicht angeſchlagen und wäre wegen ſeiner Gewöhnlichkeit gegen meinen Profit. Daher ließ ich folgenden, von mir gemachten Titel vordrucken: „Farrenſchwanz, geſchwungen von dem Bibliothekarius Bleyweis auf das Jahr 1812“. Noch eins! Sie werden ſich vielleicht wundern, daß die Satyren, ſtatt wie Sie mir dieſelben überſandten, in Jamben, in Hexametern abgedruckt ſind? Mir deuchte es ſo wegen des Formats bequemer, daher ließ ich ſie durch den Setzer, einen ſonſt recht braven Gelegenheitsdichter, in Hexameter ſetzen. Es werden dadurch drei Bögen erſpart und ich bezahle Ihnen, ob das Taſchenbuch gleich jetzt nur zwölf Bögen beträgt, dennoch vierzehn Bögen zur weiteren Aufmunterung. Ihr wohlaffektionirter Verleger

Preller[1]).

Adje! Dein Kerner.

---

[1]) Vgl. dazu Kerners Gedicht „Geſpräch im Buchladen“ (Winterblüten, 1859, S. 15 ff.). Kerner erinnerte ſich bei dieſem Schreiben wohl an die Veränderungen, die der Verleger von Stolls Neoterpe aus eigenen Stücken vorgenommen hatte. S. Brief Nr. 33.

76 a. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 1. März 1811.

... Für die Mitteilung der Sagen danke ich Dir vielmals. Beifolgende Balladen ſind daraus entſtanden. Korrigir ſie mir und ſende ſie mir wieder zurück, denn ich habe keine Abſchrift von ihnen genommen. Die Sage vom Rechberger iſt ja, mein' ich, ganz die von Richard [1])? Man könnte ſie neben einander ſtellen, erſtere als eine ähnliche deutſche Sage. Ich weiß nimmer, ob Richards Geſpenſt auch die Handſchuhe anzog und über einander ſtrich? Dies iſt ſehr gut. Die Ballade von Bruno folgt hier auch, ſie kommt nicht in den Schatten vor, weiß aber nicht, ob ſie was taugt. Auch aus dem Schmuck [2]) der ſterbenden Frau iſt was gemacht, weiß auch nicht, ob es taugt. Das weiße Roß [3]) im Walde iſt eigene Erfindung. In ihm iſt zugleich der Volksglaube, daß auch Pferde als Geſpenſter laufen, gegeben. So ein weißes Geſpenſterroß im Walde graſend im Mondſchein iſt ſehr romantiſch. — In dem angefangenen Bärenhäuter iſt die letzte Scene nicht zu brauchen, die mit den Bildern mein ich, hier ging mir ſchon die Luſt aus, die ſeitdem nicht wieder kam. Die Kellnerſcenen ſind freilich zu lang, enthalten eigentlich eine Beſchreibung der Kellner im Erzherzog Karl zu Wien und wären bloß für Varnhagen, Stoll und Aſſur.

Korrigire nur die Balladen und ſende ſie wieder mit den Scenen und den Büchern, die ich mir von Dir in meinem letzten Brief erbat ...

Ewig der Deine Uh.

---

77. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 4. März 1811.

Ich wundere mich ſehr, daß Du mir meine zwei Briefe nicht beantworteſt. Ich werde ſo ſehr mit Zuſammenſchreibung

---

[1]) Vgl. Uhlands Gedicht „Graf Richard Ohnefurcht".

[2]) S. Brief 75. Die Ballade (oder „Romanze", S. 184) „Bruno" iſt nicht erhalten.

[3]) Zuerſt im poetiſchen Almanach für 1812 erſchienen; ſpäter erhielt es die Aufſchrift „Das treue Roß" (Dichtungen, 3. Aufl. I, 123).

des Almanachs aufgehalten, weil Du mir Deine und die anderen Lieder noch nicht ſendeſt. Indes gingen die Lieder von Helmina, die Chamiſſo verſchaffte, ein, ſie ſind ganz eigen und vortrefflich. Auch ſind zwei von Chamiſſo dabei ... Durch Kölle ging ein Lied von Hebel ein, nach ſeiner alten Manier. Er iſt eben wie alle Manierirten zu eintönig. — Ferner ſandte Köſtlin vier herrliche Gedichte auf Blumen: „Hyazinthen, Narziſſen und Lilien, Lorbeer und die Zeitloſen“ [1]). Kölle beharrt ſehr auf Zuſammenſtellung ſeiner Lieder. Es muß nun ſein Wille geſchehen, ſonſt erzürnen wir ihn, es iſt aber ſehr ärgerlich!!

Dem Braun will der Titel „Roſenwald“ nicht zuſchlagen, ich bin aber dennoch darauf beharrt. Uebrigens ſchreibt Köſtlin: „Warum haſt Du Rhein vertauſcht mit Roſenwald? Es werden wohl Blumen und Gewächſe mancher Art am Rheine blühn?“ Hebel ſchrieb an Braun: „Ich möchte raten einen anderen Titel zu wählen, als der Rhein.“

Es ſcheint mir gar keinen Bezug auf die Sache zu haben. Neckar, Geiſtkirchen ꝛc. und viele andere paßte eben ſo gut. — Gleiches iſt nun wieder mit Roſenwald, wie Köſtlin ſchreibt, warum nicht irgend auch einer andern Blume Wald?? — Infames Zeug! — Beſſer wäre gewiß: „Der Dichtergarten, Roſengarten?, am Neckar“, oder bloß: „Muſenalmanach“ — Rate!! —[2])

Ich ſende Dir die neuen Gedichte nicht, weil ich die alten noch nicht erhalten und ich immer befürchte, es könnte durch das viele Herumſenden noch was verloren gehen.

In der Jenaer Literatur-Zeitung kommt ja das Pantheon rezenſirt, aber nur die erſten Hefte. Ich wäre ſehr begierig

---

[1]) Von Helmina von Chezy erſchienen im Almanach von 1812 ſieben Lieder, von Chamiſſo zwei, von Köſtlin (L. A.) ſieben (darunter die oben erwähnten), von Kölle neunzehn (darunter vier unter dem Pſeudonym Fr. Küninger).

[2]) Uhland ſchlug den Titel: „Poetiſcher Almanach“ vor, der dann ſchließlich gewählt wurde. S. Brief Nr. 78.

besonders Fouqués „Galgenmännlein" darin zu lesen. — Du mußt es erhalten, da Du Mitarbeiter bist, teile es mir denn auch mit!

. . . Es ist mir sehr auffallend, daß wieder ein Botentag ohne Briefe von Dir oder Rickele verstrich.

Was hat denn Kölle im Sinn, will er sich in Tübingen setzen? . . . O, schreibe bald!

Dein

Kerner.

Es fallen mir ein paar Verse wieder bei, die ich dereinst in Ebersperg machte, wo Seckendorf[1]) fiel. Es ist gerade nicht viel, doch möchte ich ihm gerne in unserem Almanach ein Gedächtniß setzen, da er uns so freundlich aufnahm.

An Leo[2]).

Du teures Leben, du! so bist auch du gesunken,
Von Freiheit, Vaterland, unsel'ger Liebe trunken!
Wo grünt ein Hügel dir, wo deckt dein Grab ein Stein?
Ich such' vergebens dich, zerstreut liegt dein Gebein.
Ein herbes Loos hat dich auf dieser Welt getroffen,
Schmerz war dein Leben nur, ein ungewisses Hoffen,
Ein Herz gab dir Natur für Liebe, Treu und Lust,
Welt aber die gab nur den Tod der warmen Brust.

---

78. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 12. März 1811.

Ich hätte Dir längst geantwortet, wenn ich Dir nicht hätte die Manuskripte und das Hexenbuch zugleich schicken wollen. Allein Amaliens Manuskripte sind noch bei Rickele, und das Hexenbuch hat mir Conz, der es während meiner Abwesenheit hatte, und daraus die Ballade vom Kaiser Rotbart machte, zwar versprochen, aber noch nicht gegeben. Deine Balladen freuten mich ungemein, besonders das weiße Roß; der Schluß hat mich ganz entzückt. Turneck lautet nicht alt und fabelhaft

[1]) Vgl. über Leo von Seckendorfs Tod oben S. 86.

[2]) Im Almanach nicht erschienen. Bisher ungedruckt.

genug ... Es iſt noch ein herrlicher Beitrag für den Almanach ich hab' es abgeſchrieben, weil ich das Deinige zu behalten wünſchte, und was ich etwa geändert wünſchte, oben bemerkt [1]).

Daß Dir die Sage vom Rechberger gefallen würde, dacht' ich gleich. Ich habe ſie, wie Du ſiehſt, auch zu bearbeiten verſucht. Im Halsſchmuck [2]) ſcheint mir der Halsſchmuck zu wenig und dagegen die Lichter zu viel hervorgehoben, wenigſtens das Intereſſe zu ſehr zwiſchen beiden geteilt. Bruno [2]) ſcheint mir nicht genug bearbeitet. Du ſcheinſt mir in Behandlung alter Sagen bisweilen zu getreu. Sollen ſie ganz ſo, wie ſie ſind, als Gedichte auftreten, ſo müſſen ſie entweder eine reine Bedeutung haben, oder doch durch ein vollſtändiges Leben der Bilder die Phantaſie befriedigen. Die meiſten aber laſſen nur eine willkürliche Bedeutung ahnen, oder nur einzelne lebendige Bilder durchſchimmern, und hier muß der Dichter Bedeutung und Bild erſt hervorheben; ſonſt iſt es zwar Stoff zum Gedichte, aber nicht Gedicht ſelbſt. Für Dich ſcheint mir die wahre Bearbeitung der Sagen die zu ſein: Spiel mit den Bildern, Verklärung in der magiſchen Laterne Deiner Phantaſie.

Der Spielmann an dem finniſchen Schloſſe hat mich unter den Sagen, die ich Dir abgeſchrieben, beinahe am meiſten angezogen. Ich kann aber nichts daraus machen. — Daß Du den Bärnhäuter [3]) liegen läßt, iſt ſehr ärgerlich. Ich wünſchte, daß in den Almanach von Dir ein Gewebe von nächtlichen Waldſcenen käme, worein Du auch das weiße Roß verflechten könnteſt.

Für Deine jetzige Neigung für Wald und Gebirgsſcenen ſchiene mir in der That kein Stoff günſtiger, als der gehörnte Sigfried, Drachen, Rieſen, Zwerge u. ſ. w., denen allen noch Charaktere zu geben ſind, ſo wie Du die Nachtfräulein [4]) konſtituirt haſt; Sigfrieds Bett mit Mond und Stern u. dergl.

---

[1]) „Das weiße Roß" (des Grafen Turneck) erſchien im Almanach von 1812.

[2]) Vgl. Brief Nr. 75, S. 185 und zu Bruno S. 184 u. 188.

[3]) S. Brief Nr. 75. Dort ſchreibt Uhland den Namen anders als hier.

[4]) Im „König Eginhard", Nachſpiel der 1. Schattenreihe.

Lies ihn doch wieder! — Du erhältst hiebei auch die ſchlafende Prinzeſſin, ſei Du der Prinz, wecke ſie auf und zeuge ſchöne Kinder mit ihr, die dann die Schar von Rezenſenten werden auffreſſen wollen. — Den ſatiriſchen Brief von Bibliothekar Bleiweis[1]) ſende nur nicht an Kölle, denn Rehfues, der auch Bibliothekar iſt, will einen ſatiriſchen oder vielmehr humoriſtiſchen Almanach herausgeben, wozu Dich auch einzuladen er mir ſchon in Karlsruhe auftrug. — Amaliens Sprache und Sänger werden dem Almanach wohl anſtehen[2]). Das erſtere iſt durch den erſten Vers etwas unklar, wohl nicht durch Sinn und Gefühl, aber durch die Worte. Doch würde ich nichts verändern, auch nicht einmal einige Härten, die ſich leicht ändern ließen. Dieſe Gedichte würden wohl am beſten mit Amalie unterzeichnet. — Was von meinen hier folgenden Ueberſetzungen ſich für den Almanach eignet, magſt Du ſelbſt ſehen. Caſilde iſt nach dem Spaniſchen.

Den Brief von Mayer ſende mir zurück. Die darin ſtehenden Schoberſchen Epigramme hab' ich einmal als eine Auswahl aus vielen an Mayer abgeſchrieben. Du könnteſt ſie etwa in den Almanach nehmen und ſie mit Sch. unterzeichnen[3]). Ich habe Mayer den Geiſt des Jägers (?) abgeſchrieben. Mit meinen übrigen Almanachbeiträgen werd' ich mich gleich einſtellen, wenn Du ſonſt alles beiſammen haſt. Wenn Du die Beiträge von Chamiſſo noch nicht erhalten haſt, ſo ſchreibe doch an Braun, daß die Beiträge für Dich beſtimmt ſeien, und daß er Dir alles ohne Ausnahme und vorherige Auswahl von Fremden zuzuſenden habe, und wie er dazu komme, Hebeln damit zu behelligen? Harpprecht gibt keine Antwort, man kann alſo nicht auf ihn warten. Wie iſt es mit Conz? — Es wäre vielleicht gut, wenn Du das ganze Manuſkript, wenn Du es geordnet haſt, hierher ſchickteſt, damit es etwa von Schwab durchgeſehen würde, um eine gleichförmige Orthographie u. dergl. zu bewirken.

---

[1]) S. Kerners Brief vom 24. Februar 1811.

[2]) Beide erſchienen im poetiſchen Almanach von 1812.

[3]) Iſt geſchehen.

Was Du von anderen für den Druck abſchreibſt, ſchreibe doch ja genau ab! Ich wollte, die Sache käme einmal ins reine. Und die Schatten, die Schatten! — Rickele kann ich nicht ſprechen, wie ich wünſche, da ſie viel bei des alten Hehls iſt, wo ich nicht hingehen mag. — Des Dr. Hehls gefallen mir. Deine wunderlichen Ahndungen, daß Rickele kränker ſei, ſind ohne Zweifel ungegründet, wie Du durch Aſſur beſſer erfahren wirſt. Es müſſen ſich in Dir immer ſo viele Sympathien von allen Deinen Patienten durchkreuzen, daß immer die eine wieder die andere verwiſcht. Den Aſſur habe ich noch nicht geſehen, ich wollte ihm Deinen Brief ſelbſt bringen, traf ihn aber nicht an.

Hermann [Gmelin] war 8 Tage hier und machte mir manche angenehme Stunde. Pregitzer wird erwartet. Kölles Lieder ſollteſt Du doch verteilen. Ein Almanach ohne Proſa ſcheint mir rühmlicher, ich würde ihn ganz einfach: Poetiſcher Almanach für 1812, herausgegeben von J. Kerner[1]), betiteln.

Dein

L. U.

Daß wir von Varnhagen nichts haben, iſt höchſt ärgerlich. Haſt Du ihn denn nichts durch Roſa wiſſen laſſen? Er hätte ſo gut etwas beilegen können.

[Nachſchrift.]

Tübingen, den 16. März 1811.

Weil die fahrende Poſt erſt morgen geht, ſo mußte ich das ſchon zuſammen gemachte Paket liegen laſſen. Geſtern iſt Mayer hierher gekommen, geht aber morgen ſchon wieder. Er ſieht gut aus und grüßt Dich, ob er gleich auf Dich böſe iſt, weil Du ihm nicht antworteſt. Vor einigen Tagen waren wir, d. h. der junge Mayer, Schwab und ich, zu Dr. Hehls eingeladen, wo ich viel mit Rickele ſprechen konnte. Sie ſieht gut aus und freut ſich ſehr, Dich bald mit Aſſur zu beſuchen oder von Dir beſucht

[1]) Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, nur ſtatt „herausgegeben" wurde „beſorgt" geſetzt.

zu werden, wirst Du kommen? Warum schriebst Du nur mir nichts? Schwab, Mayer und ich schicken alle Tage der Doktorin Hehl und der Schrader neue Theelieder [1]) zu. Es ist ein wahrer Wettkampf. Karl Mayer wird auch eines machen. Schwab hat zwei gemacht, und von Dir erwarte ich Succurs von einem halben Dutzend, da Du ja mit Theegeschichten handelst. Das Geisterbuch erhalte ich heute von Conz und sende es Dir, auch den Schlegel samt Brief von Schwab. Wir wollen heute auf die Wurmlinger Kapelle gehen, wärst Du doch bei uns!

Dein

L. U.

---

79. Gustav Schwab an J. K.

Tübingen, den 16. März 1811.

Hier nur ein paar Worte zur Begleitung der Schlegelschen Dramaturgie, die Sie von mir verlangen. Sie werden übrigens in Ansehung des teutschen Theaters keine befriedigende Ausbeute finden. — Von beiliegenden Gedichten, die ich vor ein paar Tagen gemacht, findet das Sonett [2]) vielleicht noch einen Platz in dem Almanach? Kommt er nicht bald heraus, und wie steht es denn mit Ihren Reiseschatten, ich sehne mich danach, als nach alten Bekannten. — Wir haben gegenwärtig recht angenehme Zeit hier, Karl Mayer ist gestern abend angekommen: Uhland, August, Karl und ich werden heute nachmittag einen Spaziergang, vielleicht auf die Wurmlinger Kapelle machen; wären Sie doch auch hier! Aber wenigstens müssen Sie Ihr Versprechen, wovon mir Frieberike gesagt, noch vor den Ferien zu kommen, gewiß erfüllen. — Uhland hat mich Ihre schöne Ballade vom Turnek [3]) lesen lassen, und ist überhaupt recht sehr freundschaft-

---

[1]) Ueber Hehl vgl. Brief Nr. 72. „Die Schrader" war die Frau des Juristen Professor Schrader. Uhlands „Theelied" erschien im Deutschen Dichterwald für 1813.

[2]) Von Schwab erschienen im Almanach für 1812 fünf Sonette.

[3]) Das ist „Das weiße Roß", zuerst im Almanach für 1812 erschienen.

lich gegen mich, ob ich ihn gleich erſt ſeit kurzem her kenne. Leben Sie wohl, lieber Kerner! Köſtlin und Auguſt Mayer grüßen Sie

Ihr tr. Fr.

G. Schwab.

80. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 23. März 1811.

Unſere Briefe durchkreuzen ſich immer; ſo hoffe ich, daß Du nunmehr das Paket erhalten haben wirſt, das mich gegen die Klagen rechtfertigen kann, die Du gegen mich führſt. Du erhältſt nunmehr auch vollends meine übrigen Almanachsbeiträge; ich hätte ſie früher geſchickt, wenn ich ſie nicht nocheinmal hätte durchgehen und beſonders die Ueberſetzungen mit den Originalen vergleichen wollen. Der Ildefons [1]) iſt nunmehr zwar nicht in ganz reine Aſſonanzen geſetzt, allein es ſind doch die Aſſonanzen in denjenigen Zeilen weggekommen, welche nicht aſſoniren ſollen. Das Sonett Liebestod (welches vielleicht beſſer: Erſtorbene Liebe [2]) überſchrieben würde) und den braven Kameraden hab' ich, wenn mich nicht alles täuſcht, damals bei Dir gelaſſen, letzteres nämlich nach meiner, nicht nach Kölles Abſchrift. Sollte es nicht der Fall ſein, ſo laß es mich wiſſen, und ich werde beide Lieder noch einmal ſchreiben. Unter Amaliens Gedichten ſcheint mir Spätherbſt [3]) das originellſte und klarſte; auch Mayer gefiel es ſehr; es iſt in der That ſchön, daß gerade der rauhe Nordwind nach dem ſchönen Süden fährt. Auf die neuen Beiträge bin ich ſehr begierig. Von Schwab haſt Du noch ein Sonett erhalten; ich habe gegenwärtig ſeine Lieder und ſchreibe

[1]) Uhlands „Sankt Ildefons" aus dem Spaniſchen „König Wamba" des Lope de Vega erſchien im Almanach für 1812.

[2]) Dieſe Aufſchrift wurde gewählt. Das Gedicht erſchien mit dem braven d. h. guten Kamerad im Almanach für 1812. Vgl. Brief Nr. 67.

[3]) Erſchien ebenfalls im Almanach.

daraus noch eines ab, das mir sehr gefällt, Du könntest, wenn Du gleicher Meinung bist, etwa seinen Morgen dafür weglassen[1]). Schwab schlug vor, ob Du nicht wolltest das ganze Almanachsmanuskript, wenn Du es geordnet, hieher senden und hier ins reine zusammen schreiben lassen, wodurch wohl allein korrekter Druck erzielt werden könnte; es würde dann auch nicht zu besorgen sein, daß Braun aus Naseweisheit oder des bequemeren Drucks wegen die Blätter anders ordnete, oder diese zufällig in Unordnung kämen. Kölle[2]) stört die ganze Form des Almanachs, denn wenn wir auch die übrigen Lieder so ordnen, wie wir besprochen, so wird doch niemand die beabsichtigte Ordnung erkennen, wenn auf einmal eine Masse von Liedern aller Sorten zwischen inneſteht; man sollte sie geradezu als Anhang hinten hinsetzen; es ist sehr ärgerlich, denn am Ende findet er sich doch getäuscht, da Du ja doch nicht die ganze Sammlung, die er geschickt, aufnimmst. Wegen des Titels hab' ich Dir schon meine Meinung geschrieben. — Morgengefühl[3]) ist mir eines Deiner liebsten Gedichte. Das Ding, das da innen trippelt und pickt, als Vogel darzustellen, ist vortrefflich. Auch die Versart ist sehr passend, und es freut mich, daß Du nicht wie bei vielen Deiner Lieder die erste und dritte Zeile ungereimt ließest, was doch nicht sehr gut klingt, ihrer Statt ist nicht richtig, statt an ihrer Statt; vielleicht könnte man noch eher setzen: an der Statt.

Unter Schwabs Gedichten ist wohl keines, das nicht sehr schöne Stellen hätte, viele sind freilich zu weitläufig. Die Kapelle[4]) ist in der That gut, nur etwa der zweite Vers überflüssig. Wie schön ist: „Wie herabgesenkt aus besseren Zonen". Als ich letzt den Stephansturm wieder las, fiel mir wieder auf, was ich Dir schon bemerkt, daß der Ausdruck: die teutschen Knechte, gerade für dasjenige Volk am wenigsten paßt, das noch

---

[1]) Ist geschehen.

[2]) Kölles Gedichte erschienen beisammen als „Neunte Abteilung".

[3]) Erschien gleichfalls im Almanach.

[4]) S. Brief Nr. 72.

das freieſte unter den Teutſchen iſt und erſt für ſeine Freiheit ſo blutig gefochten hat[1]).

Was Du über mein Urteil von den Schnecken[2]) ſagſt, paßt um ſo weniger, als ich die Schnecken las, ehe ich Stoll kannte, und Du könnteſt von Pregitzer hören, was wir damals darüber ſprachen. Im Ariſtophanes bin ich zu wenig beleſen, um ihn mit den Schnecken vergleichen zu können. Daß ich Stolls Gedichte „verachte", iſt ebenſo wenig wahr, als daß er mir als Menſch „zuwider" iſt. Darum brauche ich aber noch nicht ſeine Gedichte zu überſchätzen, noch ſeine Schwachheiten als Herrlichkeiten anzuſehen. Ich kann mich in meinem Urteil über ihn irren, Du aber ebenſowohl. Du begehſt vielleicht bei Hebel denſelben Fehler, den Du mir bei Stoll Schuld gibſt. — Mayer war nur einen Tag hier, am folgenden Tage begleitete ich ihn bis Waldenbuch. Wir waren zuſammen bei Rickele, er wird Dir ſelbſt ſchreiben, welchen Eindruck ſie auf ihn gemacht. Sie wollte mir ſelbſt Deinen letzten Brief überbringen, leider! war ich nicht zu Hauſe. Mayer will auf den Sommer wieder hieher kommen und dann auch Dich beſuchen. Pregitzer war auch auf einige Tage hier mit Peterſen.

Das Pantheon habe ich nicht, aber Schwab hat es beſtellt. Dein Volkslied[3]) iſt hübſch. Da nun ſo viele Gedichte für den Almanach vorhanden ſind, ſo könnte man immer mehr Auswahl treffen, auch unter den meinen, ich konnte leider den Almanach nicht ausſtatten helfen, wie ich es gewünſcht und vielleicht zu anderer Zeit gekonnt hätte. Wie iſt es denn mit Conz? er hatte ja noch etwas verſprochen? Für Roſenwald würde freilich die Einteilung in Jahreszeiten nicht paſſend ſein. — Warum ſchreibſt Du nie was von den Schatten?

Lebe wohl

Dein

L. Uhland.

---

[1]) S. Brief Nr. 63.

[2]) S. Brief Nr. 33.

[3]) Vermutlich das „Wanderlied" (Wohlauf! noch getrunken ꝛc.).

Köſtlin ſollte ſtatt der toten Chiffren, wenn er ſich nicht nennen will, einen erdichteten Namen annehmen[1]), es gibt auch dem Almanach mehr Anſehen.

Vergleiche meine Beiträge mit dem Verzeichnis, das Du haſt, ob es alle ſind. Abſchied hab' ich abſichtlich weggelaſſen, weil es für dieſen Almanach zu altväteriſch iſt[2]).

---

81. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 24. März 1811.

Endlich[3]) hörte ich wieder ein Wort des Lebens von Dir, aber doch hab' ich nicht erhalten, was ich ſo ſehnlich erwarte, Deine Beiträge und Amaliens Gedichte. Rickele hat mir zwar Amaliens Aufſätze in Proſa und die Briefe geſandt, aber die Gedichte ſuche ich vergebens darunter.

Ich kann nichts ordnen, ſo lang ich Deine Beiträge nicht erhalten, und ich weiß gar nicht, warum Du ſie zurückbehältſt!!!?

Dein Rechberger iſt ſehr herrlich, item Caſilde, kommt die aber nicht im Herder? Item iſt das Heldengedicht ſehr ſchön, die Legende ſollte bedeutender ſein, mein' ich.[4]) Ueber den Thee hat Varnhagen viele Gedichte.

Ich habe nun den Almanach, ſo gut ich ohne Deine Beiträge konnte, alſo geordnet. Deiner zwei notirten Gedichte: „An Sie" und „Der nächtliche Ritter" erinnere ich mich nicht mehr beſtimmt, weiſe ihnen eine Stelle an.

Ich will den Almanach in Abteilungen ſtellen; vor jede Abteilung ſoll ein Blatt kommen mit den Worten: Erſte Abteilung — Zweite Abteilung u. ſ. w. oder wie meinſt Du??

---

[1]) Köſtlins Beiträge erſchienen unter L. N.

[2]) Vermutlich das von K. Mayer in ſeinem „Ludwig Uhland" 1, 52 zuerſt mitgeteilte Gedicht „Der Abſchied".

[3]) Der Brief kreuzte ſich mit dem Uhlands vom 23. März.

[4]) Junker Rechberger und die ſpaniſche Legende Caſilde erſchienen im Almanach für 1812. Vgl. den folgenden Brief.

Der Inhalt, der vor das Werk gedruckt würde, lautete ungefähr so, daraus kannst Du die Reihenfolge der Gedichte erkennen:

(Es folgt nun eine genaue Inhaltsangabe des Almanachs in zwölf Abteilungen. Uhland hat dazu im folgenden Brief einige Aenderungen vorgeschlagen, die dann Kerner angenommen hat. Von den notirten Gedichten sind im Almanach folgende weggeblieben: Romanze von Rosa Maria; Der Morgen von Gustav Schwab; Ständchen von Floridan; Gute Nacht, Volkslied; Zum Abschied von ?; Aussicht von Otto H. Graf von Löben; Wanderlied von L. R. (H. Köstlin). Kerners Gedicht „Der Pilger" ist hier noch als „Der Wanderer zum Wolkenschloß" bezeichnet und Uhlands Sonett „Erstorbene Liebe" als „Liebestod". S. Brief Nr. 67. In der letzten (12.) Abteilung ist auch „Der erste Bärenhäuter" von J. Kerner aufgeführt. Das Stück erschien aber erst im Jahr 1835.)

Ich habe Deinen Namen bei Deinen Liedern nicht beigesetzt, weil Du einige scherzeshalber mit einem erdichteten Namen unterzeichnen solltest, wähle, welche [1])?

Sende mir überhaupt Deine Beiträge doch endlich mit Amaliens Gedichten. Dann ist alles bald im reinen und ich werde Dir das Ganze geordnet zusenden zur Durchsicht. Beiträge haben wir, glaub' ich, genug ...

Jean Pauls Aesthetik [2]) wünschte ich sehr von Dir zu erhalten. Ich würde gerne kommen, besonders bei so einladendem Wetter, wenn mich nicht neue Krankheiten, Gallenfieber, abhielten, an welchem letzteren auch der Amtmann darnieder liegt. Ich beneide Dich um Dein Leben in Tübingen. Schreibe! Sende!

Dein

Ch. J. K.

---

81 a. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 27. März 1811.

Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 24., den ich sogleich beantworte. Bei dem nunmehrigen Stand der Dinge gefällt

---

[1]) Uhland wählte den Namen „Volker" und die Unterschrift —d.

[2]) D. i. „Vorschule der Aesthetik" (Hamburg 1804).

mir Deine Einteilung des Almanachs. Ich schlage jedoch einige Aenderungen und hienach folgendes Schema vor:

(Wir geben hier nur die Aenderungen, die Uhland vorgeschlagen und Kerner acceptirt hat. Zur ersten Abteilung wünschte Uhland sein Gedicht „An Sie" noch beigefügt, bei der zweiten seine altfranzösischen Stücke ausgelassen und seinen „Nächtlichen Ritter" hinzugefügt. Der dritten gab er die Aufschrift „Jahres- und Tageszeiten", der vierten „Wander-, Jagd- und Kriegslieder", „die ihre Einheit im regeren Leben haben"; der fünften „Wehmut- und Liebeslieder". Die sechste Abteilung hatte Kerner mit „Vermischte Gedichte" bezeichnet; Uhland schlug vor „Gedichte, die Sänger und Gesang betreffen". Siebente Abteilung: „Gedichte, die die jetzige schlimme Zeit und den Trost dagegen betreffen". Achte: Sonette und Distichen. „Von hier an würden nämlich die Gedichte beginnen, welche nicht gerade durch Aehnlichkeit des Stoffes, aber durch Identität der Form, des Zeitalters oder der Verfasser zusammengehören. Das Sonett ist gewissermaßen das romantische Epigramm, wie das Distichon das antike." Das übrige ist unverändert; nur „Das Schlachtfeld" von Fouqué, das Kerner als elfte Abteilung setzte, stellte Uhland zur zwölften; für die elfte bestimmte er seine altfranzösischen Poesien mit der Motivirung: „Da die altfranzösische Poesie noch so sehr unbekannt ist, so wäre es vielleicht nicht uninteressant, wenn diese Gedichte beisammen stünden und so mehr in Masse wirken könnten. Auch wäre mehr Abwechslung, als wenn alles Romanzenartige gleich im zweiten Abschnitt zusammengedrängt stände." Weitere Aenderungsvorschläge folgen nachher.)

Eine andere Frage ist nun, wie diese Einteilung äußerlich am bequemsten eingerichtet wird, der Name Abteilung, der immer wiederkehren würde, lautet so prosaisch, Buch möchte besser lauten, aber die Bücher wären zu klein, ferner würden die zwölf weißen Blätter, auf welchen nichts stände als Erste Abteilung ꝛc. nicht gut lassen und den Zusammenhang zu sehr unterbrechen. Ich würde daher raten, die Abteilungen im Fortgange des Almanachs selbst nur durch eine etwas große Ziffer: 1. 2. 3. ꝛc. zu unterscheiden und zwar so, daß die Gedichte erst in einigem Zwischenraume unter dieser Ziffer anfingen; damit aber diese Ziffern verständlich wären, dem Almanach folgendes Schema voransetzen:

(Folgt die „Ueberſicht", wie ſie nachher dem Almanach vorgedruckt wurde, nur blieb da die (7.) Abteilung „Schlimme Zeit" weg und die 6. Abteilung erhielt die Ueberſchrift Geſang [ſtatt die Sänger]. So wurden es 11 ſtatt der urſprünglich beabſichtigten 12 Abteilungen.)

Am Ende des Almanachs würde dann ein alphabetiſches Regiſter ſtehen, wie in den Schlegelſchen und Seckendorfſchen Almanachen. Was in jeder Abteilung beſonders für Gedichte ſtehen, auch noch aufzuzeichnen, wäre unnötig und würde pedantiſch ausſehen; ein alphabetiſches Verzeichnis aber iſt doch notwendig. Auf dieſe Art käme der Name Abteilung nur einmal vor und die weißen Blätter wären vermieden. Der Abteilung: Schlimme Zeit fehlt es allein noch; denn Münſters Klage bezieht ſich, wenn ich mich nicht irre, nicht auf das Verderben der Zeit. Wie iſt zu helfen [1])?

Die Chiffer L. N. könnte diejenigen, die mir zu viel Gutes zutrauen, glauben laſſen, als wären dieſe Gedichte von mir, da die beiden Buchſtaben in meinem Namen ſind [2]). Die nunmehrige Abteilung würde es um ſo nötiger machen, die Gedichte in Ein Heft zuſammen zu ſchreiben. Schwab, die beiden Mayer, A. Köſtlin und ich ſind zur Abſchrift bereit. Es würde jeder ſeine Partie bekommen, die er auf Papier von gleichem Format abſchriebe, was nachher zuſammengeheftet würde; was uns zu viel würde, könnten wir einem Abſchreiber geben. Bedenk es, und wenn es Dir anſteht, ſchicke das Manuſkript gleich, auch dasjenige, was Du ſchon abgeſchrieben.

Caſilde [3]) kann nicht im Herder ſtehen, da ich es nicht gerade überſetzt, ſondern aus einer größeren ſpaniſchen Erzählung in Proſa genommen habe. Mayer und die anderen meinten, es wäre nicht ſogleich verſtändlich. Dagegen hat ihnen die Legende wohlgefallen, die Dir mißfällt; ihre Bedeutung iſt bloß die, daß die Totgeglaubte mit doppeltem Leben aus den Wellen hervortritt.

Dein L. U.

---

[1]) Dieſe Abteilung blieb weg. S. oben.

[2]) Mit L. N. wollte Köſtlin ſeine Gedichte unterzeichnen, wie es nachher auch wirklich geſchah.

[3]) Siehe den vorhergehenden Brief.

82. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 1. April 11.

Ich habe durchaus jetzt nicht die geringste Ruhe, komme beinahe nur alle ander Tage aus den Kleidern und zum Schlaf. Wie wenig Luſt ich fühle, jetzt an die Ordnung des Almanachs zu gehen, kannſt Du Dir denken. — Hier folgt alles in der Ord- oder Unordnung, in der es iſt. Ich bitte Dich, ſtelle alles nach Deinem Sinne zuſammen, und es iſt auch mein Sinn. — Da Du die meiſten Beiträge lieferſt und Herausgeber einmal genannt werden müſſen, ſo bitte ich Dich innigſt, den Titel des Almanachs, wie ich ihn ſchrieb, zu laſſen und kein graſſer und ſtarrer Menſch zu ſein. Das Ende meines Stephansturms ändere nach Gutdünken. Das aſſuriſche (?) Volkslied (?) ſoll auch aufgenommen werden, laß alles zuſammenſchreiben, Braun wird es bezahlen. Die Maienblumen[1]) findeſt Du auch unter dem Manuſkript. — Deinen guten Kameraden ſetze bei. —

Ich ſchrieb Braun, man könnte im Almanach bei Deinem Namen bemerken: daß Deine ſämmtlichen Gedichte in dieſer Verlagshandlung erſcheinen. Wir müſſen doch ſehen, den Braun ſo viel als möglich zu gewinnen, und er iſt wahrhaftig billig. Ich habe ihm den Leviten infam geleſen, und er iſt doch wieder ſehr willig[2]). Was für ein Sonett von Dir kommt denn in den ſüddeutſchen Miscellen[3]), nach Kölle? Du ſollteſt alles beim Almanach laſſen. Die K. Mayers Gedichte findeſt Du im Büchlein. Beſorge doch nur alles bald. — Mit Druck und Form bin ich ſehr zufrieden. Zeig den Bogen auch dem Rickele. Sollten noch Blätter zum M. S. fehlen, ſo ſchreib alsbald, überhaupt ſchreib!!!!

---

[1]) Gedicht von Floridan. S. Brief Nr. 59.

[2]) Das zeigt Brauns Brief vom 22. März, in dem er ſich entſchuldigt. Er ſchreibt darin auch: Zu den Bärenrittern konnte ich noch keinen Liebhaber finden.

[3]) In den „Süddeutſchen Miscellen für Leben, Literatur und Kunſt", herausgegeben von Rehfues, erſchien 1811 das Sonett „Vorſchlag" als „Tauſch".

Folgendes Volkskriegslied hab' ich von des Spezials [Dekans] Tochter erhalten. Es ist nicht schlecht, könnten wir es nicht zu den Kriegsliedern im Almanach[1]) setzen? Doch es ist bloß witzig. —

Auf, lustig, ihr Brüder, das Ding freut uns prächtig,
Der General von Preußen wird Landau nicht mächtig.

Er schickt sein' Trompeter und laßt dahin sagen,
Daß er die Festung, das Land auch woll' haben.

Der General von Landau antwortet ihm drauf:
Wir geben die Festung, das Land auch nicht auf.

Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei,
Und haben wir das Mehl nicht, so haben wir den Spreu.

Und liegt auch die ganze Stadt bald in der Asche,
Noch brennt das Schnupftuch uns nicht in der Tasche.

Und haben wir kein Wasser, so haben wir Blut,
Das soll herausspritzen und löschen die Glut.

Casilde[2]) ist, bei Gott! verständlich genug. Die Legende ist auch schön und als altfranz. merkwürdig. — Man könnte ja die franz. und spanische Sachen zusammennehmen. —

Des Münsters Klage kann man sehr wohl nach meinem St. Turm unter die Abteilung: „Schlimme Zeit" setzen[3]). Lieber! Gott segne Dich! Assur kam soeben an und geht morgen wieder. Er kam bloß, um mir zu sagen, daß Rickele sich, seitdem sie mit Geschäften ꝛc. überhäuft wird, gar nicht wohl befindet. Wahrhaftig! Du solltest doch mehr Sorge für sie tragen — es wäre gewiß dies Dein — herrlichstes Lied . . .

Durch den Boten folgen die Manuskripte . . .

Ich kann Dir diese Lieder, die ich erst erhielt, nicht lange vorenthalten. Wolltest Du nicht die besten davon abschreiben

---

[1]) Wurde nicht aufgenommen.

[2]) S. Brief Nr. 81.

[3]) „Des Münsters Klage" von L. N. (Köstlin) erschien dann auch wirklich an dieser Stelle. Die Abteilung „Schlimme Zeit" blieb weg (s. Brief Nr. 81a), dafür erschien das Gedicht in der fünften „Wehmut und Liebe".

und mit Aſſurs Unterſchrift an Mad. Chézy ſenden. Sie ſind meiſtens ungemein herrlich. Teile das Ganze auch mit dieſen beiden Briefen Mayern in Heilbronn mit, der es mir wieder zuſenden ſoll.

Lebe wohl!

K.

Wildbad, den 5. April 11.

---

83. Karl Heinrich Köſtlin an J. K.

Stuttgart, den 6. April 1811.

... Ich leſe gegenwärtig nichts als den deutſchen Plato. Im Plato weht durch und durch poetiſcher Geiſt, oder vielmehr dieſer ſchwebt als heiterer Aether über dem Ganzen, während des Ringens des Verſtandes unter ihm und der fortgehenden Fulgurationen des Witzes und Scharfſinns.

Das „Morgengefühl“[1]) iſt mir gar wohl bekannt. Es geht mir morgens immer ſo, daß ich mit Bangigkeiten, ja mit Schrecken erwache, und mich erſt mit Trägheit faſſen und zuſammen nehmen muß, um mich gebrauchen zu können. Die Entzweiung zwiſchen Wille und Handlung, der Streit deſſen, was ich möchte und ſollte, und deſſen, was ich zu ſtande bringe, dieſer Streit iſt es, der all meinen Unfrieden macht, beſonders im ärztlichen Leben. Es muß mir aber mit Gottes Hilfe gelingen, hierin zur Einheit und Ruhe noch durchzudringen, und ich achte dieſe ſtets wiederholte und unabläſſige Spannung meiner moraliſchen Kräfte für den einzigen reellen Vorzug des praktiſchen Lebens.

Alſo Du magſt an kein individuelles Wiederleben glauben? Freund, ich glaube, daß gerade die Perſönlichkeit das Ewige iſt, was von Ewigkeit war und iſt, und daher nicht wieder aufzuleben erſt braucht. Jeder Menſch ſetzt ſich ſo, wie er iſt und thut, auf ewige Weiſe voraus und iſt nur durch ſich ſelbſt geſetzt. Das Ich iſt nur ſeine eigene That. Das Abfallen der

---

[1]) Vgl. Kerners „Morgengefühl“ (S. 198) und den Brief Nr. 122.

Blätter, das Vergehen des gestern Gewordenen ist gerade die Bürgschaft eines Ewigen, das in dem Vergänglichen steckt, ohne was das letztere gar nicht erscheinen könnte, denn es ist nichts für sich, man kann nicht einmal von ihm sagen, daß es seie, sondern nur, daß es werde und vergehe. Aber dieses Werden und Vergehen ist, wie z. B. die Schicksale und die das Schicksal machenden Gedanken und Handlungen des Menschen, durch einen innern an sich ewigen Grund oder Begriff, durch die Ichheit des Menschen, von Ewigkeit her bestimmt. — Wahrlich, wenn Du so fortfährst, so planmäßig zu philosophiren, so muß ich Dich noch am Ende an Dein sittliches Bewußtsein mahnen, ob Du nicht Dich wenigstens als den ewigen und selbstbestimmenden Grund aller Deiner Thaten und Handlungen (so wie Deiner Gedanken und Erkenntnisse) hier fühlen und anerkennen mußt?

Ich muß hier kurz abbrechen und schließen. Bald ein Mehreres

stets Dein

C. H. Köstlin.

---

84. Amalie Schoppe an J. K.

Hamburg, den 27. April 1811.

Also mit dem traulichen Du soll ich Dich begrüßen? Es ist geschehen, obgleich ich nicht glauben kann, daß wir uns nie wiedersehen — nein, mein Freund! eine frohe, schöne Ahnung sagt mir, ich werde Dich wiedersehen, all die Wonnen wieder fühlen, die Deine Nähe mir einst gewährte. Diese Nacht im Traume sah ich Dich; mir war, als ob Du stets hier bleiben würdest, und Rosa [Maria Varnhagen] war bei mir — ich war sehr glücklich! — Deine Meinung von der Nähe der Geisterwelt an uns hat sich mir wieder bestätigt; ich muß Dir erzählen, wie?

Mir starb vor vier Wochen eine sehr geliebte Stiefschwester, der ich unendlich teuer war, die mit ganzer Seele nur mich liebte ... Am Mittwoch Morgen am 20. April sitze ich mit meiner lieben Minna ruhig auf meinem Zimmer und lasse sie mir laut vorlesen. Es schlug eben eilf Uhr, da las sie den

ſchönen Geſang von Klopſtock: Auferſtehen, ja auferſtehen wirſt du mein Staub nach kurzer Ruh'! — Da erfaßte mich eine ſo *tiefe, unbeſchreibliche Wehmut, daß mir die Thränen in* Strömen herabrollten und ich ins andere Zimmer gehen mußte, um mich zu faſſen, welches mir jedoch in einer Stunde erſt gelang, wo ich denn endlich ruhig ward. In meinem ganzen Leben hatte ich dieſe Empfindung nicht gehabt; ich glaubte, ich müßte ſterben. Am Abend erhielt ich einen Brief von meinem Vater, worin er mich bat, ſchnell zu kommen, denn meine Schweſter Marianne welle nicht eher ſterben, bis ſie mich geſehen hätte — ich eilte hin — fand ſie aber nicht mehr — am Mittwoch um eilf Uhr war ſie ſchon geſchieden, indem ſie ſich von ihrer Schweſter Lucie den nämlichen Geſang, der mich in ihrer Sterbeſtunde ſo gewaltig gerührt hatte, hatte vorleſen laſſen, und zwiſchen jeden Vers rief ſie Lucien zu: „Lucie, laß mich noch nicht ſterben, wenn ich die Augen ſchließe, ſo rufe meinen Namen, denn ich muß erſt noch meine Amalie ſehen — wenn ich jetzt ſterbe, iſt die Schuld Dein. — Ich muß bis zum Abend leben, dann kommt meine Schweſter." — Du kannſt denken, mein Freund, welchen Eindruck das alles auf mich machte, und ich bin jetzt mehr denn je von der genauſten Verbindung der Geiſter und Körperwelt überzeugt . . .

Unſterblichkeit.

Der Blätter ſchöner Schmuck entfällt den Bäumen,
Das Grün entweicht, der Blüten reiche Farben,
Sie ſanken längſt dahin. Ach! alle ſtarben,
Sobald der Herbſtwind herrſchte in den Bäumen;
So ſinket einſt auch unſerer Blätter Fülle
Und ſchön're Blüten, durch den Lenz geboren;
Doch was gereift, bleibt ewig unverloren:
Damit dereinſt ihm Leben neu entquille.
Die Erde nimmt die heitern Kinder alle,
Bewahrt ſie treulich vor des Winters Strenge;
Und kehrt die Zeit der Liebe und Geſänge,
So ruft ſie jede, daß ans Licht ſie walle.
Sie treibet eilig aus den nächt'gen Thoren:
So werden ſie der Erd' von Erd' geboren!

Amalie.

Dieſe Worte ſchrieb ich einſt nieder, ich glaube nicht, daß ich ſie Dir je geſchickt habe, darum ſchrieb ich ſie Dir jetzt ab. — Wie hold muß ſich der Lenz in der Gegend zeigen, wo Du lebſt; ich fühle, welche unendliche Weihe und Wonne er über mich ausgießt, obgleich die Gegend kaum erträglich zu nennen iſt gegen das Paradies, worin Du lebſt. O, wenn ich mit Dir die Gebirge erſteigen, an den Quellen und Bächen mich erlaben könnte! O wenn, wenn! . . .

Adjeu, Juſtine — adjeu, mein Freund, leb wohl!

Tauſend Grüße Deiner Freundin von ihrer Schweſter, tauſend Lebewohl und Umarmungen ihr! Gott gebe Dir Kraft und erhalte Deine Freundſchaft Deiner Freundin, die es mit ganzer Seele iſt.

Deine Amalie.

85. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 4. Mai 1811.

Ich hoffe, daß Du glücklich im Wildbad angekommen. An dem Tage, da Du weggingſt, wurde mein Onkel Doktor unpäßlich, und Du würdeſt, wenn Du noch dageweſen wäreſt, wahrſcheinlich haben vikariren müſſen; es iſt übrigens bald beſſer worden.

Du erhältſt hier endlich den allervortrefflichſten Almanach [d. h. das Manuſkript desſelben]. Er hat mir noch verfluchte Mühe gemacht. A. Mayer kam erſt vorgeſtern mit dem Manuſkript. Einige Tage vorher waren die Originale, auf Deinen Strafbrief, von K. Mayer angekommen, deſſen Brief Du hiebei erhältſt. Sende nun das Manuſkript ſobald als möglich an Braun und treibe an ihm, daß er den Druck beſchleunigt. Auch bitt' ich Dich, nicht, nach Deiner beliebten Manier, das Heft wieder aufzulöſen und zu verwirren, da wir es mit ſo vieler Mühe geordnet. Zugleich leg' ich noch einige Gedichte von Kölle, Fouqué, A. Mayer, Conz ꝛc. bei, die ich nicht in das Heft genommen, ſondern Dir überlaſſe, was Du noch beifügen willſt oder nicht. Löbens Ausſicht habe ich geſtrichen, weil am Ende doch wenig darin übrig bleibt, was, mir wenigſtens, verſtändlich wäre;

dagegen hab' ich Bitte von Löben beigesetzt[1]). Unter den neuen Gedichten von A. Mayer gefielen mir Verboten und der Sänger an seine Lieder wohl[2]). Weniger bedeuten seine zwei neuen Sonette. Streiche sie weg, wenn sie Dir nicht gefallen, besonders das letzte. Das Distichon im Schauspiel von A. Mayer, möchte auch wegzustreichen sein, da es nicht gut versifizirt ist, was bei griechischen Silbenmaßen immer ein bedeutender Fehler ist. Kann wohl Karl M.' vereiteltes Lied bleiben[3])? Wenn noch Rehfues' Ballade nachfolgte, so wäre sie nach dem Gastwirt und vor den Raben in der zweiten Abteilung zu setzen[4]). Nur mußt Du alles, was Du noch wegstreichst und aufnimmst, auch im Register bemerken. Sollte Köstlin noch einen Namen annehmen, wiewohl mir seine Zeichen auch gefallen[5]), so setze ihn im Register an die rechte Stelle, damit uns die Rezensenten nicht vorwerfen können, wir verstehen das A. B. C nicht. Auch gib acht, daß, was Du noch beisetzest, richtig geschrieben sei.

Die beiden neuen Küninger[6]) gefallen mir nicht sonderlich. A. Mayer hat meinen guten Kameraden recht gut komponirt. Das Notenblatt folgt hiebei. Braun sollte es auch abdrucken lassen, es wäre ein guter Kamerad zu dem Liede[7]).

Empfiehl dem Braun doch ja hübsches Format (das Schlegelsche), gutes Papier und nicht zu großen Druck. Auch sollen Ueberschriften, Noten u. dgl. im Druck hinlänglich unterschieden werden. Es wäre zu wünschen, daß die Gedichte nicht aneinander fortliefen, sondern ein jedes eine besondere Seite an-

---

1) Beide erschienen nicht im Almanach. Vgl. Brief Nr. 86.

2) Beide erschienen im Almanach, ebenso zwei Sonette; das Distichon erschien dagegen nicht.

3) Blieb weg.

4) Von Rehfues enthält der Almanach keinen Beitrag.

5) Vgl. Brief Nr. 80 ff.

6) Unter diesem Namen veröffentlichte Kölle vier Gedichte.

7) In einem späteren Brief schreibt Kerner: „Die Noten zum guten Kameraden werden nun billig unterbleiben." Schade, daß dies geschah. Die Noten haben sich im Nachlaß nicht mehr gefunden.

ſinge, in der Art, wie ſie geſchrieben ſind. Bloß die Diſtichen würden eine Ausnahme machen. Leg ihm recht ans Herz, auf Vermeidung der Druckfehler acht zu haben, wodurch kleine Gedichte ſo ſehr entſtellt werden. Fordere ihn auf, uns gleich nach beendigtem Druck die Bogen hierher zu ſenden, damit ein Druckfehlerverzeichnis gemacht werden kann, denn Dir iſt doch nicht zu trauen[1]). Beſonders aber ſoll er, ohne Dich vorher befragt zu haben, durchaus nichts beiſetzen, weglaſſen oder die Ordnung ändern, die mit ſo vielem Bedacht gewählt worden.

Ich hoffe, daß Du den Titel ſo laſſen werdeſt, wie er iſt, wenigſtens in keinem Fall meinen Namen beifügen werdeſt, wodurch Du mich auf immer von der Sache entfremden würdeſt.[2])

Morgen will ich nach Stuttgart gehen; ich verſchob die Reiſe indes, weil ich den Almanach noch ins reine bringen wollte. — Wie iſt es mit Fouqués wahnſinnigem Kriegsknecht?[3]) etwa fürs nächſte Jahr? Dein Schatzkäſtlein hab' ich von Vliſers[4]) erhalten. Schnurrer[5]) hat es gegenwärtig. — Die Originale vom Almanachmanuſkript bleiben in meiner Abweſenheit bei Schwab und Mayer. Sei doch beſorgt, daß das Manuſkript ſicher zu Braun gelange, und packe es recht tüchtig. Beſonders aber mache, daß der Druck ſchnell vor ſich geht. — Mit Kupfern, die wir nicht vorher geſehen, möge uns Braun verſchonen, überhaupt iſt's beſſer, gar keine.

Du kannſt mir nun hieher ſchreiben, wo mir dann meine Eltern den Brief nachſchicken, oder nach Stuttgart unter Köſtlins Adreſſe, was beſſer iſt.

Im Roſenlied würde die kräftige Strophe: Willſt Du

---

[1]) Uhlands Anordnungen wurden befolgt.

[2]) Uhland hat übrigens doch beim Deutſchen Dichterwald (1813) ſeinen Namen dem Titel beifügen laſſen.

[3]) Erſchien als „Der Wahnſinnige" im Deutſchen Dichterwald (1813).

[4]) Buchbinder in Tübingen. S. Brief Nr. 88.

[5]) S. Brief Nr. 23.

bleicher ꝛc. beſſer nach der: Selten mag man ꝛc. ſtehen. Ich hab' es durch Zahlen bezeichnet[1]).

Das erſte von den Schoberſchen Epigrammen ſteht ſchon in Deiner Sammlung[2]).

Daß nur auch die Abtheilungen im Druck gehörig unterſchieden werden, Braun ſoll die Pagina in die Regiſter ſetzen.

Ich habe die bemerkten zwei Sonette von A. Mayer doch noch herausgenommen, gefallen ſie Dir, ſo klebe ſie wieder hinein[3]).

Dein

L. Uhland.

---

86. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 18. Mai 1811.

Das Manuſkript kam gut an mit beiliegendem Brief von Varnhagen. Ich habe nichts im mindeſten an allem geändert als Folgendes: 1) die Bitte von Löben hab' ich ausgeſtrichen, es iſt wahrhaftig kein Verluſt, das Ding iſt ziemlich verzwickt[4]). Dann hat Varnhagen vier Gedichte geſandt, die hab' ich 2) eingerückt. Das erſte iſt ein Winterlied, das zweite ein Tageslied, das dritte, das Dir bewußte antifranzöſiſche, that ich unter den Artikel „ſchlimme Zeit"[5]), wiewohl es zu auffallend iſt, als daß es die Cenſur wird paſſiren laſſen, wie ſchon mit meinem Stephansturm der Fall ſein wird. Das vierte endlich iſt ein Sonett, wenn ich nicht irre, ſchrieb er es in Dein Stammbuch. Das antifranz. Lied iſt gar herrlich und ebenſo herrlich ſind

---

[1]) Uhlands Rat wurde von Kerner befolgt. Das „Roſenlied" von Floridan (vgl. Brief Nr. 59) eröffnet den Almanach.

[2]) Von Schober (ſ. Brief Nr. 7) erſchienen fünf Epigramme im Almanach.

[3]) Vgl. oben Seite 210 Anmerkung 2.

[4]) Vgl. Brief Nr. 85.

[5]) Dieſer Abſchnitt blieb weg. Von Varnhagen brachte der Almanach vier Gedichte: Wiederſehen; An eine ſchöne Frau; Romanze. Aus dem Franzöſiſchen; An die Freunde.

die zwei anderen Gedichte, die beſten, die ich je von ihm las. Ich habe an Mad. Schlegel ein paar Zeilen geſchrieben, denen Braun ein Exemplar der R. Schatten beilegen muß, mich im Gedächtnis zu erhalten, beſonders wegen dem zweiten Jahrgang des Almanachs, von dem noch nicht der erſte Jahrgang erſchien. 3) Hab' ich noch was geändert, den L. N. taufte ich Sebaſtian Schacht. Von dem Taufnamen Sebaſtian ſchrieb er mir ſelbſt einmal. Ich wähle den Namen Schacht wegen ſeiner Tiefe und weil ſein wahrer Name, wenigſtens eine Inſignie in ſeinem Wappen, mit einer Schacht—el Aehnlichkeit hat [1]).

Den Brief von Varnhagen nehme mit nach Tübingen und übergebe ihn dort dem Rickele, aber gewiß, ſonſt ſende ich Dir keinen Brief mehr, auch den Aſſur wird er intereſſiren. Varnhagen hat ſeinem Brief ſehr ſchöne Ausſchnitte beigelegt, die hat das Rickele.

Ich habe dem Braun alles, was Du in Deinem Brief ſchreibſt, feſt eingebunden und zweifle nicht, daß er es gut einrichten wird.

Zwei Exemplare der Reiſe-Schatten habe ich an Köſtlin geſandt und zweifle nicht, daß Du dort eins erhalten. Schreibe mir auch etwas darüber. Beſonders ſende mir doch Rezenſionen darüber, wenn Du irgendwo findeſt, denn hieher gelangt kein Blatt der Art, wir haben lauter Nadelholz (ſatiriſche Blätter), dieſes paßt übrigens nicht in den Text. Daß Du dem Schnurrer mein Schatzkäſtlein [von Hebel] ließeſt, ſtatt es mir mit dem Manuſkript zu ſenden, iſt ſehr unbillig. Schnurrer kann es in Tübingen (der zwei Buchhandlungen nicht zu gedenken) von vielen Orten her erhalten, ich aber bin ganz hier verlaſſen und ohne Bücher außer ſolchen, die ich ſchon zu wiederholtenmalen las. Hier hätteſt Du Dein Jus, das Du ſonſt öfters am unrechten Orte (z. E. auf Spaziergängen) anbringſt, recht gut in Dir reden laſſen können. Merk's, Alter! — Du könnteſt wohl an Breslau ſchreiben. Seine Adreſſe iſt: Hr. Dr. Breslau Lit. D. Nr. 46 in Augsburg. —

---

[1]) Vgl. die Briefe Nr. 81 f. 87. 89.

Denke! Staudenmayer wird das hieſige Bad gebrauchen und kommt bis Anfang des nächſten Monats, Du ſollteſt da auch kommen und das Rickele mitbringen. (Braun läßt nun alle Kupfer weg, worin er gar gut thut.) Es fällt mir noch bei, daß ich eine Ballade von mir „Graf Eberhardt der Greiner im Wildbad“ dem Almanach noch zuſetzte. Rickele hat ſie, auch Varnhagens Brief. Da Du nun wohl, indes ich dieſen Brief ſchreibe, wieder nach Tübingen zurückgekehrt ſein wirſt, ſo ſende ich ihn dahin ...

Viele Grüße Deinen Eltern, Aſſurn, Schwab, Mayern.

Beſuche doch nur auch das Rickele!

Ewig Dein

Kerner.

Haſt Du auch den komiſchen ärgerlichen Druckfehler in den Schatten bemerkt, in dem alten Gedichte über Hans Sachs — ein Amtmann blaß, ſtatt ein alt Mann blaß[1])? Ueberhaupt finden ſich noch ziemlich viel vor ...

---

87. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 25. Mai 1811.

Seit zwei Tagen bin ich wieder hier. Drei Tage brachte ich in Heilbronn ſehr angenehm zu. Die Schatten erhielt ich von Köſtlin, vielen Dank dafür, und ein andermal mehr darüber, da ich ſie noch in Stuttgart habe.

Beiliegendes Gedicht ſchickte Rehfues[2]) für den Almanach. Es iſt gut erzählt, aber ſehr frivol. Es kommt auf Dich an, ob Du es aufnehmen willſt. In dieſem Falle würde es am beſten vor den Raben von Kurd ſtehen, ſo daß deutſche, franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche Stücke nach einander folgten. Zu den altfranzöſiſchen paßt es nicht, da es mehr modern bearbeitet iſt.

---

[1]) Reiſeſchatten XI, 1. In der Ausgabe in den „Dichtungen“ (3. Aufl. 1841) II, 199 iſt der Fehler getilgt.

[2]) Von Rehfues (ſ. Brief Nr. 7) erſchienen im Almanach keine Gedichte. S. Brief Nr. 89.

Der Name Sebastian Schacht lautet, nach meinem Bedünken: 1) lächerlich, 2) jüdisch, 3) wie Erasmus Schleicher ꝛc., 4) schwerlich nach Köstlins Absicht. Die Chiffre L. N. gefiele mir am Ende doch am besten[1]).

Da Du mir über das Schatzkästlein [von Hebel] nichts gesagt hattest, so wußte ich nicht, ob ich es Dir schicken sollte, oder was Du sonst damit vorhättest. Deswegen fragte ich bei Dir an, und gab es Schnurrern nur, weil ich es Dir doch nicht geschickt hätte, ehe Du Antwort gabst. Ich hielt es um so weniger für pressant, da Du ja den Hausfreund schon gelesen hast. Du hättest es gleich von Schnurrer verlangen können, jetzt aber ist er verreist.

Sende mir auch Varnhagens Gedichte, wenn Du die Originale hast. Ich habe sie wahrscheinlich schon gelesen, doch ist es schon lange. Varnhagens Brief und Deinen Eberhard[2]) hab' ich noch nicht, da Rickele in Weil im Schönbuch ist[3]). Daß nur auch die neuen Beiträge im Register gehörigen Orts bemerkt werden. — Du möchtest doch dem Lenz des Novalis Leben schicken. Auch spannt er sehr auf die Schatten. Schreiner Zimmer[4]) ist sehr bös auf Dich. — Als ich bei Mayer war, kam gerade ein Brief von Dir an, worin Du ja recht bitter über mich losziehst.

Denke Dir einmal Sebastian Schacht unter dem schönen Liede: An ***: „In diesem Schmachten, diesem tiefen Sehnen ꝛc.

Dein

L. U.

Mayer will diesen Sommer mit Neander ins Wildbad kommen. Soeben kommt Assur zu mir und bringt mir Varnhagens Brief und die Ballade von Eberhard mit der Nachricht, daß Rickele gestern angekommen. Der Landaufenthalt scheine sehr vorteilhaft auf sie gewirkt zu haben. Assur läßt Dich grüßen.

---

[1]) S. Brief Nr. 81.

[2]) D. i. Graf Eberhard der Greiner im Wildbad. S. Schluß des Briefs.

[3]) Der Schönbuch ist ein Forst zwischen Stuttgart und Tübingen.

[4]) S. Brief Nr. 88.

Die Ballade ist schön. Man schreibt nicht Stuttgardt und Eberhardt, sondern Stuttgart und Eberhard. Sie gehört vor meinen Eberhard, weil der Deinige früher ist. In dem Almanachmanuskript heißt es immer Amalie, statt Amalia, dies könnte noch geändert werden. Sende mir doch gewiß bald Varnhagens Gedichte! Gründet sich die Ballade auf eine Sage?

Repetent Hochstetter, den Du kennst, reist nach Paris. Kölle hat ein Theelied geschickt.

---

88. Gustav Schwab an J. K.

Tübingen, den 29. Mai 1811.

Es ist unverzeihlich, liebster Kerner, daß ich Ihnen, zur Antwort auf Ihr schönes Geschenk, so lange nicht geschrieben, und ich verliere daher keine Zeit mit Entschuldigungen. Empfangen Sie hier den herzlichsten Dank für die Uebersendung Ihrer Reiseschatten; das herrliche Buch war mir wieder ganz neu, und ich habe auch schon recht viele meiner Freunde mit der Lektüre desselben erquickt; es findet allgemeinen Beifall, auch bei den Nichtromantikern, denn die Tafel ist hier für jeden, der Sinn fürs Bessere hat, gedeckt. Dafür scheint es den Morgenblättern die Galle schon gewaltig aufgeregt zu haben, denn im gestrigen Morgenblatt finden sich bereits: Herzensergießungen von Weißer,“ [1]) in denen unter anderem steht, „es sei infam, daß eine gewisse Gilde nicht zufrieden sei, einen Freibrief für ihre Tollheiten erhalten zu haben, sondern, daß sie auch alle die anfalle, die noch bei gesunden Sinnen seien.“ Ferner: „es wäre gut, alle Dichter zu verbrennen, damit doch die schlechten zu Grunde gingen, die wenigen guten dürften dann wohl auch mit hin sein.“ Ferner: „man solle gewisse Leute ungestraft totschlagen dürfen, ja einen noch dafür belohnen, sie seien ja doch Narren und „„ein Narr sei ja ein Bösewicht““, wie schon der unsterbliche Hagedorn sage, dem aber dafür einige unbärtige Narren des neunzehnten Jahrhunderts den Namen

---

[1]) S. Brief Nr. 12.

eines Dichters abſprechen wollen.“ Ferner: „Er halte es für mehr Ehre, von gewiſſen Leuten verſpottet, als von großen Männern gelobt zu werden“ ꝛc.

Noch füge ich Ihnen eine offizielle Unterredung von Vliſers und dem Schreiner Zimmer über Ihre Reiſeſchatten als Beitrag zu einem Supplementbande bei. Ich ſchreibe wörtlich, was ich von ſicheren Ohren, die die beiden Herrn belauſcht haben, weiß.

Vliſers[1]).

Nun, wie gefällt Ihnen das Buch, das ich Ihnen zu leſen gegeben?

Zimmer.

Hoh! das iſt nicht der Mühe wert, daß man es lieſt; der Eſel hätte ſollen auf dem Felde ſchaffen, anſtatt ein Buch zu ſchreiben! Nein! es iſt gar zu erbärmlich! Man weiß ja gar nicht, was der Menſch mit der Schmiererei will! Daß er mich darin aufführt, davon will ich ganz ſchweigen, es iſt mir gleichgiltig; aber den armen Hölderlin, der ſich gar nicht verteidigen kann!! Und woher weiß doch der Kerl all das Zeug von Hölderlin und mir?

Vliſers.

Ja, man ſagt, er habe mehrere Mitarbeiter gehabt.

(Seitdem wird Mayer von Zimmern höchſt verdächtig angeblickt.)

Vliſers.

Meine Frau hat das Zeug auch geleſen, ſie ſagt, es ſei ganz toll, à la Jean Paul.

Zimmer.

Oho! Jean Paul iſt allerdings toll, und doch iſt er mir zehntauſendmal lieber als der Kerl. —

Doch genug von dem Philiſtergeſchwätz. Kölle hat der Dr. Hehlin durch Uhland auch ein Theelied[2]) geſchickt, ein gar wunderbares. — Das Wunderhorn habe ich erhalten und danke Ihnen dafür, ich habe mich ſchon oft daraus erbaut. Wenn Sie

[1]) Vliſers war ein Buchbinder in Tübingen, der einige Exemplare der „Reiſeſchatten“ zu binden hatte, und Zimmer ein Schreiner, bei dem der irrſinnige Hölderlin lebte. Dieſelbe Anekdote erzählt auch Carl Mayer: „Ludwig Uhland“ ꝛc. I, 183.

[2]) S. Brief Nr. 78 (Nachſchrift).

die Dramaturgie nicht mehr brauchen, bitte ich Sie darum, Conz hat sie von mir verlangt; doch pressirt es nicht. — Ich habe mir Fouqués Eginhard und Emma, Drama in drei Akten gekauft; Sie haben es vielleicht noch nicht gelesen? Auf diesen Fall will ich es Ihnen schicken; es ist herrlich, gegenwärtig habe ich es ausgeliehen. Arnims Halle[1]) und Jerusalem hab' ich auch gelesen, es kommt viel Schönes darin, aber auch viel Tolles.

Adjeu, liebster Kerner.

Der Ihrige

Gustav Schwab.

---

89. J. K. an Ludwig Uhland.

W[ildbad] d. 30. Mai [11].

. . . Das Sebastian Schacht betreffend, so wollte Köstlin, ich solle ihn Sebastian Senf nennen, oder Sebastian Waid (eine Pflanze, die blau färbt!) — Ich glaube, daß in der Lächerlichkeit all die drei Namen gleich laufen. Gegen die Chiffre L. N. habe ich nie was gesagt, sie war mir recht, Du wolltest sie verändert haben[2]), und so that ichs, Dir zu folgen; nun aber, um wieder Dir zu folgen, werd' ich gegen Deinen ersten Willen, um Deinen zweiten zu erfüllen, dem Braun schreiben: daß er statt S. Schacht wieder L. N. setzen solle. Ich lege Dir einen Brief von Köstlin darüber bei, sende ihn mir wieder!

Es thut mir weh, wenn Du übel nehmen solltest, daß ich mein Herz wegen Deiner gegen den gänzlich herzvollen Mayer ausgeschüttet; es war dies die Empfindung, die mir mein letzter Aufenthalt bei Dir zurückließ, vielleicht bin ich daran mehr schuld als Du — Uebrigens laß uns davon schweigen und sei in Briefen minder unbiegsam als im Umgange. —

Der Schreiner Zimmer freut mich sehr, der eitle Tropf!! Der Eberhard ist allerdings geschichtlich wahr. Graf Eberhard

---

[1]) „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (1811), ein „verwildertes", „absurdes" Drama.

[2]) Vgl. die Briefe Nr. 81 a. 82. 87.

gebrauchte hier im hohen Alter das Bad und wurde von den Schläglern überfallen, wo er auch nur mit vieler Not, von einem Hirten geleitet, ſich retten konnte. Ich ließ, wie billig, die Nymphe der Quelle, der er ſich geruhig anvertraut, ſeine Beſchützerin ſein. —

Das Gedicht von Rehfues [1]) zieht mich keineswegs an, und ſo bleibt es liegen. — Varnhagens Gedichte ſchrieb ich nicht ab, und ſo kann ich ſie Dir leider nicht ſenden; ſie ſind ſehr gut.

Braun fragt an, ob er die Herausgabe Deiner Gedichte unter einem Lied im Almanach ankündigen ſolle? Ich denke, daß Du ſelbſt wegen dieſem Handel an ihn ſchreiben ſollteſt. Indes will ich ihm ſchreiben, daß er es gehen laſſen ſolle, weil ich Deinen Willen ſchwer zu erraten weiß . . . Jean Paul zieht, wie Braun ſchreibt, nach Heidelberg [2]). — In dem teutſchen Muſeum [3]) müſſen viel ſchöne Gedichte von Fouqué und Oehlenſchläger kommen, eines von Fouqué, betitelt: „der Totenkopf."

Das Grab Hermanns von Sachſenheim [4]), des Dichters, iſt in der Stiftskirche zu Stuttgart . . . Ich wünſche ſehr, einen Roman über das Kloſter Hirſchau ſchreiben zu können . . .

Staudenmayer [5]) ſchreibt, er habe ſeine Retorten, Kolben, Gefäße, dieſe Teufel, aus ſeiner chemiſchen Küche herausgenommen und in den Kuhſtall geſtellt. Er iſt noch nicht hier angekommen . . .

Schreibe bald, beſuche auch das Rickele und gehe mit ihm ſpazieren.

Ewig Dein

Gh. Kerner.

---

[1]) S. Brief Nr. 87.

[2]) Jean Paul lebte von 1804 bis zu ſeinem Tode 1825 dauernd in Bayreuth, zog alſo nicht nach Heidelberg.

[3]) Welchem? Fr. Schlegels „Deutſches Muſeum" erſchien erſt 1812 f. Vgl. Dorothea Schlegels Brief vom 22. Januar 1812 und Brief Nr. 114.

[4]) Vgl. oben S. 74.

[5]) Chemiker in Ludwigsburg. S. Brief Nr. 56.

90. G. Schwab an J. K.

Tübingen, den 9. Juni 1811.

Nur ein paar Worte an Sie, liebster Kerner, gebe ich Nickele'n auf den Weg. Für Ihren l. Brief danke ich Ihnen gehorsam ... In Tübingen gibt es recht viele tolle Knaben, denen Ihre Reiseschatten vortrefflich gefallen, nur in einer Gesellschaft gebildeter Alter wurden Sie, wie ich mir habe sagen lassen, für Ihr schlechtes Buch teils unbarmherzig auf den Asperg, teils aber mitleidig ins Clericum verdammt [1]).

Gedichtet habe ich schon lange lange nicht mehr; sonst sollten Sie eine Beilage erhalten. Zum Lesen lege ich Ihnen die Pandora bei, vielleicht lesen Sie dieselbe in Ihrer Einsamkeit gerne noch einmal ...

Zur Morgenblattrezension Ihrer Reiseschatten gratulire ich Ihnen!!!

Viele Grüße von Köstlin und Mayer.

Der Ihrige

Gustav Schwab.

---

91. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, im Juni 1811.

Ich habe Dir soviel abzuschreiben [2]), daß ich nur wenige Zeilen beisetzen kann. Du erhältst Varnhagens Brief, den von Köstlin kann ich nicht gleich finden. Mit den Namen war es doch wohl sein Scherz. Uebrigens war Sebastian Schacht [3]) weder mein erster, zweiter noch dritter Wille. Was auch die Bedeutung von Köstlins Lied ist, so scheint es mir kein so großer Fehler, es unter die Tageszeiten gesetzt zu haben, da er einmal diese zu Symbolen genommen hat. So viele der andern Lieder sind ja eben nicht gerade zur Verherrlichung der Jahres- oder Tageszeit gedichtet, sondern diese ist die Hülle der Idee, z. B. in dem

---

[1]) S. Brief Nr. 91. Clericum (nicht Clinikum) wegen des Anklangs an Irrenhaus? oder sollte es doch ein Schreibfehler sein?

[2]) Vgl. Brief Nr. 92.

[3]) Vgl. die Briefe Nr. 87 und 89.

Lied der Nonne. M[ayer] meint, wir hätten die patriotiſchen Lieder nicht unter einem beſonderen Titel ausſtellen ſollen. Man wird den Verleger und Dich beim Kopfe nehmen. Wenn Du an Kölle ſchreibſt, ſo ſende ihm das Rehfuesſche Gedicht, aber womöglich bald. Was meine Gedichte betrifft, ſo können ſie ja doch noch nicht gleich herauskommen wegen des Almanachs. Rickele hab' ich ſeit meiner Zurückkunft nicht geſehen, weil ich ſie nie antreffe . . .

Lebe wohl

L. U.

Ich hoffe, Rickele vor ihrer Abreiſe noch zu ſprechen. Es freut mich herzlich, daß ihr nun wieder zuſammenkommt. Die Schatten ſollen hier ſehr bekannt ſein. Manche finden Gefallen daran, doch wiſſen ſie wohl wenige recht zu ſchätzen. Andere ſchimpfen, meinen, es müſſe mit dem Verſtande des Verfaſſers ſchlimm ſtehen [1]). Köſtlins Bruder, der Repetent, iſt ganz in die Schatten verliebt. Auch Schnurrer iſt ſehr dafür eingenommen.

---

92. J. K. an Ludwig Uhland.

W[ildbad], Montags [Juni 1811].

Ich danke Dir für die Mühe, die Dir das Abſchreiben der Morgenblättlerei veranlaßt . . . Daß die Profeſſoren in Tübingen ſo erboſt ſind, freut mich, ſie legen dadurch ihre Gemeinheit an Tag . . . An Braun werde ich doch, ſo leid mir's thut, ſchreiben, daß er das Varnhagenſche Gedicht kaſſiren ſolle, es könnte Spektakel machen; den Artikel „Schlimme Zeit" ſoll er auslaſſen und unter den der Klagen ſetzen [2]) . . . Ich erwarte Briefe von Dir und zwar weitläufig. Dein Onkel ſchrieb mir kürzlich auch wieder, bis auf den 20. Juni (alſo dieſen Monat) kommen die Frauen hier an, in dieſem Monat erwarte ich Dich auch . . .

Ewig Dein

Ch. J. K.

---

[1]) S. Brief Nr. 90.
[2]) S. Brief Nr. 87.

93. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 13. Juni 1811.

Dieſesmal habe ich Dir ſonſt nichts zu ſchreiben, als daß Auguſt Mayer [1]) gemeiner Soldat iſt; ebenſo Guſtav Gmelin, Hermanns Bruder ... Da dieſes eben nicht für die Poeſie ſtimmt, ſo bemerke ich wegen des Almanachs bloß, daß ich es nicht mißbilligen kann, daß Du das Varnhagenſche Lied wegläßt und die Abteilung: ſchlechte Zeit unter eine andere ſchriebſt. Die Ueberſchrift der 5. Abteilung: Wehmut und Liebe, paßt freilich auch nicht für die hinzukommenden Lieder, z. B. Zuruf. Doch man kann ja eine andere Ueberſchrift machen, oder alle Ueberſchriften und Abteilungen weglaſſen [2]) ...

Das Rehfuesſche Gedicht ſei ſo gut an Kölle zurückzuſenden. Kölle hat mir noch zwei Gedichte von Helmina für den Almanach geſchickt. Es iſt aber ohne Zweifel zu ſpät. Auch ſind ſie hübſch, doch iſt das Eine, eine Erzählung in 50 Strophen, zu weitläufig. Da ſie doch wohl nimmer in den Almanach kommen können, ſo behalte ich ſie noch, bis ſie auch Schwab geleſen hat. Die Schattenrezenſion ſoll von einem Hieſigen ſein.

Lebe wohl! Grüße Rickele und Deine Mutter!

Dein

L. Uhland.

---

94. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 6. Juli 1811.

Hier folgen die Gedichte, welche Helmina ſchon früher an Hebel für den Almanach geſchickt, ſodann ein Gedicht von einem Grafen Haugwitz [3]), welches Helmina mir geſchickt und ſehr

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 34.

[2]) S. oben Seite 202.

[3]) Vermutlich Paul Graf v. H. (1791—1856), mehr Ueberſetzer als Dichter (Goedeke). Vgl. Uhlands Brief an K. Mayer in deſſen „Ludwig Uhland" I, 186. Von ihm erſchien nichts in Kerners [illegible].

wünſche, noch im Almanach zu ſehen. Doch iſt wohl alles zu ſpät, auch ſind dieſe Gedichte gerade nicht bedeutend. Ich kann nicht begreifen, wie Du Dir einfallen laſſen konnteſt, auf den Almanach ſubſkribiren zu laſſen und uns als Subſkribentenſammler zu beſtellen. Braun hat ja auf der Welt keine Koſten als Druck, Papier und Verſendung. Wie viel mehr würde es ihn gekoſtet haben, wenn er hätte Kupfer ſtechen laſſen, und der Abgang wäre dadurch wohl nicht größer geworden[1]). Bei ſolcher Stimmung iſt er wohl auch nicht geneigt, meine Gedichte zu nehmen, wollte er ſie aber doch, ſo dächte ich, er könnte mir ſo viel Honorar geben als dem Stoll für einen Band. Es würden keine Ueberſetzungen dazu kommen. Zu der Entdeckung des Stahlwaſſers gratulire ich. Mehreres wird Dir Schwab geſchrieben haben.

Lebe wohl! In Eile

Dein

L. Uhland.

Schnurrer[2]) hat ein Gedicht gemacht. Meine Karlsruher ſtehen noch nicht in der Zeitung?

95. G. Schwab an J. K.

Tübingen, den 9. Juli 1811.

Hier, liebſter Kerner, folgt ein Pack Rezenſionen, die erſte, unwichtig genug, aus der Zeitung für die eleg. Welt, die andere aus der Ueberſicht zum Morgenblatt, wahrſcheinlich von Schreiber[3]) in Heidelberg, die Sie nicht wenig ergötzen wird. Ich

---

[1]) S. Brief Nr. 97.

[2]) S. Brief Nr. 23. Vgl. Nr. 100; darnach war es eine „Poſſe auf einen Geburtstag".

[3]) S. Brief Nr. 96. Aloys Schreiber, der badiſche Gelehrte und Dichter, war Mitarbeiter am Morgenblatt.

riet anfangs auf Weißer [1]). Dieſer hat gegen Weckherlin [Bibliothekar] in Stuttgart geäußert, die Geſchichte mit der Diligence, Popanz ꝛc. verſtehe er gar nicht; als Satire ſollte Ihr Werk wenigſtens handgreiflicher und deutlicher ſein! Haug [1]), als er die Traveſtation des Volksliedes durch den weißen Mann à la Bürger las, ſagte in gutmütigem Ton: Ja was! das könnte jetzt z. B. auf mich gehn! aber, du lieber Gott! Man kann das alte Zeug doch nicht ſtehen laſſen, wie es iſt! —

O! über den Wahn der Kerle! . . .

Mayer und Köſtlin grüßen Sie herzlich. Ich möchte Ihnen ſo gerne etwas beilegen, allein wir alle, ſelbſt Uhland, ſind gegenwärtig beiſpiellos unfruchtbar. Mayer und ich lernen recht eifrig ſpaniſch; es iſt eine ganz herrliche Sprache.

Adieu, Beſter. Empfehlen Sie mich Rickele'n.

Ewig der Ihrige

Guſtav Schwab.

---

96. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, im Juli 1811.

Du ſchreibſt mir ſehr ſparſam, beſter Kerner! woraus ich ſchließe, daß Du viel zu thun haſt. Schwab wird Dir die Morgenblätter-Schmiererei geſchickt haben [2]). Es war eigen, daß ſie mit der ſehr belobenden Rezenſion in den ſüddeutſchen Miscellen zu gleicher Zeit hier ankam, dieſe beiden zuſammen können dem Buch viele Abnehmer verſchaffen.

Haug war hier, er ſagte ſelbſt, daß jene Rezenſion grob ſei, daß er ſie gerne verhindert hätte, wenn er etwas zu der Redaktion der Ueberſichten zu ſagen hätte, welche von der des Morgenblatts verſchieden ſei und in Heidelberg ihren Sitz habe; die Rezenſion ſei wahrſcheinlich von Schreiber in Heidelberg. Ich kenne Schreibers Manier zu wenig, um beurteilen zu können, ob Haug dieß nicht etwa bloß ſagte, um den Verdacht

---

[1]) Weißer und Haug waren die Hauptredakteure des Morgenblatts. Vgl. Brief Nr. 12.

[2]) S. Brief Nr. 95.

von einem Näheren abzuwenden, doch ließe der Streit für den Poeten Damon [1]) Heidelberger Urſprung vermuten. Ich habe mich gegen Haug ſehr derb über die Sache geäußert.

Den Stoll [2]) habe ich nun erhalten und mit dem größten Vergnügen geleſen. Von den dramatiſchen Stücken hat jedes, ſo wie ſeine beſondere Manier, ſo auch ſeinen eigenen Wert. Die Schnecken ſind das originellſte, beſonders der recht hansſachſiſche Prolog und die Schneckenſcene. Unter den Gedichten iſt das an Deines Vaters Geiſt das beſte. Das Wunderblümchen hab' ich gleich aus meinem Exemplar herausgeſchnitten, und es wundert mich an dieſem Wunderblümchen nichts, als daß Du es nicht gleich im Manuſkript geſtrichen haſt. Auch ſonſt iſt in dieſen Schriften die Liebe zu lüſtern und die Poeſie zu weltlich. Ein poetiſches Gemüt iſt aber allerdings unverkennbar und das einzelne witzig, ſinnreich und durchaus lebendig.

Den Almanach werden wir doch nun bald erhalten, ich freue mich recht ſehr darauf.

Kürzlich war Harpprecht [3]) einige Tage hier. Er iſt noch der Alte in der Liebe zur Poeſie, im Reichtum an Anekdoten und Schwänken u. ſ. w. Sonſt hat er ſich zu ſeinem Vorteil verändert und iſt viel gediegener.

Schicke mir ſo bald als möglich die franzöſiſchen Feenmärchen, die ich Dir vor einiger Zeit geſandt habe, es liegt mir viel daran, ſie bald zu haben, da ich ſie zu einem Gedichte brauche, das ich ohne ſie nicht vollenden kann.

Du erhältſt hiebei einige Gedichte, ſende ſie mir zugleich mit den Märchen zurück.

Grüße Rickele, Deine Mutter, und wer von meinen Leuten aus Karlsruhe da iſt! Lebe wohl!

Dein

L. U.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 16.

[2]) D. h. den erſten Teil von Stolls Gedichten, die 1811 bei Braun in Heidelberg erſchienen.

[3]) Vgl. Brief Nr. 12.

N. S.

Hat Braun ſich beſtimmt erklärt, daß er fürs nächſte Jahr keinen Almanach verlegen wolle[1])? Laß den Roman von Hirſchau nicht liegen, auch nicht den Bärnhäuter![2]) ...

Fouqué gibt dem Meßkatalog zufolge: Die Jahreszeiten, Vierteljahrsſchrift für romantiſche Dichtung[3]), heraus.

---

97. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 11. Juli 11.

... Weil Braun ſo lamentabel über den Nichtabgang der Poeſien klagt und um Subſkription für den Almanach bittet, bat ich den Schwab darum. Wenn Du es nicht zugeben willſt, kann er es meinetwegen auch unterlaſſen[4]). — Wegen dem Verlag Deiner Gedichte ſollteſt Du an Braun ſelbſt ſchreiben, weil ich nie weiß, was Dir recht iſt: Ich lebe wirklich in einer ungemein langweiligen Zerſtreuung, von der alle Poeſie weit ſteht. Das Schnurreriſche Gedicht möchte ich ſehr gerne leſen, Du hätteſt es mir mitteilen ſollen, auch hätte ich nach einem ſo langen Schweigen gerne mehrere Worte als die, die in jenem Zettelchen ſtunden, von Dir vernommen. — Schwab hat mir nicht geſchrieben. — Ich erwarte den Aſſur hier, indem er mir einen Beſuch verſprochen ...

Ich grüße Dich und alle Freunde innigſt.

Ewig Dein

Kerner.

---

[1]) S. Brief Nr. 99. Der andere Almanach, „Der deutſche Dichterwald", erſchien in Tübingen bei J. F. Heerbrandt 1813.

[2]) Beides blieb liegen; das erſtere wurde nicht ausgeführt, nur das Gedicht „Die Stiftung des Kloſters Hirſchau" zeugt von der Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtand. Der Bärenhäuter erſchien erſt 1835 in Lenaus Frühlingsalmanach.

[3]) Dieſe Zeitſchrift erſchien erſt im Jahr 1814; ſie dauerte nur ein Jahr.

[4]) S. Brief Nr. 94.

98. J. K. an Ludwig Uhland.

W[ildbad], den 19. Juli 11.

Nur ein paar Worte in Eil!

Zuvorderſt tauſend Dank für Deine göttlichen Gedichte, dann erſuch' ich Dich, dem Braun doch eine Anzeige der Reiſeſchatten zu machen, die ſeinem Zweck entſpricht, es ſoll mir ein Freundſchaftsdienſt von Dir ſein.

Ich komme gar nicht recht zur Beſinnung, da ich ſo viel zu laufen habe.

Gott mit Euch!

Dein

J. K.

Sende doch mir die Anzeige für Braun bald, wenn Du nicht willſt, ſoll's Schwab oder Mayer thun [1]).

99. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 4. Aug. 11.

Ja leider habe ich Dir, ſo lange ich im Wildbad bin, nicht einen Bogen geſchrieben! Aſſur kann Dir ſagen, wie höchſt niederſchlagend hier mein Leben iſt, dieſer Frühling, dieſer Sommer iſt vergangen — ich ſah ihn nicht. — . . .

Braun ſchrieb nichts von der Fortſetzung oder Nichtfortſetzung des Almanachs [2]). Ich ſandte ja all ſeine Briefe bisher noch immer nach Tübingen. —

Ueber das höchſt unzweckmäßige, unkluge Schreiben der Tübinger Profeſſoren an den Kultminiſter in der Studentenſache habe ich mich ſehr verwundert. Ein Schulmeiſter würde ſo an den andern ſchreiben, nicht aber eine ſo ehrwürdige alte Univerſität. — Der Stil iſt ganz miſerabel und wird durch das Schreiben des Königs beſchämt. —

Den Mayer grüße herzlich, item den Schwab. Den Bruder des Schwab konnte ich, krankheitshalber, noch nicht kennen lernen.

---

[1]) Iſt durch Schwab geſchehen. S. Brief Nr. 100.

[2]) Vgl. Brief Nr. 96 und 100.

Wegen Deiner Gedichte ſchreibe doch ſelbſt an Braun, er wird alles nach Deinem Willen thun . . .

Du ſollteſt billig mich jetzt beſuchen, da ich ſchon monatelang immer krank bin und höchſt lebensleer.

Ewiglich Dein

Kerner.

---

100. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 10. Auguſt 1811.

Die Almanachsbogen habe ich erhalten, Druck, Format ꝛc. gefällt mir ſehr. Der erſtere wird blödſichtigen Rezenſenten vielleicht zu klein vorkommen. Druckfehler ſind verhältnismäßig wenige, jedoch einige ſinnentſtellende, die ich auf dem beiliegenden Blatte bemerkt habe. Die auf dem 12. Bogen habe ich nicht notirt, da Braun ſelbſt ſie bemerkt hat. Die Gedichte von Varnhagen kannt' ich ſchon, bis auf das: An eine ſchöne Frau, welches ſehr ſchön iſt. Es wäre mir lieb, wenn ich ſeinerzeit ein Exemplar auf Schreibpapier erhalten könnte, worauf ſich der Druck beſonders gut ausnehmen muß. Es nimmt mich wunder, daß Braun ſo lange mit dem Druck zögert, was dem Abgang des Almanachs offenbar nicht günſtig ſein kann.

Schwab [1]) hat eine Anzeige der Reiſeſchatten an Braun geſchickt. Ich habe eine vom Almanach aufgeſetzt, welche hier folgt [2]). Wenn ſie Dir anſtändig iſt, ſo könnte es vielleicht für Braun von Nutzen ſein, wenn er ſie bei Zeiten als Verlagsanzeige in einige bekannte Intelligenz-Blätter einrückte. Er könnte ſie auch nach Belieben ändern. Von Stoll wirſt Du ihm am beſten eine Anzeige machen können.

Warum erhebſt Du Dich nicht auch gegen die Schmeckenden—Wurms—Rezenſion [3]) ?

Du gibſt mir nie auf etwas Antwort, was ich Dich in meinen Briefen frage. So hab' ich Dich gefragt, ob Braun

---

[1]) S. Brief Nr. 98.

[2]) Nicht bekannt.

[3]) S. Brief Nr. 90 und 92.

ſchon geäußert, daß er keinen zweiten Jahrgang des Almanachs wolle[1])? Ich möchte dies deswegen wiſſen, damit man ſeinen Vorrat beiſammen behielte, wenn an eine Fortſetzung zu denken wäre. Ueberhaupt haſt Du mir, ſo lang Du im Wildbad biſt, nicht ſo viel geſchrieben, als auf einen halben Druckbogen geht. Die Badpraxis kann dies nicht entſchuldigen, denn in drei Wochen findet man immer eine halbe Stunde. Auch ſollteſt Du wahrlich! die Poeſie nicht ſo ſehr an den Nagel hängen.

Von Karl Mayer weiß ich ſeit ewiger Zeit nichts. Auguſt Mayer wird nur noch gegen 10 Tage hier bleiben. Köſtlin ſchrieb:

„Es freut mich, wenn der Almanach zur Leſe, oder zum „Leſen gereift ſein wird: ich fürchtete immer, er möchte noch „am Stamm verdorren. Es hat mich mit großer Be„trübnis erfüllt, wie K. mich neulich aufforderte, Sub„ſkribenten zu ſammeln. Mein Gott, Subſkribenten für „einen Almanach? Iſt es wirklich dringende Not, ſo „denke ich auch hier welche noch aufzufinden, ich wünſchte „zu wiſſen, ob K. es ernſtlich erwartet?“

Das Gedicht von Schnurrer bekam ich ſelbſt nicht zu leſen, es war eine Poſſe auf einen Geburtstag[2]). Im Buch der Helden, von v. d. Hagen, ſtehen ganz vortreffliche, neu aufgefundene Gedichte. Sie geben einem ganz neue Anſichten der Poeſie.

Von Löbens Arkadien, Schäfer und Ritterroman, iſt ein Teil erſchienen [Berlin 1811], ich hab' es aber nicht geſehen.

Sollte Braun unter der Bedingung, die ich Dir ſchrieb, meine Gedichte für Eine Auflage annehmen wollen, wie es aber nicht ſcheint, ſo könnten ſie etwa hinter dem Almanach als auf Oſtern 1812 erſcheinend angezeigt werden[3]).

---

[1]) Uhland irrt. Kerner ſchrieb darüber in Brief Nr. 99. Uhland erhielt alſo wohl Kerners Brief (Nr. 99) erſt, nachdem der ſeinige (Nr. 100) abgeſchickt war.

[2]) S. Brief Nr. 94 und 97.

[3]) Die Gedichte erſchienen ſchließlich bei Cotta.

Die Almanachsdruckfehler ſollten, wenn ſie nicht mehr verbeſſert werden können, doch hinten angezeigt werden[1]). Denn warum ſoll man die Gedichte entſtellt laſſen, ſo lang man noch dafür thun kann? . . .

Dein

L. U.

Das Gedicht vom Königsſohn[2]), wovon des Königs Jagdlied und der Sohn des Meeres Bruchſtücke waren, hab' ich nun vollendet, in 13 Romanzen. Es iſt ärgerlich, daß es nicht mehr in den Almanach kam. Ich will es Dir ein andermal ſchicken.

---

101. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 24. Auguſt 1811.

Es wurde mir eigentlich für Dich leichter ums Herz, als Aſſur wieder in mein Zimmer trat; er kam mir vor wie ein Spiritus der Kläglichkeit, den man aus Dir abgezapft. Es war mir gleich leid, wie dieſer deprimirende, narkotiſche Aſſur zu Dir hineinging, und er hat auch in der That ſeine Wirkung nicht verfehlt, wie Dein letzter Brief ausweiſt, wenn dieſer nicht anders erſt in Aſſurs Taſche ſo geworden iſt. Aſſur ſagte, Du hätteſt gegenwärtig nur noch Einen Kranken, da ſollteſt Du denn doch Zeit finden, Dich wieder zu ſammeln.

Auguſt Mayer[3]) iſt vor einigen Tagen von hier abgereiſt. Er und ſein Bruder wollten, ich ſolle noch mit ihm nach Heilbronn gehen, damit wir die letzten Tage vergnügt zuſammen zubrächten. Verſchiedene unbedeutende Geſchäfte hielten mich aber ab, ſo wie ſie mich auch abhalten, Dich zu beſuchen. Hingegen habe ich gehört, Du wolleſt gegen den Herbſt eine Reiſe ins Unterland machen, da werden wir uns dann doch treffen können?

---

[1]) Iſt geſchehen.

[2]) „Der Königsſohn" erſchien zuerſt im „Deutſchen Dichterwald" von 1813 in 8 Romanzen. Die übrigen ſind nicht mehr bekannt.

[3]) S. Brief Nr. 93.

Was Du über die Professoren schreibst, ist wahrscheinlich in der Eile geschrieben[1]). — Ich habe das Märchen von der Prinzessin[2]), die hundert Jahre im Walde schlief, bearbeitet, werde es Dir aber nicht eher schicken, als bis Du mir Deine angefangene Bearbeitung desselben Stoffs ausgefertigt dagegenschickst. — Nachdem uns Braun mit dem Almanach so sehr getrieben, läßt er es nun so lange anstehen, daß z. B. die Lieder von Helmina in ihrer Gedichtsammlung noch eher erscheinen dürften als im Almanach. Wenn er nur dem Almanach keine Subskribentenliste vorsetzt, das wäre ein Spektakel über alles.

Von Kölle weiß ich seit ewiger Zeit nichts, ich habe einige Uebersetzungen für die Süddeutschen Miscellen[3]) eingeschickt.

Bei Cotta wird ein altdeutscher Roman: Frauendienst[4]), von Tieck bearbeitet, gedruckt. — Vorige Woche hatte ich ein Geschäft in Reutlingen, bei welcher Gelegenheit ich die Achalm bestieg. Vetter Enslin machte gerade zu seiner Hochzeit Anstalt.

Das Leben ist hier um vieles schlechter geworden, als es im Anfang nach meiner Zurückkunft war. Mayer ist fort, Schwab darf in kein Wirtshaus mehr, ich selbst habe zuweilen gar widrige Geschäfte ... Von Köstlin habe ich Görres' Volksbücher[5]) erhalten. So lange man dieses Buch liest, muß man keines der Volksbücher selbst zur Hand nehmen, denn sonst sticht der bilderreiche Görressche Stil gegen den einfachen Volksstil allzusehr ab, er paßt aber ganz wohl, wenn man das Wort der Volksschriften fern hält und nur die Bilder, die sie in der Phantasie zurücklassen, vor Augen hat.

Neue Bücher sehe ich selten. Grimms „Altdänische

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 99.

[2]) S. Brief Nr. 102. Uhlands „Märchen" erschien zuerst im „Deutschen Dichterwald" (1813).

[3]) Dieselben gab Rehfues heraus. S. Brief Nr. 7.

[4]) Der genaue Titel lautet: „Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben". (1812.)

[5]) Vgl. Brief Nr. 23.

Heldenlieder, Balladen und Märchen“ muß ein sehr merkwürdiges Buch sein[1]).

Es ist auffallend, wie wenig in neuerer Zeit lebendige Märchen, romantische Erzählungen erfunden werden. Was hat man in neuerer Zeit aufzuweisen, das eine solche Lebenskraft in wenigen, aber desto festeren Zügen in sich trüge, als z. B. die Märchen vom gestiefelten Kater, vom kleinen Däumling, vom Rotkäppchen ꝛc. Wir müssen uns meist nur mit Bearbeitung begnügen. Deine Balladen beweisen, daß Du Dich eigentlich aufs Märchenerfinden legen solltest. Was neuere Dichtungen dieser Art hauptsächlich nicht lebendig werden läßt, ist, glaube ich, das, daß man viel zu weitläufige Plane anlegt.

Pregizer[2]) war letzthin hier, er war empfindlich, daß Du ihm in so langer Zeit nicht geantwortet habest.

Meine Korrespondenz ist gegenwärtig ziemlich lahm. Mayer schreibt nicht viel, weil er viel zu thun hat, Du ohnedies, von Bekker[3]) in Paris erwarte ich auch schon lange vergebens einen Brief. Ich hätte wohl Lust, einmal wieder an Fouqué zu schreiben. Soll ich von einem zweiten Almanach schreiben? Freilich gibt er selbst ein poetisches Journal heraus[4]).

Schreibe mir bald wieder und betrachte mich als einen Patienten, dem es wohl thut, wenn man ihm vieles schreibt.

Dein L. Uhland.

---

102. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, den 29. August 1811.

... Ich kann mich nicht dahin bringen, bei meinen Patienten nicht gänzlich das zu fühlen, was sie fühlen; und habe ich ein

---

[1]) Das Buch erschien 1811 in Heidelberg. Der Verfasser bezw. Uebersetzer ist Wilhelm Grimm.

[2]) Pregizer, nicht mit tz, wie irrtümlich früher steht, ist die richtige Form.

[3]) Der berühmte Philologe J. Bekker war gleichzeitig mit Uhland in Paris. S. Brief Nr. 28 und Uhlands Leben von seiner Witwe S. 66.

[4]) Von Fouqué enthielt der zweite Almanach, „Der deutsche Dichterwald“, neun Gedichte.

paar sehr gefährliche Patienten, so bin ich in Wahrheit selbst sehr krank; Eßlust, Schlaf, Ruhe, alles weicht von mir, und mein Zustand ist recht beklagenswert. Notwendig muß ich wenigstens auf einige Wochen von hier, sonst kann ich durchaus nicht geheilt werden.

Ich habe im Sinne, innerhalb vierzehn Tagen bis drei Wochen mit Rickele zu meiner Mutter nach Enzweihingen[1]) zu gehen. Dort halt' ich mich ein paar Tage auf und gehe alsdann zu Mayer nach Heilbronn. Von Enzweihingen aus werd' ich Dir schreiben, und könntest Du alsdann auch nach Heilbronn kommen, so wären all meine Wünsche erfüllt. Daß ich hier sehr verlassen bin und überhaupt in einer betrübten Lage, solltest Du doch einsehen. Du hast bei allem in Tübingen doch Deine Familie, die schöne Gegend. Hier fehlt mir gänzlich der Himmel, welches ungemein nachteilig auf meine Poesie wirkt. Diesen betrachtete ich sonst wie das Tuch, auf das ich meine Bilder entwarf, und ich schreibe es nicht nur der Lage, in der ich mich hier befinde, sondern hauptsächlich auch der Gegend zu, warum ich so wenig mehr produzire. Völlige Ruhe und ein neues Leben wird mir nur dereinst Rickeles Nähe geben. Ich fühle mit innigem Trost, wie vortheilhaft die Nähe dieses stillen, liebevollen Wesens auf mich wirken wird . . .

Ich beschwöre Dich, mir alsbald all Deine neueren Poesien zukommen zu lassen. Ich habe nie eine Bearbeitung der schlafenden Prinzessin[2]) angefangen, kann sie also auch nicht vollenden.

Dem Pregizer schrieb ich aus Scheu wegen seiner für den Almanach gesandten Lieder nicht.

In Pforzheim brannte vor ein paar Jahren eine alte Kapelle ab, das hölzerne Kreuz blieb mitten unversehrt stehen, worauf eine Menge Menschen herbeiströmte, das Wunder zu sehen. — Ein simpelhafter Baurenjunge auf einem Hof im Wald kam auf den Gedanken, in seiner Langweile Vögel im Netze zu

---

[1]) Dorf, ca. 4 St. von Ludwigsburg entfernt. S. Brief Nr. 103.
[2]) S. Brief Nr. 101.

ſangen. Der erſte Vogel, den er fing, war ein weißer Diſtelfink, der in Calw zu ſehen iſt. Man könnte das Ding noch weiter ſpinnen, er ſuchte Blumen im Walde, und die erſte Blume, die er fand, war eine Kaiſerkrone u. ſ. w. u. ſ. w.

Oder ſo: — ich habe Dir geſchwind ein Kindermärchen[1]) daraus gedichtet, damit Du ſiehſt, wie wenig mir eine ſolche Dichtungsart gelingt. Habe indes die Güte und bemerk, was ich weglaſſen oder beiſetzen ſoll, auch ſtelle mir die Punkte und Kommas recht. — Teile es auch dem Schwab mit, den ich herzlich grüße . . .

Dein

Kerner.

---

103. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 4. Sept. 1811.

Seit 3 Tagen befinde ich mich hier, weil meine Mutter[2]) tödlich krank an der Ruhr darnieder liegt. Du kannſt Dir meinen Kummer denken! Ich habe keine Ruhe mehr! —

Die Umſtände haben ſich in Hinſicht der Ruhr zwar bei ihr gebeſſert, allein große Schwäche und ein Fieber bleibt, dem ein ſo hohes Alter wenig entgegen arbeitet. —

Schreibe mir hieher, und haſt Du einen Almanach erhalten, ſo teile ihn mir doch hieher mit, da Braun die meinigen nach Wildbad ſendet, das ich in jedem Falle vor 4—6 Wochen nicht mehr ſehen werde. Ich ſchrieb Dir von Wildbad aus, ſandte Dir auch ein K[inder-] Märchen.

Ewig Dein

Kerner.

„Cleß (Cult.-Geſchichte) S. 184. Wilhelm von Rech-
„berg nötigte ums Jahr 1429 einen päpſtlichen Legaten,

---

[1]) Es iſt das Kindermärchen „Goldener", das zuerſt im „Deutſchen Dichterwald" (1813) erſchien und nachher in die Erzählung „Die Heimatloſen" verflochten wurde.

[2]) Sie zog von Ludwigsburg nach Enzweihingen, um dort bei ihrem Sohn Louis, der dort Pfarrer war, zu ſein. Marie Niethammer, J. Kerners Jugendliebe ꝛc. S. 57.

„einen Brief des hl. Vaters, den er überbringen ſollte, zu „verſchlingen, und als dieſe ſtroherne Faſtenſpeiſe dem „Hofprälaten nicht munden wollte, half er ſie ihm mit „einem Pfeil, ſtatt des Löffels, den Hals hinunter be„fördern[1])."

*

Dieſer Brief blieb liegen; meine Mutter hat ſich indes ſehr gebeſſert . . .[2])

---

104. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 7. September 1811.

Heute morgen wurde Kölles Vater begraben. Er hatte mit ſeiner Frau einen Spaziergang nach Kreßbach[3]) gemacht und auf dem Rückweg, auf der Balinger Straße, ſank er plötzlich und verſchied, vom Schlage getroffen, ohne noch ein Wort ſprechen zu können . . .

Kurz vorher hatte ich einen Brief von ganz anderer Art an Kölle[4]) geſchrieben. Ich hatte nämlich einen von ihm erhalten, voll Vorwürfe wegen der weggelaſſenen Gedichte, welche gerade die beſten und bezeichnendſten geweſen ſeien; worauf ich ihm antwortete, daß ich die Sache eigentlich gar nicht zu verantworten habe, da ich abſichtlich nicht als Redakteur habe auftreten wollen, daß mir überhaupt die Sünde nicht ſo groß vorkomme, und daß ja allenfalls diejenigen Bogen, worauf ſeine Gedichte ſtehen, noch weggelaſſen werden könnten, wobei ich dem Verleger die Koſten garantiren wolle und mich erbiete, den erledigten Raum durch meine neueren Gedichte auszufüllen. Ich denke, die Sache blieb nun auf ſich beruhen, was das beſte iſt. Ich ſende Dir hiebei ſeine Manuſkripte (die er zurückverlangt hat), weil ich

---

[1]) Soviel bekannt, hat G. Schwab dieſe Sage in einem Gedicht behandelt, das aber in den neueren Sammlungen fehlt.

[2]) Sie lebte noch bis zum Jahr 1817.

[3]) Hofgut, eine Stunde von Tübingen entfernt.

[4]) In dem zweiten Brief hatte er die Nachricht von ſeines Vaters Tode mitgeteilt.

mit Schrecken erſehe, daß Du die nichtaufgenommenen geradezu durchſtrichen haſt.

Vom Almanach erhielten wir vor acht Tagen die letzten Bogen zur Korrektur, und ich hoffe, daß er nun bald erſcheinen werde.

Wie ſoll ich Dir genug danken für Dein himmliſches, goldenes Märchen[1]), das ſo ganz Goldglanz iſt! Man ſollte es an trüben Abenden leſen, um den goldnen Abendglanz dadurch zu erſetzen. Wenn meine Aufforderung im letzten Briefe Dich dazu veranlaßt hat, ſo darf mir jeder Buchſtab', den ich Dir deshalb geſchrieben habe, ſo lieb ſein, als wenn er das ſchönſte Sonett wäre. Dieſes Märchen, den Eginhard und die beiden Romanzen vom Teufelsring und vom Herrn von der Haide halte ich für Dein Vollendetſtes, ja dieſe Stücke ſcheinen mir ebenſo klaſſiſch als irgend ein Klaſſiker. Dichte doch fort in dieſer Märchenwelt! Gib uns einen ganzen Band! Im Montevilla S. 20 ſteht eine ſchöne Kunde von einer Drachenjungfrau; auch die ſchlafende Prinzeſſin[2]) mußt Du bearbeiten. Meine Bearbeitung iſt bloße Parodie.

Du erhältſt hiebei einen ganzen Pack von Gedichten, die ich nach dem Almanach gemacht habe; einige davon haſt Du ſchon geleſen, ich ſchicke ſie aber mit, weil ich wünſche, daß Du alles zuſammen an Mayer ſendeſt; es wäre mir lieb, wenn es bald geſchähe, und ich ſie auch bald von Mayer zurück erhielte. Schreibe mir auch darüber. Die Briefe von Roſa und Amalia haben mich innig erfreut, ich hätte gar gerne durch Aſſur an Roſa geſchrieben, er kam aber plötzlich zu mir hergeſchoſſen und ſagte, daß er bereits auf dem Weg nach Hamburg ſeie. Den Don Quixote habe ich erhalten, ich trachtete ſchon lange nach der Tieckſchen Ueberſetzung und bitte Dich, mir auch die anderen Teile, wenn Du ſie geleſen, gelegentlich zukommen zu laſſen.

A. Mayer iſt nun als Soldat in Stuttgart.

Sende doch den Goldener vorderhand nirgends hin, es

---

[1]) S. Brief Nr. 102.

[2]) S. Brief Nr. 101 f.

wäre eine herrliche Zierde für einen zweiten Almanach[1]), wenn er auch nicht verſifizirt iſt.

Von Varnhagen ſtehen zuweilen Aufſätze im Morgenblatt, einer über die Romane der Baronin Fouqué[2]), ein anderer über das Schloß Bentheim. In letzterem iſt einer weißen Frau, die auf dieſem Schloſſe umgehe, gedacht, wozu denn die wohlweiſe Redaktion ein: (?) gemacht hat.

Schwab hat neuerlich ein gutes Gedicht: An die Freunde, gemacht. Du haſt ja eine Erzählung für die Miscellen eingeſchickt, die aber Rehfues[3]) zu perſönlich vorgekommen ſei. Teile es uns auch mit!

Schreibe mir doch, wie der Räuber[4]) hieß, der den Stein zu der Calwer Kapelle hergeſchleppt! Da ich ſeinen Namen nicht mehr wußte, habe ich indes einen beliebigen geſetzt.

Ueber die Herbſtreiſe weiß ich noch nichts Beſtimmteres zu ſchreiben. Lebe wohl! Möcht' ich Dich ganz geſund wiederſehen!

Dein

L. Uhland.

---

105. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 14. September 1811.

Ich hoffe, das Paket, das ich vor acht Tagen[5]), einige Stunden vor Erhaltung Deines Briefs, ins Wildbad geſchickt habe, werde Dir nachgeſchickt worden und endlich in Deinen Händen ſein; ich will daher nicht wiederholen, was ich damals geſchrieben habe. Du erhältſt hier noch ein Gedicht, welches

---

[1]) Das geſchah in der That. S. Brief Nr. 102.

[2]) Karoline de la Motte-Fouqué (1773—1831), die Gemahlin des Dichters Fouqué, ſchrieb u. a. „Roderich", „Feodor" und „Frauenliebe".

[3]) S. Brief Nr. 7.

[4]) S. Brief Nr. 106.

[5]) S. Brief Nr. 104.

Du mit den andern bald an Mayer zu ſchicken gebeten wirſt. Vom Almanach haben wir ſchon vor vierzehn Tagen die letzten Korrekturbogen, den Almanach ſelbſt aber noch nicht erhalten, vielleicht kommt er heute abend mit der Diligence.

Die Leſſingſchen Aufſätze[1]) über das Kloſter Hirſchau[2]) habe ich geleſen, ſie erzählen, daß im Kreuzgang die Fenſter, vierzig an der Zahl, mit Glasgemälden aus dem alten und neuen Teſtament geziert waren, daß ſich am Kreuzgang in den Hof herein eine Rotunde befand, worin eine Quelle ſprang, und die Fenſter dieſer Rotunde gleichfalls mit Gemälden, welche ſich ſämtlich auf Bronnen u. ſ. w. bezogen, verſehen waren. Ebenſo war die in Form eines Kreuzes gebaute Kirche mit Glas- und andern Gemälden reichlich verſehen; im Refektorium befanden ſich die Porträts mehrerer Kaiſer, der Aebte und anderer berühmter Mönche des Kloſters, auch im Sommerrefektorium ein Bronnen. An der Nordſeite der Kirche waren einige luſtige Kapellen, und in einer davon wurde das Meß eines Rieſen, welcher ſich in dem dortigen Gebirg aufgehalten haben ſoll, auch deſſen lederne Kleider, die mit eiſernen Ringen zuſammengeheftet waren, aufbewahrt. Demjenigen Kloſter, wovon noch die Ruinen ſtehen, und welches zu Anfang des zwölften Jahrhunderts gebaut worden, gegenüber lag das ältere Kloſter, zu welchem man auf einer wohlgebauten ſteinernen Brücke kam. Die Mönche des Kloſters haben vieles geſchrieben, auch über Muſik, und mehrere haben Gedichte gemacht, wahrſcheinlich in lateiniſcher Sprache. Wir werden nun, hoffe ich, Deinen Roman über das Kloſter Hirſchau bald erhalten[3]).

Daß Schnurrer ſich in Herrenberg als Praktikus geſetzt hat, ſchrieb ich Dir indes nicht, weil er ſagte, er wolle es Dir durch ein nachbarliches Schreiben zuerſt notifiziren.

Wenn Du den Almanach fortzuſetzen gedenkſt, ſo ſollteſt

---

[1]) Kerner hat Uhlands Notizen aus Leſſing in ſeiner Wildbadſchrift, 4. Aufl. S. 169 ff., 174 ff. benützt.

[2]) Heutzutage Hirſau (bei Calw) geſchrieben.

[3]) S. Brief Nr. 96 (Nachſchrift).

Du gleich mit Ueberſendung des Exemplars an Fouqué wegen fernerer Beiträge ſchreiben.

Wenn nicht meine Gedichte als Sammlung herauskommen, ſo hätte ich bereits wieder ſo vieles, daß ich allein einen halben Almanach füllen könnte. Doch bleibt mir immer einiges, wenigſtens Ueberſetzungen. Von Dir iſt der Goldener da, von Schwab auch wieder ein Gedicht; und in der langen Zeit, die wir vor uns haben, müßte es vieles geben. — A. Mayer hat geſchrieben, daß es ihm in Stuttgart erträglich geht[1]).

Ich wünſche, daß jeder Stern am Himmel Dich, wie der Komet, zu einer Dichtung begeiſtere, dann wird es uns nie an Gedichten zu Almanachen fehlen. Lebe wohl!

Dein

L. Uhland.

106. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 20. September 1811.

Durch einen Kohlenbrenner kamen mir Deine Sendungen[2]) vom Wildbad herzu... Dieſe herrlichen Sendungen erquicken mich ungemein. Die ſchlafende Jungfrau[3]) iſt gar zu lieb! Ich bitte Dich, ſende ſie doch alsbald dem Rehfues, damit es ſogleich gedruckt wird. Zum Schildknecht Roland[4]) hätteſt Du ein anderes Metrum wählen ſollen; weil doch oft ein muntrer Stil darin herrſcht, mahnt es durch dies Metrum oft gar zu ſehr an den infamen Blumauer. Dies Metrum iſt an ſich ſchon nicht ſehr gefällig und ſtört mich auch in Goethes Harfnerlied.

Der Königsſohn[4]) iſt herrlich und überaus ſchön die vierzehnte Ballade, ebenſo die ſiebente. Von den Sonetten gefallen mir am meiſten: Entſchuldigung, der Blumenſtrauß,

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 93.
[2]) S. Brief Nr. 104 und 105.
[3]) S. Brief Nr. 101 und 102.
[4]) S. Brief Nr. 100.

Thetis [1]). — Wie eigentlich der Räuber [2]) hieß, weiß ich nicht, da mir die Möglichkeit einer ſolchen Sage im Hinaufſteigen auf die Calwerſteige an den großen Steinen vorüber damals nur ſo einfiel. Es wäre mir ſehr leid, ja Du würdeſt mich recht betrüben, wenn Dir jetzt die Ballade nimmer gefiele und Du ſie gar zernichten würdeſt. Die Auffaſſung und Bearbeitung gehört ja Dein und iſt ſehr ſchön! . . .

Ich habe an Rehfues ein Gedicht geſandt, wo mir aber lieb iſt, daß er's nicht abdrucken ließ. In einem Märchen kommt ein alter, ungeſtalter Greis vor, der einem Jüngling, der ſich im Walde verirrte, befiehlt, ihn auf den Rücken zu nehmen. Dieſer thut's, der Gnom aber läßt ihn nicht mehr gehen, ſondern reitet ihn Tag und Nacht und geht nimmer von ſeinem Rücken herunter. Dies benützte ich zu einer Parodie. Der alte Kerl iſt der Kritikus, der Jüngling die Romantik. Einen Teil davon kennſt Du ſchon, und dies iſt die Erzählung, die ich an Rehfues ſandte: [3])

Einſam ein Knabe ging
In dunkler Waldesnacht,
Sein blaues Auge hing
Ganz an der grünen Pracht.

Es ſangen Vögel laut
Von Zweig zu Zweig ihr Lied,
Wie ſo ein Vogel traut
Der Knabe fürder ſchritt.

Epheubekränzt Geſtein
Von einer Burg da ſtund,
Keck trat der Knab' hinein
Und ſank in tiefen Grund.

Sein dachte niemand mehr
Wohl viele lange Jahr',
Bis jüngſt ein Jüngling er
Heraufſtieg wunderbar.

Eine goldne Harf' er trug
Tonreich in ſtarker Hand,
Den Vögeln er ſie ſchlug,
Kein Menſch ſich fand zur Hand.

Von einem alten Stamm
Tief in dem dunkeln Grund,
Von Helden wunderſam
That er den Wäldern kund.

---

[1]) Die beiden erſten Sonette erſchienen zuerſt im „Jahrbüchlein deutſcher Gedichte" auf 1815. Thetis oder vielmehr „Die neue Thetis" iſt bisher ungedruckt.

[2]) S. Brief Nr. 104 (S. 237).

[3]) Bisher ungedruckt.

Doch endlich ſchlich ein Greis
Aus langem Traum heran,
Die Stirne kalt wie Eis,
Im Mund nur einen Zahn.

Das Auge ſonder Licht
Tückiſch zum Jüngling ſprach:
Trag mich, du junger Wicht!
Wohl über dieſen Bach.

Der Jüngling fromm und gut
Erbarmt des Alten ſich.
Das Rezenſentenblut
Doch nimmer von ihm wich.

Der Gnom die Beine kalt
Um Jünglings Nacken preßt,
Und hält ihn mit Gewalt
Bei ſeinen Knochen feſt.

Er preßt ihn gar zu Tod,
Wollt lenken ſeinen Gang.
Die Lerch' im Morgenrot
Singt, was der Jüngling ſang.

Es hat Aehnlichkeit mit dem Stoff Deiner Jungfrau, nur unterliegt (was nicht wahr iſt) die Romantik bei mir der Stubenpoeſie, und überhaupt iſt das ganze nichts. Den Goldener hab' ich bloß Dir zu lieb gemacht und will ihn bewahren, weil ich doch nichts für einen etwaigen Almanach habe.

Deine Gedichte werde ich dem Mayer ſelbſt überbringen.

[Schluß fehlt.]

---

107. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 2. November 1811.

Von meiner Reiſe nach Stuttgart, Grasburg und Heilbronn bin ich geſtern wieder hier angekommen. Die Almanache traf ich in Menge bei Mayer an, der ſchon 40—50 abgeſetzt. Ich war in Heilbronn ziemlich vergnügt. Beſonders merkwürdig und lieb war mir die Bekanntſchaft von Profeſſor Schweigger[1]), einem Kollegen von Schubert in Nürnberg. Mayer ſoll Dir einmal erzählen, wie ich auf dieſen ſtieß und wie vergnügt wir mit ihm waren. Ich hab' ihm einen Almanach verehrt. Er

[1]) Ueber den Naturforſcher Profeſſor Schweigger ſ. Karl Mayer „Ludwig Uhland" I, 193. 195. Daſelbſt ſchreibt Uhland über denſelben an Karl Mayer. (Das Datum iſt allerdings verſchieden.)

iſt ein guter Freund von Jean Paul. An den Köſtlinſchen Gedichten fand er beſonderes Wohlgefallen. Er iſt ein ſehr merkwürdiger Menſch.

Köſtlin in Stuttgart freute ſich beſonders über Dein Märchen. An Deinem Roland ſtört ihn, wie den Mayer, das Metrum und bei Deinem Königsſohn klagten beide, daß Du Deine ſchönere Ballade in den Einſiedlern darein miſchteſt . . .

Auguſt Mayer[1]) hat wahrhaftig ein trauriges Schickſal. Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten, als ich ihn in ſeiner Kaſerne beſuchte. Er wurde ziemlich mager und verſchluckt ſeinen Kummer. — An Conz ſchrieb ich hier.

Schreibe mir doch noch einmal hieher.

Ewig Dein

C. J. K.

... Pregizers Tod[2]) wird Dich auch ſehr affizirt haben, ich war noch mit Köſtlin bei ihm. Gute Nacht, lieber Pregizer!!!

---

108. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 3. November 1811.

Die Urſache meines langen Schweigens iſt eine Herbſtreiſe von ungefähr drei Wochen. Bei meiner Zurückkunft traf ich einige Zeilen von Dir aus Enzweihingen an.

Dem Floridan bin ich nun auch auf die Spur gekommen:

„A. 1642 hat Herr Georg Philipp Harsdörfer, ein Nürnbergiſcher von Adel, auch hernach wohlanſehnliches Rathsmitglied bei der hochlöblichen Republique allda, ein um die teutſche Sprache und Dichtkunſt in viele Wege hochverdienter, fürtrefflicher Mann, unter den Fruchtbringenden der Spielende, mit Zuziehung Joh. Klaji, eines hurtig- und tiefſinnigen Poeten, den Gekrönten Blumen-Orden an der Pegnitz gegründet und angefangen; in welchem gar bald darauf, nebſt andern der weltberühmte Herr Sigmund von Birken eingenommen worden. Herr Harsdörfer erwählte ſich den Ordens-Namen Streſon; Klajus heftete ſeinen Zunamen auch

---

[1]) S. Brief Nr. 93.

[2]) S. Brief Nr. 34.

an den Hirtenſtab, Herr von Birken wurde Floridan ... benennt. Nach Streſons ſeeligſtem Abſchied wurde Floridan dieſer Geſellſchaft anderer Präſes oder Fürſteher, welcher etwan bei Erinnerung ſeines in dem Fruchtbringenden Palmen-Orden geführten Namens, des Erwachſenen, auch in Betrachtung, daß es ſchicklich wäre, wann dieſe von den Blumen benannte Geſellſchaft auch eine Blume zum Sinnbild darſtellete, mit Genehmhaltung ſeiner wehrten Weid-Genoſſen, hierzu die Granadillo oder Paſſion-Blume erſonnen ꝛc. Ingleichen wird man in des Floridans T. Rede- Bind- und Dicht-Kunſt, anfangs nach der Vorrede, wie auch in der betrübten Pegneſis p. 250. 51 u. f. f. finden, wieviel und herrliche Werke, ſo in gebunden- als ungebundener Rede, aus dieſes trefflichen Dichters und Kaiſerlichen Geſchicht-Schreibers, Herrn von Birken, Hirn und Kiele gefloſſen ꝛc." ...

Auch von Hans Folz fand ich kürzlich wieder eine Notiz:

„Ein Lied, wie die göttliche Weißheit und weltliche Thorheit mit einander disputiren, in Hans Folzen Hahnen Kratts-Ton".

Ueber das Wildbad fand ich in Keyßlers Reiſen nichts, habe auch ſonſt kein Buch bei der Hand, worin etwas zu ſuchen wäre. Auf Deine Schrift bin ich ſehr begierig. In Heilbronn brachte ich eine Woche ſehr angenehm zu, lernte auch zu meiner großen Freude Gangloff [1]) dort kennen, der eine ſchöne Zeichnung aus Axel und Walburg [2]) bei ſich hatte.

Den Almanach hat Haug gegen mich ſehr gerühmt, im Morgenblatt aber ſteht das beifolgende. Rezenſirt iſt er meines Wiſſens bis jetzt bloß in den Süddeutſchen Miscellen [3]), wo er gelobt ſein ſoll. Kölle iſt ſeit einiger Zeit hier, reiſt aber morgen wieder ab. Er mahnte wieder an ſeine Manuſkripte, hat ſich übrigens wieder für einen künftigen Almanach angeboten. Auch von Grimm [4]) in Weinheim, der ein in den S. Mis-

[1]) S. Brief Nr. 70.

[2]) Drama von Öhlenſchläger. S. Brief Nr. 59.

[3]) Herausgegeben von Aehſues. S. Brief Nr. 7.

[4]) A. L. Grimm, 1786—1872, Theolog, Lehrer und ſchließlich Vorſtand des Pädagogiums in Weinheim (Heſſen). Das erwähnte Schauſpiel erſchien 1811. Außerdem ſchrieb er Märchen für Kinder, die einſt ſehr verbreitet waren.

cellen belobtes Schauſpiel: Davids Erhöhung, geſchrieben, könne er Beiträge bekommen. Da Du mir aber auf meine Fragen wegen einer Fortſetzung des Almanachs, ſo wie gewöhnlich auf meine Fragen, keine Antwort gabſt, ſo konnte ich ihm auch keine Auskunft geben, ſo wenig als an Fouqué ſchreiben.

Laß Dich durch Deine Wildbadſchrift nicht abhalten, auch einmal wieder an eines Deiner angefangenen Schattenſpiele zu gehen. Daß ich Rickele in meinen Briefen nach Enzweihingen nicht grüßte, kommt ganz natürlich daher, daß Du mir nie geſchrieben hatteſt, daß ſie in Enzweihingen war, und ich ſie noch immer in Calw vermutete.

Lebe wohl und ſchreibe bald!

Dein L. Uhland.

---

109. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad an dem Feiertag [undatirt].

Wo biſt Du? Ich höre gar, gar nichts mehr von Dir. Briefe habe ich Dir geſchrieben und ich meine, daß Du mir eine Antwort ſchuldig. Ich ſitze wieder allhier in Trauer.

Uhland! Du! könnteſt Du mich denn nicht auch wieder beſuchen? Gedichtet habe ich nichts. Eine Schrift über das Wildbad [1]) habe ich geſchrieben, die ich Dir zur Einſicht und Korrektur ſenden werde. Dieſe Arbeit hat mir Vergnügen gemacht und mich auch zu einiger näheren Umſicht in der Gegend veranlaßt.

Du ſchriebſt mir einmal aus Keyßlers Reiſe eine Stelle ab. Dieſer ſoll auch von Naturmerkwürdigkeiten Württembergs ſprechen; ſieh doch nach, ob er nicht auch etwas vom Wildbad ſagt. Auch bitt' ich Dich, in Chroniken, die Du haſt, nachzuſehen, ob nicht Notizen über Wildbad ſich irgendwo finden. Ich bitte Dich, vervollkommne mein Werklein durch Deine Sorgfalt. Ich fühlte nie drückender, wie entfernt ich von Menſchen und Büchern bin, als bei dieſer Arbeit [2]).

[1]) Die Schrift erſchien 1812 bei Heerbrandt (Oſiander) in Tübingen. Sie erlebte vier Auflagen. Der genaue Titel lautet: „Das Wildbad im Königreich Württemberg".

[2]) S. Brief Nr. 108.

Ich habe übrigens dennoch schon vieles Neue und bisher unbekannt Gewesene gesammelt. Von der völligen Ausarbeitung werde ich nur abgehalten, weil ich hoffe, noch von anderen für meinen Zweck Brauchbares zu erhalten. Was schwatzt man über den Almanach? ... Gangloff [1]) hat mir einen Besuch versprochen. Assur schrieb von Hamburg aus; er kommt öfters zu Rosa, und beide scheinen sich wohl mit einander zu unterhalten. Amalia und Rosa schrieben große Briefe. Du sollst sie erhalten. Rosa grüßt Dich und Mayer. Ich bitte Dich, teile mir doch bald Nachrichten von Dir mit und verlasse mich nicht so.

Ewig Dein

Kerner.

---

110. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad [undatirt].

Welche Tröstung war mir Dein Brief! Ein paar Tage nachher erhielt ich auch Briefe von Köstlin, Jäger, Schnurrer, Mayer [2]), Braun [3]) — lauter Sonnenschein auf ein erfrorenes Herz! Den Brief von Braun sende ich Dir hier, sende mir ihn aber mit den anderen an mich gerichteten Briefen, die Du noch von mir hast, zurück.

Sage doch auch dem Conz, daß Braun das nächste Jahr nichts verlegen wolle als den Almanach. Wegen Beiträgen hab' ich mich schon an Fouqué und durch diesen an Löben gewendet. Auch an Mad. Schlegel und Stoll schrieb ich. Du könntest aber doch auch an Fouqué schreiben, ferner an Hebel. Köstlin schrieb mir, ob ich das Lied: „Ich lag in schweren Banden" kenne? Vielleicht ist es ein Gedicht von ihm [4]). Die Grimmschen dän. Gedichte [5]) werde ich wahrscheinlich behalten und auch

---

[1]) S. Brief Nr. 70.

[2]) S. Brief Nr. 23.

[3]) D. i. vom Verleger des Almanachs und der Reiseschatten.

[4]) Ein Versanfang aus dem Lied „Wie soll ich dich empfangen" von Paul Gerhardt (1607—1676).

[5]) S. Brief Nr. 101.

Schlegels (Aug. Wilh.) Gedichte. Dieſer nahm auch die Gedichte wider Voß, Matthiſſon, Kotzebue, Merkel in die Sammlung auf. Soll ich Dir die verzeichneten Schriften nicht auch mitteilen? — Braun könnte mir billig einige zum Geſchenk machen, er hat aber, wie es ſcheint, keine Luſt, mir irgend etwas für Reiſeſchatten oder Almanach zu geben. Den Grimm und Schlegel behalt' ich gerade im Grimm, weil er ein Flegel, und werd' ihn nie bezahlen. Auf meine Schrift über das Wildbad [1]) darfſt Du gar nicht begierig ſein; ſie iſt höchſt proſaiſch, voll Zahlen und Namen, und wird meinem Bruder in Stuttgart recht gefallen. Vom wilden See erfuhr ich einige Volksſagen, z. E. will man in ſeinem Grunde auch einen Spielmann hören u. ſ. w. Von einem ähnlichen See im Schwarzwald (wo es überhaupt eine Menge Seen auf hohen Bergen gibt) erzählen Schreiber und Klüber in ihrem Baden-Baden ſehr ſchöne Sagen.

Von einem andern dieſer Seen ſollen in dem topographiſch-ſtatiſtiſch-geographiſchen Lexikon von Schwaben Bd. II, voc. Mummelſee und Seebach viele ſeltſame Sagen erzählt werden.

Könnteſt Du doch dieſe nicht auffinden und mir abſchreiben? — Dann iſt bei Loſſenau die Teufelsmühle und die Engelskanzel merkwürdig wegen ihren herrlichen Sagen.

Es iſt für mich ſehr ärgerlich, daß Klüber in ſeiner Beſchreibung der Umgebungen Badens bis in das Teinach heraufſtreift und mir auch die dem Wildbad ſo nahe liegende Engelskanzel und Teufelsmühle wegnahm. Ich werde übrigens mich nicht beſcheiden, ſondern die Sache in meiner Wildbadſchrift gerade auch erzählen und beſchreiben. Bei Baden befindet ſich eine Teufelskanzel.

Die Stiftungsgeſchichte des Kloſters Hirſchau iſt auch ſehr ſchön, ich fing an, ſie in Verſe zu bringen [2]), in Proſa kommt ſie in meiner Wildbader Schrift vor. Hier ſende ich Dir eine erdichtete Sage, ſie iſt aber nicht viel [3]). Im Falle Du meinſt,

[1]) S. Brief Nr. 108.

[2]) S. Kerners Gedicht „Die Stiftung des Kloſters Hirſchau", zuerſt erſchienen im „Deutſchen Dichterwald" 1813.

[3]) Vermutlich Sankt Alban. S. den folgenden Brief.

daß man es brauchen könne, ſo korrigire es mir doch. In Schlegels Gedichten befinden ſich ungemein herrliche Lieder! Das „die verfehlte Stunde“ iſt ganz ungemein lieblich!! ich las es ſonſt noch nie. Dieſes Lied halt' ich für ganz vollkommen. Ganz vollkommen ſchön iſt auch die Ballade „Rittertum und Minne“.

Schreibe doch bald!

Ewig Dein!

111. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen,] den 23. November 1811.

Sankt Alban [1]) hat uns ſehr gefallen, nur iſt die Sprache hin und wieder zu ungeſchlacht und das, was als Ausnahme wohl erlaubt iſt: ſaugen u. dergl., kommt ſo oft vor, daß im letzten Verſe eine ganz andere Versart zu ſein ſcheint. Ich ſchicke Dir hier einige Aenderungen als unmaßgebliche Vorſchläge. Sende uns doch bald die poetiſche Stiftungsgeſchichte des Kloſters Hirſchau [2]).

Das topographiſche Lexikon hab' ich noch nicht bekommen können, ob ich gleich ſchon lange darnach trachte. — In Götzens von Berlichingen Leben von ihm ſelbſt kommt das Wort: Wildbad einigemale vor, nicht als nomen proprium, ſondern als allgemeinere Bezeichnung, z. B. der Biſchof war in N., wo er ein Wildbad hatte; vielleicht bezeichnet es überhaupt ein Bad, wo man in der Quelle ſelbſt badet. Auch ſteht in dieſem Buche: — „und ſchmiert ihm ein wenig übern Kopf, und hat ſich das „Schwerd gewendt, daß ich ihme irgend ein Aederlein getroffen, „das ſchweißt feindlich, alſo daß mir Angſt war, und gab ihm „doch ein Blutwurzel in die Hand, da verſtund es ihm „wieder.“

Braun könnte füglich ins Morgenblatt rezenſiren, auch iſt

---

[1]) S. Brief Nr. 110.

[2]) „Die Stiftung des Kloſters Hirſchau“ von J. Kerner („Die Dichtungen“ S. 130) erſchien ebenfalls zuerſt im „Teutſchen Dichterwald“.

es naſeweis, daß er ſagt: wir geben lieber ꝛc. Der Almanach iſt ihm viel zu gut, es ſoll durchaus ein Cottaiſcher werden. Ich wünſche ſehr, daß auch im nächſten Jahrgang alle mögliche gediegene Proſa wegbleibe, der Almanach würde ſonſt ganz ſeine Originalität verlieren; ich glaube nicht, daß es an Gedichten fehlen wird, und es iſt wahrhaftig ſchön, wenn wir einen Almanach bloß für Gedichte behalten, die in anderen Almanachen nur nebenher laufen. Stücke, wie Dein Märchen, machen natürlich eine Ausnahme, denn die Sprache, in der es geſchrieben iſt, iſt nicht eigentlich Proſa, ſondern die poetiſche Form eines Kindermärchens. — Es war mir lange kein Buch ſo wichtig, wie: Beatus und 13 Gedichte. Es hat mir die ſeltene Freude gegeben, einen ganz eigentümlichen Dichter zu finden, in dem ſich neue Richtungen und Formen der Poeſie eröffnen. Der Verfaſſer heißt Thorbeck[1]). Er war vor kurzem als Student in Heidelberg, wo ihn Neander gut kannte, jetzt iſt er in Berlin. Dieſen für den Almanach zu gewinnen, wäre ſehr viel wert.

Ich leſe gegenwärtig Löbens Roman: Arkadien[2]), viel Schönes im einzelnen, im ganzen aber, nach meiner Anſicht, ein verfehltes Streben. Wenn mehrere unter den neueren Dichtern ſich einer einfachen, nach Geiſt und Form echt deutſchen Poeſie widmeten, ſo würden ſie gewiß viel Höheres leiſten, als in den angeborgten Formen, wobei man das Gute oft bedauern muß, daß es nicht anderswo ſteht. — Dem Gedicht: Ich lag in ſchweren Banden ꝛc.[3]) wirſt Du ohne Zweifel näher nachgefragt haben; überhaupt ſollteſt Du wieder wegen des neuen Almanachs in Köſtlin bringen. Du ſelbſt arbeite fleißig in den Schwarzwaldſagen fort, und laß die ſchönen Waldſcenen vom Bernhäuter nicht unvollendet ſtehen. An Weckherlin habe ich wegen eines Ge-

---

[1]) Von Karl Thorbecke (in dem Briefwechſel heißt er häufig Thorbeck) erſchienen „Lieder", Berlin 1814. Im neuen Almanach, dem „Deutſchen Dichterwald" (1813), erſchienen ſechs Gedichte von ihm. Vgl. Karl Mayer „L. Uhland" ꝛc. I, 239 f.

[2]) Vgl. Brief Nr. 100.

[3]) S. Brief Nr. 110.

dichts von Heinrich dem Löwen[1]), das auf der Stuttgarter Bibliothek iſt, geſchrieben, ob es nicht für den Almanach gebraucht werden könnte. Es iſt in anderer Versart als das Volksbuch. W. hat mir ſeine Schrift über altdeutſche Literatur zugeſchickt. Helmina[2]) ſollte auch im nächſten Jahrgang nicht fehlen, ſie ſoll mehrere Gedichte über die jetzt in Heidelberg ausgeſtellten altdeutſchen Gemälde gemacht haben. Wenn nur Oehlenſchläger nicht ſo weit weg wäre, von dieſem könnte man gewiß Gedichte haben. — Wenn Du A. W. Schlegels Gedichte behalten haſt, ſo ſende mir ſie einmal, zugleich mit dem zweiten Teil vom Don Quixote. Den Grimm kann ich von Conz bekommen, Schwab wünſchte ſehr etwas von Schubert zu leſen. — Ich habe ſeit einiger Zeit viel Juridiſches zu thun, wodurch mir für die Poeſie zwar nicht alle Zeit, aber doch die Ruhe benommen wird. — Da Braun nun, wie es ſcheint, meine Gedichte nicht in Verlag nehmen will, ſo ſuch' ich vielleicht anderswo einen Verleger. — Du haſt mir Briefe von Roſa und Amalia[3]) zu ſchicken verſprochen? Den Beatus will ich Dir das nächſtemal ſchicken, wenn Du ihn noch nicht geleſen haſt; auch die Brauniſchen Briefe will ich zuſammenſuchen.

Dein L. U.

Du kommſt mir mit dem neuen Almanach wie ein Vogelſteller vor, der auf Vögel paßt:

Der Vogelſteller im grünen Haus
Lauſcht zum kleinen Fenſter hinaus:
Will nichts ſich ſetzen
In meinen Netzen?

Raubvögel ſtreichen,
Kreiſen und ſchweifen,
Hätten mir faſt die lieben,
Schönen Vögel vertrieben.

---

[1]) Vgl. dazu Uhlands Schriften I, 503. Wechſerlin war Bibliothekar in Stuttgart.

[2]) Helmina von Chézy lieferte in den neuen Almanach (1813) zwei Gedichte.

[3]) D. i. Roſa Maria Varnhagen und Amalia Weiſe (Schoppe).

Artige Vögel hab' ich ausgehängt.
Rot und grün und goldgesprengt.
Sie singen und schwirren,
Sie locken und girren.

Weit weit ist des Waldes Raum,
Manch Vögelein sitzt auf jeglichem Baum.
Sie werden schon kommen,
Wenn sie's Locken vernommen.

Weit weit ist des Himmels Bogen.
Manch Vögelein kömmt dahergeflogen.
Ueber's weite Meer
Kommen sie her.

Das Schönste kann der Wind herwehen;
Wundervögel, noch nie gesehen,
Können sich setzen
In meinen Netzen [1]).

---

112. J. K. an Ludwig Uhland.

Wildbad, November 1811.

Deine neuesten Gedichte sind wieder ganz wie Du. Die Einkehr ist so herrlich wie nur möglich, dabei so deutsch wie die Lieder aus Fischart.

Für die Zurechtstellung des verschränkten Albans [2]) dank' ich Dir, ich werde alles so stehen lassen. Das Schattenspiel kann ich in Wahrheit nicht vollenden, es ist mir gänzlich nicht mehr gegeben. Das Wenige, was ich Dir hier sende, hab' ich noch eingeschalten. Ueberschrieben „Waldscenen aus einem Schattenspiele" könnte man es doch, mein' ich, dem Almanach einverleiben [3]). Ich muß Dich, die prosaischen Aufsätze betreffend, falsch verstanden haben. Ich meinte, es sei Dein Wille, daß man auch prosaische Aufsätze im nächsten Almanach aufnehmen sollte. So hast Du also nur mein Märchen gemeint. Ob ich

---

[1]) Bisher ungedruckt.
[2]) S. Brief Nr. 111.
[3]) S. Brief Nr. 96.

gleich selbst nicht dafür war, schrieb ich, weil ich meinte, Du sprächest dafür[1]), an Fouqué auch um prosaische Aufsätze, und, wenn ich nicht irre, auch an Rosa. Dies ist nun sehr ärgerlich. Wenn Du nur auch an Fouqué schreiben würdest und an Oehlenschläger. Es ist gerade nicht zu weit. Braun würde die Briefe besorgen. Braun ist freilich nichts anderes als ein Plattiste, und ich bin ihm nur zu verdächtig. Deine Gedichte wünscht er ja, wie er schon einmal schrieb, in Verlag zu erhalten, aber nur nicht das nächste Jahr . . .

Du kannst nicht glauben, wie tief übrigens überall diese Plattisterei herrscht und wie sie durch das Morgenblatt so gänzlich angefacht und erhalten wird. Den Pfarrern, Amts- und Stadtschreibern, Oberamtleuten, Schreibern und Speziälen ꝛc. geht mit diesem Blatt erst ein Licht auf; sie saugen es mit Wollust ein und halten es gänzlich für ein Orakel. Feindlich gegen dieses Blatt zu handeln oder von ihm verdammt zu werden, kann einen (wie der Kerl in den Reiseschatten sagt) um das Brot bringen, es kann einem in der Bedienstung hinderlich sein[2]). Du kannst gar nicht glauben, mit welcher Verachtung ich schon von vielen Leuten der Art angesehen wurde, weil ich in diesem Blatte immer verdammt werde.

In neuester Zeit haben die Kerls ja wieder all ihren alten Mist aufgerührt. Man findet wieder Aufsätze von Weißer über Karfunkelpoesie ꝛc. Ich hatte im Sinn, beigelegte Erklärung der Morgenblattsredaktion vor die Füße zu werfen, laß es aber gehen, weil ich mir zur Pflicht machen werde, etwas der Art nie ohne Deinen Rat zu thun — und weil man doch nichts in dem Lande ausrichtet. Die Kerls wären im stande, mich gerade beim König als Verbrecher zu verklagen.

Es ist wunderbar und wie in der Natur gegründet, daß diese Plattisterei nur an der vorigen Generation hängt, an der zehn bis zwanzig Jahre vor uns; an der, deren Blüte so ganz in die schlechte französische Revolution fiel. Die Kerls, die jetzt

[1]) In Brief Nr. 111.
[2]) Reiseschatten II, 7.

die Plattiſtenkokarde tragen (dieſelbe iſt eine Gänſefeder), tanzten einſt alle um den franzöſiſchen Freiheitsbaum. Es iſt ein ſchlechtes undeutſches Volk!!

Wenige beſſere aus ihnen, die erſt kürzlich noch ganz anderer Meinung waren, erwachen nach und nach wie aus Träumen und erkennen ihre alte Schlechtigkeit. So iſt nun Theobald [1] (deſſen Brief über das neue Streben Du Dich noch erinnern wirſt) ein gänzlicher Schellingianer und Romantiker geworden. So verſchlingt mein Bruder in Stuttgart mit Wolluſt nun die Schriften Schuberts, die Ideen enthalten, die ich ihm vor Jahren ſchon vergebens aufgeprebigt, indem er alles der Art für baren Wahnwitz erklärte.

Was ich über die Kinder der neuen Zeit in den Reiſeſchatten bemerkte, iſt gewiß richtig. Die jetzige Romantik und Philoſophie hängt nicht am einzelnen, ſie iſt in der Zeit. Der Frühling bringt keine Herbſtroſen, lange Lehrgedichte. Ob dem fällt mir Dein „Märchen“ [2]) bei und daß Köſtlin meinte, das Wort „ſchnellerweiſ“ ſei ſchwäbiſch. [Richtig!]

Die verſprochenen Schriften über das Wildbad hat mir der Herr Kanzler v. Schnurrer als [zimmer] noch nicht mitgeteilt [3]) und hält mich deswegen ſehr auf. Sollteſt Du Heinrich Köſtlin ſehen, ſo laß ihn doch daran erinnern. — In Sattlers Topographie [4]), die Du haben wirſt, kommt eine Merkwürdigkeit von dem Schloſſe Roſenſtein vor. Sattler ſagt: die alten Weiber in der Gegend erzählen davon allerlei Geſchichten. Dieſes Schloß gehörte dem Edeln von Rechberg, iſt aber längſt württembergiſch. Schlag es doch auf!

In dieſer Nacht träumte mir, Du ſeieſt hier bei mir, weiß aber nichts mehr von Deiner Gegenwart, als daß es ungemein

---

[1]) S. Brief Nr. 30.

[2]) S. Brief Nr. 101.

[3]) Schnurrer ſandte ſie laut ſeines Briefes am 28. Nov. 1811.

[4]) Chr. Fr. Sattler (Archivar in Stuttgart, geſtorben 1785) ſchrieb u. a. „Topographiſche Geſchichte des Herzogtums Württemberg“ 1784.

licht war. Sieh Uhland! das ist Wahrheit! Darüber werd' ich Dir vielleicht nächstens ein Gedicht senden.

Man will haben, daß ich nach Lorch an Tritschlers Stelle soll. Darüber korrespondirt Herr Hofrat v. Seubert mit mir. Er will nämlich bewerkstelligen, daß ich vom Amt 200 fl. erhalte. Ich gehe ungern, nicht weil ich gerne hier wäre, sondern weil ich mich in eine neue Umgebung ebenso schwer wieder finde als in einen neuen Morgen.

Das Leben kommt mir oft, o Uhland! so groß, so bös und schwer vor, wie Du Dir nicht vorstellen kannst. Mein Morgenüberdruß grenzt an Verzweiflung. — In Lorch liegen doch wenigstens die schwäbischen Herzoge begraben, aber hier sind warme Quellen. In der That, man muß sich in der Zeit nur mit solchen Erscheinungen trösten und gerne in ihrer Umgebung, wie bei Verwandten und Freunden, sein — sonst ist Verzweiflung gar zu nahe. —

Ich umarme Dich herzlich; auf den Brief mit den Legenden habe ich noch keine Antwort.

Grüße Schwab.

Dein

K.

Antiquar Buchschild spricht aus dem Wagen:

Lieber Mann, ich bitt ihn sehr,
Schaff er Tinte ꝛc. ꝛc.

* * * * * * * *

Er steigt aus.

Der Oberkellner spricht:

Was befehl'n der Herr für Weine?

Antiquar Buchschild spricht:

Ei! verkauft man nicht die Steine
Von der alten Burg dort oben?
Jener Turm, fast ganz verschoben,
Wird wohl nächstens niederfallen,
Wirft auch auf die Spargeln Schatten,
Die so klein noch steh'n im Garten.

Der Poſtknecht ſpricht:

Herr! der Turm wärd' abgetragen,
Doch ſo feſte ſteh'n die Steine,
Daß kein Blitz ihn kann verſchlagen.

Antiquar Buchſchild ſpricht:

Das iſt ewig zu beklagen:
Denn zu einer Bücherſcheuer,
(Könnte man ſie wohlfeil haben)
Kauft ich wahrlich einen Wagen.

Geht in das Wirtshaus ein ꝛc. [1]).

. . . . . .

---

113. Karl Gangloff an J. K.

Merklingen, den 3. Dezember 1811.

Ganz verſtimmt durch die Trennung von Ihnen [2]) kam ich letzthin in Hirſau an und ſtieg in dem Wirtshauſe [„Lamm"] ab, wo das Glasgemälde [3]) zu ſehen iſt. Wäre die Wirtsſtube gerade nicht ſo voll von Zechenden geweſen, ſo würde ich dasſelbe am Fenſter durchgezeichnet, zu Hauſe in einen kleinern Maßſtab gebracht und es Ihnen, jedoch verſteht ſich bloß im Umriß, zugeſchickt haben. Vielleicht hätte es, in Kupfer geſtochen, eine Beilage zu Ihrer Beſchreibung des Kloſters Hirſchau abgeben können, und das Urteil über die Zeichnung und Zuſammenſtellung der Figuren wäre alsdann dem Leſer überlaſſen geblieben. Dieſe hätte, nach meiner Meinung, zudem, daß das Ganze bloß durch gefärbte Glasſtückchen zuſammengeſetzt iſt, nicht leicht richtiger ausgeführt werden können; das Perſpektiv aber iſt, ſowie bei allen dergleichen Gemälden, beinahe gänzlich aus den Augen geſetzt, welches aber hier keineswegs ſtört, vielmehr glaube

---

[1]) Dieſe Stellen ſind aus dem erſt 1835 erſchienenen „Bärenhäuter im Salzfaß". Vgl. „Die Dichtungen", 3. Aufl. S. 309 und 307. Sie laſſen auf einen urſprünglich etwas andern Gang des Stückes ſchließen.

[2]) S. Brief Nr. 108.

[3]) S. Kerners Wildbadſchrift, 4. Aufl. S. 174.

ich, würde es eine genaue Beobachtung des Gegenteils gethan und das Gemälde matt gemacht haben. Am meisten ist der außerordentliche Fleiß in der Ausführung, der hauptsächlich bei den Rüstungen der Kriegsknechte hervorleuchtet, zu bewundern, wenn man erwägt, daß Fenster von 20—30 Fuß Höhe bloß mit solchen bemalten Glasscheiben zusammengesetzt waren.

Ich habe nun auch das Innere der Ruinen des Klosters Hirsau gesehen. Welch ein herrliches Ganzes müssen diese heiligen Trümmer einst gewesen sein! Ich hätte mir dieselben ganz frei von neueren Gebäuden gewünscht, um recht nach Herzenslust in ihnen herumschweifen zu können. Das Gegaff der Leute, die wohl nicht begreifen konnten, wie ich mich durch das Besteigen der alten Mauern so plagen möge, und dies vermutlich für kindisch hielten, störte mich in meinem Genusse.

Um die Werke der Vorzeit her muß es still und tot sein, wenn sie darin leben soll.

Ihre Reiseschatten haben mich recht in Wahrheit erquickt. Die Bilder darin, sie berühren die Seele so warm und freundlich, schmiegen sich der Phantasie so traulich an, daß man große Mühe hat, sie zu entfernen, um sich zu den kalten Geschäften des Tages zu wenden. Am Abend aber kehren sie lächelnd wieder zurück und erwärmen sanft den erkalteten Geist. —

Gegenwärtig bin ich in Zeichnung einer Spinnstube begriffen, in die ein Nachtfräulein tritt; wenn sie fertig ist, teile ich sie Ihnen mit; doch Sie haben mir ja versprochen, mich recht bald zu besuchen, und meine Eltern haben mir recht dringend anbefohlen, Sie ja daran zu erinnern. Ich schicke Ihnen daher bis nach Erfüllung Ihres Versprechens nichts mehr. Sie glauben nicht, wie es uns alle nach Ihnen verlangt. [1])

So leben Sie denn recht wohl! Tausend herzliche Grüße von meinen Eltern.

Ihr Freund

Carl Gangloff.

[1]) S. den Brief Kerners vom 18. Januar 1812.

114. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 7. Dezember 1811.

Ich habe Dir auf zwei Briefe zu antworten und für die werte Sendung von Gedichten zu danken. In der Sägmühle an der Enz werden nun lauter Bretter zu Kirchenstühlen geschnitten. Du bekommst ja eine ganze Legendensammlung. Kloster Hirschau ist besonders schön. Mein gewöhnlicher Spaziergang ist in dem Tannenwald hinter dem Schlosse. Hier gehe ich so weit, bis sich mitten im Walde eine Aussicht nach dem Schwarzwald öffnet, im Vorgrunde den klösterlichen Ammerhof[1]). An dieser Stelle las ich auch Deine Gedichte, und hier ist mir wirklich begegnet, wie folgt:

[„An Kerner."]

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum stillen Tannenhaine,
Und stand gelehnt an der höchsten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeschlagen.

Versunken war ich in die frommen Sagen,
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wundersteine
Bald schaut' ich Aegiswind im Rosenscheine,
Bald sah ich Helicenas Münster ragen[2]).

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!
Die Höh' erschien in goldnem Maienstrahle,
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verschwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht sich senken in die Thale,
Im Fluge streift' er nur der Erde Gipfel.

Es freut mich sehr, daß jetzt in Deinen Liedern eine solche Einheit herrscht, Wald und Waldleben. Gerade das ist es, was ich jetzt bei meinem Dichten so sehr vermisse, es fehlt mir an

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 6.

[2]) Vgl. dazu Kerners Gedichte: „Sankt Alban", „Die heilige Aegiswind von Lausen" und „Die Stiftung des Klosters Hirschau". (Dichtungen, 3. Aufl., S. 274, 244, 150.)

einem Halt, und ich komme vom Hundertsten ins Tausendste; ich weiß wohl, was mir Richtung geben könnte, daß ich immer nach Norden zeigen müßte. — Die Almanachsanzeige in den süddeutschen Miscellen ist, obgleich anrühmend, doch nicht nach unserem Sinne. Im Modejournal steht eine von Kölle. In den Miscellen ist nun auch Freund Weißer mit seinen allerliebsten Märchen zu finden. In den Morgenblattsübersichten sind A. W. Schlegels Gedichte so rezensirt:

„Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß in diesen zwei Bänden einige sinnvolle, anmutige Lieder anzutreffen sind ꝛc.“ Ganz macht doch gar zu schlechte Gedichte, z. B. in einem Gedicht von den Jahreszeiten sagt er vom Herbst:

Wohl hat sich der dritte verspätet,
Doch bringt er redlich es ein.
Sein Auge, milder gerötet,
Trieft als von funkelndem Wein.

Also rote Triefaugen! Es wäre ewig schade, wenn Du den Bärnhäuter nicht vollendetest. Das neue Fragment[1]) ist wieder sehr gut. — In Gangloffs Zeichnung ist die Jungfrau sehr schön, die Umgebung aber zu steinig, zu wenig maienhaft. Als einziges Kupfer für den nächsten Almanach wäre es übrigens nicht passend; ein solches müßte mehr auf den ganzen Almanach, nicht bloß auf ein einzelnes Gedicht sich beziehen, oder wenigstens auf ein Gedicht, das sich selbst auf den ganzen Almanach bezöge. Ich dachte schon an meine Märchen: Die erwachende Schöne in der gotischen Halle, zugleich nach altertümlicher Weise eben die spinnende Alte, alles ein wenig arabeskenartig; übrigens lieber Umriß als Zeichnung, weil, wie mir dünkt, bei ersterem der Kupferstecher weniger Willkür hat. — Es ist nur ärgerlich, wenn meine Gedichte herauskämen, könnte ich das Märchen nicht wohl doppelt drucken lassen. — Die Beschreibung des Klosters Hirschau in Lessing hat mich zu folgenden Versen veranlaßt, welchen aber gleichfalls eine ausführliche Beschreibung des Klosters vorhergehen sollte:

[1]) S. Schluß von Brief Nr. 112.

In den Zellen und Gemachen
Sitzen fünfzig Klosterbrüder,
Schreiben Bücher mannigfalt,
Geistlich, weltlich, vieler Sprachen,
Predigten, Geschichten, Lieder,
Alles farbig ausgemalt.

In der letzten gegen Norden
Sitzt ein Greis mit weißen Haaren,
Stützt die Stirn' auf seine Hand,
Schreibt sodann: „des Feindes Horden
Brechen ein nach sieben Jahren,
Und das Kloster steht in Brand" [1].

In Deinem Gedichte vom Kloster Hirschau wär es dem ruhigen Gange der Erzählung angemessen, wenn die Versart durchgängig gleichbliebe. — Friedrich Schlegel gibt mit Anfang des Jahres 1812 eine Monatsschrift: Deutsches Museum heraus, der Geschichte im höchsten Sinne, der Wissenschaft des Schönen, besonders auch der Kritik gewidmet. Die Anzeige ist sehr würdig und sagt besonders ein kräftiges Wort über die Journale, die dem schlechten Geist der Zeit schmeicheln.

Die Briefe von Rosa und Amalia haben mich mit inniger, milder Freude erfüllt, es leben noch ganz die schönen, sanften Herbsttage darin und erquickten mich in der kalten Novemberzeit. Grüße doch beide von mir herzlich, wenn Du wieder schreibst. — Dein Geburtstag [18. September] ist gar herrlich gefeiert worden, beschämend für mich, der ich ihn ganz vergessen hatte. Man kommt in diesem Leben auch bei der treusten Liebe häufig dazu, seine Freunde zu vernachlässigen, es ist aber nur, wie Freunde im wüsten, geschäftigen Treiben des Tags nachlässig und kaum mit einem Gruße an einander vorübergehen, weil sie wissen, daß sie sich abends in traulichem Kreise zusammenfinden und dann nach Herzenslust einander mitteilen werden. Der Abend ist freilich nicht von dieser Welt. — Daß Du die Bücher

[1] Zuerst gedruckt in der Wildbadschrift (4. Aufl. S. 176). Dann bei Kelter S. 117 und in Fränkels Uhlandausgabe I, 443.

nicht vom Kanzler erhältst, kommt daher, weil er sie nicht über Stuttgart schicken will und keine andere Gelegenheit weiß!!...

Inwiefern Lorch für Dich zuträglich wäre, kann ich nicht beurteilen, als Veränderung dürfte es Dir immer gut kommen. Die Professoren spreche ich nie, außer Conz. Bei Wangenheim war ich schon ein paarmal, er ist sehr gefällig. — Hiebei folgen auch zwei Gedichte von Schwab. Ein größeres hat er noch nicht aufgeschrieben. Die Briefe von Rosa ꝛc. habe ich an Mayer abgeschickt. Kölle bleibt in Karlsruhe.

Wo ist denn Rickele? Kommt sie nicht wieder hieher? Ich grüße sie und Dich so oft, als Du Amalien in dem schönen Liede [1]) gegrüßt hast.

Dein

L. Uhland.

115. De la Motte-Fouqué an J. K.

Rennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg, am 20. Dezember 1811.

Den freudigsten und dankvollsten Dichtergruß zurer! Sie haben ein edles Gastmahl bereitet, mein geschätzter Freund, und selbst mit herrlichen Liedern darein gesungen. Vor allem lieb sind mir von Ihnen der Pilger und der Sankt Stephansturm — aber wie ich diese so ausschließlich hinschreibe, tönen mich auch die andern mit so anmutigem und kraftvollem Schalle an, und ich muß doch alles mit gleicher Liebe umfassen. Es geht mir im ganzen mit Ihrem Taschenbuch überhaupt so; wo ich etwas lobend aussondern will, drängt sich anderes, was mir gleich sehr am Herzen liegt, hinzu, so daß mir der gesamte Verein wie um eine Tafelrunde gelagert erscheint, wo es kein Oben- und kein Untenan gibt. Alle die Dichter, deren Namen hier zum erstenmale, zum Teil wohl in Verkleidungen oder auch nur in Chiffern, stehen, blicken kraftvoll und gottbegabt in die

[1]) „An Amalia", nämlich Weise (Schoppe), erschien zuerst im „Deutschen Dichterwald" 1813.

Welt. Wer aus ihnen meiner gedenkt, den grüßen Sie mit dem Gruße eines liebenden Genossen von mir. Den trefflichen Uhland halte ich schon seit Jahren so hoch, daß ich eigentlich über ihn nichts zu stellen weiß. Er ist ein ganz eigentümlicher Bronnen deutscher Kraft und Kunst. Auch diesesmal kann ich mich an seinen Gaben gar nicht ersättigen. Urteilen Sie denn aber, ob ich nicht mit ihm schelten mußte, als er in dem Sonett an Varnhagen von sich selber sagen durfte: er sei nicht Phöbus Sohn[1]). Bei Gott, wenn er es nicht ist, so weiß ich nicht, wer es noch sonst ist. — Drücken Sie ihn in meinem Namen recht innig an's Herz. Ich habe ihn unaussprechlich lieb. Wenn Sie es können, so sagen Sie mir doch, ob Volker[2]) in Ihrer Sammlung ein angenommener oder angeborener Name ist. Außer der Anziehungskraft, mit welcher mich vorzüglich Schildeis und der gute Kamerad zu ihm hinziehen, gibt es noch eine ganz eigentümliche durch die Verwandtschaft des Namens. Verschiedene meiner literarischen Freunde behaupten seit geraumer Zeit, ich müsse statt Fouqué eigentlich Volker heißen; beide Namen seien durch das italiensche Folco in einen verknüpft, und mein erster Vorfahr, der sich als ein Normann — ich stamme aus der Normandie — in Frankreich angesiedelt habe, müsse ohne Zweifel des Namens Volker gewesen sein. Der wackere Nibelungen-Hagen[3]) gründete auf diese Benennung einen Abschiedsgruß an mich, als er nach Breslau zog:

> Volker und Hagene geschieden sich doch nie,
> Niwan in eime sturme, unz on ir endes zit.
>
> (Vgl. Bartsch Nibelungenlied Str. 1806.)

Nun kommt mir noch ein anderer Volker entgegengeschritten, und gottlob! ein solcher, in dem ich jegliche Verwandtschaft mit hoher Freude anerkenne, und sie gern noch näher und vertraulicher begründen möchte. Daher mein vielleicht unbescheidener Wunsch, zu wissen, wer und wo er in der äußerlichen Welt sei.

---

[1]) Vgl. Uhlands Gedicht „In Varnhagens Stammbuch".

[2]) Bekanntlich Pseudonym für Uhland.

[3]) Der Germanist Heinr. von der Hagen 1780—1856.

Aus dem guten Kamerad möchte ich fast glauben, es fände sich noch eine Aehnlichkeit mehr zwischen uns vor: er sei nämlich Kriegsmann gewesen, oder sei es noch, und habe vor dem Feind gestanden wie auch ich. — Daß ich Ihrer Aufforderung zu Beiträgen für den nächsten Jahrgang des Taschenbuchs mit Freuden und nach besten Kräften Folge leiste, versteht sich von selbst. Ich bitte Sie nur, mir bald zu bestimmen, gegen welche Zeit Sie die Beiträge wünschen [1]).

Nun zu Ihren Reiseschatten! Ein Neuling war mir freilich dies Geschenk nicht, denn schon längst auf das Buch aufmerksam gemacht und wissend, daß es von Ihnen sei [2]), hatte ich mir es unmittelbar nach dessen Erscheinung angeschafft. Aber nicht minder freue ich mich deshalb, es nun als Gabe von Ihrer Hand zu besitzen, denn das ist doch noch ganz ein anderes; man lebt noch innig vertrauter, noch verzweigter in den Wurzeln mit dem uns so zwiefach eigen gewordenen Werke. Insofern nämlich das bei der Nähe, in welcher diese Dichtung bereits zu mir stand, möglich ist. Sie gehört zu denen, welche ich immer und immer wieder lese, und nicht ablasse, ob ich sie zum Teil auch beinahe auswendig weiß, es mit immer gleicher Lust von neuem zu thun. Ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß es Dinge darin gibt, welche ich nicht ganz verstehen und auffassen kann, als z. B. das Schattenspiel vom König Eginhard, aber was will das gegen so unendlich vieles, mich mit allen Schauern der Geisterwelt, mit allen Hoffnungen und Freuden der kindlichsten und zugleich geistreichsten Träume durchwehend und durchleuchtend! Der Totengräber von Feldberg, alles in den Hallwäldern [d. i. der Harz], die Wahnsinnige in dem einsamen Gartengehöft, die hohe Musengestalt des fremden Mädchens — ich könnte nur gleich selbst wieder ein Buch schreiben, wenn ich alles auszeichnen wollte, was mich so erfaßt, und wenn ich dabei versuchte, aus-

---

[1]) Von Fouqué brachte der neue Almanach, d. h. „Der deutsche Dichterwald", (1813) neun Gedichte.

[2]) Die Reiseschatten erschienen unter dem Pseudonym „von dem Schattenspieler Lucks".

zudrücken, wie es mich erfaßt. Haben Sie Dank, Sie echter, tief aus dem Kern des Lebens heraufblühender Dichter! — Als eine Aeußerlichkeit und Zugabe lassen Sie es mich noch bemerken, wie ich mit Staunen bemerkt habe, daß Ihre Kraft und Fülle selbst von der ungläubigen Prosa der eleg. Zeitung doch nicht hat verkannt werden können. —

Machen Sie mir die Freude, bald und öfter etwas von Ihnen und Uhland zu hören. Fast ein Jahr ist uns diesmal ohne Mitteilung verflossen[1])! Wir wollen es beiderseits nicht wieder dahin kommen lassen. Wie geht es dem armen, wahnsinnigen Holder [Hölderlin]? Was Sie mir das letztemal von ihm und seinen Dichtungen schrieben, hat mich mit der teilnehmendsten Rührung erfüllt. — Vergessen Sie nicht, mir das nächstemal Ihren jetzigen Wohnort recht genau zu bezeichnen, damit ich Ihnen direkt schreiben kann. Für jetzt, ungewiß, ob bei der bloßen Adresse: Wildbad im Württembergischen, mein Brief sich auch gewiß zu Ihnen fände, schicke ich ihn durch Umwege. Wie viel hätte ich noch mit Uhland zu besprechen; auch wegen der altfranzösischen Poesie, von der er uns so schöne Proben mitteilt. Roland und Aude[2]) macht mich unendlich begierig auf das ganze Heldengedicht. — Grüßen Sie Ihren Freund Rehfues[3]) von mir, und danken Sie ihm in meinem Namen für die Mitteilung der Blätter seiner Miscellen. Wenn er sie noch fürder herausgibt und es gerne sieht, daß ich ihm hin und her einen Beitrag dazu sende, so soll es mit Vergnügen geschehen.

Herzliches Lebewohl! Voll inniger Anhänglichkeit

der Ihrige

L. M. Fouqué.

---

[1]) Fouqués letzter Brief ist vom 3. Januar 1811 (Nr. 66).

[2]) Roland und Aude (oder Alda) aus einem altfranzösischen Epos, dem Heldengedicht von Viane, erschien zuerst in dem Almanach von 1812, größere Bruchstücke daraus erschienen nachher in Fouqués und Neumanns „Musen", 1. Jahrg. 3. Heft.

[3]) S. Brief Nr. 7.

Schreiben Sie mir doch, wenn es Ihnen nicht ſtörend iſt, was Ihnen jetzt für poetiſche Gebilde vorſchweben, oder woran Sie ſchon wirklich arbeiten. Ich erwidere es dann mit gleichen Mitteilungen.

116. J. K. an Ludwig Uhland.

[1811. ?]

Einladung nach Schwaben.

An Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.

O geh in das ſchwäbiſche Land hinaus!
Da ſtehen die Städte ſo ernſt und alt,
Da waren viel kühne Recken zu Haus,
In dunklen Gebirgen ihr Schwertſchlag noch hallt.

Da heben ſich Wälder in üppiger Pracht,
Sie bergen im Dickicht der Wunder viel,
Drin flötet der Vogel um Mitternacht,
Drin treiben Gewäſſer ein luſtig Spiel.

Drin hallet geheimer Nachtfrauen Geſang,
Muſiziren Geiſter im dunklen See,
Drin tönt des Waldhorns wolkiger Klang,
Er ruft den Hirſch und das zahme Reh.

Drin niſtet auf Eichen der Falke grau,
Drin bauet der Adler ſein Felſennеſt. (licentia poetica!)
Und trittſt du hinaus auf die helle Au,
Da wogen die goldenen Aehren im Weſt.

Da tönet der Lerch und der Droſſel Lied,
Da flötet der Schäfer im grünen Thal,
Da ſonnet, bekränzt von der Rebe Blüt',
Manch altes Gebirg ſich im Morgenſtrahl.

Und Burgen und Türme, einſt ſtark und hoch,
Die ſchauen ſo ernſt in den grünen Grund,
In manchen wandelt der Burgherr noch
Und thut ſich nächtlich dem Wandrer kund.

Und in dem ſchwäbiſchen Lande hold,
Da waren die Sänger der Minne zu Haus,
Noch hallet in ihm ihrer Saiten Gold
Durch blaue Gebirge und hallet nicht aus[1]).

Juſtinus Kerner.

Nota bene! Bereits iſt eine Schrift begonnen: Fragmente von Briefen, geſchrieben aus der Waldeinſamkeit von dem geweſenen Schattenſpieler Luchs. Das Ding wird aber nicht weit laufen, indes ſend' ich Dir hier eine Probe[2]). . . . Oder beſſer, ich bewahre es auf, bis Du ſelbſt hierher kommſt. Indes kam auch Dein Brief an. [Auguſt] Mayer[3]) iſt ja nun Lieutenant geworden. Es freut mich, wenn es ſeine Lage beſſert . . .

Ich grüße Schwab herzlich, item Deine l. Eltern, item Deine Oncles. [Schluß fehlt.]

---

[1]) Das Gedicht (wohl erſt 1812 entſtanden: vgl. die Briefe Nr. 150 und 156) iſt in Kerners Sammlung nicht aufgenommen.

[2]) Es hat ſich davon nichts erhalten. Es waren vermutlich Fragmente aus dem früher (S. Brief Nr. 63) begonnenen „Roman in Briefen": „Friederike Engelhard".

[3]) S. Brief Nr. 93.

III.

In Welzheim.

1812—1815.

Die dreieinhalb Jahre — von Anfang 1812 bis Ende Juni 1815 — die Kerner in Welzheim zubrachte, waren für ihn in mancher Hinsicht von hoher Bedeutung. Wie viel Erfolg und Freude wurde ihm in diesem Zeitraum zu teil! Freilich fehlte es auch an schmerzlichen Erfahrungen nicht. So gleich nach seiner Uebersiedlung von Wildbad. Da traf ihn die schmerzliche Kunde von dem raschen Ableben seines Bruders Georg, der nach einem wechselvollen Leben zuletzt als Arzt in Hamburg gewirkt hatte. In seinem Hause hatte sich Justinus während seines Hamburger Aufenthalts so wohl gefühlt; er war dem Bruder, der denselben Beruf wie er selbst hatte, herzlich zugethan. Um so schwerer war für ihn jetzt der Schlag. Von der Tiefe seines Schmerzes legen die Sonette, die er als „Totenopfer" dem Andenken des Dahingeschiedenen widmete, ein beredtes Zeugnis ab.

Neben seiner ausgedehnten Praxis hatte Kerner jetzt zunächst für den Abschluß und Druck seiner Wildbadschrift zu sorgen. Uhland und Schwab leisteten dabei Freundschaftsdienste. In dieser Schrift, die im Laufe der Zeit vier Auflagen erlebte, hat Kerner zuerst nachdrücklich auf die hohe Bedeutung Wildbads hingewiesen.

Gleichzeitig erfüllte den Dichter die Sorge für den neuen Almanach, den Deutſchen Dichterwald. Zwar waren die Mitarbeiter im ganzen dieſelben wie beim poetiſchen Almanach für 1812, der Ende 1811 erſchienen war; aber die Auswahl unter den Beiträgen, das Suchen nach einem Verleger, die Zenſur und endlich der Druck ſelbſt bereiteten dem Vielbeſchäftigten immer wieder neue Mühe und Unluſt. Erſt im Mai 1813 — ſtatt Ende 1812 — konnte, zumal infolge der ungünſtigen Zeitverhältniſſe, der Dichterwald für 1813 erſcheinen. Uhland hatte auch hier mit Schwab den Freund in thatkräftigſter Weiſe unterſtützt, wie beim erſten Almanach. Sein Urteil, ſein Rat war für Kerner auch hier beſtimmend, wie wir aus den Briefen ſehen können.

Neben Uhland und Schwab wird auch der alte Freund Karl Mayer Kerner immer unentbehrlicher. Das zeigt der reiche Briefwechſel zwiſchen beiden. Freilich ſind Mayers Briefe meiſt ſehr privater, perſönlicher Art, ſo daß ſie kein weiteres Intereſſe gewähren können. Nur einzelne, die wir deshalb mitteilen, ſind wichtigeren Inhalts.

Das Jahr 1813 brachte Kerner die ſchon längſt erſehnte Verbindung mit ſeinem „Rickele". Am 28. Februar fand in Enzweihingen die Hochzeit ſtatt. Kerners Bruder, der dortige Pfarrer, vollzog die Trauung. Die Ehe war für den Dichter die glücklichſte. Er hatte ſich in ſeinem Rickele die rechte Gehilfin erkoren.

Am Ende des Jahres wurde das Eheglück des Dichters durch die Geburt ſeiner erſten Tochter, Roſa Maria, erhöht. Roſa Maria Varnhagen und Uhland wurden die Paten des Kindes. Letzterer erfreute den glücklichen Vater durch das Gedicht „Auf das Kind eines Dichters." Das Mädchen wuchs zur Freude der Eltern heran. Sobald es nur möglich war, ſchon vor Jahresfriſt, nahm es der Vater zugleich mit der Mutter auf die Praxis, die ihn oft in die Welt-

heimer Umgegend führte. Sein getreues „schwarzes Roß“ trug sie beide — nach Welzheimer Sitte — wie uns die Tochter später selbst auch in ihrem Buch „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ erzählt hat.

Im Beruf fand Kerner eine reiche Thätigkeit, die ihn auch wieder, wie im Wildbad, zu wissenschaftlichem Studium antrieb. Diesmal war es das „Wurstgift“, das ihn zu eingehenden Untersuchungen veranlaßte. Seine Verdienste in dieser Beziehung wurden von der medizinischen Oberbehörde durchaus anerkannt[1]).

Kerner ging eigentlich in seinem Beruf ganz auf. Er war ein sehr sorgfältiger und gewissenhafter Arzt. Er fühlte mit seinen Patienten; jeder schwerere Fall griff ihn gemütlich an. Davon lesen wir immer wieder in seinen Briefen.

Daß unter diesen Umständen die poetische Produktion leiden mußte, ist begreiflich. Die praktische und wissenschaftliche medizinische Thätigkeit nahm eben alle Zeit und Kraft Kerners in Anspruch. Nur einzelne kleinere Gedichte brachte seine Muse hervor; zu größeren zusammenhängenden Dichtungen, wie die Reiseschatten waren, fehlte es an Zeit. „Die Heimatlosen“ allein oder „der Wanderer zum Morgenrot“, wie die Erzählung ursprünglich hieß, beschäftigten damals den Dichter — wir lesen gar häufig davon in den Briefen. — Sie erschienen 1816 im Morgenblatt.

Im Frühjahr 1815 wurde Kerner in Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit zum Oberamtsarzt nach Gaildorf am Kocher befördert. Am 10. Mai gratulirte Uhland. Am 26. Juni zog Kerner mit Weib und Kind in seinem neuen Wohnort auf.

---

[1]) In einem Schreiben der „Sektion des Medizinalwesens“ vom 24. Mai 1815.

117. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, 1. Januar 1812.

Ich hoffte Briefe von Dir allhier zu finden, fand aber keine. Auf meiner Reise nach Welzheim traf ich hier ein und werde übermorgen über Stuttgart weiter reisen. Gangloff bittet Dich, ihm Deine schlafende Jungfrau[1]) zu senden, damit er die Zeichnung verfertigen könne. Er hat gestern an den König eine große Zeichnung (Patroklus Opfer) abgesandt. Du mußt mir nun schon nach Welzheim schreiben, weil Du mir nicht bälder schriebst. Für Deine neuen schönen Gedichte dank' ich Dir, und sende Dir hier eines, aber kein schönes, von mir[2]). Bewahre es auf und sende es mir wieder verbessert mit den andern und Deinen Beiträgen zum Almanach. A propos! wer verlegt denn Deine Gedichte? Du solltest (nach Köstlin) noch nicht so damit eilen[3]). Ich sage dies freilich aus Parteilichkeit wegen dem Almanach. Ich gehe nicht gerne nach Welzheim, indes ich weiß selbst nicht ...

Dein Kerner.

... Lieber Uhland! ich grüße Sie herzlich und bitte Sie, diesen Brief bald in das Hehlsche Haus[4]) zu senden, auch Herrn Schwab bitte ich Sie, von mir zu grüßen.

Rickele.

---

[1]) D. i. Uhlands „Märchen", zuerst 1813 im „Deutschen Dichterwald" erschienen.

[2]) Ohne Zweifel „Graf Montfort", das zuerst im „Deutschen Dichterwald" erschien.

[3]) Uhlands Gedichte erschienen zur Herbstmesse 1815 bei Cotta, der früher den Verlag abgelehnt hatte.

[4]) Kerners Braut verkehrte viel bei Frau Dr. Hehl, der Tochter ihrer Tante, der Frau Oberamtmann H... in Tübingen. S. Marie Niethammer „J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" S. 53 f.

Amalie Schoppe, geb. Weise.

117a. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, Januar 1812.

Das Almanach-Manuſkript iſt nun wohl ſchon längſt in Deinen Händen. Spedire es doch bald wieder rückwärts. Frage doch den Laupp, oder ſonſt, ob ich es an Campe[1]) bloß auf die Poſt mit der Aufſchrift: Herrn Buchhändler Campe in Hamburg thun ſoll?

Ewig Dein

K.

---

118. Amalie Schoppe an J. K.

Itzehoe, am 8. Januar 1812.

Nur durch ein Wunder, ſo ſcheint es mir, kann ich noch durch dieſe Zeichen zu Dir reden — ich war dem Todesengel ſehr nahe und fühlte das recht deutlich; ja ich nahm im ſtillen Abſchied von allen meinen Geliebten, und darunter biſt auch Du, denn Du ſtehſt meinem Herzen ſehr nahe. Es iſt eine unbeſchreiblich ſchöne Empfindung, zum Sterben krank zu ſein, und der, die ein Andächtiger beim Gewitter hat, zu vergleichen. — Alles iſt in uns erhöht; Glaube und Liebe, dieſe Grundpfeiler eines reinen Gemüts, ſtrahlen von allen Farben in übernatürlicher Schöne, und der Gottheit, der das Leben den Nimbus nimmt, gibt die Hoffnung des Todes ihn wieder ... Kennſt Du, mein Juſtin, die Viſionen des berühmten Swedenborg[2]), und was hälſt Du davon? Ich habe ſie zum Durchleſen erhalten, aber erſt die „Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik" von Immanuel Kant[3]) geleſen, welche in demſelben Bande ſind und mir himmliſch ſchön vorkommen. Die

---

[1]) Campe verlegte ſchließlich den Almanach nicht, ſondern (Oſiander) Heerbrandt in Tübingen. S. Kerners Brief an Uhland vom 17. April 1812.

[2]) Em. v. Swedenborg, geboren 1688 in Stockholm, berühmter Gelehrter und Theoſoph, ſtarb 1772 in London.

[3]) Dieſe Schrift des großen Königsberger Philoſophen erſchien im Jahr 1766.

Sakuntala[1]) wirſt Du kennen, ich las ſie in dieſer Zeit zuerſt, und möchte faſt ſagen, daß ich nie etwas Schöneres geleſen. Iſt es einem doch beim Leſen, als ob man in einem mit den duftigſten Blumen geſchmückten Garten umherwandelt, wobei die milde Frühlingsſonne ohne Aufhören ſcheint und den Körper erwärmt und erquickt.

Roſa und ich ſtehen uns wieder recht nahe; es war eine Zeit, wo wir uns nicht verſtanden, oder eigentlich ich ſie nicht; denn mein Auge war von Thränen erblindet, mein Herz von Schmerz verſchloſſen und alles ſo feindlich . . .

Deines Aſſurs ſchmerzlichen Unfall, was ſagſt Du von ihm? O, ein Auge einzubüßen, wie fürchterlich![2]) denn alle Freuden, die der Menſch noch hat, werden ihm allein durchs Auge. Von allem, was Shakeſpeare geſchrieben hat, iſt mir der King John[3]) das fürchterlichſte, weil die Scene von der Blendung des kleinen Arthurs darin vorkommt . . .

Ich muß von Dir ſcheiden, Juſtin, die Sonne lacht, ich will zuerſt nach langer, banger Zeit wieder ins Freie, wieder die ſchöne Welt ſehen und meinen Wald, meinen entlaubten und doch ſo ſchönen Wald, deſſen Bäume alle gleich den Gräbern ſind, der immergrüne Epheu iſt das Gras auf dieſen Gräbern.

Hinaus, hinaus in Feld und Wald,
Wo munter Jägers Horn erſchallt!
Der Winter läßt die Tannen grün,
Drum will ich nicht nach Süden ziehn.

Deine treue

Amalie.

---

[1]) Das berühmte Werk des ausgezeichneten indiſchen Dichters Kalidaſa (6. Jahrhundert) wurde 1790 zuerſt von G. Forſter ins Deutſche überſetzt.

[2]) In einem noch erhaltenen Brief vom 20. Dezember 1811 ſchreibt Aſſur an Kerner ausführlich über dieſen Unglücksfall, bei dem ihm explodirendes Feuer ins Geſicht fuhr.

[3]) D. i. „König Johann“ IV, 1.

119. Rosa Maria an J. K.

Altona, den 17. Januar 1812.

Deine Reiseschatten und den Almanach haben wir erhalten, letztern erst in diesen Tagen, aus dem mir liebe, bekannte Stimmen entgegen tönen, und selbst die unbekannten scheinen mir nicht fremd. Die Reiseschatten haben mich auch sehr erfreut, denn obgleich mir das meiste schon daraus bekannt war, so schien es mir doch, als zöge die vergangene Zeit, da Du bei uns warst, wieder an mir vorüber, daß mir dabei recht wehmütig und sehnsüchtig zu Sinne wurde. Ich finde Dich und Dein Wesen so ganz in den Reiseschatten, und sehe es recht wie ein Bild meines teuren Freundes an. Neu war mir, den wilden Garten[1]) darin zu finden, der neben dem unsrigen vor dem Dammthore lag, in dessen dunkeln Laubgängen ich oft mit Amalie (Weise-Schoppe) in traulichem Gespräche verweilte, und in denen ich Dich zuerst auf der Maultrommel spielen hörte; ich war so gerne darinnen und habe manchmal dort gelesen ... Die wahnsinnige Person ist seitdem gestorben, der Garten ist verkauft worden, was daraus geworden ist, weiß ich nicht, man wird ihn aber wohl modernisirt haben.

Amalie war recht bedeutend krank[2]), so daß ich recht besorgt um sie war, und ihre Krankheit ist es auch, die meine Antwort an Dich verzögert hat, denn es wäre Dir doch gewiß unangenehm gewesen, wenn sie nicht auch geschrieben hätte, darum wartete ich lieber ihre Genesung ab. Sie lebt in Itzehoe in recht angenehmen Verhältnissen, man erkennt ihren Wert und ihre vorzüglichen Geistesgaben, und liebt und schätzt sie vorzüglich ...

Assur hat Dir selbst geschrieben. Er ist mir recht lieb geworden[3]), und ich muß Dir nochmals danken, lieber Kerner, daß Du ihn zu mir gesandt hast; er ist ein sehr vorzüglicher Mensch von vortrefflichem Gemüte, und um so tiefer muß es

---

[1]) Reiseschatten XII, 3. Kerner verlegte den Schauplatz nach Nürnberg.

[2]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

[3]) Assur heiratete nachher Rosa Maria.

uns ſchmerzen, ihn ſo trübe und unglücklich zu ſehen. Er hat Euch außerordentlich lieb, und eine wahre Freude iſt es mir, ſo jemand von Euch ſprechen zu hören, und ſo mit jemand von Euch ſprechen zu können ...

Von meinem Bruder habe ich kürzlich zwei ſchöne, liebe Briefe erhalten, er iſt noch in Prag und will auch den Winter daſelbſt bleiben. Ich habe ihn ſchon angemahnt, Dir wieder Beiträge zum künftigen Jahrgang zu ſchicken, was er auch gewiß thun wird. Dieſer Brief würde zu dick werden, aber im nächſten ſchicke ich Dir gewiß mehrere Beiträge, auch von Aſſur[1]), die Dir lieb ſein werden. Ich weiß nicht, ob Du ſchon Gedichte von ihm geſehen haſt, ſie haben etwas ganz Originelles, Tiefes, was ſie mir ſehr lieb macht ...

Lebe wohl, mein teurer Juſtinus, grüße vielmals Uhland, den wackern Sänger, ich habe mich recht an ſeinen Gedichten[2]) erfreut, auch Karl Mayer ſage, daß ich in ſeinem Andenken fortzuleben wünſche. Auch Köſtlins[2]) Gedichte, nebſt denen von Schwab, Küninger [Kölle], Kölle und Kurd [Conz] haben mir ſehr gefallen und mich angeſprochen, ich hatte früher nie etwas von ihm gehört. Fouqué aber, will es mir ſcheinen, hat nicht von ſeinen beſten gereicht, und Löben will mir auch nicht recht zuſagen. In herzlicher Freundſchaft Dein treue

Roſa Maria.

---

120. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 18. Januar 1812.

Hoffentlich werde ich Briefe von Dir im Wildbad vorfinden. Ich lief indes weit herum, weil ich Tritſchlers[3]) Stelle in Welzheim beſorgen ſoll. Ich werde nun aus dem Wildbad dahin ziehen!

---

[1]) Er lieferte in den neuen Almanach (Deutſcher Dichterwald) zwölf Gedichte.

[2]) Im poetiſchen Almanach von 1812.

[3]) Studiengenoſſe von Kerner; er kam nach Cannſtatt als Arzt.

Kanzler Schnurrer ſandte mir mit den Wildbadſchriften nach ſeinen eigenen Worten: „ein Ding von Gedicht“. Es iſt überſchrieben „Der Wirtenberger“ [1]) und enthält eine wunderlich ſchöne Erzählung. Es iſt alt und fängt an:

„Es leit ein purck im ſchwobenlant, die iſt wirtemberg genannt, darauf muß geſeſſen ſein ritter gar vermeſſen, der war geheißen Hartmann“ ꝛc. Ich laſſe es durch Rickele abſchreiben, und es fällt mir bei, daß ich Dir, was ſie abſchrieb bis jetzt, hier beiſchließen will. Es fehlen nur noch einige Zeilen bis zum End. Iſt es nicht aus dem Gedicht: „Hartmann“? Können wir es für den Almanach benützen [2])? Bewahre es indes auf und ſchreib darüber und zwar nach Enzweihingen, weil ich Dir nicht ſagen kann, wo mich gerade bei meiner widrigen Wanderſchaft Briefe treffen werden. Morgen gehe ich über Gangloff [3]) ins Wildbad, um meine Effekten zuſammenzuholen und nach Welzheim abzugehen. Dort iſt viel widriges Schreibervolk. In Lorch, zwei Stunden davon, wäre für mich der Sitz angenehmer, aber nicht ſo vorteilhaft in Geldhinſicht.

Mayer wird Dir Gedichte von ſich ſenden für den Almanach, wie er behauptet, aber ältere von ihm. Köſtlin ſagt, das Gedicht: „Ich lag in ſchweren Banden“ [4]) ſei ein altes Kirchenlied, ſehr ſchön. Schwab ſoll in ſeinen Geſangbüchern nachſehen. Von Köſtlin iſt durchaus nichts zu erhalten, er behauptet, nichts zu beſitzen [5]). Dein Apfelbaum [6]) hat ihm ſehr gefallen . . .

---

[1]) Ein erzählendes Gedicht vom 13. oder 14. Jahrhundert. In den deutſchen Sagen der Br. Grimm II, 262 findet ſich ein Auszug desſelben. S. Uhlands Schriften I, 504: darnach beſaß Uhland auch eine Abſchrift von Schnurrer, vielleicht die hier erwähnte.

[2]) Geſchah nicht auf Uhlands Rat. S. Brief 123.

[3]) S. Brief Nr. 70.

[4]) S. Brief Nr. 111.

[5]) Von Heinrich Köſtlin, dem Mediziner, brachte der Dichterwald eine Anzahl Sinngedichte unter dem Pſeudonym Chryſalethes. S. Karl Mayer „Ludwig Uhland“ II, 16. Auguſt Köſtlin dagegen, der ſpätere Präſident, lieferte nichts.

[6]) D. i. „Einkehr“, erſchien im Dichterwald zuerſt.

Was Du von Gedichten für den Almanach zusammentriebst mit Deinen, sende mir doch, sobald ich einen fixen Sitz habe . . .

Lebe herzlich wohl!

Dein

Kerner.

Wildbad, Montage.

Hier folgen die Erzählungen, die ich am letzten Botentag durch den langweiligen Tumult schändlichst vergaß, möge ich bald dafür das Gedicht erhalten, das aus ihnen entsteht!

Rickele ist schon längst in Calw . . . Die Zeit ist jetzt schön, und Du könntest wohl uns die Freude machen, zu kommen, bei Dr. Müller in Calw wirst Du das Rickele finden. Das Rickele wurde durch das Bad ziemlich wohl! — Von Poesien in Worten weiß ich jetzt nichts . . .

Ewiglich Dein

J. Kerner.

---

121. Dorothea Schlegel an J. K.

Wien, den 22. Januar 1812.

Sie haben uns ein überaus angenehmes Geschenk gemacht, lieber Doktor Kerner! wofür ich Ihnen in meinem und in Schlegels Namen den verbindlichsten Dank sage. Beide Bücher wie beide Briefe sind an einem und demselben Tage zum neuen Jahre angelangt, ich habe mich sehr gefreut, diesen Beweis ihres Andenkens zu erhalten. Gott gebe Ihnen ein rechtes segensreiches, vergnügtes Jahr, und lassen Sie ja recht oft von sich hören, darum bitten wir Sie. Der poetische Almanach zeichnet sich vor seinen Brüdern in diesem sowohl, als in manchen verflossenen Jahren sehr vorteilhaft aus; es sind sehr liebe Gedichte darin, und das Ganze duftet und tönt recht aus der Fülle der Jugend. Wie in einem frischen, dichten Walde, wo die Eichen und Buchen wehen und die Quellen aus tiefem Gestein hervorspringen und fortrieseln, und wo dann Blümchen und süße Erdbeeren stehen und duften, die Rehe springen und kleine Vögelein

ſingen. Recht vielen ſchönen Dank insbeſondere für den Geſang des Stephansturms, für die Heldenlieder von Fouqué, für das Sonett an die ſchmerzensreiche Mutter Gottes, für das Lied vom ſeltenen Blümchen, und für viele, viele andere noch, die uns liebend anredeten, die ich jetzt aber nicht namentlich auszeichnen kann, weil ich den Almanach nicht zur Hand habe und die Namen nicht auswendig weiß. Schlegel dankt Ihnen recht ſehr für Ihre Einladung, er wird gewiß etwas ſchicken, ſobald ihm der Himmel nur wieder einmal ſo günſtig ſein wird, daß er wieder dichten kann, für jetzt muß er alle ſeine Zeit und Muße der Philoſophie, Geſchichte und Literatur zuwenden, die ihn nebſt manch anderer Störung noch der geliebten Dichtkunſt auf einige Zeit entführen. Keiner ſoll aber eher etwas von ihm haben als der poetiſche Almanach von Kerner, ſeien Sie deſſen gewiß. Schlegel würde Ihnen ſelber geſchrieben haben, wenn er nicht gar ſehr viel zu thun hätte, aber er grüßt Sie freundſchaftlichſt und ladet Sie zu ſeinem Gaſtmahl ein, nämlich zum „Deutſchen Muſeum“. Das erſte Stück iſt vor einigen Tagen erſchienen, und Sie haben es vielleicht ſchon geſehen. Es macht zwar ein ſehr ernſthaftes Geſicht, meint es aber gut und treu, und wünſcht die Treuen, wenn ſie ernſt und mild geſtimmt ſind, aufzunehmen. Haben Sie irgend etwas, was Sie dazu geeignet finden, ſo wird es willkommen ſein . . .[1])

Seien Sie recht herzlich gegrüßt und leben Sie glücklich

Dorothea Schlegel[2]).

---

122. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, 2. Februar 1812.

Wie kannſt Du mich alſo verlaſſen? Ich ſchrieb Dir zweimal von Enzweihingen aus. Das einemal ſandte ich die Bücher für C. Schnurrer mit, das anderemal ſandte ich Dir das altdeutſche Gedicht von Sch[nurrer]. Auch Rickele ſchrieb

[1]) Kerner lieferte nichts.

[2]) Den Brief hat zum Teil ſchon Karl Mayer in ſeinem „Ludwig Uhland“ I, 196 mitgeteilt.

Dir. Auch von Wildbad aus, meine ich, ſchrieb ich Dir, und ſandte Dir das Gedicht von „Graf Montfort“[1]). Du haſt auf nichts geantwortet ... Uhland! die Betrübnis, die überhaupt in mir herrſcht, und die ſich ſonſt bloß über meinen Morgen verbreitete, die Unluſt faßt mich nun den ganzen Tag über, nur die Nacht noch gewährt mir einige Ruhe. Ich bitte Dich, ſchaffe mir Troſt, daß ich nicht ganz verzweifle! Mein Leben iſt aus! ich kann Dir nichts ſagen, als daß mir alles höchſt überdrüſſig und widrig iſt, daß ich immer kränker im Gemüte werde und keine Hilfe weiß. Ich werde bald gänzlich zu Grunde gehen, ich werde an keinen Freund mehr denken, es nützt doch alles nichts. Es iſt nichts außer mir, was mich ſo zerrüttet, es iſt alles in mir. Die Leute hier herum ſind recht gut und mehrere in Lorch ganz echt und uns zuſagend und liebevoll gegen mich, und doch kann all dies mich nicht tröſten. — Mein Gemüt leidet als Arzt unbeſchreiblich, immer mehr, je länger ich es bin. Die unbedeutendſten Kranken ſehe ich alsbald tot ...

Eine ſchöne Hiſtorie iſt die von Arbogaſt und der Königin Eliſa von Portugal, die ich auf alten Chronikblättern vorfand, und die ich Dir mitteilen würde, wenn ich wüßte, ob Du noch am Leben biſt. Die Hiſtorie wäre auch ſchön zu bearbeiten, aber wohl nur in einer Erzählung[2]). Es regt ſich manchmal wieder in mir, viele neue und alte Bilder, die an mir vorüberzogen, feſtzuhalten und darzuſtellen; ewig wie ein Tabaksgaul aber im Staub herumgetrieben, werd' ich nach und nach zu Grunde gehen, ich werde bald kaum einen Brief mehr ſchreiben.

O lieber Uhland! wo ſoll ich mich hinwenden, um Harmonie und Ruhe zu finden?! Wo iſt der Sonntag[3])?! Ich bitte, ſchreib mir doch!

Ewiglich Dein J. Kerner.

---

[1]) S. die Briefe Nr. 117.

[2]) Der Gegenſtand wurde weder von Kerner noch von Uhland bearbeitet.

[3]) Wohl Anſpielung auf die Zeiten des „Sonntagsblattes“, das die Freunde als Studenten allemal auf den Sonntag erſcheinen ließen. S. oben S. 2.

123. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 8. Februar 1812.

Daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben, geliebter Kerner, bedarf allerdings der Entſchuldigung. Die Kriminaldefenſion einer Landſtreicherin, welche eingeſtanden hatte, zwei ihrer Kinder in die Enz geworfen zu haben, und eine damit verbundene Reiſe nach Rottweil nahmen drei Wochen lang faſt alle meine Zeit in Anſpruch. Dann meinte ich immer, es müſſe ein Brief von Dir unterwegs ſein, welchen ich abwarten wollte, da ich ohnedies wenig zu ſchreiben wußte. Endlich iſt dieſer Brief angekommen und hat mich einesteils erfreut, andernteils durch die Stimmung, in der er geſchrieben iſt, betrübt. Wahrhaftig, Du willſt Dich nicht aus dieſer Niedergeſchlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß Du allein der Traurige biſt und daß jene Schmerzen Dir allein zugehören. Welches edlere Gemüt kennt ſie nicht? Es iſt die himmliſche Flamme, die ihr irdiſches Leben zu Aſche gebrannt hat und ängſtlich nach Brennſtoff umherflackert, und ihn aus den Höhen ſaugen will. Aber ſie ſoll und wird nicht erlöſchen, wie die Kirchenlampe in der Legende wird ſie nächtlicherweile von den Engeln genährt. Warum ſind die beſchränkteſten Menſchen die zufriedenſten und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntnis des höheren Lebens, die Poeſie, fehlt, die das ſchale, niedere Leben vernichtet; nein! nicht vernichten ſoll ſie es, läutern, erheben; und kann ſie es nicht immer, ſo läßt ſie es fallen, wie der Adler die Schildkröte, und fliegt allein der Sonne zu. Das Treiben der Poeſie iſt mir gerade in Deinem letzten Briefe recht klar geworden. Was kann Dich ſo ſehr gelähmt, ſo tief niedergeſchlagen haben als Poeſie und Liebe? Auf einmal aber ſprichſt und dichteſt Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufſteigen, voll Goldglanz und Roſenhelle. So gebiert die Poeſie den Schmerz und der Schmerz wieder die Poeſie. Nein! laß uns nicht ſterben! wenn uns kein Handeln vergönnt iſt, ſo laß uns leiden und dichten[1])!

---

[1]) Dieſe Stelle hat bereits Notter in ſeiner Uhlandbiographie S. 117 f. mitgeteilt, und nach ihm Fränkel II, 389 f.

Im Graf Montfort dürfte der erste Vers, um das Legendenartige gleich zu bezeichnen, etwa so heißen:

Graf Montfort von der Rotenfahn fuhr über das weite Meer,
Bestand so manchen kühnen Strauß zu Sankt Marien Ehr[1]).

Der Wirtenberger[2]) ist nicht übel, für den Almanach aber zu gedehnt, auch die Tendenz sehr mönchisch.

Den Arbogast hättest Du mir wohl schicken dürfen. Die hier beifolgenden Gedichte bitt' ich Dich, keinem mitzuteilen und mir bald wieder zu schicken.

Von Schwab weiß ich sehr lange nichts, denn er besucht mich nie mehr. Das letztemal, daß ich ihn sprach, hatte er ein neues Gedicht.

Du erhältst hiebei einen Brief von Braun an mich. Es ist freilich sonderbar, wenn ich ihm für den Almanach an den Kopf werfen soll, was er unter den billigsten Bedingungen nicht in Verlag annehmen wollte.

Einen Brief von Varnhagen wirst Du durch Mayer erhalten haben. Sende mir ihn bald zurück, weil ich ihn sonst nicht beantworten kann. — A. Mayer wird nun marschiren müssen ...

Breslau hat eine Anstellung als Oberarzt in Brüssel erhalten. Ein paar Zeilen, die er in Karlsruhe für uns zurückgelassen, kann ich im Augenblick nicht finden. Zigeuner [Ernst Uhland] wird mehreres von ihm wissen.

An Fouqué hätte ich freilich längst gerne geschrieben, ich war aber immer wegen Deines Hantirens mit seinen Aufsätzen in Verlegenheit und muß nun schon warten, bis er Dir antwortet. Kölle hat mir geschrieben, daß Grimm, der Davids Erhöhung geschrieben, treffliche Gedichte habe, und er vielleicht Beiträge für den Almanach von ihm erhalten könne[3]).

An Gangloff habe ich wegen eines Titelkupfers geschrieben, dies wird aber nur die Sache ins Unendliche hinausdehnen[4]).

---

[1]) Kerner ließ diesen Anfang, nur statt „fuhr" setzte er „zog".
[2]) S. Brief Nr. 120.
[3]) Geschah nicht. Ueber Grimm s. oben S. 243.
[4]) Der Almanach erschien ohne Titelkupfer.

An Mayer hab' ich längſt geſchrieben, er möchte durch Neander Beiträge von Thorbeck[1]) zu bekommen ſuchen.

Wenn niemand etwas ſenden will, ſo denk' ich, können wir beide mit dem unſrigen und einigem von Schwab ꝛc. ſchen einen Almanach füllen. Namen kann man ja machen, ſo viel man will. Laufen aber ſonſtige Beiträge genug ein, ſo mache ich vielleicht anderswo einen Verſuch, meine Gedichte unterzubringen, die ich wenigſtens *für mich* geſammelt haben möchte. — Die Schnurrerſchen Sachen habe ich zum Teil von Dir ſelbſt, zum Teil durch Rickele erhalten. Sie hat ſich wahrhaftig viel Mühe mit der Abſchrift gegeben[2]). — Es wäre ſehr ſchade, wenn im nächſten Almanach nichts von Helmina[3]) ſtände, denn ihre Gedichte ſind doch vortrefflich.

Lebe wohl und ſorge, daß unſer Briefwechſel wieder lebhafter in Gang komme!

Dein L. Uhland.

---

124. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 18. Februar 1812.

Von Köſtlin wurde mir ein Paket zugeſchickt mit der Ueberſchrift: Schriften ohne Wert. Es enthielt aber vieles Werte, nur der Brief von Braun war mir nicht ſonderlich wert und teuer. Laß Dich dadurch nicht abhalten, nach wie vor ein Almanachmanuſkript zu ſammeln, es findet ſich doch wohl noch ein Verleger, wenn auch gleich der Rücktritt des erſten keine Empfehlung iſt. Vielleicht könnte Hitzig oder ein anderer Berliner Buchhändler durch Fouqué dazu bewogen werden. In Hamburg iſt wohl jetzt nichts zu machen. — Hiebei folgt eine Antwort von Oſiander[4]), desgleichen ein Brief von Kölle, den Du mir zurückſenden wolleſt. Befriedige ihn doch mit ſeinem Manuſkript, er ſchreibt mir jedesmal davon. Kannſt Du es ihm nicht

---

[1]) Er lieferte ſechs Gedichte in den Deutſchen Dichterwald.

[2]) S. Brief Nr. 120.

[3]) Von Helmina von Chézy erſchienen darin ſieben Gedichte.

[4]) Buchhändler in Tübingen.

in ſeiner jetzigen Geſtalt zurückſenden, ſo mußt Du es eben abſchreiben laſſen. Die anliegende Rezenſion aus dem Modejournal iſt auch von Kölle, ſie iſt freilich ſehr gegen unſere An- und Abſichten. Daß der Almanach bei Fouqué und Löben ſo viele Ehre eingelegt hat, freut mich ſehr. Aſſurs Briefe ſind gar herrlich, aber — mein Gott! von ſeinen Gedichten verſpreche ich mir viel. [Vgl. unten S. 294.] Wenn ein neuer Almanach zu ſtande käme, ſo glaube ich, daß ſich darin unſere Tendenz viel unzweideutiger an den Tag legen würde als im vorigen, und nicht mehr von einer beabſichtigten Vereinigung der Partien die Rede ſein könnte. — Die Epigramme von Köſtlin bilden ein ausgezeichnetes ſatiriſches Gedicht. — Könnteſt Du mir nicht einen weiteren Teil von Don Quixote zukommen laſſen? Den erſten werd' ich an Köſtlin, auf ſein Begehren, ſenden.

Es iſt ſonderbar, daß alle ſchreiben, ſie wollen Gedichte ſchicken, und ſchickt doch keiner welche. Von Mayer hab' ich in dieſem Jahre noch keinen Brief erhalten.

Ich erwarte bald wieder einen Brief von Dir und bitte Dich, den gegenwärtigen Bloß als Geſchäftsbericht zu betrachten.

Dein

L. U.

Mitherausgeber der Almanache für 1813, 1814, 1815 ꝛc.

Vor einiger Zeit hatte es geheißen, Cotta werde aus dem Lande ziehen. Vliſers[1]) verſicherte mich aber, dies ſei ganz ungegründet, denn Herr Dr. Cotta habe erſt kürzlich wieder mehrere Schriftſteller angenommen. — Es wäre gut, wenn Fouqué auch Romanzen, Legenden ꝛc. ſchickte, weil der größte Teil unſeres Vorrats aus ſolchen beſteht.

---

125. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 22. Februar 1812.

Ich danke Dir unendlich für Deine teure Sendung von herrlichen Gedichten. Hier folgt der Don Quixote 2. Band.

[1]) Buchbinder in Tübingen.

Auch ein paar Epigramme von mir ſende ich hier. Da ich dieſes Silbenmaß gar nicht verſtehe, ſo richte ſie mir doch ein. Gräter[1]) war hier, als ich gerade in Lorch war, und ließ mir das erſte Stück einer neuen Zeitung zurück! Ich lege Dir es bei, bewahre es nur! Ich packe die Bücher damit ein . . .

Wahrſcheinlich wird nun Heerbrandt[2]) den Druck und Verlag meiner Wildbader Schrift, die Köſtlin noch immer hat, übernehmen. Oſiander[3]) ſagt, ich könne doch fünf Gulden für den Bogen haben. Von Braun würde ich gar nichts erhalten. Ich bitte Dich, die Korrektur der Schrift vor und im Druck alsdann zu beſorgen. Den Pf. Preſcher[4]) lernte ich nun auch perſönlich kennen. Er iſt ein lieber Mann, hört aber faſt gar nichts.

Ich ſehe ſchon, daß aus dem Almanach nichts werden wird, denn alle ſchreiben, ſie wollen ſenden, und keiner ſendet[5]). Auch Schwab rückt nicht heraus. Mit Köſtlin kann ich allein zufrieden ſein . . .

Ewiglich Dein J. K.

. . . Hier folgt nun auch die Wildbader Schrift. Sehe ſie mir doch wegen der Orthographie genau durch. Ueberhaupt korrigire mir darin und ſetze zu, was Du nur willſt, ein jedes Wort iſt mir von Dir teuer. Köſtlin korrigirte hie und da auch einiges. Es wäre mir ungemein lieb, wenn Du mir die Beſchreibung des Kloſters Hirſchau aus Leſſing vermehren und über-

---

[1]) Der bekannte Germaniſt, geboren 1768 in Schwäbiſch Hall, geſtorben 1830. Er gründete 1791 die Zeitſchrift „Bragur, ein literariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit". 1812 erſchien davon der 8. Band mit dem Nebentitel „Iduna und Hermode."

[2]) Heerbrandt (Oſiander) in Tübingen verlegte die Schrift.

[3]) S. Uhlands Brief vom 18. Februar 1812.

[4]) Heinrich Preſcher, Pfarrer in Gſchwend (bei Gaildorf), Verfaſſer einer Geſchichte der Grafſchaft Limpurg und Herausgeber der antiquariſchen Zeitſchrift „Alt-Germanien". Am 19. Februar 1812 hatte Preſcher Kerner verſchiedene hiſtoriſche Mitteilungen über das Wildbad gemacht. In der Folge entwickelte ſich ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen beiden.

[5]) Dasſelbe ſchreibt Uhland in ſeinem Brief vom 18. Februar.

haupt durch Deine Zusätze verherrlichen könntest. Thue es doch. In jedem Falle bitte ich Dich inständig, laß mir die Verse von Volker stehen[1])! Bitt! bitt! Bringe oder sende die Geschichte an Heerbrandt, betreibe den Druck und übernehme doch die Korrektur! Ich will das Manuskript nimmer sehen, Du mögest zusetzen, was Du willst, laß es nur abdrucken . . .

Hier dafür Arbogast.

Ewig Dein!

---

126. Ludwig Uhland an Rickele.

Tübingen, 3. März 1812.

Sie erhalten hier, liebes Rickele! verschiedene Briefe, welche ich nach Kerners Auftrag an Sie zurückgehen lasse. Zugleich danke ich Ihnen recht herzlich für die freundlichen Grüße, die Sie kürzlich an mich und die Meinigen geschrieben.

Man muß die Briefe von Rosa und Amalia nach denen von Assur lesen, wenn diese tief und schmerzlich ergriffen haben, so besänftigen jene durch ihren himmlischen Frieden. Der Brief von Dorothea Schlegel (Nr. 121) ist recht gemütlich und das beste, was über den Almanach gesagt worden.

Sie scheinen vor Tübingen das Kreuz gemacht zu haben und gar nicht mehr hieher kommen zu wollen. Die Achalm sehe ich täglich, sie steht noch immer fest, bald in Wolken, bald im Sonnenschein.

Ich hab' einen Ring gefunden
In einem alten Schloß,
Der Ring hält mich gebunden,
Ich denke zu allen Stunden
Nur an das alte Schloß.

Diese Ballade fällt mir ein, während ich an Sie schreibe.

Leben Sie wohl, liebes Rickele! und grüßen Sie Kerners Mutter vielmals von mir.

Ganz der Ihrige
L. Uhland.

---

[1]) Es sind wohl die S. 176 der Wildbadschrift (4. Aufl.) abgedruckten Verse Uhlands „In den Zelten und Gemachen" ꝛc. gemeint.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte-Fouqué.

127. Fouqué an J. K.

Den 21. März 1812.

Wie haben Sie mich erfreut, mein teurer Freund, durch den Abriß von Uhlands Geſichtszügen! Ich ſchreibe dieſem mir ganz unendlich lieben Dichter, nun ich ſeine Adreſſe weiß, und auch noch aufgemuntert durch einen herrlichen Brief, der mir geſtern von ihm zukam, mit eben dieſer Poſt. Ich wußte es ja wohl, daß der Volker im Almanach meiner Seele recht nahe verwandt ſein mußte[1])!

Laſſen Sie mir nur erſt bald Beiträge zukommen für unſere Zeitſchrift, wenn es ſein kann, umgehend. Im vorigen Briefe hatte ich Ihnen auch eine Aufforderung für Hebel beigelegt mit der Bitte, ſie zu unterſtützen. Ich will nun dasſelbe an Uhland gelangen laſſen, der wohl mehr in Hebels Nähe, oder gar im ſelben Orte mit ihm wohnt.

Machen Sie, daß wir künftig recht oft von einander hören. Ich fühle mich unbeſchreiblich zu Ihnen hingezogen, zu Ihnen und Uhland, denn ich denke mir Sie beide immer ganz als eins, und es erweckt mir ein gar ſchmerzliches Gefühl, Sie im Raume getrennt zu wiſſen.

Zwei Kleinigkeiten von Gedichten will ich Ihnen doch noch beilegen, entweder für den Almanach oder, wenn Sie wollen, für Rehfues, als Zeichen meines guten Willens zu den Süddeutſchen Miscellen[2]). Ich denke, es ſoll nach Oſtern auch zur That kommen, und habe ihm bereits ſelbſt geſchrieben.

Ich beziehe diesmal die Meſſe ſehr ſtark. Es erſcheint von mir: Der Zauberring[3]), ein Ritterroman (eines meiner liebſten Lieblingskinder), ein Bändchen Erzählungen und eine Fortſetzung meiner romantiſchen Zeitſchrift, die Jahreszeitung, welche Sie doch auch mit freundlichen Beiträgen bedenken möchten . . .

Fouqué.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 115.

[2]) S. Brief Nr. 7.

[3]) Erſchien 1813 in Nürnberg.

128. Ludwig Uhland an J. K.

Am Palmtag [22. (?) März] 1812.

Die Hamburger Briefe habe ich längſt an Nickele abgeſchickt, die von Fouqué und Löben an Mayer. Deine Diſtichen, wozu Dich wahrſcheinlich die von Köſtlin aufgeregt haben, ſind großenteils ſehr ſchön, nur ziemlich holperig, und es wird kaum zu helfen ſein. Hohenſtaufen gefällt mir ſehr, nur iſt es ebenfalls zuweilen unmelodiſch, beſonders der letzte Vers. Nachtvogel ſtatt der Nachtvogel iſt undeutſch. Ich weiß nicht recht, was ich zu Fouqués Brief ſagen ſoll. Ich kann ſolche Journale nicht recht leiden, die ſo verſchiedenartigem geöffnet ſind. Die Poeſie läuft darin häufig nur nebenher, und ſie hören auf, ehe ſie noch in unſerer Gegend bekannt wurden. So ſind mehrere meiner Gedichte im Pantheon verſchüttet. Auch ſehe ich nicht ein, warum wir dazu eingeladen werden, wenn es eine norddeutſche Zeitſchrift iſt. Von den Beiträgen des Ungenannten gefällt mir das Zaubermädchen[1]), ſonſt ſcheint mir, ſoweit man aus dieſen Stücken ſchließen darf, der Dichter noch nicht die rechte Reife erlangt zu haben. Um Fouqué gefällig zu ſein, ſende ich vielleicht etwas ab, doch ohne mich für unſeren zweifelhaften Almanach zu entblößen. Du ſchreibſt mir gar nicht, ob Du vielleicht Verſuche gemacht haſt, einen andern Verleger zu finden? Ich habe ſchon vor drei Wochen an Fouqué geſchrieben, ob er uns keine Buchhandlung wüßte? Auch an Löben habe ich geſchrieben und die ganze Richtung ſeiner Poeſie mit aller Macht angefochten[2]).

Das Gedicht von Auguſt Mayer, von welchem Du ſchreibſt, kenne ich nicht. Er iſt nun nicht mehr Soldat, ſondern bei der Kriegskanzlei [vgl. den folgenden Brief] angeſtellt.

Die beifolgende Rezenſion aus der Zeitung für die elegante Welt ſende mir zurück. Im ſchmeckenden Wurm iſt der Almanach

---

[1]) Der vollſtändige Titel lautet: „Das Zaubermädchen und der ſchlafende Jüngling" von S. (J. G.) d. i. Seegmund.

[2]) Uhlands Brief an Löben (vom 18. März) iſt abgedruckt in Uhlands Leben von ſeiner Witwe, S. 79 ff. und bei Frankl, II, 230 ff.

noch gar keiner Rezension gewürdigt worden. Warum sendest Du mir nicht auch den Arbogast?

Der Almanach liegt mir diesmal mehr am Herzen als im vorigen Jahr, weil wir beide diesmal ungleich mehr leisten könnten.

Ich habe eine kleine Schrift über die altfranzösische Poesie[1]) verfaßt, welche aber schwerlich einen Verleger finden wird, und für ein Journal fast zu weitläufig und zu literarisch ist.

Du wirst während der Vakanz wahrscheinlich einen Besuch bekommen. Auch ich habe im Sinn, eine Reise nach Weißheim zu machen, wenn es bessere Jahreszeit ist und mir keine juridischen Geschäfte dazwischen kommen. — Von Mayer, Kölle ꝛc. weiß ich schon lange nichts mehr. Warum heißt den Varnhagen von Ense?

Gswaldus[2]) befindet sich schon geraume Zeit nicht mehr hier. Er ist Kriminalaktuar in Urach. — Das Gedicht von Hauff verrät noch sehr den Anfänger.

Lebe wohl und schreibe bald wieder!

Dein

L. Uhland.

---

129. Karl Mayer an L. U.

Heilbronn, den 6. April 1812.

... Am begierigsten wirst Du wohl sein, wieder etwas von August zu hören. Mit den alten Geschichten will ich es aber kurz machen. Von Weibelt kam er bald nach meinem letzten Brief weg und wurde aus dem liebreichen Pfarrhaus nach Oehringen zu einem grämlichen Kaufmann verlegt, gegen den ich einen Prozeß führe, und mit dem ich schon sehr grobe Auftritte gehabt habe. Von Oehringen aus durfte er uns noch einmal auf zwei Tage besuchen, worauf ein Abschied auf Tod

---

[1]) Dieselbe erschien in Haug's und Neumanns „Musen". Siehe Brief Nr. 130.

[2]) „Gswald, das Zwerglein", in August Köstlin, Bruder Heinrich Köstlins. S. Brief Nr. 135.

und Leben erfolgte, den Du Dir nicht arg genug vorstellen kannst. Kaum war August weg, als wir hörten, daß ihn Dein Bruder[1]) als Unteroffizier zu dem Kriegskommissariat bestimmt habe ... Wir waren darüber in großen Freuden. Allein Dein Bruder hatte sich ihn zu diesem Zwecke von seinem Obersten (v. Baur) bloß erbeten, dieser aber wollte ihn nicht ziehen lassen, glaubte, er stehe sich so seinem Glück im Wege, würde den Schein der Feigheit auf sich laden und ermangelte nicht, dem August all dies vorzustellen. Ich eilte sogleich den andern Tag nach Oehringen hinüber, um ihm für seine neue Lage noch einigen guten Rat zu erteilen, kam aber zu spät ...

Seitdem haben wir nun von dem Marsch aus nur erst zwei Briefe von August, den einen noch aus einem Dorfe in oder nicht weit vom Jagstthal, den andern aus dem Fränkischen und aus der Gegend von Hildburghausen vom 21. und 22. März[2]) ...

Am vergnügtesten war ich noch während der Feiertage, wo ich mit Bruckmann eine Fußreise nach Heidelberg machte ... Du solltest auch einmal notwendig mit mir nach Heidelberg gehen, besonders auch wegen der herrlichen alten Gemälde bei Boisserée und Bertram, und wegen des überaus großen herrlichen Zeichnungswerkes von dem Dome zu Köln, welches der erstere nunmehr gänzlich vollendet hat, so daß es nur noch gestochen werden darf, aber hiebei vermutlich verhunzt wird. Du hast in Deinem Leben nichts so Schönes gesehen. Dabei ist der Zeichner Boisserée ein sehr lieber und geistreicher Mensch, und gefälliger kann man gar nicht sein, als er und Bertram in Vorzeigung und Erklärung dieser Bilder gegen uns waren ... Wie schade, daß Du, Uhland, Gangleff ꝛc. nicht dabei waren; denn schreiben kann man so etwas nicht. Die herzlichste Freude haben mir die mitgeteilten Briefe gemacht ...

Fouqués und Löbens Briefe habe ich in lebhafter Erinne-

---

[1]) General Karl Kerner machte 1812 den russischen Feldzug mit (I. Bilderbuch S. 392).

[2]) Diese Briefe hat Karl Mayer bereits in seinem „Ludwig Uhland" I, 221 f. mitgeteilt.

rung des eigenen ersten Entzückens, das ich über das Almanachs manuskript hatte, gar nicht übertrieben gefunden. Auch verstel ich aus eigenen früheren Erfahrungen sehr gut, wie sie sich dar in Tieck und Uhland ganz verlieben konnten. — Affurs Brief haben mich einmal bis zu Thränen gerührt. Hast Du wege seiner an Varnhagen geschrieben? . . .

Neander hat nun Antwort von Therbecke[1]) d. d. 6. Mär aus Göttingen erhalten. Sie lautet, soweit der Brief uns an geht, also: „Und nun von unsern Gedichten und Almanache Bei meiner Ankunft in Heidelberg will ich Ihnen gern einig Gedichte übergeben. Sonst glaube ich nicht, daß es überhaup mit den Almanachen was ist. Die Wahrheit zu sagen, kenn ich keine, auch den Ihrer Freunde nicht, auch Ihre Freunde selbs nicht. Ich bin in dem Neuesten ganz unwissend und von allen literarischen Verkehr ganz abgeschnitten. Verzeihen Sie mir mein Freimütigkeit, es ist nichts Falsches darin. Nach dem Almanach den Sie mir genannt haben, will ich mich gleich erkundigen?" Therbecke wird seiner Rechnung nach vermutlich jetzt in Heidel berg angelangt sein. Sollte Dir Uhland sein Büchlein: Vaterl und dreizehn Gedichte zugeschickt haben', so bitte ich um dessen baldige Zurücksendung; denn ich muß es nun doch Neander wieder schicken, der es selbst noch nicht gelesen hat.

Bei Braun in Heidelberg bin ich auch gewesen und hab auch seine mündlichen Lamentationen über den schlechten Abgan des Almanachs vernommen. In zwei Jahren, sagte er, werd er ein Titelkupfer dazu stechen lassen, dem Almanach einen neuen Titel geben, einige prosaische Erzählungen dazu machen lassen und ihn so von neuem in die Welt schicken[2]). Hievon wirst Du genug haben. Kannst Du denn für den zweiten Jahrgang nicht einen andern Verleger, etwa durch Fouqué, auftreiben?

Neulich habe ich auch eine schöne Rezension des Almanachs

---

[1]) Karl Mayer teilt die Stelle a. a. O. I, 229 ebenfalls mit. Ueber Therbecke und Neander s. S. 106 und 248.

[2]) In der That erschien der Almanach im Jahre 1818 unter dem neuen Titel: „Romantische Dichtungen" von Fouqué, Hebel, Kerner u.

in der eleganten Zeitung[1]) gelesen. Nach einem allgemeinen Lob, daß viel Schönes darin sei, werden, wenn mir recht ist, besonders die Sachen von Fouqué, von Dir, Kölle, Helmina und Schwab angepriesen, dann aber, heißt es, sei doch auch viel Gewöhnliches, Mißlungenes und Ueberzartes darin, und am wenigsten befriedigen besonders die „Reime" von Uhland, Chamisso und Varnhagen. Als ein Beispiel des Guten ist sodann Dein „Morgengefühl", als Beispiele des Gewöhnlichen und Mißlungenen sind Uhlands kleines Lied: „An Sie" (Deine Augen sind nicht himmelblau) und „Lob des Frühlings" in extenso abgedruckt. Verdienten nicht solche Menschen, daß der Himmel alle Dichter auf einmal zu sich nähme und jene ihrer Armseligkeit allein überließe?

Hätte ich mehr Muße und wäre die hiesige Gegend nicht so gar unpoetisch, so würde ich Dir vielleicht auch etwas für den neuen Almanach zugeschickt haben. So aber zweifle ich sehr daran, ob es geschehen wird[2]).

Ich werde in diesem Briefe durch die Ankunft Sigwarts[3]) von Tübingen (des Schwerdtles) unterbrochen, die mich sehr freut, und mit dem ich auf den Wartturm gehen werde . . .

Dein

M.

---

130. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen 16. April 1812.

Wildbadschrift, Bücher ꝛc. sind mir richtig zugekommen. Es wäre gut gewesen, Du hättest die erstere selbst noch durchgegangen, um einige verwirrte Perioden zurecht zu bringen und die Kommata einzusetzen. Mir fehlt es gerade sehr an Zeit und ich

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 126.

[2]) Nur ein einziges Gedicht brachte der „Deutsche Dichterwald" von ihm: „Ins Ferne hin!"

[3]) Er war der nachherige, 1864 verstorbene, Professor der Chemie und Botanik in Tübingen.

befürchte, Dich in einigem mißverstanden zu haben. Sollte ich verhindert sein, die Korrektur während des Drucks zu besorgen, so tritt vielleicht Schwab für mich ein. Der medizinische und chemische Teil gefiel mir ausnehmend, so wenig ich davon verstehe. Bei den Sagen ist Klüber fast zu sehr wiederholt, und bei dem Erdbeben sollte man meinen, die Himmelsstürmung der Titanen falle ins zwölfte Jahrhundert. Heerbrandt will, so viel ich von Osiander höre, Dich nicht bar, sondern mit Büchern bezahlen. Du wirst wohl dennoch besser fahren, als wenn Du es auf eigene Kosten drucken lässest.

Vielen Dank für die schönen Gedichte. An Elsbeth[1] habe ich nur das auszusetzen, daß die beiden Hälften nicht durch Einheit der Idee verbunden scheinen, und so eher zwei als ein Gedicht bilden. Um so besser! wirst Du sagen. Ueber die Sprache versehene ich Dich von nun an mit Anmerkungen, bis mir der Sinn für das melodische Largsen aufgeht.

Die beifolgende Rezension übersendet Dir Schwab, der Dich in der Vakanz besuchen wollte, sende sie gelegentlich zurück. Der Almanach hat doch eine sehr schnöde Aufnahme gefunden, er wird entweder gar nicht angezeigt oder auf solche Weise.

K. Mayer hat uns Abschriften von Briefen seines Bruders vom Marsche zugeschickt, ich kann Dir dieselben vielleicht ein andermal mitteilen.

Von Fouqué habe ich seitdem wieder einen Brief erhalten, er hielt den früheren für verloren. Er will in Berlin einen Verleger für den Almanach suchen, dasselbe erbietet er sich für meine Gedichtsammlung zu thun. Ich habe ihm verschiedene Gedichte geschickt und ihm auch meinen Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos“[2] für sein Journal angeboten.

Hiebei wieder einige Sagen aus Gottschalk's Sammlung

---

[1] D. i. „Sankt Elsbeth“, zuerst im „Deutschen Dichterwald“ veröffentlicht.

[2] Derselbe erschien in Fouqué's und Neumanns „Musen“, 3. Quartal 1812 S. 59 ff. Wieder abgedruckt ist er in „Uhlands Schriften“ IV, 329 ff.

deutſcher Märchen], ſende ſie mit den andern zurück; ich habe in Klüber nichts gefunden, was ich mit den Kunden vom Kyffhäuſer Berg zuſammenſtellen könnte; etwa die vom Mummelſee?

Warum ſendeſt Du denn die Manuſkripte von Kölle mir zu?

Neuerlich wurde ich durch meine altfranzöſiſchen Studien veranlaßt, die Nibelungen wieder zu leſen. Es iſt doch das herrlichſte deutſche Gedicht. Ich weiß nicht, ob Du ſie ſchon geleſen?

Lebe wohl! Beſter!

Dein

L. U.

---

131. J. K. an Ludwig Uhland.

Engweihingen, den 17. April 1812.

Ich liege zu Engweihingen im Bette und ſchreibe Dir durch die Hände meines teuren Nickeleins, dieſe hatte den Bruſtkrampf. Meine Mutter, die dieſe Krankheit noch gar nicht ſah, ſandte mir einen Boten. Ich lief durch die ganze Nacht im Regen und kam höchſt ermüdet hier an, morgen werde ich wieder zurückkehren, denn das Nickele hat ſich ſo ziemlich wieder erholt. Ich traf hier Briefe von Hamburg an, von Reſa, Aſſur und Buchhändler Campe von Hamburg. Er ſchreibt unter anderem: „Was Ihren Antrag betrifft, ſo bin ich Ihnen für das Ver„trauen, welches Sie mir dadurch beweiſen, herzlich verbunden. „Ihren poetiſchen Almanach kenne ich ſehr gut, es ſind aber „nur wenige Exemplare hieher gekommen, weil der Einführung „neuer Artikel jetzt ſo große Schwierigkeiten entgegenſtehen, und „weil das Publikum aus den von Ihnen ſo treffend angegebenen „Gründen für dergleichen Sachen auch hier nicht groß iſt. Man „muß dazu aber auch (um billig zu ſein) das große Ungemach „der Zeitumſtände rechnen, wobei keine freie Regung, weder der „äußern Kräfte, noch der innern Gefühle möglich iſt ... Wenn „Sie aber Ihre beſonderen Gründe haben, zum Beſten der weni„gen, die durch Lagen und Gemütsverfaſſung im ſtande ſind,

„der Außenwelt nicht zu achten und der innern zu leben, keine „Pause zu machen, so bin ich auch bereit, den Druck zu besorgen „und den Almanach zum nächsten Herbst erscheinen zu lassen . . ."

Ich wünschte nun sehr, das Manuskript beisammen zu haben, um es an Campe absenden zu können; ich bitte Dich, sende mir doch indes Deine und Schwabs Beiträge; schreibe an Kölle und Hebel (an Kölle und Hebel will ich auch heut noch schreiben) und Fouqué, an die Du vielleicht ehnedies jetzt schreibest, und setze ihnen den letzten Termin fest. Es wäre eben doch schön, wenn wir noch einen Almanach zusammen brächten! ... Assur sandte eine Reihe von Gedichten, die ich Dir hier alle zusende, sie sind so wundersam wie er und wohl nur wenige für den Almanach zu benützen.

... Thorbek ließ durch Neander Beiträge zusagen. Fouqué sandte noch zwei kleine Gedichte von sich, aber sehr unbedeutend ...

Wegen dem Druck meiner Wildbader Beschreibung, die ich Dir mitsandte, möchte ich doch etwas Bestimmtes vernehmen. Habe doch die Güte, da, wo von der Zerstörung der Stadt Rothenburg die Rede ist, in der Note beizusetzen: „Zu Crusius' Zeiten stund noch von der alten zerstörten Stadt Rothenburg ein kleiner Teil von einer Mauer. Diese alte Stadt Rothenburg war eine Strecke über der jetzigen erbaut [1])."

Wo von der Schriftstellerei der Mönche von Hirschau die Rede ist, setze doch bei: „Abt Wilhelm selbst schrieb über Musik „und über die Verfertigung eines Monocherdii zwei Bücher, und „drei Bücher über Verfertigung einer Uhr und eines Astrolabii [2])."

Ich sende Dir hier noch ein kleines Lied von mir. Frühlings Klage [3]):

Die Sänger frei sich schwingen,
Aus diesem Thränenthal ꝛc.

Ich hoffe, daß Du auf dem Titel des nächsten Almanachs Dich mit mir als den Herausgeber desselben nennen werdest,

---

[1]) S. Wildbadschrift 4. Aufl. S. 29 Anm.

[2]) S. S. 173.

[3]) Zuerst im „Deutschen Tischerwald" (S. 6) erschienen.

oder schämst Du Dich wieder. Nickele grüßt Dich herzlich, schreibe mir doch recht bald nach Welzheim.

Dein

Kerner.

---

132. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 21. April 1812.

Ich kam hier nach einem sehr beschwerlichen Marsche wieder an. Dein Brief vom 16. [Nr. 130] kam in meine Hände, ich hoffe, daß Du meinen von Enzweihingen [Nr. 131] wirst erhalten haben. Es ist mir leid, daß Du mir nicht die Liebe erweisest und die von Dir bemerkten verwirrten Perioden in der Wildbadschrift zurecht stellest. Ich bitte Dich, thue es doch. Daß jene wirkliche Volkssage von der Teufelsmühle Aehnlichkeit mit der älteren Sage von den himmelstürmenden Titanen hat, oder daß jene Sage in dieser sich wiederholt, ist ja eben schön und Beweis für ihr Gegründetsein im Leben der Erde. Solche Sagen können sich so oft wiederholen als jene Naturerscheinungen, passen sich nur in der Form der Zeit an, und eben zu sehen, wie sie sich der Zeit anpassen, ist schön. Ich fasse nicht, wie Du darüber klagen kannst, daß die Himmelstürmung der Titanen ins zwölfte Jahrhundert falle [1])!? Den medizinischen und chemischen Teil sehe ich freilich für die Hauptsache bei dieser Schrift an, das Historische muß immer trocken und bei wenigen Quellen leblos bleiben. Ich bitte Dich inständig, nehme Dir doch die Zeit, die verworrenen Perioden zurechtzusetzen und die Interpunktionen einzuhalten. Auf der ersten Seite der Schrift schalte doch an die Stelle des ausgestrichenen: „Er besteht (der Granit) aus Quarz, Glimmer und halbverwittertem Feldspat“ ein: er besteht aus einem röthlich-weißen Quarz, einem schmutzig-grauen, meistens halbverwitterten Feldspat und

---

[1]) Kerner hat trotz dieser schönen Erklärung die Stelle doch weggelassen. Wenigstens findet sie sich in der 4. Auflage der Schrift, S. 26 f., wo von der Teufelsmühle die Rede ist, nicht.

hellglänzenden Glimmerblättchen. Der Stein selbst ist von einem groben Korn [1]).

Was Du und Schwab zu dem Almanach liefern, behalte nur zusammen, ich werde Dir auch das meinige abschreiben und senden, nur bitt' ich Dich dann, es zu kerrigiren . . .

An Hebel und Kölle schrieb ich. Letzterer kommt ja nun nach Dresden! — Wenn Du die Wildbadschrift nicht kerrigiren willst, so bitt' ich den Schwab um diesen Freundschaftsdienst.

Dein

Kerner.

Teurer Uhland!

Habe doch die Güte, in den Notizen über Hirschau noch einzusetzen in der Strophe: „In dem Kreuzgang am Hofe herein befand sich eine Rotunde, worin eine Quelle sprang. Dieser Bau hatte die Gestalt einer Monstranz und ergoß sich in drei Tröge. Die Fenster der Rotunde waren gleichfalls mit Glasgemälden ꝛc.," und dann als Note setze doch unten bei:

— In einem Fenster des Wirtshauses zum Lamm in Hirschau ist noch ein schönes Glasgemälde aus dieser Rotunde zu sehen [2]).

133. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 21. April 1812.

Den Brief aus Enzweihingen habe ich gestern erhalten und wünsche, daß Du und Rickele Euch wieder wohl befindet. Es ist doch ein verdorbener Frühling. Die Almanachsnachricht hat mich sehr erfreut. Man muß nun ernstlich das Manuskript zusammentrommeln und sich einen Termin setzen, bis wann es beisammen sein muß. Da ich an Fouqué erst vor zehen Tagen geschrieben und Antwort erwarte, so würdest Du am besten selbst ihm schreiben, und so auch an Löben. Was soll mit Cenz geschehen?

[1]) Die Stelle ist in der 1. Aufl. S. 8 etwas verändert.
[2]) Siehe Wildbadschrift S. 173 f.

Rosa! Amalia! Wenn Helmina fehlte, das würde mir im Herzen wehe thun. Ist Varnhagen wohl im Felde? Was ist's mit Zwerglein Egwald [August Köstlin]? Aber Assurs Gedichte sind vortrefflich, übrigens wenig für den Druck, weil man ihn selbst kennen muß. Man wollte ihn denn als Titelkupfer stechen? Es sind doch schon über 60 Gedichte vorhanden, ich habe ein Verzeichnis davon gemacht, welches hier beifolgt. Meine Gedichte kann ich jetzt unmöglich abschreiben, es wäre auch überflüssige Mühe, denn man muß am Ende doch wieder alles in ein Buch zusammenschreiben, wie das vorigemal. Ich sende Dir daher bloß die Titel meiner Lieder, da Du diese Gedichte meist schon kennst oder auch hast. Die schlafende Jungfrau [d. i. das „Märchen"] liegt noch immer bei Gangloff. Es wäre wohl das beste, wenn Du eine Disposition von den Beiträgen machtest (etwa zuerst Lieder, Epigramme, Sonette ꝛc. und zuletzt Romanzen und Märchen), und dann wieder die Abschrift zu besorgen mir und Schwab überließest? Ich sende Dir hier mehrere von Deinen Gedichten mit vorgeschlagenen Korrekturen, bedinge mir aber diese Blätter wieder zurück, hörst Du! Unter den Distichen sind viel herrliche, einige, die mir weniger gefielen, oder auch im Versmaße unheilbar schienen, habe ich mit × bezeichnet. In einem schönen Liede von Dir wollen mir die Verse nicht gefallen:

„Wollt' weichen nimmermehr,
Doch ich erwacht' zur Stelle."

Zur Stelle hat keinen Sinn. Könnte es nicht in dem neuen, schönen Frühlingslied [1]) am Schlusse heißen: „Mich schmerzet jede Helle" wegen der vielen einsilbigen Worte in der letzten und vorletzten Zeile?

Diejenigen Lieder von Assur, welche mir am meisten für den Druck geeignet scheinen, stehen in dem Verzeichnis. Ich wünschte sehr, daß Du diejenigen Stellen darin korrigirtest,

---

[1]) D. i. Frühlingsklage von J. Kerner, zuerst im „Deutschen Dichterwald" erschienen. Kerner schrieb und behielt bei: Schmerz macht mir jede Helle.

welche Dir deſſen bedürftig ſcheinen, teils weil Du weniger ſchwerfällig korrigirſt als ich, teils weil von Dir Aſſurn alles willkommen iſt. Das Lied der blinden Knaben dünkte mir faſt ſchöner ohne den letzten Vers. Der Rücken, Schickſal, Wandnachbarin gefallen mir am beſten, ſind allzu herrlich. Dieſe Lieder ſind uns ein rechter Gewinn [1]). Ich glaube, daß unſer Almanach zum Beweiſe dienen könnte, daß die Poeſie nicht bloß gewiſſen großen Namen und kunſtfertigen Leuten in Deutſchland als Monopol angehört, ſondern daß ſie eine Gottesgabe iſt, die gar in manchem deutſchen Herzen wohnt, nur daß nicht jeder ein Gewerbe daraus macht [2]).

Wenn nur wieder irgend etwas Größeres zum Almanach vorhanden wäre, ein Schattenſpiel! Bärnhäuter [3])!

Ich würde mich gern als Mitherausgeber [4]) nennen, nur könnte es mir von dem Verleger Verdrüßlichkeit zuziehen, wenn ich dann über kurz oder lang meine Gedichte beſonders herausgeben wollte.

Der Almanach wird wohl nicht ſo dick werden als der vorige, aber ich glaube, er wird eigener, romantiſcher. Im Mai ſollte man übrigens alles zuſammen bekommen. Vielleicht zeigt ſich nun noch ein zweiter Verleger durch Fouqué, dem ich auch darüber geſchrieben habe. — Es verſteht ſich, daß von den vielen Gedichten, welche ich von mir ſelbſt notirt habe, diejenigen abgehen, welche Dir ſeinerzeit nicht anſtändig ſein ſollten.

Fouqué hat mir das Grenadierlied [5]) als Gaſtgeſchenk für den guten Kameraden geſchickt und mir überlaſſen, ob ich öffentlich Gebrauch davon machen wolle!

Wenn Du eine Anzahl Beiträge beiſammen haſt, ſo ſende

---

[1]) Sie erſchienen alle vier im Almanach.

[2]) Dieſen Gedanken hat Uhland in ſeinem bekannten Gedicht „Freie Kunſt“ (Singe, wem Geſang gegeben) weiter ausgeführt.

[3]) Der Bärenhäuter erſchien nicht im Almanach. Vgl. Uhlands Brief vom 8. Juli 1812.

[4]) Der „Deutſche Dichterwald“ nennt auf dem Titel als Herausgeber: Juſtinus Kerner, Fouqué, Ludwig Uhland und andere.

[5]) Zuerſt im „Deutſchen Dichterwald“ veröffentlicht.

ſie mir zu (auch dann wieder alle Gedichte von Aſſur, weil Schwab ſie noch nicht geleſen), wir ſorgen für korrekte Abſchrift nach derjenigen Ordnung, welche Du wünſchen wirſt, dann wird das Ganze Dir wieder zugeſchickt, um zu ändern, was etwa nicht nach Deinem Sinne ſein ſollte.

Dein

L. U.

---

131. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, 29. April 1812.

... Sie glauben gar nicht, liebes Rickele, wie ſehr ich gegenwärtig mit Arbeiten geplagt bin, wie immer ein Hindernis dem andern nachfolgt. Ich hätte gar gerne die Briefe ſo lange zurückgehalten, bis ich daraus meinem Bruder Auguſt manches abgeſchrieben und an Roſa, vielleicht auch an Aſſur geſchrieben haben würde. Allein obgleich nur das erſtere geſchehen konnte, ſo will ich doch nun unter keinem andern Grunde mehr ſäumen, Ihnen alles wieder zugehen zu laſſen.

Von meinem Bruder [Auguſt], von dem Ihnen vielleicht Kerner einiges geſagt hat, haben wir vor einigen Tagen wieder gute Nachrichten aus der Gegend von Frankfurt an der Oder erhalten[1]) ...

Bei Ihnen wird es in der letzten Zeit wegen des ſchnellen Todes von Dr. Kerner[2]) in Hamburg recht ſtill und traurig geweſen ſein.

Empfehlen Sie mich von Herzen Ihrer Frau Mutter, leben Sie recht wohl, liebes Rickele, und behalten Sie in guter Freundſchaft

Ihren aufrichtigen Freund

Karl Mayer.

---

[1]) Karl Mayer teilt den Brief in ſeinem „Ludwig Uhland“ I, 230 mit.

[2]) Georg Kerner, Juſtinus' Bruder, ſtarb am 8. April 1812. Vgl. über ſein Leben außer dem „Bilderbuch“ R. Wohlwill, „Georg Kerner, Lebensbild aus der franz. Revolution“. 1886.

135. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 11. Mai 1812.

Ich umarme Dich zuerſt herzlich, weil ich bis ans Ende des Briefes damit nicht warten kann. Du haſt mir, wie ich glaube, einige Briefe[1]) zu beantworten. Karl Mayer ſchrieb mir ſeitdem auch und ſandte mir ein Gedicht von Auguſt, deſſen letzte Verſe ſehr ſchön ſind, Du wirſt es ſchon haben . . .

Für Conz teile ich Dir hier ein Gedicht mit, auch ſende ich Dir Diſtichen zur Korrektur. Köſtlin äußerte verlängſt, daß ſein Bruder Egwald, das Zwerglein, recht brave Gedichte mache und Anlage zum Dichter zeige[2]). Wär' ich in Tübingen, wollt' ich ſchon verlängſt Gedichte von ihm erhalten haben. — Sende mir doch auch das Gedicht von Schwab. Meine Legende von Hirſchau[3]) hab' ich nun in ein gleichförmiges Silbenmaß gebracht. Du könnteſt mich gewiß auch einmal hier beſuchen! Großer Gott! wie verlaſſen bin ich! Es könnte mein Leben ſo ſchön und geſund werden — — aber alle Hoffnung dazu iſt doch ſo fern! — O Uhland! hilf mir doch nur einmal! Ich müßt' jetzt immer klagen, drum will ich ſchweigen. —

Dein

J. Kerner.

136. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 27. Mai 1812.

Es iſt ſehr lange, liebſter Kerner! daß ich nichts mehr von Dir vernommen habe außer einigen Worten, die Du an Oſiander geſchrieben, deſſen Antwort hier beifolgt. Ich meinte immer, Du wäreſt abweſend von Welzheim, ja ich hoffte, Du wäreſt auf dem Wege nach Tübingen.

---

[1]) Wie es ſcheint, nicht mehr vorhanden.

[2]) Das „Zwerglein" iſt Auguſt Köſtlin, der nachmalige Präſident. Von ihm erſchien im Dichterwald kein Beitrag.

[3]) Gemeint iſt „Die Stiftung des Kloſters Hirſchau", zuerſt im „Deutſchen Dichterwald" gedruckt.

Ueber das große Leid [1]), das Dich betroffen, gehe ich hinweg, wie man über Gräber hinschreitet, stumm, aber tiefbewegt. Du zweifelst gewiß nicht an meiner innigsten Teilnahme.

Von meinem seitherigen Leben weiß ich Dir wenig zu schreiben. Briefe und Gedichte, die ich erhalten, lege ich hier bei und verstecke meine eigene Armut hinter dieselben. Kölle hätte uns billig mit den Gedichten verschont, die wir das vorigemal nicht aufgenommen. „Die Kresse“ [2]) gefällt mir. Varnhagens Gedichte erfreuten mich sehr, und so auch einige von Helmina.

Zigeuner und sein Vater waren einige Tage hier. Auch Jäger, der nun verheiratet ist. Von Mayer weiß ich seit undenklicher Zeit nichts mehr. Der kleine Köstlin [3]) war neulich bei mir, ich drang in ihn wegen seiner Gedichte, er wollte es aber nicht Wort haben, nur Gelegenheitsgedichte habe er gemacht.

Ich habe mich um eine Prokuratorstelle beim hiesigen Tribunal gemeldet [4]).

Die Reiseschatten sind in der Leipziger Literaturzeitung rezensirt; ich werde die Rezension aufzutreiben suchen und für Dich abschreiben.

Gestern war ich mit Schickardt und Hochstetter in Herrenberg, wir brachten mit Schnurrer, Roser u. a. den Tag recht angenehm hin. Roser hat eine sehr gute Anstellung als Sekretär beim Ministerium des Innern erhalten. Er ist noch immer reich an sinnreichen Wortspielen. Die Wildbadschrift ist von Michaelis, dem sie als Zensor durch die Hände passirte, sehr gerühmt worden.

---

[1]) Der Tod seines Bruders Georg. S. Brief Nr. 134.

[2]) Gedicht von Kölle („Deutscher Dichterwald“ S. 15).

[3]) S. Brief Nr. 135.

[4]) Im Dezember 1812 trat Uhland als zweiter (unbesoldeter) Sekretär auf der Kanzlei des Justizministers von der Lühe ein, nachdem er mit „Dichten und Verfertigen von Prozeßakten“ die Zeit nach seiner Reise in Tübingen zugebracht hatte.

Mit großer Sehnſucht ſehe ich einem Briefe von Dir entgegen, der Himmel gebe Dir Frieden und Heiterkeit!

Ewig Dein

L. U.

Sende mir die Briefe bald wieder zurück!

---

137. J. K. an Ludwig Uhland.

[Juni 1812.]

... Wie ſteht es denn mit Conz? Bitt ihn doch auch noch um Beiträge. Ich ſandte Dir ja ſeine ſchottiſche Ballade. Dieſe gefiel mir. Wo iſt ſie? Gerne möchte ich noch etwas von Hebel und Schlegel [1]). Doch nun haben wir in allem gegen 130 Pieçen. Schwab grüße ich von Herzen, und er wird die Abſchrift der Gedichte gut beſorgen. Von der Wildbaderſchrift ſende mir doch alsbald ein Exemplar, auch treibe an Oſiander, daß ich die andern mir verſprochenen auch bald erhalte.

Helminas Gedichtſammlung iſt mir nun zugekommen, ſie enthält manche ſehr ſchöne Gedichte. Oft hat ſie aber fatale Zuſätze gemacht, wie in dem Lied, das auch im Almanach ſteht:

„Elſens Geburtstag“ [2]).

„Weg die Stunden ſchleichen, weichen,
„Deinem Herzen ſanft und rein.
„Bleibt des giftigen Odems Brodem
„Fern und dringet nicht hinein.“ (Zweiter Vers.)

... Könnte man Deine ſchlafende Jungfrau [3]) nicht auch unter die ſatiriſchen Gedichte ſetzen?

Erkundige Dich doch (bei Lauppt), wie ich das Almanachmanuſkript am beſten nach Hamburg [an Campe] abſenden kann ...

---

[1]) Von Conz, Hebel und Schlegel brachte der „Deutſche Dichterwald“ keine Beiträge.

[2]) Gemeint iſt das Gedicht im poetiſchen Almanach (1812) S. 206: „An Elſe Pilat, geb. v. Mengershauſen. Am 14. Oktober 1807.“

[3]) Uhlands „Märchen“, d. i. Die ſchlafende Jungfrau erſchien im „Deutſchen Dichterwald“ bei den „Legenden, Balladen, Märchen“.

Ich denke, man ſtellt diesmal die Gedichte der Helmina [1]) nicht beſonders. Man könnte ſehr füglich unter die Aufſchrift „Satiriſche Gedichte“ bringen: 1. Dein Märchen; 2. Waldſchatten, beſonders wegen dem vermehrten Buchſchild [2]); 3. Deine Frühlingskritik [3]); 4. Kritik der Gegend von mir [3]); 5. Die Praktiker (?) meinetwegen mit einer andern Ueberſchrift; 6. Schlg. [A. W. Schlegels] Rezenſion von mir; 7. [H.] Köſtlins Epigramme [4]) . . .

Sollten wir nicht den Almanach dem Herrn Oberbibliothekar Matthiſſon [5]) zueignen?!

Still und traurig,
Ernſt und ſchaurig
Iſt es in dem Birkenhain,
Sternegefunkel
Bricht durchs Dunkel
Hellt die Schrift am Leichenſtein.
Grabgeſtalten
Sich entfalten,
Schweben ob dem Leichenfeld.
Heil dem Schein,
Der in Nächten
Hellen Tag in ſich behält!

---

[1]) Sie lieferte nur zwei Gedichte.

[2]) Ein Antiquar Buchſchild ſpielt in dem „Bärenhäuter im Salzbade“ eine Rolle; man ſieht alſo, daß Kerner auf Uhlands Mahnung hin noch damals an die Veröffentlichung des Stückes dachte. Es erſchien aber erſt im Jahr 1835.

[3]) Beide Gedichte ſind unterzeichnet: Spindelmann der Rezenſent. Unter dieſem Namen übten Uhland und Kerner gemeinſam ihre Kritik aus. Uhlands Gedicht erſchien nachher als „Frühlingslied des Rezenſenten“ und Kerners als „Spindelmanns Rezenſion der Gegend“.

[4]) Sie erſchienen unter dem Namen „Chrysalethes“ im Dichterwald. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 16 ff.

[5]) Der bekannte Dichter Friedrich von Matthiſſon (1761—1831) war von 1812—1824 als Legationsrat, Hoftheaterintendant und Oberbibliothekar in württembergiſchen Dienſten.

Oder dem Hang?

Dir, wackerer Damon, sei dies Buch geweiht,
Trägt's deinen Namen, trägt's Unsterblichkeit.

Oder dem Lehr[1])?

Erfahrt, dies Büchlein, deinen Tadel, Löhr!
So ist Dein Kopf ein hohles Nadelöhr.

*

Ernsins 2. Teil p. 24: „Ein Edelmann von Lustnau, welcher weiland als ein Toter hinausgetragen und hingestellt worden, kam des Nachts lebendig wieder, mit der Leinwand, worin er ist hinausgetragen worden, angekleidet. Seine Ehefrau wollte ihn kaum wieder annehmen, hat aber nachmals noch fünf Kinder mit ihm erzeugt, welche die Toten von Lustnau sind genannt worden[2])."

O schreib nur bald! Schick viel!
Schreib immer! Nur alle Tage!

Ewig Dein

A. J. K.

---

138. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 4. Juni 1812.

Es hat mich die Freude wieder schnell, doch innig berührt. Am letzten Sonntag abend fuhren Karl Mayer und der Zigeuner[3]) mit meinem Rickele vor mein Wirtshaus [Gasthof zum Ochsen]. ... Morgens ging ich und Mayer mit Rickele spazieren. Nachmittags fuhren die drei in ihrem Gefährt (ich ritt) nach Kloster Lorch. Die Gegend entzückte Mayer. Da lagen die Burgen

---

[1]) Hofrat in Stuttgart.

[2]) Vielleicht der erste Hinweis, den Uhland für die Toten von Lustnau in seiner Ballade „Die Schlacht bei Reutlingen" erhielt. S. Fränkels Ausgabe I, 510.

[3]) D. i. Ernst Uhland, des Dichters Vetter, wurde im Freundeskreise „Zigeuner" oder „Bock" genannt. (S. unten und Karl Mayers „Ludwig Uhland" I, 152.)

Weißenstein (?), Rechberg (Rechberger), Stauffen, Neuffen, Teck, Achalm vor uns. Der Eintritt in das Kloſter war gar ſchön. Da ſtehen Kloſterlinden, die 500 Jahre alt ſind. Wir gingen in die alte Kirche und in die Wohnung ... der ungemein ſtillen, lieben, einfachen Frau, die mit der linken Hand (die rechte fehlt von Geburt an) liebliche Gemälde hervorbringt. Hier war's dem Mayer gar wohl. Sie hatte auch einſt ſeinen Vater gemalt, das erfuhr er hier. Abends ging's zurück. Mayer ritt, ich fuhr bei Rickele, Zigeuner war immer der treffliche Kutſcher. Nachts waren wir noch recht vergnügt zuſammen. Mayer ſchleppte immer Blätter zum Almanach und Briefe umher. Sehr früh ging's zur Abreiſe. Bock ſetzte ſich zu Pferd und führte die zwei Kutſchenpferde am Zügel, er hatte eine kurze Jacke an und eine lange rote Peitſche in der Hand, wie er vielleicht auch in Tübingen mit ſeinem Gefährt erſchienen! Mayer ſaß vornen, ich bei Rickele. In Schorndorf, wo wir bei Rickeles [Stief-] Mutter einkehrten, trafen wir Deinen Brief mit den Gedichten. Ein Schmaus für mich und beſonders auch für Mayer. Wir konnten kaum die Hälfte leſen, der Zug ging weiter nach Winnenden. Dort ſpeiſten wir zu Mittag und laſen voll das Ganze. Man hielt uns für Komödianten.

Ach! wir mußten uns trennen! Ich ritt abends wieder betrübt zurück, Rickele hatte auch ſehr geweint. Sie gingen nach Bottwar[1]). Mayer will ſie ein paar Tage nach Heilbronn nehmen, ſolange meine Mutter in Ilsfeld[2]) iſt. Die Almanachvorrede von Dir fand allgemeinen Beifall, ich mußte ſie Mayer für ſeinen Bruder überlaſſen. Du wirſt ſie ja noch haben. Sie iſt ein reicher Fund. Die Antwort von Oſiander, von der Du ſchreibſt, mußt Du oder er vergeſſen haben, ich fand ſie nicht vor. Es thut mir leid, da ich endlich doch einmal etwas von der Wildbader Schrift hören möchte. Daß Michaelis[3]) ſie

---

[1]) Großbottwar, Stadt im Marbacher Oberamt.

[2]) In Ilsfeld (bei Lauffen a. N.) lebte eine Tochter von ihr, die Gattin des dortigen Pfarrers Steinbeis.

[3]) Profeſſor Michaelis in Tübingen verſah das Amt eines Zenſors. Er ward ſpäter mit Kerner befreundet. Vgl. den Briefwechſel.

rühmt, iſt üble Vorbedeutung für ihren Wert, eine gute für ihren Zweck. Indes kamen auch ſechs Gedichte (eigene) von Thorbeck an, drei von Amalie. Ueber alle und die Ordnung des Almanachs will ich Dir mit dem Manuſkript ſelbſt ſchreiben. Ich will noch vierzehn Tage warten, und läuft da nichts mehr ein, ſo ſend' ichs euch zur Abſchrift. Es wird Zeit ſein.

Die Ballade von Elsbeth habe ich vollendet, auch drei Sonette gedichtet, ſonſt indes nichts. Es will kein anderer als wir Balladen ſenden. An Hebel ſchrieb ich, item an Mad. Schlegel.

Wie wäre es ſo ſchön, o Uhland, wenn Du mich nun auch beſuchen würdeſt! Wie würd' ich Dir darum danken! Ich logire nun in einem andern Wirtshaus, im „Ochſen", wo Du Raum genug finden würdeſt. Ein Advokat iſt immer mehr Meiſter ſeiner Zeit als ein Arzt. O komme doch!! Gewiß, Du kommſt!! Ich weiß nichts mehr! Ich küſſe und umarme Dich innigſt.

Ewig Dein

G. K.

Ich fand von Birken[1]) noch ein ganz herrliches Lied in dem Büchlein, es iſt ganz herrlich, mit einigen Abänderungen paßt es aber ſo ſehr auf die jetzige Zeit, daß es die Zenſur nicht wird paſſiren laſſen.

---

139. Karl Mayer an Nickele.

Heilbronn, 9. Juni 1812.

... Ich habe die Urſachen Deines langen Stillſchweigens ſehr richtig erraten gehabt und ſtand eben im Begriff, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen, als endlich Dein Briefchen ankam. Ich danke Dir herzlich dafür und bedaure Dich ſehr, daß Du ſchon wieder krank wareſt. Auch ich bin inzwiſchen durch

---

[1]) Von ihm erſchienen unter dem Namen Floridan zwei Gedichte im poetiſchen Almanach. Der „Deutſche Dichterwald" brachte das Gedicht „Der Schäferſohn. Fliegendes Blatt" von ihm, aber ohne Namen.

den Tod eines Freundes in Trauer versetzt worden. Lauckhardt[1]), bei dem ich in Braunschweig war, dem ich meine ganze Reise, so manche andre freundschaftliche Verbindung ... verdanke und an dem ich in jeder Lage des Lebens einen lieben und treuen Freund gehabt hätte, ist im vorigen Monat zu Braunschweig an der Lungensucht gestorben ...

Aus Kerners Brief glaube ich schließen zu können, daß er die unsrigen erhalten habe. Er scheint darin auf Deine Beschreibung des unterhaltenden Aufenthalts in Heilbronn und auf unsre freundschaftlichen Vorwürfe zu antworten. Stoße Dich nicht an der Kürze seines Briefes, sondern halte Dich an seine Versicherung, daß Du seine einzige Hoffnung und sein stilles Vergnügen seiest. Dies darfst Du ihm gewiß glauben. Ueberhaupt baue fest auf sein reines, gutes und treues Herz, wenn auch manche Menschlichkeiten und Launen wie schlimme Dämonen darin aus- und eingehen. Sie werden Dich wohl manchesmal belästigen, aber ewig nie verdrängen können ...

Karl Mayer.

---

140. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 10. Juni 1812.

Ich glaubte schon, Du wolltest mir gar nicht mehr schreiben, als ich gestern Deinen Brief erhielt. Durch Mayer wußte ich vorher von der Reise nach Welzheim und war an jenen Tagen in Gedanken bei euch.

Die Wildbadschrift ist gedruckt und ich kann Dir, wenn nicht mit dieser, doch mit der nächsten Post ein Exemplar schicken. Die Stelle von dem feuerspeienden Charakter der Einwohner hat die Zensur gestrichen. Michaelis [Professor in Tübingen] hatte die Schrift der medizinischen Behörde zur Zensur übergeben. Was den Almanach betrifft, so wird es hohe Zeit sein. Ich habe vor vier Wochen an Fouqué geschrieben und ihn um

[1]) Mit dem französischen Advokaten Wilhelm Lauckhardt war K. Mayer sehr befreundet. Näheres über ihn in K. Mayers „Ludwig Uhland" I, 87. 250.

baldige Ueberſendung ſeiner Beiträge gebeten. Unter ſeinen vorjährigen Beiträgen war ein Gedicht: „Der Wahnſinnige“, welches man diesmal benützen könnte[1]). Haſt Du es nicht mehr? Du ſagteſt mir nie, ob Du an Löben geſchrieben, jetzt möchte es zu ſpät ſein. Unter den Gedichten von Aſſur, welche ich durch Mayer erhielt, iſt eines: „Sängers Lied“[2]), welches mir wohlgefällt. Unter den Gedichten, welche die Roſa früher einmal geſchickt, iſt ein „Frühlingslied“[3]), das mich anſprach, nur der weiße Mantel des Winters darin mahnte zu ſehr an den Pudermantel. Auf Thorbecks Gedichte und Deine Sonette bin ich höchſt begierig. Warum legteſt Du nichts bei? Zu Deinen Diſtichen[3]) bemerke ich noch, daß der Chor am Ende kein rechter Chor iſt, denn er ſpricht nur wieder eine einzelne Anſicht aus. Man könnte dieſes Stück und die Rezenſion von A. W. Schlegels Gedichten unter dem Namen: Plattiſt[4]) einrücken. Wenn Du nur die Waldſcenen oder Waldſchatten aus dem Bärnhäuter ein wenig zu einem Ganzen einrichteteſt. Hat Köſtlin nichts weiter eingeſchickt? Karl Mayer?

Sende nur das Manuſkript bald, denn außer Fouqués Beiträgen, die er wahrſcheinlich an mich ſenden wird, läuft nun ſchwerlich noch etwas ein. Ich zähle gegen hundert Gedichte. Daß Du nur die Manuſkripte nicht wieder zerſchneideſt und durchſtreichſt, wie das vorigemal. Wir verſtehen Dich am beſten, wenn Du ein Regiſter machſt, worin die Gedichte der Ordnung nach angeführt ſind.

Dich zu beſuchen iſt immer mein Trachten, es werfen ſich mir aber immer Hinderniſſe in den Weg. In Schlegels deutſchem Muſeum kommen vortreffliche Abhandlungen und ſchlechte Gedichte.

Dein treuſter

L. U.

---

[1]) Iſt geſchehen.

[2]) Erſchien ebenfalls im „Deutſchen Dichterwald“.

[3]) Kerner ſteuerte ſieben Diſtichen (Sinngedichte) zum Dichterwald bei. S. 138 ff.

[4]) S. Brief Nr. 114.

Das beiliegende Volkslied [1]) iſt merkwürdig durch die Aehnlichkeit im Refrain mit den altdäniſchen Gedichten bei Grimm. Ueberhaupt iſt das Lied recht ſchön, nur der Ausgang etwas proſaiſch.

---

141. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, den 20. Juni 1812.

Herzlichen Dank für Deine beiden lieben Briefchen . . .

Noch ſende ich Dir hier einen Brief und ein Gedicht von Aſſur, das Du bei mir zurückgelaſſen. Von Auguſt, von Uhland iſt noch immer nichts angelangt.

Träume recht ſüß, liebes Rickele, bei den mitfolgenden Liedern von Kerner und Floridan. Wie ſchön ſind „Der Rat“ [im Mai], „St. Walderichs“ [Kapelle zu Murrhardt], „An die Geliebte“, „Schubart“ und „Die Schäferklagen“ [2]) von Floridan! — Ach, überhaupt träume doch nur ſüß und heiter, und nicht ſo ſchwere Träume, als ob Du nur aus Mitleid geliebt ſeieſt, und was dergleichen iſt. Dies iſt ja doch gewiß, bei Gott! nicht der Fall. Kann Dir auch meine Freundſchaft ein Troſt ſein, ſo ſei auch darin getröſtet, liebes Herz, und rechne darauf von nun an und allezeit.

Lebe recht wohl und pflege Deiner Geſundheit recht von innen heraus durch Ruhe und Heiterkeit.

Schreibe auch bald wieder

Deinem

Karl Mayer.

---

142. Löben an J. K.

Radmeritz bei Görlitz in der Ober-Lauſitz,
29. Juni 1812.

. . . Wenn wir gleich beide gegen einander ſchweigen, es gibt eine Muſik der Wehmut und der Seligen, die über den Sinnen in den Düften der Geiſter zieht und alle Blumen des beſſeren

---

[1]) Gemeint iſt „Der Schäferſohn“. S. Brief Nr. 138.

[2]) D. h. das Gedicht „Der Schäferſohn“.

Theuerster Kerner!

Noch einmal tausend Dank, daß du
aus dem Kickele schicktest. Wir haben
die alle lieb, wie eine Schwester, und
vermissen sie nun, da sie fort ist,
recht herzlich.
Hier die Abschrift des Uhlandschen
Liedes. Schreiben will ich dir
nicht eher, als bis du auf meinen
letzten Brief wieder etwas von
dir hast hören lassen.
Uhland hat mir noch immer nicht
geschrieben. In der jetzt wieder
eingetretenen dürren Zeit sind
Briefe doppelt wohl angelegt.
Schreibe also recht bald wieder

Deinem

dich innig liebenden

M.

16. Jan.
12.

Brief-Facsimile von Karl Mayer, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen

Lebens in uns aufweckt, vermählt. Nicht wahr, Sie lieben mich doch auch und denken meiner mit der Sehnſucht, die mich ergreift, wenn ich fernen Gemütern entgegenlebe, und mit der Klarheit, die alle Gewißheit der Liebe mit ſich bringt? Sie ſind mir ſehr, ſehr teuer und liegen mir recht am Herzen, wie eine Sängerkette aus der beſſeren heiligeren Zeit, aus den Händen ſeliger Frauen, der deutſchen Muſen! im himmliſchen Ernſte dargereicht. Wohl ſchwieg ich noch immer und noch länger; nun fällt es mir bei, daß Ihr Almanach vielleicht doch zu ſtande kommen könnte, indes ganz gleichgiltig es iſt, ob ich zu demſelben beitrage oder nicht, ſo wollte ich Ihnen doch beſtimmte Notiz nicht vorenthalten. So ſorgfältig ich meine Papiere durchſehe, ſo kennte ich doch durchaus nichts Einzelnes finden, was paßte und ich Ihnen mit rechter Zuverſicht ſenden könnte. Ach, es war eine göttliche Zeit, wo „jugendlich ſich mein Mut erkühnt“ und mir die Welt wie ein heiliger Würfel aus Kriſtall mit lauter Treffern vorkam, und die jungen Freunde um mich her mein Wagen prieſen und von einem großen Gewinnſte träumten!... Noch muß ich Sie bitten, die ſämtlichen Gedichte von mir, welche Sie noch zurückbehalten haben, von der Aufnahme in den zweiten Jahrgang Ihres Almanachs gänzlich auszuſchließen und mir dieſelben gelegentlich zurückzuſenden. Ich verlaſſe mich darauf, daß Sie meine Bitte treulich erfüllen, es würde mich betrüben, wenn ich die unwürdigen Sachen unter meinem Namen zwiſchen Ihren Blumen und Muſikregenbogen fände. Einiges Gute von mir werden Sie in „Goldmanns und Freudenfelds Zeitſchrift für Poeſie“[1]) antreffen, unter den Unterzeichnungen E. GOHL[2]) und Waldbruder. Für Ihren Almanach lege ich von Gohl[3]) einige Gedichte und einige andere eines ſehr lieben Freundes[4])

---

[1]) Der genaue Titel lautet nach Gödeke: „Zeitſchrift für Poeſie“ von G. A. F. Goldmann (mit Beiträgen von V. H. Freudenfeld, Löben ꝛc.) Linne 1812.

[2]) D. i. G(raf) O(tto) H(einrich) L(öben).

[3]) Von ihm brachte der „Deutſche Dichterwald“ nur das Gedicht: „Lob eines Spielmanns“.

[4]) Seegemund? Vgl. unten S. 311.

bei, die ich abgeſchrieben. Fouqué denkt Ihnen auch manches zu. Stehen Sie wohl mit unſerm herrlichen Görres im Briefwechſel? Er gehört auch recht unter die, für die ich ſchweige und doch immer da bin. Nach welcher Seite des Himmels ich mich wende, weiß ich überall Freunde wohnen, die ſo ſelten ſind wie die großen, reinen, königlichen Poeten, und wenn ich im grünen Walde bin und es rauſcht in ſeinem Heiligtum, fühle ich mich zugleich durch den Wald der verwandten Geiſter gehen. Suchen Sie mir Uhlands Zuneigung zu erwerben und teilen Sie ihm dieſe Zeilen mit, die ich Ihnen ſchreibe und wobei ich ja auch ſeiner mit der in mir wogenden und mich wohl oft beſtürmenden Liebe gedacht. Mir ſchreiben Sie, wenn Sie einmal können. Geſchieht es nicht bald, ſo bitten Sie doch Uhland, daß er mir nähere Nachricht gibt von allen, die mir durch Ihren Almanach ſo teuer geworden ſind. Fr. Kölle muß ja ein ganz herrlich keckes, klares Auge ſein und ein Arm, der mit freier Liebesgewalt die Welt umgrünt. Ach, laſſen Sie mich doch auch mehr von dem lieben Guſt. Schwab, von Floridan wiſſen ...

Loeben.

---

143. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen,] den 30. Juni 1812.

Der Almanach hat uns ſehr erfreut. Die Beiträge von Therbeck, Amalia ꝛc. ſind ſehr ſchön. Unter Deinen mir noch unbekannten Gedichten gefiel mir beſonders Walderich, Sonette, Rat ꝛc.[1]). Deine Legenden bilden eine herrliche Galerie. Württemberger iſt auch recht ſchön, paſſirt aber vielleicht die Zenſur nicht, auch iſt es nicht überall paſſend; Keppler war kein Württemberger, ſondern aus der freien Reichsſtadt Weilerſtadt, man kann alſo nicht vom undankbaren Heimatland

---

[1]) Gemeint ſind „Sankt Walderichs Kapelle zu Murrhardt", die Sonette „Totenopfer" auf den Tod ſeines Bruders Georg und „Rat im Mai".

ſprechen, auch iſt er nicht vertrieben worden[1]). Von Schwab ſind zwei ſchöne Sonette hinzugekommen. Sonſt iſt nichts weiter eingegangen. Nächſten Samstag werden wir wahrſcheinlich die Abſchrift an Dich abſenden können. Wenn nur der Verleger keine Sprünge macht! Warum ſoll denn das ſchöne Lied von A. Mayer[2]) nicht aufgenommen werden? Wir haben es indeſſen doch mit abgeſchrieben. Es iſt ärgerlich, daß Karl Mayer nichts liefert[3]). Den Conz mag ich nicht weiter anmahnen, weil er mir vor einiger Zeit geſagt hat, er könne nicht wohl etwas geben, da er noch nicht einmal für den Schreiberſchen Almanach etwas abgeſchickt habe.

Morgen gehe ich nach Reutlingen, weil ich einen Prozeß für die Stadt führe.

Dein

L. U.

144. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 8. Juli 1812.

Hier, liebſter Kerner! der Brief zu dem Almanachsmanuſkripte, da ich nicht mehr Zeit hatte, mit der fahrenden Poſt zu ſchreiben. Zugleich auch die Inhaltsanzeige. Was ich von Bemerkungen zu machen habe, iſt folgendes:

Floridan. Die beiden anderen Lieder ſchienen uns doch wenig bedeutend. Das aufgenommene[4]) iſt ſchön, vielleicht haſt Du nur zu viel erneuert, zum Beiſpiel an lichtern Tagen ꝛc.

Fouqué. Burg Volmarſtein iſt gar herrlich. Auch die übrigen gefallen mir, ich weiß nicht, warum Dir die Flötenſpielerin[5]) nicht zuſagt?

---

[1]) Kerner hat dieſe Stelle in ſeinem „Denkmal“ für „Kepler“ nicht geändert. (S. „Deutſcher Dichterwald“ S. 119).

[2]) Von Auguſt Mayer erſchien im Almanach nur ein Gedicht „Abſchied“.

[3]) Er lieferte ein Gedicht: „Ins Ferne hin!“

[4]) „Der Schäfersſohn“.

[5]) Sie erſchien auch, zuſammen neun Gedichte.

Helmina. Hier mußte doch einiges weggelaſſen werden. Ein Abendlied erinnerte zu ſehr an Baggeſens Hebe ſieh ꝛc. und hat ſogar das Silbenmaß davon, Zu Luiſens Feſte iſt zu lüſtern, die aufgenommenen [2] aber gereichen dem Almanach zur Zierde.

Kerner. An die Geliebte ſchien uns zwar in der Idee gut, aber in der Ausführung verfehlt und nicht recht zuſammenpaſſend. Es wäre ſchön, wenn Du es anders behandelteſt [1]). Die Waldſcenen ſchienen uns einesteils zu fragmentariſch, anderenteils iſt zu hoffen, daß vielleicht in einem künftigen Jahrgang das Ganze erſcheinen werde [2]). Ob Du mit den Aenderungen, die ich mir hie und da wieder erlaubte, einverſtanden biſt, muß ſich zeigen. In den Sonetten und Oktaven waren zuweilen Verſe verſtellt, was bei ſolchen Gedichtarten durchaus unzuläſſig iſt. Aſſonanzen wie Steine und Bäume können nicht beſtehen, denn die Aſſonanz beſteht ja gerade im gleichen Ton der Vokale, welcher im obigen Beiſpiel bei richtiger Ausſprache gar nicht ſtattfindet. Auf einen Epigrammatiſten hoffe ich, werdeſt Du ſtehen laſſen, denn es iſt ſehr komiſch. Merkwürdig iſt zugleich, daß in einem neuen Morgenblatte folgendes von Weißer ſteht:

An einen jungen Epigrammatiſten.

Gleich deinem Kinn, bartloſer Wicht!
Iſt ſtachellos dein Sinngedicht.

Kölle. Nun ſteht alles von ihm darin, was wirklich neu war, eher zu viel [6 Gedichte] als zu wenig.

Mayer. Sein Bruder wird es doch nicht im Ernſte wehren.

Roſa Maria. Gerade das beſſere von den beiden Sonetten hat einen Fehler in der grammatikaliſchen Konſtruk-

---

[1]) Das Gedicht blieb weg. Kerner hat es, wie es ſcheint, nicht mehr bearbeitet, oder ihm vielleicht eine andere (?) Aufſchrift gegeben.

[2]) Dieſes Urteil Uhlands beſtimmte Kerner, ſchließlich noch von der fragmentariſchen Veröffentlichung des „Bärenhäuters“ abzuſehen.

tion, welcher allzu auffallend iſt und wofür wir keine Heilung wüßten [1]).

J. G. S. Abendbeſuche ſind zwar nichts Beſonderes, doch auch nicht ſchlecht. Ich ſetzte ſie beſonders Fouqué zulieb noch hinein [2]).

S..... Drei Gedichte von Schwab, die er nicht gern unter ſeinem Namen drucken ließ. Die Sonette ſehr ſchön.

Spindelmann [3]). Es lautet mehr wie ein Name, als wie ein Plattiſt, und hat Bezug auf das Märchen. Iſt Dir der Name recht, ſo ſetze ihn unter die vier Gedichte.

Uhland. Was Dir nicht behagt, das ſtreiche!

Varnhagen. Die Elbe gefiel uns, auch das an Bentheim. Dieſes konnten wir auch deswegen nicht weglaſſen, weil es Varnhagens Individualität nahe angeht [4]).

Verfaſſer des Beatus [5]). Da Thorbeck noch nie unter ſeinem Namen aufgetreten iſt, ſo wäre es ihm vielleicht nicht lieb, wenn wir dieſen ſetzten. Als Verfaſſer des Beatus iſt er auch bekannter.

Ich zweifle ſogar bei Aſſur, ob man ſeinen Namen ſetzen dürfe. Du mußt dies beſſer wiſſen. Auch haſt Du die Aenderungen zu verantworten.

Der Schäfersſohn [6]). Wir laſſen es wohl am beſten

---

[1]) Die beiden Sonette blieben weg. Der „Deutſche Dichterwald" brachte nur das „Frühlingslied" von ihr.

[2]) S. Brief Nr. 142. J. G. S. iſt Lieutenant J. G. Seegemund. Vgl. K. Mayer, „L. Uhland" II, 25. Vgl. auch Seegemunds Brief unter Nr. 196.

[3]) In Brief Nr. 140 hatte Uhland den Namen Plattiſt dafür vorgeſchlagen. Kerner wählte den Namen Spindelmann, den Uhland jetzt empfahl.

[4]) Die beiden Gedichte „Die Elbe bei Meiſſen" und „An Wilhelm Reichsgrafen zu Bentheim" erſchienen beide im „Deutſchen Dichterwald".

[5]) Von Karl Thorbecke (in den Briefen häufig Thorbeck) erſchienen unter ſeinem eigentlichen Namen ſechs Gedichte.

[6]) S. Brief Nr. 138.

ganz unverändert. Die drei letzten Verse können meines Erachtens nicht wegbleiben.

Ob Du mich als Mitherausgeber[1]) dulden willst, bleibt ganz Dir überlassen. Die Freude, die ich an dem diesjährigen Manuskripte habe, und der Wunsch, mit Dir zusammenzustehen, veranlaßten mich, meinen Namen beizusetzen. Sollten indes noch weitere Beiträge eingegangen sein, so bitte ich Dich, sie doch sorgfältig einzutragen, auch in das Register, daß keine Verwirrung entsteht. Uebrigens ist der Almanach groß genug und es ist die höchste Zeit, ihn an den Verleger abzusenden. Thue es doch unverzüglich! bitte ihn so viel möglich, die Einrichtung des vorigen Jahrgangs zu beobachten, nicht mehrere Gedichte auf derselben Seite fortzudrucken, als wo sie auch im Manuskript beisammen stehen, um das Register zu paginiren, besonders aber für recht sorgfältige Korrektur zu sorgen. Laupp sagte mir, Du solleſt das Manuscript durch die fahrende Post an den Buchhändler Campe schicken, mit der Ueberschrift: Beschriebene Papiere, zugleich aber sollst Du durch die Briefpost ihn von der Ankunft des Manuskripts avertiren, damit er darnach fragen könne, wenn es auch je beim Grenzamt ꝛc. liegen bleiben sollte. — Ich habe gegenwärtig so vielerlei widerliche Geschäfte, daß ich Dir gar nichts Rechtes zu schreiben weiß. Benachrichtige mich bald von dem weitern Schicksal des Almanachs.

Dein

L. Uhland.

Assur könnte wohl die Korrektur übernehmen, aber dann würde er wohl unsere Korrekturen seiner Gedichte durchstreichen, wiewohl ich's auch nicht leiden kann, wenn er diese Korrekturen nicht vorher erfahren sollte!! — Eben erhalte ich einen kleinen Brief von Dir durch Einschluß. Was hast Du denn für Prozesse mit Regimentsärzten?

---

[1]) Uhlands Name steht neben Kerners und Fouqués unter den Mitherausgebern.

145. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 20. Juli 1812.

Den Almanach betreffend hab' ich alles nach Deinem Willen pünktlich besorgt. Deine Gedichte geben freilich der Sammlung den höchsten Wert, sie sind alle mehr als herrlich. Ich habe nicht eines im Almanach, das mir wert ist, vielleicht geht es anderen mit den meinen auch so. Gestern, nachdem das Almanachmanuskript schon abgegangen, kommt beifolgendes von Löben an. Es würde mir doch leid thun, wenn er nicht auch wieder am Almanach teilnehmen könnte. Ich glaube, er ist der mit Gohl Unterzeichnete, er stellt es einigermaßen in Zweifel [1]). Zur Aufnahme in den Almanach würden von Gohl taugen: „Lob eines Spielmanns", „Der verlorene Ring"; vielleicht auch: „Grausen im Walde"; von Florens: „Heimkehr" (zu den Abendbesuchen von S[eegemund] gestellt) und „Lied" [2]). Diese Lieder gefallen mir nach öfter wiederholtem Lesen sehr wohl. Das Gedicht Am Wolfsbrunnen scheint Löben gerne gedruckt zu sehen. — Man könnte ihm ja seinen Willen erfüllen, es will mir aber nicht ganz zusagen [3]). Du könntest wohl auch als Mitherausgeber des Almanachs ein paar Worte an Campe schreiben und diese Lieder zur Einschaltung beischließen, daher sende ich sie Dir. Willst Du aber nichts vom Campe, so sende sie an Rosa, an die Du schon so lange nicht mehr schriebest ... Sie kommen durch die Briefpost vielleicht noch mit dem Almanachmanuskript an. Daß Campe so gar nichts mehr von sich hören läßt! Vielleicht that er mir den Antrag bloß meinem Bruder (Georg) zu Gefallen, der nun tot ist — es ist mir als bange! ...

Gott segne Dich ferner!

Dein Kerner.

---

[1]) Von ihm erschien das Gedicht „Lob eines Spielmanns" unter dem Pseudonym Gohl; vgl. Brief Nr. 142. Die anderen drei nachher erwähnten blieben weg.

[2]) Florens, d. i. Eichendorff. Beide Gedichte wurden aufgenommen. Merkwürdig ist, daß dieses Pseudonym, das Uhland selbst im Sonntagsblatt einst angenommen hatte, jetzt auf Eichendorff übertragen wurde.

[3]) Es wurde nicht aufgenommen.

Warum ſchriebſt Du denn meinen Namen unter das Epigramm: „Auf einen Epigrammatiſten?“ Ich erinnere mich nicht, es gemacht zu haben[1]).

---

146. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 21. Juli 1812.

Noch immer, liebſter Kerner! warte ich auf Nachricht, ob Du den Almanach erhalten haſt. Alphorn[2]) gehört zu Deinen ſchönſten Liedern. Ich hoffe, Du werdeſt es in das Manuſkript eingerückt haben. Beiſolgendes Lied hat Mayer geſchickt, ich ſende es nach, obgleich ohne Zweifel der Almanach ſchon abgegangen iſt. Es würde ſchön vor dem Wandererlied vom Verfaſſer des Beatus ſtehen[3]). Daß der Stipendiat Pauly[4]), ein Freund von Schwab und A. Mayer, geſtorben iſt, haſt Du in der Zeitung geleſen. Schwab hielt eine Rede auf ſeinem Grabe. In Erwartung eines Briefes

Dein

L. U.

---

147. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, 26. Juli 1812.

Ich hoffe, daß Du meinen Brief mit den Gedichten und dem Brief von Löben erhalten. Letzteren ſende mir doch alsbald wieder, weil ich ihm gern ſchriebe, aber ſeine Adreſſe nicht weiß.

---

[1]) Das Epigramm erſchien unter Kerners Namen im „Deutſchen Dichterwald“. Vgl. Brief Nr. 144 und 148. In ſeinen Gedichtſammlungen ließ es Kerner aber weg. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland“ I, 249.

[2]) Es erſchien im Almanach.

[3]) K. Mayers Lied „Ins Ferne hin!“, das hier gemeint iſt, wurde im „Deutſchen Dichterwald“ vor Thorbeckes (d. i. der Verfaſſer des Beatus) „Fröhlichen Wanderers Lied“ geſtellt, ſo wie Uhland wollte.

[4]) S. Brief Nr. 171.

Beiliegender Brief von Mad. Campe ... erfreute mich, weil ich daraus sehe, daß ihr Mann Wort hält. Ich schrieb ihr bereits, daß ihr Gemahl einen Brief mit Beiträgen von Löben von Dir erhalten werde, und schloß ihr das Mayersche Gedicht[1]) zur Einschaltung bei ...

Dein

J. K.

---

148. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 28. Juli 1812.

Deinen Brief mit den Beiträgen von Löben habe ich erhalten. Gohl heißt: G(raf) O(tto) H(einrich) L(öben).

Lob eines Spielmanns gefällt mir sehr, es paßt vollkommen auf Dich, wie Du in der Neubaukammer hausest. Der Wolfsbrunnen ist nicht übel und in wunderlicher Manier. Die übrigen von Löben bleiben meines Erachtens besser weg, wir sind auch diesmal besser entschuldigt, als das vorigemal. Lied und Heimkehr von Florens sind recht klar und lieblich. Es freut mich ungemein, daß wir nun auch diesen Dichter [Eichendorff] gewonnen haben, wie überhaupt die meisten, die in jenen Klingklingelalmanachs-Sonetten[2]) verschrieen sind. Diejenigen Lieder, welche ich für den Almanach geeignet hielt, hab' ich größtenteils abgeschrieben, weil sie mit anderen auf demselben Blatte standen. Auch Dein Lied Alphorn schrieb ich ab, für den Fall, daß Du es nicht noch in das Manuskript eingetragen hättest; die Worte: aus himmelblauer Luft änderte ich, weil sie so viel sagen, als: aus luftblauer Luft[3]). Es ist ein vortreffliches Lied, wie überhaupt Deine diesmaligen Beiträge, und Du thust Dir selbst sehr unrecht. Das Epigramm vom Eselsohr hast Du zur Zeit des Examens in Binders Stube, rücklings auf dem Bette liegend, gemacht.

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Baggesen gab 1810 einen Karfunkel- oder Klingklingelalmanach" heraus.

[3]) Kerner änderte „Tönt es aus blauer Luft?" In dieser Fassung wurde es auch gedruckt.

Ich würde die hier folgenden Gedichte unmittelbar nach Homburg geschickt haben, wenn ich nicht wünschte, daß Karl Mayers Gedicht, das ich Dir letztmals schickte, auch noch hinzukäme. Ich bitte Dich nun, alles zusammen bald abzusenden und zu Mayers Lied zu bemerken: (Nach: Schicksal von Assur). Auch bitte, daß diese Gedichte und ihre Verfasser im Register gehörig eingerückt werden! Sollte es je zum erbentlichen Einrücken zu spät sein, so könnten sie unter dem Titel: Nachtrag alle zusammen hinten angehängt werden. Doch ist die rechte Ordnung besser.

Bei Deinem großen Talent fürs Komische wundert mich, daß Du nicht auch scherzhafte Romanzen (ich meine nicht à la Weißer) und Lieder dichtest. Die nicht aufgenommenen Gedichte von Löben und seinen Brief schicke ich Dir ein andermal, da ich diesmal pressirt bin. Ich möchte wissen, ob er meinen Brief erhalten hätte. Wir sollten ihm zusammen schreiben. Wenn Campe je den Almanach nicht mehr nehmen wollte, so wenden wir uns an Müller in Karlsruhe oder Schwarz in Nürnberg [1]).

Mayer schrieb, daß er vielleicht in einigen Wochen hieher komme, um mich zu einer Reise nach Welzheim abzuholen.

Lebewohl!

Dein L. U.

---

149. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, den 2. August 1812.

... Dein Brief vom 13. vorigen Monats freute mich und ich wünsche Dir nichts angelegentlicher, als daß Du die Ruhe des Gemütes, in der Du ihn schriebst, immer mehr in Dir befestigen und nicht mehr loslassen möchtest. Aber auch in Ansehung Deiner Gesundheit sei ruhiger, liebes Rickele! Du hast Dich gewiß schon oft übler befunden als gegenwärtig, darfst auch vieles auf Rechnung des fatalen Sommers schreiben. Erhalte

---

[1]) Der Almanach, d. h. Dichterwald, wurde schließlich von Heerbrandt (Osiander) in Tübingen verlegt.

nur immer Dein Gemüt in Heiterkeit; ſei an ſchönen Tagen mit mäßiger Bewegung viel an der Luft, folge Deinem Arzte, wenn er ein geſchickter Mann iſt, recht pünktlich, es wird gewiß wieder beſſer werden . . .

An Kerner habe ich ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geſchrieben; weiß auch gar nichts von ihm. Nächſtens aber ſoll wieder ein Brief an ihn abgehen. Von Uhland habe ich noch vor Ankunft Deines Briefes an mich endlich auch wieder einen erhalten, der mich äußerſt erfreut hat. Es ſtand ein kleines Liedchen darin, das er kaum vorher gemacht hatte und das ich Dir hieher ſetzen will:

Du[1]) blaue Luft nach trüben Tagen ꝛc.

Er fordert mich in jenem Briefe ſehr auf, doch auch etwas zum Almanache zu liefern. Dies hat mich bewogen, nach vier Jahren zum erſtenmal auch wieder einen Klang von mir zu geben. Ich will Dir auch dieſes Lied beiſetzen. Stelle Dir aber ums Himmels willen nichts darunter vor!

Ins Ferne hin![2])

Karl Mayer.

---

150. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 6. Auguſt 1812.

Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß Dein Verſprechen, hieher zu kommen, endlich einmal in Erfüllung gehe.

Ich werde Dir allerlei Intereſſantes, von dem Mayer nichts ſah, präſentiren, z. E. einen Hirtenbuben von neun Jahren, der ganze Marionettenſpiele mit Action herſagt; ſehr wilde Gegenden mit Waldmühlen von ganz eigenen Menſchen bewohnt, die, ſobald Du in die Thüren eintrittſt, Dir Rätſel in Verſen und Rätſel in Kreidezügen und Zahlen aufgeben ꝛc. ꝛc. Hierherum iſt auch

[1]) Von Uhland ſpäter in „O blaue Luft“ geändert. Das Gedicht hat die Aufſchrift: „An einem heitern Morgen.“ Vgl. Mayers „Ludwig Uhland“ I, 246.

[2]) Zuerſt im „Deutſchen Dichterwald“ erſchienen und dann in Karl Mayers „Ludwig Uhland“ I, 248 wieder abgedruckt.

ein Bauer, der als Improviſator beſſere Verſe macht als Weiſer [1]) z. B.:

„Wer ſich dem Elfer thut ergeben,
Der wird den Zwölfer nicht erleben."

Er war mit Conz, als dieſer hier Vikarius war, gut bekannt und will mir immer einen Brief an ihn zum Einſchluß aufdringen, indem er noch eine Forderung von 25 fl. an ihn macht. Da der Kerl reich iſt, hat wahrſcheinlich Conz damals dieſe 25 fl. von ihm entlehnt. Ein recht lieber Menſch von beſonderen Gaben, Reviſor Stierlin von Lorch, dem ich das Wildbad zu gebrauchen riet, ſtarb daſelbſt. Er thut mir wehe, es war ein eigener Menſch. Ich machte dieſe Verſe auf ſeinen Tod:

In nächtlich ſtillen Stunden
Einſam mit mir allein ꝛc. [2]).

An deſſen Trinkglas, um Mitternacht.

Du herrlich Glas, nun ſtehſt Du leer,
Glas, das er oft mit Luſt gehoben! ꝛc. [3]).

Es war ein Schwager von Pregizer. Conz hat ihn gut gekannt. Du könnteſt ihm wohl dieſe Gedichte mitteilen. — Beigelegte Einladung nach Schwaben ſandte ich an Fouqué [4]). Vielleicht dient ſie ihm auch in ſeinem Journal. Hier ein Brief und ein Gedicht von ihm. Der Almanach iſt ja ſchon lange abgeſandt und ich befürchte, daß er zu groß wird; deswegen ſende ich nur zwei Balladen von Fouqué, aber ſogleich zum Einrücken ab. Sie waren das Beſte von dieſer ſeiner Sendung und ich hatte nicht Zeit mehr, ſie Dir abzuſchreiben, darfſt mir aber wohl glauben. Die erſte hieß: „Königslohn", die zweite: „Sängerlohn" [5]) . . . [Schluß fehlt.]

---

[1]) Der Satiriker und Redakteur am Morgenblatt.

[2]) Das Gedicht veröffentlichte Kerner unter der Aufſchrift: „Auf den Tod eines im Wildbad geſtorbenen Freundes" zuerſt in den „Winterblüten" (1859) S. 86.

[3]) Zuerſt im „Deutſchen Dichterwald" (1813) erſchienen.

[4]) S. Brief Nr. 116.

[5]) Beide erſchienen im „Deutſchen Dichterwald"

151. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 8. August 1812.

Hier, bester Kerner, folgen die Gedichte, auch die alten von Löben, nebst dessen Brief und dem der Madame Campe zurück. Wenn Du an Löben schreibst, so schließe doch meinen kleinen Brief bei. Es freut mich sehr, daß der Almanach in stand kommen wird. Du schreibst nicht, was Du wegen der angetragenen Sammlungen des Böhl von Faber[1]) geantwortet. Die spanischen Volkslieder dürften besonders interessant sein, und wenn es je für diesen Jahrgang zu spät würde, so könnte man doch vielleicht für einen künftigen schon wieder Stoff gewinnen.

Osiander sagt mir, daß Du über einige Druckfehler in der Widmungsschrift sehr unzufrieden seiest. Da ich die Korrektur, besonders bei Zahlen, mit Aufmerksamkeit besorgt und jeden Bogen zweimal durchgesehen habe, so vermute ich, daß jene Fehler von dem nachlässigen Manuskript herrühren. Osiander gab mir auf, Dir zu schreiben, daß, da schon viele Exemplare versendet seien, die Nachlieferung eines besonderen Blattes nicht wohl angehe und daß das einzige Mittel sein werde, die wesentlichen Fehler in gelesenen Intelligenzblättern bekannt zu machen. Am vorigen Sonntag begleitete ich meine Schwester nach Stuttgart, die einige Monate dort bleiben wird. Rickele war schon wieder abgereist, Köstlin sagte mir, daß sie recht gut ausgesehen habe. Uebrigens hatte ich in Stuttgart Langeweile und Unlust und kehrte am Dienstag hierher zurück.

Gegenwärtig ist eine Komödiantenbande hier, sie fing, um den jungen Medizinern nützlich zu sein, ihre Vorstellungen mit Kotzebues „Organen des Gehirns" an.

In Stuttgart lernte ich den jungen Weckherlin[2]) kennen. Er sagte mir, daß er vielleicht bald an Dich schreiben werde, ob Dir nicht Volkssagen von Reineke Fuchs bekannt seien. Er legt

---

[1]) Vgl. Fouqués Brief vom 2. Oktober 1812.

[2]) Ferdinand Weckherlin war Bibliothekar in Stuttgart. Vgl. Uhlands Brief an ihn in „Uhlands Leben von seiner Witwe" S. 82 und Weckherlins Briefe an Kerner vom Januar 1813.

ſich auf die orientaliſchen Sprachen, beſonders das Perſiſche, und wird nach dem Herbſt auf einige Wochen hierherkommen, um bei Helfer Steudel dieſe Sprache weiter zu lernen. Das eigentliche Studiren iſt ihm, wie Du wiſſen wirſt, abgeſchlagen worden.

Das hienebenbefindliche Loch iſt von keiner geheimen Bedeutung[1]).

Mayer hat mir einen Brief voll ungeheurer Reiſepläne geſchrieben, z. B. nach Mainz, Köln, in die Niederlande, auch nach Würzburg, Augsburg u. ſ. w., wovon ich leider! auf keinen eingehen kann, als etwa den nach Welzheim. — Sonſt weiß ich Dir nichts zu ſchreiben als herzliche Grüße.

Dein

L. U.

. . .

---

152. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, den 25. Auguſt 1812.

. . . Es iſt mir erſt heute möglich, Dir den beifolgenden Einſchluß ſamt Unter-Einſchluß von Profeſſor Schweigger[2]), deſſen Brief an mich ich nach meiner Rückkunft angetroffen habe, zu überſenden. Das Paketchen an Dich war verſiegelt, ich habe es aber eröffnet, weil ich dachte, daß Du ja ohnehin alle Deine Briefe Deinen Freunden mitteilſt, und weil ich halb und halb einen ſolchen Inhalt, wie er ſich wirklich vorfand, darin vermutete . . .

Wie ſehr mich neulich Deine überſchickten Gedichte gefreut haben, wirſt Du von Rickele wiſſen. Dieſe ſo unvermutet wieder zu ſehen, freute mich herzlich . . . Sie ſchien aber ſehr angegriffen und alles befürchtend. Deine Mutter iſt eine herzensgute Frau; aber Du weißt, in welcher Geſchäftigkeit ſich ihr Gemüt und ihre Phantaſie ſtets befindet und wie ſie ihre Umgebungen un-

---

[1]) Im Original iſt neben dieſer Stelle ein ſchon bei der Fabrikation des Papiers entſtandenes Loch. Vgl. dazu Brief Nr. 220.

[2]) Naturforſcher in Nürnberg. S. Karl Mayer, „L. Uhland“ I, 195.

abläßig in dieſe ihre Unruhe verflicht. So entbehrt Nickele bei ihr ſtets das beſte Heilmittel, die Ruhe; ſie wird müde und immer müder, und wo ſoll dies zuletzt hinausgehen? Es ſollte, wie mir ſcheint, eine Aenderung getroffen werden, aber freilich dürfte darunter auch Deine gute Mutter nicht leiden. Wäre es Dir denn nicht möglich, Nickele doch recht bald auf immer zu Dir zu nehmen? Arbeite doch darauf hin mit allen Kräften![1])

August hat endlich, leider ſehr traurig, vom 17. Juli wieder geſchrieben[2])... Uhland, Schwab, Chamiſſo, Pauly(?), Hochſtetter haben nun auch zum Teil unter Beilegung von Gedichten an August geſchrieben. Willſt Du ihm nicht einmal eine gleiche Freude machen?...

Mit der Heidelberger Reiſe und dem dortigen Aufenthalt haben wir[3]) fünf Tage zugebracht. Ich kann Dir nicht ſagen, welches Vergnügen wir in dieſer Zeit genoſſen haben. Die Gemälde, die Boiſſerées, Neanders, Schloß, Gegend, alles iſt uns von neuem lieb und teuer geworden, und da Gangloff noch nie in Heidelberg war, ſo kannſt Du Dir denken, mit welcher Freude er überall, beſonders aber bei den Gemälden, aufgeſchaut hat. Ein ebenſo inniges Vergnügen haben aber auch ſeine Zeichnungen, beſonders ſeine neueſte aus den Nibelungen, bei den Boiſſerées, ihrem Geſellſchafter Bertram und bei mehreren gerade in Heidelberg anweſenden fremden Kunſtfreunden erweckt, und die Bewunderung und Liebe dieſer herrlichen Menſchen wird nun höchſt wahrſcheinlich ſehr bedeutend auf Gangloffs Leben und Schickſal einwirken. Es wird nämlich eine Geſellſchaft gebildet und Gangloff durch ihre Unterſtützung das Kunſtſtudium in Wien oder Dresden ermöglicht. Die Sache iſt ſchon vorläufig in Arbeit...

Karl Mayer.

---

[1]) Kerner heiratete am 28. Februar des folgenden Jahres.

[2]) Karl Mayer hat den Brief ſeines Bruders in ſeinem „Ludwig Uhland“ I, 253 mitgeteilt.

[3]) Außer K. Mayer noch Gangloff und der Heilbronner Künſtler Bruckmann.

153. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 5. September 1812.

Den Brief mit Hauffischen Gedichten habe ich erhalten. Von Deinen Leichengedichten gefiel uns besonders das auf ein Trinkglas[1]). Daß der Schattenspieler Luchs Briefe schreibt, ist sehr erfreulich.

Aus meiner Welzheimer Reise will immer nichts werden, so wohlthätig es mir wäre, einmal wieder frei zu atmen. Bald fehlt es mir an Zeit, bald an Geld, bald kommt sonst was dazwischen. Mit Mayer ist es ohnedies nichts, er kann nur nach Heidelberg reisen. Ich habe jetzt einen andern Plan. Zu Anfang der Vakanz (nicht ganz mehr drei Wochen) machen Schickardt und einige andere Rezetenten eine Reise über die Albschlösser Achalm, Urach, Neuffen, Teck bis Hohenstaufen. Diese Reise gedenke ich mitzumachen. Von Hohenstaufen wenden sich die anderen nach Stuttgart und ich nach Welzheim. Wenn nur nichts dazwischen kommt!

Der wichtige Brief, von dem Du mir durch Osiander sagen läßt, ist wohl von dem Nürnberger Professor? [Schweigger.] Vom Almanach hört man lange nichts.

Dein

L. Uhland.

---

154. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen,] den 22. September 1812.

Die Freude, Dich zu besuchen und zugleich eine schöne Albreise zu machen, ist mir vereitelt worden. Es wurde mir die Kriminaldefension eines Brandstifters von Kalmbach übertragen, ein Geschäft von wenigstens vierzehn Tagen, wegen dessen ich übermorgen nach Calw reisen muß. Mayer leidet an demselben Uebel. Es will mir dieses Jahr wenig Freude blühen. Lebewohl! Schreibe mir auch wieder!

Dein

L. Uhland.

---

[1]) S. Brief Nr. 150.

135. J. K. an Ludwig Uhland.

Weilheim, den 2. Oktober [1812].

Wohl liegen wir alle an einer Krankheit, nämlich am Kriminal-Tribunal krank. Doch ich bleibe immer der angeführteſte dabei, da ich von demſelben Tribunal wenigſtens um 60 fl. gepreßt wurde. Schenke mir die Erzählung der allerniedrigſten Geſchichte, die nur das Gute hatte, daß ſie mich zu einem Gang nach Stuttgart, Ludwigsburg[1]) und Enzweihingen letzthin veranlaßte. Du ſollſt ſie erzählt erhalten, wenn Du einmal, einmal Dich endlich bei mir einfindeſt und Dein Verſprechen löſeſt. Der treue Mayer ſtellte ſich auf die Nachricht, daß ich nach Enzweihingen kommen werde, trotz aller Kriminalgeſchichten daſelbſt ein. Leider aber mußte ich ihn verfehlen, da ich erſt ſpäter kommen konnte. Während aller Nacht, alles Elends von außen, mit deſſen Erzählung ich Dich nicht beſchweren will, ging mir ein tröſtendes inneres Licht auf, wenn es nicht wieder zu bald erlöſcht. — Ich bitte Dich recht, mir doch das Manuſkript von dem „Goldener“ und dem angefangenen Schattenſpiel ſobald möglich zu übermachen, ſie liegen noch bei Dir. Du ſollſt alsdann dafür eine weitere Ausarbeitung, in die wenigſtens das erſtere verwebt werden muß, nach einiger Zeit erhalten[2]).

In Ludwigsburg hörte ich mit vieler Luſt Dein Lied vom Knaben im Walde[3]) (aus den Einſiedlern), komponirt von Kreuzer, ſingen; es thut große Wirkung ... Jean Paul ſoll in der neuen Ausgabe ſeiner Aeſthetik etwas über meine Reiſe-

---

[1]) Von hier aus ſchrieb K. am 16. September an K. Mayer. S. Mayers „Ludwig Uhland“ I, 255.

[2]) Das Märchen „Goldener“ erſchien zuerſt im „Deutſchen Dichterwald“ (1813), dann verwob es Kerner in ſeine Dichtung „Die Heimatloſen“, die er zuerſt im Morgenblatt (Mai 1816) veröffentlichte. Das „angefangene Schattenſpiel“ iſt „Der Bärenhäuter im Salzbad“, der aber erſt 1835 herauskam.

[3]) Ob wohl das „Waldlied“?

schatten gesagt haben[1]). Ich möchte dieses Buch, da ich vor 30 fl. Bücher für die Wildbadschrift ausnehmen darf, von Heerbrandt erhalten ... Deinen Aufsatz in Fouqués Journal[2]) hast Du wohl noch nicht erhalten? Teile mir ihn doch bald mit! Schreibe doch alsbald

Ewig Dein

Chr. K.

---

156. Fouqué an J. K.

Nennhausen, am 2. Oktober 1812.

Ihr lieber Brief hat mich mit Wehmut und Teilnahme erfüllt. Mit Ihnen fühlt mein Herz den Verlust eines edeln Bruders und die drohende Gefahr des andern. Doch den wird Ihnen Gottes Huld schon bewahren. Die ewige Sonne scheint mit ihren Segnungen auch in unsere Zeitlichkeit herein, und wenn wir aus vollem Sinne sprechen: Herr dein Wille geschehe! dürfen wir zugleich mit Trost und Zuversicht daran denken, daß dieser Wille ein väterlicher ist, der seine Kinder nicht nur zum Rechten heranzieht, sondern dies auch mit so weniger Strenge, als es irgend möglich ist, thut.

Was die äußerlichen Verkennungen betrifft, die den Reiseschatten und dem Almanache hin und her widerfahren sein mögen, so lassen Sie sich nur durch dergleichen Nebelgestaltungen keine trübe Stunde machen. Ich habe fast nichts von alledem gelesen. Eine Rezension der Reiseschatten in der Zeitschrift für die elegante Welt[3]), die einzige mir zu Gesicht gekommene, verstand zwar keineswegs das Buch nach Verdienst zu würdigen, aber es war ihr doch eine Ahnung der Kraft und Trefflichkeit desselben

---

[1]) In seiner „Vorschule der Aesthetik" (2. Aufl. 1813) I, 242 und III, 906. In Uhlands Brief vom 15. August 1813 (Nr. 196) sind die Stellen mitgeteilt.

[2]) Uhlands Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos". S. Brief Nr. 130.

[3]) S. Brief Nr. 129.

ausgegangen, so daß sie sich mindestens in den geziemenden Schranken hielt. Was ich aber mündlich und schriftlich über die genannten Werke von tüchtigen, stimmfähigen Leuten vernommen habe, ist erfreulich. Ueberhaupt liegt die Notwendigkeit des Sieges bei solchen Dichtern, wie Sie und Uhland es sind, zu sehr im Wesen selbst begründet, als daß alles Unwesen der Journale viel dagegen vermöchte. Mein Mitherausgeber Neumann[1]) hat mir übrigens eine Rezension des Almanachs gleich nach Erscheinung des zweiten Jahrgangs, für unsere Zeitschrift versprochen, davon Sie gewiß Gründliches und Verständiges erwarten können ...

Meinen herzlichsten Dank für Ihre poetischen Mitteilungen. Warum kann ich doch der Einladung nach Schwaben[2]) nicht Folge leisten! Das Herz hat mir davor geschlagen. Gerne hätte ich diese schöne Dichtung für unsere Zeitschrift behalten, aber da sie an mich überschrieben ist, scheute ich die Mißdeutungen des literarischen Pöbels. Ich habe sie daher an die thüringischen Erholungen eingesandt, und meine Herzensmeinung der Redaktion dabei kundgegeben.

Fabers[3]) Arbeiten kenne ich leider nicht, und habe auch in diesem Augenblicke das Deutsche Museum nicht zur Hand, um es darüber nachzuschlagen. Sollte aber ein anonymer Aufsatz darin über das schwedische Schloß Griesholm von ihm sein, so würde ich ihn unbedingt zu den trefflichen Schriftstellern zählen.

Nun noch eine Bitte, die Sie mir nicht mißdeuten werden. Diejenigen meiner Gedichte, welche für Ihren diesjährigen Almanach zu spät eingelaufen sind, hätte ich sehr gerne bald zurück. Es würde mir das Erfüllen mancher anderer literarischen Verpflichtungen sehr erleichtern, und daß ich Ihnen zum nächsten

---

[1]) Fouqué und Wilh. Neumann gaben „Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift" heraus, 1812 ff.

[2]) Kerner hatte ihn in einem Gedicht nach Schwaben eingeladen. S. Brief Nr. 116.

[3]) Vgl. Uhlands Brief vom 8. August 1812.

Jahrgange neue Arbeiten und zwar von dem Beſten und Liebſten, was alsdann aus mir erwachſen iſt, zuſende, verſteht ſich von ſelbſt. Ich hoffe zu Gott, Sie ſollen bei dem Tauſche nicht verlieren ...

Ganz der Ihrige

Fouqué.

Noch manchen Irrſalen um manche Erfahrung reicher, aber auch an manchen Zweigen abgeblüht, bin ich treu und fromm nach Deutſchland zurückgekehrt. Wortarm, wie ich nun bin, kann ich bloß meinem teuren Juſtinus Kerner innigen Gruß und Händedruck bieten. — Auch Uhland innigen Gruß und Händedruck. — Ich denke meinerſeits auf der hohen Schule zu Berlin mich den Naturwiſſenſchaften zu widmen.

Adelbert v. Chamiſſo.

---

157. Guſtav Schwab an J. K.

Stuttgart, den 5. Oktober 1812.

Hier ſchicke ich Ihnen in Uhlands Namen Thorbeckes Schauſpiele mit der Bitte, ſie ſo bald als möglich zu leſen und ſodann an Mayer in Heilbronn zurückzuſenden, von dem ſie Uhland erhalten hat. Es ſind ganz herrliche Stücke, recht ſhakeſpeariſch! Zugleich ſchicke ich Ihnen in der Anlage eine elende Rezenſion der Reiſeſchatten, die ich auf dem hieſigen Muſeum gefunden, in der aber mehr meine Anzeige des Buchs hinten im Almanach als das Buch ſelbſt durchgezogen wird. Der Verfaſſer iſt der Unterſchrift nach der nämliche, der den Almanach in der Jenaer Zeitung rezenſirt hat. Der neue Almanach kommt nun ſchon im allgemeinen Leipziger Katalogen angezeigt. Ich freue mich unmäßig darauf. Die Beiträge von Fouqué ſind ja ganz herrlich. Aber warum haben Sie ſein „Gebet“ nicht mit nach Hamburg geſchickt? Es iſt doch gewiß recht ſehr ſchön!

Ich weiß nicht, ob Ihnen Karl Mayer auch ſchon Nach-

Nun noch eine Bitte, die Sie mir nicht misdeuten werden. Diejenigen meiner Gedichte, welche für Ihren diesjährigen Almanach zu spät eingelaufen sind, hätte ich sehr gern bald zurück. Es würde mir das Erfüllen mancher andern literarischen Vergeltungen sehr erleichtern, und daß ich Ihnen zum nächsten Jahrgange neue Arbeiten, und zwar von dem besten und liebsten, was alsdann aus mir erwachsen ist, zusende, versteht sich von selbst. Ich hoffe zu Gott, Sie sollen bei dem Tausch nicht verlieren.

Leben Sie wohl, und lassen Sie uns immer in recht inniger Verbindung bleiben. Ich bin mit herzlicher Achtung und Freundschaft

ganz der Ihrige,
Fouqué.

Nach manchen Irrsalen, um manche Erfahrung reicher, aber auch an manchen Zweigen abgeblüht, bin ich treu und fromm, nach Deutschland zurückgekehrt! – verharre, wie ich nun bin, kann ich bloß meinem theuren Justinus Kerner innigen Gruß und Handdruck bieten. – auch Uhland innigen Gruß und Handdruck. – ich denke meinerseits mich auf der hohen Schule zu Berlin den Naturwissenschaften zu widmen.

Adelbert v. Chamisso

Brief-Facsimile von Fouqué und Chamisso, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Briefwechsel S. 225 f.

richten von seinem Bruder August gegeben; der letzte Brief ist aus Wilna vom 9. August datirt[1] . . .

Mit inniger Liebe Ihr

Gustav Schwab.

N. S. Ein lustiges Rätsel gebe ich Ihnen noch zum besten, das ich vor einigen Tagen hier gelöst:

Ein dreisilbig Wort.

Die zwei ersten Silben sind ein deutscher Druck (Kotze),
Die zwei letzten sind ein französischer Druck (bone),
Das Ganze ist ein ästhetischer Druck (Kotzebue).

---

158. Karl Mayer an Nickele.

Heilbronn, den 6. Oktober 1812.

. . . Dir, liebes Nickele, danke ich herzlich für alles Gute, was Du mir in Enzweihingen erwiesen hast, besonders für Deine Begleitung auf die Oberriexinger Höhe. Ich versichere Dich, daß mich der Marsch nach Enzweihingen gar nicht gereut und daß es mich ganz besonders gefreut hat, Dich nicht mehr so traurig zu treffen, als Du das letztemal hier und in Lauffen warest. Ich stelle mir Dich daher auch unterdessen ganz heiter und ruhig vor, und bin begierig, aufrichtig zu hören, ob dem so sei?

Mein Rückweg war mir durch das hübsche Wetter, die freundlichen Gegenden und den heiteren Eindruck, den Du diesmal auf mich gemacht hattest, ganz angenehm. Aus dem Briefchen an Assur kannst Du sehen, daß August am 9. August von Wilna aus und zwar weit heiterer als das vorletztemal geschrieben habe[2] . . .

Grüße Kernern, bis ich ihm wieder schreibe. Adieu, liebes Nickele. Schreibe bald wieder

Deinem

Karl Mayer.

---

[1] K. Mayer teilt den Brief seines Bruders mit in seinem „Ludwig Uhland" I, 267.

[2] S. den vorhergehenden Brief.

159. Ludwig Uhland an J. K.

[Tübingen,] den 11. Oktober 1812.

Endlich wieder einen Brief von Dir! Ich sende sogleich das Verlangte[1]). Möge das Licht, das Dir aufgegangen, zum weltverklärenden Vollmond anwachsen. Auch mir ist es meist nur ein bitterer Schmerz, was mich zur Poesie erweckt, große Lust würde es auch ihun!

Herzlichen Dank für die Hamburger Briefe, längst möchte ich an Rosa schreiben, wenn ich einmal zu Dir komme, wollen wir zusammenschreiben.

Vielleicht kann ich Dich nun doch bald besuchen, mein Geschäft ist in einigen Tagen zu Ende. Mein fester Vorsatz ist es.

Warum kommst Du denn niemals hierher, wenn Du in Stuttgart bist? Es besucht mich keiner der Freunde, Köstlin war neulich hier, aber nicht bei mir. Mayer reist die Welt aus, nur nicht hieher.

Wann wird denn der Almanach erscheinen? Was im Almanach steht, sind meine letzten Gedichte. Mein Aufsatz[2]) wird nun wohl gedruckt sein, ich habe ihn aber noch nicht erhalten. — Varnhagen ist in Berlin.

Die neue Ausgabe von Jean Pauls Aesthetik[3]) wird wohl erst in dieser Messe erscheinen.

Lebewohl, meine Sehnsucht ist nach Welzheim!

Dein

L. Uhland.

---

160. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, Oktober 1812.

Mit innigster Sehnsucht warte ich Dein! Deinen Brief mit dem Manuskript habe ich richtig erhalten. Das Licht, von

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 155, auf welchen Uhland hier antwortet.

[2]) Gemeint ist Uhlands Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos". S. Brief Nr. 130.

[3]) Sie erschien 1813. S. Brief Nr. 155.

dem ich ſchrieb, daß es in mir aufgegangen, iſt kein Sonnenlicht, bloß das Licht eines verlaſſenen, armſeligen Glühwurms in düſterer Waldnacht. Was ich ſchrieb, iſt mit großen Schmerzen und [großer] Liebe geſchrieben; ob es andern eingeht, weiß ich nicht, es iſt wohl ſehr unvollſtändig und fehlerhaft. Ich will es zu Deiner Ankunft aufbewahren.

Soeben hat mich auch ein Tübinger — ein Dichter verlaſſen, der ein paar Tage ſich bei mir aufhielt ... Er ſcheint ſehr guten Willen zu haben, ſpricht auch über philoſophiſche Gegenſtände ꝛc. gediegen. Er heißt Wagemann[1]) von Brackenheim, nicht zu verwechſeln mit einem Herrn von Wagemann. Er hat mich ſehr erquickt. Schwab muß ihn näher kennen. Suche ihn zu ſprechen; er wird Dich befriedigen ...

Therbecks Schauſpiele ſind freilich ſehr herrlich, beſonders das Trauerſpiel ...

Ewig Dein

C. A. J. K.

161. J. K. an Ludwig Uhland.

24. Oktober 1812.

Nur in höchſter Eil das Wort, daß ich nach Enzweihingen berufen wurde, wegen einer Bruſtentzündung, mit der meine Mutter befallen wurde. Es kommt ein Elend um das andere. Indes iſt doch mein Bruder in Moskau[2]) wohl. Wenn Dich nur nicht der Teufel, der mich verfolgt, jetzt nach Welzheim führt, wo ich nicht da bin. Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde, will Dir ſchreiben.

Ewig Dein

K.

162. Karl Mayer an Rickele.

29. Oktober 1812.

Ich hatte Dir ſchon vorgeſtern angefangen zu ſchreiben, teils um Dir die eingelaufenen Nachrichten von meinem Bruder

[1]) Nicht weiter bekannt geworden.

[2]) General Karl Kerner, der den ruſſiſchen Feldzug mitmachte.

mitzuteilen, teils um mich nach dem Befinden Deiner Mutter zu erkundigen, von deren Anfall ich durch Uhland gehört hatte... August hat ſehr vergnügt aus Moskau vom 17. und 19. September geſchrieben und uns dadurch noch vergnügter gemacht[1]).

... Am Sonntag vor acht Tagen war ich mit einem jungen Baron Guſtav von Berlichingen in Großbottwar. Wir waren ſehr vergnügt und dachten fleißig an Dich und Kerner. Ein weit größeres Vergnügen hat mir der Beſuch von Uhland gemacht, worüber Du in dem Briefe an Kerner das Mehrere erſehen kannſt...

Dein

Karl Mayer.

---

163. Karl Mayer an J. K.

29. Oktober 1812.

Schwerlich würdeſt Du ſo luſtig geſchrieben haben, hätteſt Du gewußt, daß während Deiner Anweſenheit in Enzweihingen Uhland in Welzheim[2]) war und einen Tag daſelbſt vergeblich auf Dich wartete. Ich habe Dich deswegen ſehr bedauert, doch iſt es mir auch wieder lieb, weil ich auf die Art, wie Uhland Dich beſuchen wollte, nicht bei euch geweſen wäre und wir nun machen wollen, daß Uhland und ich nächſtes Frühjahr zuſammen zu Dir nach Welzheim kommen. Wie herrlich ſollte dies werden!...

Wir waren, Du kannſt Dir denken, wie vergnügt, beſonders auch am Dienstag Nachmittag und Abend in einer großen Herbſtgeſellſchaft[3]), an der Gottlob keine Frauenzimmer Teil hatten, einige hübſche Aufwärterinnen und die Leſerinnen ausgenommen, welche zu meinem und Uhlands Ergötzen viele alte und neue Volkslieder ſangen. Auch Uhland iſt in dieſer Geſellſchaft ſehr luſtig geworden.

---

[1]) K. Mayer teilt in ſeinem „Ludwig Uhland“ I, 270 f. beide Briefe mit. Es ſind die letzten, die von A. Mayer erhalten ſind.

[2]) S. Brief Nr. 170 und 172.

[3]) Die Heilbronner Herbſte oder Weinleſen ſind noch heute bekannt durch den fröhlichen ungezwungenen Ton, der dabei herrſcht.

Was ſoll denn Dein ewiges Klagen, daß ich Dir nichts Geliehenes mehr heimgebe! ... Alles, was Du mir ſchickſt, wird bei mir beſſer aufgehoben ſein, als in Deiner offenen Wirtsſtube zu Welzheim, in der Dir Uhland den Beatus und zwei Schauſpiele von Thorbeck, welche ich ihm expreß zur weiteren Mitteilung an Dich mitgeteilt habe, nebſt den beiden letzten Briefen von Roſa und Aſſur, niedergelegt hat. Je mehr Du mir die Ueberſendung der herrlichen Thorbeckſchen Schauſpiele verdanken wirſt, deſto weniger mach nur Umſtände, mir Deinen Roman [1], der ſich nur durch ſeine Eigenſchaft, bei Nacht ohne Licht geleſen werden zu können, zu einer vortrefflichen, lichterſparenden Bettlektüre empfiehlt, nebſt den Briefen von Fouqué, Roſa, Aſſur ꝛc., welche letztere ich ſchon lange ſehnlichſt erwarte, zu überſchicken ... Ich lege Dir hier auch ein ſchönes Sonett von Thorbeck über die Druckfehler in Neanders neuer Schrift über den Kaiſer Julian und ſeine Zeit bei [2] ...

„Wie ſich die Schar hungriger Vögel ſetzet
Auf friſche Saat, kaum von der Nacht betauet,
Erſt ungeſeh'n mit Neigung um ſich ſchauet,
Dann am verborg'nen Schatz den Schnabel wetzet:

So hackt 'ne Schar, die, was verwirrt, ergötzet,
Die Saat der Chiffern auf, mühſam gebauet;
Und ach! der Geiſt, der ihnen ſich vertrauet,
Flieht, da er ſieht ſein Zeichen ſo verletzet.

O ihr, hinauf an Gott und Welt gehoben,
Gedanken, wollt nicht über Erde ſproſſen
Gewächſen gleich, die nach der Sonne ſchmachten!

Herunter wachſt, Metallen gleich, in Schachten:
Schon iſt in euch das Gnadenlicht ergoſſen
Und durch die Erd' auch geht der Weg nach oben."

Dein

K. M.

---

[1]) Die nachher unter dem Namen „Die Heimatloſen" veröffentlichte Erzählung.

[2]) Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland" I, 239 f.

164. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 30. [Oktober 1812.]

Wie mich durch alle Miſchungen hinein ein Teufel verfolgt, ging es mir auch mit dem Manuſkript des kleinen Romans[1]) den ich Dir ſenden wollte. Ich ſuche es zum Abſenden vor und zwei Bögen fehlen, die ich trotz alles Suchens nicht finde. Hier zur Entſchädigung ein Brief von Fouqué! Ich bitte Dich, die Gedichte an ihn doch zu beſorgen! Kannſt Du mir etwas zum Troſt ſenden zum leſen, ſende doch alsbald hieher. Einige Tage muß ich hier nun ſchon zubringen, meine Mutter iſt mit einer langwierigen Krankheit befallen.

Rickele grüßt Dich herzlich. Von Mayer ſchrieb mein Bruder vom 21. aus Moskau, daß er wohl ſeie[2]) . . .

Dein

K.

---

165. J. K. an Ludwig Uhland.

Enzweihingen, den 31. Oktober 1812.

Hier ſend ich Dir das Manuſkript, deſſen verlegte zwei Bögen Rickele endlich vorfand[3]). Ich weiß Dir weiter nichts darüber zu ſagen, als daß ich Dich bitte, es durchzuleſen und, was Du daran auszuſetzen haſt, treulich zu bemerken, auch mir es bald wieder zuzuſtellen. Wahrſcheinlich werd ich nun auch wieder bald von Welzheim weg müſſen; denn es werden große Veränderungen im Medizinalweſen vorgehen, kraft der ich als Bezirksarzt in das Oberamt Gmünd, und zwar nach Heubach, verſetzt werden werde[4]) . . .

Fänd ich nur Ruhe und eine Heimat! Letztere wird durch

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Vgl. Karl Mayers „Ludwig Uhland“ I, 271.

[3]) S. die beiden vorhergehenden Briefe.

[4]) Iſt bekanntlich nicht geſchehen, ſondern Kerner kam erſt im Juni 1815 als Oberamtsarzt nach Gaildorf. S. K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 38.

Rickele mir vielleicht in etwas geſchenkt werden. Dieſe grüßt Dich herzlich, ſie ſteht mit Mayer in ſtarkem Briefwechſel.

Meine kranke Mutter, die nicht mehr augenſcheinlich gefährlich, aber ſehr ſchmerzhaft krank liegt, grüßt Dein ganzes dreiſtockiges Haus, wie ich, in Liebe.

Ewig Dein

J. Kerner.

Von Mayer ſind Briefe angekommen, die mir die höchſt empfindliche Nachricht bringen, Du ſeieſt nach meiner Abreiſe in Welzheim[1]) erſchienen! Es iſt zu arg, als daß ſich etwas darüber ſagen läßt!!

---

166. Karl Gangloff an J. K.

17) Oktober 1812.

... Meiner Kompoſition auf die Stuttgarter Ausſtellung war ein beſonderes Kabinetchen eingeräumt worden, weil ſie, als bloßer Umriß, neben den brillanten Sachen auf der Kunſtausſtellung gar nicht bemerkt worden wäre. Der König ſah ſie und ſoll geäußert haben, daß man mir helfen müſſe. Von da an ſuchten nun meine Stuttgarter Gönner, beſonders auch Matthiſſon[2]), meine Sache beim König zu betreiben, aber ohne Erfolg; ich harrte ſtets vergebens, während ich noch mehrere große Skizzen von verſchiedenen Gegenſtänden verfertigte. Dieſe nahm ich nun im Juli nach Heilbronn, wohin ich eine Fußreiſe machte. Mein Onkel, der uns dieſen Sommer hier beſuchte, hatte mir nämlich geſagt, es wollten ein paar Heilbronner Kunſtfreunde, wovon er den General v. Scharffenſtein[3]) benannte, zum Anfang, den ich in Stuttgart in der Kunſt machen müßte, Beiträge hergeben, und er, mein Onkel, wolle deswegen auch einen Verſuch bei den Bethmanns[4]) in Frankfurt machen und ihnen

---

[1]) S. Uhlands Brief Nr. 170.

[2]) Der Dichter, damals Oberbibliothekar in Stuttgart.

[3]) Der bekannte Jugendfreund Schillers.

[4]) S. Brief Nr. 19.

zu dem Ende alle meine Zeichnungen ſchicken. Jene Beiträge aber ſollten gleichſam Subſkription auf künftige Arbeiten von mir ſein...

Von meiner Heidelbergerreiſe bemerke ich Ihnen, daß wir... äußerſt vergnügt waren. Vermutlich haben Sie auch ſchon von den Boiſſerées und Bertram, die ſich gegenwärtig in Heidelberg aufhalten und eine große Sammlung herrlicher, altniederländiſcher Gemälde beſitzen, gehört. Letztere zu ſehen, war eigentlich der Hauptbeweggrund der Heidelbergerreiſe... Gleich den andern Tag gingen wir mit meinen Zeichnungen zu den Boiſſerées... Während ich in Anſchauen verſunken war, durchſahen die Boiſſerées in einem andern Zimmer meine Zeichnungen. Ich muß hier bemerken, daß ich in Heilbronn, wo Mayer und ich die Nibelungen mit einander geleſen hatten, eine Kompoſition aus dieſen gemacht hatte, die die gelungenſte unter allen meinen bisherigen iſt. Dieſe nun vor allen gefiel ihnen ſo wohl, daß mich Bertram hinüberholte, wo ich, in Betracht, daß ich niemals Unterricht in der Kunſt gehabt habe, eine Menge Lobeserhebungen verſchlucken mußte.

Mein Vetter rückte mit dem Plane, mir als Subſkription Beiträge zu meiner Ausbildung in der Kunſt zu verſchaffen, heraus. Die Heidelberger billigten ihn ſogleich von ganzem Herzen und erboten ſich von ſelbſt, ſoviel es ihnen möglich ſei, das ihrige dazu beizutragen...

Froh kehrten wir nach ein paar Tagen nach Heilbronn zurück, wo mein Vetter dieſen (Plan) ſogleich in einem ausführlichen Schreiben ſeinem Onkel, dem Finanzrat Hartmann in Stuttgart, der ſich bisher hauptſächlich meiner Sache angenommen hat, kund that und den Vorſchlag machte, ob es nicht gut wäre, wenn man es dahin brächte, daß mich der König etwa in Wien oder Dresden den Anfang mit der Kunſt machen ließe, da ich dort für dieſe doch weit mehr Nahrung finden würde als in Stuttgart. Wenn man es unter dem Vorwand, daß ich in Dresden einen Vetter, den Maler Hartmann, habe, der ſich erboten hätte, mich unentgeltlich in Unterricht zu nehmen, als einzige Gnade vom König verlangen würde, ſo könnte es nach ſeinem Erachten wohl durchzuſetzen ſein...

Dieſer Brief ging wirklich nach Stuttgart ab und ich ein paar Tage nach ihm. Die Aeußerungen der Stuttgarter hierüber waren gar nicht günſtig. Sie ſchienen es ſo anzuſehen, als ſetzte man in ihre Verwendung kein Vertrauen und nahmen es übel auf, daß man ſich lieber Ausländern anſchließen wollte als ihnen. Ich mußte nun auf ihren Betrieb ſogleich eine Supplik um Unterſtützung direkt an den König verfertigen, meine Zeichnungen beilegen und ins Kabinet ſenden. Den andern Tag kamen ſie an den Hofrat Lehr mit dem Befehl zurück, er ſolle darüber mit dem Maler Wächter in Kommunikation treten und gemeinſchaftlich mit dieſem darüber berichten. Ich konnte alſo die Reſolution in Stuttgart nicht abwarten und ging wieder hierher.

Vor acht Tagen kam ſodann eine Zuſchrift an mich von dem Hofrat Lehr, worin er ſagte, daß Seine Majeſtät meine Zeichnungen geſehen und ihm den Auftrag gegeben hätte, mich zur Verfolgung dieſer Bahn aufzumuntern. Hätte ich einſt in der Folge ein gelungenes Stück verfertigt, ſo ſolle ich es wieder Seiner Majeſtät zuſenden. — Somit bin ich alſo für jetzt mit meinem Geſuch hier abgewieſen[1] ...

Ihr

Karl Gangloff.

---

167. H. Köſtlin an J. K.

Stuttgart, den 2. November 1812.

... Den Fouqué[2] überſende ich hier, ich danke Dir vielmals, daß Du mir die Freude verſchafft, die dieſe Erzählungen gewähren müſſen. Der edle, ſittliche, zugleich kräftige und ritterliche Geiſt, der in allen lebt, hat mich gleich zu Anfang hingeriſſen. Ich habe aber bei wiederholtem Leſen auch die Tiefe

---

[1]) Wächters Bericht über die Zeichnungen war „kalt“. Näheres darüber bei Karl Mayer: „Ludwig Uhland“ I, 265 f.

[2]) Vgl. Fouqués Brief vom 21. März d. J.

der in die innerſten Tiefen des menſchlichen Gemüts hinabzeigenden Darſtellung und die hohe, einfache Kunſt dieſer echt ſymboliſchen Kompoſitionen bewundert. Jede derſelben hat einen goldenen Kern hoher, ſittlicher Weisheit, tauſendmal mehr wert als die Moralſyſteme der Philoſophen. Ein ſo ausgedrücktes Lob eines poetiſchen Produkts kann ſonderbar und unpoetiſch ſcheinen: aber die ſittliche Schönheit iſt doch ein für allemal über der bloß natürlichen, indifferenten, und hinwiederum iſt die wahre Sittlichkeit die höchſte Poeſie, iſt, wie dieſe, eine göttliche Fulguration über dem Abgrund unſeres Daſeins und ein Hellſehen in und durch beide . . .

Uhland[1]) hat Dich neulich in Welzheim geſucht und nicht gefunden. Am letzten Freitag beſuchte er mich auf ſeiner Rückreiſe nach Tübingen, leider nur eine halbe Stunde lang . . .

Köſtlin.

---

168. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, den 13. November 1812.

Auf ausdrückliches Geheiß von Kerner ſoll ich Dir einſtweilen ſchreiben, daß er wenigſtens bis hierher und Löwenſtein wohl gekommen iſt. Seine Erſcheinung hat mich unbeſchreiblich gefreut und ebenſo überraſcht als neulich die von Uhland . . . Den andern Morgen gingen wir zu Denzels und holten dort Kerners Schweſter, die Pfarrerin von Ilsfeld[2]), ab, worauf wir uns, mein Kerner und ich, nach 9 Uhr auf den Weg nach Löwenſtein machten. Wir gingen bei dem ſchönſten Wetter über das Jägerhaus und die Waldberge, auf denen mir Kerner ſein ganzes Märchen, der Wanderer zum Morgenrot[3]), ſehr ausführlich und zu meiner großen Freude erzählte. In Löwenſtein machten wir Mittag, blieben auch, da Kerner ſehr traurig wurde

---

[1]) S. Brief Nr. 170 und 172.

[2]) Sie war an den Pfarrer Steinbeis daſelbſt verheiratet.

[3]) Der urſprüngliche Titel der ſpäter „Die Heimatloſen“ genannten Erzählung.

und es ihm sehr schwer fiel, den Weg nach Welzheim weiter zu verfolgen, bis halb vier Uhr sitzen, da ich ihn dann noch eine Strecke begleitete. Er ist so ungerne nach Welzheim zurückgegangen, daß er mich, mehr als ich ihm eingestund, gedauert hat, und daß ich im Heimweg über die bewegenden Verhältnisse des Lebens selbst sehr verstimmt wurde. Heute denke ich darüber wieder heiterer und ich hoffe, auch Kerner wird sich nun wieder mehr beruhigt haben.

Auch über Dich, liebes Rickele, haben wir viel gesprochen. Zweifle nie an Kerners Liebe, von der ich mich von neuem überzeugt habe. Im übrigen sei auch ferner ruhig und heiter und sehe Dein und Kerners jetziges Leben für eine vorübergehende Prüfungszeit an.

Kürzlich war auch Ernst Uhland[1]) hier.

Lebe wohl, Du liebes Rickele, und sei herzlich gegrüßt von uns allen, besonders von

Deinem

K. M.

---

169. General Theobald an J. K.

Plochingen, am 15. November 1812.

Liebster Recke! Aus Eurem Brief ersehe ich mit Vergnügen, daß Ihr noch der alte Narr seid. Eure Beschreibung des Wildbads hat mir viel Freude gemacht; wo etwas Beharrliches, Bestehendes oder Objektives Eurer Phantasie entgegenstrebt, da kommt bei Euch was Gescheites zu Tage, — aber daß Ihr Eure Volkssagen, Eure Seefräulein und Eure Mönche wieder habt können loslassen, das wird Euch behagt haben.

Daß Eure gute Mutter krank ist, bedaure ich von Herzen, küßt ihr, der lieben Frau, auch von meinetwegen die Hand. Was an Euch Kernerischen Mannsbildern Genialisches ist, das kommt von dieser interessanten Frau. Wie weh hat mir der Tod des

---

[1]) Des Dichters Vetter, Arzt.

Hamburger Bruders[1]) gethan — Ihr ſolltet ſeine Witwe heiraten, da wäret Ihr ja auf einmal ein vornehmer Herr. Mit mir ſind ſie übel umgegangen, Ihr wißt, daß man mich abgeſchafft hat. Aemter und Würden und Geld, die Toga des Staatsrats und der Stab des Feldherrn, alles iſt mir genommen, nicht aber der unverſiegliche Quell der Freude in meiner tiefſten Bruſt, auch habe ich noch die hochgebenedeite, herrliche Hausfrau und die Kinder mit den katholiſchen Geſichtern.

Ich liebe und grüße Euch Recke!

Theobald.

---

170. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 21. November 1812.

Es iſt freilich höchſt ärgerlich, daß ich Dich verfehlen mußte[2]). Die Gegend hat mir ungemein gefallen, der Hohenſtaufen liegt recht kaiſerlich da. Der geſ. Herr Apotheker führte mich einen herrlichen Weg nach Rudersberg. Nach Lorch und dergleichen bin ich nicht gekommen, ſo bleibt mir der Genuß, ein andermal mit Dir dahin zu gehen.

Herzlichen Dank für Deine neue Dichtung[3]). Die erſte Hälfte hat mich wahrhaft entzückt, das übrige aber war mir ſo peinlich, daß ich dem Spindelmann beitreten mußte, der die magnetiſchen Experimente mit der Folterbank vergleicht. Sind es nur ſolche bewußtloſe Prophezeiungen, krankhafte Ahnungen, zweckloſe Zerrüttungen, was man im innigeren Umgang mit der

---

[1]) Des Arztes Georg Kerner, der anfangs April des Jahres ſtarb.

[2]) Uhland beſuchte Kerner in Welzheim, während dieſer bei ſeiner kranken Mutter in Enzweihingen war. (S. Brief Nr. 165.) Er hinterließ damals folgendes Billet an Kerner: Liebſter Kerner! Es will uns lang keine Zuſammenkunft glücken, ich habe einen Tag in Deinem Zimmer mit Deinen Schatten zugebracht. Dein L. U. (Kerner ſchrieb dazu die Notiz: Geſchrieben in meinem Zimmer zu Welzheim. Kerner.)

[3]) D. i. „Der Wanderer zum Morgenrot", ſpäter „Die Heimatloſen" genannt. Wegen des urſprünglichen Titels ſind die Gedichte in dem 7. und 14. Kapitel zu vergleichen.

Natur gewinnt, wovon anfangs ſo viel Schönes geſagt wird? — Ich habe das Manuſkript nicht bei der Hand, um tiefer in das Einzelne gehen zu können, Schwab hat es gegenwärtig. Es iſt aber ſchlimm, wenn man ſich über ſolche Gegenſtände nicht perſönlich bereden kann, die Schrift wird entweder unklar oder zu grell.

Du erhältſt hiebei von Schwab einen Aufſatz des verſtorbenen Pauly. Die von Fouqué zurückverlangten Gedichte habe ich mit nach Welzheim gebracht und daſelbſt zurückgelaſſen, Du haſt ſie hoffentlich gefunden. Sende ſie ihm doch! — Daß Dein und Mayers Bruder ſo unverſehrt durch die Gefahr gegangen, waren mir freudige Nachrichten, um ſo trauriger war mir Harpprechts[1]) Schickſal, in deſſen Hauſe ich war, als die Botſchaft anlangte. Man weiß indeſſen nichts mehr von ihm. Im Morgenblatt kommen Gedichte von ihm. — Es iſt doch elend, daß man vom Almanach gar nichts erfährt. Am Ende bekommen wir nicht einmal Exemplare davon. Von meinem Aufſatz für Fouqués Journal[2]) höre ich ebenſo wenig. — Bei Mayer habe ich einen vergnügten Tag zugebracht, wie Du von ihm ſelbſt wiſſen wirſt. Ich wünſche von Herzen, daß Deine Mutter hergeſtellt ſein möge. Grüße Nickele von mir! Sage doch in der Apotheke zu Welzheim meinen herzlichen Dank für die ausnehmende Gaſtfreundſchaft, die man mir erwieſen und die mir in meiner dortigen Lage ſo wohlthuend war.

Ewig Dein

L. U.

171. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 26. November 1812.

So kurz und in weiten Linien Dein Brief geſchrieben war, ſo weitlauf muß ich nun ſchreiben ... Daß Dir der Wanderer

[1]) Er fiel im ruſſiſchen Feldzug. S. Brief Nr. 12.
[2]) Vgl. Brief Nr. 130.

zum Morgenrot[1]) so sehr mißfallen, ist mir leid, war mir aber gerade nicht unerwartet. Ich selbst bin mit ihm (als poetisches Produkt betrachtet) nicht zufrieden, er hätte besser zu einer philosophischen Abhandlung getaugt. — Die Sache ist zu sehr der Natur gemäß und aus ihrem Geheimnis genommen, als daß sie als Dichtung, Poesie, romantische Erzählung nicht hart lassen sollte. Ich kann nicht jedem Leser, vielleicht keinem, zumuten, in meine Begriffe von Krankheit (Deine krankhafte Ahnung, wie Du es nennst), Tod, einzugehen ꝛc. ꝛc. Tod nenne ich die innigste Vereinigung mit dem Geist der Natur, Krankheit ist Hinstreben nach dieser Vereinigung. Tod ist die höchste Verherrlichung, zu der der Mensch im Leben kommt. Magnetischer Schlaf, Epilepsie (die scheußliche fallende Sucht, wie Du es nennen magst), Katalepsie, Verzückung, Wahnsinn (Pythia auf dem Dreifuß), Metallfühlen (Siderismus), dann die organische Zerstörung in einzelnen Teilen des Körpers, alte Narben, die die Veränderungen in der Atmosphäre voraussagen — all dies sind Zustände, durch die der Mensch dem Geist der Natur, einem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und der Gestirne, näher kommt, befreundeter wird. Magnetischer Schlaf ist gleich Tod, Heraustretung des Geistes auf Momente aus dem Körper, Nähertreten der Geisterwelt oder der Natur, wie man es nennen will. Eines solchen Schlafs, einer solchen Heraustretung ist ein Geist, wie der Serpentins[2]), desto fähiger, da er ohne Anwendung dieses künstlichen Mittels schon, mehr als ein gewöhnlicher Geist, aus dem Körper zu treten, sich dem Geist der Natur zu nähern, fähig war. Dieser Verein, dieser innere Umgang mit der Natur, dies Heraustreten kann aber nie statthaben, wo der Körper ein Bollwerk ist, die Oberhand hat, gesund ist, eine für sich bestehende, begrenzte Masse. Es gehört Auflösung dazu, daß die für sich bestehende starre Eismasse als blauer weicher Fluß der Mutterbrust dem Meere zueilt und Sturm vorhersagt und den Bewegungen des Mondes folgt, nenne man nun diese Auflösung Krankheit, Zer-

[1]) D. i. „Die Heimatlosen". S. die vorhergehenden Briefe.
[2]) Eine der beiden Hauptpersonen in den „Heimatlosen".

rüttung, Tod ꝛc. Es iſt freilich hart, daß Serpentin unter die Hände des Magnetiſeurs [1]) fällt, denn bei ſeinem geiſtigen Zuſtand, der ohne dieſes magnetiſche Agens ſchon ein magnetiſcher iſt, mußte bei ihm voll gänzliche Auflöſung, gänzlicher Verein mit der Natur folgen. Nicht ohne eigene Satire hierauf ließ ich Spindelmann von magnetiſchem Foltergerüſte reden. Im innigſten Umgang mit der Natur kann man allerdings nichts gewinnen als Heraustretung aus dem Gefängnis, der Schale des Körpers, die freilich, noch im Leben ſtehend, nur momentan ſein kann, erſt durch den Tod vollendet wird, was kann man aber Höheres gewinnen?

Im innigſten Umgang mit der Natur kann man dahin gebracht werden, Metalle und Gewäſſer in Tiefen zu erfühlen, in die Zukunft zu ſchauen, Geiſter zu ſehen ꝛc., kurz alles das zu erkennen, was dem Geiſte durch das bloß für ſich beſtehende, harte, begrenzte Bollwerk des Körpers (der Geſundheit, dem Zuſtande, der ſo ganz dem Erdenleben Norm und angemeſſen iſt) verdeckt iſt.

Das Weib (Weib zu ſein iſt eigentlich Krankheit) ſteht ſchon inniger wie der Mann in Verbindung mit der Natur, iſt deswegen auch mehreren Krankheiten ausgeſetzt, und eilt auch bälder als der Mann dem gänzlichen Verein mit der Natur, dem Tode, zu, dasſelbe ſtirbt normal bälder als der Mann. Es iſt, noch im Bollwerk des Körpers, in innigerer Verbindung mit den Geſtirnen, mit dem Mond, es hat größere Ahnungsfähigkeit als der Mann. Pythia, die Sibyllen, die Hexen.

Eh' die ſchwerfällige Raupe, recht geiſtermäßig leicht, im Raume hinſchwebt, erkrankt ſie, ſie häutet ſich, dann verfällt ſie in magnetiſchen Schlaf. In dieſem fühlt ſie ſchon die Fittiche, die ſie über Blumen tragen werden, heranwachſen, ſie erhält Ahnungen vom kommenden Leben, zerbricht die Hülle und ſchwebt in dasſelbe. (Ich kann mich nicht enthalten, hier noch was hinzuzuſetzen. Es iſt auffallend, wie dieſes Geſchöpf vor ſeiner Verherrlichung eigentlich ganz in Fäulnis übergeht. In der erſt

[1]) Des Arztes Lambert (2. Kap.).

kaum gebildeten Puppe liegt eigentlich eine bloße verweſte, zerfloſſene Materie, die Raupe, aus der ſich nach und nach die geiſtige Sylphe geſtaltet.)

Appetit und normale Abſetzung der Maſſe an den Körper, gute Verdauung iſt Geſundheit und erhält das Bollwerk, den Körper, der um den Geiſt wie die Schale um den Kern gelagert iſt. Der Ludwigsburger Bronnenmacher[1]) war deswegen ſehr geſund und gar nicht in inniger Verbindung mit der Natur, in keinem der Auflöſung, der Verklärung ähnlichen Zuſtande. Er war kein Metallſchmecker, auch wäre jenes ſcheintote Kind[2]) in ſeinen Armen nie wieder erwacht. Er wäre nicht in magnetiſchen Schlaf zu bringen geweſen, wie die drei wilden, geſunden Töchter es auch nicht waren, die vielleicht ſo uralt als ihr Ahnherr geworden wären, wenn ſie nicht gewaltſam ein Gift zerſtört hätte. Erſt als der alte Mann der Auflöſung nahe war, iſt ein höheres Leben wieder in ihm erwacht, er hat geſungen, wie der ſtarre Winter im Frühling in Geſang ſich auflöſt, die ſtarre Eismaſſe mit majeſtätiſchem Donner in den wogenden, tönenden Fluß. Jeder Zug in dieſer Dichtung: Der Wanderer z. M. N. iſt in der Natur gegründet und aus ihr genommen, wie manches (auch vielleicht noch von Dir Mißverſtandene) in den Reiſeſchatten. Das macht, daß vielleicht manches grell und peinlich zu ſein ſcheint, wie das Rätſel des Lebens überhaupt. Für den, der den Schlüſſel dazu hat, iſt es nicht ſo. Uebrigens ſei all dieſes nur zu Entſchuldigung der verfehlten Dichtung, weiter nicht geſagt, die ich ſehr gerne gänzlich kaſſire und unniedergeſchrieben ſein laſſe, beſonders, wenn Du mir nicht die Mittel weiſeſt, durch die ich die zweite ungefällige Hälfte der erſten gefälligen gleichmachen kann. Thue dieſes doch, ich bitte Dich, denn durch die paar kalten Worte, die Du bloß über ſie ausſpracheſt, amputirſt Du ihr ein Bein, ohne es zu verbinden. Ich erwarte alſo weitläufigeren Succurs in Bälde. —

---

[1]) Kerner hat dieſe Geſtalt in ſeinen Reiſeſchatten V, 1 u. ſ. w. dargeſtellt. Der Bronnenmacher hieß Kämpf, vgl. Bilderbuch S. 327.

[2]) In den „Heimatloſen“ 4. Kapitel.

O Pauly[1])! wie herrlich ſind mir dieſe Fragmente erſchienen! Hinterließ er noch weiteres? Wird es Schwab zum Druck beſorgen? Auch er iſt ein Beweis, wie Novalis, wie Seraphine und Serpentin[2]), daß Gemüter der Art, die die Natur ſo gern an ihre Brüſte legt, gar bald auf immer in ihren Schoß kehren.

Er ſoll ja auch über den Almanach etwas niedergeſchrieben haben, Schwab ſoll es mir doch mitteilen. Von dem zweiten Almanach kam endlich durch Aſſur ein Lebenszeichen; derſelbe ſchreibt nämlich bloß: er werde von der franzöſiſchen Zenſur ſo ſehr beſchnitten. Von meinem Stauffiſchen Gedicht[3]) ſollen die letzten Zeilen von ihr weggeſtrichen worden ſein. Wenn wir ihn doch nur einmal erhielten! Es iſt ein Elend, daß wir aus Norden keine Journale ꝛc. erhalten. Darüber hab' ich bei Fouqué auch ſehr geklagt.

Holders Worte in den Reiſeſchatten, die ſo wahnſinnig und unverſtändlich manchem ſcheinen mögen, ſcheinen doch nun in Erfüllung zu gehen: „Vom Norden aber wird kommen Nieerhörtes, denn dahin weiſt das Eiſen ꝛc.[4])." Der arme Harpprecht[5]), daß Gott erbarm! Kamen wohl mit den allerletzten Kurieren Nachrichten von ihm an? Mein Bruder ſchrieb ziemlich heiter. Meine Mutter leidet immer noch und durch ihre Wartung Tag und Nacht mein armes, liebes Rickele auch ſehr. Wollte Gott, ich hätte dieſe einmal bei mir, dann hätt' ich doch auch einmal eine Heimat! Ich bin immer ſehr traurig und verlaſſen . . .

Ewig Dein!

---

[1]) Freund Schwabs, ſtudirte in Tübingen, ſtarb 12. Juli 1812 am Nervenfieber. Schwab veröffentlichte in den Süddeutſchen Miscellen das Fragment einer Novelle: Proben aus der Selbſtbiographie eines Spaniers. S. Klüpfels Schwaben S. 34.

[2]) In Kerners Erzählung „Die Heimatloſen".

[3]) Gemeint iſt das Gedicht Kerners „Hohenſtaufen. An Conz." „Deutſcher Dichterwald" S. 93 f.

[4]) S. Reiſeſchatten I, 3.

[5]) S. Brief Nr. 12.

... Nach Schreibung dieſes bringe ich ſchon drei Tage im Bette zu, ſchlaflos mit greulichen Schmerzen ... Als ich in mein Zimmer trat, lag meine Guitarre zu wenigſtens zehen Stücken zertrümmert auf dem Boden, niemand wollte wiſſen, wie ihr geſchehen ... —

---

172. Fouqué an J. K.

Nennhauſen, den 7. Dezember 1812.

Mit wehmütiger Rührung, mein geliebter Freund, ſehe ich durch die Störungen Ihres äußeren Lebens hinein in Ihr tiefſühlendes, kräftiges Herz. Daß ich mein Bild darinnen antreffe, iſt mir ein ſchöner Labetrunk für die heiße Lebensbahn, die durchgekämpft ſein will von jedermann, er heiße, wie er da wolle, und treibe, was er da wolle. Kämpfen muß er, falls er ſich ſelbſt verſteht, und erſt von jenſeits herüber wird unſere Erdenbahn uns als ein mild aufwärts führender Raſenhügel — wie manche furchtbar mit Wall und Graben durchſchnittene Feſtungen von weitem es auch thun — anmutig erſcheinen. Möchte Ihnen nur der Gedanke an meine Freundesliebe ebenſo erquickend ſein, als mir der an die Ihrige! Dann hätte unſer Bund eine noch ſchönere Bedeutung für mich. Denn dem Freunde Labetrunk zu bieten, das iſt unter allen Freuden gewiß eine der göttlichſten. Einigermaßen — das fühl' ich an Ihren Briefen — gelingt es mir ja doch, und dafür dank' ich dem lieben Gott. Recht tief und ſchmerzhaft hat es mich bewegt, wie Uhland in Ihrem Zimmer lebte, und Sie wieder anderwärts ohne ihn waren, und er einſam dort [1]). Das ſind bittere Tränke des Lebens! Daß Arzenei darin wohnt — gottlob, wir wiſſen es — denn der ewige Vater ſchenkt ſie ja ein [2]), aber daß ſie gar ſchmerzhaft in der Bruſt brennen, können wir uns doch auch nicht verhehlen. Hab' ich Ihnen etwa ſchon früher geſchrieben, daß

---

[1]) Gemeint iſt Uhlands Beſuch in Welzheim während Kerners Abweſenheit. S. Brief Nr. 170.

[2]) Dieſelben Gedanken hat Fouqué in ſeinem Lied „Troſt" zum Ausdruck gebracht.

beinahe die ganze Sammlung von Erzählungen, die ich Ihnen überſandte, ganz unmittelbar aus den Leiden und Freuden meines eigenen Herzens gequollen iſt? — Lieber Freund, ich ſtehe nun auf einem Punkt, wo ich die meiſten derſelben überſchaue und nicht mehr nach meiner ehemaligen Weiſe meine Mitmenſchen in hochmütiger Klage darüber ausſchelte, ſondern in treuer Erkenntnis faſt immer nur mich, mich ganz allein; aber die Narben ſchmerzen oft ſehr tief nach, und ich kann meinen Blick nicht leicht ohne Wehmut auf dieſe Dichtungen lenken. Um ſo inniger danke ich Gott, daß doch etwas daraus geworden iſt, was wackere Menſchen erfreuen kann. Das Urteil Ihres Freundes iſt mir gar teuer und lieb, eben weil es die ſittliche Schönheit oder die ſchöne Sittlichkeit, wenn Sie ſo wollen — ich möchte ein Wort haben, das die abſolute Identität beider recht auf einen Schlag ausſpräche — ſo hoch an ihren gebührenden, alles beherrſchenden Platz ſtellt. Daß Jean Paul Ihre Reiſeſchatten in der neuen Ausgabe ſeiner Aeſthetik erwähnt hat, liegt in der Ordnung der Dinge[1]). Wenn ſo etwas nicht jetzt geſchehen wäre, hätte es künftig geſchehen müſſen, aber es freut mich doch von Herzen, daß es nicht länger hat auf ſich warten laſſen.

Dem Almanach ſehe ich noch immer mit unerfülltem Verlangen entgegen. Was werden vorzüglich Sie und Uhland mir wieder für neue Freudengärten aufgeſchloſſen haben! — Mit Ihrem Briefe zugleich kam einer von Uhland; ein Zuſammentreffen, das mich ſehr erfreute, ob es mir gleich beinahe notwendig ſchien . . .

Sie würden mir eine große Freude machen, lieber Kerner, wenn Sie mir zu einem Frauentaſchenbuch, welches bei Schrag im künftigen Jahr erſcheinen ſoll, und deſſen Beſorgung ich auf Begehren des Verlegers übernommen habe, einige Beiträge ſenden wollten[2]) . . . Da mir die Wahl der Mitarbeiter zuſtand,

[1]) S. Brief Nr. 155.

[2]) Kerner ſandte nichts, er hatte keinen Vorrat, wie er an Fouqué (ſ. deſſen „Briefe" [1848] S. 205 ff.) und in Brief Nr. 174 ſchreibt. Das „Frauentaſchenbuch", von Fouqué, Fr. Horn, Karoline Fouqué, Fr. Kind, L. Uhland u. a. herausgegeben, erſchien 1815—1831.

habe ich außer Ihnen und Uhland dazu erkoren: Jean Paul, Frau v. Helwig, meine Frau, Fanny (die Verfasserin der Natalie in Hitzigs Damenbibliothek), August Apel, Franz Horn und einen jungen, echtbegeisterten Dichter, dem ich den Sängernamen Gottwalt[1]) gegeben habe. Schicken Sie mir, wenn es sein kann, recht bald etwas aus Ihrem Garten, denn auch besonders in diesem Falle heißt es: wer schnell gibt, gibt doppelt. —

Varnhagen ist jetzt auf Urlaub in Berlin . . .

Den Lehr will ich, wo nicht direkt, doch wenigstens indirekt zu treiben suchen, daß er mit dem Kodex gegen Uhland herausrückt[2]).

Gott mit Ihnen! Ich bin aus vollem, treuem Herzen ganz

der Ihrige

Fouqué.

Der Ordnung wegen merke ich an, daß Schrag mich beauftragt hat, den Mitarbeitern des Taschenbuchs drei Fr.d'ors Honorar für den Druckbogen zuzusichern.

---

173. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 18. Dezember 1812.

Seit ich Dir nicht mehr geschrieben, hat sich meine Lage ziemlich verändert. Ich bin seit zwei Tagen hier ansässig und werde auf dem Bureau des Justizministers arbeiten[3]). Wahrscheinlich wird dies meine Zeit beinahe ganz in Anspruch nehmen; ob mich die Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthaltes dafür schadlos halten, wird die Zeit lehren. Dein Wanderer zum Morgenrot[4]) ist mit mir hierher gewandert. Dir über diese Dichtung mehreres zu schreiben und besonders Deinen letzten

---

[1]) Sein eigentlicher Name ist J. G. Seegemund.

[2]) Siehe Brief Nr. 174.

[3]) Uhland trat bei dem Minister von der Lühe als Accessist, d. h. als Volontär ein.

[4]) Das ist der ursprüngliche Titel der Erzählung „Die Heimatlosen". Vgl. Brief Nr. 171.

Brief zu beantworten, fehlt es mir jetzt an Ruhe, ich behalte mir es aber vor. Dein Brief schmerzte mich durch den Gedanken, wie nachteilig solche Ansichten auf Dich einwirken könnten. Köstlin wird Dir nach Durchlesung des Romans ohne Zweifel darüber schreiben; vielleicht gelingt ihm, wenigstens eher als mir, Dir verschiedenes zur Beherzigung zu bringen. Schwab, dem ich Dichtung und Brief mitgeteilt, ist mit mir einverstanden. Daß Deine Guitarre in zehen Stücke zerbrochen ist, thut mir sehr leid, lieb ist mir aber doch, daß sie nicht auf meinen Kopf gefallen, denn sie schwebte so kühn auf dem Bücherstande, daß ich, wenn ich ein Buch holte, mit Schrecken zu ihr aufblickte [1]).

Du bist doch wieder gesund, und auch Deine Mutter und Dein Rickele?

Nun sind wir uns um eine gute Strecke näher und es ist doch eine Möglichkeit, daß wir uns hier einmal wiedersehen.

Heute schlafe ich zum erstenmale in meinem eigenen Logis, und wahrscheinlich werde ich morgen schon meine neuen Geschäfte antreten. O Poesie! Professor Gaab sagte beim Abschied, jetzt heiße es bei mir: Musa, vale!

Mein letztes Tübinger Gedicht habe ich hier beigelegt [2]).

Gott gebe uns allen ein glückliches neues Jahr! Schreibe doch bald!

Ewig Dein

L. Uhland.

. . .

174. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 22. Dezember 1812.

Ich freue mich herzlich, daß Du mir nun näher bist, daß ich nun bälder als sonst Briefe von Dir erhalten werde: denn da ich von Fouqué als eher Antwort erhalte als von Dir aus

[1]) S. Brief Nr. 171.

[2]) Vermutlich Taillefer, der noch im Almanach für 1813 erschien.

Tübingen, muß ich letzteres für entlegener als Nennhausen[1]) annehmen. Will's Gott, so stört Deine jetzige Lage den Geist Deines Gesanges weiter nicht, Du kannst bei so einer Bureauarbeit ruhig sein, das Seufzen eines Kranken oder eines Sterbenden folgt Dir nicht, wie mir, in die Nacht nach, auch bleiben Dir ganz freie, himmelblaue Tage, wie Sonn- und Feiertage, auch das Abendrot bleibt Dir.

Hier ist ein Brief von Fouqué, wahrscheinlich erhältst Du auch einen. Ich habe nichts, ihm zu senden, ich bin sehr arm. Jammer ist, daß man von dem Almanach, trotz meiner Anmahnungen, gar nichts vernimmt. Zuletzt werden wir noch durch französische Gensdarmes nach Hamburg abgeholt, was gar herrlich wäre! Ich muß redlich sagen, daß auf die Art mir das Almanachherausgeben sehr entleidet, und ich denke fast (wenn nicht der erste), der zweite wird der letzte sein[2]). Was meinst Du??? Ueber meinen armen Wanderer[3]) schweigst Du immer, ohne ihn zu heilen oder auf rechten Weg zu führen. Auf dem schrecklichen, irren Wege, auf dem er jetzt geht, wirst Du ihm (besonders durch Ueberlieferung an Köstlin) noch Genick und Beine brechen. Im Ernst gesprochen, ich möchte diese Dichtung doch wieder haben, nebst Winken von Dir, wie ich sie verbessern könnte, eh' mir die Lust, mich ihr noch einmal anzunehmen, ganz vergeht.

Ueber das Gedicht [Tailleser], das Du mir beigelegt, kann ich weiter nichts sagen als — es ist echt!!! Was Fouqué von einem Kodex schreibt — ist ein Kodex der Minnesänger, welcher kürzlich im Kloster (es ist ein Kloster am Bodensee, dessen Name mir entfallen) vergefunden und in die königliche Privatbibliothek gelegt wurde, er soll eigen und reichhaltiger als alle andern sein[4]).

Daß Du nun mit Köstlin zusammen bist, ist auch für Dich erfreulich, so wirst Du auch erst mit Roser, Gmelin und andern

[1]) Fouqués Landgut bei Rathenow.

[2]) Der zweite war wirklich der letzte.

[3]) S. den vorhergehenden Brief.

[4]) Es ist die Weingartner Handschrift, die 1810 nach Stuttgart kam. Vgl. Uhlands Schriften V, 272.

Freunden ſein, ich aber bin ganz verlaſſen und allein meinen böſen Geiſtern anheimgeſtellt. — Ich wünſchte von Herzen, daß wenigſtens nur auch unſer Briefwechſel lebendiger würde, wenn es nicht geſchieht, liegt nur die Schuld an Dir. Sende mir mein Manuſkript mit keinen Klagen und Beherzigungen, ſondern nur mit ausführlicher Angabe, wie ich es verbeſſern kann, recht bald . . .

Ewig Dein

K.

175. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, den 30. Dezember 1812.

Nimm es mir ja nicht übel, daß ich Dir ſeit Deinem lieben Beſuche und ſeit Deinem Briefe vom 18. November[1]) noch gar nicht wieder geſchrieben habe . . .

Ich hoffe, daß Du Dich inzwiſchen auch wieder beruhigt haben werdeſt, wozu wenigſtens in der Erfüllung Deines Berufs, in der Vergleichung Deiner Lage mit ſo vielem in der Welt verbreitetem, unendlich größerem Jammer in der Liebe, Hoffnung und Poeſie manche gute Mittel gelegen wären.

Was die Poeſie betrifft, ſo fielſt Du mir neulich bei einer ſchönen Legende von Fouqué ein, wo von Albinus, einem jungen Mönche, geſagt wird:

„Des holden Sängers Leben
War wie ein Blumenbeet im Tannenwald,
Das die hochernſten Wipfel
Mit Duft und Farben anlacht,"

welches denn auch immer mit Dir der Fall ſein möge!

Dieſe erwähnte Legende ſteht in dem Almanach der Sagen und Legenden von Frau von Helwig[2]) und Fouqué. In dieſem

[1]) Mayer hat denſelben in ſeinem „Ludwig Uhland" I, 266 mitgeteilt.

[2]) Amalia von Imhof, Nichte der Frau von Stein, heiratete den Major von Helwig. Sie war auch Mitarbeiterin an Schillers Horen und Muſenalmanach. Vgl. ihre Biographie von H. von Biſſing (1889).

ſind recht ſchöne Sachen, beſonders die drei Beiträge von Fouqué und eine von der Helwig gelieferte alte Geſchichte, der Gang durch Cölln, wodurch man in den Altertümlichkeiten dieſer herrlichen Stadt gar ſchön herumgeführt wird. Ich habe jenen Almanach nur kurze Zeit zum Leſen gehabt; um Dir jedoch für die Erzählung Deines Märchens und für die Mitteilung der Fouquéſchen Erzählungen eine kleine Vergeltung zu geben, und weil ich glaube, daß ſich jener Almanach (in dem auch einige ſchöne Kupfer ſind) ſchwerlich nach Welzheim verirren werde, habe ich Dir eine Legende in Proſa daraus abgeſchrieben, die Dir gewiß gefallen wird ... Dein Märchen[1]) hat mir Uhland noch nicht zugeſchickt. Ich freue mich ſehr darauf, es wieder zu ſehen. Eine Romanze von Uhland ſoll ich ja von Dir erhalten. Schicke ſie mir doch bald mit den Thorbeckſchen Sachen, die ich ſchon lange hätte nach Heidelberg ſchicken ſollen. Haſt Du inzwiſchen nichts mehr gemacht? Kein Märchen, wie wir davon auf dem Wege nach Löwenſtein[2]) geſprochen haben, wie der blonde Ekbert, oder was die Einheit betrifft, wie Fouqués Schwert des Fürſten? Du kannſt's gewiß.

Deinen Bruder, zu deſſen Zurückkunft ich Dir herzlich Glück wünſche, habe ich leider nicht geſprochen, weil ich gerade zur Zeit ſeiner Ankunft auf einige Tage verreiſt war. Dem Oberamtmann Zeller hat er aber geſagt, daß er unſern Bruder Auguſt am 10ten d. M. in Willna wohl geſehen habe, was uns von neuem mit großer Hoffnung erfüllt hat[3]) ...

K. Mayer.

---

176. Ferdinand Wedherlin an J. K.

Stuttgart, 7. Januar 1813.

Der Bibliothekar Grimm[4]), der nächſtens, wie Ihnen aus öffentlichen Blättern bekannt ſein wird, weitgreifende Unter-

[1]) Gemeint ſind „Die Heimatloſen".

[2]) S. Brief Nr. 168.

[3]) Die Hoffnung war trügeriſch; Auguſt kehrte nie zurück.

[4]) Jakob Grimms „Reinhard Fuchs" erſchien erſt 1834. Grimm war damals Bibliothekar des Königs Jérôme.

ſuchungen über den Reineke Fuchs nebſt den dazu gehörigen Originalen bekannt machen will, hat mich um Nachricht erſucht, ob auch in Schwaben wie in anderen Gegenden Teutſchlands noch Ueberreſte der alten, mannigfaltig umgebildeten Volksſage vom Fuchſe zu finden ſeien oder nicht? Meine Lage und der beſchränkte Kreis meiner Freunde ließen mich für meine Nachſuchungen wenig günſtigen Erfolg hoffen, und ſo ſind auch meine bisherigen Bemühungen ſämtlich fruchtlos abgelaufen . . .

Ich glaube deshalb, die gute Sache zum Fürſprecher bei Ihnen zu haben, wenn ich mir erlaube, obige Frage auch an Sie, und beſonders an Sie, zu richten. Grimm hat mir in demſelben Schreiben den Inhalt einiger unter dem Volke im nördlicheren Teutſchland noch fortlebenden Fabeln vom Fuchſe kurz angezeigt. Ich bin bereit, Ihnen dieſe Notizen, ſobald Sie dieſelben verlangen, gleich mitzuteilen . . .

Weckherlin, Bibliothekar.

---

177. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, 10. Jan. 1813.

Es iſt ſehr unrecht von mir, daß ich mich nicht früher wieder nach Dir und Deiner Mutter erkundigt, Dir noch nicht Glück zum neuen Jahr gewünſcht und Dir noch keine Bücher geſchickt habe. Nimm eben alles zuſammen nicht übel . . .

(Folgen Mitteilungen über die „letzten Spuren" von Mayers Auguſt, vgl. Mayers „Ludwig Uhland" I, 272.)

Unter den beifolgenden Büchern gehört der Cid, der Dir ſehr gefallen wird, dem Kerner, von dem ich auch noch den Octavian und die Gedichte von Helmina habe. Romeo und Julia wird Dich unter dem, was ich Dir ſchicke, beſonders freuen.

Nun lebe wohl, liebes Rickele! Herzliche Grüße von allen. Schreibe ja bald wieder

Deinem

Karl Mayer.

178. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 23. Januar 1813.

Du machſt mir mit Unrecht Vorwürfe, daß ich Dir bisher nicht geſchrieben, denn ich erwartete mit Sehnſucht die Nachricht von Deiner Zurückkunft nach Welzheim. Ich hoffe, Du werdeſt wieder beſſer ſein? Nicht wahr? Du haſt wohl auch Auguſt Mayer unter den Vermißten geleſen, wie ſehr bedaure ich ihn und ſeine Familie! — Es iſt ſchön von Oſiander[1]), daß er den Almanach ſo honorig übernimmt, wenn man nur das Manuſkript hätte, ſo könnte der Druck gleich anfangen. Dieſer Verzug wird dem Ganzen nicht geſchadet haben, es kann einiges Neue eingeſetzt und einiges weniger Gute dafür herausgenommen werden. Wenn Du das Manuſkript erhältſt, ſende es mir doch gleich hieher, ich laſſe es dann an Schwab gehen, von dem hier ein Brief beiliegt, welchen ich mir zurückerbitte.

So viel möchte ich mir doch ausbedingen, daß mich die Sache nicht abhalten darf, meine im Almanach oder Frühling befindlichen Gedichte künftig in eine Sammlung meiner Gedichte aufzunehmen.

Ich fand in einer älteren Lit.-Zeitung, daß Thorbeck ſchon vor einigen Jahren eine Gedichtſammlung herausgegeben hat.

Dein Roman[2]) gefällt auch Köſtlin in einzelnen Partien ungemein, Du wirſt ihn nächſtens zurückerhalten. Das herrliche Rätſel[3]) vom Auge wird wohl mit dem Märchen im Almanach ſtehen dürfen? Sende mir doch auch Deine neueren Lieder!! Oſianders Angabe wegen Jean Pauls Aeſthetik iſt nicht ganz gegründet. In einem Journal ſteht ſchon eine Probe der neuen Ausgabe, welche bis Oſtern bei Cotta herauskommen wird.

Weckherlin[4]) wird wegen Reineke Fuchs Dir wieder ſchreiben,

---

[1]) Freund Kerners, Eigentümer der Heerbrandtſchen Buchhandlung in Tübingen.

[2]) „Die Heimatloſen".

[3]) Das „Rätſel" von Kerner ſteht im „Deutſchen Dichterwald" (S. 148).

[4]) S. Brief Nr. 176 und Nr. 179.

ſende uns doch den Volksroman. Die Nibelungenſagen (von Erbleutlein), wovon Kölle ſprach, ſollen in der Gegend von Murrhardt leben. Der Gottfried (?) könnte ſie ſammeln und poetiſch in Magenaus Geiſt verarbeiten.

Ich bin immer ſo gedrängt, daß ich hier ſchon wieder ſchließen muß.

Dein

L. Uhland.

Ich wollte heute Dein Manuſkript von Köſtlin holen, um es Dir ſchicken zu können, er ſagte aber, daß er es noch einmal zu leſen wünſchte, und ſo mußte ich es ihm ſchon laſſen.

179. Ferdinand Wechterlin an J. K.

Stuttgart, den 23. Januar 1813.

Mit beiden Händen ergreife ich die Hoffnung, die mir Ihr Brief ſo erfreulich darbietet, von Schwaben aus vielleicht einige Klarheit über einen Gegenſtand, der trotz der neueſten Forſchungen noch ſo ſehr im Dunkel liegt, verbreiten zu können. Wenn das Volk in Nord- und Süddeutſchland ſeine Sagen vom Fuchſe aus einem gedruckten Volksbuche, das Görres vielleicht darum entgangen iſt, weil es in Oberdeutſchland nicht volksmäßig geworden zu ſein ſcheint, urſprünglich geſchöpft und nur unter ſich mannigfaltig aus- und umgebildet hat, ſo käme hier hauptſächlich das Buch ſelbſt in Betracht, ob es nämlich bloß den ſpäteren, überall in Deutſchland bekannten und berühmten Reineke Fuchs, vielleicht, wie ein großer Teil ähnlicher Volksbücher, in Proſa aufgeſetzt oder etwa ältere Sagen, die mit den altfranzöſiſchen und altdeutſchen Bearbeitungen des XIII. Jahrhunderts zuſammenhingen, enthält. Ich möchte Sie daher gleich mit der Bitte in Anſpruch nehmen, die Sie mir ohnedies ſchon halb zugeſagt, mir dieſes Buch, das allen, die ſich bisher mit der Geſchichte des R. F. beſchäftigten, unbekannt geblieben zu ſein ſcheint, ſobald es ſich thun läßt, zur Vergleichung zukommen zu laſſen.

Vielleicht darf ich Herrn Grimm und dem Publikum bald zur Mitteilung mündlicher Sagen vom Fuchse durch Sie Hoffnung machen . . .

Ferd. Weckherlin.

---

180. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 24. Januar 1813.

Das Ungewisse wegen A. Mayers Schicksal[1]) setzt mich in großen Kummer, in noch größeren aber Rickeles Lage, die an ihrer Gesundheit täglich mehr leidet. Es kann nun nimmer anders sein, ich bin ganz fest entschlossen, sie nun je bälder, je lieber zu mir als Weib zu nehmen[2]).

Vielleicht finde ich durch sie auch eher eine Heimat, werde ruhiger. Es ist unsäglich, welche Angst mich oft preßt!!! Jeder Morgen ist nichts anderes als Höllenpein für mich. An Campe schrieb ich, aber ich befürchte fast, daß er das Manuskript zu lange aufhalten wird[3]). Ich habe gegenwärtig für wenig mehr Sinn — ich bin zu krank.

Ewig Dein

K.

---

181. Karl Mayer an Rickele.

Heilbronn, den 28. Januar 1813.

. . . Bei uns war und ist noch wegen des lieben Auguste großer Jammer. Seitdem er in der Zeitung als vermißt steht,

---

[1]) In Karl Mayers „Ludwig Uhland" I, 272 stehen zwei Briefe Kerners darüber vom 23. Januar und 11. Februar 1813.

[2]) Am 28. Februar desselben Jahres, also einen Monat später, fand die Hochzeit statt.

[3]) Campe schrieb am 2. Februar 1813, daß er den Druck aussetzen mußte, da er das Manuskript von der Zensur mit der Bemerkung zurückerhalten habe, „daß es erst nach Paris müsse" zur nochmaligen Zensur. Er sandte es deshalb an Kerner zurück, da dieser an Osiander (Heerbrandtsche Buchhandlung) in Tübingen einen andern Verleger gefunden hatte.

war alle unſere Bemühung, etwas Näheres von ihm auszukundſchaften, fruchtlos. Wir erfahren vielleicht nie wieder etwas von ſeinem Schickſal ...

Schon lange hat mich nichts ſo gefreut, als heute ein Brief von Kerner, worin er mir ſchreibt, daß er endlich bereit ſei, Dich jetzt allernächſtens als ſein Weib zu ſich zu nehmen [1]). Schon den künftigen Monat werde er ein Heiratspetitum eingeben. Du habeſt in Wahrheit lange genug um ihn gedient. Die Zeit ſei zwar hart, doch könne man nichts Beſſeres thun, als jeder Sorge entſchlagen, am treuen Herzen ruhn. Wir alle ſind über dieſe Nachricht voll herzlichen Vergnügens ...

Dein

Karl Mayer.

182. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 29. Januar 1813.

Indes wirſt Du meinen Brief erhalten haben. Ich war in Murrhardt, wohin ich von Zeit zu Zeit komme, allerdings gibt es dort Sagen von Bergleutlein ... Dieſe Bergleutlein ſollen ſich beſonders vor großen Begebenheiten zeigen, prophezeien ꝛc. Vor einigen Jahren ſeien ſie von einem nahen Berg heraus (ich weiß den Namen des Berges nimmer) und in das Thal nach Glaslautern gezogen.

Wie dieſe Sage auf die Nibelungen deutet, weiß ich nicht, da ich die Nibelungen noch nicht geleſen. Ich habe eine Bittſchrift [2]) an den König wegen der Verheiratung mit Nickele eingegeben, ich will ſehen, ob er Erlaubnis erteilt ... Meine Bruſt iſt zu gepreßt, mein Herz zu krank, als daß ich viel reden oder ſchreiben könnte.

Ewig Dein

C. Kerner.

[1]) S. den vorhergehenden Brief.
[2]) S. Brief Nr. 184.

183. Fouqué an J. K.

Den 30. Januar 1813.

Zwei Ihrer liebevollen Briefe hab' ich zu beantworten, mein teurer Kerner, und muß Sie recht herzlich bitten, daß Sie mein Schweigen auf den ersteren nur nicht für einen Mangel an Teilnahme und Mitgefühl ansehen. Ich bin auf vierzehn Tage in Berlin gewesen, und dort so mannigfach von erfreulichen und unerfreulichen Dingen auf und nieder getrieben worden, daß mir während der ganzen Zeit nichts Ordentliches aus der Feder gequollen ist, etwa ein kurzes Gedicht zum Geburtstage einer geliebten Freundin, eines ganz himmlischen Wesens, ausgenommen. Vieles hat mich sehr erhoben, vieles mir wieder die Brust wie mit Riesenkrallen zusammengepreßt. Lieber Justinus, ich bin bei weitem nicht der kräftige Mensch, für den Sie mich ansehen. Ihre Stimmungen mit dem „angst, so gar angst werden" — ich kenne sie nur allzu wohl. Ich glaube indes, mir liegt eine Krankheit in den Gliedern; ich arbeite so ungewöhnlich schwer. Bilder umschweben mir wohl das Haupt, reich und lockend und feierlich, aber, wenn es nun an das Aufschreiben gehen soll — ich weiß nicht, da fliegt die Feder mir nicht wie sonst. — Möge doch Ihnen dieses Jahr die Wunden, welche das vergangene Ihnen schlug, recht mild und beseligend heilen! Glück zu, daß Sie ihren tapferen Bruder wieder haben[1]). Er wird sich schon vollends ausheilen im Schoße der trauten Heimat ... Hätte ich nur eines meiner Eltern noch, hätte ich eine Schwester, einen Bruder — es sollte bald um ein Großes besser und kräftiger mit mir aussehen ... Dafür seid Ihr mir gegeben, Ihr lieben,

[1]) General Karl von Kerner kehrte als einer der wenigen Ueberlebenden aus dem russischen Feldzug zurück. Zu König Friedrich gerufen, sprach er die historisch gewordenen Worte: „Ew. Majestät haben keine Armee mehr; ich bin einer von denen, die noch am besten durchgekommen." Erschüttert durch den Anblick des vom Krieg hart mitgenommenen, übel aussehenden Generals, den ein augenblicklicher Schwindel nach diesen Worten befiel, rief der König erschreckt aus: „Helft, um Gotteswillen helft!" S. Notters „Uhland" S. 119.

herrlichen Freunde allzumal, die Ihr einen ſo blühenden Kranz um mich Unwürdigen ſchließt. Ein reicher Erſatz, der mir alles Klagen verbeut! — Meinen beſten, gerührteſten Dank für die Mitteilung der Hölderlinſchen Dichtungen. Sie ſprechen meine ganze Seele an, und ſollen eine Zier des deutſchen Frauentaſchenbuchs[1]) — unter dieſem Titel erſcheint die Sammlung — werden. Die Aufſätze von Amalia Weiſe erkenn' ich für Ergüſſe eines edeln Geiſtes, aber zur öffentlichen Mitteilung geeignet, ſcheinen ſie mir nicht. Ich lege ſie Ihnen deshalb, Ihrem Wunſche gemäß, wieder bei. Recht betrübt bin ich darüber, daß unſer Büchlein gar keinen Beitrag von Ihnen aufzuweiſen haben ſoll. Erſtlich der Lücke ſelbſt wegen, und dann — wie laſtend muß die Atmoſphäre einen Geiſt wie den Ihrigen umdrängen, um ihm das Ausſtrömen der Lieder zu hemmen! . . .

Machen Sie doch, lieber Juſtinus, daß mir Uhland ſeinen herrlichen Tailleſer für das Taſchenbuch gibt[2]). Ich habe überhaupt von ihm noch keine Antwort, welches wohl an der neuſten Veränderung ſeiner Verhältniſſe liegt. Von außen ſieht das ganz vorteilhaft aus, aber ich ſorge mit Ihnen, daß die fremdartigen Geſchäfte dem edeln Dichter — der nach meiner beſten Ueberzeugung einer der erſten Deutſchlands iſt — nur allzu oft Zeit und heitere Stimmung verkürzen werden.

Ich komme nun endlich zu Ihrem ehrenden Wunſche, daß ich mich als Herausgeber Ihrer Liederſammlung nennen möge. Ein gleiches Begehr habe ich vor einigen Wochen einem gleichfalls recht wackern Freunde abgeſchlagen, weil gar zu vielerlei von mir auf Oſtern erſcheint, und ich doch nicht für einen allzu argen Vielſchreiber gelten möchte. Wenn ich mich auch Ihnen zuliebe gern darüber hinwegſetzen wollte, ſo fühlen Sie doch,

---

[1]) Frauentaſchenbuch für das Jahr 1815 von de la Motte-Fouqué, Franz Horn, Karoline de la Motte-Fouqué, Fr. Kind, L. Uhland u. a. Nürnberg bei Schrag. Jahrg. 1—17, 1815—1831.

[2]) Uhlands „Tailleſer" erſchien nicht im „Frauentaſchenbuch", ſondern im „Deutſchen Dichterwald". Uebrigens hat ſich Uhland mit anderen Gedichten am Taſchenbuch beteiligt, Kerner aber nicht. S. Brief Nr. 172.

daß es nach jener verneinenden Antwort nicht mehr geht. Wollten Sie aber — wie es auch in unserem Taschenbuch sein wird — mehrere Namen auf das Titelblatt, und nicht als die der Herausgeber, sondern vielmehr der Mitarbeiter setzen, so würde es mich freuen, den meinigen in so wackerer Gesellschaft zu sehen. Z. B. Liedergarten von J. Kerner, Fouqué, Uhland und dann noch mehrere andere hinzugefügt[1]). Doch müßte ich, um obgenannter Ursache willen, bitten, mich nicht etwa voranzustellen. Zugleich habe ich Ihnen hier den Titel angezeigt, der mir in diesem Augenblick als der passendste einfallen will. Der von Ihnen vorgeschlagene möchte den meisten Lesern befremdend oder wohl gar abschreckend erscheinen; ja ich leugne nicht, daß er auch mir etwas Störendes an sich trägt. Ueberhaupt, wo es auf das Eigentümlichste eines Gedichts ankommt, kann freilich keine Schonung der Blöden gelten, aber in Titelblättern und dergleichen kann man ihnen wohl die Hand einmal freundlich entgegenstrecken. Es gibt wackere, wohlwollende, ja recht sinnige Menschen auch unter ihnen, und wir dichten ja für unser ganzes Volk. Deshalb hätt' ich meinen vorgeschlagenen Titel lieber n o ch einfacher ausgedrückt, es will sich mir nur nicht recht machen.

Leben Sie wohl, lieber Justinus, und grüßen Sie mir unsern Uhland recht herzlich. Gott mit Ihnen! Ich bin aus treuer Seele

ganz der Ihrige

Fouqué.

---

181. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 15. Februar 1813.

Hier ist, Gott sei Dank, das Manuskript. Nun ändere und setze zu und stell es her, aber nur bald (alsbald!!!) und send's an Osiander.

---

[1]) Fouqué's Vorschlag fand Kerners Beifall, indem er auf den Titel schrieb: von Kerner, Fouqué, Uhland; also auch die Reihenfolge der Namen (Fouqué vor Uhland) behielt er bei; aus dem „Liedergarten" ward jedoch (auf Uhlands Vorschlag) ein Dichterwald.

Hier einige Lieder noch von mir. Das Kindermärchen mußte heraus, beſonders wenn das Werk „Liedergarten“ [1]) betitelt wird.

Beſorge doch nur alles bald, ich muß ſehr eilen! Schreib!

Ewig Dein

J. C. K.

Mein Rätſel könnteſt Du beiſetzen.

Den Tailleſer teilte ich Fouqué mit, es wäre von Dir billig, ſo herrlich er unſerem Verein anſtünde, ihm denſelben zu überlaſſen [2]) ... Ich glaube, daß mein Gedicht an die Freunde nicht übel den Schluß des Almanaches ausmachen könnte. Es wäre mir ſehr lieb, wenn es Dir lieb wäre. —

Die Heiratserlaubnis habe ich auf dem einfachen Wege, den mir Piſtorius angab, erhalten. Sag ihm dafür meinen innigſten Dank. Bis den 28ten Februar iſt meine Verlobung [3]) in Enzweihingen, o komme doch dahin! Mach uns die Freude!

---

185. J. K. an Ludwig Uhland.

Grasburg in des Chemici Haus [4])
den 25. Februar 1813.

Teuerſter Oloſ! Auf meinem Wege zur Hochzeit!! ſchreibe ich Dir dies in Grasburg. Ich erhielt noch im Abreiſen Dein Schreiben. Das Märchen [5]) gehört ja, wie ich, ganz Dein mitſamt dem Rickele, die doch auch nichts als ein Märchen iſt.

Ich habe es zurückgehalten wegen dem Titel, den Fouqué [6]) angab, und weil ich es für den Romanen, den ich noch nicht auf-

[1]) Fouqué's Vorſchlag. S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Tailleſer erſchien trotz Kerners Befürwortung nicht in Fouqué's Taſchenbuch, ſondern im „Dichterwald“.

[3]) D. h. Hochzeit. Vgl. den folgenden Brief.

[4]) Der Chemiker iſt Kerners alter Freund Staudenmayer in Ludwigsburg. S. Bilderbuch S. 348 ff.

[5]) Das Märchen „Goldener“ erſchien doch noch im „Dichterwald“.

[6]) S. Brief Nr. 183.

gebe, bewahrte. Ich habe es in Sack gesteckt, um Dir es hier beizuschließen, finde es aber nun nimmer. Du hast es ja noch, sende es dem Schwab nach!

Ich hoffe, daß Du an Osiander[1]) geschrieben hast, denn ich weiß ja nicht, wie Du Druck und Format wünschest, ich kann ihm darüber nichts schreiben.

O lieber, lieber Uhland! Wenn Du doch nur am 28sten (am Sonntag) nach Enzweihingen reiten würdest, wir könnten uns dann über manches noch besprechen und Du wärest bei unserem Hochzeitsschmaus anwesend, bei dem niemand sein wird als wir, wo Rickele die sauern Spatzen dazu selbst kochen wird[2]). Ich grüße Köstlin alsbald!

Ewig Dein

J. Ch. K.

186. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 29. April 1813.

So gewaltig in Deinen Briefen auf mich losgezogen wird, so freut es mich doch herzlich, daraus euer Wohlbefinden zu ersehen. Du schiltst mich einen Fisch,

Wenn ich ein Fischlein wär',
Schwämm' ich zu dir.

Mit dem Almanach will es immer nicht voran, bald ist kein Papier da, bald geben die Zeitumstände sein Erscheinen nicht zu[3]). Auch soll er einen andern Titel bekommen, weil der

[1]) S. Brief Nr. 178 und Nr. 180.

[2]) Diese Stelle teilt auch Marie Niethammer in „Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" S. 61 mit.

[3]) Dasselbe schrieb schon am 3. April Osiander (der Verleger und Freund Kerners). Am 13. April schrieb Professor Conz in Tübingen an Kerner: „Von Ihren Gedichten, die hier herauskommen sollen, hat mir vor einigen Tagen Osiander gesagt. Sie werden aber wohl erst im Juni oder Julius erscheinen können, da er kein Papier bisher erhalten konnte. Noch ist mit dem Drucke nicht angefangen und das Manuskript liegt, glaub' ich, noch bei Michaelis in der Zensur. Gesehen habe ich noch nichts davon."

Graeburg. Chemicihaus.
N. 25t Feb. 13.

Theuerster Olof!

Auf meinem Wege zur Hochzeit!!! schreib ich Dir diß in Graeburg. Ich erhielt noch im Abreisen dein Schreiben.
Das Mährchen gehört ja wie ich ganz dein mit samt dem Titel die doch auch nichts als ein Mährchen ist. Ich hab es zurückgehalten wegen dem Titel den Fouqué angab und weil ich es für den Romanen, den ich noch nicht aufgebe, bewahrte. Ich hab es in Sack gesteckt Dir es hier beyzuschließen, fand es aber nun nimmer. Du hast es ja noch, send es dem Schwab nach.

Brief-Facsimile von Justinus Kerner, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 195.

Ich hoffe daß du an Oriander geschrieben.
Denn ich weiß ja nicht wie du Druck
und Format wünschest, ich kann ihm
darüber nichts schreiben.
O lieber, lieber Uhland! wenn du
doch nur am 28t (am Sonntag) nach
Enzweihingen reuten würdest, wir
könnten uns dort über manches noch
besprechen und du wärest bey unserm
Hochzeitschmaus anwesend, bey dem niemand
seyn wird als wir, wo Nikele die saure
Wagen dazu selbst kochen wird.
Ich grüße Köstlin alsbald!!!!
Ewig Dein
Kl. K.

Frühling bald vorüber iſt. Aber welchen? Etwa Dichterwald[1])? oder wie ſonſt? Du erhältſt hier den Wanderer[2]), freilich etwas ſpät, aber ich habe auch weder Helminas Gedichte, noch Fouqués Erzählungen erhalten.

Aus Deinem Wunderhorn bearbeitet gegenwärtig Haug mehrere Lieder, damit ja die Geſchichte in den Reiſeſchatten vollkommen zutreffe.

In den Feiertagen war ich in Tübingen. Schwab, der hier in der Vakanz war, iſt geſtern wieder abgereiſt. Gangloſſ iſt keineswegs ausgehoben, ſondern arbeitet hier bei Dannecker.

Hiermit ſind meine Neuigkeiten bereits zu Ende. Schreibe mir bald einen längern Brief, ſchreibe mir von eurem Leben in Welzheim, teile mir Deine Gedichte mit, damit ſie mich zur Poeſie erwecken, grüße Rickele herzlich. Sie ſoll mir auch ſchreiben, ob Du Dich wohl hältſt. Dein Lied hat mir und anderen Freude gemacht.

Dein

L. U.

---

187. Ludwig Uhland an J. K.

[Mai 1813.]

Daß das Gute auch zuweilen in dieſem irdiſchen Leben ſchon den Sieg davon trägt, dieſe Betrachtung, lieber Kerner, wird ſich Dir beim Anblick beifolgender Druckbogen[3]) und Leſung des Schwabſchen Briefs aufdringen. Sende doch Deinen Brief

---

[1]) Uhlands Vorſchlag wurde dem Fouqué's vorgezogen. S. Brief Nr. 183.

[2]) „Der Wanderer zum Morgenrot", d. h. „Die Heimatloſen". In einem in Uhlands Leben von ſeiner Witwe S. 91 mitgeteilten Brief Kerners an Uhland vom 20. März 1813 (nicht 1810, wie dort fälſchlich ſteht) bittet Kerner, ihm ſeinen Wanderer „doch zuzuſtellen". Ebenſo ſagt er dort: „Gedichtet wurde ſeitdem nichts ... Was Kleines, das ich Dir beilege, iſt faſt zu unbedeutend." Das iſt das „Lied", das Uhland am Schluß ſeines Briefes erwähnt. Aber welches?

[3]) Vom „Deutſchen Dichterwald".

an Mayer amt dem Blatte, worauf Dein Gedicht ſteht, aber nicht mehr, damit ihm der volle Genuß noch vorbehalten bleibt.

Was den Titel betrifft, ſo habe ich mehrere an Schwab geſchrieben, worunter er nun ſelbſt wählen mag, z. B. Fliegende Blätter[1]), welchen Köſtlin vorgeſchlagen hat, wenn Dir was Beſſeres einfällt, ſo ſchreib es in aller Eile, wie auch ich in aller Eile bin

Dein

L. U.

Gruß an Rickele!

---

188. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 27. Mai 1813.

Daß die Gedichtſammlung einmal ins Werk kommt, freut mich von Herzen. Ich möchte dem Titel „Fliegende Blätter" am eheſten beiſtimmen, hab' es auch ſchon Schwab geſchrieben...

Noch ehe die Poſten geſperrt wurden, ſchrieb meine Schwägerin von Hamburg, daß Aſſur nach Berlin zur Armee abgegangen ſeie! Kannſt Du von Fouqué, Löben nichts erfahren? Von Varnhagen? Es iſt ein Jammer, daß man nicht nach Altona ſchreiben kann! —

Ich ſende heute an Mayer das Druckblättchen und Schwabs Brief...

Ewig Dein

J. K.

Dem Mayer habe ich aus den Druckbögen[2]) nur zerſchnittene einzelne Verſe aus Gedichten, die er meiſtens noch nicht kennt, geſchickt, damit er recht begierig wird.

---

[1]) Es blieb bei Uhlands Vorſchlag vom 29. April. Vgl. zu dem Vorſchlag Köſtlins Uhlands Vers „Gieb ein fliegend Blatt den Winden" in ſeinem Gedicht „Freie Kunſt", das den „Dichterwald" eröffnet.

[2]) Uhland hatte ihm im Mai zwei „Druckbogen" des Dichterwaldes zugeſandt. S. Brief Nr. 187.

189. G. Schwab an J. K.

Tübingen, den 12. Juni 1813.

Soeben erhalte ich Deine vier Exemplarien, von Blisers[1]), Deinem Verlangen nach sauber und gar mannigfaltiglich gebunden, und eile, sie noch auf die Post zu besorgen. Die andere Hälfte habe ich schon vor vierzehn Tagen an Uhland abgeschickt. Dieser scheint mir fast zu grollen, ich glaube, um der Nachlese[2]) willen, die ich auf meine Faust hinzugesetzt, weil es Osiander so wollte, damit kein Papier verloren ginge. Für Deinen lieben Brief, seit zwei Jahren das erste Wort von Dir, danke ich Dir herzlich ... Osiander fragt mich, ob Du an dem Honorar die Exemplarien für die Mitarbeiter annehmen wolleſt. Schreib ihm doch darüber. Hier habe ich schon einige Personen vermocht, den Dichterwald sich anzuschaffen. Man muß nur überall sagen, es kommen Anspielungen auf die Zeit darin, die sich ja zur Not auch aufweisen lassen; rührt dann die Poesie das Volk nicht, so thut es doch die Politik!

Dein

G. Schwab.

190. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 21. Juni 1813.

Endlich habe ich den „Dichterwald" auch zu Gesicht bekommen. Schwab sandte ihn mir und ich erhielt ihn, als ich mit Rickele beim Nachteſſen saß, mein erster Blick fiel auf die unselige Nachlese[3]), die ich auch alsbald aus den Exemplaren herausriß. Sie wäre mir nicht so ärgerlich, wenn nicht das einen ganz zer-

[1]) Buchbinder in Tübingen.

[2]) Diese „Nachlese", enthaltend das „Theelied" von Uhland und „An August Mayer", „Antwort auf deſſen Abschied" S. 91 von G. Schwab, erregte auch den lebhafteſten Unwillen Kerners. Das Gedicht auf Mayer, der für verschollen, aber noch nicht für verloren galt, „betrübte" Kerner „tief". Vgl. Karl Mayers „Ludwig Uhland" II, 5 und Brief Nr. 190.

[3]) Vgl. Brief Nr. 189.

knirſchende Gedicht auf A. Mayer hingeſetzt wäre. Durch dies iſt gewiß dem Karl Mayer alle Freude an dem Buche geraubt und großenteils iſt mir die Unternehmung bloß wegen der Freude, die der liebe Mayer daran haben könnte, wert. Es iſt unvorſichtig von Schwab und ich habe mich in einem Briefe an ihn, den ich Dir hier beilege und ihn zu beſorgen bitte, offen darüber erklärt. Sende den Brief doch ja ab! . . .

Schwab ſchreibt von 4 Exemplaren, die Du noch für mich in petto habeſt, oder verſteh' ich ihn nicht? Oſiander ſchreibt: ob er an den 50 fl. Honorar in Büchern die Exemplare an die Mitarbeiter abziehen dürfe! Ich weiß nicht, was billig ſein wird, ſchreib ihm doch hierüber.

Ich könnte recht über Dein ewiges Stillſchweigen klagen, es iſt fürchterlich, wie taubſtumm Du biſt!!! Sei doch nur auch lebendiger für einen. Das Rickele grüßt Dich herzlich! Ihre Rezenſion des Büchleins iſt: „Der Uhland macht eben gar herrliche Gedichte!"

Ewig Dein

J. K.

---

191. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 11. Juli 1813.

Ich bin ſehr betrübt, als ich von Köſtlin erfahre, daß er den Almanach ſchon mehrere Wochen beſitzt und ihr mir noch kein Exemplar zuſtelltet[1]).

Bewerkſtellige doch, daß ich eines erhalte. Seit Du Juſtizminiſter[2]) biſt, geht unſere Korreſpondenz gar elend, woran Du die Schuld haſt, auch erhalte ich kein Gedicht mehr von Dir. Daß der Eheſtand der Poeſie nicht hinderlich iſt, will ich Dir durch die zwei beigelegten Lieder darthun.

---

[1]) Die zwei Briefe Nr. 190 und 191 ſind offenbar falſch datirt. Nr. 191 iſt der frühere.

[2]) D. h. im Bureau des Juſtizminiſters von der Lühe als Volontär arbeiteſt!

Letzthin fand ich wo eine Ankündigung vom Jahre 1794, von Pf. Christmann von Vaterlandsliedern für Württemberger[1]). In dieser waren genannt: „Eberhardt der 2te im Wildbad von Hr. Studiosus Ritter. Staufen von M. Thil. Wolf von Wunnenstein von Hr. Stud. Ritter. Die Weiber von Schorndorf von H. M. Reinhardt. Sazin oder das Mädchen von Eßlingen von Hr. Hübner. Das Bärbchen von Hornbach von H. Stud. Ritter. Wolf Keibel oder die Linde von Neuenstadt von HE. Hübner. Schloß Beiern von H. M. Reinhardt. Diese Lieder möcht' ich lesen, um zu sehen, wie Herr Ritter Eberhardt im Wildbad und Hr. Thil Staufen behandelt, und was denn die anderen Geschichten sind? . . .

Wir sollten einmal bei Osiander eine Sammlung von so württembergischen Geschichten drucken lassen. Dazu liefern wir schon manchen Beitrag, auch Schiller, Bürger . . .

Die Bücher habt ihr mir durch jene Gelegenheit nicht gesandt. Alle Freitag kommt ein Weib mit Krebsen von hier zu Mad. Reinhardt, die unweit der Neusischen Apotheke wohnt. Durch diese könnt ihr mir bequem Bücher senden . . .

Ich umarme euch herzlichst.

J. K.

---

192. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 19. Juli 1813.

Ich bin fast genötigt, an Mad. Schwab Beigelegtes zu adressiren, indem ich vollkommenes Recht habe, gänzlich zu zweifeln, ob Du noch im Württembergischen oder im Leben bist.

Ich habe Dir teils durch Köstlin, teils direkt vor Wochen und Monaten mehrere Briefe mit Fragen, Gedichten ꝛc. zugesandt, aber nicht eine Silbe Antwort von Dir erhalten[2]). Sind es Geschäfte auf Deinem Bureau, die Dich von Deinen

---

[1]) Das Buch hat sich auf den Bibliotheken in Tübingen und Stuttgart nicht gefunden. Vgl. Uhlands Brief vom 15. August d. J.

[2]) Der letzte erhaltene Brief Uhlands (Nr. 187) ist undatirt, aber sicher aus dem Mai des Jahrs.

Freunden trennen, ſo iſt es thöricht von Dir, Dir alſo Feſſeln anzulegen, iſt es Gleichgiltigkeit, Bosheit, ſo iſt es unverzeihlich. Der treue Mayer kam am letzten Sonntag mit ſeiner Schweſter bei uns an. Er gebraucht das Schlackenbad in Heidenheim und reiſte geſtern Mittag wieder dahin ab ...

Ade! lieber Uhland! Es iſt dies, auf Ehre! mein letzter Brief an Dich — bis ich weiß, ob Du noch am Leben.

Dein

Kerner.

---

193. J. K. an Ludwig Uhland.

[Welzheim, 13. Auguſt 1813.]

So gar nachläſſig im Schreiben mußt Du nun nimmer ſein. Hier ein Brief an Mayer, iſt er nimmer in Stuttgart, ſende ihn nach, aber bald! Mayer hat Dir nach ſeinem Briefe manches von uns erzählt. Es war übel, daß Du nicht auch bei uns geweſen. Ich habe indeſſen auch Jean Pauls Aeſthetik, 2te Auflage, geleſen. Was er über die Reiſeſchatten ſagt, verſtehe ich eigentlich nicht recht[1]). In Schattenſpielen können nur ſchnell vorüberziehende Geſtalten erſcheinen, und Schatten ſind keine gegoſſene Figuren mit feſten Umriſſen. Sonſt iſt viel Herrliches in dem Werke, indes vermiſſ' ich auch manches. Auf das Lyriſche hält er gar wenig, von Fouqué ſpricht er nicht nach Verdienſt, beim Epos wird der Nibelungen mit keinem Worte erwähnt. Den (obgleich auch nach ihm mißlungenen) Meſſias von Klopſtock hält er für das einzige deutſche Epos. Dem ekeln Weißer macht er Komplimente[2]). Nun bitt' ich euch zum zehntenmale, ſendet mir doch: die 2 Teile meines Wunderhorns, item den Don Quixote ... item die herausgeriſſenen Blätter von Arbogaſt ...

Dem Köſtlin ſchreib' ich nichts, weil er mir nicht ſchreibt,

---

[1]) Die betreffenden Stellen ſind im folgenden Brief Uhlands mitgeteilt.

[2]) Vgl. Uhlands Urteil darüber im folgenden Brief.

will ihn aber doch fortlieben. Nun iſt bei uns faſt alles verblüht und der Winter nahe.

[Der Gärtner auf der Höhe v. J. Kerner.]
Verlaß die kalten Höhen,
Du armer Gärtnersmann! ꝛc. [1]).

Dein

Kerner.

---

194. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 15. Auguſt [2]) 1813.

Laſſe dich dies nicht betrüben,
Daß ich dir ohn' Unterlaß
Von der Pein, die mich macht blaß,
Seither habe nicht geſchrieben.
Das Gemüte red't die Fülle,
Schweigt gleich Mund und Feder ſtille.

Mit dieſem Verſe aus Flemmings Gedichten, die faſt das einzige Buch ſind, das ich dieſen Sommer leſe, kann ich vielleicht am beſten mein Stillſchweigen gegen Dich, liebſter Kerner, entſchuldigen. Für Deine ſchönen Lieder, lieben Briefe, vortrefflichen Holzberichte [3]) (von Köſtlin?) danke ich herzlich. Ich ſelbſt habe nichts gedichtet, als folgende Zeilen auf den Tod meines Onkels, des Pfarrers in Schmiden, welche ich auf dem Rückwege von ſeinem Begräbnis machte:

[Auf den Tod eines Landgeiſtlichen [4]).]

Von meinem hieſigen Leben ſchreibe ich Dir lieber nichts, da ich zu ſehr ins einzelne gehen müßte. Mit den Freunden bin ich nicht ſo zuſammen, wie ich wünſchte, indem ich gerade

---

[1]) S. Die Dichtungen S. 176.

[2]) Der Brief kreuzte ſich mit Kerners vom 13. Auguſt.

[3]) Derſelbe ſtammt von Kerner: Holzbericht des Oberförſters N. N., betreffend den „Deutſchen Dichterwald". Vgl. K. Mayer, „Ludwig Uhland" II, 19.

[4]) Unverändert in die „Gedichte" aufgenommen.

von ihren traulicheren Vereinen ausgeſchloſſen bin[1]). — In der neuen Ausgabe von Jean Pauls Aeſthetik iſt Deiner an zwei Orten gedacht:

T. 1. S. 242. „Aber die komiſchen Reize eines Bahrdts, Kranz, „Wetzels, Merkels und der meiſten allgemein deutſchen Bibliothekare „erbittern als (meiſtens) falſche Tendenzen den rechten Geſchmack weit „mehr, als die komiſchen Hitzblattern und Fett- und Sommerflecken „(oft nur Uebertriebe der rechten Tendenz) etwan an einem Tieck, Kerner, „Kanne, Arnim, Görres, Brentano, Weißer, Bernhardi, Fr. Horn, „St. Schütze, E. Wagner u. ſ. w."

Weißer! Wie kommt Saul unter die Propheten?

T. III, S. 906. „Dieſer myſtiſche Karfunkel, welcher ſogar „die geregelte innere oder geiſtige Wirklichkeit verflüchtigt, kommt auch „in komiſchen Darſtellungen als der Zeiſigſtein wieder, der das „ganze Neſt unſichtbar macht. Z. B. in den ‚Schattenſpielen „von Kerner' wird dem ſonſt trefflichen Witze und Komus und Dar„ſtellvermögen der feſte Wohnplatz unter den Füßen weggezogen und „alles in Luftſchlöſſer eingelagert, welche bisher nicht einmal für Märchen „bewohn- und haltbar waren."

Neben dem Welzheimer Flachs[2]) ſollteſt Du auch noch die Welzheimer Krebſe ebenſo lieblich beſingen. Die württembergiſchen Balladen, wegen deren Du einmal [in Nr. 191] fragteſt, ſollen meiſt in dem Stäudlinſchen Muſenalmanache ſtehen. — Du weißt wohl nicht, daß der Bär[3]) bereits von Knapp componirt iſt und in kurzem der hieſigen Theaterdirektion vorgelegt werden wird. — Von Mayer habe ich ſeit undenklicher Zeit

---

[1]) Ebendasſelbe ſchreibt Uhland ſchon am 24. April an K. Mayer (ſ. deſſen „L. Uhland" II, 1). Es handelt ſich um die Schattengeſellſchaft, das Schattenkränzchen. Uhland wurde erſt ſpäter als Mitglied aufgenommen.

[2]) Vgl. Kerners Gedicht „Lob des Flachſes". Wegen der Krebſe vgl. Kerners Notiz in dem Brief Nr. 191. Darnach iſt dieſe Anſpielung eine Neckerei Uhlands.

[3]) S. Brief Nr. 14. „Der Bär paſſirte die Theaterzenſur nicht, weil Herr von Matthiſon den Text zu gemein fand" ſchreibt Uhland am 24. September 1813. S. Mayers „Uhland" II, 19.

endlich wieder einen Brief erhalten, der mich besonders auch durch die Nachricht von seiner bevorstehenden Hieherkunft erfreute. Du könntest ihm etwa gegenwärtigen Brief auch mitteilen, nebst meinem herzlichen Gruße. — Daß ich an der „Nachlese“ [1]) ganz unschuldig bin, wirst Du aus anliegendem, alten Brief von Schwab ersehen. Nun lebe wohl, grüße Rickele herzlich, schreibe bald wieder und dichte für mich, da ich selbst nicht mehr dazu komme!

Dein

L. U.

---

195. General Theobald an J. K.

Den 3. Oktober 1813.

Endlich, mein lieber Justinus, finde ich Muße, um Euch zu schreiben und zu danken für den Dichterwald. Es ist manches Schöne und Gute darin, auch von Euch, lieber Justinus, Euer Totenopfer auf den Bruder [Georg] und Eure Denkmale auf Schubart haben mir zugesagt. — Die Burg von Volmarstein [2]) hat meinen Beifall. Der Rezensent Spindelmann [3]) ist ein närrischer Patron, der wahre Gegensatz von einem Dichter, wie Euer Bruder, der General, ganz praktisch . . .

Im übrigen habt ihr lieben neuen Mittelalterdichter doch eine gar beschränkte Ansicht von der Dichtkunst. Es ist löblich, daß ihr die griechische und römische Formen verbannt wissen wollt. Die Dichtkunst muß ganz national, ganz volkstümlich sein, es ist die Sprache der dem Volke eigentümlichen Empfindung, die bei den Deutschen nur anders ist als bei den Römern und den Griechen; aber ihr müßt mir doch gestehen, daß eure Verslein ein unkörniges Winseln und Klagen sind, an denen man sich nicht so ganz begnügen kann.

Schiller, den ihr nicht so ganz wollt gelten lassen, hat in dem Ritter von Toggenburg gezeigt, daß er in eurer Manier

---

[1]) Des Almanachs. S. Brief Nr. 189.

[2]) Von Fouqué.

[3]) Pseudonym für Kerner und Uhland.

gar wohl excelliren könnte, aber verſucht es einmal und excellirt in der ſeinen. Es iſt falſch, daß Moral und Philoſophie nicht in die Poeſie gehören.

Welches iſt die älteſte und erhabenſte aller Poeſien? Offenbar die hebräiſche, und iſt je ein Gedicht geſchrieben worden, das dem Buch Hiob gleichkäme? Und dieſes Buch iſt reine Philoſophie, voll der prächtigſten Bilder der einfältigſten und erhabenſten Wahrheit. Philoſophie iſt mit der Religion und dieſe mit der Kunſt verwandt. Der Stoff, der Gehalt fehlt euren Gedichten. Das kommt daher, daß ihr immer um die alten Geſchichten herumſchweift, wo dann ein ewiges Einerlei herauskommt. Macht Euch aus dem Mittelalter heraus, kommt in die gegenwärtige, die wahrhaft poetiſch iſt . . .

Auch ein Dichter, der Theodor Körner, iſt geblieben. Verſucht es, einmal einzelne Scenen dieſes Kriegs würdig darzuſtellen. Kommt einmal zu mir herüber, damit wir uns recht ausſchwatzen können . . . Ich werde ſtets den größten Anteil nehmen an allem, was euch begegnet, und werde Euch immer lieben, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr der alte Narr bleibt. Gruß und Kuß

Theobald.

---

196. J. G. Seegemund an J. K.

Berlin, 14. Dezember 1813.

Wie ſehr hat es mich doch erquickt, da ich ſchwer verwundet und langſam geneſend vom Kampfplatze entfernt war und mich milderen und himmliſchen Einwirkungen wieder hingeben konnte, Ihren Dichterwald zu leſen, in den ich mich ſelber unter Fouqués Schild gleichſam verſtohlen hineingeſchlichen habe[1])! Sie und der preiswürdige Uhland und der mir vielleicht näher verwandte herzige Schwab, welch ein erfreuliches Geſtirn! Wie wohl thut es einem Freunde der Poeſie, wo das einmal wieder aufgeht,

---

[1]) Von ihm erſchienen unter den Chiffren S. (J. G.) zwei Gedichte im Dichterwald. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 25.

und man ſehnt ſich darnach, es wieder kommen zu ſehen, zumal da ſich gewiß die Zahl derer, die darnach hinaufſchauen, auch in dieſem Erdbeben vermehrt hat, mögen es immer einige mit aſtronomiſchem Auge betrachten. Ich hoffe alſo, daß auch im künftigen Jahre, was denn doch wohl das erſte neue des heiligen Deutſchen Reiches ſein wird, Ihr in alter Erde wurzelnder Wald wieder blühen werde, und ſende Ihnen meine jungen Reiſer dazu, eh' ich wieder ins Feld gehe. Zugleich hab' ich den Wunſch und zu ſeiner Erfüllung einige Anſtalten gemacht, zuvor auch hier im Norden einen Dichtergarten anzulegen, in welchem Fouqué, Ludwig Gieſebrecht[1]) (von welchem Sie noch nichts wiſſen, aber einſt das Herrlichſte erfahren werden) und — Sie, verehrter Freund, ſamt Schwab und Uhland die Stämme ſein möchten. Der Entwurf dazu iſt längſt gehegt, das Werkchen war daran, unter dem Titel: Jahrbüchlein deutſcher Gedichte[2]) in Stettin herauszukommen, ehe dieſe Stadt eingeſchloſſen ward. Ich habe die Beiträge von allen in Händen, auch von Uhland, den Fouqué früher darum erſucht hat — nur zu Ihnen und Schwab muß ich noch mit der Bitte gehen, und ich thue das mit dem herzlichſten Zutrauen. Nach der Kirche Chriſti liegt mir nichts ſo ſehr am Herzen als die Poeſie, und beide bedürfen ja einander, weiter ſag' ich Ihnen nichts, um mir Ihr Vertrauen für mein Werkchen zu gewinnen, wenn das, was Sie von mir kennen und was leichtfertiger ausſieht, dazu nicht hinreichen möchte . . .

Chamiſſo grüßt Sie und Uhland herzlich. Der Herr behüte Sie! Mit inniger Hochachtung und Freundſchaft

Der Ihrige

J. G. Seegemund,
Kgl. Preuß. Lieutenant im Inf.-Regiment Kolberg.

---

[1]) Gieſebrecht, 1792 geboren, ſtarb 1873 als Gymnaſialprofeſſor in Stettin. — Vgl. Franz Kern: „L. G. als Dichter, Gelehrter und Schulmann" (1875).

[2]) Der vollſtändige Titel lautet: „Jahrbüchlein deutſcher Gedichte auf 1815" von Heinrich Löſt, Fouqué, L. Gieſebrecht u. a. Stettin 1815. Kerner hat nichts beigeſteuert, dagegen Uhland verſchiedene Gedichte

197. Staudenmayer an J. K.

Ludwigsburg, 14. Dezember 1813.

Hurra, das liebe Kind ist da! und Gott erhalte es Ihnen zur Freude und zum Segen Ihrer ganzen Familie[1]). Wäre es ein Bube, so hätten Sie ihn Kosak heißen müssen, da das liebe Kind in die Welt kam, als diese in unser Vaterland einzogen ...

Daß gestern 4100 dieser tapfern Männer hier vorbeizogen, wo jeder davon sich ernst vorgenommen, den mit dem langen Schwanz lebendig zu fangen, wird Ihnen Herr Köstlin sagen ... Heute kommen abermals 8000 Kürassiere ebenfalls hier vorbei. Gestern wurde ich von Oberamts wegen dahin gebeten, im Notfalle Dolmetscher zu sein[2]). Ich war aber, wie ich zuvor sagte, nicht nötig, weil ein großer Teil, besonders die Herren Offiziere, zum Teil gut, zum Teil gebrochen, deutsch reden. Unendlich viele freundliche Gesichter sahen sowohl ich als meine Frau, als wir sie in ihrer Sprache grüßten und ihnen eine glückliche Reise wünschten ...

Tausend Dank für Ihren mir mitgeteilten Dichterwald ...

Unwandelbar

Ihr Freund

Joh. Conr. Staudenmayer.

---

198. J. E. Hitzig an J. K.

Berlin, den 15. Dezember 1813.

Wie gern erfülle ich Ihren Wunsch um Nachricht von den Freunden — da ich, Gott sei es Dank, Ihnen nur Erfreuliches zu melden habe.

1. Fouqué hat, wie Ihnen die Einleitung zu seinen Gedichten sagen wird, bis zu, und ich füge hinzu, auch bei der Schlacht von Leipzig alles mitgemacht, an der Spitze seiner

---

[1]) Am 2. Dezember wurde Rosa Maria Kerner geboren.

[2]) Er hatte lange in Petersburg gelebt als Chemiker und Admiralitätsapotheker. S. Bilderbuch S. 348.

Jäger-Schwadron, und nun (als Rittmeiſter von der Armee) am Rhein ſeinen Abſchied genommen, weil die Wintercampagne ſeiner geſchwächten Geſundheit nicht mehr zuſagte. Er iſt zu Hauſe, dichtet an einem Epos, das ſich durch die Geſchichte dieſes Kriegs hinzieht, und ſucht ſich körperlich zu reſtauriren. Er iſt ſehr beſorgt um ſeine Bruſt; Freunde, die ihn geſehen, behaupten aber, daß ihm die Ruhe ſehr wohl bekomme und ihn täglich kräftiger mache. Erfreuen Sie ihn durch einen Brief, den ich beſorgen werde![1])

2. Varnhagen iſt Adjutant des Generals Tettenborn (ruſſiſcher Hauptmann). Er ſteht bei der gegen Davouſt gerichteten Armee, fühlt ſich ſehr glücklich in ſeinem Beruf und dichtet fröhlich. Ich lege ihnen das Faszikel bei, was er nach der Einnahme von Glückſtadt hat drucken laſſen. Auch ihn erreichen an mich gerichtete Briefe, da er mir häufig ſchreibt.

3. Chamiſſo, der in ſich nicht den Beruf fühlt, Moreaus und Bernadottes Weg zu gehen, habe ich mit halbem Herzen nicht hinzutreten laſſen mögen, und ihm hier ein Aſyl verſchafft, wo er ſich wohl fühlt. Er arbeitet in unſerem reichen, naturhiſtoriſchen Muſeum unter Lichtenſteins verſtändiger Leitung und bereitet ſich ſo zu einer großen Reiſe für dieſen Frühling vor.[2])

4. Aſſur iſt Arzt bei der in Holland ſtehenden neumärkiſchen Landwehr, und ſo viel ich weiß, wohl, wenigſtens habe ich ihn hier in ſeinem neuen Berufe ſehr zufrieden geſehen.

5. Dr. Julius ... iſt Stabsarzt bei der hanſeatiſchen Legion, die kräftigſt zu der Wiedererlöſung Hamburgs mitwirkt.

Ihr ſchönes Gedicht habe ich für die Muſen (von Fouqué und Neumann) beſtimmt, wo ſie es finden werden ...

Ihr ergebenſter

Hitzig.

---

[1]) Hitzig ſchrieb auch Fouqués Biographie in deſſen Briefen, Berlin (1848), herausgegeben von Albertina Baronin de la Motte-Fouqué.

[2]) Erſt im Jahr 1815 gelang es Chamiſſo an einer größeren Reiſe teilzunehmen. Vgl. ſeine „Reiſe um die Welt mit der Romanzoffiſchen Entdeckungsexpedition 1815—1818".

199. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, 22. Dezember 1813.

... Die Nachricht von Rickeles glücklicher Entbindung [1]) hat mich, sowie das ganze Haus, mit der innigsten Freude erfüllt und eine große Sorge von uns genommen. Wir wünschen Dir nun auch alle einstimmig tausend Glück zu eurem Kinde ... Aus einem Kinde, das den närrischen Kerner zum Vater, das Rickele zur Mutter und Rosa Maria zur Namenspatronin hat, kann etwas recht Erfreuliches werden ...

General Scharffenstein [2]) hat man zu unserm großen Leidwesen hier weggenommen und nach Ulm versetzt, weil er die österreichischen Generale und Truppen, welche ihren Weg nach Schwarzenbergs Befehlen über hier und ihre Nachtquartiere in hiesiger Stadt nehmen sollten, nicht mit Gewalt der Waffen von derselben, als einem königlichen Waffenplatze, zurückgewiesen und an der Selbsteinquartierung verhindert hat! — Dieser schickte mir einige Tage vor seiner Abreise ein Schreiben von ihm selbst über ästhetische Gegenstände mit dem Wunsche, sich darüber noch mit mir zu unterhalten. Er sagt dabei in dem Briefchen an mich: „Letzthin, als sich mein Geist von dem Wust der Zeit in sich zurückzog, beherrschten mich Gefühle, die grad Ihr schönes Lied von der Ferne [3]) waren, es entquoll ganz in seiner tiefen Wahrheit und Kraft aus meiner Seele. Damals empfand ich auch einen wahren Schmerz, mich von Ihnen zu entfernen, von Bruckmann. Doch vielleicht läßt sich für die Gerechtsame des Herzens über den Raum etwas abgewinnen, vielleicht seh' ich auch die wenigen Teuren, die ich hier verlassen, wieder!“ ...

Deine Liebe zu den Russen teile ich von Herzen. Was sind sie gegen die Oesterreicher! Die letzte Einquartierung, die wir hatten, bleibt uns allen unvergeßlich. Das Rickele soll einmal bedenken, daß wir neulich auf einmal vier russische Stabsoffi-

---

[1]) Am 2. Dezember wurde Rosa Maria geboren.

[2]) Schillers Freund und Studiengenosse.

[3]) Gemeint ist Mayers Lied „Ins Ferne hin!“ („Deutscher Dichterwald“ S. 21.)

ziere, . . . sieben Bediente und gegen zwanzig Pferde, für deren Unterkunft wir sorgen mußten, ins Quartier bekamen . . .

Ich kann Dir nicht sagen, wie viel Vergnügen uns die vier Offiziere gemacht haben . . .

Wir haben seit einiger Zeit hier viel Interessantes gesehen, viele österreichische Durchzüge, den Kaiser Franzel, den Großh[erzog] von Würzburg, die Herzogin von Oldenburg (nach der Erzählung unserer Liefländer ein sehr bedeutendes Weib von vielem Einfluß, auf die der Geist der Katharina II. übergegangen), sehr viele Russen ꝛc. Das Interessanteste aber war das große Kosaken- (auch Kalmucken- und Baschkiren-)lager von 5500 Mann von Platows Truppe, welches wir bei dem schönsten Wetter zwei Nächte und einen Tag auf den Wiesen zwischen Sontheim und der Stadt hatten . . .

Hat Dir Uhland nun geschrieben? Ich muß in Eile schließen. Grüße mir herzlichst Dein ganzes Haus. Viele Küsse von uns allen dem Rickele.

Dein

M.

---

200. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 20. Januar 1814.

Vorigen Herbst hab' ich Dir einen Brief geschrieben mit Versen und sonstiger Zugehör, hierauf hast Du mir aber mit gar nichts erwidert als mit Vorwürfen, Drohungen, Aufkündigungen der Freundschaft. Du schreibst, daß Du mir von Freunden, auf die ich auch einiges Recht habe, vieles mitteilen könntest, und teilst mir nichts mit. Was Du dichtest, muß ich bei Fremden suchen, und was Dir sonst begegnet, muß ich im Schwäbischen Merkur lesen. Dagegen habe ich mich darin verfehlt, daß ich Dir Dein Manuskript nicht alsbald wieder schickte, welches übrigens hier beifolgt, und daß ich öftern Anmahnens unerachtet Dein Wunderhorn noch immer nicht von Weckherlin zurückerhalten konnte. Auf wessen Seite ist nun das größere Unrecht?

Deine beiliegenden patriotiſchen Gedichte hat mir Haug[1]) zugeſtellt, indem das Morgenblatt keine Politik aufnimmt.

An Dein Töchterlein, welches, wie man ſagt, Roſa Maria heißt, habe ich ein Gedicht entworfen, konnte aber nicht dazu kommen, es in Worte zu bringen, was auch überflüſſig wäre, da das liebe Kind es doch nicht verſtehen würde[2]).

Somit lebe wohl, grüße Rickele und mache der kleinen Roſa Maria[2]) mit meinem Schattenriß fürchten, vor allem aber halte Dich gegen mich im neuen Jahr beſſer als im verfloſſenen.

Dein L. U.

Soeben erhalte ich von Mayer die Anweiſung, die Wanderer ihm zu ſchicken, was geſchehen ſoll ... Freund Kölle iſt ſeit geraumer Zeit hier, wie auch Schubart, der Cottaiſt.

Mayers Auguſte ſoll Braut ſein. Guſtav Gmelin! Lebe wohl!

---

201. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, den 7. Februar 1814.

... Wer von uns beiden gegen den andern geſündigt, wollen wir jetzt weder durch die Bibel noch durch Kriminal-

---

[1]) Friedrich Haug, der Epigrammatiker, war von 1807—1817 Mitredakteur, ja zeitweiſe alleiniger Redakteur des Cottaſchen Morgenblattes. — Am 2. April 1818 ſandte die Redaktion des Morgenblattes Kerner ein Gedicht auf Uhland zurück, weil „wir bei der lebhafteſten Anerkennung von der Vortrefflichkeit eines Dichterwerks, das dem Vaterlande die ſchönſten Hoffnungen erweckt, doch unſerem Grundſatze ... treu bleiben müſſen, Gedichte von perſönlicher Beziehung ... zu vermeiden, daher wir auch das hiebei ... zurückfolgende Gedicht nicht benutzen, ſo freudig wir in jedes, dem Dichter Uhland gezollte, Lob einſtimmen." Gemeint iſt das Gedicht „An Ludwig Uhland". (Nach Empfang ſeines Schauſpiels Herzog Ernſt 1818.) Wie wenig treu übrigens die Redaktion an ihrem Grundſatze feſthielt, zeigt der Umſtand, daß gerade im Jahr 1818, 1819 und 1820 verſchiedene Gedichte Kerners auf einzelne Perſonen erſchienen. Das war alſo nicht der wahre Grund der Zurückweiſung des Gedichtes an Uhland.

[2]) Kerners erſte, am 2. Dezember 1813 geborene Tochter.

akten ausmachen, ſondern denken, es ſei keine Störung geſchehen [1]). —

Der Brief vom treuen Aſſur hat mich ſehr erfreut, indes kam auch einer von Varnhagen von Toeningen aus. Dieſer hat aber nur zwei Reihen, unter ihnen zeigt er in ſeinem Titel an, daß er Hauptmann und Adjutant von Tettenborn [2]) ſeie. Dem Briefe legte er einen Druckbogen politiſcher Gedichte bei. Ich habe die Sachen nicht bei der Hand und werde ſie Dir zuſenden, ſobald ich von Dir erfahren, daß Du dieſen Brief erhalten.

Von Fouqué gibt ja Neander, mehr noch ein Stück der deutſchen Blätter [3]) Kunde. In dieſem wird eine Reihe von Gedichten von Fouqué auf dieſe Krieger angekündigt, es erſchien bei Hitzig als Manuſkript für Freunde. Ich wünſchte es zu haben! — Die Kriegslieder von Arndt [4]) habe ich. Einige von ihnen ſind ganz trefflich, und wo er den Volkston nachahmt, iſt er ganz Meiſter. Die von Sinclair [5]) erſchienenen ſind enorm ſchlecht, ganz verfehlter Volkston. Sie ſind Fouqué in einem Sonette zugeeignet, welches ſagt, daß derſelbe in der großen Leipziger Schlacht das Schwert geführt. Die zwölf Gedichte von Theodor Körner habe ich auch, ſie ſind recht brav, das Schwertlied ſehr herrlich. — Ich geſtehe Dir, daß mich Poeſien, die ihren Stoff aus der jetzt ſo poetiſchen Zeit hernehmen, über alles intereſſiren, indem ich ganz in dieſen Kämpfen lebe. Das Gedicht von Schwab iſt ſehr ſchön, ich meine das auf die Schlacht bei Leipzig [6]). Du haſt mir nichts der Art mitgeteilt.

---

[1]) Vgl. Uhlands Brief vom 20. Januar 1814.

[2]) Der bekannte ruſſiſche Reitergeneral.

[3]) S. den folgenden Brief.

[4]) Ernſt Moritz Arndts Kriegslieder „Des Deutſchen Vaterland", „Vaterlandslied", „Die Leipziger Schlacht" u. ſ. w. waren damals von gewaltiger Wirkung.

[5]) Kerner hatte recht: Sinclairs Lieder ſind heute verſchollen. Uhland urteilte milder. S. Brief Nr. 202. Ueber Sinclair vgl. Brief Nr. 4.

[6]) Es hat den Titel: „Zum 18. Oktober 1814". Ein anderes der Art iſt: „Kirchenbeſuch am 18. Oktober 1814". S. Geſamtausgabe (Reklam) von Schwabs Gedichten S. 77 f. Vgl. Brief Nr. 216.

Ein Gedicht auf den alten König von England[1]) von mir hat Dir vielleicht Köſtlin gegeben. Was macht Dein Traumbuch des Königs von Frankreich? —

Ich konnte Dir von Rickele und ihrem Kinde nichts ſchreiben; denn da ich auch auf die dringendſten Briefe nie eine Zeile Antwort erhielt, mußte ich endlich an Deiner Anweſenheit in Stuttgart verzweifeln. Es war nahe dabei, daß ich Dich durch ein Inſerat im Elben[2]) aufrief, mir Deinen Aufenthaltsort anzuzeigen. —

Das Rickele hat ein ſchönes Kind, dasſelbe heißt Roſa Maria. Roſa Maria iſt ſeine Patin, Du ſein Pate[3]), item der [Karl] Mayer. Ich kann es Dir aus obigem Grunde jetzt erſt ſchreiben. In den nächſten Wochen ziehen wir in ein neues, großes Haus[4]), das freiſteht und worin ich Dich zu Anbruch des Frühlings zu beherbergen hoffe. Ich bitte Dich, reiße Dich doch einmal vom Papiere los!!

Ich bitte Dich, werde doch beweglicher! Dieſer Winter liegt auch ſo ſchwer auf mir, wie auf Dir vielleicht die Papierſchnipſel, auch Lebensfroſt kommt und ich ſinge:

— — — — — — — —

Winter hält dies Herz umwunden
Und in Banden ſchlägt es ſchwer.
Armes Herz und darfſt nicht klagen,
Vogel ſchweigt im eiſigen Wald,
Gras und Kraut muß willig tragen,
Daß ſie rauher Nord umwallt.

---

[1]) „König Georg von England im Jahr 1813". S. Dichtungen S. 223.

[2]) Elben hieß der Eigentümer und Verleger des Schwäbiſchen Merkurs. Seinen Nachkommen gehört bekanntlich noch heute das Blatt.

[3]) Die Taufe fand ſchon im Dezember 1813 ſtatt. (S. K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 20.) Kerner hatte alſo Uhland ohne weiteres als Pate eintragen laſſen, ein Zeichen, wie eng befreundet beide Dichter waren. Vgl. dazu den folgenden Brief Uhlands.

[4]) Die neue Wohnung (bisher wohnten ſie im „Ochſen") lag vor dem Städtchen, ſie war Eigentum zweier alter Fräulein. Kerners waren ſehr beſchränkt im Raum; nur eine Küche war im Haus. S. Marie Niethammer, J. Kerners Jugendliebe ꝛc. S. 69.

Trag die frostigen Gestalten!
Trag das farbenlose Weiß!
Deine Schale kann erkalten,
Doch zum Kerne dringt kein Eis [1])

Dein

L.

202. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 10. Februar 1814.

Liebster Gevattermann!

Du hast mir kürzlich große Sorge gemacht, als die falsche Sage, daß Du am Nervenfieber darnieder liegest, verlautet hatte. Am Sonntag, als hier wegen des Sieges bei Brienne allgemeiner Jubel herrschte, konnte ich zu keiner freudigen Stimmung gelangen, es ward mir in dieser Zeit so recht klar, was Du mir seiest. Endlich am Montag brachte Deines Bruders Bedienter tröstliche Botschaft. — Es freut mich von Herzen, daß Du mich zum Paten Deines schönen Kindes erkoren hast. Mein Zimmerspruch [2]) soll über Dein neues Haus ausgesprochen sein. — Wenn ich Dir in Deinem letzten Briefe nichts Vaterländisches geschrieben und bloß ein unbedeutendes, zeitloses Lied beigelegt habe, so mußt Du darum nicht glauben, daß die große Zeitgeschichte nicht auch mir eine stolze Freude sei und in anderer Hinsicht mein Schmerz. Diesmal erhältst Du einige darauf sich beziehende Lieder [3]), welche freilich mit Deiner herrlichen Romanze vom König Georg, die ich in den Freiburger deutschen Blättern [4]) las, sich nicht vergleichen dürfen. Die ursprünglichen deutschen Blätter, welche noch immer in Altenburg und Leipzig erscheinen, und worin von Fouqué stehen soll, habe ich noch nicht gesehen. Sinclairs Kriegslieder kann ich nicht schlecht finden, zwar versagt

[1]) Ungedruckt.

[2]) Uhlands „Zimmerspruch" erschien zuerst im Dichterwald 1813.

[3]) Vermutlich „An das Vaterland", „Gesang und Krieg", „Lied eines deutschen Sängers" und „Vorwärts".

[4]) S. den vorhergehenden Brief und Nr. 204.

ihm das Wort, aber Dichter iſt er doch. Die Kerbe zu Urſel, das Sonett an Fouqué gefielen mir ſehr. Knapp hat Sinclairs Rolandslied ſehr ſchön und einfach komponirt, es hallt ganz wie aus uralter Zeit. Auch Körnerſche Schlachtlieder hat er in Muſik geſetzt. Kölle hat auch Kriegslieder gemacht, er läßt Dich ſchön grüßen. Die Feder ermattet mir ſchon wieder und ich kann nur noch Dich, Deine Mutter und Dein Kind herzlich grüßen. Gute Beſſerung!

Dein

L. U.

Das Wunderhorn ꝛc. ſoll dieſem Briefe ungeſäumt nachfolgen. Vergiß nicht, mir die Sendung vom wackern Varnhagen mitzuteilen, auch was Du ſonſt von den Freunden haſt. Die hier beiliegenden Lieder teile gelegentlich Mayer mit.

---

203. J. K. an Ludwig Uhland.

[Februar? 1814.]

Hier allerlei! Was in dem Couvert iſt, hat Varnhagen Dir und mir geſandt, ich bitte mir nichts davon zurück als den Brief von ein paar Zeilen. Alles teile Köſtlin und Mayer mit, mit der Bemerkung aber: daß ſie mir nichts von den Schriften, die mit meinem Namen bezeichnet ſind, verlieren, ſondern mir, gegen ihre Gewohnheit, wieder alles zuſenden. Bis ich Antwort von Dir erhalten, ſchreibe ich an Hitzig nicht wieder. Sende mir doch Briefe für Fouqué und Deine vaterländiſchen Gedichte[1]). Ich meine die Stanzen Nr. 2 und des „Vorwärts“ ſollteſt Du Hitzig zum Druck ſenden[2]). Ich habe ihm das Gedicht: „Herbſt, woher des Frühlingsfeier“

[1]) Uhlands eigentliche „Vaterländiſche Gedichte“ erſchienen erſt 1816 bezw. 1817. Wegen der hier genannten ſ. den vorhergehenden Brief.

[2]) „Stanze Nr. 2“, d. i. die Oktave „Geſang und Krieg“, 2. erſchien in Fouqués Frauentaſchenbuch 1815, das „Vorwärts“ in Fouqués Muſen 1814.

Stuttgart, d. 10. Febr. 13.

Liebster Gevatterman!

Du hast mir kürzlich große Sorge gemacht, als die falsche Sage, daß du am Nervenfieber darniederliegst, verlautet hatte. Am Sonntag, als hier wegen des Sieges bei Brienne allgemeiner Jubel herrschte, konnte ich zu keiner freudigen Stimmung gelangen, es ward mir in dieser Zeit so recht klar, was du mir seyest. Endlich am Montag brachte deines Bruders Bedienter tröstliche Botschaft.

Es freut mich von Herzen, daß du mich zum Pathen deines schönen Kindes erkohren hast. Mein Zimmerspruch soll über dein neues Haus ausgesprochen seyn.

Wenn ich die in meinem letzten Briefe nichts Vaterländisches geschrieben und blos ein unbedeutendes, zeitloses Lied beigelegt habe, so musst du darum nicht glauben, daß die große Zeitgeschichte nicht auch meine stolze Freude sey und, in anderer Hinsicht, mein Schmerz. Dießmal erhältst du einige darauf sich beziehende Lieder, welche freilich mit deiner herrlichen Romanze vom König Georg, die ich in den Freiburger Deutschen Blättern las, sich nicht vergleichen dürfen. Die ursprünglichen Deutschen Blätter, welche noch immer in Altenburg und Leipzig erscheinen und worin Fon von Fouqué stehen soll, habe ich noch nicht gesehen. Sinclairs Kriegslieder kann ich nicht schlecht finden, zwar versagt ihm das Wort, aber Dichter ist er doch die Kerbe

Briefschreibe von L. Uhland, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 202. (Zu 4 Jahr 13 ist verschrieben statt 14.)

gesandt und werde ihm nun das „neue Lied“ senden. Nun wissen wir doch die Namen von N., hier ein Brief von ihm.

Ach! mit einem zweiten Dichterwald ist es doch nichts. Seinem nordischen Dichterwald können ich und Schwab uns auch nicht mehr anschließen, es ist schon zu spät. Schreibe doch Schwab hierüber. Ich bitte! Ich werde durch Hitzig dem Seegemund antworten.

Wie erfreulich, ein Epos von Fouqué. Du!! Komme doch hieher, wir wohnen schon im neuen Haus! Schrause Dich los! Willst Du noch viel derlei neue Schriften lesen, so hole sie bei meinem Bruder ab, sie sind mein, Du findest dort die Lieder von Arndt, Körner ꝛc., die Deutschen Blätter ꝛc. Kotzebues Volksblatt, das ich ganz habe, ist auch interessant. Wie herrlich beigelegte Romanzen von Arndt!! Lese Fouqués dramatische Dichtungen. Wie überaus herrlich die Familie Halleisen! Fouqué ist fast mehr als ein Mensch!! Verschaffe mir doch aber endlich meinen „Don Quixote“ bei Köstlin! Es ist jämmerlich, einen so hinzuhalten! Ich habe wegen weitläufiger Praxis mehr zu schaffen als Köstlin, aber ich vernachlässige die Freunde hierüber nicht. Auch Du hast schon derlei Schuld auf Dich geladen! Merk's, Alter! . . .

Dein

Hy.

---

204. Gustav Schwab an J. K.

Tübingen, den 12. April 1814.

. . . In den Freiburger Deutschen Blättern, bester Kerner, habe ich vor einiger Zeit Dein herrliches Gedicht auf Georg von England gefunden, das mich ganz hingerissen hat; Dein nicht weniger schönes auf den Herzog von Braunschweig war mir schon früher bekannt. Ließe sich nicht eine Sammlung patriotischer Gedichte veranstalten, da doch diesmal nichts aus einem Dichterwald werden will? Du hast gewiß schon genug Stoff dazu, wenigstens im Kopfe; Uhland hat auch mehreres gedichtet, und mir fehlt es nur an einem solchen äußern Sporn,

um einiges zu verſuchen; ein paar Gedichte habe ich indeſſen auch. Bedenke Dich doch darüber, lieber Juſtinus! Ein Verleger fände ſich gewiß auch. Sollen wir denn in dieſer herrlichen Zeit, da alle Liedermunde ſich öffnen, allein ſchweigen? . . .

Ewig Dein

Guſtav Schwab.

---

295. Karl Mayer an J. und Nickele K.

Heilbronn, den 19. Mai 1814.

. . . Unſere Familie hat wieder einen Verluſt erlitten, der auch Dir ſchmerzlich ſein wird. Ein heute angekommener Brief meines Bruders Louis benachrichtigt uns von dem Tode Karl Gangloffs[1]; er ſtarb in Merklingen, wohin er kürzlich unpäßlich von Stuttgart abging. Sein Vater gab meinem Bruder davon nur mit einigen Worten Nachricht, und beauftragte ihn, es uns zu wiſſen zu thun; der Schmerz erlaube ihm nicht, mehr davon zu ſchreiben. Die näheren Umſtände ſind uns daher ganz unbekannt, wohl aber wiſſen wir, daß der Arme durch die Spannung zwiſchen ihm und Dannecker, durch Mangel an beſtimmten Ausſichten und durch Sorgen in der letzten Zeit noch viel ausgeſtanden habe, daher auch ſein Tod in dieſer Rückſicht viel Beruhigendes für uns hat. So ſind denn gerade die edelſten Geiſter unter den unſrigen, Auguſt und Gangloff nicht mehr in unſerer Mitte . . .

Euer

Karl Mayer.

---

296. Iſidorus Orientalis an J. K. und Ludwig Uhland.

Heidelberg, den 3. Juni 1814.

Ich bin ſeit kurzer Zeit wieder in dieſer himmliſchen Gegend, meiner irdiſchen Heimat in der Welt, und habe mich

[1]) Er ſtarb den 16. Mai 1814 im 24. Lebensjahre. Sein Tod wurde von dem ganzen Freundeskreis, auch von Kerner, tief betrauert. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 22 f. 27.

Ihnen, meine teuren Freunde, die mir nie ferne ſein können, ſeitdem ſchon oft recht nahe gefühlt. Unmöglich kann ich hier weilen und Ihnen nicht ein Zeichen dieſer Nähe geben. Wir wollen, wenn es Ihnen recht iſt, uns in dieſer Zeit größerer Erreichbarkeit aller Mitteilung öfter als gewöhnlich ſchreiben. Zwar werde ich Heidelberg wohl in einigen Wochen noch einmal verlaſſen ... Für das künftige Jahr aber iſt mein Plan, dauernd nach dieſem geliebten Heidelberg wiederzukehren, dann komm' ich auch zu Ihnen, meine Freunde, daß Sie den Iſidorus aus ſeinem innerſten Werte kennen lernen, das nun auch bald recht zur Sprache kommen wird — und daß ich an der Hand Ihrer Freundſchaft und in gemeinſamer Poeſie das ſchöne, holde, goldgelockte Schwaben, die ſüßeſten Minnekränz' im Haar, begrüße. Innig verlangt es mich, von Ihnen zu hören und ein erneuertes Wort alter Liebe zu haben ...

Vom Dichterwald habe ich gehört, aber noch nichts geſehen. Was dichten Sie jetzt? Ich habe in dieſer Zeit natürlich nur eine Menge Poeſien aus dem Gemüte herausgelebt, ſobald aber das ganze meines Lebens mir wieder in ſeinen vorigen Verhältniſſen ganz ähnlich ſein wird, hoffe ich ein ſehr ſchönes Gelingen der Dichterpläne, die jetzt mein inneres Heiligtum mit Fingerſpitzen der Morgenröte mir enthüllen. Von den kleinen, im Flug entſtandenen Gedichten ſchreibe ich Ihnen unten noch ein paar ab. Wollen Sie mir wohl recht bald ſchreiben, ob das Blatt von Rehfues[1]) noch ſeinen Fortgang hat, und ob er auch kleine Abhandlungen und Fragmente gern aufnimmt? Ich habe manches, was augenblicklich mitgeteilt, gewinnt, und die Blätter der Welt ſind ſo unheilig und mir ſo fremd geworden, ich ihnen ſo verhaßt, gottlob für dies Kapitelchen Märtyrertum! Mit Vergnügen würde ich an Rehfues Aufſätze und Poeſien ſchicken, auch wünſchte ich zu wiſſen (worüber ich ſchon mehreremale angefragt), ob eine Romanze von mir, Ugoline, durch Sie in das Blatt gekommen, oder was aus ihr geworden

[1]) Gemeint ſind die „Süddeutſche Miscellen für Leben, Literatur und Kunſt".

iſt? Die Handſchriften von mir und Gohl[1]), welche Sie im Dichterwald nicht abdrucken ließen, ſenden Sie mir doch gefälligſt hieher, weil ich keine Abſchrift von ihnen habe. In dieſem Augenblick beſchäftigt mich kritiſch das Werk „Sur l'Allemagne“[2]), über das viel und wenig zu ſagen iſt. Was ich darüber geſprochen, ſollen Sie leſen. Die letzten Tage meiner Anweſenheit in Paris war Frau von Staël dort angekommen. Für ihre Landsleute mag ſie genug über Deutſchland reden. Die ſind immer mit Halbem zufrieden und ſuchen Franzoſen und Halbes, das ſie ganz zu machen ſich bedünken, in aller Welt. Gott errette uns von allem unſichtbaren Franzöſismus. Mehr tötet er als Napoleon und das gelbe Fieber. Für die Freunde, die ich hier ſchmerzlich vermiſſe, durch die Heidelberg mir erſt ganz zum Paradieſe ward, gewährt mir meine Freundſchaft mit der lieberollen Helmine von Chezy, die hier mit mir iſt, einen Troſt. Doch — für jeden Geliebten hat das innere Leben eine ganze Liebe, es gibt keinen Erſatz!...

Iſidorus.

---

207. J. L. an Ludwig Uhland.

Welzheim, 9. Juni 1814.

Es ſind an zweitauſend Jahre oder noch darüber, daß ich von Dir nichts mehr erfahren. Du laufſt in Stuttgart auf und ab und denkſt meiner nicht mehr!...

Die letzten Gedichte, die Du mir ſandteſt, gingen ſogleich an Fouqué ab; ſie haben mich recht ſehr entzückt, ach! ſie ſind gar herrlich, beſonders das vom Herzen(?)! — Indes iſt mit mir weiter nichts Neues vorgegangen, auch gedichtet wurde weiter nichts, als ein Gedicht an den Kronprinzen[3]), das zu unbedeutend

[1]) Das iſt ebenfalls Iſidorus als G(raf) O(tto) H(einrich) (von) L(öben).

[2]) Madame de Staëls berühmtes Werk „De l'Allemagne“ erſchien 1810 in Paris. Vgl. Brief Nr. 213.

[3]) Der genaue Titel lautet: „Bei des Kronprinzen von Württemberg (jetzigen Königs) Zurückkunft aus Frankreich, im Frühling 1815“. S. Dichtungen S. 143.

iſt, Dir es abzuſchreiben. Mayer ſchrieb mir von Zeit zu Zeit, er klagt über Dein Verſtummen und daß Du ihm die politiſchen Schriften, die ich Dir ſandte, gänzlich vorenthielſt, obgleich ich Dich bat, ſie ihm mitzuteilen.

Aber Gangloffs Tod!? Gott im Himmel! Ich möchte blutige Thränen weinen! — Nun iſt er zu Auguſt Mayer gekommen! Aber der alte Vater, der ehrliche Thorwart, dem das Kind ſo alles war!!! —

Schwab verſprach heilig, mich zu beſuchen, er hat es nicht gehalten. Gott verzeih ihm die Sünde! denn einem Lechzenden ein Stücklein feucht Brot vorhalten und es wieder wegziehen, iſt mehr als Todtſchlag. — — Ihr heiratet ja nun auch alle zuſammen.

Ich halte nun ein Pferd, einen Rappen, ſtark und flink, vornen auf der Stirn iſt er mit einem weißen Pfeil gezeichnet, er grüßt Dich!! — Das Kind iſt ſehr luſtig, ſieht alles ſehr ſpöttelnd an, iſt gebräunt, geht mit einem Stück ſchwarzen Brot und Waſſer zu Bett und eignet ſich zu einem Zigeunerleben. Es umarmt Dich, es küßt euch ſchon. Ich meine meine kleine Roſa Maria [1]). Von der großen hört man gar nichts . . .

Ach Du! wann ſeh' ich Dich wieder? — Gewiß, Du könnteſt Dich losreißen, ich kann es nicht . . . — Jetzt las ich auch den Zauberring [2]). — O du überreicher Fouqué!! Alſo üppig, ſeelenvoll, ſo herrlich ſchreibt nur Cervantes. — Es iſt ein überreiches Füllhorn.

Ewig Dein

Kerner.

208. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 23. Juni 1814.

Es hat mich ſehr gefreut, von Schwab zu hören, daß ihr alle wohl ſeid, und daß die kleine Roſa Maria ein herrliches

[1]) Am 30. Juli 1814 ſchreibt Kerner an K. Mayer (in ſeinem „Ludwig Uhland" II, 26): „Sie reitet mit Nickele auf meinem ſchwarzen Pferd, welches Seſſel (mit Roßhaaren gepolſterter) heißt".

[2]) Fouqués „Zauberring" erſchien 1813, Nürnberg.

Kind sei. Ich lege hier ein Gedicht auf dieselbe bei, welches aber eigentlich in die Zeit der Geburt des Kindes gehört.

Hiebei Briefe und Gedichte von Löben.

Auch schreibe ich Dir drei Sonette auf Gangloffs Tod ab. Sie beziehen sich auf seine letzten Zeichnungen und Entwürfe. Nun bin ich nicht mehr bei dem Minister, sondern halte mich als Advokat hier auf, werde Dich auch diesen Sommer besuchen. Mit herzlichen Grüßen an alle

Dein L. U.

(Folgt Uhlands Gedicht „Auf das Kind eines Dichters", so wie es sich in den „Gedichten" findet; sodann ebenso unverändert die drei Sonette auf Gangloffs Tod.)

---

209. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, den 4. Juli 1814.

... Sehr hat mich in diesen trüben Tagen Dein Brief gefreut, mit welchem zu meiner noch größern Freude, der Seltenheit wegen, auch einer von Uhland einlief[1]) ... Hat Dir Uhland schon die schönen Sonette auf K. Gangloff mitgeteilt? Er will sie nach Wangenheims Wunsch im D. Journal für Kunst, Literatur und Moden einrücken lassen und verlangte dazu einen Aufsatz von mir über Gangloffs Kunstentwicklung, zu dem es mir aber bis jetzt besonders auch an aller Muße gefehlt hat. Ich werde aber doch noch sehen, was ich zusammenbringe, und wenn ich etwas mache, Dir es mitteilen[2]) ...

Viele Unterhaltung gewährten mir auch die mancherlei neuen Büchererwerbe, zu denen ich in diesem Jahre schon gekommen bin (folgt eine Aufzählung derselben).

Ich bitte Dich, mach, daß Du eine Gesellschaft für den Rhein. Merkur bekommst. Görres spricht fast in allen Blättern, und Du kennst ja seine Geistes- und Gemütsfülle ...

Dein Karl Mayer.

---

[1]) In seinem „Ludwig Uhland" II, 21 ff. teilt Mayer drei Briefe Uhlands vom 3., 20. und 23. Juni 1814 mit.

[2]) Vgl. dazu K. Mayer a. a. O. II, 22. 25.

210. Guſtav Schwab an J. K.

Tübingen, den 5. Juli 1814.

Spät genug, aber darum nicht minder herzlich danke ich Dir und Deinem lieben Rickele für eure liebreiche Aufnahme des fahrenden Studenten, der in ſeinem zerriſſenen Zeugrock und zerlumpter Mütze ſich's ſo wohl bei Euch ſein ließ, und dem es noch wohler geweſen ſein würde, wenn ein inneres Herzeleid ihn nicht gegen alle Freundlichkeit von außen her etwas unempfindlich gemacht hätte. Ich wollte mit meinem Brieflein warten, bis ich Dir verſprochenermaßen Fouqués Lieder und Arndts politiſche Schriften, ſo viel ich davon beſitze, beilegen könnte; ſo folgt nun hier alles ... Mit Uhland war ich recht viel in Stuttgart zuſammen: er hat jetzt herrliche poetiſche Zeit, macht faſt täglich die herrlichſten Gedichte und muß ſich ordentlich Zwang und ſeinen poetiſchen Gedanken Einhalt thun, damit ſeinem Brotſtudium kein Eintrag geſchehe ...

Ich ſetze Dir zum Schluß noch zwei Gedichte, ein älteres und eines, das ich in Stuttgart gemacht habe, bei.

Auf dem Albis 1813[1]).

Die andern hat es raſtlos fortgetrieben,
Zu ſchaun des Landes weite Herrlichkeiten;
Allein bin ich auf dieſem Gipfel blieben,
Laß alle ruhig ihres Weges ſchreiten;
Es regt ſich mir mein Hoffen und mein Lieben,
Das wird mir wohl das Herrlichſte bereiten,
Und mögen ſie viel höhere Gipfel finden,
Sie können doch nicht freudiger empfinden.

O glaubt nicht, daß ich einſam ſtehen müſſe,
Was ihr in brüderlicher Freude ſchaut,
Laß ich in kranſer Trauer nur begrüße
Die edle Schweiz, die friſch geſchmückte Braut,
Ihr ſeht es nicht, doch ſteht ſo hell und ſüße
Aus Morgentau und Sonnenlicht erbaut
Des ſchönſten Maidens Bild an meiner Seite
Und blickt mit ſel'gen Augen in die Weite.

[1]) In die Gedichte nicht aufgenommen. (Der Albis iſt bei Zürich.)

Und wie die Alpen in Verklärung ſtehen
Voll Morgenſonn' und Schnee, der friſch gefallen,
Wie ſpielend äugeln rings die blauen See'n,
Und ſehnend aufwärts ihre Waſſer wallen,
Und ſehnend auch herab von ihren Höhen
Im hellen Strahl die Bergesſtröme fallen,
Und Lüfte kühlend durch die Thäler fächeln,
So regt es ſich zum Liſpeln und zum Lächeln.

O iſt es wahr, o trügt mich kein Geſichte,
Trittſt du in dieſe ſel'ge Welt herein,
Und ſtrömt auf mich mit dieſem Sonnenlichte
Erhörter Liebe morgendlicher Schein?
Du winkſt mir ja mit holdem Angeſichte
Und Mund und Auge ſprechen: ich bin dein!
Zieht hin und mögt ihr noch ſo Hohes ſehen,
Das höchſte Wunder iſt für mich geſchehen!

(Folgt noch die „Nachtlage". Sonett. S. Gedichte 4. Aufl. S. 171).

... Ewig der Deine

Guſtav Schwab.

---

211. G. Schwab an J. K.

Tübingen, den 15. Juli 1814.

... Der Ueberbringer gegenwärtigen Billets iſt einer meiner genauern Freunde, der eine Reiſe über unſere Alb macht und auch gerne auf ſeiner Rückreiſe Dich als meinen Freund, den er aus dem Dichterwalde ſo lieb gewonnen, aufſuchen möchte. Er heißt Meyer, iſt aus Walsrode bei Hamburg, im Hannöveriſchen, und ſtudirt Theologie. Ich empfehle Dir ihn daher als einen mir ſehr werten Freund und gewiß liebenswürdigen Menſchen aufs beſte und bitte Dich nur ſchließlich, falls er Dich auch beſuchen ſollte, ihm von Deiner herrlichen Kunſt auf der Maultrommel eine Probe zu geben, da ich ihn ſo ſehr lüſtern darnach

Stuttgart, den 4. Aug. 1814.

Hier, lieber Freund, den Abdruck Ihres Liedes auf Gangloff, und das letzte Blättchen von Ihrem Aufsatz über Bürgen, um die fehlende Zeile mit dem 4ten Reim auf-ider gefällig zu ergänzen.

Ihre Gedichte beweisen Ihre Gesundheit, nur ich wünsche, daß die Sage, nach welcher Todtgesagte desto länger leben, sich an Ihnen bestätigen möge.

Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter meine herzlichste Empfehlung.

Gruß, Hochachtung, Freundschaft

Ihr Hg.

Uhland läßt sich leider!
Bey mir gar nicht sehen

Brief-Facsimile von Haug, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 212.

gemacht. — Er kennt auch Uhland und iſt in ſeinem Hauſe eingeführt und dort ſehr wohl bekannt und gelitten[1] ... Weißt Du, daß Uhland Verſe auf „Das Dichterkind“ gemacht hat?

Ewig Dein

Guſtav S.

212. Fr. Haug an J. K.

Stuttgart, den 4. Auguſt 1814.

Hier, lieber Freund, den Abdruck Ihres Liedes auf Gangloff und das letzte Blättchen von Ihrem Aufſatz über Birken, um die fehlende Zeile mit dem vierten Reim auf —ider gefällig zu ergänzen[2].

Ihre Gedichte beweiſen Ihre Geſundheit und ich wünſche, daß die Sage, nach welcher Totgeſagte deſto länger leben, ſich an Ihnen beſtätigen möge.

Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter meine herzlichſte Empfehlung.

Gruß, Hochachtung, Freundſchaft

Ihr Hg.

P. S.

Uhland läßt ſich leider! bei mir gar nicht ſehen.

---

[1]) Friedrich Meyer heiratete ſpäter Uhlands Schweſter Luiſe. (Vgl. Uhlands Gedicht „An Luiſe“.) Ihr zu lieb trat er in den württembergiſchen Staatsdienſt und wurde Helfer in Hailerbach. — Am 29. Auguſt 1814 ſandte Meyer an Kerner einen äußerſt herzlichen Dankſagungsbrief für die freundliche Aufnahme in ſeinem Hauſe. Zugleich ſchickte er ihm die „Deutſchen Gedichte“ (1814) von Freimund Reimar (Friedrich Rückert).

[2]) Kerners „Toten-Opfer für Karl Gangloff“ erſchien in Nr. 182 des Morgenblattes (1. Auguſt 1814), ſeine „Erinnerung an Sigmund von Birken“ in Nr. 257 und 258 (27. und 28. Oktober).

213. Iſidorus an J. K.

Radowitz bei Görlitz, Ob.-Lauſitz, den 29. Auguſt 1814.

Ihr herzlicher, liebevoller Brief, mein guter Juſtinus, hat mir recht wohl gethan, und längſt hab' ich die Antwort im Herzen getragen; haben Sie die Saiten nicht ſchon den Accord klingen hören, als Sie den Brief ſchrieben? In einer Elegie von mir ſteht, die Antwort auf die Zeilen der Geliebten lägen ſchon voraus im Pult, und

Alſo weißt du ja ſtets, wie ich es meine, voraus,

ſo iſt es gewiß mit uns auch, oder kommt wenigſtens ganz gewiß einmal dahin, wenn Sie mich werden geſprochen haben; Sie glaube ich zu verſtehen und rede Sie gar nicht als einen mir Fremden oder nur Bekannten an, dergleichen Entheiligungen kenne ich überhaupt nicht vor der heiligen Flamme. Uhland iſt mir zu kalt und erſcheint mir einfach aus Syſtem, zu Ihnen fühle ich mich hingezogen, denn Sie ſind liebevoll und kennen die Sehnſucht. Ihre Poeſie iſt mir auch näher, und ich kenne Ihre Regungen, es iſt nicht bloß meine Meinung, daß Ihre Poeſie reiner und unmittelbarer iſt; Helmine hat dieſelbe Anſicht. Aber genug davon. Ihre große Liebe für Uhland iſt gewiß auf deſſen Vorzüge und innere Liebenswürdigkeit gegründet, und ich will Ihnen mit der Auseinanderſetzung deſſen nicht weh thun, was mir an Ihrem Freunde nicht ganz genügt. Ich finde ihn nicht liebevoll, dies umfaßt's. Seine Gedichte finde ich ſehr geiſtreich in der Anlage, ſehr romantiſch in der Ausführung, aber nicht im tiefen, unendlichen Sinn dieſer Zeit, ſie gehen mehr auf den idylliſchen Beſitz einer vergangenen als auf das Erſehnen einer neuen, heiligen aus; nur in Stimmungen erfüllen ſie mich ganz. Ich hoffe, weder von Ihnen mißverſtanden zu werden, indem ich eine verſchiedene Anſicht ausſpreche, noch daß Sie Uhland etwas darüber äußern; in dem, wie ſich der Menſch dem andern gibt, muß man ihn nicht ſtören, denn im Charakteriſtiſchen liegt Wahrheit, und die iſt das Erſte. Ja wohl freue ich mich recht innig, Sie dereinſt zu ſehen, Sie und Uhland und alle ſchwäbiſchen Freunde zu ſprechen und zu genießen. Das

liebliche, klaſſiſche Schwaben! Wenn es mir noch möglich wird, künftiges Frühjahr nach meinem geliebten Heidelberg zurückzukehren, ſo muß es mir auch möglich werden, von da nach Tübingen und in Ihre Gegend zu kommen[1]) ... Wenn Sie können, ſo kommen Sie doch Sommers einmal nach Heidelberg, wenn ich dort bin, wir wollen leben und lieben! Das iſt ja eins, Tod und Liebeleerheit iſt wieder eins. — Helmine bleibt auch dort, und Sie ſollen aufgenommen ſein in den ſchönen Verein. — — Vielleicht hat ſie Ihnen von dem poetiſchen Almanach geſchrieben, den wir herausgeben wollen. Was Sie und Ihre Freunde uns beſtimmen, das ſenden Sie nur ihr dahin, ich erhalte es dann durch ſie ... Mir liegt das einzelne Dichten jetzt weniger am Herzen, aber die ganze Poeſie des neuen Lebens glüht an ihm und in ihm, und ſo fühl' ich immer reinere Klarheit und Hingabe und gehe die Wege, die mein Herr mich wandeln heißt, in Ahnung einer herrlichen Erfüllung! Leſen Sie doch, lieber Freund, mein eben in Heidelberg bei Mohr und Zimmer erſchienenes Buch „Vom Werke der Frau von Staël Sur l'Allemagne“[2]). Was Sie zur Verbreitung desſelben thun können, das thun Sie doch. Helmine wird Ihnen wohl auch davon geſchrieben haben.

Gewünſcht hätte ich, daß Sie mir und Florens wenigſtens zuſammen ein Exemplar Ihres Dichterwalde hätten wollen zukommen laſſen[3]). Ich habe ihn darüber gar nicht geſehen, und aus Eigenſinn kaufe ich mir ihn nun auch nicht, weil mir dies

[1]) Iſidorus kam erſt 1824 zu Kerner nach Weinsberg, um bei ihm Heilung von ſeinem Nervenleiden zu ſuchen. S. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte“ von Theobald Kerner S. 51.

[2]) Vgl. Brief Nr. 206. Löben hat das Werk beſprochen in ſeiner Schrift „Deutſche Worte über die Anſichten der Frau von Staël von unſerer poetiſchen Literatur in ihrem Werk über Deutſchland“. (Heidelberg 1814.) Kerner nannte das Buch in einem undatirten Brief an Uhland „eine herrliche Kritik ... Es hat mich ſehr erquickt. Löben erſcheint als Kritiker in einem herrlicheren Licht als als Dichter. Viele neuere poetiſche Werke, die wir nicht kennen, ſind dort aufgeführt.“

[3]) Vgl. Kerners Rechtfertigung in Brief Nr. 217.

empfindlich wäre. Wohl aber kenne ich durch einen Auszug, den ein Freund von mir daraus gemacht hat, ein Theelied, das recht in meine Idee einschlägt und mich recht, wie ein Genius aus unserer Zeit, angesungen hat. Ihr Flachslied im Morgenblatt ist auch recht schön, nur in der Mitte wünschte ich einige Verse weg, der Schluß hat mich gerührt!... Wissen Sie auch, daß unser Meister [Goethe] ein Drama für den 18. Oktober schreibt?

Ich träume davon! Und daß Beethoven ihn veranlaßt hat, seinen Faust für die Musik zu gestalten? Wenn zwei solche Wesen nach einem Kranze streben, ihn dann vereint zu halten, lernt man wohl von der Rückkehr der Zeit olympischer Wettstreite reden! — Wär' ich jetzt beredt und ganz erfahren in den tiefsten Schachten der Staatskunst, wie mir das Leben klar und heilig vor Augen steht — ich würde ein politischer Quäker und predigte mit lauter Stimme beim großen Rate der Fürsten, in den auch die Stimmen ihrer Völker gehören, und alles im Namen des Herrn, der da kommt, Jesus Christus.

Isidorus.

---

214. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 18. September 1814.

Mein wiederholter Dank für alles Liebe und Gute, was Ihr mir in so reichem Maße erwiesen, kömmt zwar, durch verschiedene Abhaltungen verzögert, etwas spät, aber darum nicht minder herzlich zu Euch.

Meine Reise ging glücklich von statten. Von Schorndorf an hatte ich schönes Wetter, regnet es in Welzheim noch immer? Ich machte unterwegs einen weiteren Vers zu der Vorrede zu meinen Gedichten. Auch kam mir die Idee zu einem Gedichte: Des Sängers Heimkehr vom Gebirge[1]).

---

[1]) Unter diesem Titel nicht bekannt. Ob überhaupt ausgeführt? Oder sollte „Des Sängers Fluch", der im Dezember 1814 entstand, gemeint sein?

Meine Gedichtsammlung[1]) liegt nun, wie die des vormaligen Professors Klotz[2]), zum Drucke bereit, Cotta aber ist zum Wiener Kongreß abgereist, so daß nun vor der Hand nichts zu machen ist.

Die Straße durch Cannstatt habe ich wohlbedächtig in Augenschein genommen und gefunden, daß eine Strecke gepflastert ist und eine andere bloß chaussirt. Wer hat nun recht?

Knapp hat meine Wanderlieder im Dichterwald komponirt, sie bilden einen kleinen musikalischen Roman. Er will sie besonders herausgeben.

Nun weiß ich wahrhaftig nichts mehr zu schreiben als beifolgende zwei Strophen

An dein Kind[3]).

Von Schwermut und von Bangigkeit befallen,
Pflegt mancher nach dem stillen Ort zu wallen,
Wo unter blühendem Gebüsche
Bei eines klaren Brünnleins Frische
Ein lichtes Heil'genbild aus seiner Nische
Herniederlächelt,
Bis Himmelstrost den Leidenden umfächelt.

So hab' ich, von des Lebens Angst umkettet,
Zu dir mich, o du süßes Kind! gerettet,
Damit ich Herz und Augen weide
An Deiner Engelsfreude,
An dieser Unschuld, dieser Morgenhelle,
An dieser ungetrübten Gottesquelle.

Nun seid noch von Herzen gegrüßt, Kerner, Rickele und Du, süßes Kind!

L. U.

---

[1]) Sie erschien Herbst 1815.

[2]) Welcher Klotz? Ob wohl der bekannte Gegner Lessings, Professor Klotz in Halle?

[3]) Von dem Gedicht wurde nur der zweite Vers, etwas verändert, in die Gedichtsammlung aufgenommen. Die erste Hälfte teilt auch schon Notter in Uhlands Biographie S. 160 mit.

215. Rosa Maria an J. K.

Hamburg, den 8. November 1814.

... Es iſt wirklich ſo lange her, daß ich euch nicht geſchrieben habe, daß ich ſehr weit ausholen muß; ich erhielt Deinen letzten Brief im Sommer 1813, als ſchon für mich die traurigſte Zeit meines Lebens begonnen hatte, die mich um ſo trüber befiel, da ihr ſo ſchöne Tage vorhergegangen waren. Der Einzug der Ruſſen in Hamburg hatte meinen Bruder hergeführt, und wie viel Erhebendes und Erfreuliches lag nicht in jener Zeit! Ihr Abzug und das Wiedereinrücken der Franzoſen in Hamburg und mit dieſen das Beginnen der Unglücksperiode für dieſe Stadt hätte auch das ſtärkſte Gemüt niederbeugen müſſen. Ich wurde dadurch der Nähe aller Menſchen beraubt, die mir lieb waren und in deren Umgang ich meine einzige Freude fühlte ... Mein Bruder war mit den Ruſſen wieder fort, Aſſur war ſchon früher nach Preußen geeilt, wohin die Liebe zum Vaterlande ihn rief ... Gegen das Ende des Sommers kam Aſſur auf Urlaub nach Hamburg, ſeine Nähe wirkte als Freund und Arzt ſehr wohlthätig und heilbringend auf mich, und für mich auf Erleichterung und Zerſtreuung denkend, riet er mir und bat er mich, mit ihm nach Berlin zu reiſen ... Ich gab ſeinen Bitten nach und entſchloß mich dazu, auf einige Wochen meine Anſtalt — die immer, auch in der trübſten Zeit, ununterbrochen fortgegangen war — zu verlaſſen, auch hat mir dieſe Reiſe ſehr wohlgethan, die Veränderung war mir ſehr zuträglich, und obgleich ich nicht ganz befriedigt von Berlin zurückgekommen bin, ſo habe ich doch manche angenehme Erinnerung von dort mitgebracht. Das Wiederſehen Chamiſſos und der Familie Neander hat mich außerordentlich gefreut, wie auch die Bekanntſchaft des Buchhändlers Eduard Hitzig und des Verfaſſers des Beatus, Thorbek ... Mein Bruder kam endlich an, konnte ſich aber nur einen Tag aufhalten und mußte durch eigenes Spiel des Zufalls in Geſchäften nach Hamburg; woſelbſt ich ihn auch noch bei meiner Zurückkunft traf und mich noch einige Wochen ſeiner Nähe erfreute. Er iſt von hier nach Berlin gegangen und hat ſich dort

mit Friederike Robert (Rahel Levin)[1]) verheiratet, worauf er gleich ſich nach Wien begeben hat, da er in preußiſchen Staatsdienſten als Legationsſekretär angeſtellt und bei dem dortigen Kongreſſe beſchäftigt iſt. Ich und alle ſeine Freunde hier und in Berlin haben uns ſehr über ihn gefreut, er iſt zufrieden, lebensfriſch und in einer ihm erwünſchten und angemeſſenen Thätigkeit, die ſeinen Kräften und Talenten einen weiten Spielraum gewährt, und hat die Ausſicht auf eine ſchöne und glänzende Laufbahn vor ſich ... Seit vierzehn Tagen iſt Aſſur wieder hier, um aufs neue als praktiſcher Arzt ſein Fortkommen zu ſuchen, und da er die Sache ganz anders als früher und wirklich praktiſch angreift, gewiß auch ein ſehr geſchickter Arzt iſt und, wo man ihn kennt, dafür gehalten wird, ſo hoffe ich in dieſer Hinſicht das Beſte. Mir iſt es von unſchätzbarem Werte, einen ſo liebevollen, treuen Freund wieder nahe zu haben, in deſſen Umgang mir das Leben an Bedeutung und Reiz gewinnt ...

Seit einem Monat habe ich meine Erziehungsanſtalt hieher nach Hamburg verlegt, wo ich auch, wie bisher in Altona, einen guten Fortgang erwarten darf. Ich lebe vom Morgen bis in den Abend unter meinen Kindern und bin recht ſehr beſchäftigt, habe auch noch mit meiner Einrichtung zu thun. Amalia iſt noch auf der Inſel Fehmarn und hat ſich mit Schoppe, der hier in der Gegend iſt, verheiratet. Ich hoffe, ſie wird in der Folge wieder in Hamburg wohnen, was mir ganz beſonders erfreulich ſein würde ... Madame Campe[2]) hat mir Dein letztes Briefchen ſelbſt gebracht, wie hat mich Dein Andenken und Dein liebevolles Wort gefreut! Dem lieben Kind, das meinen Namen trägt, tauſend Küſſe, möge euch, ihr Teuren, tauſendfache Freude an ihm werden! Dein Rickele grüße ich aufs zärtlichſte, ſie möge mein auch nicht vergeſſen und mich wieder einmal durch

---

[1]) Das Haus der geiſtreichen Jüdin Rahel bildete lange den Vereinigungspunkt der Berliner literariſchen Kreiſe. Ihr Gemahl Varnhagen hat ihr in „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ 1834 ein ſchönes Denkmal geſetzt.

[2]) Frau des Buchhändlers in Hamburg.

einige Worte erfreuen ... Grüße auch Karl Mayer und Uhland, meine werten Gevattern[1]), recht herzlich von mir, in Berlin hörte ich sehr viel Rühmliches von Uhlands Gedichten, Fouqué und Hitzig und Chamisso erkennen in ihm ein großes Dichtergenie. Chamisso lebt als Student in Berlin und ist außerordentlich fleißig in der Botanik und überhaupt in den Naturwissenschaften, er hat ein Buch herausgegeben: Peter Schlemihls wunderbare Geschichte, was ganz wunderlich ist ...

Deine treue

Rosa Maria.

---

216. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 10. November 1814.

... Freilich hätt' ich Dir längst schreiben und für eure abermalige freundliche Aufnahme[2]) von Herzen danken sollen, aber ich weiß Dir so wenig zu schreiben, wovon ich hoffen könnte, daß es Dir einige Freude machen dürfte. — Gedichtet hab' ich seit der letzten Welzheimer Reise nichts und bin meist mit juridischen Dingen beschäftigt. Die beiden Schweizer Pilgrime habe ich noch bis Leonberg ausgefolgt. Sie gingen nach Merklingen zu Gangloffs Eltern. — Schwab ist Vikarius in Bernhausen[3]). Er hat zwei gute Gedichte auf den 18. Oktober gemacht. Eins davon steht im Morgenblatt. Wir wollten hier den 18. Oktober durch große Feuer auf der Feuerbacher Heide feiern, was aber durch Gensdarmerie zu Pferd und zu Fuß verhindert wurde. Doch hat wenigstens Eines gebrannt. — Dein Aufsatz über Floridan ist jetzt im Morgenblatt[4]) abgedruckt. Nach öffentlichen Anzeigen ist

---

[1]) Alle drei sind die Paten von Kerners erstem Kind Rosa Maria.

[2]) Uhland besuchte Kerner im Jahr 1814 zweimal. Vgl. Brief Nr. 218.

[3]) Pfarrdorf auf den Fildern, Oberamts Stuttgart. Schwab kam von da häufig nach Stuttgart zu Uhland und anderen Freunden. S. K. Mayer, „Ludwig Uhland" II, 29. — Vgl. oben S. 377.

[4]) S. Brief Nr. 217. S. 398.

Fouqués Frauentaſchenbuch bereits erſchienen und enthält unter anderem von ihm eine polniſche Sage in Balladen. Wir hätten, dächt' ich, doch auch Exemplare zu gehöriger Zeit erwarten dürfen.

Sonſt weiß ich von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften nichts zu ſchreiben, als daß in dieſem Augenblick ein Bärentanz vor meinem Hauſe iſt.

Mit herzlichen Grüßen an Rickele und das Kind, in Freud' und Leid der Deinige.

L. U.

Die Schrift von Löben[1]) habe ich nicht erhalten und bei dem Pfarrer ins Haubersbronn nicht mitnehmen können, weil er ſich bei unſerer Durchreiſe gerade in der Kirche befand. Du ſchickſt mir ſie vielleicht einmal?

Roſer iſt nun verheiratet, Köſtlin nächſtens.

217. J. K. an Ludwig Uhland.

[November 1814.]

Du ſchriebeſt mir wieder Deine Adreſſe nicht, wodurch ich in Verlegenheit komme. Indes ſchrieb Iſidorus. Es folgt hier ſein Brief in Abſchrift, da man von euch nichts wieder erhält. Auch folgt hier ſeine Schrift, die mir ſehr wert iſt und Dir gewiß gefällt[2]). Hr. Michaelis[3]) ſchrieb mir auch, er wolle mit Löben mich aufs Frühjahr beſuchen. Nota bene! man fand hier wirklich eine kleine Figur von Metall in der Römergegend, die unverkennbar eine „Veſta" darſtellt. Du wirſt Dir Preſchers[4]) antiquariſchen Freudenrauſch denken können!!! — Schwab ſoll mir doch ſeine neuen Gedichte ſenden! — Dem Köſtlin wünſch' ich von Herzen Glück, (ſag's ihm!) aber ſchreiben

[1]) S. den folgenden Brief.

[2]) S. Brief Nr. 213.

[3]) Profeſſor Michaelis in Tübingen; ſein Brief vom 9. November 1814, worin er darüber ſchreibt, iſt noch vorhanden.

[4]) Herausgeber der antiquariſchen Zeitſchrift „Alt-Germanien", Pfarrer in Gſchwend.

kann ich nicht an ihn, bevor er mir den „Don Quixote“ ... überschickt ... Daß Osiander kein Exemplar des Dichterwaldes an Löben sandte![1]) Ich hab' es ihm aufgegeben. Osiander schrieb mir: wir sollen doch keine großen Forderungen an ihn wegen des Dichterwaldes machen, er habe so vielen Verlust ꝛc. Ich schrieb ihm, daß er uns doch wenigstens 4 fl. per Bogen zahlen könne. Dies ist gewiß ein Bagatell! Die infamen Buchhändler!! ...

Ich selbst bin immer sehr melancholisch und auch körperlich krank. Das Leben ist mir gar zu sehr öd und bang! Schreibe doch bald! Wir grüßen Dich herzlich.

Dein

Kerner.

Hast Du auch die „merkwürdige“ Romanze von Conz gelesen: „Der dankbare Zwerg“ in Nr. 257 des Morgenblattes [27. Oktober 1814]! O!![2])

---

218. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 2. Dezember 1814.

Herzlichsten Dank, liebster Kerner, für die überschickten Kostbarkeiten. Die Briefe gehen mit heutiger Post an Mayer ab. Du erhältst hiebei Mayers Aufsatz über Gangloff, sende solchen nach der Durchlesung ungesäumt an Mayer zurück und lege mein hier angebogenes, wässeriges Gedicht bei[3]).

Meine Adresse ist: bei Herrn Buchhalter Eisenbach in der Kanzleistraße.

Den ungebetenen Frühlingsgast würde ich nicht eher zum Hause hereinlassen, als bis er vor einem Rabbiner und zwei jüdischen Zeugen geschworen hätte, daß er nicht Verfasser des Morgenblattartikels über die Reiseschatten sei.

Der kleinen Rosa Maria wünsche ich bald recht schöne,

---

[1]) Vgl. Löbens Klage darüber im Brief Nr. 213.

[2]) Das Gedicht erschien unter dem Namen Kurd. In derselben Nummer erschien der Anfang von Kerners Aufsatz über Birken.

[3]) „Von den sieben Zechbrüdern“.

gesunde, weiße, gleiche Perlenzähne. — Gestern ist Köstlin getraut worden.

Fouqués Frauentaschenbuch habe ich gelesen, es hat mich aber nicht befriedigt, wenn es gleich manches Schöne, besonders von ihm selbst, enthält.

Dem Rickele danke ich herzlich für das frisch gewaschene Hemd, ich habe darin den Andreastag [30. November] gefeiert und bin noch immer in solchem euer getreuer

L.

---

219. J. K. an Ludwig Uhland.

Weilheim, den 13. Dezember 1811.

Es ist sehr schön, daß Du so willig wieder antwortetest und mich nicht wieder monatelang wartend sitzen ließest.

Jetzt muß ich eine dringende Bitte an Dich richten; nehmlich die: mir doch Voß' Ilias und Odyssee irgendwoher zu entlehnen. Rickele hat beide noch nicht gelesen und ich möchte sie gerne diesen Winter mit ihr lesen. Die Odyssee habe ich selbst auch noch nicht gelesen. Es mangelt mir überhaupt entsetzlich an Lektüre, und dies vermehrt meine große Melancholie auch noch sehr. Für das Wassergedicht[1]) herzlichen Dank! Es hat mich und Rickele ausnehmend erfreut. Der junge Faber macht mehrere Abschriften davon, hat es auch schon sieben Zechbrüdern mitgeteilt, es will aber nur wenigen gefallen, weiß nicht warum? ...

Ich las vorig [vorhin, eben] in Voß' Theokrit[2]) ein Gedicht: „Die Spindel" und sagte zu Rickele, ich wolle zu meinem Flachs auch ein Spindelgedicht[3]) machen, freilich werde Uhland schimpfen und sagen: zuletzt kommt er auch noch zu einem Kunkelgedicht; Rickele sagte: — oder eher zu einem Fadengedicht.

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) J. H. Voß' Uebersetzung von Theokrits Idyllen erschien im Jahr 1808.

[3]) Der Plan wurde ausgeführt in dem Gedicht: „Die Spindel", Morgenblatt 1815. S. Dichtungen S. 39: „Lob der Spindel".

Mayers Aufſatz über Gangloff iſt ſehr ſchön[1]), beſonders lieblich ſind ſeine früheren Lebensjahre geſchildert. — Ich möchte Fouqués Taſchenbuch auch bekommen können. Es wird doch von mir nichts darin ſtehen? aber von Dir?[2])

Ewig Dein

Kerner.

Lieber Uhland! Willſt Du Kerner antworten oder ein Buch ſenden, ſo ſchicke es zu Kaufmann Kellers in der Königsſtraße [in Stuttgart], aber bis Donnerstag mittag zwölf Uhr muß es dort ſein. Herzlich grüßt Dich

Rickele.

---

220. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 14. Dezember 1814.

Voſſens Homer weiß ich jetzt nicht aufzutreiben, will aber weiter nachfragen. Hier folgt eine Lektüre, bitte ſie mir aber auch wieder zurück.

Ich habe wieder Verſchiedenes gedichtet: „Des Sängers Fluch; Schwäbiſche Kunde; Bildſäule des Bacchus[3]), was ihr ſeinerzeit in meiner Gedichtſammlung leſen werdet. Von Schwab wirſt Du einen Brief mit ſchönen Beilagen erhalten. Mit herzlichen Grüßen an alle.

U.

Notiz für den Buchbinder:
Gegenwärtiger Brief wäre noch zu beſchneiden[4]).

---

[1]) Vgl. K. Mayer, „Ludwig Uhland“ II, 28.

[2]) In Fouqués Frauentaſchenbuch, Jahrgang 1815, erſchienen von Uhland Beiträge.

[3]) Das erſte Gedicht entſtand am 3. und 4., das andere am 6. und das letzte am 8. Dezember 1814.

[4]) Uhland ſchrieb ausnahmsweiſe auf etwas grobem, unbeſchnittenen Papier. Vgl. zu dieſer Bemerkung die andere in Brief Nr. 151.

221. Isidorus an J. K.

Radowitz, den 30. Dezember [1814].

Hand und Herz, mein innig geliebter Justinus! Wie könnte man nur ein Wort von Ihnen lesen und Ihnen nicht allsogleich herzinnig gut werden? Sie lieber Sänger der Sehnsucht und der deutschen Liebe! Mich verlangt es recht nach unserem Seh'n; ich möchte Ihnen so viel sagen und fühle, daß ich Ihnen eigentlich gar nichts sagen kann, bis ich Sie selbst habe. Vielleicht sind Sie mir klarer, als ich es Ihnen und Ihren Freunden bis hieher bin; und eben das liegt wie ein Druck auf meinen Worten. Besonders glaube ich, daß Sie vielleicht meine Aeußerung über Uhland [1]) im letzten Briefe befremdet oder von mir entfremdet haben kann; gern nähme ich sie zurück, weil mich Ihr Schweigen auf meinen Brief ängstigt. Sagen Sie sich aus alledem, daß ich Sie sehr liebe!

Meinen wärmsten Dank für Ihre Mitteilung des wahrhaft grünen Dichterwalds [1]). Wie entzückt und erquickt er mich, wie unendlich vollendeter erscheint er mir als der vorhergehende! Wenn ich aufstehe, nehm' ich ihn vor, wenn ich dem Schluß des Tages nahe, lese ich das Geliebte immer und immer wieder; das sind doch die heiligsten Stunden. Reinere Abdrücke als die Gedichte von Assur gibt es nicht. Sie werden ewig rühren! Wie reich sind Sie und wie werden Sie immer größer und herrlicher! Uhlands Gedichte sind unvergleichlich schön. Die Wanderlieder kannte ich schon aus einer Abschrift eines Freundes in Dresden. Die zwei Gedichte von Florens stehen in einem reichen, lieblichen Roman von ihm, der bald erscheinen wird ...

Helmina und Isidorus veranstalten einen Almanach. Ich habe ihn „Regenbogen, einen Kranz des Friedens und der Liebe" [2]) genannt. Vereinigen Sie und Ihre Freunde sich zu diesem Vorhaben mit uns! Es wird mich sehr glücklich machen ...

Friede sei mit Ihnen! mit der ganzen Welt! Ewig und innig und ganz

Ihr Isidorus (Graf von Löben).

---

[1]) S. Brief Nr. 213.

[2]) Er kam unter diesem Titel nicht zu stande. Vgl. Brief Nr. 234.

Heidelberg, den 8. Januar 1815.

Den Worten des edlen Jünglings ſchließe ich die meinigen an in Gruß und liebender Geſinnung, und auch in der herzlichen Bitte um ſüße Blumen zu dem Kranze des Friedens und der Liebe! Was Sie für Iſidorus auch thun, auch ſchicken und ſenden können, es wird nur ein Vorbote der Liebe ſein, mit der Sie ihn ſelbſt umfaſſen werden, wenn Sie ſich einmal finden. Sie haben ſich auch ſchon im Geiſte gefunden. Vom Dichterwald hab' ich noch nichts geleſen als in den Erholungen eine allerliebſte Rezenſion, in welcher wir alle ſo ziemlich mit gleicher Einſicht behandelt ſind, mir aber noch beſonders die Poeſie abgeſprochen wurde. Nun, man muß mancherlei erfahren, ich habe herzlich darüber gelacht. Auch wurde geſagt, mein altes neues Lied dürfte wohl durch meine Umarbeitung viel von ſeiner eigentümlichen Schönheit verloren haben, nun aber hab' ich es doch ganz allein gemacht, und zwar in einer recht herben Lebensſtunde. So wird man verſtanden; ſelig, die ſich verſtehen!

Lieber, lieblicher Dichter! Senden Sie Ihre Antwort für Iſidorus an mich, und lauſchen Sie im ſchönen Friedensfrühling, der uns dämmert, der Nachtigall ihre ſüßeſten Lieder ab...

Helmine v. Chezy.

IV.

In Gaildorf

1815—1818.

Im Juni 1815 zog Kerner als Oberamtsarzt in der Stadt Gaildorf am Kocher auf. Diese amtliche Stellung war für ihn als Arzt und Naturforscher gleich günstig: er konnte jetzt seine alten Studien umfassender aufnehmen — später (1821) erhielt er zu diesem Zweck sogar einen Staatsbeitrag — und durch den im Gaildorfer Oberamt herrschenden Kretinismus erhielten jene Forschungen neues Material.

Und wie verhielt sich Kerner zur Dichtkunst? Nun, die Verhältnisse waren im ganzen dieselben wie in Welzheim; doch war der Dichter hier entschieden produktiver als dort. In Gaildorf entstanden „Die Heimatlosen", ursprünglich „Der Wanderer zum Morgenrot" genannt, wie die Briefe zeigen. Es ist dies die größte Dichtung Kerners seit den „Reiseschatten". Sie erschienen — und auch das bezeichnet einen großen Fortschritt — im Cottaschen Morgenblatt (1816), demselben Organ, das Kerner in seinen „Reiseschatten" verspottet hatte. Die jungen Romantiker hatten nämlich schon länger den Kampf gegen diese Zeitschrift aufgegeben; sie erkannten die hohe Bedeutung derselben für die Literatur. Seit vollends Cotta Uhlands Gedichte verlegte (1815), war jeder Groll, jede Abneigung vorbei. Das Morgenblatt selbst

hatte es freilich auch seinerseits an Anerkennung der jugendlichen Dichter nicht fehlen lassen. So ward der Friede hergestellt. Schon im Jahr 1813 erschienen Gedichte von Kerner im Morgenblatt; ebenso in den folgenden Jahrgängen. Am stärksten war der Jahrgang 1816 vertreten. Neben den „Heimatlosen" erschienen auch noch andere prosaische Aufsätze (über einige Bilder altdeutscher Kunst und den Welzheimer Wald) und „Der Geiger von Gmünd". Im Jahr 1818 erschien Kerners berühmtes Württemberger Lied daselbst: Preisend mit viel schönen Reden.

Die Gaildorfer Jahre fielen in eine politisch sehr bewegte Zeit. Im Jahr 1817 begannen die württembergischen Verfassungskämpfe. König Wilhelm wollte seinem Lande auf konstitutioneller Grundlage eine den modernen Ideen entsprechende Verfassung geben. Dem widerstrebten die eifrigsten Volksvertreter, die das „alte, gute Recht" des württembergischen Volkes mit der alten Verfassung gewahrt wissen wollten. Mit diesen hielt es Kerners Freund Uhland (Abgeordneter wurde er erst 1819). Kerner dagegen stand auf seiten seines Bruders Karl, des Ministers, der mit Wangenheim die liberalen Ideen des Königs, der damals „liberaler war als die Liberalen", verfocht. Er nahm den lebhaftesten Anteil an diesen Kämpfen, mit Wort und Schrift trat er für seine Ueberzeugung ein. Wie er sich zur Politik stellte, das hat er in dem schönen Briefe an Uhland vom Christfest 1817 klar und deutlich aus einander gesetzt. Fern von jeder schroffen Parteileidenschaft hat er seine Ansichten in des Advokaten Schüblers „Volksfreund aus Schwaben" so gut wie in dem regierungsfreundlichen „württembergischen Volksfreund" von Professor Michaelis niedergelegt und verteidigt. Er war mit Schübler nicht minder befreundet wie mit Michaelis, mit Wangenheim so gut wie mit den oppositionellen Abgeordneten Keßler, List u. a. Das zeigt uns

der reiche Briefwechsel mit all diesen Männern, von dem wir Raumes halber leider nur das Wenigste mitteilen können.

Kerner hat nie das Interesse einer Partei verfochten, sondern ist nur für seine eigene persönliche Ueberzeugung, die er für wahr hielt, eingetreten. Daher hat ihm auch nie jemand den Vorwurf der Zweideutigkeit gemacht oder ihn charakterlos genannt. Er betrachtete eben die Dinge vom rein menschlichen Standpunkt aus, und darnach hat er sein Urteil gefällt.

Das Jahr 1817 war auch für Kerners Familienleben in mancher Hinsicht entscheidend. Am 14. Juni wurde ihm sein einziger Sohn Theobald, der noch lebende Erbe des väterlichen Geistes, der Hüter des Weinsberger Kernerhauses, geboren. In dem ausführlichen Brief vom 15. Juni d. J. gibt Kerner seinem Freunde Uhland davon Bericht. Kurz nach der Geburt seines Sohnes traf ihn aber ein schwerer Schlag. Seine treue Mutter, die seit Jahren im Hause ihrer Tochter, der Frau Pfarrer Steinbeis, in Ilsfeld bei Heilbronn lebte, wurde ihm unerwartet durch den Tod entrissen. Noch am 2. Juni hatte sie dem Sohn einen langen Brief geschrieben und darin in mütterlicher Fürsorge für denselben und seine Familie Gottes Segen erfleht. Der Sohn war nämlich häufig unwohl, ebenso dessen Frau und Kind: das Gaildorfer Klima war für sie wenig zuträglich. Es war deshalb längst Kerners eifriges Bestreben, eine andere Stelle zu erhalten. Verschiedene Physikate waren damals erledigt. Vor allem Besigheim. Um dieses sich zu melden, hatte Karl Kerner dem Bruder dringend empfohlen, und fast schien es, als ob in Besigheim das „Kernerhaus" sich erheben sollte. Da starb unerwartet am 6. November 1818 der Oberamtsarzt von Weinsberg, Dr. Niethammer. Kerner meldet sich und schon am 11. Dezember verkündet das Regierungsblatt seine Ernennung nach Weinsberg.

222. Sorgenund an J. L.

Berlin, 24. Januar 1815.

Gerne hätte ich Ihnen ſchon längſt einen herzlichen Gruß zugeſandt, teurer Lieber- und Leidensgenoſſe, wenn mich nicht der Druck eines ſiechen Körpers, den ich aus dem Felde mitgebracht, und die fleiſchliche Betrübnis, womit uns das Uebel der Welt heimſucht, davon abgehalten. Könnte ich Ihnen — denn daß Sie von Kummer nicht frei ſind, bezeugen Ihre Lieder — dafür ein rechtes Wort des Troſtes in das wunde Herz rufen! Es gibt nur eines: die Zuverſicht auf die Gnade unſeres Herrn und Heilandes und auf ſeinen Tod, der alles Irdiſche beſiegt und verklärt. Nehmen Sie Ihr Schickſal, Lieder und Thränen und was darin, ja was darunter liegt, aus ſeiner Hand, die gute Stunde von ihm und die böſe ſeinetwegen. Es wird Ihnen ein Licht ſcheinen, eſt wo Sie ſich glauben recht in die Nacht gebettet zu haben, und wird Ihre Erde erleuchten. Das Leben bekommt erſt Wert, wenn es keine Gewalt mehr über uns hat und uns nichts bezwingt, als die ſüße unwiderſtehliche Kraft der Gnade, der Quell alles Lebens, aus dem alle Frucht des Lebens ſich gebiert, Lieder und Farben und Klänge, und was Gott will. Ich glaube, daß die Seligkeit in der Geſtalt des Schmerzes und mit Thränen im Auge zu Ihnen kommt. Nichtsdeſtoweniger wird ſie Ihnen die Welt frei geben. Nur aus Ihnen heraus, an des Heilandes Hand, in das Leben und aus dem Leben wieder zurück zu ihm und ſich.

Ihr lieber „Reiſeſchatten", der mir verkommt wie ein Adagio, nach welchem ſeltſame Tänze aufgeführt werden, wird eine Wegeleuchte und ein Leitſtern werden, den hier noch manches Freundesgeſicht als wohlbetraut wiedererkennet. Vielleicht liegt in dem Roman[1]), davon Sie mir geſchrieben, ſchon viel davon, und

[1]) Gemeint ſind „Die Heimatloſen".

wär's auch ein Reiseschatten, er soll uns willkommen sein wie der. Nur nicht Hand vom Werke, weil's draußen nicht geht, die Zeit ist noch im Werden und auch wir, sie muß ja besser werden, wo nicht, werden wir's doch. Mit unserm Jahrbüchlein[1]) hat's auch lang gedauert, und nun ist's fertig und sieht recht gut aus. Vielleicht bringen wir wieder eins zu stande, dann schreib' ich Ihnen noch und bitte um Beiträge. Bis dahin Gott befohlen!

Seegemund, gen. Gottwalt.

---

223. J. K. an Ludwig Uhland.

Welzheim, 3. Februar 1815.

Mit innigstem Dank sende ich Dir hier die herrlichen Mitteilungen wieder zurück. Es ist nun sehr lange, daß Du mir nicht geschrieben! — Von Deinen eigenen Poesien hättest Du mir wohl auch mitteilen können, sie hätten mich am meisten erquickt. Wie steht es um den Druck Deiner Gedichtsammlung? Schreib auch! — Die geschriebenen Gedichte von Reimar[2]), die mir Schwab mitteilte, sind doch sehr herrlich. In den deutschen Blättern kam beigelegtes Sonett von Reimar, das sich auf früher gekommene Sonette, wahrscheinlich von Stange[3]), der ja in Tübingen sein muß, bezieht. Reimar hält diesem freilich lang die Stange. Kannst Du mir Neuffers Frauenalmanach[4]) nicht auch verschaffen? Von den heuer erschienenen Almanachen

[1]) „Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815" von Heinrich Leo, Friedr. Baron de la Motte-Fouqué, Ludwig Gotthold u. a. Stettin, Struck 1815. Vgl. Brief Nr. 196.

[2]) Unter dem Namen Freimund Reimar veröffentlichte Friedrich Rückert seine ersten Dichtungen.

[3]) C. F. Stange veröffentlichte in Schillers „Volksfreund" von 1814 Nr. 26 ein Gedicht auf den württembergischen Kronprinzen Wilhelm. — Stange, Theolog., war, scheint es, damals Repetent in Tübingen. (Gödeke erwähnt ihn nicht.)

[4]) Im Jahr 1815 gab Neuffer zum erstenmal sein „Frauentaschenbuch" heraus. Vgl. Brief Nr. 227.

kamen mir nur die „Minerva“ und „Urania“ zu Geſicht[1]). In der Minerva iſt „die Belagerung von Ancona“ von Fouqué gar herrlich. In der „Urania“ kommt ein Gedicht: „Auf der Kettenburg in Franken“ von Ernſt Wagner...

Das Trauerſpiel von Werner: „Der 24. Februar“ kommt auch in der „Urania“[2]). Es iſt herrlich. — Seit vier Wochen war ich ſelten zu Haus, immer auf dem Schlitten bei Kranken umher, jetzt kommt es ſchon ruhiger. Es ſind ekle Zeiten und das Leben iſt mir wieder mehr als je entleidet. Hätte ich nur noch einen Freund um mich!!! Mit meiner Poeſie iſt es nun ganz und gar aus, — es iſt mir alles zum Ekel. — Kein Freundeswort! Keine Aufheiterung! Keine Mitteilung! Immer mehr fällt mir auch alles ſchwerer. Es iſt vieles körperlich, es läßt ſich aber nicht ändern, bis der Tod durch ein anderes Leben oder ewige Ruhe hilft...

Dein Kerner.

---

224. Friedrich Haug an J. K.

Stuttgart, den 24. Febr. 1815.

Hier, mein Beſter, Ihr Gedicht „Die Roſe von Ettiswyl“[3]) und die Nummer des Morgenblattes, worin „Die Spindel“[4]) abgedruckt iſt... Cotta wird Uhlands Gedichte verlegen[5]). Ich leſe ſeine Schöpfungen mit Vergnügen. Schade, daß ſeine Praxis ihm ſo wenig Zeit für die Muſen vergönnt... Apoll iſt der

---

[1]) „Minerva. Taſchenbuch für Damen“, 1.—23. Jahrg. 1809—29, 1831, 1833. „Urania. Taſchenbuch“ für das Jahr 1810—1843.

[2]) Die bekannte Schickſalstragödie von Zacharias Werner erſchien zuerſt in der „Urania“ 1815, S. 207 ff.

[3]) Das Gedicht erhielt ſpäter die Aufſchrift „Anna Vögtly“ (Dichtungen S. 80).

[4]) „Die Spindel“ oder „Lob der Spindel“. S. Dichtungen S. 39.

[5]) Cotta hatte beſonders auf Zureden des Freiherrn v. Wangenheim den Verlag übernommen.

Gott der Arznei- und Dichtkunst. Dieses Verbild sperne sie an, in beidem Großes zu leisten.

Re Tuus, ore Tuus, more et amore Tuus [1].

Fr. Haug.

---

225. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinheim, den 2. April 1815.

Abermals läßt Du Dir große Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Wie kannst Du einen nur so verlassen? Auch von Mayer, auch von Schwab hör' ich kein Wort. Ich schreib schon verlängst an euch alle.

Von fremden Leuten [2] erfahre ich, daß Cotta Deine Gedichtsammlung übernommen, auch von Deiner Liebe [3] erfahre ich. Ich will es weiter nicht berühren; Du hättest mich schon längst besuchen können. — Du hättest Deine Prozeßakten mitnehmen können. Meine Kranken kann ich nicht nach Stuttgart führen. Willst Du der Chezy nichts senden?! Sende mir doch ihren Brief [Nr. 221] wieder. Ich kann ihr nicht viel geben, ich habe nichts, ihr verlaßt einen ganz!!

Einst hab' ich manches Lied erdacht
In Waldes Dämmerungen u. [4]

Adje!

Dein Kerner [5].

---

[1] D. h.: Mit der That, mit Worten, und Freundschaft und Liebe der Deinige.

[2] Kerner meint wohl Haug. S. dessen Brief vom 24. Febr. 1815.

[3] Vgl. Uhlands Briefe vom 10. Mai d. J. und vom 29. Januar 1817.

[4] Das Gedicht wurde unter der Ueberschrift „Hymnis" in die „Gedichte" (1826) S. 115 aufgenommen. Vgl. Lichtungen S. 211.

[5] Drei weitere Briefe Kerners aus dem Jahre 1815 an K. Mayer vom 8. Juli, 23. August und 10. November finden sich bei K. Mayer in seinem „L. Uhland" II, 38, 40 und 58.

226. Wilhelmine v. Chezy an J. K.

Heidelberg, den 27. April 1815.

Ihren Brief empfangen und Ihr herrliches Gedicht in Abschrift an Görres senden, war eins. Ihr herziger Brief hat mich heiß und tief gerührt, *Ihre Klage ist die meine*, auch ich lebe so, wie der Fisch auf dem Lande, außer meinem Elemente, nur daß meine Sehne, immer reicher sich entfaltend, schon tiefe Erquickung gewähren. Seien Sie getrost! *Es soll* so sein! In uns allen liegt die Verheißung einer edleren Zeit und Gestaltung der Welt, wir stehen jetzt *vereinzelt* da, aber dennoch in ewigem Bunde. — Später empfing ich Ihr *Opfer*, Ihren Dichterwald! Ich danke, lieber Justinus, ich hoffe, ich werde einmal recht nach meinem Herzen danken können! Der Dichterwald funkelt, blüht, duftet Lebensodem, es ist ein schönes Pfand der Zukunft. Ihre Gedichte darin sind unendlich liebevoll, zart und tief... Uhland ist herrlich darin, doch wie sollt ich sie alle nennen? Es ist eben eine köstlich seltene Vereinigung des jugendlich emporstrebenden Deutschtums von Gesang und zarter, reiner *Minne*. Es ist ein *Bundesbuch*. Sie müssen sich doch freuen, so oft Sie daran denken!... Ich grüße Sie mit wahrer Innigkeit

Wilhelmine v. Chezy,
geb. v. Klencke.

---

227. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 10. Mai 1815.

Herzlichsten Glückwunsch, teuerster Kerner, zu Deiner Beförderung[1])! Zwar sind wir uns jetzt noch ferner als zuvor, ich werde Dich aber auch dorthin zu verfolgen wissen. Du wirst böse auf mich sein, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe, ich will mich nicht weitläufig entschuldigen. Zu den mancherlei Abhaltungen, die mich nicht zum Schreiben kommen ließen, gehört eine Reise nach Heilbronn, und von da mit Mayer und Maler Dörr[2]) nach Heidelberg. Wir fuhren den Neckar hinab,

[1]) Als Oberamtsarzt nach Gaildorf.

[2]) Karl Dörr, Landschaftsmaler aus Tübingen, lebte damals in Heilbronn. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 29 f.

betrachteten die herrlichen Burgen, gedachten dabei redlich an Dich, brachten in Heidelberg die meiste Zeit bei den Boisserée'schen Bildern zu, so viel uns deren gezeigt wurden, und machten den Rückweg zu Fuß.

Daß Schwab nach Berlin abgereist ist, weißt Du, hast ihn vielleicht auch gesprochen. Anliegend erhältst Du mancherlei: die vaterländischen Lieder, Assurs originelle Gedichte, zum Teil vortrefflich, den Brief des wackeren Fabers, das Jahrbüchlein deutscher Gedichte, woran Du Dich gewiß erlaben wirst, Briefe von Fouqué, Seegemund, Isidorus. Was davon mir gehört, laß mir seinerzeit wieder zukommen.

Meine Gedichte hat Cotta in Verlag genommen und mir 400 fl. Honorar, so viel hatte ich verlangt, dafür bezahlt. Sie sollen zur Michaelismesse erscheinen, die Zeitumstände schieben es vielleicht weiter hinaus.

Was Du mit meiner Liebe meinst, weiß ich nicht, sage mir's doch deutlicher. Sollte etwa folgendes Zärtliche zu Vermutungen Anlaß gegeben haben?

Bedächten wir, verliebte Kunstgesellen,
An wen wir uns're Liebeslieder richten,
Das könnt' uns allen Liedermut zernichten,
Das möcht' uns allen Minnesang vergällen.

*

Was wissen Mädchen von kastal'schen Quellen,
Verzeih'n sie doch dem Dichter kaum das Dichten;
Und zehnmal lieber sind mir noch die Schlichten,
Als jene, die empfindungsreich sich stellen.

*

Was seh' ich! teure Brüder, — welch Ergrimmen!
Wollt ihr mit Flammenblicken mich verzehren?
Nein, edle Sänger, laßt euch nicht verstimmen!

*

Laßt immerfort die Saiten süß ertönen!
Die Welt sollt ihr mit Liebesklang verklären,
Verklärt dann auch die sogenannten Schönen! [1])

[1]) Dieses Sonett teilte Notter (S. 165) eben aus diesem Brief zuerst mit. Er sagt, Uhland, der von Minneklang sonst überquillende Sänger, übernehme hier die Rolle Weißers (des Satirikers und Antiromantikers).

Wenn Du etwas für Fouqué und das Frauentaſchenbuch haſt, ſo ſchick es ihm, etwa das ſchöne Lied vom Grabesmoos[1]). Ich konnte ihm zu meinem Bedauern nichts ſenden. Mein letztes Lied iſt von dem Tage vor Ankunft der Nachricht von Bonapartes Entweichung. Der Regenbogen des Friedens und der Liebe [ſ. Brief Nr. 221] wird auch nicht ſonderlich ſchimmern. Warum teilſt Du mir den Brief von Löben [Nr. 213] nicht mit, worin er ſich über mich geäußert hat? Sehr hätte ich gewünſcht, ihn zu Heidelberg anzutreffen.

Nun lebe wohl und laß mich bald hören, wie es Dir in der neuen Lage zuſchlägt. Grüße Frau und Kind vielmals!

Dein

L. U.

Teile mir auch Dein Lied auf die Landſtände mit. Hofrat Piſtorius[2]) ſagte mir, er habe es gleich an den Tannen erkannt, das ſei Dein Wappen. Es müſſen ſich dieſe Angelegenheiten nun nächſtens entſcheiden. Es freut mich, daß Du auch redlich mit geſchafft haſt. Ich habe mich mit mehreren anderen um die landſchaftlichen Stellen gemeldet.

228. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 27. September 1815.

Die Urſache meines langen Schweigens iſt die, daß Mayer und ich ſchon längſt auf dem Wege nach Welzheim ſind, ohne dahin gelangen zu können[3]). Ob und wann dieſes wirklich geſchehen wird, weiß ich leider auch jetzt noch nicht zu beſtimmen. Du erhältſt hiebei ein Exemplar meiner Gedichte[4]). Ein ganzes

[1]) Im Frauentaſchenbuch für 1815 erſchien „Der Gärtner auf der Höhe“ („Grabesmoos“).

[2]) Der Stiefvater von Emilie (Emma) Vischer, die ſpäter Uhlands Frau wurde.

[3]) Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 51.

[4]) Die „Gedichte von Ludwig Uhland“ erſchienen zur Herbſtmeſſe 1815.

Buch wird mich dispensiren, wenn ich diesmal nichts weiter schreibe, als tausend Grüße Dir und dem ganzen Hause.

Dein

L. U.

229. Fr. Raßmann an J. K.

Münster, den 7. November 1815.

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre beiliegende Ankündigung eines neuen Unterhaltungsblattes [1]) zu übersenden, mit der ergebensten Bitte, daß Sie dasselbe mit Ihren Beiträgen unterstützen mögen... Da ich nächstens eine Anthologie der besten deutschen Sonette ans Licht stellen werde, so wird es Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein, wenn ich auch Sie in dieser Galerie mit aufführe...

Friedrich Raßmann, Privatdozent.

230. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 14. November 1815.

Gegenwärtiger Brief, hoffe ich, wird gerade auch zur rechten Zeit ankommen, ehe Du anfängst, ernstlich ungehalten auf mich zu werden. Freilich hätte ich euch längst für alles Liebe und Gute danken sollen, dessen ich mich auch bei dem letzten Besuche wieder von euch zu erfreuen hatte. Ich bin aber seither wenig recht zu Atem gekommen. Zuerst hier der 15. und 18. Oktober, gleich darauf eine Gesellschaftsreise nach Sulz und dann die liegengebliebenen Geschäfte.

Am 15. Oktober ging die ganze Stadt mit den wiederversammelten Landständen in die protestantische und dann in die katholische Kirche. Die Straßen waren gedrängt voll Menschen, die den Ständen ihre Teilnahme und Achtung bezeugten.

Der 18. Oktober wurde durch ein Mittagsmahl auf der

[1]) Die angekündigte Zeitschrift ist die „Thusnelda, Unterhaltungsblatt für Deutsche". Sie erschien, herausgegeben von K. W. Gerade und Fr. Raßmann, in den Jahren 1816 und 1817.

Silberburg von Bürgern und Einwohnern aller Stände und Klaſſen gefeiert. Der hieſige Repräſentant Klüpfel war dazu geladen. Es wurden ihm Gedichte, worunter das hier beiliegende[1]), überreicht. Eines betraf zwei Kugeln vom Leipziger Schlachtfelde, welche vorgewieſen wurden. Ein Trupp von Kindern erſchien, welche ein patriotiſches Lied abſangen, worein die ganze Verſammlung als Chor einſtimmte. Ein Heft der Alemannia[2]), worin unſere Landſtände geſchmäht ſind, wurde feierlichſt verbrannt. Späterhin erſchien eine Deputation der Stände, die mit großem Jubel begrüßt wurde. An den Präſidenten, Fürſten Hohenlohe, ging eine Deputation der Geſellſchaft ab, um ihm zu ſagen, daß die Stuttgarter Bürgerſchaft ſoeben auf ſein Wohl getrunken habe. Es war eine herrliche Brüderlichkeit und Begeiſterung. Auf dem Heimweg ſah man ein ſchönes Feuer auf dem gegenüberliegenden Berge brennen.

Bei meiner Rückkehr von Sulz traf ich den wiedergekehrten Schwab[3]) hier an. Seine Reiſe hat ſichtbar vorteilhaft auf ihn eingewirkt. Er kommt mit der größten Vorliebe für die Württemberger zurück. Eine ſehr ſchöne Romanze von Luther (?) hat er mir vorgeſagt. Liebesgedichte von Aſſur, die er ſehr rühmt, hat er mitgebracht, ſie waren aber ſchon nach Tübingen eingepackt, wohin nun Schwab als Repetent abgegangen iſt.

Rückert[4]) kömmt noch zu Ende dieſes Jahres hieher, als Mitredakteur vom Morgenblatt. Die eigentliche Abſicht ſeines hieſigen Aufenthalts ſoll ſein, das Theater kennen zu lernen. — In landſtändiſchen Angelegenheiten erwartet man jeden Augenblick die Antwort des Königs auf die letzte Eingabe . . .

Dein L. U.

. . .

---

[1]) Gedicht von Uhland: „Am 18. Oktober 1815. Herrn Bürgermeiſter Klüpfel, ſtändiſchem Abgeordneten der Stadt Stuttgart."

[2]) Zeitſchrift „für Recht und Wahrheit", München, 1815.

[3]) Schwab hatte eine „wiſſenſchaftliche Reiſe" nach Norddeutſchland gemacht.

[4]) Er war von 1815 bis Anfang 1817 Redakteur des Morgenblattes.

231. Guſtav Schwab an J. K.

Tübingen, 25. November 1815.

... Daß ich in Hamburg[1]) geweſen, daß ich acht Tage dort bei unſerm Aſſur gewohnt und faſt jeden Abend mit ihm bei Roſa Maria zugebracht, weißt Du wohl ſchon von Uhland. Wie jener liebe Menſch an Württemberg, an Dir, Rickele und Uhland, auch an Tübingen hängt, iſt unbeſchreiblich. Er ſchrieb Dir nicht, weil er denke, Du werdeſt Näheres über ihn früher oder ſpäter durch mich erfahren. Dazu muß ich aber mehr Muße haben als jetzt. Nur ſo viel: Aſſur iſt ganz vernünftig geworden (die gehörige Tollheit, verſteht ſich, abgerechnet), dazu ſehr lebensluſtig und froh; denn er liebt, dies merke ich aus ſeinen Liedern und Geſprächen, ohne daß er ein ausdrückliches Wort darüber hat fallen laſſen, Roſa Maria unbeſchreiblich, und ich denke wohl mit ernſtlichen Abſichten[2]).

Ich bitte Dich aber, laß kein Wort gegen ihn hierüber fallen, er würde meine Geſchwätzigkeit ſehr empfindlich nehmen. Roſa Maria befindet ſich in ihrer kleinen Mädchenanſtalt ſehr wohl und hat einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Schon ihr Organ iſt ſo lieblich. Sie denke mit aller Innigkeit an Dich. Wir verbrachten ein paar ſehr ſchöne Abende mit ihr...

In Hamburg kneipten Aſſur und ich immer in einem engliſchen Speiſehauſe zuſammen, das Aſſur deswegen zu dem ſeinigen gemacht, weil das Schild Shakespeare tavern führt. Daß er in manchem noch der alte iſt, mag Dir folgendes beweiſen: Wir kamen in jener engliſchen Kneipe, deren Name uns ſchon dazu aufforderte, in mancherlei poetiſche Geſpräche und Streite, das letztere, weil Aſſur gar nichts für Poeſie gelten läßt als das Lied, und ihm ſelbſt die Romanze nicht recht zuſage. So auch erklärte er ein Sonett von Flemming („Sei dennoch unverzagt" ꝛc.), das uns ſehr wohl gefiel, für gar kein Gedicht. Der

[1]) Ueber ſeine Reiſe berichtet Schwab am 2. Dezember 1815 ausführlich an K. Mayer. S. deſſen „Ludwig Uhland" II, 59 ff.

[2]) Aſſur ließ ſich 1815 in Hamburg als Arzt nieder und heiratete dann Roſa Maria.

Streit wurde etwas lebhaft, und Aſſur ſagte endlich im Scherz: Wir müſſen uns darüber ſchlagen! Kaum war ihm das Wort entfahren, ſo fand er die Idee, äſthetiſche Meinungen einem ſolchen Gottesurteil zu überlaſſen, ſo vortrefflich, ja ſo notwendig, daß er am Ende ganz feierlich und ernſt aufſtand und eine Ausforderung auf der Zunge hatte, die ich nur durch Gelächter zu nichte machen und ihn ſo nötigen konnte, es beim Scherz bewenden zu laſſen. Doch kam ihm der Gedanke noch oft, es wäre gar zu ſchön, wenn wir uns über ein Sonett auf der Pleßenburg bei Göttingen ſchlügen, wo ich ohne Zweifel fallen würde, weil er recht hätte und daher der Beleidigte ſei...

Uhlands herrliche Gedichte ſind nun erſchienen! Wie wunderherrlich iſt der Rauſchebart! Wenn Du doch auch Deine Gedichte bald ſammeln wollteſt!...[1])

Guſtav Schwab.

---

232. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, den 8. Januar 1816.

Ich habe Dir ſchon verlängſt geſchrieben, aber keine Antwort erhalten!... Faber, der nach Bremen reiſte und den ich ſpäter nicht mehr ſprach, brachte mir auch nichts von Dir. Ich gab ihm ein Gedicht mit von dem Johannes Lämmerer[2]), es Dir mitzuteilen. Hier folgt nun von dieſem Lämmerer eine Gedichtſammlung, deren Aeußeres ſchon für das Innere ſpricht. In der That, der Menſch iſt originell. Er wäre in früheren Zeiten ein wahrer Meiſterſänger geworden. Bald mahnt er an den Hans Sachs, bald an Flemming. Du darfſt Dir keinen Schulmeiſter unter ihm vorſtellen, es iſt ein bloßer ſchlichter Weber, der im 20. Jahr bei Preſcher[3]) erſt ſchreiben lernte und nicht geſtudirt iſt, wie er im Lebenslauf ſagt. Leſe dieſen und

---

[1]) Geſchah erſt im Jahr 1826.

[2]) Es handelt ſich hier nur um Manuſkripte. Lämmerers Gedichte gab Kerner erſt im Jahr 1819 heraus.

[3]) Heinrich Preſcher, Pfarrer in Gſchwend bei Gaildorf.

das Folgende und urteile ſelbſt, und ſchreibe mir doch auch, ob Dir die Sendung nicht widrig war. Ich bitte Dich aber inſtändig: bewahre mir das Buch recht und ſende es bald wieder zurück. Ich wüßte mir des armen Teufels wegen nicht zu helfen, wenn es verloren ginge.

Du wirſt nun ſchön mit Freimund Reimar[1]) leben, während ich unter Blutigeln und Klyſtierſpritzen und Nachtſtühlen mich herumtreibe! . . .

Dein

Kerner.

---

253. J. G. Pahl an J. K.

Vichberg [bei Gaildorf], am 17. Januar 1816.

Indem ich Ihnen, mein Beſter! Uhlands Gedichte zurückgebe, bezeuge ich Ihnen den herzlichſten Dank für den großen Genuß, den Sie mir durch die Mitteilung derſelben bereitet haben. Wen müßte das tiefe Gefühl, die Gemütlichkeit und die Genialität des Dichters nicht freundlich anſprechen! Aber indem er die Kunſt, welche die Schlacken vom Golde ſondert und aus dem edlen Metall Gebilde in reiner Form hervorbringt, oft recht auffallend und, wie es ſcheint, abſichtlich vernachläſſigt, ſo wird — wenigſtens nach meinem Gefühle — der Eindruck, den jene Vorzüge auf den Leſer machen, nicht ſelten auf eine widrige Weiſe geſtört . . .

Pahl.

---

254. Böhmus an J. K.

Dresden, den 14. Februar 1816.

Sie haben mich, mein innig geliebter Freund, durch Helmine mit einer ſo ſchönen, tiefſinnigen Dichtung beſchenkt, und bis heute iſt mein Dank dafür zurückgeblieben. Er iſt nicht minder warm; und überhaupt denke ich, daß, ob unſere Mitteilungen

[1]) Pſeudonym für Friedrich Rückert.

bis hierher gleich nur Fragmente waren, wir uns doch kennen und lieben und uns zu einander gehörig fühlen — und das Weitere wird das Leben schon von selbst entwickeln, wo man nur der Liebe gewiß ist, braucht man für das Leben nicht zu sorgen. Auch heute schreibe ich Ihnen nur wenige Worte. Ein Werk, das in einigen Monaten von mir erscheint und den Titel Lotosblätter[1]) hat, nimmt meine ganze Zeit jetzt innigst hin und verwandelt mir durch Gottes Gnade die Zeit in Ewigkeit der Liebe und der Andacht in seinem Licht. Ich darf Ihnen versprechen, daß auch Sie aus dem Buch Vertrauen zu meiner Liebe fassen werden, daß es uns inniger vereinen wird. Ihre liebe Dichtung „Die Heimatlosen" werde ich in einem andern Buche, das ich herausgebe, erscheinen lassen, welches an die Stelle des erstprojektirten Almanachs[2]) getreten ist und in dem sich viel Liebes und Gutes vereinen lassen wird. Zu Michaelis erscheint dasselbe und wahrscheinlich unter dem Titel „Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts"[3]). Die Verlagshandlung hat mir den Antrag gethan, es alle halbe Jahre erscheinen zu lassen, und ich eröffne hiermit den geliebten Freunden diesen Garten und hoffe, daß Sie manche Ihrer köstlichen Blumen in demselben werden aufblühen lassen. Ihnen darf ich nichts über den Inhalt sagen, Sie stehen im Mittelpunkte der Poesie und des Gemüts. Alles was nicht da ist, wird ausgeschlossen oder schließt sich vielmehr aus. Prosa und metrische Beiträge gelten mir gleich. Für jetzt sind die Materialien zu der ersten Sammlung Gedichte von Werner, Malsburg, Wilhelm v. Schütz, Eichendorf, Kerneff, Schenkendorf, Helmine u. v. a., wozu noch viele kommen, die ich erst veranlassen werde, z. B. Tieck u. s. w., eine sehr schöne Dichtung von einem meiner Freunde, der zum erstenmale hier mit dieser und einzelnen Poesien erscheint und noch nicht genannt sein will; herrliche Ueber-

---

[1]) „Lotosblätter". Fragmente von Isidorus. Erschien erst 1817.

[2]) Vgl. Brief Nr. 221.

[3]) Der Titel lautet genau: Die Hesperiden. Blüten und Früchte ꝛc. Leipzig 1816. Vgl. Nr. 241.

ſetzungen von Kanzonen von Petrarca; Reliquien von Noval und ſeinen Geſchwiſtern; und von mir ſo viel, als noch Pla da iſt. Herzlich lade ich Sie und Ihre Freunde ein und le, es Ihnen namentlich ans Herz, in meinem Namen recht freun lich und angelegentlich unſeren geſangreichen Uhland, den lieblich Schwab und, wenn Sie Gelegenheit haben, Freimund Reim [Fr. Rückert] um Liebesgaben zu begrüßen. Leben Sie wo und geſegnet, herzlich geliebter Freund, — und Gottes Lie lindere jeden Schmerz Ihres tiefen Gemüts, den ich nur ahne darf, um ihn innig und im Gebet zu teilen.

Ihr wahrer Freund

Löben, und lieber noch Iſidorus.

---

235. J. P. von Hornthal an J. K.

Würzburg, 26. März 1816

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, anliegend ein Exempla der 1815 von mir herausgegebenen Deutſchen Frühlingskränze[1]) zu überſenden. Es ſollte dies Büchlein einen Dichter verein im Süden begründen, wie deren der Norden ſo manche aufzeigt und woran es uns ſo ſehr mangelt. Ich verkenne gar nicht, daß vieles in dem Kranze gerechtem und wohlbegründetem Tadel unterliegen müſſe, allein es war vorerſt nur darum zu thun, dem endlich errichteten Vereine auch nach außen Leben zu geben... Die wiederholt zugeſagte Teilnahme der meiſten älteren Freunde, der neue Beitritt würdiger Sänger, wie Freimund Reimar [Rückert] ... haben es denn auch möglich gemacht, im nächſten Frühjahr eine zweite Sammlung herauszugeben. Es iſt dabei der innige Wunſch aller älteren Teilnehmer, die vor züglichſten Sänger des deutſchen Südens hier zu vereinen, und

---

[1]) „Deutſche Frühlingskränze" für 1815 (und 1816) von Iſidorus Max von Schenkendorf, Guſtav Schwab, Varnhagen, Wetzel, Oberlamp u. a., herausgegeben von J. P. von Hornthal.

ſo bitte ich Sie denn im Namen aller und für mich, unſerem Vereine die Freundeshand bieten zu wollen [1]).

J. P. von Hornthal.

---

236. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 28. März 1816.

Aus einem Briefe von Dir an Mayer habe ich erfahren, wie ungehalten Du auf mich biſt, daß ich Dir ſo lange nicht wieder geſchrieben. Thuſt Du mir aber doch nicht unrecht? Es iſt wahrhaftig nicht Vergeſſen, nicht Liebloſigkeit, wenn ich ſchweige; es iſt die Folge meiner Verhältniſſe, der Mangel an Ruhe und Sammlung.

Wie mir Knapp ſagt, biſt Du nicht wohl, ich wünſche von Herzen, daß er Dich wieder hergeſtellt finden möge.

Die Werke des Johannes Lämmerer [2]), die mir und Rückert viele Freude gemacht haben und recht ſchöne Dinge enthalten, erhältſt Du hiebei mit herzlichem Danke zurück. Mit Rückert bin ich faſt jeden Abend zuſammen und habe ihn recht lieb gewonnen. Er lebt ganz der Poeſie und iſt reich an ſchönen Dichtungen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich mancherlei entworfen, zur Ausführung gebricht es mir immer an Zeit und Ruhe. Hauptſächlich beſchäftigt ſich mein poetiſches Treiben mit der ſchwäbiſchen Geſchichte. Ein Trauerſpiel: Herzog Ernſt [3]), liegt mir ziemlich klar in den Gedanken. Auch über einen Konradin [4]) habe ich nachgedacht. Einen dramatiſchen Schwank:

---

[1]) Kerner lieferte keinen Beitrag in dieſen Almanach, wohl aber in die von Straube und Hornthal 1818 herausgegebene „Wünſchelrute". — Hornthal ſchrieb weiterhin am 28. März und 28. Auguſt 1817 um Beiträge.

[2]) Lämmerers Gedichte erſchienen erſt 1819 im Druck. Vgl. Brief Nr. 238.

[3]) Erſchien im Jahr 1818.

[4]) Uhlands „Konradin" blieb Fragment. Es wurde zuerſt gedruckt im Taſchenbuch von der Donau auf das Jahr 1824, herausgegeben von L. Neuffer. Vgl. Neuffers Brief vom 21. November 1822.

„Die Weiber von Weinsberg[1]), habe ich angefangen[2]). Alles dieſes erdrücken die Prozeßakten. Ein paar kleinere Gedichte erhältſt Du in der Anlage.

Mayer hat mir ein ſchönes Lied von Dir mitgeteilt. Ich hoffe, Du werdeſt mehrere gemacht haben und mir ſolche zuſenden. Schreibe mir durch Knapp recht vieles von Dir, von Rickele, von eurem Kinde!

Ich grüße euch alle tauſendmal.

Ewig Dein

U.

237. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 9. April 1816.

Endlich hab' ich ein paar Zeilen von Dir nach langem Harren erhalten! Wie lange wird es anſtehen, bis ich wieder etwas von Dir vernehme? Ich war inzwiſchen an einer Halsentzündung ſehr krank und noch jetzt fühl' ich mich ſehr geſchwächt. Du könnteſt mir von Deinem Leben, von Deinen Geſellſchaften vieles ſchreiben, ich Dir wenig, denn mein Leben iſt hier ſo einförmig und traurig als immer möglich. Dadurch werd' ich ſelbſt immer abgeſtumpfter und farbloſer, — es iſt nichts da, was mich auffriſchen könnte.

Die Poeſie betreffend, ſo bin ich, wenn ich auch Stoff hätte, zu träge, um etwas niederzuſchreiben, es iſt mir alles zu gleichgiltig und die Menſchen ſagen einem doch keinen Dank dafür. Die Menge der Gemeinen überwiegt die kleinere beſſere Zahl. Es iſt nur großer Zufall, wenn irgend was Gutes gedeiht. Ich bleibe krank und verſtimmt bis an meinen Tod voll[ends]. — Es geht nun nimmer anders, immer noch Glück, daß ich nicht wahnſinnig wurde! —

[1]) Ebenfalls Fragment, zuerſt gedruckt bei A. v. Keller, „Uhland als Dramatiker" S. 365 ff.

[2]) Am 5. März d. J. ſchreibt er dasſelbe ſchon an K. Mayer. S. deſſen „Ludwig Uhland" II, 67.

Für Deine ſchönen Gedichte ſag' ich Dir herzlichen Dank. Beſonders erquickte mich das Sonett. Oberamtmann Rommig [1]), dem zufällig Dein Trinkſpruch [2]) unter die Tatzen fiel, führte ſehr ärgerliche Reden darüber. Vielleicht biſt Du ſchon von ihm deswegen fürs Miniſterium notirt. Welche Menſchen! Geſchwollene Maulwürfe! . . .

Varnhagen ſchrieb mir . . . Er ſchreibt viel Liebes von Dir. Er wird wahrſcheinlich als preußiſcher Geſandter nach Karlsruhe [3]) kommen. Jetzt iſt er noch in Frankfurt. Aſſur hat ſich mit Roſa Maria verlobt und den Namen Aſſing angenommen [4]).

Das Mariele will hier zu keiner rechten Geſundheit kommen. Die Kropfluft iſt ihm nicht gut. Rickele iſt, Gott ſei Dank, ſo erträglich geſund bei all dem Kummer, den ich ihr mache. Wir wohnen nun in dem erwünſchten Hauſe mit Garten, wo wir Dich aufs Frühjahr herrlich beherbergen wollten [5]) . . .

Schwab hätte mich in dieſer Vakanz wohl auch beſuchen können, er iſt freundſchaftsträg! —

[Sehnſucht [6])].

Könnt' ich nur einmal los
Von all dem Menſchentreiben ꝛc.

Adje!

Dein

Kerner.

. . .

---

[1]) In Gaildorf. Univerſitätsgenoſſe Kerners. S. K. Mayer a. a. O. II, 50.

[2]) Gemeint iſt Uhlands vaterländiſches Gedicht „Das alte gute Recht".

[3]) Er war bis 1819 preußiſcher Miniſterreſident in Baden.

[4]) S. Brief Nr. 231.

[5]) Das Haus gehörte dem Fürſten von Solms-Braunfels und den Grafen Waldeck und Pückler. S. Marie Niethammer, „J. Kerners Jugendliebe" ꝛc. S. 75.

[6]) S. Dichtungen S. 280.

Richele, Juſtinus Kerners Frau.

238. J. K. an Ludwig Uhland.

[Gaildorf], den 14. April 1816.

Die Schwalben fangen ſchon an zu fliegen und auch die Singvögel. Johannes Lämmerer iſt geſtern bei mir erſchienen und war über Mittag bei mir. Den Stecken ließ er vor der Thüre ſtehen. Die untere Hälfte ſeines Geſichtes hat Aehnlichkeit mit Deiner, ſonſt ſieht er einem guten einfältigen Strumpfſtricker gleich. Er hatte große Freude an Deinen Gedichten z. E. am Lied des armen Mannes, am Rechberger, an den Frühlingsliedern. Ich hab' ihm Körners Lyra und Schwerdt (welches er ſchon einmal habe kaufen wollen, man habe aber 30 Kreuzer dafür gefordert) und Reimars [Rückerts] Gedichte mit auf den Weg gegeben und ihm ſehr eingebunden, doch gar nichts zu leſen als alte Lieder und Handwerksburſchlieder. Den Gellert, den ihm Höck[1]) mitgab, hab' ich ihm heimlich wieder aus dem Sack gezogen[2])...

Löben ſchrieb auch und grüßt Dich und Rückert. Er ſchreibt von Journalen, die er herausgeben wolle. Es kommt mit alldem nichts heraus. Man muß nichts an die Welt rücken.

Dein

K.

239. Karl Mayer an J. K.

Heilbronn, den 3. Juni 1816.

... Ich ging nach Stuttgart, durfte dort mein Rickele[3]) zum erſtenmal als mein an das Herz drücken, gab und erhielt das Wort einer ewigen Vereinigung und bin mit einem Wort ein höchſt erfreuter Bräutigam. Ich ergreife die erſte freie Zeit, Euch hievon in Kenntnis zu ſetzen und bitte Euch nun herzlich, mich auch in meiner Freude, wie früher in traurigen Zeiten, nicht

[1]) Hofrat in Gaildorf.

[2]) Am 12. Mai dankte Lämmerer für Kerners freundliche Aufnahme und ſandte ein längeres Gedicht.

[3]) Friederike Drück, Tochter des Profeſſors Drück in Stuttgart. E. K. Mayers „L. Uhland“ II, 63.

zu verlaſſen und auch das Rickele ſchon voraus ſo zu lieben, wie Ihr meiner Wahl zutrauen werdet, daß ſie's verdiene, bis ich ſie Euch ſelbſt bringe, wonach ich ein recht herzliches Verlangen habe und worauf auch ſie ſich jetzt ſchon ſehr freut. Uhland iſt auch ſehr erfreut über meinen Entſchluß und meine Wahl und hat mir in Stuttgart die herzlichſte Teilnahme bewieſen. Ich bin mit Uhland auch bei Rückert geweſen. Vielleicht kommt er einmal mit uns nach Gaildorf. Er macht denſelben Eindruck wie ſeine Gedichte, bei aller Güte weniger gemütlich als kraftvoll und geiſtreich.

Der Aufſatz über Gangloff[1]) hat bei Cotta nicht Gnade gefunden; es ſei zu viel Weſens darin von Gangloff gemacht. Und das ſagen ſie nun, nachdem ſie Rückert die Aufnahme ins Morgenblatt vom 16. Mai zugeſtanden hatten, dieſer aber gerade über einen Tag nach Frankfurt verreiſt war, und würdigten mich auf meinen Brief nicht einmal einer Antwort. Rückert ſelbſt hat ſich darüber geärgert...

Euer

K. Mayer.

---

240. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 12. Juni 1816.

Soeben erhalte ich den angeſchloſſenen Brief von Löben mit dem Auftrag, Dich wegen des darin vermeldten Gegenſtandes bei Hochlöblichem Oberamtsgericht Gaildorf zu verklagen. Auch lege ich Dir Briefe von Aſſur und Varnhagen bei, die Gedichte des erſteren hat Rückert noch von mir in Händen, ſie werden nachfolgen. Der lange Faber hat mir zu meiner großen Freude geſagt, daß Du ſeit einiger Zeit wie umgewandelt, voll Leben und Fröhlichkeit ſeieſt. Schreibe mir doch das Mittel, wodurch Du Dich geheilt haſt, damit auch ich keine Lieder mehr mache wie das folgende:

---

[1]) S. Brief Nr. 70.

[Mailied.]

Wenig hab' ich noch empfunden
Von der werten Frühlingszeit ꝛc.

oder gar wie dieſes:

[Klage.]

Lebendig ſein begraben,
Es iſt ein ſchlimmer Stern ꝛc.

Doch es iſt dieſes nur Scherz und weniger ſchauerlich lautet nachſtehendes

Trinklied.

Was iſt das für ein durſtig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar ꝛc.[1])

Dieſes Frühjahr war ich in Wallerſtein[2]). Du haſt vielleicht nicht allzu weit dahin. Sollte ſich Dir einmal Gelegenheit darbieten, dahin zu kommen, ſo verſäume ſie nicht. Denn es iſt im dortigen Schloſſe eine bedeutende Galerie altdeutſcher Gemälde, an eine Kapelle ſtoßend, wie die in den Heimatloſen[3]). Konſulent Kohler, ein eifriger Freund der Kunſt und Poeſie, würde Dir dieſes nebſt vielen anderen Altertümern mit Vergnügen zeigen.

Daß Mayer Bräutigam iſt mit einem recht lieben Mädchen, iſt ein Geheimnis, das er Dir wahrſcheinlich ſelbſt geſchrieben hat. Jener Schulmeiſter hat recht geſungen:

Alles eilt zum Ziel,
Gute Nacht Möckmühl![4])

---

[1]) Alle drei Gedichte finden ſich in Uhlands „Gedichten".

[2]) Bei Nördlingen im Bayriſchen gelegen. Am 10. Mai 1816 ſchrieb Uhland über ſeine Reiſe nach W. auch an K. Mayer. S. deſſen „L. Uhland" II, 68. Der Fürſt von Öttingen-Wallerſtein, ein großer Freund von Literatur und Kunſt, hatte Uhland zum Beſuch eingeladen. Vgl. Uhlands Leben von ſeiner Witwe S. 114.

[3]) Der Dichtung J. Kerners.

[4]) Kerner teilt dieſen Spruch auch K. Mayer mit. S. deſſen „Ludwig Uhland" II, 70. — Der Vers iſt alſo nach dieſem Brief nicht von Uhland, wie Fränkel I, 447 annimmt.

Kerner! ich bitte Dich, komm einmal wieder, wenn auch nur auf ein paar Tage, hieher, damit wir uns wieder ſehen und ſprechen! Das Schreiben iſt gar zu elend . . .

U.

---

241. Graf Löben (Iſidorus Orientalis) an J. K.

Dresden, den 22. Juni 1816.

Teurer inniger Menſch! ich kann nach dem Empfang Deines Briefes, der in dieſem Augenblick mir gebracht wird — ich kann nicht anders in dieſem Augenblick, als Du zu Dir zu ſagen, ſo hat er mir die innerſte Seele ſchmerzlich ſüß durchdrungen. Nimm dies Zeichen meiner Liebe mit Deiner Liebe auf. Es gibt noch göttliche Pulsſchläge im Leben, wo wir einander wunderbar einfach klar werden, und das kann nirgends anders herkommen, als weil uns in ſolchen Gott beſonders zu ſich zieht, denn in ſeiner Liebe wird ja das dunkle Leben ſelbſt ein lichter Punkt — ſolche Blicke müſſen wir freudig feſthalten und ſollten und könnten wir ſelbſt wieder kälter über dies Aufwallen nachdenken, es ſind doch die ſchönſten des Lebens geweſen, und ſo oft ſie wiederkehren, kehren wir aus weiter, ſtarrer, bleicher, nebelichter Fremde in uns ſelbſt heim. Fühlſt Du hierüber wie ich, — und wie ſollte dies denn anders möglich ſein? — ſo ſei mit mir freudig, daß jenes kleine Mißgeſchick mit Deiner Dichtung Deinen Brief veranlaßte, der mich über allen Schmerz wegen Deines mir nicht deutlichen Betragens hinweghob an Dein mir in dieſer Deiner Schmerzensbeleuchtung ſonnenklares Herz! Dieſer Brief iſt eine höhere Verſchreibung unſerer Freundſchaft, die, mir ſagt' es, was gut und rein iſt an meiner Seele, überreicht in jenes in Gott ſelige Geiſterreich. O Kerner! was kann ſolche überwallende Liebe auf Erden, wie wir ſie im Buſen tragen, was kann ſie anders, als das ganze Leben in einen ſtillen Schmerz verwandeln? Aber den Kalten iſt dies Leben Stein, wohl uns, daß es uns zur Thräne wird, worin ſich ſehnſüchtig der Himmel ſpiegelt. Dieſer ſtille Schmerz iſt ja der Flügel, der uns ihm entführt und uns verläßt, ehe das Heimweh zur ſelbſtzerſtörenden

Flamme geworden. O Sehnſucht, Sehnſucht, du Befreier! Das Manuſkript der Hesperiden[1]) wird erſt in dieſen Tagen nach Leipzig abverlangt werden. Da die ganze Dichtung von Dir im Morgenblatt abgedruckt iſt[2]), ſo trage ich Bedenken, ſie ſogleich wieder im 1ten Band abdrucken zu laſſen. Es hat mir innig leid gethan. Ich habe ſie ſehr lieb. Vielleicht kann ſie doch noch ſpäter darin vorkommen, beſonders wenn durch irgend eine Anmerkung in dem Morgenblatt darauf aufmerkſam gemacht werden könnte, daß dieſe Dichtung als Probe meiner Hesperiden abgedruckt wäre. Könnte dies geſchehen und Du mir ſogleich davon Nachricht geben — ſo wäre vielleicht noch alles ins Gleis zu bringen. Ich wünſchte, daß Rückert mit mir in einige Verbindung träte. Ich als der Aeltere kann nicht den Anfang machen. Von Aſſur habe ich fünf herrliche Gedichte in dieſen Band gewonnen. Dank für die Deinen[3])! Ich kann heute nicht mehr. Fouqués Sängerliebe iſt eines der höchſten Bücher, die je gedichtet wurden, das bin ich überzeugt.

Nachſchrift.

Sonntag früh 23. Juni.

Ich wehre es meinem Herzen nicht, Ihnen, mein teurer Kerner, dies Blatt der Innigkeit, das ich geſtern ſchrieb, oder vielmehr, worauf ich Herz und Thräne der Rührung abdruckte (die Thränenſpur iſt ihm auch geblieben), zufliegen zu laſſen. Ich fühle es, es iſt ein anderes, das heilige Gefühl einer ſchönen Stunde meilenweit reiſen zu laſſen, als wenn es wie der Sonne Strahl von Herz zu Herzen dringt, als könnt' es ſich nicht unterſcheiden laſſen, von welchem Herzen, in welches es floß, — aber auch das meilenweit reiſende trifft je ein Gemüt, das mit Freuden um einen Blick der Ewigkeit das hingibt, was die

[1]) Am 6. Juni ſchrieb Löben an Kerner, daß die Hesperiden „für Poeſie unter jeder Form eröffnet" ſeien und daß er Kerners Erzählung „Die Heimatloſen" in den erſten Band derſelben aufnehmen wolle.

[2]) In Nr. 112 bis Nr. 121 vom Jahr 1816.

[3]) In Löbens Hesperiden 1816 erſchienen von Kerner: „Des Arztes Wunde" und „Der Halbgeneſene".

Menſchen Zeit und Raum, lange Vergangenes und weit Entferntes nennen, und ſo nimm das ſtille Herzblatt, herziger Freund! . . .

Gott ſei mit Dir —

Iſidorus.

. . .

---

242. Ludovica Simanowiz an J. K.

Ludwigsburg, den 18. Juli 1816.

Wie groß wäre mein Vergnügen, wenn ich mir noch vieles von den Begebenheiten und Charakterzügen Ihres Herrn Bruders erinnern könnte. Die lange Zeit hat aber manches aus meinem Gedächtnis verwiſcht — was mir aber noch einfällt, will ich Ihnen ſo gut ich es kann, niederſchreiben.

George Kerner[1]) kam von Straßburg mit Empfehlungen der dortigen Jakobiner[2]) nach Paris, hielt unterwegs in Chalons eine Rede in dortiger Jakobinerverſammlung, ebenſo in Paris. Die Jakobiner der Hauptſtadt lachten über ſeinen Accent der franzöſiſchen Sprache, hatten aber eine Freude an ſeinem Patriotismus und ſeiner Energie und nahmen ihn als Mitglied auf — dieſes erzählte er uns, als er ankam. Als aber die Jakobiner zu weit gingen, wurde er Feuillant[3]) und war ſehr eifrig gegen ſie — ich erinnere mich noch, als die Jakobiner zwei Beſchlüſſe vom König zu unterſchreiben verlangten und der König damals herzhaft ſeine Genehmigung verweigerte und ſich dadurch in Lebensgefahr ſetzte (ich glaube, es war gegen die Geiſtlichen und Emi-

---

[1]) Vgl. über dieſe ganze Darſtellung A. Wohlwills Schrift „Georg Kerner. Ein deutſches Lebensbild aus dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution“ 1886. J. Kerner ſelbſt hat in ſeinem Bilderbuch viel von ſeinem Bruder erzählt.

[2]) Die Jakobiner, die radikalſten Revolutionäre, beſaßen die bedeutendſte Macht im Lande (Robespierre).

[3]) Gemäßigte und monarchiſche Partei (Lafayette).

grirten), Kerner in seiner Nationaluniform in die Tuilerien ging, mit festem Vorsatz den König zu beschützen, auch soll er, wie er mir erzählte, den König nicht aus den Augen gelassen haben und würde alles gewagt haben, ihn zu beschützen.

Der damalige Maire von Straßburg [Dieterich], den Kerner sehr achtete, ließ etwas gegen die Jakobiner drucken; kein Mensch wagte diese Zettel in Paris anzuschlagen. Er kam zu mir, sagte, er habe einen Papp gekocht, ziehe seine Uniform an und nehme die Zettel und klebe solche überall an. Ich hatte sehr Angst und wir rieten ihm solches ab, allein er ging und führte dieses Wagstück aus; er erzählte mir, daß das Gesindel ihn haufenweise verfolgt habe, er aber seinen Säbel in den Mund genommen habe, um sich damit zugleich zu verfechten, indem er pappte, und trotz allem, was um ihn vorging, führte er doch glücklich sein Vorhaben aus. Delaveau, ein gefährlicher Jakobiner, begegnete ihm einst und sagte ihm: die Guillotine sei permanent, so war er als ein Abtrünniger der Jakobiner bekannt; allein er hatte durchaus keine Furcht und sagte mir oft: er glaube selbst, daß er noch guillotinirt werde. Einst ging ich mit ihm nahe bei der Nationalversammlung au quai des Feuillants spazieren, wo sich das Volk immer versammelt hielt — sie schrieen ihm nach: Sehet diesen kleinen Aristokraten[1]), werfet ihn in das nächste Bassin — ich hatte erstaunlich bange, ihn aber rührte es nicht. Als einst ein Deputirter, dessen Namen ich aber nicht mehr weiß, sich des bekannten General Lafayette annahm und sich nachher unter dem Volke blicken ließ, so wollten sie ihn töten; Kerner, immer in der Nationaluniform, schien auch einer der Wütenden, drang vor und nahm den Deputirten und schob denselben, ich glaube in eine Wachhütte, kurz, er machte ihm Lust zu entkommen mit eigener Gefahr und der Deputirte wurde in der Folge sein eifriger Freund[2]). Ein anderer, dessen Namen ich auch nicht weiß, war im Gefängnis. — Kerner wollte ihn besuchen, man hielt ihm vor, warum er zu einem Verräter wolle, er aber sagte, der

[1]) Vgl. die ähnliche Erzählung bei Wohlwill S. 25.
[2]) S. Wohlwill S. 106.

Verräter ſei ſein Freund und er komme nur, um ihn zu tröſten; dieſes rührte die Umſtehenden und er wurde zu ihm eingelaſſen.

Den Tag vor dem 10. Auguſt ging er abends in Uniform in die Tuilerien, auch aus Anhänglichkeit gegen den König; er blieb die Nacht dort. Sie wiſſen ja, wie es ging am 10. Auguſt. Kerner wäre ſicher umgekommen, hätte er ſich nicht durch ſeinen alten Paß von den Straßburger Jakobinern, den er glücklicherweiſe in ſeiner Taſche fand und vorzeigte, gerettet[1]). Er hielt ſich vom 10ten auf den 11ten verſteckt, und früh den 11ten erſt ging er zu einem Freunde in der Nähe des Schloſſes. Seine Freunde ſuchten ihn auf und waren in Sorgen um ſein Leben. Seine Hausleute weinten um ihn und ſagten, daß er gewiß tot ſei; denn alle Männer, die noch leben, ſeien heimgekommen, er allein nicht. Wir waren alſo ganz der Meinung, auch er ſei ein Opfer geworden, als er in einigen Tagen in Sansculottenkleidung zu mir ins Zimmer trat . . .

Als Ihr Herr Bruder nach Paris kam und wenig von den Seinigen zur Unterſtützung hoffen durfte, gab er Lektionen in der deutſchen Sprache, welches ihm damals ſehr nützte. Er war ganz von der Revolution ergriffen, daß ich ihn oft zankte, daß er ſeinen Studien nicht mehr nachging, wo er ſo treffliche Gelegenheit finden könnte. Die Sache der Menſchheit aber ging ihm damals über alles. Von ſeinen zärtlichen Schwärmereien will ich Ihnen noch etwas erzählen. Wir gingen einmal zuſammen, Herr Rheinwald[2]), ſein Freund, war mit uns, auf dem Montmartre ſpazieren, auf dieſem Berg war ein ſchönes Fräuleinkloſter. Die Damen waren noch beiſammen, doch durfte man hinein. Kerner hatte ein großes Verlangen, wenigſtens eine zu ſehen, er ſtellte ſich die reizendſten Frauen vor, die nur beten

[1]) Wohlwill S. 25.

[2]) Ich finde einen Freund dieſes Namens bei Wohlwill nicht. Faſt ſcheint es mir, als ob Reinhard gemeint wäre, deſſen Freund und Sekretär Kerner war. Oder Reinhold? Offenbar hat Frau Simanowiz Schillers Schwager Reinwald, der ihr auch bekannt war, mit Reinhard (Reinhold) verwechſelt.

und ſingen und in Heiligkeit leben. Wir kamen zum Sprachgitter, Kerner klopfte an und gerade kommt eine ſchöne junge Dame ans Fenſter und fragte, was wir wollten; Kerner, außer ſich, trat vor und ſagte: Madame, je suis ravi de vous voir. Die Dame, ganz betroffen, zog eilig ihren Umhang vor und verſchwand. So war er mit Herrn Rheinwald in einer Kirche, die Nonnen ſangen, aber ungeſehen, zuſammen. Kerner war ganz begeiſtert über die himmliſchen Stimmen; das müſſen Engel ſein und ſchön und jung. Rheinwald ſagte: Nein, lauter alte, neidiſche, zahnloſe Dinger ſind's, hören Sie nicht, wie die Stimmen ſchettern? Kerner wurde wütend. Nein, ſage ich, ſchön und jung und unſchuldig ſind ſie wie die Engel. Rheinwald erzählte mir dieſen Auftritt mit vieler Freude und konnte nicht aufhören zu lachen...

Es würde mir eine wahre Freude gemacht haben, wenn ich Ihnen mehreres hätte mitteilen können. Wie viel aber hat die Zeit aus meinem Gedächtnis verwiſcht! Denn wie oft war ich mit Ihrem trefflichen Herrn Bruder, wie haben wir zuſammen nach dem 10. Auguſt (Herr Rheinwald war mit uns) die ganze Stadt umgangen, um die ſchönen Barrièren, welche kaum geendigt waren, zu ſehen; er hatte damals einen großen Hund, der ihm eigen war, mit ſich. Immer ſah ich ihn heiter und voll Lebendigkeit, und alle Menſchen, die ihn kennen lernten, liebten ihn, Madame Valetti [1]) war ihm ganz beſonders gewogen, ich logirte bei ihr, und er kam faſt alle Tage, wenn er Zeit hatte, zu uns...

Ludovica Simanowiz [2]).

---

[1]) Eine berühmte Sängerin, die von Stuttgart nach Paris kam und dort einen Marquis heiratete. Näheres in „Ludovika. Ein Lebensbild für chriſtliche Mütter" ꝛc. 2. Aufl. Stuttgart 1850. S. 29.

[2]) Dieſen Brief hat J. Kerner in ſeinem Bilderbuch S. 53 ff. in freier Weiſe verwertet. Es iſt intereſſant, das hier wiedergegebene Original damit zu vergleichen. Wohlwill S. 95 ſagt, die Erzählung der Simanowiz ſei der Hauptſache nach in dem Bilderbuch korrekt wiedergegeben.

243. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 9. Sept. 1816.

Noch einmal unſern herzlichſten Dank für Deinen liebwerten Beſuch — den Du, will's Gott, mit Varnhagen dieſen Herbſt wiederholen wirſt. — Ich bin wieder ſehr traurig und verſtimmt, wozu die üble Witterung vieles beiträgt.

... Könnteſt Du uns nicht einige Bücher zum Leſen ſenden? Ich wollte Dich auch bitten, Dich nach jener Maultrommelſchrift, von der Haug[1]) ſchrieb, zu erkundigen und ſie mir auf meinen Conto von einem Buchhändler zuſenden zu laſſen. Empfehle mich Freimund R[eimar] [Fr. Rückert] aufs innigſte.

Ewig Dein

K.

... Ich hoffe, daß Du mir die zwei Landſchaftsgedichte und den Steckengrafen[2]) bald ſenden werdeſt.

---

244. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 16. September 1816.

Herzlichen Dank für alles Liebe und Gute, was mir abermals bei euch geworden iſt! Schon durch den Gaildorfer Mann würde ich geſchrieben haben, wenn ich nicht gewünſcht hätte, Fouqués Sängerliebe[3]) mitzuſenden, was aber Rückert ausgeliehen hatte und bis jetzt nicht beigeſchafft hat. Wegen der Druckfehler und wegen Preſchers habe ich mit Rückert geſprochen, und er verſprach beides zu beſorgen. Wegen der Maultrommel-

[1]) Haug (der Satiriker) ſchrieb am 18. Auguſt: „Daß ein neues Inſtrument erfunden worden iſt, mit fünf, ja zehn Maultrommeln zumal, und zwar ganze Stücke ſpielen zu können, wiſſen Sie wohl ſchon. In einer beſonderen Schrift iſt's abgehandelt und mit Kupfern erläutert".

[2]) Vermutlich die zwei Gedichte: „Württemberg" und „Geſpräch" (oder „An die Volksvertreter"). Der „Steckengraf" iſt „Der Schenk von Limburg".

[3]) Sängerliebe. Ein Roman. Stuttgart 1816.

ſchrift werde ich nachfragen. — In der Anlage erhältſt Du die bewußten Lieder nebſt einigen anderen . . .

Nun auch eine Beſtellung! Roſer[1]), dem ich von dem Gaildorfer Wundergeſchirr und Deinen ſchönen Inſchriften erzählt habe, wünſcht auf ſeines Schwiegervaters Geburtstag, der am 15. oder 16. Oktober iſt, einiges zu erhalten. Möchteſt Du nun ſo gut ſein, dafür zu ſorgen, daß einige hübſche Stockſcherben, Krüge, Schüſſeln ꝛc. mit ſinnreichen Inſchriften und Bildern, namentlich dem Chriſtophsbilde[2]) und den Verſen vom Hofſervice, zu rechter Zeit an mich oder an Roſer hieher geſchickt würden! Du könnteſt auch wohl noch andere ſchöne Sprüche dazu erfinden. Vergiß es doch nicht! Haſt Du die Geſchichte vom Geiger[3]) bearbeitet und was macht die Korbfabrikation Deiner Frau Mutter?

Empfehle mich ihr und grüße Rickele und das Kind aufs herzlichſte von mir! Schreibe bald!

Dein

L. U.

245. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 19. Sept. 1816.

Deinen lieben Brief habe ich erhalten und eile, ihn zu beantworten. Das Geſchirr für Roſer betreffend, ſo hätte ich es ſogleich beſtellt, ich frage Dich aber vorher noch (und erwarte ſogleich Antwort), ob nicht am 16. Oktober, wo das Geſchirr ankommen könnte, die Landtagsverſammlung aus einander iſt, und ob man nicht am 16. Oktober vielleicht nur mit Schmerz

[1]) S. S. 109.

[2]) Damals wurden beſonders von P. Bruckmann in Heilbronn (heute noch eine bekannte Firma) aus Oppoſition gegen den König ſilberne Basreliefbilder des württembergiſchen Herzogs Chriſtoph (1515 bis 1568) für eiſerne Fingerringe oder als Hutſchnallen in großer Zahl verfertigt. S. K. Mayer „L. Uhland“ II, 68.

[3]) Kerners bekanntes Gedicht „Der Geiger von Gmünd“ erſchien zuerſt in Nr. 295 des Morgenblattes v. J. 1816.

(was ich faſt glaube) an die Beſtrebungen denkt? Verſe alſo, die ſich auf ſie beziehen, auf dem Geſchirr nicht zu traurig ſein können?? Schreibe mir hierüber ſogleich, nachdem Du auch den Roſer befragt haſt. Varnhagens Brief iſt auch nicht erfreulich. Sende ihn bald an Mayer, von welchem ich ihn zurückerwarte. Deine Lieder haben mich ſehr gefreut; ich komme noch nicht ganz in poetiſche Stimmungen, ſonſt hätt' ich Dir den Geiger [1]) ſchon längſt geſandt . . .

Ewig Dein

K.

---

[1]) Ueber die Geigerlegende ꝛc. erfahren wir aus einem Brief eines Gmünder Freundes an J. K. vom 12. Februar 1817 folgendes: „Ich ſchicke Dir eine treue Kopie unſeres Geigerleins, wie ich es gefunden habe. Ich mußte mir viel Mühe geben, bis ich es nur auffand, denn unſere katholiſche geiſtliche Herren (weniger poetiſch als Du) haben das arme Geigerlein aus der Joſephskapelle verwieſen und es muß mit dem Quartier beim Meßner vorlieb nehmen, damit es das Heiligtum nicht profanire. Das Geigerlein iſt eine allerliebſte Figur, wohlgenährt . . . Aber Deine Cäcilia — was wirſt Du denken, wenn Du ſie mit dem Bart da hängen ſiehſt? . . . Statt einer Muſikheiligen voll harmoniſcher Züge ſtarke Backenknochen und einen Bart, ſtatt des melodiſch rauſchenden Gewandes einen — Nachtrock! Und dabei doch Weiberſchuhe und eine goldene Krone. Die Legende, die auf einem weißen Streif links neben dem Geiger ſteht und die ich Dir buchſtäblich abgeſchrieben habe, löſte mir dieſes Rätſel . . . Das Bild iſt nicht Cäcilia, es iſt eine verwandelte Sie, Kümmernus genannt . . .

„Es wahr eines haydenischen Königs Docter, die war schoen und weis darumb wolt sie ein haydnischer König zur gemahen haben, das war ihr layd. dan sie hat ihr Gott zu einem gemahl erwehlt das thät ihren Vatter vertriesen und lies sie fangen, da rueffte sie Gott an, in ihren leiden, das er ihr zu hilf käme, da erschiene er ihr und tröstet sie, da begert sie von Gott, das er sie verwandle, das sie keinem Mann gefiele auf Erden, als ihm allein, da verwandlet er sie in sein gstalt, da das ihr vatter fragte warumb sie so sehe, da sprach sie ihr auserwehlter gemahl hab sie nach ihm gebildet, dan sie kainen wollte dan den gecreutzigten. Da erenerte sich der vatter und sprach du muest

246. Matthiſſon an J. K.

Stuttgart, den 30. Sept. 1816.

Euer Wohlgeboren

haben mir durch die gütige Mitteilung der antiquariſchen Notizen vom Welzheimer Walde[1]) ein zu lebhaftes Vergnügen verurſacht, als daß ich meinen aufrichtigen Dank dafür länger verſchieben könnte. Sehr verbinden würden Sie mich auch — wie ſich von ſelbſt verſteht, unter der Bedingung baldiger Zurückſendung — durch die von Ihnen entworfenen Zeichnungen der angeführten Gegenſtände. Haug war gerade bei mir, als ich Ihr Schreiben erhielt. Er erkannte die Handſchrift und da erfuhr ich denn, daß Herr Oberamtsarzt Kerner und der liebenswürdige Dichter Juſtinus Kerner in einer und derſelben Perſon vereinigt

---

nach ihm gecreutziget werden darum war sie willig und starb am Creutz, wer sie anruefet in seinen Kümernusen den hilft sie mit Ihrer grossen Firbitt bey Gott, und haist Kümernus, ligt in Holland, in einer Kirchen haist stangenberg, wer sie will verehren, der lass ihre bildnuss in eine Kirchen machen, wo sie nicht ist. Es kam ein armes geigerlein und geiget so lang bis im das bild einen guldenen Schuch gab, den nam er und trug in zum goldschmid zu verkaufen, der goldschmid sagte, er het in gestolen er sprach nein, das gecreutzigte bild habe ihm gegeben. mann fienge in und wolt in hinken. da begerte er widerumb zu dem bild so wol er geigen geb es ihm nit wider den schuech, so soll mann in hincken er gienge wider zu dem bild und geigete, das bild gabe ihm wider den schue da lasst mann ihn frey und ledig nach haus gehen." anno 1678. renoviert 1762. Ex voto. [Infolge eines Gelübdes.]

Kerner kannte alſo damals, als er ſeinen Geiger dichtete, die Sage nur unvollſtändig. Erſt ſpäter, ein halb Jahr nachher, erfuhr er die Legende genau. — Die Kopie des Bildes befindet ſich beim Briefwechſel. Das Original erwarb Kerner ſpäter ſelbſt, es iſt noch heut im Weinsberger Kernerhauſe.

[1]) Im Morgenblatt 1816 Nr. 293 erſchienen von Kerner „Einige Bemerkungen über den Welzheimer Wald, ein im Königreich Würtemberg liegendes Waldgebirge."

sind. Ich habe mir also zu der, durch unsern kleinen Briefwechsel mit Euer Wohlgeboren angeknüpften Bekanntschaft in doppelter Hinsicht Glück zu wünschen. Gemeinschaftliche Musenliebe ist eine Art von Freimaurerzeichen.

Haug trägt mir für den lieben Vetter viel Schönes und Freundliches auf . . .

Matthisson.

247. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 6. Oktober 1816.

Deinen letzten Brief habe ich nicht ganz verstanden. Es muß Dir ein Gerücht über die landschaftlichen Angelegenheiten zugekommen sein, das doch wohl ohne Grund war. Mir wenigstens ist nichts bekannt, wodurch sich der Stand derselben in neuster Zeit so sehr verschlimmert hätte. — Wahrscheinlich bist Du selbst von diesem Schrecken zurückgekommen und hast denn doch das poetische Geschirr bestellt. Sollte dieses der Fall sein, so sorge dafür, daß die Ware, wenn ich etwa zur Zeit ihrer Ankunft nicht hier sein sollte, Roser zukommt. — Hier folgt der Stänglesgraf[1]), ich erwarte dafür den Geiger.

Indes war auch Mayer hier . . . Schwab, der jetzt hier in der Vakanz ist, hat die Geschichten Herzog Christophs in Romanzen[2]) zu bearbeiten angefangen. Recht schön! Auch übersetzt er für Osiander den Reinecke Fuchs aus dem Plattdeutschen in hochdeutsche Reime und bekommt dafür 70 fl.

Grüße die Deinigen und laß mich bald wieder von Dir hören.

Dein

U.

[1]) D. h. der Schenk von Limburg.

[2]) Sie erschienen 1819 unter dem Titel „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Wirtemberg. Mit geschichtlichen Belegen." Es sind im ganzen 37 Romanzen.

Euer Wohlgeboren

haben mir durch die gütige Mittheilung der antiquarischen Notizen vom Wolheimer-Walde ein zu lebhaftes Vergnügen verursacht, als daß ich meinen aufrichtigen Dank dafür länger verschieben könnte. Sehr verbinden würden Sie mich auch – wie sich von selbst versteht unter der Bedingung baldiger Zurücksendung – durch die von ihnen entworfenen Zeichnungen der angeführten Gegenstände. Haug war gerade bei mir, als ich Ihr Schreiben erhielt. Er erkannte die Handschrift, und da erfuhr ich denn, daß der Hr. Oberamtsarzt Kern, und der liebenswürdige Dichter Justinus Kerner in

Brief-Faeßmile von F. v. Matthisson, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 246.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

248. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 8. Okt. 1816.

Ungeachtet ich Dich aufs dringendste bat, mir doch wegen Nosers Geschirrbestellung sogleich wieder eine Antwort zu erteilen, so ist es bis jetzt doch nicht geschehen, und nun kann das Geschirr leider nicht mehr zur gewünschten Zeit eintreffen. Hier die Geigerslegende! Habe die Güte, sie zu verbessern, wo Du nur kannst, und dann unter der Adresse an die Redaktion des Morgenblattes bald abgehen zu lassen [1]).

Endlich brachte ich den Osiander [2]) auch zu einer Abrechnung. Da Du keine Bücher bei ihm nimmst, so werd' ich Dir Deinen Anteil mit 25 fl. bei Cotta (welcher mir Geld schuldig ist) bar mit nächstem anweisen . . .

Ewig Dein

K.

249. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 10. Okt. 1816.

Endlich habe ich einen Brief und in ihm die herrliche Dichtung vom Schenk zu Limburg [3]) erhalten. Den herzlichsten Dank dafür: denn mein schlichter Geiger kann Dir nicht dafür danken.

Die Geschirre könnten auf jeden Fall nicht bis zum Geburtstag eintreffen, da der Häfner später brennt. Inzwischen hab' ich sie doch gestern bestellt und Noser soll mir nur schreiben oder schreiben lassen, ob er sie auch später gebrauchen kann, und

[1]) S. Brief Nr. 244 (16. Sept. 1816).

[2]) Verleger von Kerners Wildbadschrift und des „Deutschen Dichterwalds".

[3]) Am 28. und 29. September vollendet. Kerner redet schon in seinem Brief vom 9. September von dem „Stockengrafen" und Uhland am 6. Oktober von dem „Stängleigraf". Vgl. den 7. Vers des Gedichts: „Als drauf ohn' alle Fahrde Der Graf sich niederlief, Und neben in die Erde Die Jägerstange stieß" u.

ob ich ihm einen eigenen Mann damit senden oder auf irgend eine Gelegenheit alsdann warten soll.

Ich bin in großem Jammer, da Mariele einen Anfall von der Luströhrenentzündung hat! O Gott! es ist schrecklich, welche Angst mich durchwühlt. —

Ich muß eilen!

Ewig Dein

L.

---

250. Ludwig Uhland an J. K.

1. November 1816.

Bist Du auch über die große Neuigkeit erstaunt[1])?

Deine schöne Ballade habe ich erhalten und befördert[2]).

Hier nur in Eile die Gedichte, von denen Dir eins noch neu sein wird.

Dein

Uhland.

---

251. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 7. Nov. 1816.

Meinen innigsten Dank für Deine herrlichen Lieder, von denen besonders das letzte ungemein schön ist.... Des Königs Tod[1]) war freilich sehr unerwartet und ich wünsche nur auch Fremde darüber sprechen zu hören, hier aber nimmt man, wie an allem, was in Württemberg vorgeht, so auch an diesem wenig Anteil. Welche Folgen wird es haben! Eine mildere Regierung in allen Fällen — aber eine Verfassung ganz nach der Form des alten gibt wohl der jetzige König ebenso wenig als der selig entschlafene!! — Schreibe mir doch jetzt auch mehr mit was man verhandelt und meint: denn ich bin hier ganz unter dem ewigen Regen begraben. Ewig! Schreib!! — Letzthin sprach nach Jahresfrist Klemens bei mir ein, es war schon

[1]) König Friedrich I. von Württemberg starb am 30. Okt. 1816.

[2]) Der Geiger von Gmünd.

späte Nacht. In seinem Zwerchsack trug er auf einer Seite die wohlbeschlagene Krämersbude, auf der andern baumwollene Fuhrmannskappen zum Verkaufe. Er war sehr niedergeschlagen wegen der teuren Zeit und sah abgehungert und elend aus. Vorzüglich bekümmerte ihn, daß er den Haussegen nicht habe drucken lassen können, weil ihn kein Drucker der teuren Zeit wegen, für die er doch gedichtet war, übernommen habe . . .

Adje!

Ewig Dein

J. K.[1])

2-2. Amalie Schoppe an J. K.

Burg auf der Insel Fehmarn,
den 5. Dezember 1816.

. . . Dein Brief an Nosa und Assing ist bis hieher auf meine stille Friedensinsel gekommen! Die gütige Freundin sandte ihn mir mit Uhlands herrlichen Gedichten zum Geburtstag-Angebinde, wohl wissend, wie sehr sie mich dadurch erfreue. Und immer noch bist Du traurig? und doch ist ja nun erst wieder eine neue Morgenröte über Dein liebes Württemberg hereingebrochen und wird Licht und Wärme gewinnen, es zu erhellen und zu befruchten.

Freilich mocht' es in euren Bergen furchtbarer donnern als hier in unserem ebenen Nordland, das die See wie ein magischer Zaubergürtel umfaßt, und in der That haben wir aus all dem Kriegsgewühl nur einmal zur Zeit des Dänenkriegs drei Schweden gesehen, die wie Wundertiere angestaunt wurden, weil man kein Militär und keinen Krieg hier kennt.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen", sagte ich mit dem göttlichen Erlöser, als ich Hamburgs Schrecken entronnen und hier einen Zufluchtsort fand — aber jetzt muß ich wieder hinaus in die große Welt, unter die verderbten großen Menschen und

[1]) Den Anfang dieses Briefes teilt Prof. J. Hartmann in den württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte (1878) I, 217 mit.

meine süße Pflanzschule wird verwelken; das macht mir einen großen Schmerz und zitternd trete ich in das neue Leben wieder ein. Nur diesen Winter noch werde ich hier auf meiner nordischen Insel weilen, wo ich die höchsten Schmerzen und Freuden meines Lebens genoß — genoß? sollte man dies nicht von Seelenleiden sagen können? . . .

Ueber alle Beschreibung erfreut mich unserer Freunde glückliches eheliches Leben; es war mein schnlichster Wunsch, Reja und Assing verbunden zu sehen. Und auch Varnhagen ist glücklich, und Du, hast Du nicht Dein Nikkle und die kleine Reja Maria, die doch gewiß zu Gottes und Deiner Freude emporblüht? Mir gibt mein Kind eine unaussprechliche Freude, ja mir ist wirklich, als ob mir jetzt nichts mehr begegnen könne, das mich ganz zu Boden drückte, seit mein Sohn neben mir steht...

Was sagst Du von Fouqué's neuesten Sachen? mir gefallen sie gar nicht und ich trauere darob. Lange hat mich keine Erscheinung so sehr erfreut als Uhlands Gedichte; es ist wirklich ein Blätterkranz voll der duftigsten Blumen. Kommt aber keine Fortsetzung unseres Dichterwaldes? Ungern möchte ich darin fehlen und würde Dir unter anderen all die Lieder der Hertha, die wohl meine besten sind, geben, um sie darin aufzunehmen. Ich schrieb noch eine andere nordische Sage, die Hiarne, der Sangkönig, heißt. Ich fand sie im Saxo Grammaticus*), der herrliche Zaubergeschichten erzählt — wollte Gott, ich könnte sie gute erzählen!

So lieblich tönt das helle Kirchengeläute — es ist Sonntag — in meinen Brief an Dich hinein — könnte Dir doch so wohl, so ruhig dabei werden, als es mir hier ist am warmen, traulichen Ofen, umspielt von meinem Knaben, der wieder seine Gewohnheit heute sehr ruhig ist.

Es ist wahr, unser Norden ist sehr kalt, aber der Ernst, die Kraft, die Nähe, die im Winter durch die Natur verbreitet

*) Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, berühmter dänischer Geschichtschreiber, gestorben 1208. Verfasser der „Historia Danica“ in 16 Büchern.

sind, wiegen das bewegte Menschenherz ein und machen es heiter — der Süden regt es auf, ohne ganz zu befriedigen.

Und nun ein freundliches Lebewohl und tausend, tausend liebende Grüße Deinem Weibe und Deiner kleinen Rosa Maria.

In steter treuer Liebe

Deine

Amalie.

---

253. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 15. Dez. 1816.

Du wirst mehrere Briefe von mir erhalten haben, ich vernehme von Dir aber kein Wort ... — Das Nickele und ich lassen Dich doch innigst bitten, uns einige neue Schriften, etwa von Fouqué, zukommen zu lassen. Hast Du keinen Musenalmanach? Hier bekomm' ich derlei nie unter's Gesicht; Menschen aber in Tropfenformat wohl ...

Das Geschirr, welches für Roser bestimmt war, hab' ich dem Waldeck hier verehrt, die eine große Freude daran hatten; es ist darunter auch ein Weinkrug mit Deinem Vers: „Wer je bei altem guten Wein" u. s. w.

Schreibe doch endlich ums Himmels willen!

Ewig Dein

Kerner.

---

254. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 29. Januar 1817.

Wenn Du in meinem letzten Schreiben einen Beweis veränderter Gesinnung gegen Dich zu finden glaubtest, so hast Du mir gewiß unrecht gethan. Vielmehr kann ich gerade gegen die liebsten Freunde am wenigsten an mich halten, wenn mich etwas wurmt. Ist es einmal frei herausgesagt, so ist dann die Sache abgethan.

An dem königlichen Gegenentwurf zur Verfassung wird bereits zu drucken angefangen, während der König die letzteren

Kapitel, welche übrigens gerade das Wichtigste enthalten, sich noch im Geheimerate vertragen läßt. Es wird wohl auf den Monat März ziemlich lebhaft werden.

Was Du von meiner Verlobung erfahren hast, ist unbegründet [1]).

Rückert ist jetzt nicht mehr beim Morgenblatt, wird aber noch eine Zeit lang hier bleiben. Neues weiß ich Dir sonst nichts zu schreiben und setze daher ein altes Lied bei, das Dich vielleicht an den armen Stoll erinnert [2]).

Von Herzen wünsch' ich, daß es mit Deiner Gesundheit wieder gut gehen möge. Nickels danke ich für das, was sie Deinem Briefe beigesetzt hat.

Mit alter Liebe

Dein

Uhland.

---

255. J. K. an Ludwig Uhland.

Guldberg, 27. Februar 1817.

Den herzlichsten Dank für Deinen l. Brief und das Gedicht, das ungemein schön ist, — Du reicher Mensch! — Inzwischen hatte ich mit den Aufhebungen viel zu thun und muß tagtäglich im Meraft umherreiten. Nun ist es wieder ruhiger, aber dieser ewig nasse Himmel ohne Sonne! ...

Man wird sehen, wir müssen noch alle dem Kaukasus zu — mit Hölderlin, oder werden verrückt wie der. Ich sehe und höre nun durchaus nichts mehr als den Regen und Jammer und Klage .... Ich hoffe, daß Dir Mayer einen Brief von Amalie [3])

---

[1]) Uhlands Bruder schreibt in „Uhlands Leben" S. 106, daß „meist durch Kerner veranlaßt", bis 1815 das Gerücht umlaufen sei, Uhland werde Emma (Emilie) Vischer heimführen. Kerner lernte sie bekanntlich in Stuttgart kennen und war mit Uhland zugleich öfters in ihrer Gesellschaft bei ihrem Stiefvater, Hofrat Vischer.

[2]) Es ist das unveränderte in die „Gedichte" aufgenommene Lied „Auf einen verhungerten Dichter".

[3]) Brief Nr. 252.

mitgeteilt, nach welchem Uhlands Gedichte schon längst auf der Insel Fehmarn[1]) bewundert werden . . .

Von Varnhagen höre ich nichts mehr, ist er wohl von Karlsruhe[2]) hinweg? Ich will ihm schreiben. Sende mir doch die Briefe von ihm an mich, die ich Dir mitteilte. Auch von Mayer höre ich nichts. Politik und Liebe töten die Freundschaft bei mir nicht. — Im Fall Du Liebhaber von Würsten bist, so benachrichtige ich Dich, daß meine Beobachtungen von Vergiftungen durch Würste in den Tübinger Blättern[3]) abgedruckt sind. Sie werden aber aus diesen noch besonders abgedruckt erscheinen für ein größeres Publikum (mit Deinem Metzelsuppenlied) und zum Besten der Armut verkauft werden. Es ist ein höchst poetisches Werk! . . .

Ewig Dein Kerner.

256. Varnhagen an J. K.

Mannheim, den 11. März 1817.

. . . Ein sonderbarer Umstand hat mein langes Schweigen veranlaßt, ich war in einer peinlichen Verlegenheit, die ich vorher beendigt wünschte, ehe ich Dir schriebe; sie ist es jetzt größtenteils! Deinem Wunsche gemäß hatte ich Deine gesammelten Beiträge zu einem Leben Georg Kerners an Smidt und Oelsner[4]) mitgeteilt, damit von diesen neue hinzugefügt würden. Smidts große Beschäftigung und Heimreise hinderten ihn bis jetzt von seinem reichen Vorrat etwas zu liefern, das schon Gesammelte

[1]) An der Ostküste von Schleswig-Holstein.

[2]) Er war bis 1819 badischer Ministerresident. Vgl. Brief Nr. 256.

[3]) „Tübinger Blätter für Naturwissenschaften und Arzneikunde", III. Band. Ein Separatabdruck davon findet sich nicht verzeichnet.

[4]) Smidt ist der Senator in Bremen, mit dem Kerner öfters in Berührung kam. S. Wohlwill „Georg Kerner" S. 138, 188 u. s. w. Ueber Oelsner s. Bilderbuch S. 60. Darnach war er Freund Kerners von Paris her; K. G. Oelsner, 1764—1828, war preußischer Legationsrat. Ueber die hier mitgeteilten Punkte findet sich in Varnhagens Briefwechsel mit Oelsner I, 64, 71 f., 76 weitere Auskunft.

aber lief in Oelsners Händen eine Gefahr, die Dir, ihm und mir gleich unangenehm ſein mußte; durch ein Verſehen ... kam ſtatt einer andern zum Drucke beſtimmten Handſchrift der köſtliche Beitrag Deiner Schwägerin in die Druckerei, und ſchon waren zwei Bogen zu tauſend Exemplaren gedruckt, als ich die Nachricht davon erhielt. Oelsner war ungemein betreten, er befand ſich in der größten Verlegenheit, aber nach mehrmaligem Hin- und Herſchreiben blieb am Ende nichts übrig, als daß er die ſämtlichen Koſten erſetzte, die Bogen an ſich kaufte und vernichten ließ, mir aber die Handſchrift zurückſandte. Briefe von Deiner Schwägerin, unſtreitig das Wichtigſte, habe ich nun und halte ſie zu Deiner Verfügung bereit, aber die anderen kleinen Beiträge fehlen noch, und ich weiß nicht, ob ſie bei Smidt oder Oelsner verloren oder zu ſuchen ſind, doch habe ich die beſte Hoffnung, ihrer wieder habhaft zu werden, wenigſtens haben ſie die Gefahr jenes größeren Beitrages nicht mit beſtanden. Du kannſt Dir denken, welchen Verdruß mir dieſer Vorgang machte, ich dachte an den Deinigen, wenn Dir plötzlich im ſchönſten Abdrucke die Sache zu Geſichte gekommen wäre; Dein ganzes Verhaben wäre dadurch übereilt und geſtört worden, ich mag überhaupt nicht der Ungebühr in den Verfällen des Lebens unnötigen Raum geſtatten, ſondern wehre ihr, wo ich kann, daher ich auch ſtreng dabei verharrte, die Sache müſſe unter jeder Bedingung ungeſchehen gemacht werden, während Oelsner, um die Erſatzkoſten zu erſparen, an eine mögliche Geſtattung von Deiner Seite denken wollte. Mir that es nun auch um Oelsner ſehr leid, allein ich glaubte, meine Freundſchaft dürfe hier nicht Unordnung hegen helfen. Gottlob, daß die Sache ſo weit wieder hergeſtellt iſt ... Sonderbar, daß ich wegen dieſer Beiträge eigentlich kämpfen muß; auch Brockhaus, der durch Uhland davon gehört, wollte ſie von mir haben, entweder unmittelbar für die Zeitgenoſſen, oder doch zur Benützung für den Grafen Reinhard, der Deines Bruders Leben zu ſchreiben allerdings übernommen hat[1]); ich

[1]) Bei Wohlwill findet ſich nichts darüber, ebenſo wenig in W. Longs Werk „Graf Reinhard“ (1896).

erwiderte aber, beides ſei unthunlich, und halte es auch wirklich nicht (für) angemeſſen aus mehreren Gründen ... Was Graf Reinhard liefern wird, muß ruhig abgewartet werden, und darf Dein Verhaben gar nichts angehen, er wird ohnehin nicht alles ausſprechen wollen und ſchon um ſeiner Aengſtlichkeit willen kein ſo kräftiges Bild geben, als es der Wahrheit nach ſein müßte, und die Einſicht ſo freier Bruchſtücke, wie die obigen, würde ihn eher vom Schreiben abſchrecken als erfreuen, und das wäre doch immer ſchade! Ich denke alſo, wenn Du meinem Rat folgen willſt, knüpfeſt Du vorderhand nichts mit Reinhard an, und etwaige Anfragen beſeitigſt Du, wie ich es gethan, und warteſt jene Erſcheinung ab: Reinhard wird wenigſtens den Toten nicht ganz verleugnen, wie er es mit dem Lebenden wahrſcheinlich nur allzuſehr in ſeinen jetzigen Verhältniſſen nötig zu haben glaubte!

In meinem Verhältniſſen hat ſich nichts geändert, ich lebte den Winter abgeſchieden und einigermaßen fleißig in Karlsruhe, wo weder im allgemeinen noch in meiner Stellung eine beſondere Annehmlichkeit blüht; die größte war mir das Zuſammenſein mit meiner geliebten Rahel, und das wäre eben überall für mich geweſen. Jetzt bin ich ſeit kurzem wieder zum Beſuch bei meinem teuren Kriegsführer Tettenborn, gehe aber ab und zu nach Karlsruhe; Rahel iſt mit hier, und wo ſie iſt, da bin ich ſchon zufrieden. Auf den Sommer ... weiß ich noch keinen Plan zu machen, die Reiſe, die der Staatskanzler nach den Rheingegenden machen will, hält alle meine Abſichten hängig, darunter aber eine der teuerſten iſt, Dich, geliebter Freund, endlich einmal wieder zu ſehen! Nicht bloß mein Verlangen und meine Luſt, auch Pflicht ſcheint es mir, Dich zu beſuchen; Dein Trübſinn thut mir außerordentlich leid, und mir iſt es ſo, als könnt' ich ihn mit Glück bekämpfen! ...

In der Ständeverſammlung war in der letzten Zeit offenbar ariſtokratiſcher Uebermut mit bürgerlichem Eigenſinn herrſchend ... Jetzt iſt offenbar das Streben mit der Geiſt des Königs und ſeiner Räte dem der Ständeverſammlung voraus, und zieht mehr als dieſe letztere die Geſinnung der Beſſern an. Willſt Du meine perſönliche Meinung wiſſen, ſo muß ich freilich ge-

stehen, daß mir in dem Verfassungsentwurf nicht alles gefällt, obwohl sehr vieles; ich möchte fast meinen, die Herrschergewalt hätte sich größeren Spielraum vorbehalten sollen; was ich aber ganz und gar nicht, nie und unter keiner Bedingung billigen werde, ist die Abteilung der Stände in zwei Kammern, aus Gründen freilich, die den meisten grade dafür sprechen werden!... Lies beifolgende Blätter [1]), manche Rezensionen in der jenaischen Literaturzeitung, und Du wirst daraus wenigstens sehen, was alles gegen zwei Kammern gesagt werden kann! Könnt' ich nur mit Uhland mündlich sprechen, ich glaube, wir würden uns doch bald verständigen, denn seinem ganzen Wesen nach scheint er mir, was ich bin — warum es leugnen? — ein Demokrat zu sein...

Dein Lied ist schön, aber so trübe ist es doch nicht Dein Ernst? Ich hielt mich immer für einen der Schwermütigsten und zähle doch so viele frohe Stunden!...

Dein

K. A. V. v. E.

...

---

257. J. K. an Ludwig Uhland.

Gl. [Gaildorf], 21. März 1817.

[2]) Herzlichen Dank für Dein schönes Gedicht, das mir aber noch erfreulicher wäre, wenn Du auch mehreres dazu geschrieben hättest.

Varnhagen schrieb neulich einen interessanten Brief [Nr. 256], den Du mit nächstem von meiner Schwägerin in Stuttgart mitgeteilt erhalten wirst. Er sandte mit ihm eine Schrift, die er

---

[1]) „Votum eines deutschen Mannes gegen Errichtung eines Oberhauses". S. Brief Nr. 257.

[2]) Der Brief ist bereits von Prof. Hartmann in den württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte (1878) I, 218 mitgeteilt; ebenso sind daselbst die Briefe Nr. 260, 266 (255 mit anderem Datum), 270, 272, 275 mehr oder weniger vollständig abgedruckt.

ſchrieb, betitelt: „Votum eines deutſchen Mannes gegen Errichtung eines Oberhauſes.“ In allem, bis auf dieſen Punkt, hält er den Königl. Verfaſſungsentwurf für tadellos, außer daß ſich der König zu ſehr beſchränken laſſe. — Es iſt mir lieb, da auch mir jener Punkt allein anſtößig iſt. Wenn aber nur das Volk nicht alles Intereſſe für dieſe Sache verloren hätte! Die meiſten wiſſen noch gar nicht, von was die Rede iſt . . .

Dein

Kerner.

Das Gedicht von Rückert auf des Königs Einzug las ich auch im Morgenblatt. Einzelne Verſe ſind ſehr ſchön, beſonders die letzten. In der Mitte aber ſind zwei bis drei, die ſo proſaiſch und erbärmlich ſind, als hätte ſie der Schulmeiſter von Brackenheim gemacht. Wie kommt Rückert dazu? —

258. Varnhagen an J. K.

Mannheim, den 18. April 1817.

Ich ſende Dir, teuerſter Freund, beifolgende Briefe von Aſſing und Roſa Maria . . . Ich freute mich recht wahrhaft, aus dieſen Briefen doch wieder einmal die Gewißheit vor die Augen zu bekommen, daß es doch wirklich in dieſem Weltwirrwarr noch Leute gibt, deren Leben ganz gutartig dahinfließt, und wenn auch nicht die höchſte Gunſt des äußern Glückes, doch ebenſowenig deſſen tiefſte Ungunſt zu empfinden hat, ſondern in ziemlicher Uebereinſtimmung der Seelen und der Welt ein Los trägt, das man vor vielen anderen ein zufriedenes nennen darf . . . Und daß dieſe Leute meine Schweſter und mein Schwager ſind, das iſt ein Umſtand, der mir als ein Glückszug für mich ſelbſt erſcheint, für den ich dem Himmel nicht genug danken kann! Aber im Grunde, was fehlt mir ſelbſt, um mich auch zu dieſen Leuten zu rechnen? Wahrlich weniges, aber dies wenige — wohl unerreichbar, ſchon deshalb unerreichbar, weil es zum Teil nicht mehr von der Zukunft, ſondern ſchon von der Vergangenheit abhängt! Doch welches Glück iſt mir auch zu teil

geworden, in meiner geliebten Gattin ein unaussprechliches, das mir, als ungefunden, vielleicht als ungeahndet vorzustellen meine Einbildungskraft versagen will!

Einen tröstenden Spruch hast Du mir gesendet, geliebter Freund, in der Aeußerung, daß Deine Stimmung sehr von dem Zuge der Wolken abhänge und bei heiterem Himmel nicht so trübe sei! . . .

Deinen Auftrag, einst aus dem vollständiger gesammelten Stoß eine Lebensgeschichte Deines Bruders zusammen zu stellen, nehm' ich vielleicht mit besserem Willen als Fähigkeit an, wenn Du Dich der Arbeit nicht unterziehen magst. Einstweilen werde ich die Beiträge, die Du mir sendest, treulich bewahren und nach Gelegenheit zu mehren suchen. Das Bruchstück von Deines Bruders eignem Unternehmen war mir ungemein ansprechend, die Wichtigkeit, die seine Erinnerung auf so manchen kleinsten Umstand legt, ist liebenswürdig, die einzelnen Umstände selbst würden aber nicht alle und überhaupt das ganze Bruchstück nicht völlig wie es ist, dem Drucke zu übergeben sein, und Du hast recht, eine angemessene Herrichtung künftig zu begehren: doch das vortreffliche Stück von Deiner Schwägerin darf meines Bedünkens kaum eine Veränderung erfahren! Ich bin sehr begierig, was Graf Reinhard [1]) liefern wird; ich erwarte nicht viel von ihm.

Uhland hat mir seine neuen gedruckten Gedichte und ein fliegendes gedrucktes Blatt in Prosa gegen die Errichtung einer Adelskammer zugesandt ohne weitern Brief dabei [2]). Was dieser musenbegabte Mensch aus sich herausschreibt, hat einen unwiderstehlichen Reiz für mich, schon in der Ueberzeugung, die es mit sich führt, von der edlen, reinen Quelle, aus der es stammt. Ich halte Uhland für einen der rechtschaffensten Menschen, die je gelebt haben, und dies spricht sich auch in seinen Sachen aus;

---

[1]) Vgl. Varnhagens Brief vom 11. März d. J.

[2]) Uhlands Flugschrift hat den Titel „Keine Adelskammer!" (abgedruckt bei Fränkel II, 317). — Uhland schrieb übrigens am 5. April 1817. Vgl. sein Leben von seiner Witwe S. 129 f.

ſelbſt der Eigenſinn gewinnt in dieſer Ueberzeugung eine gefälligere Art. Meine Liebe für Uhlands Erzeugniſſe iſt durch deren politiſchen Stoff nicht bedingt; zufällig bin ich mit ſeiner Meinung diesmal einverſtanden. Wie ſchön ſind ſeine neueſten Gedichte! ein wahrhaft ſpiegelheller Vortrag! Die Richtung gegen Wangenheim iſt nicht beleidigend, ſondern treu und edel, ich kann ſie nicht tadeln, obwohl ich für Wangenheim perſönlich mehr Achtung und Zuneigung hege, als ſich mit der Verſchiedenheit unſerer Anſichten . . . vertragen zu können ſcheint. Ich habe Uhlanden in meiner Antwort auf ſeine Sendung mehreres über die Verſchiedenheit ſeiner Anſicht von der meinigen ausgeſprochen . . .

Das, was der König zu Deinem Bruder wegen des Miniſteriums des Innern geſagt, iſt ganz vortrefflich und des erleuchtetſten Fürſten würdig [1]! Ich glaube nicht, daß Stein [2] ein Amt in Württemberg bekommt, oder übernimmt; auch würde der jetzt am wenigſten angemeſſen ſein . . .

Ewig Dein treuer

Varnhagen v. E.

258. Ludwig Uhland an J. E.

Stuttgart, den 19. April 1817.

Du erhältſt hiebei einiges Neue von meiner Feder [3]. Laß es Dir nicht mißfallen! Wenn gegenwärtig meine Briefe etwas mager ſind, ſo halt es mir zu gut. Die Unruhe der jetzigen Zeit und meiner beſonderen Verhältniſſe wird wohl auch einmal ihre Beruhigung finden.

[1] General Kreuzer wollte die Leitung des Miniſteriums nicht übernehmen, „weil er die Formen nicht verſtehe“. Da erwiderte der König: „Eben deswegen weiß ich, daß Sie es übernehmen“.

[2] Der bekannte preußiſche Miniſter Freiherr vom Stein.

[3] Wie die Nachſchrift zu dem Briefe zeigt, Uhlands Klagſchrift „Meine Adelskammer!“ und vielleicht die Gedichte: „Der Landſtänden vom Chriſttagstag 1817“ und das „Gebet eines Württembergers“.

Du wirſt vielleicht dieſes Frühjahr von Rückert[1]) beſucht, der nach Franken reiſen will. Ich habe die Oſterfeiertage in Tübingen zugebracht. Mayer iſt, wie Du weißt, in Schleſien und wird mehrere Monate dort bleiben müſſen.

Ich bin begierig, bald wieder von Dir und den Deinigen zu hören und grüße Euch alle von Herzen

Dein

Uhland.

Es iſt mir merkwürdig, wie ich in dem anliegenden Blatte über die Adelskammer mit Varnhagens Aufſatze, den ich erſt ſpäterhin in der Nemeſis [Ludens Zeitſchrift für Politik und Geſchichte] zu leſen bekam, oft faſt wörtlich zuſammengetroffen bin.

---

200. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 15. Juni 1817.

... Kürzlich erhielt ich anonym (Waldeck ſagt durch Schott[2]) Dein ſehr ſchönes neuſtes politiſches Gedicht[3]) zur Mitteilung an Waldeck! Es iſt mir traurig, daß in neuſter Zeit Dein politiſches Treiben Dich ganz gefangen hält. Und was inzwiſchen als über mich erging! All meine Luſt und Liebe, meine Marie, mein Rickele, auch mein eigenes Leben ward inzwiſchen aufs äußerſte bedroht, ich war ganz nahe an einer dem Wahnſinn gleichkommenden Verzweiflung. Man verlangt mich zu meiner kranken Mutter nach Jeſeld. Mir zum Troſte und der Großmutter zur Freude ſprach mir Rickele zu, die Marie mitzunehmen. Ich fuhr mit einem Kutſcher mit zwei Pferden in meinem eigenen Gefährte... Als wir an die große Steige kamen (nicht Chauſſee), die von Löwenſtein gegen das Bad führt, ſtieg ich aus und

---

[1]) Vgl. Rückerts Brief vom 20. Auguſt 1817, Nr. 264.

[2]) Graf von Waldeck, herausgeber Politiker, in Gaildorf anſäßig. Albert Schott, 1782—1861 Advokat in Stuttgart, Abgeordneter von Tübingen, vertrauter Freund und Geſinnungsgenoſſe Uhlands.

[3]) Vermutlich das am 7. und 8. Juni d. J. entſtandene vaterländiſche Gedicht „Nachruf“.

wollte Marie aus dem Gefährt heben. In diesem Momente wurden die Pferde rasend, ich wurde vom Rade auf die Seite geschleudert, der Kutscher stürzte vom Bocke, das Kind blieb im Gefährte; das Gefährt schlug durch die Raserei um, die Pferde donnerten mit ihm den entsetzlichen Berg hinab, es auf der Bedachung, die Räder über sich gerichtet, fortschleifend, — ich wußte mein Kind in ihm!!! Ich raffte mich auf, unverletzt, und folgte, ganz von Wahnsinn gepackt, hinterher. Unter Trümmern des Gefährtes fand ich mein Kind in seinem Blute! Ich hob es für tot auf. Ich trug es drei Stunden weit im fürchterlichsten Platzregen verzweifelnd durch unwegsame Wälder und Felder bis nach Weisach auf den Armen. Ich war ganz erschöpft. — Das Kind schien das linke Auge ganz verloren zu haben, es hatte starke Quetschungen am linken Schlaf, das Schlüsselbein hatte es gebrochen, Gott im Himmel aber war gnädig, er trug Erbarmen. Am vierten Tage schlug es wieder das Auge auf, hell und lieblich — wie es ist. Auch der Bruch des Schlüsselbeines und die Quetschungen heilten bald. Das Nickele, guter Hoffnung, wurde nach Weisach geholt, weil ich, gewohnt, alles mit ihr zu tragen, solchen Jammer nun unmöglich ohne sie hätte ertragen können. Die Sorge griff sie ziemlich an bei aller Standhaftigkeit, die bei ihrer Gemütlichkeit so selten und schön steht. Als wir wieder zu Hause angekommen waren, ergriff sie ein Flußfieber und ein Kopfschmerz, der bis zur Hirnentzündung und Raserei stieg. Auch dieses ging vorüber; aber nur ein paar Tage ward Erholung gegeben, um neuen Schmerz ertragen zu können. Die schrecklichsten Krämpfe stellten sich ein und zwei Tage lag sie unter den grausamsten Martern in Kindsnöten, bis gestern nachts 12 Uhr ein Knabe zur Welt kam, sechs Wochen zu frühe, — doch ziemlich reif und wohlgebaut. Ich hoffe, daß Du mir wieder die Liebe erweisest, sein Pate zu sein; er wird in der Taufe den Namen Theobald[1]) erhalten.

---

[1]) Justinus' Sohn, Heinrich Theobald Kerner in Weinsberg, feierte am 14. Juni 1896 seinen 80. Geburtstag in voller Gesundheit. — Vgl. Brief Nr. 39.

Das Nickele, das Dich herzlich grüßt, iſt ſo wohl als es ſein kann.

Wäre es Dir nicht möglich, ſelbſt hieher zu kommen? Es wäre mir ein rechter Sonnenſchein nach ſo langem Regen. Waldeck würde ſich darob auch ſehr freuen. Er hat ſich hier recht artig eingerichtet und ſein Aufenthalt hier iſt mir ſehr lieb . . . Nun laſſe Du auch von Dir hören und beſſere Geſchichten von Dir hören als ich von mir! Gott ſei ferner mit Dir!

Ewig Dein

Kerner.

---

261. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 24. Juni 1817.

Mit herzlicher Teilnahme habe ich vernommen, was Dir in letzter Zeit Leidiges und Erfreuliches begegnet iſt.

Daß Deine Marie aus ſo großer Gefahr gerettet worden, daß Ihr mit einem geſunden Knaben erfreut worden ſeid, dazu wünſche ich Euch von ganzer Seele Glück. Daß Du mich auch zum Paten Deines Sohnes berufen haſt, iſt mir ein neues Pfand Deiner Freundſchaft, das ich dankbar annehme.

Was Ihr beide ausgeſtanden habt, das möge Euch der Himmel in der Freude an Euern Kindern erſetzen.

Der Tod Deiner lieben Mutter[1]) iſt ein neuer Schmerz, der Dich betroffen hat. So iſt das vorſchreitende Leben. Während man die eine Hand dem neugeborenen Geſchlechte reicht, muß man die andere von dem abſterbenden ſchmerzlich losreißen. Den Beſuch bei Dir muß ich mir auf eine auch für Dich ruhigere Zeit aufſparen. Meißers, bei denen ich wohne, haben an Euren Ereigniſſen gleichfalls herzlichen Anteil genommen und laſſen Euch ſchönſtens grüßen.

Ich bitte Dich, mir bald wieder von Deinem und der Deinigen Befinden Nachricht zu geben.

Mit treuer Liebe

Dein Uhland.

---

[1]) Sie ſtarb wenige Tage nach Theobalds Geburt. S. Einleitung IV.

262. J. P. Hebel an J. K.

Karlsruhe, 20. Juli 1817.

Dero schätzbares Schreiben[1]) vom 9. d. M. traf ich nach meiner Rückkehr von Baden erst gestern an... In Baden wurde mir das Glück zu teil, Ihrer Majestät der Königin vorgestellt zu werden. Sie sprach über Volksbelehrung und ihr Vehikel, den Kalender, mit mir, doch nur im allgemeinen. Was dieselbe veranlaßte, von meiner unbedeutenden Anwesenheit Kenntnis zu nehmen, erklärt mir Ihr Schreiben. Sehr ehrenvoll ist das Zutrauen einer solchen Königin zu meinen Talenten, und höchst beglückend wäre das Bewußtsein, zur Zufriedenheit derselben ihm entsprechen zu können, und wahrlich groß die Freude, wieder einen lieben Adjunkt[2]) aus der Landsmannschaft der ersten zu gewinnen. Aber wenn Sie mir doch die Aufgabe, einen Volkskalender für Wirtemberg zu veranstalten, nur etwas näher bestimmt hätten; denn ich mag sie nehmen, in welchem Sinn ich will, so muß ich fürchten, wenn ich sie nicht in dem richtigen nehme, mich als Fremder einer Anmaßung verdächtig zu machen, mit welcher ich mich an so viel trefflichen Männern und Volksfreunden Württembergs, die das Nämliche ohne mich veranstalten könnten, nicht versündigen möchte.

Wenn ich z. B. einen Ausdruck, zwar etwas gezwungen, aber der Sache nach fast am natürlichsten so nehme, daß ich den Kalender, d. h. die Lesestücke dazu schreibe und einem mir zu nennenden Herausgeber oder Verleger zusenden soll, was auch an dem „Rh. Hausfreund" mein einziges Geschäft war, so darf

[1]) Am 6. Juli 1817 schrieb Geheimrat Karl Kerner an seinen Bruder Justinus, er solle mit Hebel sich in Korrespondenz setzen, „um unser Volk durch den Kalender zu bearbeiten. Du könntest ihm Artigen zum Verarbeiten schicken, und solche könnte ich noch von vielen Seiten beitreiben. Die Königin interessirt sich sehr für einen dergl. Kalender... Hebel hat bekanntlich das Kalenderschreiben aufgegeben, weil es ihm Verdruß gemacht hat, vielleicht wäre es ihm nur erwünscht, eine Gelegenheit zu finden. Du dürftest ihm wohl sagen, daß ich die Sache in Schutz nehmen würde"...

[2]) Hebels Adjunkt am „Rheinischen Hausfreund" war Rölle gewesen.

ich es Ihnen nicht verbergen und Ihnen nicht erst sagen, daß es schwer sei, Nationalschriftsteller für ein Volk zu sein, das man nicht als das seinige und so gut als das seinige kennt, und die Arbeit besser zu liefern als die Besten vermöchten, die es als das ihrige inwendig und auswendig kennen und in ihm wie wir alle in Gott leben, weben und sind ... Ihre erlauchte Königin fordert von einem solchen Kalender mit Recht Belehrungen in haus- und landwirtschaftlicher und medizinischer oder diätischer Hinsicht. Gesetzt, ich kennte diese Gegenstände besser als die w. Geschichte, wovon zwar der „Rh. Hausfreund" wenig Beweise liefert — aber welches sind alsdann die eigentümlichen Vorurteile des W., gegen welche gekämpft werden muß, welches die Mängel, die schädlichen oder auch die guten, aber noch sehr zu bessernden Gewohnheiten? Was verlangt oder verschmäht diese oder jene Lokalität? — Doch da spräche wohl mein freundlicher Adjunkt: „Ich will des Blinden Auge sein." Ich dürfte vielleicht nur die mir zugehenden Materialien in jener eigentümlichen Weise verarbeiten, die dem „Hausfreund" vielen Eingang und Beifall gewonnen hat. Aber da stünde ich ja wieder vor der alten terra incognita. Sie wissen, was dazu gehört, einem bestimmten Publikum das zu sagende so recht in die Wahrheit und Klarheit seines Lebens hineinzulegen, und wie unerläßlich an einem National-Volksschriftsteller die Forderung ist, daß er, während er quasi aliud agendo[1]) seine Leser belehrt, so viel möglich zwischen ihren bekannten und ansprechenden Gegenständen sie herumführe, sie öfters an Bekanntes erinnere und sie und ihre Eigentümlichkeiten und Lokalitäten wenigstens viel genauer kenne als ich, da ich sie nur an ihren Grenzstreifen wenig kenne.

Ein anderes wäre es, wenn man dort geneigt wäre, Originalaufsätze des „Rh. Hausfreunds", die kein lokales Interesse haben als Zuthat zu der kräftigen Hauskost des W. Landkalenders, wenn sie dafür passen können, z. B. als Lauch oder Petersilie anzunehmen, und wie sehr wünsche ich, daß Ihre erhabene Königin eigentlich das möge gemeint haben, um mir die Beruhigung geben

[1]) „Gleichsam dadurch, daß er etwas anderes thut."

zu können, den Wünſchen einer Monarchin zu entſprechen, deren hohem Geiſt und Herzen auch das Ausland huldigen muß...

Vielleicht kennen Sie den ehemaligen Kalender des Schweizerboten nicht, von dem ich Ihnen einen Jahrgang zur Einſicht und Beurteilung anbiete. Er kommt meinem Ideal eines zweckmäßigen Volkskalenders näher als ein anderer, den ich kenne, und ich würde dem hieſigen ſogleich die nämliche Form und Einrichtung gegeben haben, wenn es in meiner Ermächtigung gelegen wäre...

Hebel[1].

---

263. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 5. Auguſt 1817.

Bei der Rückkehr von einer kleinen Reiſe fand ich in Baden Deinen Brief vom 21. Juli. Mein teurer Freund, mit welchen Schreckniſſen biſt Du heimgeſucht worden. Armer Juſtinus: der wirkliche Verluſt, der gedachte, der mögliche, ſind hier gleich furchtbar und niederbeugend! Kann hier noch von einem Glück die Rede ſein, wo bloß die Vollendung des Unglücks noch zurückblieb, ſo muß ich Dein Glück preiſen, das unter ſolchen Umſtänden Dich ſelbſt und wunderbarerweiſe das ſchon verloren gegebene teure Kind noch erhielt. Und Deine arme Frau, und das in ſolcher Zerſtörung zu früh ans Licht getretene Neugeborne! Lieber, teurer Freund, Du wirſt keine Troſtworte von mir erwarten, aber ich drücke Dich herzlichſt und innigſt an die teilnehmende Bruſt!... Der Tod Deiner Mutter geht mir ſehr zu Herzen; auch ich verlor mit meinem Vater das feſteſte Band der Erde, ehe ich andere zu knüpfen wußte; und fühlte die größte Verwaiſung. An den Tod denke ich alle Tage, nicht bloß an meinen, ſondern auch an den meiner geliebten Menſchen, doch

---

[1]) Vgl. „Briefe von J. P. Hebel", herausgegeben von C. Behagel (1883) S. 283 ff.

härtet dies tägliche Denken nicht das Herz, höchstens den Geist ab...

Ich habe Dir noch nicht geschrieben, daß ich in Baden Deinen König gesprochen und von ihm Aeußerungen gehört habe, die, wie seine ganze Fürstendenkart, mich außerordentlich freuen mußten. Ihm ist gleich bei seiner Thronbesteigung eine Aufgabe zu teil geworden, wie noch kein anderer Fürst sie zu lösen hatte. Sein Vater, der das Königreich gestiftet, hatte in demselben die Mittel, durch die es geworden, fortdauernd, aber nicht genug gehandhabt, um ihrer entbehren zu können; der Sohn soll das Königreich erhalten, aber die Mittel dazu verleugnen!

... Ich habe einen Brief von Reinhold aus Rom, der voll Lob und Freundschaftsandenken für Georg Kerner ist und sich freut, daß mir die Abfassung seines Lebens, wie die Witwe ihm schrieb, übertragen sein solle. Allerdings wäre mir dies ein Geschäft voll Reiz und Liebe; allein ich denk' es mir nun von größerem Umfange, als wir es zuerst gedacht. Nicht bloß eine Lebensbeschreibung dürfte es sein, für sein ausgedehntes Wirken, für sein eigentümliches Produziren würde eine solche, auch noch so ausführlich, zu eng bleiben. Es müßten vollständige Denkwürdigkeiten, Memoiren, worin auch die eigenen Schriftüberbleibsel von ihm mehr oder weniger Raum fänden, aus dem Unternehmen hervorgehen. Das Verzeichnis seiner nachgelassenen Papiere, das Du mir gesandt, bestätigt mich darin. Mit Hilfe dieser käme vielleicht ein Werk von bleibendem Geschichtswerte zu stande. Ich schicke Dir auf beifolgendem Zettel dasjenige bemerkt, was ich von diesen Papieren, wenn sonst kein Hindernis entgegensteht, zunächst zur Einsicht, Prüfung und Benützung zu haben wünschte[1]) ...

Grüße mir vielmals Uhland, wenn Du ihn siehst oder ihm schreibst; der Trotzige antwortet mir nicht, weil ich nicht ganz seiner Meinung bin, er muß doch wissen, daß meine Gesinnung dieselbe ist!...

K. A. V. v. E.

---

[1]) Vgl. dazu Varnhagens Brief Nr. 319.

264. Fr. Rückert an J. K.

Tübingen, den 20. August 1817.

Ich habe während meines Aufenthalts in Stuttgart immer gehofft, Ihnen einmal persönlich meine Hand reichen zu können; ich werde auch gewiß noch einmal in Ihre Gegend, und somit zu Ihnen kommen. Jetzt will ich Ihnen nur einen einzigen schriftlichen Gruß zurufen, eh ich über die deutschen Grenzen gehe. Ich habe, von einer Reise aus Franken zurückkommend, Stuttgart nur im Fluge berührt und bin jetzt hier, um über die Schweiz nach Rom zu gehen (auf ein Jahr)[1]. In Stuttgart habe ich den rasenden Sandler kennen lernen und mich an seiner gravitätischen Lächerlichkeit wie an seiner politischen Tendenz erfreut. Ob unserem Freund Uhland nicht letztere die Freude an ersterer nehmen wird, ist eine Frage oder fast keine, da er in diesem Punkte wie toll ist. Ich höre von Schwab, der Sie grüßt, daß sein „Herzog Ernst" fertig ist[2], worauf ich äußerst gespannt bin, da ich vor seiner eigentümlich gründlich historischen Ansicht wie vor den Anfängen seiner dramatischen Kunst (in der Sammlung seiner Gedichte) gleich großen Respekt habe. Noch habe ich Ihnen einen Gruß zu bringen, der gar herzlich und angelegentlich gemeint zu sein scheint, von Helmine Chezy, die mir aus Veranlassung einer Morgenblattsangelegenheit neulich gar freundlich geschrieben hat. Da ich vom Morgenblatt schon längst ab bin, ist mir der Brief nur so nebenher zugekommen, und ich weiß auf seinen Inhalt gar nicht zu antworten, so wie ich auch die Adresse der edeln Dame nicht habe. Sollten Sie, wie ich vermute, mit ihr in Briefwechsel stehen, bitte ich Sie recht schön für den Gruß, den Sie durch mich empfangen, einen andern von mir zu bestellen.

Leben Sie wohl! Mit Hochachtung ganz der Ihrige

Friedr. Rückert.

---

[1]) Rückert hielt sich in der That ein Jahr lang in Italien auf. Darnach verweilte er längere Zeit in Wien bei dem Orientalisten J. von Hammer.

[2]) „Ernst, Herzog von Schwaben", wurde am 14. Juli 1817 vollendet. — Ueber den „Rasenden Sandler" s. den folgenden Brief.

265. v. Wangenheim an J. K.

Stuttgart, den 23. August 1817.

Cotta hat die Güte gehabt, mir Ihr Schreiben an ihn vom 8. d. M. nebst der Beilage, dem „Rasenden Sandler“[1]), mitzuteilen. Ich will nicht mit Ihnen rechten, daß Sie es von der Klasse der Kunstprodukte ausschließen wollen, wenn Sie mir erlauben, daß ich an ihm, als an einem Kunstprodukte, meine Freude haben darf. Cotta hat (mit Recht durch einen Dritten) für den Druck gesorgt; ich aber wünsche die Erlaubnis von Ihnen zu erhalten, es auch nach Weimar an das Oppositionsblatt schicken zu dürfen. Es malt das Uebel, an dem wir leiden, so vollkommen, daß dadurch vielleicht die Ungeduld entschuldigt wird, mit welcher die Regierung brach, als sie vielleicht noch hätte biegen sollen. Ich will Ihr Marionettenstück zugleich mit folgendem Gedicht von Rückert, der auf seiner Durchreise nach Italien jenes gelesen und auch große Freude daran gehabt hat, nach Weimar senden, weil es, wie mir scheint, auch portraitirt.

Lasset uns den Stein besingen
Und ein Lebehoch ihm bringen,
Und darein die Gläser klingen;
Wohl verdient er einen Becher[2])
Dieser Stein, der Fensterbrecher,
Der vom Volk erwählte Sprecher
Zum Freiherrn von Wangenheim.

---

[1]) Dieses Produkt Kerners hat sich bis jetzt trotz allen Suchens nicht wieder auffinden lassen. Auch am 5. September schreibt Wangenheim davon: „Der ‚Rasende Sandler‘ ist nach Weimar abgegangen, da er mit andern Virtembergicis zugleich gedruckt wird, so bedarf er wohl keiner Anmerkung, um verstanden zu werden.“ Am 29. Oktober schreibt ebenderselbe: „Der ‚Rasende Sandler‘ erhält eine neue Ausstattung durch eine Karikatur von Ziethen, in welcher die Scene selbst dargestellt ist.“

[2]) Erinnert an Uhlands Gedicht: „Zu einem silbernen Becher“ (Fränkel I, 453).

Hat er tapfer nicht geſprochen?
Brav die Fenſter nicht zerbrochen?
Unverzagt und nicht gerochen
An dem Manne, „der kein Herz
Hat für unſer Volk im Leibe?“ [1])
Doch ſo lang er eine Scheibe
Will im Fenſter haben, treibe
Er mit unſerm Volk nicht Scherz.

Hat er nicht in dieſen Landen,
Wo ſich alle Rechte fanden,
„Hat er nicht ſich unterſtanden,
Zu zertrümmern ohne Scheu
Das, was unſre Väter ſchufen,
Um daraus hervorzurufen,
Unberufen, unberufen,
Sein chimäriſch Luftgebäu?“ [2])

Wenn es nicht die Menſchen ſpürten,
Nicht es zu Gemüt ſich führten,
Siehe da! Die Steine rührten
Selber ſich und ſprächen laut:
Du hier haſt zuerſt geſprochen,
Ja, du haſt die Bahn gebrochen,
Kühn auf einen Wurf zerbrochen,
Woran er ein Jahr gebaut.

Die phantaſtiſchen zwei Kammern
Mit den philoſoph'ſchen Klammern
Die nicht g'nug ſind zu bejammern,
Wollteſt du durchbrechen itzt.
Aber weil du nicht im klaren
Wareſt, wo die beiden waren,
Biſt du doch in die gefahren,
Wo des Unheils Schöpfer ſitzt.

Künftig wollen Ihro Gnaden,
Daß ihr nicht die Würfe ſchaden,

---

[1]) Nach Uhlands Gedicht „Geſpräch“.
[2]) Vgl. Uhlands Gedicht „Das Herz für unſer Volk“.

Nachts als einen Fenſterladen
Brauchen ihre Staatsideen.
Aber wenn mit ſolchen Stoffen,
Womit wir's ſo gut getroffen,
Wir fortfahren, iſt zu hoffen,
Daß es auch durch dieſe geh'.

Förd'rer unſeren Entwürfen,
Steine, deren wir bedürfen,
Steine ſprecht! Mit euern Würfen
Sprechet den Entwurf zunicht',
Stützen vaterländ'ſchem Herde,
Knochen mütterlicher Erde,
Sprechet, daß zunichte werde,
Was „die fremde Mundart" [1]) ſpricht.

Jeder Stein im Straßenpflaſter
Zeige, daß er von verhaßter
Neuerung, dem fremden Laſter,
Unbefleckt geblieben ſei.
Jeder iſt ein Eingebor'ner,
Jeder ſei ein Mitverſchwor'ner
Zum Vertreiben Auserkorener
Wider fremde Tyrannei.

Rührt euch alle mit Geſchmetter,
Und als Vaterlandesretter
Soll euch preiſen euer Vetter
Uhland, der zu ſolchem paßt.
Und wann alles kommt zur Ruhe,
Sei, daß man ein Uebrig's thue.
Sei aus der geheimen Truhe [2])
Jeder Stein in Gold gefaßt [3]).

---

[1]) Wangenheim als Thüringer.

[2]) Für geheime Ausgaben. Vgl. Kotter S. 197.

[3]) Das Gedicht, das ſich in den geſammelten Gedichten Rückerts nicht findet, iſt um ſo intereſſanter, da es in ſeiner Art an Rückerts im Gegenſatz zu Uhland verfaßte „Geſpräch zwiſchen einem Altwürttemberger und dem Freiherrn v. Wangenheim" erinnert.

Alles Gute wird nur im Kampfe errungen und nur das erkämpfte Gute iſt ein Gut. Darum iſt alles ſo recht wie es iſt — nur die Geſinnung nicht. Aber in einigen Jahren wird es ſicherlich ganz anders ausſehen und kein Saul wird umreißen, was ein David gebaut ... Wangenheim.

266. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 8. September 1817.

... Von Fremden höre ich, daß Du ein Trauerſpiel [Ernſt, Herzog von Schwaben] geſchrieben. Ich erwarte nicht, daß Du es mir im Manuſkript mitteileſt, allein ich bitte Dich, es mir nach ſeinem Abdrucke doch bald zukommen zu laſſen.

Rückert ſchrieb mir vor ſeiner Abreiſe nach Italien noch von Tübingen aus, was mich innigſt freute [Brief Nr. 264]. Tieck ſoll ja in Stuttgart geweſen ſein? Hoffentlich lerneſt Du ihn nun auch kennen?[1])

Wenn mich die Schreiber und Rechtsherren ruhig gelaſſen und nicht im „Rheiniſchen Merkur" ſtets nach mir und meinem Bruder ſtupſen würden, ſo hätte ich auch nach der erſten Adreſſe der Welzheimer (die überdies wie die zweite nur zum Teil durch mich entſtund) geruht. So laſſen ſie es aber nicht bleiben und ich auch nicht, nach allem Recht. — Möchten ſie es übrigens auf eine und Wangenheim auf der andern Seite zu verhindern ſuchen, — es wird doch ein freies Bürgertum aus ihrem Kaſſen- und Kaſtenweſen ſich emporheben; denn dahin ſtrebt die Natur, und dahin wird es trotz der Fürſten- und trotz der Kaſtenknechte kommen ...

So kommen mir die Sachen vor — einem andern anders ... Varnhagen wird wahrſcheinlich nächſtens nach Stuttgart kommen, wenigſtens ſagte es der König zu meinem Bruder und ſoll von ihm mit vieler Auszeichnung geſprochen haben[2]).

[1]) Tieck war in der That kurze Zeit (im Auguſt) in Stuttgart.

[2]) Varnhagen kam erſt im Februar 1818, einer Einladung des Königs folgend, nach Stuttgart. Vgl. ſeine Denkwürdigkeiten und Vermiſchte Schriften IX, 232 ff. (Keller, Uhland S. 201).

Varnhagen ſchreibt [Brief Nr. 263]: Du ſchreibeſt ihm nicht aus Trotz, weil er über die württembergiſchen Geſchichten anders denke als Du. Tragen wir denn aber nicht eine und dieſelbe Geſinnung?

Mein Glaube iſt, und den macht nichts mehr wankend, — daß nur Liebe und Vertrauen wieder Liebe und Vertrauen erwecken können und daß man dieſe zu erwecken ſtreben muß, liebt man das Land. Ewiges Hinbrüten, Rechtsſtreiteln, Schimpfen in fremden Blättern, Schielen, Schäumen bringt keinen Frieden und gießt nur Gift in die geſchlagenen Wunden. Dieſe zu heilen bedarf es der Aerzte. —

Teuerſter Uhland! Wir grüßen Dich von ganzer Seele!

Ewig Dein

J. Kerner.

Hebel[1]) ſchrieb an mich. Er will auf Aufruf der Königin den württembergiſchen Volkskalender übernehmen. Könnteſt Du nicht auch Beiträge dazu geben??

267. J. P. Hebel an J. K.

Karlsruhe, 9. September 1817.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die mir mitgeteilten näheren Eröffnungen wegen des Kalenders. Ich bin dadurch zum großen Teil von den Beſorgniſſen befreit, die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben zu bekennen keinen Anſtand nahm. Ich werde unter der Adreſſe, die Sie mir bekannt machen wollen, ſo viel eigene Aufſätze als Beiträge einſenden, als mir Zeit und Laune zu fertigen geſtatten — am liebſten unter Ihrer Adreſſe, das heißt zu Ihrer vorläufigen gefälligen Richtung. Auch will ich es auf Ihre Ermunterung wagen, an einigen Materialien, die mir zugeſendet werden ſollen, mich zu verſuchen. Es kann wenigſtens für die Redaktion immer erwünſcht ſein, wenn ſie

[1]) S. Brief Nr. 262.

unter mehreren Bearbeitungen des nämlichen Stoffes wählen kann, wenn auch die meinige nicht die wählbare sein sollte...

Ich lege noch zu gefälliger Ansicht den Schweizerkalender bei...

Hebel [1].

---

268. J. P. Hebel an J. K.

Karlsruhe, den 24. Oktober 1817.

...Ich übersende Ihnen einstweilen vierzehn Stücklein für den Kalender. Mehrere und enger geschriebene sollen nachkommen, und es versteht sich von selbst, wenn eins oder das andere nicht zulässig scheint, daß es weggelegt und mir etwa wieder zugeschickt, oder einzelne, vielleicht gegen mein Wissen und Wollen anstoßfindende Aeußerungen und Ausdrücke weggestrichen oder verblümt werden. Den Hausfreund, unter welchem Namen man freilich herzlicher mit dem Leser spricht und ihm ungenirt Bären anbindet, habe ich einstweilen in „Kalendermann" umgetauft. Ich wünschte wohl den Titel Ihres Kalenders zu wissen und daß es ein ähnlicher wäre wie der des Hausfreundes. Vielleicht lassen Sie mich gefällig auch wissen, wie lange es Zeit ist zu Einsendungen für den Kalender. Der Herausgeber des hiesigen nimmt bis im April an und dankt oft Gott, wenn man ihm im Juni noch etwas schickt...

Hebel [1].

---

269. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 11. Dezember 1817.

Geliebter Freund! Du bist mir durch Deinen lieben Brief vom 24. November zuvorgekommen... Ich war in Brüssel und in Berlin, im ganzen drei Monat abwesend, mein Briefwechsel war fast ganz unterbrochen...

Man machte mich zu Hause, wo man mich nicht missen wollte — ich sage *man*, denn einige vielleicht hätten mich um

[1] Vgl. Behagel Hebels Briefe S. 287 ff.

alles in der Welt fortgewünscht — zum Minister-Residenten am hiesigen Hof, zwar eine Kleinigkeit und mehr Schein als Sein, die ich den Leuten aber doch hoch anrechnen muß... Die Erscheinung des Grafen v. Malchus an der Spitze der würtembergischen Angelegenheiten war auch mir ganz unerwartet, ich enthalte mich noch alles Urteils über sein Wirken... Es scheint, die ganze Ministerialpartie hat dem Grafen Malchus weichen müssen, und das sehr eilig und entschieden, wie wäre sonst Cotta so schleunig nach Italien aufgebrochen. Mir scheint die Entfernung listig berechnet auf die Wiederkunft; allein in den Staatsgeschichten ist solche Rechnung sehr unsicher; vielleicht vollendet wider alles Erwarten dennoch Malchus das Werk, wegen dessen vorausgesetzter Verpfuschung jene alle mit Sehnsucht zurückgerufen zu werden hoffen. Fällt aber Malchus im Anfang seiner Laufbahn, wie ihm allerdings sehr entgegengearbeitet wird, so sind andere wohl schneller bei der Hand als die Weggereisten. Genug, mir scheint die Reise, wenn nicht besondere mir unbekannte Gründe obwalten, ein Fehler. Daß Dein Bruder aus dem Ministerium getreten, wird von allen Seiten sehr beklagt, sein persönlicher Charakter muß große Achtung erzeugen; ich bitte Dich, mich ihm zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich beklagte, von einer Reise nach Stuttgart, wo ich seine Bekanntschaft hoffen durfte, bisher noch abgehalten worden zu sein [1]).

Was sagt denn nun Uhland zu allen diesen Dingen? Seine Lieder hat man in Preußen vielfältig abgeschrieben, sie fanden ungeteilten Beifall und haben der alten Ständesache in der öffentlichen Meinung unendlich genützt. Sie sind auch vortrefflich, von edelstem Geiste und wahrhaftestem Herzen durchdrungen, obwohl die Vortrefflichkeit des Poetischen für die des Politischen nicht entscheidet.

In Berlin fand ich große Aufreizung; alles steigert sich wetteifernd gegen einander, und auf die Dauer sind heftige Bewegungen und Ausbrüche schwerlich zu vermeiden. Das heranwachsende Geschlecht ist ein ganz neues, von dem das alte mit

[1]) S. Brief Nr. 271.

allen ſeinen ſich wehrenden Vorurteilen, Anſtalten, Geſinnungen und Kräften unwiderſtehlich weggedrängt wird. Dieſe Revolution allein iſt ſchon eine, daß die Natur durch Geburt und Tod in dieſes Menſchenalter einen ſolchen Scheideſtrom politiſcher Geſtaltung flößt. Wenn auch kräftiger und herber als je vorher der Ariſtokratismus ſich hervordrängt und geltend macht, wie viel geſteigerter und übermächtiger rüſtet ſich dagegen auch das Bürgertum! Wir wollen ſehn, wer die Siegesſeite erwählt, die Kampfſeite kann keiner vermeiden.

Rahel findet aber, Du habeſt ſehr recht mit dem Galgenmännlein der Politik. Aber eben, wie wollen wir's los werden? Wir möchten die Krankheiten los ſein und werden Aerzte, da müſſen wir uns ewig mit Krankheiten abgeben...

Dein

K. A. V. v. E.

270. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, am Chriſttag 1817.

Herzlichen Dank für Deine wenigen Zeilen, mir wert wie alles, was von Dir kommt. „Denn kann etwas noch mich tröſten, ſo iſt's ein Wort von Dir.“ — Dein Trauerſpiel iſt wahrhaft herrlich und Du zeigteſt, daß Du auch hierin Meiſter biſt. Weiteres kann ich nicht darüber ſagen. —

Ich habe noch keinen Augenblick geglaubt, Dir auch in Hinſicht auf Politik, im Denken ferne zu ſtehen, und betrachtet man es genau, werden wir hierin auch nicht ſo entfernt von einander ſein, und gewiß! wir wären einander ganz nahe, wäreſt Du kein hartnäckiger Juriſt und in eine Familie eingekeilt, die zwar ſehr brav denkt, die aber die Sache des alten Rechts bis zur Karikatur übertreibt. Ich kann irren (und iſt mir zu irren immer möglicher als Dir), ich bin aber ſehr bei mir verſichert, daß eben jenes Schreien nach dem alten Recht nur das herbeiführen würde, was eben die Schlechtigkeit der vergangenen Zeit war: Unmündigkeit des Volks, Deſpotie einzelner Aus-

erleſener, Kaſtengeiſt, Adelsgeiſt. Daher glaube ich gar wohl, daß die Fürſten (ich ſetze den Fall, ſie würden im Vorſatze, brav für das Volk zu handeln, wankend gemacht) es noch am bequemſten für ſich finden werden, alles beim Alten zu laſſen, es mit den Völkern nicht weiter kommen zu laſſen und dem Adel, der nach dem Alten, wie der entlaſſene bürgerliche Landſtand, ſchreit, auch noch Gehör zu geben und alles hübſch wieder in die alten Feſſeln zu ſchlagen. Es liegt aber anders in der Natur, und daher kann Menſchenſtreben wohl nichts zurückhalten, doch kann dieſer Kampf des Vorurteils mit der Natur noch ein manch Jahrzehend dauern. Von dem Satze: „Das alte Recht iſt man uns eben ſchuldig, wir haben's einmal beſeſſen, und daher müſſen's wir wieder haben," bin ich allerdings ganz abgekommen, weil er wahrhaftig zu nichts führt als in eine Sackgaſſe, wo kein Ausweg iſt. Sagt man: „Der Fürſt ſoll eben halten, was er beſchworen hat," ſo paßt dies wenigſtens auf den jetzigen Fürſten nicht; denn dieſer hat ſonnenklar nichts beſchworen, — als daß er brav am Volk handeln wolle, das heißt, es vorwärts führen.

Kommt einer zu mir und ſagt: „Herr, hier habe ich eine alte, giltige Verſchreibung auf ein Lot Arſenik für mich für den leichten Atem, nach Weiſe meines Vaters und Großvaters, die all daran laborirt," ſo ſag' ich: „Herr! ich wäre ein Giftmiſcher, ihm dies abreichen zu laſſen, auch auf die giltigſte, formellſte Verſchreibung, will er's für ſich, — will er's aber für die Mäuſe, ſo kann er's haben" — und für die Mäuſe hätte der König die alte Verfaſſung können abreichen laſſen, für ein Volk aber, das mündig werden, ſich aus hundertjährigen Vorurteilen und Banden losreißen will und ſoll, — nun und nimmer. — Ich will auch den Fall ſetzen, die königl. Verfaſſung habe große Mängel, — ſo ſage ich dennoch, es iſt ein Fehler, nichts Beſſeres als nur das Alte zu begehren. Man hätte die königl. Verfaſſung meinetwegen verwerfen können, allein man hätte zugleich auch ſollen ſagen: „Herr, auch mit dem alten Handel iſt's null! vorwärts! und wir wollen zeigen, wo man ſtill ſteht! Aber nein! und Gott im Himmel weiß, daß ich Wahrheit rede — es iſt alles — der ganze Frühling, den

Gott ſenden wollte — iſt wie Blütenblätter zwiſchen dem Corpus juris dürr und entfaſtet worden. —

O Uhland! Uhland! ein anderes Leben wird uns zeigen, wer recht hat! —

... Ich will Dich nicht länger quälen, ich that es nicht, um Dich eines andern überzeugen zu wollen — das kann ich nicht — ich ſchrieb es nur zu meiner Rechtfertigung, und ſei dies das Letzte über dieſen Punkt.

Warum aber willſt Du mir nicht mehr ſchreiben! Iſt denn Politik das Höchſte und Einzigſte in dieſem Leben!? Wußten wir doch einſt gar nichts von ihr und waren ſo vergnügt, all unſere Briefe hielten ſich jahrelang rein von ihr, — warum kann es nicht ferner ſo ſein!?

Uhland! Uhland! Du handelſt zu hart! Sieh! ich bin ewig nur in Dir und kann vom Leben laſſen, aber nicht von Dir.

Ewig Dein

Kerner.

271. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 10. Januar 1818.

... Was ich von Uhland höre, betrübt mich wahrhaft! Den freien Blick, die Unbefangenheit des Geiſtes darf man an keine Form verlieren, wäre ſie auch die beſte, was hier doch unmöglich als erwieſen angenommen werden kann. Starre Hartnäckigkeit ſcheidet ſogar von aller Wirkſamkeit aus und verfehlt ſo ihren Zweck; ein anderes iſt es, wo es bloß auf Gefühl ankommt, wo man ebenſo gerne das Opfer als der Sieger ſein will; aber eine ſolche Stimmung kann ich bei einem ſonſt ſo hellen Geiſte, wie Uhlands, nicht vorausſetzen. Will er die alte Verfaſſung Würtembergs mit ihrem Rechte höher ſtellen als das hohe Verhältnis, aus dem überhaupt ein Recht möglich und auch jenes entſprungen iſt? Alſo wir andern Deutſchen alle, wir haben kein Recht auf Verfaſſung und Volksvertretung, weil wir nicht, wie

die Würtemberger, zufällig vor Jahrhunderten mit verſchwenderiſchen Fürſten Verträge abgeſchloſſen? Warum nicht lieber den ewig friſchen Quell des Rechts, mit dem überhaupt Bedingungen zwiſchen Regierung und Volk geſetzlich werden können, dem abgeſtandenen, von dort einzeln hergeleiteten Pfuhle vorziehen? Warum den niedern Standpunkt dem höhern Bedürfnis entgegenſetzen? Ich bin von Uhlands innerer Ehrlichkeit und Bravheit wie von meinem Leben überzeugt, aber bei ſeinen Parteigenoſſen nehme ich beides nicht ſo unbedingt an. Würtembergiſch mag übrigens ſein Vaterlandseifer ſcheinen, aber deutſch kann er nicht heißen. Ich komme vielleicht in einiger Zeit, vielleicht noch in dieſem Monat, nach Stuttgart zum Beſuch; da werde ich Uhland ſprechen; könnteſt Du nicht, wenn ich es Dir einige Tage vorher anzeige, einen Abſtecher nach Stuttgart machen? Es wäre mir zu ſchmerzlich, Dich nicht zu ſehen, und doch würde ich von Stuttgart aus kaum weiter reiſen dürfen[1]) . . .

Lieber Freund, ich hoffe, daß vieles, was in Würtemberg geſchieht, großen Segen bringen wird. Ich ſehe als das Grundübel unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes doch immer wieder nur das eine, gegen welches die neue Organiſation ſo tapfer ſtreitet. Aber da ſei der Himmel dafür, daß nicht im großen ſiege, was im kleinen ſo heilſam unterdrückt wird! Reformen erwecken immer Geſchrei, ſind ſie aber nur echt, ſo muß man ſich durch dieſes nicht ſchrecken laſſen . . .

Dein treuer

K. A. V. v. E.

. . . Uhland hat mir ſeinen Herzog Ernſt nicht geſchickt, ich habe ihn aber dennoch ſchon und finde ihn gleich Dir von hoher Vortrefflichkeit; aber doch mehr als ein Zeichen in die Zukunft ſeiner Dichtung, als daß er an und für ſich mir daſtünde; denn es iſt manches daran zu vermiſſen, was für den Dichter ein Lob, für das Gedicht aber doch ein Mangel iſt. Auch darüber ein andermal! Lebe wohl!

---

[1]) Die Freunde trafen ſich wirklich nicht. Vgl. Brief Nr. 273.

272. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 27. Februar 1818.

Möchte man noch so ruhig sein, so zwingen die Gassenbuben im rheinischen Merkur[1]) einen eigentlich, mit der Hundspeitsche um sich zu hauen.

Mit Erstaunen las ich heute das Geschmiere eines solchen in Nr. 20 der Martinsgans. Ich sehe wohl, es ist bloß auf meinen Bruder wieder berechnet, diesem können sie aber nirgends bei, und so beißen sie nach mir.

Ich habe dem Kerl sogleich tüchtig erwidert und die Erwiderung in die zwei Stuttgarter Volksblätter gesandt, und in des Schüblers Blatt sandte ich auch hierauf sogleich vierundzwanzig Seitenstiche in die Wampen solcher Schreibekerls. Diese sind überschrieben: „Schüsse aus einem deutschen Schlüssel an taube Ohren“[2]). Es thut mir leid, wofern ich Dich dadurch wieder betrübe, — aber wie gesagt, man kann gezwungen werden. Solche Merkurskerl sind Aufreizer, die alles nur noch schlimmer machen.

Mit Waldeck bin ich wirklich täglich zusammen. Er hört die Wahrheit doch gerne und ist keine Bildsäule aus Schnee ...

Kerner.

278. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 4. April 1818.

Mein teurer Freund, Deinen Brief vom 25. v. M. erhielt ich dieser Tage und ließ die Einlage sogleich an Hebel abgeben, selbst gesprochen habe ich ihn seitdem nicht, weil man ihn überhaupt selten, außer abends auf dem Museum, sieht, und ich

[1]) Gemeint ist der „Neue Rheinische Merkur“; denn der von Görres 1814 gegründete „Rheinische Merkur“ wurde wegen seiner Freimütigkeit schon im Jahr 1816 unterdrückt.

[2]) S. „Der Volksfreund aus Schwaben“ (herausgeg. von Advokat Schübler) Nr. 10 und 18—20. Kerner veröffentlichte die „Schüsse“ u. unter dem Pseudonym „Von Gotthelf Mohrenbleicher“.

überdies die letzte Zeit wenig ausging. Du kannst Dir vorstellen, wie leid es mir that, Dich nicht in Stuttgart zu finden. Die Sache kam so plötzlich, und auch mein Aufenthalt dauerte nur drei Tage, von denen der eine noch in gewissem Betracht verloren für mich war. Mich kann nichts trösten als die Hoffnung, die ich mir gleich machte und nun festhalte, daß Du mich einmal im Sommer, wo es ja leicht ärztliche Ferien gibt, hier besuchen und bei mir wohnen wirst! Nicht wahr, es ist keine nichtige und ganz vergebliche Hoffnung? Es wäre noch der Vorteil dabei, daß ich hier frei und ungebunden mich Deiner freuen kann, dagegen in Stuttgart, selbst wenn ich längere Zeit dort bliebe, hundert Obliegenheiten, denen ich mich nicht entziehen dürfte, mich in Anspruch nehmen. Es ging mir schon so mit Uhland [1]), den ich nicht genug nach Wunsche, aber doch soviel als möglich gesehen habe. Ich fand ihn ganz den alten, liebevoll, tüchtig und störrig fest; in Ansichten fanden wir uns, wo es nicht die spezielle Anwendung auf Würtembergs Verhältnisse galt, nahe genug zusammen, über letztere haben wir viel verhandelt und gestritten. Aber einen gewissen Mangel an Gewandtheit und Leichtigkeit warf ich ihm vor; ich rechne es diesem zu, daß er mir z. B. auf einen Brief, der ihm kein Mißverständnis geben kann, schon wieder seit vier bis fünf Wochen nicht antwortet. In der großen Welt zu leben wäre ihm gut, auch als Dichter, er scheidet sich aber vorsätzlich ab. — Sehr erfreut war ich, Deinen Bruder kennen zu lernen und die große Aehnlichkeit mit Dir zu finden. Er sprach sehr richtig über Wangenheim und überhaupt mit gutem Urteil. Leider sah ich ihn nur eine Viertelstunde. Ganz eingenommen bin ich von eurem König und eurer Königin, ein königliches Paar, wie kein anderer Thron den Blicken es noch darbeut . . .

Ewig Dein treuer

K. A. V. v. E.

---

[1]) Vgl. über Varnhagens damaligen Verkehr mit Uhland Rotter S. 201 ff., bezw. Varnhagens Denkwürdigkeiten 9, 232 ff.

274. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 29. Mai 1818.

Für Deinen Glückwunsch zu meinem Geburtstag meinen herzlichen Dank! Daß Du mich wandelbar nennst, war mir unerwartet, man pflegt mir sonst das Gegenteil vorzuwerfen. Nach dem, was vorgefallen ist, mußte mir wenigstens zu schweigen gestattet sein. Ich will über diese Gegenstände forthin schweigen und das übrige der Zeit anheimstellen [1]).

Einige Wochen war ich in Tübingen und dazwischen in Karlsruhe. Meine Schwester ist jetzt verheiratet, sie ist mit ihrem Manne auf einer Reise zu seinen Verwandten im Hannöverischen. Meine Mutter und ich begleiteten sie bis Karlsruhe, von wo sie über Worms, Mainz, Köln ꝛc. weiter reisten. Ein kleines Gedicht, das ich auf die Hochzeit gemacht habe, lege ich hier bei [2]).

In Karlsruhe brachte ich einen Teil meiner Zeit mit Varnhagen zu, seine Frau lernte ich hier zuerst kennen. Früher war Varnhagen, wie Du wissen wirst, einige Tage in Stuttgart. — Karl Mayer [3]) hat mir seit seiner Verheiratung nicht geschrieben, wie ich höre, lebt er vergnügt und gefällt sich in seinen Verhält-

---

[1]) Kerner schrieb am 26. April — der Brief fand sich erst nachträglich — „Heute ist Dein Geburtstag! Ich wünsche Dir dazu von Herzen Glück! Heute vor elf Jahren waren wir auf der Achalm, da feierten wir Deinen Geburtstag zusammen. Heute denke ich seiner allein und mit dem schmerzhaften Gefühle, daß Du meiner dabei nicht oder mit Haß denkest. Alles ist Gott anheimgestellt, der in mein Herz sieht! ... Ich bin immer der gleiche, Ihr aber seid wandelbar. Es lebt nur noch ein Mensch, der alles weiß und klar darein sah — das ist Rickele; sie wird Dich nach meinem Tode belehren. Dein Kerner."

[2]) Es ist das Gedicht „An Luise". Vgl. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 142 und oben Brief Nr. 211. Uhland hat dem Gedicht hier die Aufschrift gegeben: „Meiner Schwester am 2. Mai 1818".

[3]) S. seinen „Ludwig Uhland" II, 79.

niſſen. — Schwab[1]) iſt nun auch verheiratet, auf ſeinem Ringe ſteht zufällig auch mein Geburtstag. Die Aufmunterung, die mein dramatiſches Dichten hier gefunden hat, war nicht ſonderlich, ich laß es aber darum doch nicht liegen. Nachdem Kotzebue irgendwo nicht ungünſtig davon geſprochen hat, iſt nun die Rede davon, daß mein Trauerſpiel auf den Winter einſtudirt werden ſolle, man ſei es dem einheimiſchen Dichter ſchuldig. — Ich wünſchte ſehr, daß Du auch wieder eifriger die Poeſie pflegteſt, ſie hat mich ſchon manchmal über das Widrige weggetragen ...

Dein

U.

. . .

---

275. J. K. an Ludwig Uhland.

Gaildorf, 10. Juni 1818.

Ich danke Dir für Dein liebes Schreiben herzlich. Gewünſcht hätte ich, daß Du mir auch mehr von Varnhagen und ſeiner Frau erzählt, doch muß ich ſchon mit wenigem zufrieden ſein. Ich hoffte als, Dich mit Weishaar[2]) hier zu ſehen, — Du verläßt mich aber ganz und wirſt wohl nie mehr zu mir kommen. Könnteſt ja in Stuttgart ſagen, Du beſucheſt den Waldeck. — Bei mir geht das Leben ſo fort wie immer, zwiſchen Schlafen, Eſſen, den Kindern und ein paar Patienten geteilt. Du ſollteſt nur auch meinen Theobald ſehen! Dieſe Ruhe und Unſchuld!!! — Marie ſetzte uns am Tage, wo Dein Brief kam, wieder in großen Jammer. Sie war im Begriff, in die Kirche zu gehen, das ſie gar gerne thut (gerade am letzten Tage des Monats, wo ihr bei Löwenſtein das Unglück zuſtieß), als ein Gaſſenjobel einen Ziegelſtein nach ihr ſchmiß, der ſie hart unters Auge traf und ſie aufs entſetzlichſte verwundete ... Der

---

[1]) G. Schwab heiratete an Oſtern 1818 Sophie Gmelin, nachdem er Weihnachten 1817 Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart geworden war.

[2]) Hervorragender Abgeordneter.

Jammer war groß, die Folgen aber nicht so bedeutend, wie die Ansicht schrecklich. Die Wunde fängt nun zu heilen an.

So erhält man von allen Seiten her Wunden. — Du schreibst mir von der Freunde Verheiratung, von Deiner aber nicht — und doch soll sie ganz gewiß sein. Es sind nun schon manche Jahre her, daß ich Dich darüber zur Rede stelle, Du schweigst aber wie ein Fisch[1]) . . .

Dein Trauerspiel [Ernst, Herzog von Schwaben] findet überall den größten Beifall, das glaube nur, — und ich sehe nun alle Jahre eines von Dir erscheinen. Du weißt nun, daß Du auch hierin Meister bist. Du bist glücklich!!

Wangenheim, Dein wahrer[2]) Freund, schrieb mir auch mit vieler Hochschätzung davon. Das Stuttgarter Theater mag wohl schlecht bestellt sein, welches Du auch am besten daraus entnehmen kannst, daß Hr. von Herda[3]) vor einigen Monaten an mich nach Gaildorf!! schrieb, — ihm doch für das Stuttgarter Theater eine Primadonna, einen Tenoristen und was als noch — zu verschaffen! . . .

Dem Hebel gab man auf, einen württembergischen Volkskalender zu schreiben, mich trieb man an, die Korrespondenz mit ihm zu führen, nachdem er aber viel Schönes gesandt, scheint auch dieses wieder verliegen zu bleiben, oder einen sehr lang-

---

[1]) S. Brief Nr. 254.

[2]) Uhland war zwar der politische Gegner Wangenheims, und bekämpfte ihn in seinen „Vaterländischen Gedichten", aber doch achteten sich beide persönlich hoch. Vgl. Wangenheims Brief an Geh. Rat Hartmann in den württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte I (1878), S. 222.

[3]) Der erwähnte Brief des damaligen Hoftheater-Intendanten von Herda ist vom 18. Dezember 1817. Kerner hatte nämlich auf Wunsch des Schauspielers Schütz, eines Sohnes des bekannten Professors Schütz in Jena, des Herausgebers der „Allgem. Lit. Zeitg.", an Herda geschrieben, Schütz wünsche eine Stelle beim Stuttgarter Hoftheater, und würde dann auch die „A. Litt. Ztg.", die ihm sein Vater übergeben werde, nach Stuttgart verlegen. Herda lehnte ab; bei dieser Gelegenheit schrieb er zugleich über die von Kerner oben erwähnten Punkte.

ſamen Gang, wie alles, zu gehen, — da die Königin mit Hartmann den Kalender nun ſelbſt redigiren will. — Es verſteht ſich, daß er auf nichts Politiſches ausgeht, Belehrungen fürs Volk u. ſ. w. — Sollte man aber die Sendungen Hebels nun unbenützt laſſen, ſo wäre es mir leid, da ich ihn für die Sache zu gewinnen ſuchte[1]). So ſcheint dem Lande immer ein Frühling zu blühen — aber er kommt nie zur Reife, weil der Teufel mit ſeinem Schwanz immer wieder über alles herfährt. — Wir wollen allerdings das, was Du das „Vorgefallene" heißt, der Zeit überlaſſen, und dieſe wird zeigen, oder hat wohl ſchon gezeigt, — ob man gut that, eine volkstümliche Verfaſſung, die allerdings noch auf dem Wege des Vertrags hätte angenommen werden können, mit Schimpf und Spott zu verwerfen; und ſtatt dieſem nun, brutalen Ruderknechten überlaſſen, im Blauen herum zu ſchiffen. — Es ſteht zu lebendig das vor mir da, was geworden wäre, und das, was nun werden wird, — als daß ich nicht tiefſten Schmerz darüber empfinden ſollte, der mich durchaus nicht ſchweigen laſſen kann.

Die Herren Volleys, Fiſcher u. ſ. w., die das Land in dieſen

---

[1]) Am 23. Juli 1818 ſchrieb Karl Kerner ſeinem Bruder Juſtinus, daß die Kalender an die Reutlinger Buchdrucker verpachtet ſeien, und daß die Königin (Katharina) die Abſicht gehabt habe, die Redaktion der Kalender „der Zentralſtelle des Armenvereins aufzugeben", deren Präſident Geheimrat v. Hartmann ſei. Er (Kerner) habe nun als Mitglied des Ausſchuſſes den Vorſchlag gemacht, durch ſeines Bruders Juſtinus Verwenden Beiträge zum Kalender von Hebel zu erhalten... Dann fährt er fort: „Leider aber hatten wir in unſerem Eifer die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn die Pachtzeit der Entrepreneurs war noch nicht vorüber. Das Finanzminiſterium ... legte uns nach ewig langem Negociren ſo viele Hinderniſſe in den Weg, daß wir das Projekt zu größter Betrübnis der Königin aufgeben mußten. Der Kalender ſoll verpachtet bleiben ... Somit iſt alſo ein herrliches Vorhaben durch den Unſegen der Zeit geſcheitert ..." (Das Unternehmen ſcheiterte alſo nicht durch Hebels Schuld, wie man wohl leſen kann, vgl. A. Reinhards Kernerbiographie S. 81. Vgl. noch den folgenden Brief.)

Ruin geführt — wie handeln sie nun? Sie, die immer schrien: es muß alles beim alten bleiben! — sind nun die Helfershelfer, um allem Bürgersinn im Lande vollends den Hals zu brechen und eine westfälische und französische Landesadministration einzuführen. Hab acht! man wird noch mit Thränen der Sehnsucht nach dem (spöttisch sogenannten) Wangenheimischen Verfassungsentwurf hinsehen, und es wird kein Mensch Miene machen, ihn ins Werk zu setzen. — Also liegt ewiger Fluch auf dem Lande! — Nein, nicht auf Berg und Thal, — auf seinen Menschen — !! — — O komme doch zu uns einmal!!

Ewig Dein

J. Kerner.

(Folgt als Anhang Kerners Gedicht „Die kleinen Lieder. An Uhland." Gedruckt ist es in den „Gedichten" 1826 (1. Aufl.) als „Letzter Trost" (S. 163) und in den „Dichtungen" (3. Aufl.) I, 278 als „Letztes", jedesmal ohne den Zusatz „An Uhland".)

---

276. J. P. Hebel an J. K.

C., den 9. August 1818.

Es ist mir sehr leid, teuerster Herr Doktor, daß die Kalendergeschichte, die Ihnen so viel Mühe verursachte, Ihnen zuletzt auch noch unangenehm werden mußte. — Wegen des Wettermachers bin ich durch die Berichtigung vollkommen beruhigt. Ich habe ja nichts anderes verlangt und habe Herrn Michaelis [1]) so wenig ein unglimpfliches Wort darüber gesagt, als ich Herrn Dr. Kerner es könnte. Sehr angenehm würde es mir sein, wenn ich durch die Verbindung Ihres ... Herrn Bruders das

---

[1]) Professor Michaelis in Stuttgart, Herausgeber des Staats- und Regierungsblattes und des württembergischen Volksfreundes. In einem Brief an Kerner vom 27. Juli 1818 schreibt er, daß ihm Hebel Beiträge versprochen habe. In Nr. 25 des w. Volksfreunds steht Hebels Erzählung „Der Wettermacher", in Nr. 34: „Die Reise nach Frankfurt". — Vgl. Behagel Hebels Briefe S. 314.

übrige Manuskript von Reutlingen zurückerhalten könnte[1]). Sie kennen die Ansprüche, die ein Schriftsteller auf sein Manuskript behält, wenn es nicht für den Zweck benützt werden konnte, für welchen er es eingesendet hat.

Mit dem aufrichtigsten Ausdruck meiner Hochachtung . . .

Hebel.

277. Johannes Lämmerer an J. K.

Deufstetten [bei Crailsheim], den 31. Okt. 1818.

. . . Ich wurde heute vor acht Tagen, als am 24. des Abends um 4 Uhr zu dem hiesigen Rentamt berufen, wo ich eine Quittung über die vor einem Jahr erhaltene Besoldung[2]) unterschreiben mußte. Da ich damit fertig war, überraschte mich ein Substitut mit einem Schreiben in der Hand. Dieses las er mir vor. Dann sagte er mir erst, er hätte dieses heute frühe von ungefähr auf der Post in Crailsheim gesehen, wo er zuerst vermeinte, es wäre eine Stuttgarter Zeitung, wie er es aber recht besahe, war es das so betitelte Morgenblatt für gesittete Stände vom 22. dieses, Nr. 253. Dieses habe er durchgelesen und das, was hier beschrieben sei, zu seinem größten Vergnügen darin gefunden. Dann habe er sich gleich Papier, Tinte und Feder ausgebeten und habe es gleich abgeschrieben. Ich aber stand vor Verwunderung da wie versteinert und wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Doch versprach er mir gleich, er wolle mir eine Abschrift davon geben, aber wegen Amtsgeschäften konnte es den Abend nicht mehr sein. Die ganze Nacht brachte ich in der größten Bestürzung schlaflos zu, weil ich etwas davon, aber nichts Ganzes, vernommen hatte, und erst am Sonntag abend erhielt ich dieses Beiliegende, womit ich mich gleich so lange unterhielt, bis ich es ganz auswendig hersagen

[1]) Am 13. Mai d. J. schrieb Karl Kerner dem Bruder, daß er „sämtliche Aufsätze an Hartmann gegeben habe, welcher auf Befehl der Königin die Aufsätze in die Kalender besorge."

[2]) Er war nebenher Filialschullehrer.

konnte. Dann konnte ich erst meine Sinne wieder zusammenfassen und mich damit unterhalten. Nach diesem aber heiterte sich mein Gemüt so auf, als wenn ich wieder von neuem anfinge zu leben; denn von der Zeit an, wo mir Gott das beste Kleinod, das ich hier besaß, durch den Tod entrissen hat, konnte ich keine Silbe mehr dichten vor lauter Jammer und Betrübnis.

Ich habe mir jetzt vorgenommen, wenn mich Gott noch länger am Leben erhalten sollte, daß ich mein mir von Gott geschenktes Licht nach dem Befehl Christi wieder leuchten lassen will, besonders da ich höre, daß es nicht mehr unter dem Scheffel oder der Bank verborgen bleiben, sondern auf den Leuchter kommen soll, daß es die Menschen sehen und hören können[1]). Denn es ist mir schon lange ergangen, wie dem unter die Mörder gefallenen und halb tot geschlagenen Menschen im Evangelio, der an einem unsichern Ort reiste und ich auch an einem verächtlichen Orte wohnen muß. Daher glaube ich, daß schon mehrere Priester und Leviten an mir vorbeigereist sind, ohne meiner zu achten, ja einige haben mich gar schon getadelt und meinen niedrigen Stand höhnisch verlacht. Nun aber hat sich Gott, der keinen verläßt, über mich erbarmet und mir einen edlen Samariter (wenn ich mich so ausdrücken darf) zugesandt, der mir meine Wunden wieder verbindet und meine Schmerzen lindert, wenn sie gleich nicht mehr ganz zu heilen sind . . .

Johannes Lämmerer.

---

[1]) Im Jahr 1819 gab Kerner Lämmerers Gedichte heraus.

V.

In Weinsberg

1819—1821.

So sehr sich Kerner von Gaildorf hinweggesehnt hatte, vor allem aus Gesundheitsrücksichten, so wenig fühlte er sich anfangs in Weinsberg heimisch. Hatte sich dort ein schöner Kreis von Freunden um ihn gebildet, so war er hier fremd und unbekannt. Dazu kam, daß Weinsberg damals nicht mehr als ein großes Weingärtnerdorf, ohne Verkehr nach außen, war. Kein Wunder, wenn der Dichter nach seinen Wäldern Heimweh bekam. Hatten diese auch, zumal im Wildbad, dazu beigetragen, den zur Schwermut geneigten Mann noch düsterer zu stimmen, so waren sie ihm doch jetzt lieb und wert geworden.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr! —
. . . . . .
Hier in diesen weiten Triften
Ist mir alles öd und stumm,
Und ich schau' in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

So sang der Dichter in seiner „Sehnsucht nach der Waldgegend".

Doch ernste und anstrengende Arbeit half ihm über

das Bittere des Wechsels hinweg. Schon am 3. Februar (am 19. Januar war er aufgezogen) schrieb er an Uhland, er sei „mit ärztlichen Geschäften überhäuft“. Und so blieb es. Der ärztliche Beruf nahm von jetzt an fast alle Zeit und Kraft Kerners in Anspruch. Nur wenig Mußezeit blieb ihm übrig. In dieser beschäftigte er sich zunächst mit der Geschichte seines neuen Wohnorts, gerade so, wie er es auch in Wildbad und Welzheim gemacht hatte. Daneben spielte auch die Politik noch immer eine wichtige Rolle. Der lebhafte Briefwechsel mit dem Bruder Karl, mit Waldeck, Pahl, Michaelis, Keßler u. a., von dem wir einzelnes mitteilen, ist Zeuge davon.

Was der Dichter damals gesungen, fand zumeist durch das Morgenblatt seine Verbreitung. An Therese Huber, die dasselbe nun redigirte, hatte Kerner eine sehr verständige Freundin gewonnen. Ihre prächtigen Briefe an Kerner werden wohl mit Interesse gelesen werden.

Auch fand der Dichter noch Zeit, sich um die Sammlung von Hölderlins Gedichten, den er schon als Student kennen gelernt hatte, aufs eifrigste zu kümmern.

So lebte Kerner in einer ihm zusagenden, willkommenen Thätigkeit — auch seine wissenschaftlichen Studien setzte er mit großem Eifer fort. Aber das, was zur Verschönerung des Lebens wesentlich beiträgt, vermißte er schmerzlich, nämlich eine geeignete Wohnung. Einige Jahre hatte er u. a. in dem Hause einer bösen, zänkischen Maurersfrau gewohnt. Seine Tochter Marie erzählt uns davon in ihrem Buch „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“. Jetzt war es nicht mehr länger auszuhalten bei ihr. Die „alte Hexe“ zwang ihn, sich ein eigenes Haus zu bauen. Das geschah im Jahr 1822. Damals entstand das schöne Dichterheim an der Weibertreue.

278. Thereſe Huber an J. K.

Stuttgart, den 18. Januar 1819.

Die Redaktion bittet um die Vergünſtigung, Ihren „Grafen von Calw“ [1]) nicht beiſeite zu legen, und maßt ſich an, es für höchſt annehmlich zu halten, daß zween wackere Sänger gleichen Gegenſtand, ſo verſchieden behandelt, den Leſern vorlegen. Sie haben den alten Balladenton wohl mehr getroffen, als unſer werter Conz [2]), da Conz wohl, mehr dramatiſirend, das Mitgefühl mehr beſchäftigt — (Sie mehr die Phantaſie.) Erlauben Sie der Redaktion, bei erſter Gelegenheit mit einer begleitenden Zeile Ihr Gedicht zu geben, in welcher ſie Conzens Romanze in Erinnerung bringt und dem denkenden Leſer dadurch die Freude mitteilt, welche der Redaktion ward: denſelben Gegenſtand von zwei verſchiedenen Köpfen verarbeiten zu ſehen, derſelbe Lichtſtrahl in zwei Tautropfen ſich ſpiegeln.

Reden Sie doch Uhland zu, mit Ihnen wetteifernd Ihre verklärte Königin zu beſingen [3]). Nicht mehr, daß ſie ſtarb, — wahrlich, da gibt's doch einen höheren Standpunkt im Klagen — ſondern was der edle Menſch ſonſt dabei emſinden kann. Der Gegenſtand iſt ſchön!

Die Redaktion grüßt achtungsvoll

Thereſe Huber.

---

[1]) Kerners „Graf Olbertus von Calw“ erſchien im Morgenblatt vom Jahr 1819 Nr. 37.

[2]) Conz' Gedicht erſchien in Nr. 9—11 des Morgenbl. von 1819.

[3]) Königin Katharina, 1788 geboren, ſeit 1816 mit König Wilhelm vermählt, ſtarb am 9. Januar 1819 unerwartet an der Geſichtsroſe. Kerner beſang ſie in den Gedichten: „An die Königin Katharina“; „Nach Katharinas Tod“; „Ueber das in Metall geprägte Bild Katharinas“ („An Katharinas Töchter“). Uhland verherrlichte die edle Königin in dem Gedicht „Katharina“. (Ebenſo Schwab.)

279. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, den 3. Februar 1819.

Nun bin ich hier und möchte doch auch etwas von Dir vernehmen. Nach Heilbronn kam ich noch nicht; denn ich bin gänzlich mit ärztlichen Geschäften überhäuft... Ins Morgenblatt sandte ich vor Monaten einmal die Geschichte des Grafen Olbertus in Versen[1]). Da kam das Gleiche von Conz bearbeitet, und zwar weit besser und ausführlicher als das meinige, weswegen ich es wieder zurücknehmen wollte. Nun will es aber die Redaktion doch geben, wie Anlage sagt, die ich mir von Dir gelegentlich wieder ausbitte...

Dein

Kerner.

280. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 13. Februar 1819.

Du besitzest Docens Miscellaneen[2]), die mir zu einer literarischen Arbeit, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, nötig sind? Dürfte ich Dich bitten, mir solche mit dem nächsten Postwagen zu schicken?

In Eile mit herzlichen Grüßen

Dein

Uhland.

281. J. G. Pahl an J. K.

Bichberg, am 27. März 1819.

Es läßt sich puncto der Landstandschaft kein Schritt machen, bis das Wahlgesetz erschienen ist. Erklärt sich dies auf eine günstige Weise, so darf ich Romigs[3]) Mitwirkung gewiß sein

[1]) „Graf Olberius von Calw". S. den vorhergehenden Brief.

[2]) B. Docen, 1782—1828, Literarhistoriker in München; seine „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur" erschienen 1807 (München) in zwei Bänden.

[3]) Oberamtmann von Gaildorf.

und die vox populi fehlt mir in dieser Gegend auch nicht[1]). Der Prokurator Schott sagte mir dieser Tage: das Wahlgesetz im Verfassungsentwurf werde geändert, indem man dessen Unthunlichkeit fühle. Noch bemerkte er, was sehr charakteristisch ist: „ob man zwo Kammern bekommen werde, hänge nun von dem Bauplane ab. Schicken sich zwei Säle in das Gebäude, so bleibe es bei dem Entwurf; wo nicht, so erhalte man mit einem Saale auch nur eine Kammer." Also hängt das Heil des Landes vielleicht an der Entscheidung eines Stuttgarter Zimmermeisters! . . .

Bei Ernennung der Oberamtsrichter und Oberamtsleute hat übrigens die Dikasterialaristokratie wieder alles gemacht. Die Mißgriffe und die Schelmenstreiche, auf die man hier stößt, sind empörend. Welch ein Kommentar ließe sich über dies Werk des Nepotismus und des Parteigeistes machen! Es ist uns nicht zu helfen! Jedes neue Produkt unserer Staatsverwaltung wird schlechter als der Stoff war, aus dem es hervorgeht . . .

Pahl.

282. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 8. Mai 1819.

Ich bin gerade im Begriffe, nach Tübingen zu reisen, und möchte Dir zuvor noch das beifolgende neue dramatische Opus[2]) übersenden. Daher nur diese wenigen Zeilen. Dir, Deiner l. Frau und Deinen Kindern meine herzlichsten Grüße.

Dein

U.

Gestern wurde mein Herzog Ernst hier gegeben und gut aufgenommen.

---

[1]) Pahl erhielt erst im Jahr 1832 als Generalsuperintendent des Jagstkreises Sitz und Stimme im württembergischen Landtag, „in welchem er als Altliberaler eine Mittelstellung zwischen den Parteien einnahm".

[2]) „Ludwig der Baier".

283. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, den 14. Mai 1819.

Ich ſage Dir herzlichen Dank für Dein neues Schauſpiel, das ich aber ſchon früher in Heilbronn zur Hand bekam. Es iſt herrlich, daran iſt kein Zweifel, und wird ſich auch auf dem Theater herrlich ausnehmen. Leider! daß ich nie in meinem Leben mehr in ein Theater kommen werde! — Schreibe auch ſonſt mehr, oder was Du allen Pflichten nach thun ſollteſt; — komme zu uns! Du ſollſt ſehen, daß wir hier wohl ſind ...

Ich bitte Dich, die Beilage dem Herrn Korſinsky (drücke ſie mit einer Oblate zu) zuſtellen zu laſſen. Es kamen ſchon zwei Briefe von ihm um Beiträge zu ſeinem Kalender[1]). Ich habe nichts als Rezepte gegen Diarrhöen, Lungen-, Hirn- und Leberentzündung.

Dein

Kerner.

284. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 23. Mai 1819.

Uhlands Freund, Herr Dr. Schott, der zum Beſuche hier war, hat uns von dem herrlichen Triumphe unſres lieben Freundes die ausführlichere Kunde gebracht! Ich kann Dir nicht ſagen, mein teurer Juſtinus, wie ſehr mich dieſer endliche Erfolg der Poeſie unſres Freundes, wodurch deſſen ganzes Geſchick hoffentlich eine neue Wendung und ſeine Poeſie einen neuen Schwung nimmt, im Innerſten gefreut hat!

Von Chamiſſo[2]) habe ich einen Brief aus Berlin erhalten, er bekommt eine Anſtellung beim botaniſchen Garten und

[1]) Korſinsky, Kanzliſt beim Kriminalgerichtshof in Stuttgart, bat laut vorliegender Briefe am 10. Mai 1818 und 10. Mai 1819 um Beiträge zu ſeinem „literariſchen Unternehmen".

[2]) Chamiſſo wurde im Jahr 1819 Direktor des Berliner botaniſchen Gartens; in dieſer Stellung blieb er bis zu ſeinem Tode im Jahr 1838.

heiratet! ... Aſſing und meine Schweſter leben glücklich; ihr neues Kind iſt geſund und blühend, wie ich von anderen weiß, ſie ſelbſt ſchreiben mir ſelten ... Dieſe abgeriſſene Sätze, die ich Dir heute ſchreibe, verdankſt Du der Einlage, die ich Dir ſchicken ſoll und nicht unbegleitet ſchicken will. Leb wohl, mein teurer Freund! Grüße Deine liebe Frau! Von ganzer Seele

Dein treuer

K. A. V. v. E.

---

285. J. G. Pahl an J. K.

Vichberg, am 20. Juli 1819.

Ich hatte lange gewartet, um Deine Stimme zu vernehmen. Endlich iſt ſie erſchollen und Du haſt uns allen dadurch eine große Freude gemacht.

An meiner Wahl in Gaildorf hatte ich nicht den mindeſten Anteil. Ich habe ſogar mit keinem Menſchen über die Sache geſprochen. Sie ging rein aus dem Vertrauen des Volkes hervor. Romig[1]) begünſtigte aber dieſe Richtung der öffentlichen Meinung ſehr. Er glaubte auch an eine Möglichkeit der Dispenſation, ich aber nie. Doch ſagte das Miniſterialreſkript: nach hergeſtelltem Verfaſſungsvertrage und verändertem Wahlgeſetz könnte das Oberamt den Pfarrer P. noch immer wählen. Das wäre alſo zu erwarten[2])! Daß man bei dem Wahlgeſetz von 1815 blieb, forderte die Konſequenz. In dem Konvokationsedikt und in der Eröffnungsrede iſt viel Liberalität. Wir müſſen dem Könige ſchon das verdanken, daß er uns die Verfaſſung nicht als Ordonnanz gab, ſondern einen Vertrag will. Ich hoffe, es ſoll gut gehen. Die Lehren von 1815—1817 werden auch an den Repräſentanten nicht verloren ſein ...

Pahl.

---

[1]) Oberamtmann in Gaildorf.

[2]) Vgl. dazu Brief Nr. 281.

286. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, 27. Juli 1819.

Im Volksfreund Nr. 54 kam ein Schreiben aus Welzheim, in welchem des Pistorii Erwähnung geschieht[1]). Der Oberamtmann Knapp in Lorch äußerte gegen Oberförster Faber: Dies habe kein anderer Mensch als Kerner verfaßt. Das ist aber die hellste Lüge, oder wie man es nennen will. Von jenem Schreiben wußte ich kein Wort, bis ich es auch in jenem Blatte las, und bei meiner Liebe zu Dir — kann ich Dich versichern — daß ich an ihm nicht den mindesten Teil habe. Wer Schüblers Schreibart kennt, wird auch sogleich sehen, daß es von diesem ist. Im übrigen liegt nichts daran, — doch kannst Du's dem Pistorius sagen. —

Könntest Du denn jetzt nicht auch von Ludwigsburg[2]) ab und zu uns kommen? Du hast jetzt doch nichts zu thun.

Auf eure Geschichten halte ich jetzt nicht mehr viel. Der Zeitpunkt, der benützt hätte werden sollen, war vor Jahren. Da hätte noch ein Bürgertum können gegründet werden, nun bringt ihr höchstens einen alten Aristokratismus heraus. —

Glück zu! Es ist alles gut — so lange der Himmel noch Bäume wachsen und Vögel darauf singen läßt[3]). Ich bin unter Aufsicht der geheimen Polizei gesetzt! Das ist lustig!

Dein

Kerner.

287. Amalie Schoppe an J. K.

Hamburg, im Juli 1819.

Wie oft schon hatte ich die Feder in der Hand, um Dir wenigstens durch einige Zeilen zu sagen, daß Herz und Neigung

[1]) „Der Volksfreund aus Schwaben" (herausgegeben von Schübler) vom 7. Juli 1819 billigt die Wahl des Hofrats Pistorius, obgleich er nicht Demokrat sei.

[2]) Der Landtag tagte damals in Ludwigsburg.

[3]) Vgl. dazu Kerners Gedicht „Frage". Dichtungen, 3. Aufl. I, 283.

ganz dieſelben blieben, wenn gleich Leben und Verhältniſſe anders ſich geſtalteten: ſo begrüße ich Dich denn mit dem Schweſtergruß und mit dem traulichen Du, wie in früherer Zeit. Vorerſt ſollte ich Dir billigerweiſe ſagen, was mir ſeitdem geworden, daß wir nichts von einander wußten, und da nenne ich Dir zwei herrliche Knaben, Karl Adelbert und Karl Julius, und etwas weniges an Poeſie; ſonſt ſteht noch alles beim Alten, und die ſchönere Ideenwelt, die meine allzu rege Phantaſie um mich hervorrief, verhinderte mich daran, einen tiefern Blick in die wirkliche zu thun, in der ich noch immer viel betrogen und getäuſcht werde, welches ich mir aber ruhig und ohne Klage gefallen laſſe, da es nun einmal nicht anders ſein kann. Viel, viel Schmerzen hat mir der ſchönſte Jugendtraum bereitet, Schmerzen, an denen ich faſt verblutet wäre, aber mit Mut und dem allerlebendigſten Vertrauen zu Gott liegen dieſe jetzt hinter mir, und ich glaube jetzt feſt, daß ich ſtehen werde und gepanzert bin, wenn das Schickſal mir in ſo ernſter Geſtalt wieder nahen ſollte. Zur Klarheit, zum Bewußtſein iſt es mir aber geworden, daß nur im Schmerze ſich meine Seele läutern und bewähren konnte: ſo bin ich denn dahin gekommen, daß ich ihn mehr liebe als die Freude, und in einer ſchönen Stunde der Begeiſterung in dieſer Erkenntnis, ſchrieb ich nachſtehende Hexameter nieder, die auch in einer der Zeitſchriften, woran ich Mitarbeiterin bin, ſtanden:

Freude und Schmerz.

Freude, du gold'ne, biſt ſchön! Im ſtrahlenden Purpurgewande
Reicheſt den duftigen Kranz freundlichen Sinnes uns hin!
Aber ich täuſche dich nicht, ſo ſüß du auch lächelſt und winkeſt,
Gegen das höhere Glück, das mir dein Gegner verlieh!
Daß ich nach Tugend geſtrebt, und bete und liebe und ſinge,
Dieſes verdank' ich nur dir, ſeelenerhebender Schmerz!

Daß Roſa, Aſſing und ich noch immer in Liebe und Befreundung neben einander ſtehen, wird Dir das eine Couvert um unſere drei Briefe ſagen: und das iſt doch unausſprechlich erfreulich, daß kein Zeitenſturm etwas über ſolche Freundſchaft

vermag und es ſich immer mehr als albernes Geſchwätz beurkundet, daß alles vergänglich ſei! Wohl iſt es das Schlechte und Unwürdige, was aber mächtig und rein dem innern Leben entquillt, iſt unvergänglich wie die Seele, von der es ja unleugbar ein Teil iſt. Wie glücklich dieſe beiden geliebten Menſchen durch einander ſind, entlockt mir oft Thränen der Rührung, und daß ſie dem tiefſten Leid einen teuren, unvergeßlichen Tribut durch den Verluſt des erſten Kindes darbrachten, beruhigt mich über die Dauer eines ſolchen Glücks: Gott erhalte es ihnen denn!

Und nun zu Dir, mein Juſtinus! von dem mir nur von Zeit zu Zeit eine geringe Kunde durch das Morgenblatt ward, indem wir zuweilen neben einander ſtanden, welches mir höchſt rührend war, da ich glauben durfte, Du kenneſt die verkappte Freundin nicht, die ſo neben Dir ſtand. Schon oft iſt mir der Gedanke gekommen, ob wir uns nicht die Freude machen müßten, in einem neuen Dichterwalde einmal wieder zuſammen zu kommen, und gerne wäre ich bereit, uns einen Verleger zu ſuchen und die Anordnung des Ganzen zu beſorgen, auch könnte ich mehrere der alten Freunde des Dichterwalds mit meiner Stimme erreichen, um ſie zu unſerem Frühlingsfeſte zu laden, wenn Deine Amtsgeſchäfte Dich daran verhindern ſollten, es ſelbſt zu thun; antworte mir auf dieſen Vorſchlag, Beſter.

Daß auch Du Vater biſt und eine kleine Roſa Maria, die nun wohl ſchon eine große iſt, auf den Vaterarmen trugeſt, weiß ich durch die Freunde — weiter aber gar nichts . . .

Von den Zeiten mag ich Dir nichts ſagen; ich hoffe aber feſt und zuverſichtlich, daß ſich in dem Nebel derſelben die Freiheit vollkommen ausbildet und unſeren harrenden, ſehnſüchtigen Augen ſichtbar wird, wie er verzieht; aber wann?! Tröſtlich und angenehm iſt es mir, daß ich jetzt in einem freien Staate lebe; wenigſtens iſt von keinem Zwange, keiner offenbaren Gewalt die Rede, wenn gleich die wahre Freiheit noch ganz anders geſtaltet ſein mag, als man ſie uns zeigt und gibt. Die vier verhängnisvollen Jahre brachte ich im tiefſten Frieden auf meiner Heimatinſel zu — war glücklich, wie vollkommen glücklich war ich dort! Daß ſolche Zeiten nicht lange, gewiß nicht länger als

vier Jahre dauern können, habe ich eingesehen, sonst würde ja schon auf Erden die heiligste Sehnsucht des Herzens: Ruhe, befriedigt sein; aber was Glück sei, weiß ich jetzt und kühle und erfrische mich an den Erinnerungen jener Zeiten, wenn es jetzt oft recht beengend und schwül um mich wird[1] . . .

Amalie Schoppe, geb. Weise.

288. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, den 14. August 1819.

Ich hörte von Varnhagen noch nichts Näheres. — Kürzlich kam im Morgenblatt ein Aufsatz über die hiesige Kirche, der auf ein verstecktes Portal aufmerksam macht und dasselbe für vier Säulen von einem Tempel des Bacchus erklärte . . .

Kürzlich fand ein Weingärtner hier auch etwas vor, das nicht ganz unmerkwürdig ist. Das ist eine Art Wappen von Blei, so groß wie ein kleiner Thaler, das einer päpstlichen Bulle angehängt gewesen sein muß. Auf der einen Seite steht sehr schön: JOHANNES P. P. XXII. Auf der andern Seite befinden sich zwei Köpfe, einer mit einem langen Barte, der andere ohne Bart — nur im Umriß mit Punkten, Wärzchen markirt. Ob diesen steht: SPASPE. Was soll das heißen? Ich dachte schon an die Abkürzung: S. PA. S. PE. (St. Papa. St. Petrus) und wäre vielleicht das ein Bild des Papstes, das andere Petrus? Erkläre es! Papst Johannes lebte anno 1317 zu Eberhardt des Greiners Zeiten und war, glaub' ich, der, der die Bannbullen gegen Deinen Ludwig den Baiern ergehen ließ. Oder nicht? — Vielleicht war das so eine Bannbulle. In jedem Fall ist merkwürdig, daß sich dies Blei so lange erhielt, vielleicht mehrere Jahrhundert unter der Erde. Die hiesige Gegend ist überhaupt sehr merkwürdig, trägt ein charakteristisches Leben. Komm! . . .

Vale

Kerner.

. . .

[1] Sie lebte in unglücklicher Ehe. Vgl. Brief Nr. 301.

Der Kranke[1]).

Daß du ſo krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternen-Nacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenſtrahls.
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blütenbeet des Thals.

Kein Trunk vom Felſenſteine,
Kein Wein aus weitem Glas;
Der Bäume Früchten keine,
Keine Blume und kein Gras.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun.
Natur ließ mich geſunden,
Der Menſch läßt mich nicht ruh'n.

Mit den römiſchen Säulen iſt alles nichts! Ich verſammelte heute ein Komite, in dem befanden ſich Duttenhofer der Kupferſtecher, Peter Bruckmann [Medailleur], ... Dörr [Maler], Ludwig Mayer [Maler]. Dieſe erklärten nach vorgenommener Unterſuchung die Säulen für byzantiniſche Bauart[2]). Nun adje, Bacchus!

Von dem Klopferle weiß ich Dir nichts zu ſchreiben, als daß an dem Thore des alten Schloſſes eine zwergmäßige Figur in Ritterkleidung ausgehauen iſt, die der Klopferle ſein ſoll. Von ihm ſind bloß mündliche Sagen vorhanden. Er ſoll ein „Spiritus familiaris“ geweſen ſein, der, ſobald man ihm geklopft, zu jeglichem Dienſt bereit im Schloß erſchienen ſeie. Der Roman, der über ihn exiſtirt, ſeie ſehr ſchlecht und bloße Dichtung.

---

[1]) Das Gedicht erhielt ſpäter die Aufſchrift: „Wer machte dich ſo krank?“ Dichtungen S. 48 (Gedichte 1826, S. 25).

[2]) Vgl. Kerners Aufſatz „Ueber die Kirche zu Weinsberg“, Morgenblatt (1819) Nr. 206.

289. J. G. Pahl an J. K.

[Vichberg], am 10. September 1819.

Dein Briefchen hat mir und den Meinigen, so kurz es auch war, große Freude gemacht, welche Freude auch nicht durch den Bannſtrahl geſtört worden, der auf Dein Haupt gefallen iſt[1]). Denn einmal iſt die Unterordnung unter die geheime Polizei an ſich ein ſehr erträgliches Uebel, wenigſtens erträglicher als die Unterordnung unter die öffentliche . . .

Am Sonntage waren zwei Erlanger bei mir, die mir viel Intereſſantes von der itzigen Demokratenhetze und den aktiv und paſſiv dabei Beteiligten erzählt haben. Das Ganze, das dem Kampfe Don Quixotes mit Windmühlen gleicht, iſt Wirkung einer Art von Manie, die aus Infarctus [Verſtopfung] im Unterleibe entſtanden iſt und deren ſich, wenn das Fieber vertobt hat, alle Welt ſchämen wird. Unſer guter König hat auch darin einen löblichen Charakter behauptet. Er lacht, wie alle verſtändigen Männer, über das erbärmliche Spiel. Sein Vater hätte nicht darüber gelacht, wohl aber hac occassione manche wackere Leute weinen gemacht . . .

Pahl.

---

290. Varnhagen an J. K.

Karlsruhe, den 20. September 1819.

Auf dem Punkte, von hier wegzureiſen, muß ich Dir vorher noch einmal ſchreiben, nicht um Abſchied zu nehmen, — denn ich hoffe noch nicht für immer aus dieſen Gegenden zu ſcheiden und mancherlei Umſtände können mich hieher zurückführen — ſondern um Dich im voraus zu beruhigen wegen alles deſſen, was mit mir geſchehen kann. Die Gerüchte, welche ſich an die Nachricht von meiner Abberufung vom hieſigen Poſten[2]) anſchloßen, ſind amtlich widerlegt worden, Du haſt hoffentlich nicht lange in Un-

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 286.

[2]) Vgl. über Varnhagens Abberufung von Karlsruhe deſſen Denkwürdigkeiten IX, 588 ff.

ruhe ſein dürfen. Daß ich in gar nichts verwickelt geweſen und keinen Vorwurf zu fürchten gehabt, brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen! Auch geſteht man mir die Unzufriedenheit, die man gegen mich haben mag, gar nicht einmal ein, ſo wenig darüber auch ein Zweifel ſtattfinden kann, und ſo ſehr ich auch weiß, daß Herr von Berſtett und Herr von Küſter meine Abberufung betrieben haben unter dem Vorgeben, ich ſei zu frei geſinnt, leite die badiſchen Stände, hege geheime Zuſammenkünfte und andere ebenſo abgeſchmackte, verleumderiſche Dinge! Doch wie geſagt, man geſteht es mir nicht ein, und ſonach kann ich mich an niemand halten, niemanden zur Rechenſchaft ziehen, beſonders auch, da ich mich nicht auf diejenige berufen kann, durch die ich klare Auskunft erhalten. Dabei müßte ich mich nun beruhigen, es iſt aber noch mehr geſchehen, um jeden Schein öffentlichen Tadels von mir abzunehmen, indem ich bereits eine neue Anſtellung erhalten habe! Der König hat mich nämlich zu ſeinem Miniſter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika auserſehen, ein ehrenvoller, auch in gewiſſer Art anziehender Poſten, das iſt nicht zu leugnen; ob für mich gerade beſonders paſſend und annehmlich, das will ich dahingeſtellt ſein laſſen. Ich reiſe nun am Freitag mit meiner Frau — noch nicht nach Waſhington[1]), ſondern fürs erſte nach Berlin ab, um mit eigenen Augen die Lage der Dinge und meines Verhältniſſes anzuſehen, und darnach das weitere zu beſchließen; vielleicht treten Aenderungen ein und man gibt mir eine nähere Beſtimmung, vielleicht bleibt es eine Zeit lang ungewiß — mit Einem Worte, es läßt ſich noch nichts darüber ſagen! In keinem Falle brauchſt Du zu fürchten, daß ich eine Reiſe jenſeits des Weltmeeres mache, ohne vorher Dich geſehen zu haben, und ſo lange letzteres nicht eingetreten iſt, glaube Du nicht an erſteres. — Drei Jahre haben wir nun in ſolcher Nähe gelebt und uns nicht geſehen! Es iſt mir ein rechter

[1]) Er kam überhaupt nicht nach Amerika, ſondern wurde mit Humboldt wegen ſeiner freiſinnigen Anſchauungen aus dem Staatsdienſt entlaſſen. Er lebte dann als Geh. Legationsrat a. D. in Berlin bis zu ſeinem Tode 1858.

Schmerz! Aber vielleicht können wir's nachholen, und wie gesagt, ich nehme noch nicht Abschied. Lebe wohl indes, mein teurer, geliebter Freund! Ich umarme und grüße Dich innigst!

Ewig Dein

V[arnhagen].

Lasse unsern Uhland meine herzlichen Grüße empfangen. Ich kann nicht selber noch an ihn schreiben. An mich schreibe Du einstweilen noch nicht nach Berlin, bis ich Dir von dort geschrieben habe, was vielleicht nicht einmal sogleich geschehen kann. Andere Zeiten, andere Sitten, die jetzige hat viel Genirtes!

---

291. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, 1. Oktober 1819.

Schreibst Du mir nicht, so schreibt mir doch mein ewig treuer Varnhagen. Besuchst Du mich nicht, so besucht mich doch mein armer Dichter Lämmerer. Ich sende Dir Varnhagens Brief in getreuer Abschrift[1]), damit Du nicht die Mühe hast, ihn mir wieder zurücksenden zu müssen. — Kürzlich verkaufte man hier der Mdm. Krüdener Sachen. Sie war einige Jahre auf einem Hofe nächst hier[2]). Ich erkaufte ihren Schleier p. 9 fl., man schätzt ihn auf 5—6 Karolin. Eine Menge Exemplare von beigelegtem Lied waren auch da und noch andere kuriose Dinge. Mit den Verfassungsgeschichten bin ich nun zufrieden, im Fall Du es bist. Es kommt doch bei allem nichts heraus, am wenigsten für die, für die am meisten herauskommen sollte, für die geldlosen Bürger und Bauern. An Königs gutem Willen habe ich noch nie gezweifelt, sonst hätte ich mich seiner nie angenommen, aber an anderen Dingen zweifle ich immer mehr. Europa

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Frau v. Krüdener, die Freundin des russischen Kaisers Alexander I., lebte einige Jahre auf dem Rappenhof bei Weinsberg. Vgl. Th. Kerner „Das Kernerhaus und seine Gäste" S. 68 ff.

ſcheint überhaupt auszuleben, vielleicht lebt Amerika dagegen ſtärker auf.

Varnhagens Brief rührt mich und ich möchte gerne mit ihm, hätte ich nicht Weib und Kind — — —

Vale!

Dein Kerner[1].

292. Michaelis an J. K.

Stuttgart, 2. Oktober 1819.

Ihr Bruder hat mir geſtern einen Brief von Ihnen vorgeleſen, den ich mich zu beantworten verpflichtet fühle, ſo ſehr ich auch im Arbeitsgedränge mich befinde. Gut, daß ich mich kurz faſſen kann durch die Verſicherung, daß Sie boshaft hintergangen ſind. Ich bin genau unterrichtet; leider kenne ich Schlechtes genug, das im Finſtern ſein Unweſen treibt, allein ich weiß, daß keiner daran denkt, Sie zu verfolgen. Haben Sie zu Keßlers Wahl beigetragen, ſo iſt das ein Verdienſt um unſer Land, welches Sie ſich erworben. Der Mangel an Intelligenz war groß in der Verſammlung; dieſer Eine hat gewiſſermaßen die Ehre des Landes gerettet. Ich weiß, daß der König einſt geſagt: eine Ständeverſammlung, in der ſich keine Oppoſition befinde, ſei ſo gut wie gar keine; alſo hat er gewiß nichts dagegen, daß Keßler handelte, wie es ihm das Gewiſſen auflegte. — Ich bitte und beſchwöre Sie daher, in keiner Beziehung ſich beunruhigen zu laſſen, beſonders nicht durch anonyme Briefe, die in der Regel aus Schlechtigkeit hervorgehen. Der redliche Freund, wenn er zu warnen hat, zeigt ſich offen und frei. Ich habe traurige Erfahrungen genug gemacht in dieſem Lande, zu dem auch die anonymen Briefe gehören, deren ich genug ſchon erhalten. Ihr Inhalt war immer, wie der Erfolg zeigt, Bosheit oder höchſtens Lüge in guter Abſicht. — Alſo, mein Freund, ſeien Sie ganz unbeunruhigt; die einzige Klugheitsmaßregel, welche Sie zu

[1] Der Brief iſt bereits mitgeteilt von Prof. J. Hartmann in den württ. Vierteljahrsheften für Landesgeſch. (1878) I, 223.

befolgen haben, ist, nicht zu offenherzig zu sein gegen jeden, der sich Ihnen freundlich nähert. Die Bibel hat immer recht, auch da, wo sie sagt: Seid unschuldig wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Das ruft mir Wangenheim in seinem letzten Brief zu, indem er freilich hinzufügt: „Wenn es nur nicht so schwer wäre, die Klugheit zu zügeln und zu hindern, daß die Schlange nicht den Giftstachel an die Unschuld lege!“ — Ich darf das bei Ihnen nicht fürchten, also! — Ich werde Sie bald mündlich sprechen, denn ich habe Urlaub auf einige Wochen. Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich mich nicht einige Wochen aus der Last heraus machen könnte . . .

Michaelis.

---

293. Keßler an J. K.

Stuttgart, den 20. Oktober 1819.

. . . Daß man in Deutschland zu ungeschickt und zu furchtsam sei zum Despotisiren, habt Ihr mir nicht glauben wollen; es ist aber doch so. Ich meine nämlich, den großen napoleonischen Despotismus; denn Mäusefraß und Heuschreckenzug, wie Weitzel sagt, der eigentliche Beamtendespotismus, kann auch in einer konstitutionellen Monarchie endemisch bleiben.

Sie stellen sich jetzt wie die Schuljungen; keiner will's gethan haben, und doch waren sie alle im Augenblick einverstanden.

Etwas zu streichen, was das Innere betrifft, dazu ist unser Zensor hier nicht ermächtigt, nicht instruirt. Man hat dem Schübler durch die Stadtdirektion insinuiren lassen, daß die Zensur dem Volksfreund nicht zu nahe treten werde. Das kam wohl vom König selbst. Für Flugschriften existirt noch gar keine Zensur; man kann hier drucken lassen, was man will.

Der englische und der französische Gesandte ließen sogleich Exemplare von dem Blatt Nr. 83[1]) holen, sobald sein Inhalt

---

[1]) Die Nummer enthält den Aufsatz: „Ueber das Verhältnis der neuesten Verfügungen des Bundestags zur würtembergischen Konstitution“.

bekannt geworden war. Die Freunde der Preßfreiheit thun ſich nun hier zuſammen, um bei einander zu ſein, wenn es nach Mainz geht, wobei Du uns hoffentlich nicht verlaſſen wirſt . . .

Der Geſandte von Bremen am Bundestag, Schmid[1]), der vor kurzem hier war, iſt der Meinung, daß der Wiener Kongreß nur wieder gut machen ſolle. Sie in Frankfurt ſeien größtenteils hievon überzeugt. Ich bin's noch nicht. Vale.

Keßler[2]).

---

294. Thereſe Huber an J. K.

Stuttgart, 25. Oktober 1819.

Ich beeile mich, Ihnen den Dank der Redaktion des Morgenblatts auszudrücken für das Gedicht bei Gelegenheit der Bruckmanniſchen Medaille[3]). Dieſer Dank iſt eigennützig, denn Sie ſchenken dem Morgenblatt eine Zierde; jedes fühlende Herz wird ihn aber nachtönen, denn Sie ſprechen ſeine ſchönſten Gefühle edel und fromm aus — in der Sprache, die dauernd, wie Bruckmanns Denkmal, in jedem Jahrhundert der Edleren Sprache iſt.

Ich eile, Ihnen zu bekennen, daß die Redaktion den Eingang abkürzte. Das Andenken Ihrer Königin, Bruckmanns Kunſtwerk, Ihr Gedicht, das Morgenblatt ſelbſt gehört ganz Deutſchland, was dazu beiträgt . . . von der Königin und Ihrem herrlichen Gedicht abzuziehen, zu Hartmann[4]), zu Bruck-

---

[1]) Vielmehr Smidt. S. Brief Nr. 256.

[2]) Vgl. über den Abgeordneten Keßler „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 48: „Ein falſcher Freund".

[3]) „Ueber das in Metall geprägte Bildnis der Königin von Württemberg" (Medaille von Bruckmann) erſchien zuerſt im Morgenbl. 1819 Nr. 259.

[4]) Kerner hatte das Gedicht dem Geheimerat v. Hartmann zugeeignet, wie aus einem Brief von Michaelis an J. K. vom 30. Oktober 1819 hervorgeht. Hartmann ſei aber mit Cotta damals entzweit geweſen und daher wohl die Zueignung von Cotta geſtrichen worden.

mann hin, ſtört den Eindruck — darum verkürzte ich den Zuſatz (als Redaktion). Hartmann ſelbſt wünſchte ſeinen Namen nicht genannt zu haben. Wollen Sie mir nun zürnen, werter Herr, ſo bin ich fähig, dieſes Uebel als Opfer zu ertragen, für die Freude, Ihre ſchöne Dichtung nach meiner beſten Einſicht vorteilhaft und gebührend dem Publikum übergeben zu haben.

. . . Thereſe Huber.

295. Seyffer an J. K.

Heilbronn, 27. Oktober 1819.

Vorderſamſt meinen und meiner Mitbürger innigen Dank für das ſchöne Gedicht[1]), wovon Du hier die erſten gedruckten Exemplare erhältſt.

Als am verfloſſenen Sonntag die Nachricht von des Königs Durchreiſe hier erſcholl, ſo kamen einige Freunde, die von dem Gedichte wußten, zu mir und baten mich, eine Kopie davon nehmen zu dürfen. Dieſe wurde, ohne daß ich die Abſicht davon wußte, mit größter kalligraphiſcher Vollkommenheit gemacht und dem König von einer Bürgerdeputation am Schießhauſe, während dreißig Bürger ſich mit Blumengeſpann an ſeinen Wagen ketteten, überreicht.

Ich ſah mit vielen tauſend anderen den König, während ihn ſeine Heilbronner jubelnd in die Stadt hereinzogen, das Gedicht leſen und große, klare, menſchliche Thränen über ſeine Wangen herunterrollen.

Solche Thränen ſind wohl der reichſte Lohn für den Dichter und daher auch der einzige, den Du dafür erhältſt . . .

Dein

Seyffer.

---

[1]) Kerners Gedicht „Ueber das in Metall geprägte Bildnis der Königin von Württemberg". Vgl. den vorhergehenden Brief.

296. Keßler an J. K.

Stuttgart, 28. Oktober 1819.

Mit Deinem God save the King [1]) werde ich freilich vorderhand meinen Geh. Leg. Rat nicht in Verlegenheit setzen dürfen, so ärgerlich mir auch ist, daß das des Stadtdichters, Senator Ritters dahier, so brillant es auch sein soll, nicht damit verdunkelt werden kann. Meine Jambenrede hat indessen den Platz ausfüllen müssen. Ich habe aber heute am Verfassungsfest niemand, mit dem ich einen Schoppen Wein trinken könnte, und sitze ganz allein zu Hause in diesem großen Aristokratennest. Der König ist vorhin auch ganz allein da vorbeigefahren. Es war mir, als müßte ich ihn heraufrufen . . .

Du schreibst von unklaren Aufsätzen. Wenn man's mit den Herren zu thun hat, versteht man freilich das Volk nicht. Vale.

Keßler.

297. Michaelis an J. K.

Stuttgart, den 18. November 1819.

Ich bin Ihnen lange Antwort schuldig und möchte es noch länger bleiben, weil ich mich im Schreiben jetzt weniger als je gegen meine Freunde aussprechen kann.

Ich bin in Frankfurt gewesen, konnte aber unmöglich meinen Rückweg über Weinsberg nehmen; ich mußte über Mannheim und Karlsruhe reisen. Wie gerne spräche ich Sie! Allein ich bin nun wieder im Joche und dabei seit meiner Rückkehr wegen

[1]) Dieses Gedicht (?) Kerners, das unter demselben Titel öfters erwähnt wird, war bis jetzt nicht aufzufinden. Am 27. September 1817 schon schreibt Cotta: „E. Wohlg. erhalten in der Anlage ein Dutzend Abdrücke Ihres trefflichen ‚God save the King'" und am 22. Oktober H. Volz: „Das God ꝛc. habe ich empfangen . . ." Am 18. November 1819 schreibt Prof. Michaelis: „Das M. Blatt wie das ‚God save the King' haben den besten Beifall gefunden." (An Kerners Gedicht „Der reichste Fürst" [1818] kann natürlich nicht gedacht werden.)

Halsübel das Zimmer zu hüten genötigt, so daß ich Ihren Bruder noch nicht einmal habe sehen können. Später müssen wir doch möglich machen, daß wir etwa einen Abend zusammen sein können. Gewisse Dinge müssen aber erst heller geworden sein, als sie jetzt noch sind . . .

Der Friede und die Einigkeit mögen uns von Gott erhalten werden, nur durch sie sind wir allein noch zu retten. —

Keßlers Abschied von den Lesern des „Volksfreundes“ [1]) hat mich sehr wehmütig gestimmt. Alles das sollte nicht sein und — es könnte anders sein.

Michaelis.

298. K. Mayer an J. K.

Heilbronn, 1. Januar 1820.

Herzlich danke ich für das liebreiche Andenken, mit dem Ihr uns für unser Kind [2]) erfreut habt, wenn es mir gleich anderseits leid ist, daß Ihr Euch Unkosten gemacht habt. Noch leider thut es mir, daß Du, lieber Kerner, einen Groll auf mich gefaßt hast, da Du doch wissen solltest, daß meine Unterbrechung des Briefwechsels mit Dir, sowie mit allen meinen Freunden, mehr Folge meiner Lage, als der Gesinnung ist, wiewohl ich gestehe, daß es mir auch wenig aufmunternd ist, mit Dir über politische Meinungen oder über den Kaltsinn des bei Gott unverändert gebliebenen Uhland zu kämpfen. Laß erst die Zeiten wieder ruhig und friedlich werden, laß erst das Maß meiner Arbeiten auf einen Grad heruntersinken, daß es mit meinen Kräften mehr im Verhältnis steht, laß wieder Frühling und Poesie in das halbkranke Leben eintreten, so wird die Feder auch wieder zu Briefen fließen und es werden die alten Jugendfunken aus der Asche wieder vorglühen. Inzwischen besinne Dich und

[1]) Mit Nr. 88 des „Volksfreunds aus Schwaben“, den Keßler bisher mit Schübler herausgegeben hatte, legte er die Redaktion nieder.

[2]) Kerner war mit Uhland, Bruckmann u. a. Pate von K. Mayers Kind. S. K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 81.

halte nicht gleich jedes Gefühl (wie z. B. für das mir letzthin eingesandte, so schöne Gedicht) für erstorben, wenn man es nicht mit umgehender Post laut werden läßt. Komm einmal selbst mit dem Nickele und Deinen Kindern und überzeuge Dich, daß weder an Uhland noch an mir mehr geändert ist, als Zeit und Beschäftigung notwendig ändern mußten. Noch wäre vieles zu sagen, was aber besser ungeschrieben bleibt . . .

Mit herzlicher Liebe

Euer

Karl Mayer.

299. Franz Koch aus Breslau an J. K.

Stuttgart, 21. Januar 1820.

. . . Da meine liebe Frau sehr kränklich ist und deswegen sich sehr nach ihrer Heimat (Breslau) sehnt, so hatte ich im Sinn, in Heilbronn nur durchzureisen; um aber nun auch Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und zugleich die Freunde der Musik in H. etwas von mir hören zu lassen, entspreche ich nun Ihrem gegen mich geäußerten Wunsch gern und bin nun diesfalls so frei, Sie gefälligst zu bitten, daß Sie sich bemühen möchten, vorläufig für mich eine Subskription zu veranstalten, die Person zu 30 kr., damit ich mich nicht vorher zu lange verweilen dürfte, zu dessen Behuf ich so frei bin, eine gedruckte Annonce beizulegen.

Ein unvorhergesehenes Hindernis gestattet mir — anstatt morgen erst bis Dienstag den 25. h. hier Konzert zu geben, und dann würden wir am nächsten Freitag unsere Reise nach H. machen auf dem Postwagen. In jedem Falle aber erwarte ich von Ihnen längstens bis Mittwoch Antwort . . .

Franz Koch [1]).

[1]) Vgl. Brief Nr. 20, S. 47. Man sieht also, daß der Kapellmeister mit Unrecht den Tod Kochs gemeldet hatte. Im Jahr 1820 entstand auch das schon im Briefe Nr. 20 erwähnte Gedicht Kerners auf Franz Koch. Morgenblatt (1820) Nr. 38.

300. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 21. Februar 1820.

Ihr Augenübel ist ein vom geschwächten Herzen ausgehender geschwächter Zustand des Auges ... Bei Ihnen sollte das sympathische System mehr in Thätigkeit kommen. Mittel, die auf den Magen reizend und belebend einwirken ... eine Fahrt über die See, Schauen von einem höheren Standpunkt in ein grünes Thal ꝛc. würden für ihr Auge wohl am zuträglichsten sein. Dabei hängen Sie den Verstand eine Zeit lang mehr an den Nagel, wozu Ihnen ein Aufenthalt bei mir am behilflichsten wäre.

A propos! Meine Schwägerin[1]) soll doch nun kommen! Befehlen Sie es ihr, Sie als Gehirn ihr, dem sympathischen System. — Nun habe ich Ihnen lange Zeit und Ekel gemacht! Das dient aber zur Tötung Ihres überwiegenden Verstandes und Heilung Ihrer Augen. Hätte ich nur den Brief lesbarer und auf grün Papier geschrieben, so würden Sie bestimmt durch denselben ganz geheilt.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs herzlichste mit mir.

Ihr wahrer Verehrer

J. Kerner.

301. Amalia Schoppe an J. K.

Hamburg, den 6. April 1820.

Welche Gefühle, welche Bilder und Wünsche hat Dein Brief in mir erregt! Noch einmal schüttet die Hoffnung alle ihre Blütenknospen in meinen Schoß, und die geschäftige Phantasie pflegt sie und sehnt sich fast zu Tode darnach, daß sich die süßen Kelche öffnen. Der Frühling naht sich auch unsern minder beglückten Gegenden — die Erde wird grün, die Bäume treiben

---

[1]) Georg Kerners Witwe war im Herbst 1818 nach Schwaben gezogen, fühlte sich aber wenig heimisch daselbst.

Knospen und Blätter, die Lüfte führen den Duft des Lenzes, ihm so einzig eigen, das Herz schwillt in der Brust und süße Wehmut droht es zu brechen; da gedenke ich Dein, gedenke glücklicherer Gegenden, gedenke der ländlichen Stille, die Dich segnend umgibt, und die Sehnsucht zieht mich fort, zu Dir hin, in die heilige Einsamkeit des Landlebens. Ich baue Luftschlösser und will sie Dir mitteilen, denn sonst finde ich nicht Ruhe, und der Schmerz wird zu groß in der leidenden Brust.

Nur die Hoffnung auf ein beglückendes, eheliches Verhältnis konnte mich dem Frieden meiner Heimatinsel entreißen, wo ich in paradiesischer Zufriedenheit, mit dem vollen Bewußtsein der Pflichterfüllung lebte. Ich sah mich bitter getäuscht[1]). Roheit, freche Willkür, verletzende Schlechtigkeit, Sittenverderbnis trat mir in der Gestalt des früher erwählten Gatten entgegen; ich nahm, wie Aeneas, meinen Knaben an die Hand — den zweiten trug ich damals unter meinem Herzen — und floh damit in das Haus meiner Eltern, um ruhig dort sterben zu können, denn bis zum Tode war ich wund gequält. Hier fand ich Zuflucht, Trost und Liebe; die Religion, mächtiger durch unerhörtes Leid in mir entflammt, wirkte segnend; ich genas zum Leben, und heiliges Leben, mein süßer, himmlischer Julius, den ich in großer Trübsal gebar, verband mich liebend wieder mit demselben. Meine jetzige Existenz forderte Thätigkeit — ich wußte sie mir zu gewinnen, literarisch sowohl, als lehrend, und dadurch sicherte ich meinen und meiner beiden Knaben Unterhalt. Die Korrespondenz dreier Blätter ward mir angetragen, es bot sich sonst manches dar, und dabei ward mir vergönnt, den Unterricht von zwei lieben Kindern zu übernehmen, der mir Segen und Freude gab. So stehe ich jetzt, mein Freund, mein Bruder — und doch, doch ist der süßeste Wunsch meines Herzens unerfüllt; das Stadtleben, das Umhertreiben zwischen Mauern und Straßen ekelt mich an ... Da traf Dein Brief ein — Du schildertest mir die süße Ruhe deiner Thäler, Du ludest mich zu Dir ein — soll ich denn wirklich kommen und willst Du dazu

[1]) Vgl. Brief Nr. 287.

thun, daß mein heißester Wunsch erfüllt werde? Wenig bedarf ich zum Leben, ich bin einfach in meinen Bedürfnissen, ich bin sehr thätig, ja, ich muß arbeiten, anhaltend, ernst arbeiten, um glücklich zu sein. Findet sich in Deinem Weinsberg ein Wirkungskreis für mich? Gibt es dort Eltern, die mir ihre Kinder zur Belehrung anvertrauen würden? ... Ich verstehe mehrere Sprachen, worunter außer der Muttersprache Französisch, etwas Englisch und Italienisch; ich zeichne, spiele Guitarre und Klavier, ich unterrichte hier in den ernsteren Wissenschaften, als Geographie, Geschichte u. s. w. mit Erfolg — ich erwerbe ansehnlich durch literarische Arbeiten ...

Befrage Deine Frau hierüber — besprich Dich mit Deinen Bekannten und anderen Bewohnern des Orts; werbe mir nur einige Kinder zum Unterrichte, so bringt mich die nächste Zeit zu Dir, um nie wieder einen Aufenthalt des Friedens zu verlassen, nach dem sich alles in mir sehnt. Aber eine segnende, folgenreiche Thätigkeit muß mir gewissermaßen gesichert sein, denn mich bloß tändelnd, literarisch zu beschäftigen, dazu ist mir das Leben zu ernst; ich muß kräftig eingreifen können, muß Kinder um mich versammeln, muß den Samen für die Ewigkeit in ihre jungen Herzen streuen können, sonst wäre mir nichts geworden, und die alte schmerzliche Sehnsucht wäre, wenn gleich in anderer Gestalt, wieder da.

Zu meiner Heimatinsel, wo ich täglich dreißig junge Mädchen um mich versammelt sah, kann ich nicht wiederkehren; denn meine Brust hat durch die letzten schmerzlichen Zeiten so sehr gelitten, daß ich nicht nach dem Norden zurückstreben darf, ohne mich dem Tode preiszugeben; das wird Dir als Arzt begreiflich sein.

Hier zu bleiben ist mir in jeder Hinsicht schmerzlich; die Nähe des unglücklichen Gatten, das Geräusch der großen Stadt, die Abgeschiedenheit von der Natur, ... dies alles sind Dornen auf meinem jetzigen Lebensweg, die mich so schmerzlich verwunden, daß mein Leben durch sie hinströmt.

So, mein Freund, mein Bruder, steht es um Deine Amalie; noch immer ist es das alte Herz, sind es die alten Wünsche, die

dasselbe bewegen, und nicht Leid noch gemalter Pomp vermögen es anders zu machen; nichts kann seine Sehnsucht nach heiliger Natur vermindern, nichts ihm Ersatz für diese geben ... Die süße Gabe des Gesangs, mir von Gott huldreichst verliehen, ist im letzten Jahre verstummt ... In Deinen stillen Thälern würde ich Menschen und Herzen finden; ich hätte mit Dir und Rickele genug, ich würde nichts mehr wünschen, wie ich auf Fehmarn nichts wünschte, als die Dauer solches Glücks. Darum, mein Justinus, frage Dich ernst, ob für mich Raum in Deiner Heimat ist, ob ich Unterhalt, Thätigkeit und Dich in aller Liebe da finden werde? Kannst Du mir ein zuversichtliches Ja darauf antworten, so sage ich schnell diesen Gegenden Lebewohl, und bitte Dich, mir eine Wohnung für mich und meine Knaben zu besorgen, die ich natürlich mitbringen müßte ...

Du wirst meine alte Ungeduld noch kennen, daher bitte ich Dich, mir gleich diese Fragen vorläufig, jedoch mit Bestimmtheit, zu beantworten; das Nähere und Ausführlichere kann dann späterhin folgen ...

Wie wollen wir wieder vereint singen, wie soll sich Geist an Geist entzünden und welche reiche Vergangenheit von Liebe, Leid und Wechsel der Schicksale haben wir uns mitzubringen! Antworte schnell, mein Freund, mein Bruder! Erwäge alles wohl, bedenke, daß es die Zukunft Deiner Freundin, ihrer Kinder gilt, und laß die Uebereilung keinen Anteil an dem haben, was von Dir und mir geschehen soll [1]).

In alter treuer Liebe

Deine

Amalia.

[1]) Aus der Sache wurde nichts. Kerners Schwägerin von Hamburg riet diesem dringend, der Amalie, „der halben Närrin", abzuschreiben. „Daß sie dies ist, beweist denn doch wieder der ziemlich tolle Brief an Dich und ihr leichtsinniges Hingeben sicherer Aussichten für völlige Ungewißheit ... Bitte, schreib ihr, daß Du Dich überzeugt hättest, es sei nichts mit ihrem Kommen hieher ..." Kerner schrieb in diesem Sinn an sie. Vgl. den folgenden Brief.

302. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, 17. Mai 1820.

Bester Olef, hier übersende ich Dir die zweite Auflage der Wildbadschrift[1]) für die Bibliothek Deiner l. Frau[2]). Die Leute sagen, Du seiest schon längst verheiratet, ob es wahr ist, weiß ich nicht; denn Du antwortest ja einem auf keinen Brief mehr ... Der Bauer freut sich jetzt, wo kein Mensch mehr ihm mit Kraft helfen will, einzig des schönen Himmels. Die Saaten grünen, die Reben blühen und die Schafe und das Hornvieh gedeihen gut. — Du solltest einmal von der Weibertreue jetzt die schöne Natur ansehen und hieher kommen! Bringe Deine Freundin, Deine Braut, Dein Weib mit und laß uns einmal wieder fröhlich sein wie in Tübingen. Dazu kommst Du aber nicht, denn — — Meine größte Lust ist jetzt mein Theobald, nicht der in der Ständeversammlung [(General Theobald], (den ich übrigens auch mag), sondern mein Knabe ... Die Amalie schrieb mir kürzlich einen Brief voller Verzweiflung[3]). Sie will durchaus nach Württemberg — ich habe es ihr aber sehr abgeraten Sie macht mir vielen Schmerz — und doch ist ihr nicht zu helfen.

Vielleicht schrieb ich Dir schon zu viel: denn daß Du meinen Briefwechsel nicht willst, das zeigst Du dadurch, daß Du mir nie antwortest.

— — — Du Herz! Du schlossest dich,
Du wurdest Eis, — doch kannst mich nicht erkalten,
Fest hang' ich an dir, wie an Felsenspalten
Ein armes Kraut, dem alle Nahrung wich[4]). — —

In ewiger Liebe

Dein

Kerner.

---

[1]) Die zweite Auflage erschien Tübingen 1820.

[2]) Uhland hatte erst am 29. Mai d. J. Hochzeit.

[3]) S. den vorhergehenden Brief.

[4]) Vgl. dazu Kerners Gedicht: „An Ludwig Uhland. (Nach Empfang seines Schauspiels Herzog Ernst) 1818".

Tübingen d. 14. März
1818.

Ich bringe Ihnen, lieber Kerner, meine herzliche
Freude über die Frühe nachricht, die Sie mir
von den Umständen Ihrer guten Mutter mitthei-
lten. Mögen Sie bald das volle Vergnügen
über Ihre gänzliche Wiedergenesung theilhaft wer-
den. Ihren Almanach könnte ich erst heute an
Uhland absenden, da ich ihn gestern nach Wa-
hren für die Hallische Z. anzeigen wollte, was jetzt
geschehen ist. U. wird Ihnen unterdeß sein Ex-
emplar zugeschickt haben. Meine Frau grüßt
Ihre l. Mutter aufs freundschaftlichste, und ich
recht lebhaft die Freude mit Ihnen über die
Hoffnung zur baldigen Genesung desselben.
Auch an die Frau Reg. R. Vossin bitte Empfehl.
v. uns. Werden die Bücher bald kommen? Ich
schließe mit einer Bitte! Unterzeichnen Sie Ihren
Namen den 2 oder 3. von mir übrigens

Brief-Facsimile von Conz, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.

Deutschen Schriften, die in der Volgischen Bibliothek
sich befinden, vorausgesetzt, daß nicht ihm andere
Liebhaber darauf geboten. Da ich diese Schriften
selbst nicht mehr besitze, so möchte ich sie
an mich kaufen aber, aus Ihnen bereits erklärten
von Gründen, nicht unter meinem Namen.
Wenden Sie Ihre bekannte Politik dabei an!
Ich werde Ihnen die Auslage, wenn wir sie
zusammen kennen dann erstatten.

Ihr Freund Lenz

303. Conz an J. K.

Tübingen, 15. Juli 1820.

Nur ein paar Worte, lieber Kerner! . . . Ich erinnere mich, daß Sie unter Ihrer Bibliothek Reutl. auch den Volksroman Pontus u. s. w.[1]) einmal hatten. Ich wünschte diesen mit einer Handschrift auf der Stuttgarter Bibliothek vergleichen zu können, die sehr gut erhalten ist, aber weit mehr Volumen hat als der kleine Reutlinger Pontus. Ich schrieb bereits dorthin, aber man antwortete mir, Pontus sei in ganz Reutlingen nicht mehr aufzuspüren.

Haben Sie ihn und können Sie das Büchlein auf einige Monate (bis zur Vakanz hin) entbehren, so senden Sie mir ihn sofort zu.

Mit aller Liebe

Ihr Fr.

Conz.

304. Graf Waldeck an J. K.

Gaildorf, 27. Sept. 1820.

. . . Keßlers Urteil über den Ausschuß teile ich; nicht aber Ihre und seine Ansichten über unsere Lage im Innern. Ich habe keine feurigen Hoffnungen, aber ich bin überzeugt, daß der Oktober und November eine treffliche Grundlage liefern können, wenn man sich versteht. Mein Gutachten über die Organisation der Gemeinde-, Oberamts- und Regierungsverwaltung ist, auf zweiundzwanzig Bogen niedergeschrieben, vorgestern abgegangen. Altwürttembergischen Sinnes ist es nicht, doch denke ich, daß es redlich gemeint und die Grundlage des Bessern ist. Ich bin überzeugt, daß die Aufgaben, welche zu lösen sind, darin bestehen, das Volk in seiner Gemeinde selbständig und frei zu machen, die Beamten zu beschränken und den Teufel, der in ihnen sitzt, herauszutreiben, das Vermunden und Gängeln aufhören zu machen, der Regierung ihren wahren, einfachen Aufsichtsberuf zu geben.

[1]) „Pontus und Sidonia", 14. bezw. 15. Jahrhundert.

Dieſen Zweck glaube ich durch meine Anträge zu erreichen; ich werde ſie in der Kommiſſion und vor den Kammern verfechten und endlich das Publikum entſcheiden laſſen. Auf den Willen des Königs rechne ich feſt, und es wird von der Rechtlichkeit und Klugheit unſerer Kommiſſion abhängen, ob ſeine redliche Abſicht gegen die Verſumpfung einzelner Miniſter, des Beamtenheeres, der Schreiberkohorten, des altwürttembergiſchen Geſindels durchzuſetzen ſein wird. Dieſes letzte Prädikat gebe ich jedoch begreiflich nur denjenigen, die noch immer glauben, daß der Bürger nur vorhanden ſei, daß man Inventare, Teilungen, Berichte, Anbringen u. ſ. w. über ihn, von ihm und wegen ihm mache. Keßler und Schott ſind meine Hoffnung. Jetzt gilt es, ſich ganz zu verſtehen . . .

Waldeck.

305. Fr. Haug an J. K.

Stuttgart, den 21. Oktober 1820.

Ich antworte ſpät, beſter Herr Vetter, allein unſere K. Bibliothek lag in Kiſten gepackt und ich mußte bis heute warten. Hier die kleine gewünſchte Stelle. Zugleich geb' ich Ihnen Kunde, daß ein Schauſpiel von den Weinsberger Weibern unter folgendem Titel exiſtirt: „Weinſpergiſche Belägerung vor etlich hundert Jahren von ehlicher Weibertrew, allen Eheleuten, wie auch jungen Geſellen und Jungfrawen, alls zu einem ſchönen Exempel (comoedi weiß zu agiren) nützlich zu leſen, in Druck gegeben durch Petrum Nichthonium Vinimontanum, Nürnberg, 1614". Das Buch iſt vielleicht in Nürnberg zu finden, oder ſteckt's unter unſern in einem Saal aufgehäuften, noch ungeprüften Kloſterbüchern.

Ein ſogenannter Lothar[1]) gab bei Brockhaus „Volks-

[1]) Otto Karl von Graeven pn. Lothar gab 1820 „Volksſagen und Märchen der Deutſchen und Ausländer" heraus.

Karl Kerner.

Lieben Bruder.

Den Brief Seines Freundes betreffend, so bemerke ich Dir daß es sehr schön wäre in Hinsicht auf Georg einen guten Beytrag geben zu können, aber meine Schreib-Art taugt nichts weniger als zu einer Biographie, auch weiß ich eigentlich nichts aus Georgs Jugend Geschichte heraus zu heben als die Entwicklung seines Caracters so zu sagen aus seiner eigenen Natur — Er war so — wie er war in der Jugend wie im Alter äußerst empfänglich für das gute edle und große, feurig thätig und gutmüthig — diese Eigenschaften in hohem Grade, mit einander verbunden machten Ihn zum Original. und in Vergleichung mit so vielen Alltags-Menschen zu einem seltenen Menschen.
Besondere historische Züge werden sich nicht wohl allegiren lassen, doch wirst Du aus diesen Eigenschaften und seiner stätern Geschichte schon ein interessantes Bild zu componiren wissen. Von den väterlichen Verhält-

Brief-Facsimile von Karl Kerner, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.

nissen braucht ja nichts ~~[illegible]~~ erwähnt zu werden.
Morgen gehe ich mit Henri auf den Hof und werde etwa bis längstens zum Karfreitag dort bleiben. Wenn die Witterung gut u. Du gesund bist so leistest Du einen Spazier. Bitt Hinüber machen
ich grüße Euch

Dein
Bruder Carl.

Stuttg: 7ten April.

ſagen und Märchen“ heraus. Ich fand nur ein Stück, das ſich poetiſcher Einkleidung lohnte; doch könnte das Büchlein neue Ideen zu Legenden wecken.

Gruß, Hochachtung und Freundſchaft!

Ganz Ihr

Hg.

396. Karl Kerner an J. K.

Stuttgart, den 22. Oktober 1820.

Deine Wurſtabhandlung habe ich geleſen und ſolche hat mir wohl gefallen.

Was mein kleines Opus über die Artillerie betrifft, ſo habe ich ſelbiges ſchon vor 15—16 Jahren geſchrieben, und indeſſen iſt dasſelbe mehreremale mit vielen Druckfehlern nachgedruckt worden. Seinerzeit war ſolches ſehr gut, und das erſte teutſche Werk über die reitende Artillerie, es iſt von den beſten Schriftſtellern ſehr vorteilhaft rezenſirt worden — aber jetzt müßte es ganz umgearbeitet werden, wozu ich weder Zeit noch Luſt hätte. Was hörſt Du von der Heilbronner Repräſentantenwahl? Wenn Zeller nicht gewählt wird, ſo ſollten ſie lieber gar keinen wählen. Zeller iſt der beſte praktiſche Juriſt im Lande, der einzige, der dem Weishaar gewachſen iſt, und ohne daß Zeller hineinkömmt, kann ſich keine vernünftige Oppoſition bilden. Möge es eine Bewandtnis mit ſeinen vormaligen Verhältniſſen zu Heilbronn haben, welche es will, ſo ſollten die Heilbronner das ganze im Auge haben, da es im ganzen Lande keinen gibt, der für eine rechte Diverſion beſſer wäre.

Von Waldeck verſpricht ſich Schott nicht viel — eine ſeiner Reden in der erſten Kammer hat mir dem Geiſte nach nicht übel gefallen, ſie verrät praktiſchen Sinn und höheres Gemüt, was ſo vielen fehlt. Ich grüße Dich

Dein Bruder

Karl.

307. Das Morgenblatt an J. K.

Stuttgart, 24. Okt. 1820.

Euer Wohlgeboren geben wir uns die Ehre anzuzeigen, daß wir den gütig eingesandten Aufsatz: „Die Bestürmung von Weinsberg“ [1]) mit Dank angenommen. Sie sind von unserer achtungsvollen Gesinnung für Sie hoffentlich so sicher überzeugt, daß Sie eine kleine Verzögerung des Abdrucks, welche der Drang der Umstände erfordert, nicht für Vernachlässigung halten werden . . .

Redaktion des Morgenblattes.

---

308. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 28. Oktober 1820.

Damit Du einmal wieder an mich erinnert werdest, übersende ich Dir hiebei die neue Auflage meiner Gedichte. Neues wirst Du freilich nicht viel darin finden. Nächstens hoffe ich noch ein anderes Büchlein in die Welt senden zu können, Das Leben eines altdeutschen Dichters, Walthers von der Vogelweide [2]). Du bist neuerlich wieder als medizinischer Schriftsteller aufgetreten, recht gelehrt und solid. Vermutlich bist Du auch der Herausgeber der unlängst angekündigten Aktenstücke über das Benehmen der Weinsberger Bürger. Ein Herr von Weinsberg kommt in den Minnesängern vor als Freund der Poesie.

Von mir und meiner Frau an Dich und alle die Deinigen viel herzliche Grüße.

Dein

U.

---

[1]) Der Aufsatz: „Die Bestürmung der württembergischen Stadt Weinsberg durch die hellen christlichen Haufen i. J. 1525 und deren Folgen für diese Stadt. Aus handschriftlichen Ueberlieferungen der damaligen Zeit dargestellt von Justinus Kerner“ erschien in den Nummern 274 ff. des Morgenblatts. Besonders erschien er 1821 (Oehringen). Neue Auflage. Heilbronn 1848.

[2]) „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland“. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1821.

N. S. Wenn Du, wie ich mich zu erinnern glaube, Grimms [1]) altdäniſche Balladen beſitzeſt, ſo bitte ich Dich um deren Mitteilung zu einer literariſchen Arbeit. Ebenſo, wenn Du vielleicht von Gaildorf her etwas von Gräters [2]) altnordiſchen Sagen haben ſollteſt.

309. G. Jäger an J. K.

Stuttgart, 20. November 1820.

. . . Es ſoll mich freuen, wenn ich Dich recht bald bei mir ſehe. Vergeſſe dann Deine Maultrommel nicht; denn ich habe meiner l. Frau ſchon vieles von dieſer köſtlichen Muſika gerühmt, und alle Deine guten Freunde wird ſie wieder in das Stübchen im neuen Bau zurückzaubern, wo wir ſo oft in der Finſternis auf dem Boden oder einem halben Stuhle kampirten.

Schwab grüßt Dich; er ſitzt gegenwärtig über einem alten Kodex [3]).

Lebe wohl. Empfehle Deiner l. Frau die meinige und

Deinen treuen Freund

G. Jäger.

310. J. K. an Thereſe Huber.

Weinsberg, den 22. Novbr. 1820.

Die kleinen, von Ihnen getroffenen Veränderungen in meinem hiſtoriſchen Aufſatze billige ich von ganzem Herzen und ſage Ihnen, Verehrteſte! meinen Dank!

[1]) S. Brief Nr. 101.

[2]) S. Brief Nr. 125.

[3]) Vermutlich beſchäftigte er ſich damals mit der 1822 erſchienenen „Legende von den heiligen drei Königen, von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgeteilten lateiniſchen Handſchrift und einer deutſchen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet."

Die Note wegen Mantel[1]) hätten Sie wohl in den Text ſetzen können. Ich nahm aber dieſes Mantels Aufruhrpredigt nicht in Schutz, ſondern ſagte nur, daß er ſo gepredigt. Die Mißbilligung einer ſo tollen Predigt, meinte ich, werde ſich von ſelbſt verſtehen.

Das aber, daß die Herren von Adel den Dr. Mantel alsdann zu Tode foltern und in einem Turm zu Stuttgart verfaulen ließen, hätte ich auch noch bemerken ſollen.

Aendern Sie mir nur ſtets unangefragt, ohne Rückhalt. Meine Worte ſind mir nicht ſo lieb! Erſt durch Ihre Teilnahme könnten ſie mir etwas werter werden. —

Mit Uhland habe ich weiter nichts. Politiſche Meinungen führten bei ihm, nicht bei mir, eine Spannung herbei. Er will verzwingen, kraft eines ihm angeborenen, wunderkalten Starrſinns, daß einer, der ein Freund von ihm iſt, durchaus auch in der Politik kein haarbreit von ſeiner Bahn abgehen ſoll. Ich kann nun aber einmal nicht zur Ueberzeugung gelangen, daß Menſchen, wie Weishaar, Zahn, Lang, Feuerlein, und wie dieſe württembergiſchen Schwäger als untereinander heißen, die Retter des Vaterlandes, die Helfer des ganz verarmten Volkes ſein können. Noch kein einziger von dieſen bewies es nur durch eine That. Mir ſind ſie feile Egoiſten, und ſchaut man noch tiefer in ſie, im ganzen auch einſeitig dumme Menſchen. Ich bin mit ihnen ganz im klaren, und auch die innigſte Liebe zu Uhland könnte mich da nicht herumbringen. Uhland aber läßt ſich zu Härten gegen mich verleiten, während ich immer von Grund meines Herzens fortfahre, ihm Liebe zu erzeigen. Das macht mich oft augenblicklich an ihm irre. Er ſchrieb mir übrigens noch nicht lange[2]) . . .

Ueber mein Wurſtbuch ſchrieb mir Dr. Schelling[3]) einen Brief, der mich äußerſt freute. Das iſt auch einer, der kein

---

[1]) In Nr. 274 des Morgenblattes.

[2]) S. Brief Nr. 308.

[3]) Obermedizinalrat in Stuttgart.

Stockarzt ist. — Aber andere werden wohl arg über meine Kesselsuppe herfahren!!! Es ist mir angst [1])!

Welch herrliche, geistvolle Briefe las ich erst kürzlich von Ihnen im Manuskript, aber nicht von Ihrer Hand!!!

Ich eile zum Ende, da mich eine Angst anwandelt, an eine Frau von solchem Geiste geschrieben zu haben!!!

Mit innigster Verehrung

Ihr

J. Kerner.

311. Therese Huber an J. K.

Stuttgart, 24. November 1820.

Ich weiß nicht, werter Herr, wer sich die Mühe gibt, meine Briefe abzuschreiben — sie sind jedesmal die Sprache meines Innern und so müssen sie mir, wie mein ganzes Leben dereinst, Liebe und Vergebung erwerben — so werde ich auch ja nicht erschrecken, daß sie ein guter Mensch liest, wofür ich Sie halte... Das habe ich mir wohl gedacht von Uhland, daß Ihr so ein Meinungszwistchen hättet. Lieben Männer, verdoppelt an Liebesdiensten, wo euch Meinung trennt, damit, wenn Not euch zu Thaten ruft, ihr euch am großen Ordenswort erkennt: Liebt euch untereinander. Dazu hilft so ein Liederbuch und Vogelweide, und Grimms Sagen u. dergl. O, was ist nicht Sprache ernsten Wohlwollens? ... Ueberschätzen Sie meinen Geist nicht, Doktor, — er wäre recht wenig ohne das Kinderherz, das mir Gott erhielt — mit ihm ward das Kinderherz freilich ein starkes. Ich bedurfte es und bedarf es auch noch.

Mit Achtung Ihre ergebene

Therese Huber.

---

[1]) Am 28. Dezember 1820 sprach sich das Medizinalkollegium über Kerners Schrift „Neue Beobachtungen über die in Württemberg so häufig vorkommenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste" (Tübingen, Osiander, 1820.) sehr anerkennend aus. Kerner machte sich also unnötige Sorge. — Vgl. übrigens Brief Nr. 317.

312. Keßler an J. K.

Stuttgart [Dezember 1820].

... Daß die Zeit bedenklich sei, ist nur so eine Redensart. Ich finde gar nichts Bedenkliches an der Welt; an Lists Adresse ebensowenig; desto mehr findet der König darin (von dem, wie man bestimmt wissen will, die Befehle ausgingen). Seine Organe, die Herren, sollen injurirt sein. List soll nun beweisen, daß diese so seien, wie sie sind. Das glauben sie aber in Ewigkeit nicht. Sie sind die Richter und richten nach ihrer Vortrefflichkeit.

Cotta hat den Theobald nicht totgeschossen, das wirst Du in der Zeitung gefunden haben. Das, meinen nun manche, sei zum Totschießen. Ich finde aber nichts Bedenkliches an der Sache. 's ist nur erbärmlich ... Du meinst, ich schreibe ein großes Finanzwerk. Darin irrst Du Dich. Ich schreibe ein Trauerspiel (nicht aus Traurigkeit — Gott bewahre!) und gebe Probescenen in einem Steuergesetz, welches deshalb auch zum Teil in Jamben erscheint. Ich möchte gern Dichter bei der Ständeversammlung werden. Uhland ist ein gar prosaischer Repräsentant und wird mir die Stelle nicht streitig machen.

Daß ich auf den Sommer nach Oppenweiler [bei Backnang] ziehe, wirst Du wissen. Dort wird mir Muße werden, mein Trauerspiel zu vollenden. Ich hole dann bei Dir das Nibelungenlied und andere alte Sagen. In Löwenstein, dort bei dem sinnreichen Zahn, kannst Du mich zuweilen treffen.

Hier ist mir gar zu dumm.

Dein von Herzen.

Keßler.

---

313. Seyffer an J. K.

Heilbronn, den 8. Febr. 1821.

Morgen geht von den Bürgern von Heilbronn eine Adresse an die Ständeversammlung ab, die eine unbefangene, nachdrück-

liche Erklärung enthält, daß ſie die Liſtſche Adreſſe als wahr adoptiren und die Stände auffordert, Liſt, als den Verteidiger der württembergiſchen Freiheit, der den Dank des württembergiſchen Volkes in hohem Grade verdiene, in Schutz zu nehmen gegen die Eingriffe deſpotiſcher Miniſter in die konſtitutionellen Rechte. Dabei iſt ein geſalzener Brief an unſern Repräſentanten, der die Adreſſe zu übergeben hat.

Beide ſind vom Bürgerkollegium, Stadträten und unzähligen Bürgern, auch von mir, unterzeichnet. Die Brackenheimer, Beſigheimer und mehrere andere Oberämter ſind uns ſchon zuvorgekommen. Thut desgleichen!

Dein

Seyffer.

314. Thereſe Huber an J. K.

Stuttgart, 13. März 1821.

Ja wohl war Cotta todkrank. — Vier Aderläſſe in achtundvierzig Stunden retteten ihn, aber noch ſcheint er ſehr ſchwach, doch außer aller Gefahr. Ich ſah ihn noch nicht, gehe aber ſehr oft zur Frau, welche eine Charakterkraft zeigt, die mich erbaut. Sie geht an einem Lokalübel . . . dem Tod entgegen. Alle die wiederholten Konſultationen der Aerzte erklären ſie der Operation und der Heilung gleich unfähig. Da iſt nun die Frau gemildert bis zur Verwandlung, heiter und den Reſt des Lebens noch genießend, und ſpricht von ihrem unvermeidlichen Tod wie von einer Reiſe, die ihr gar nicht ſtörend iſt. Da wandelt ſie unabläſſig im Zimmer, abgemagert wie ein Geiſt, oder lehnt einige Minuten auf einem hohl gepolſterten Stuhle auf die Ellenbogen geſtützt — ein freundliches Jammerbild! — Indes ſie dem Tod langſam entgegengeht, lag der Mann unten im Haus von ihm drohend ereilt. Die beiden Menſchen, die neunundzwanzig Jahre unzertrennt lebten, wären faſt getrennt geſtorben. Mir bangt vor der erſten Rührung des Wiederſehens bei ihnen . . . Mit vollem Recht machen Sie Ihre Bemerkung über die Rezenſion

Ihres Werkes[1]). O lieber Herr, wo finden wir Rezenſenten, welche den moraliſch-intellektuellen Geſichtspunkt eines Gegenſtandes faſſen? Wie lehrt man das in der Erziehung? Wie lernt man das in der Selbſtbildung? . . .

Mit lebhafter Achtung

Thereſe Huber.

---

315. J. K. an Ludwig Uhland.

[April 1821.]

Beſter Oloſ!

Kürzlich erhielt ich ein Schreiben von einem Herrn Geheimerat [Johannes] Schulze[2]) von Berlin (Herausgeber der Werke Winkelmanns), in welchem er mir ſchreibt: daß er mit Sinclair ſchon früher den Plan gefaßt, Hölderlins Schriften zu ſammeln und herauszugeben. Sinclairs Tod und die Kriege ſeien dazwiſchen gekommen, nun aber greife er den Plan wieder aufs neue auf. Cotta verlege das Werk zu Gunſten Hölderlins, preußiſche Prinzeſſinnen unterſtützen die Sache(!!!) u. ſ. w. Er ſandte ein Verzeichnis der Lieder Hölderlins und erſucht mich, im Vaterlande nachzufragen, ob von Hölderlin nicht noch mehr exiſtire. Auch Hölderlins Roman [Hyperion] ſoll mit erſcheinen. Ich ſchrieb nun zuerſt an Hölderlins Stiefbruder, Finanzrat Gok[3]) in Stuttgart, und ſandte ihm das Verzeichnis zur Anſicht. Später will ich an Neuffer in Ulm ſchreiben. Sehe Du doch auch in Stuttgart nach. Hier iſt das Verzeichnis! — Ich

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 310.

[2]) Der Brief, im Auftrag Schulzes von einem Verwandten desſelben, Dieſt, geſchrieben, iſt vom 10. März 1821 datirt. Kerner intereſſirte ſich ſehr lebhaft für die Sache. Er ſchrieb auch Conz. Dieſer erwiderte ihm ausführlich am 10. Mai und 3. April d. J. mit großer Teilnahme.

[3]) S. den folgenden Brief.

ſchrieb dem Schwab und Haug ſchon oft, daß ſie Hölderlins Dichtungen ſammeln ſollten — es that es nie einer, ob ſie gleich ſonſt — ſammeln. Es iſt eine Schande, daß nun Ausländer ſich unſeres unglücklichen Mitbürgers annehmen. Doch freue ich mich, daß es nun geſchieht! ... Das Rickele und ich grüßen euch herzlich! Könnteſt Du mir von Wilmele Weißer das Mandolin-Notenbuch auf einige Wochen verſchaffen, würdeſt Du mich ſehr verbinden.

Dein

Kerner [1]).

---

316. Gok (Stiefbruder Hölderlins) an J. K.

Stuttgart, 20. April 1821.

Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für Ihr gütiges Schreiben, worin Sie mir die Nachricht von der Abſicht einiger achtungswerter Männer, die zerſtreuten Gedichte meines Bruders zu ſammeln, mitteilten ... Wenige Tage nach dem Empfange Ihres Briefes reiſte ich ſelbſt nach Nürtingen, um zu ſehen, ob nicht meine liebe Mutter im Beſitz einiger noch ungedruckter Gedichte Hölderlins wäre ... Zuvörderſt erlaube ich mir aber noch eine Bitte um Ihren gütigen Rat, die mir die Sorge meiner durch den Kummer über das traurige Los ihres Sohnes gebeugten alten Mutter abnötigt. So ſehr dieſe, wie ich, die Bemühung eines ſchätzbaren Gelehrten, dem durch eine traurige Verirrung ſeines Geiſtes in ſeiner glücklich begonnenen Bahn geſtörten Dichter ein würdiges Denkmal zu ſtiften, hochſchätzt, ſo befürchtet ſie doch, daß ohne die gehörige Vorſicht, die Kunde von der Herausgabe ſeiner Gedichte, die er bei ſeiner jetzt, Gott ſei Dank, ziemlich ruhigen Stimmung leicht erfaſſen könnte,

---

[1]) Der Originalbrief iſt Eigentum des Herrn Hauptmann Spindler in Tübingen.

eine nachteilige Wirkung auf seine Gemütsstimmung haben könnte [1]).

Da Sie Hölderlin und seinen Gemütszustand ohne Zweifel selbst kennen und als Arzt zu beurteilen wissen, in wie weit die Besorgnisse meiner Mutter gegründet sein könnten, so vertraue ich in dieser Sache ganz Ihrem gütigen Rat und bitte Sie, wenn Sie es für nötig finden, deshalb etwa vorher mit Herrn Professor Conz in Tübingen gefälligst Rücksprache zu nehmen und mir Ihr Urteil gütigst mitzuteilen, damit ich meine besorgte Mutter hierüber beruhigen kann.

Ich besuchte den unglücklichen H. im vorigen Spätjahr bei einer Rückreise aus der Schweiz; Sie können denken, welche Empfindungen mich bei diesem Wiedersehen ergriffen. Ich fand ihn für sein Alter gut aussehend und sehr freundlich und heiter; aber tief schmerzte es mich, daß seine Geistesabwesenheit doch noch so groß war, daß er mich nicht mehr erkannte. Das einzige Beruhigende für uns ist, daß er unter der Pflege eines braven Mannes, Herrn [Schreiner] Zimmers in Tübingen, ist, der Hölderlins volles Vertrauen besitzt, und dessen Sorge für ihn er mit einer wahrhaft kindlichen Liebe ehrt . . .

Ich bitte Sie, den edlen Gönnern Hölderlins den Dank seiner Verwandten für ihre Teilnahme an dem so früh gestörten Streben seines Geistes zu sagen und von mir die Versicherung meiner hohen Verehrung zu genehmigen, in der ich stets sein werde

Der Ihrige

(Gok [2]).

---

[1]) Die Befürchtung war nicht ungegründet, denn als Hölderlin von der Herausgabe seiner Gedichte (1826) erfuhr, war er wenig erbaut davon.

[2]) Am 12. Juli d. J. schrieb Gok nochmals an Kerner mit dem Wunsch, daß dieser selbst auch „die Mitherausgabe von Hölderlins Nachlaß gütigst übernehmen" möchte. „Mir würde es zur ordentlichen Beruhigung gereichen, wenn ein geachteter, vaterländischer Dichter neben dem ausländischen Gelehrten [Schulze] das Unternehmen leitete." Goks Wunsch ging in Erfüllung. Freilich war es nicht Kerner, der Hölderlins Gedichte im Jahr 1826 herausgab, sondern Uhland und Schwab.

317. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 3. Mai 1821.

Sogleich nach Erscheinung der von Ihnen so schön und gütig ausgestatteten Nachricht über die Taubstummen zu Höslensülz[1]) [bei Weinsberg] im Morgenblatte kam ein Befehl des Ministeriums des Innern an das hiesige Oberamt, zu berichten, auf welche Weise man für diese Unglücklichen, und besonders für jenen Wilden Sorge tragen könne. Dies geschah, und wir schlugen vor, den Wilden in ein Zwangsarbeitsinstitut zu thun, da er der Arbeit fähig ist. Die andern sind insofern versorgt, als sie nach dem Tode der Mutter zu Anverwandten in die Kost gegeben wurden. Diese sind auch ganz menschlich, aber zur Unterrichtung in einem Taubstummeninstitut zu alt. So haben Sie, verehrungswürdigste Frau! durch Ihre gütige, öffentliche Mitteilung jener Nachricht gutes gewirkt; denn jener Wilde wird nun besser versorgt, menschlicher behandelt, dadurch vielleicht auch noch menschlicher und fällt dem Orte, dem er oft furchtbar war, nicht mehr zur Last. —

Die Rezension meiner Schrift über das Wurstgift im Literaturblatt las ich. Sie hätte mich können noch mehr tadeln, nur hätte sie sich in die Sache selbst mehr einlassen und den ernsthaftesten Teil der Schrift nicht blos mit einem Scherz abfertigen sollen. Auf diese Art kommt man in der Wissenschaft nicht weiter. — Wer an den alles schaffenden Einfluß der Nerven, und besonders der des Unterleibs, nicht glaubt, und dagegen weiter nichts sagen kann, als: er glaube eben nicht daran, dem ist weiter nichts mehr zu erwidern. Daß in dem Menschen alles in so großer Harmonie sein soll, — das ist Lüge!! Es kann einmal in ihm so gewesen sein, aber nach dem Fluche: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen", war es in ihm anders. — Das ist meine Ueberzeugung, ein anderer hat wieder eine andere . . .

Justinus Kerner.

[1]) Vgl. Kerners „Geschichte zweier Somnambulen" S. 127.

318. Keßler an J. K.

Stuttgart, 5. Juni 1821.

Du haſt mich aufgefordert, ein gemütliches Journal [1]) zu ſchreiben. Journale lieſt aber niemand; es müſſen einzelne Blätter ſein, und auch die Bibel wird man bald nicht mehr leſen, wenn man ſie nicht in Zeitungsform neu redigirt. Die Zenſur wird dann freilich manches darin ſtreichen.

Hier alſo die Ankündigung einer Bibel-Zeitung. Du haſt geſchrieben, daß Du Anteil nehmen wolleſt. Dazu wirſt Du nun von mir aufgefordert.

Gern hätte ich über das Unternehmen mich zuvor mit Dir beſprochen; ich wollte ſpäter erſt anfangen. Allein die Umſtände haben die Ankündigung jetzt ſchon zu Tag gefördert.

Trägt ſie auch im Anfang mir nichts ein, ſo werde ich Dir doch dasſelbe Honorar zahlen können, was Du vom Morgenblatt erhältſt, und bringen wir das Blatt empor, ſo erhältſt Du natürlicherweiſe mehr. Schreibe mir hierüber Deine Meinung.

Das Feld iſt die Unendlichkeit. Du ſchreibſt über Gift und Kunſt, über Menſchen und Vieh. Ein neu aufgelegtes Leben thut uns not, und Du redigirſt ja als Arzt an gar vielen Exemplaren ... Man muß erſt ein neues Geſchlecht ſchaffen für die Politik. Wären auch Wangenheim und Dein Bruder einig geweſen im Miniſterium und einig darin verblieben, ſie hätten doch mit dieſen Menſchen nichts ausgerichtet.

Schicke mir bald etwas: Poeſie, Proſa, Maultrommel, Muſik; was es immer ſein mag ...

Dein Keßler.

---

319. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 1. Juli 1821.

Sei mir innigſt gegrüßt, mein teurer Juſtinus! Mit herzlicher Freude habe ich durch Deinen literariſchen Freund ein

---

[1]) Es kam nicht zu ſtande, ſondern Keßler verband ſich wieder mit dem Volksfreund.

Karl August Varnhagen von Ense.

unverhofftes Zeichen Deines liebevollen Andenkens empfangen. Glaube mir, daß auch ich mit aller Wärme der Freundesliebe fortwährend Deiner gedenke, oft und oft Deine Gegenwart anrufe und meine klagenden Empfindungen auf eine Zukunft vertröste, die für unser Wiedersehen und für unsere Mitteilungen günstiger sein möge, als diese Zeit es sein wollte! Beschuldige mich nicht wegen meines Schweigens, ich würde gerne schreiben, und Briefe könnten mir Ersatz bieten für so manche Entbehrung; allein die Umstände lassen mich nur täglich mehr in dem Vorsatze beharren, allen Briefwechsel auf die unausweichlichsten Fälle zu beschränken; mein Aufenthalt hier ist unsicher, meine Verhältnisse unentschieden, die Entfernung groß, meine Freunde zahlreich, die Gegenstände schwierig zu behandeln: lauter Gründe, um lieber gar nicht zu schreiben, wenn man nicht alle Zeit und Mühe dem einen und jetzt sehr unfruchtbaren Geschäfte widmen will. — Mir geht es übrigens wohl, ich habe von meinem hiesigen Aufenthalte manche Annehmlichkeit und manchen Vorteil, und sehe sehr gelassen der Entwicklung der Dinge zu, welche dem betrachtenden Geist unendlichen Stoff und reichen Erfahrungsertrag zuführt! In meinen eigenen Verhältnissen hat sich nichts geändert, außer daß ich die Sendung nach Amerika nun ganz und gar abgewendet habe, und nicht mehr die Rede davon ist. Eine neue Anstellung, die nur in wenigen Fällen nach meinen Wünschen und nach meinen Zuständlichkeiten sein könnte, warte ich ruhig ab [1]); vieles, was andere hastig anstreben, hat für mich keinen Wert, manches, was andere wenig reizt, wäre meiner Neigung gemäß. Mir wird schon zu teil werden, was mir das angenehmste ist! Am wenigsten möchte ich jetzt Deutschland verlassen, dessen vaterländisches Interesse in den jetzigen Weltverhältnissen meinen höchsten Anteil erweckt. — Leider ist meine arme Frau fast immer krank, sie entbehrt die mildere Luft des Südens, und der kurze Sommerbesuch von Bädern kann sie dafür nicht entschädigen. Aus diesem Grunde beklag' ich sehr, euren schöneren Gegenden so bald entrückt worden zu sein, und

[1]) S. Brief Nr. 290.

gerade dann, als wir anfingen dort heimisch zu werden ... Ich freue mich jedesmal, so oft ich Deinen Namen finde, was in den weiten Gefilden der Literatur mir seither mehrmals begegnet ist. In Deiner wackern und eifrigen Förderung des schönen Unternehmens, welches zu Deinem Gruß und zu diesen Zeilen Anlaß gibt, erkenne ich Dich ganz wieder! Es ist schön, daß diese längst wünschenswerte Sache endlich zu stande kommt! Der Hyperion fände keine bessere Zeit [1]). — Von Assing und meiner Schwester habe ich dieser Tage Nachrichten gehabt; sie sind beide wohl und leben in Stille frohe und schöne Zeit. Rosa ist im Frühjahr wieder entbunden worden und hat nun zwei Mädchen. Ich wollte diesen Sommer nach Hamburg reisen, die Gesundheitsumstände meiner Frau werden den Vorsatz aber schwerlich zur Ausführung kommen lassen. Rahel soll das Bad von Töplitz gebrauchen.

An Uhland habe ich vor einiger Zeit geschrieben, er hat Dir den Brief vielleicht mitgeteilt, wenn Du etwa in Stuttgart gewesen bist. Antworten thut er aber nicht. Zu jetziger Zeit ist das beinahe erwünscht! In der That, mir ist fast lieber, zu wissen, daß jemand gar nicht schreibt, als zu befürchten, daß er seine Feder ihrer freien Laune allzu sorglos überläßt. —

Hätte ich nur den Nachlaß Deines Bruders [2]) aus Reinholds Verwahrung, jetzt wäre Muße zur Ausarbeitung von Denkwürdigkeiten! Ich bin jedoch auch so nicht müßig und arbeite mancherlei, was jedoch auf keine schnelle Erscheinung berechnet ist, oder auch nur Vorbereitung zu Künftigem sein soll. — Ich habe auch oft an gewisse Briefe gedacht, die Du mir einst in Wien vertraulich mitgeteilt hast, und immer wünscht' ich ihrem einfach rührenden und anziehenden Inhalt eine dichterische Einkleidung zu geben; erst neulich stand das Ganze sehr lebhaft vor mir, aber von der Ausführung schreckte alsbald die Ueberzeugung ab, daß jene Briefe selbst durch keine Bemühung nach-

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 315 f.

[2]) Varnhagen kam zu einer Darstellung von Georg Kerners Denkwürdigkeiten nicht. — Vgl. Brief Nr. 263.

zubilden, noch ihr Inhalt beſſer zu geben iſt, als durch ſie ſelbſt [1]).

Leb wohl, geliebter Freund! Du mein Troſt und Halt einſt in Tübingen! Wer hätte damals gedacht, daß auch Berlin mir Tübingen werden könnte! Und nun entbehr' ich Dich! Doch getroſt! Damals ſah ich innerhalb desſelben Jahrs Dich in Wien, und das Jahr darauf Uhland in Paris wieder. Wer mag Menſchengeſchick berechnen?

Leb wohl und bleibe verſichert der innigen Liebe und feſten Treue

Deines

K. A. V. v. E.

---

320. Karl Mayer an J. K.

Stuttgart, 22. Juli 1821.

Für Dein Weinsberger-Büchlein, für den Varnhagiſchen Brief, noch mehr für Deinen eigenen, ſage ich Dir den herzlichſten Dank [2]). Hätte ich das Briefſchreiben nicht längſt verlernt (ſcheint es ja ſelbſt, der Briefſteller Varnhagen, deſſen Autorität doch gewiß giltig iſt, lege es beiſeite), ſo würdeſt Du lange ſchon Antwort haben. Während ich aber den ganzen Tag über meine Berufsgedanken in Schrift und Form zu bringen habe, laſſe ich denen der Freundſchaft, der Erinnerung gerne ihre freie Ungebundenheit, verſetze mich zurück in die ſchönen Welzheimer-Zeiten u. ſ. w., ohne daß ich gerade in Buchſtaben davon Rechenſchaft geben kann; genug, das alte Herz ſchlägt noch, wenn auch ſeit den Tagen der Jugend viel Schutt darüber gefallen iſt.

Was daraus am erfreulichſten hervorblüht, das ſind die

---

[1]) Varnhagen meint, wie es ſcheint, die Briefe von Kerners Rickele als Braut. Kerner wollte ſie früher ſelbſt in einem Roman verwerten. S. oben S. 157.

[2]) Kerners Brief iſt in K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 86 mitgeteilt; ebenſo S. 87 f. Varnhagens Brief (oben Nr. 319). Das „Weinsberger-Büchlein" iſt natürlich Kerners Schrift über die Beſtürmung Weinsbergs. S. Brief Nr. 307.

lieben Kinder, mein Karl und jetzt auch das kleine Jettchen, das ich Dir hiemit als Paten, gleich jenem, an das Herz gelegt haben will ...

Uhland verschafft sich und seiner Emma gegenwärtig den Genuß einer Rheinreise[1]) nach Köln, Aachen ꝛc.; ich habe ihm daher Deinen letzten Brief nicht mitteilen können, was ich aber nachholen werde ...

Karl Mayer.

---

321. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 16. August 1821.

Bei dieser Gelegenheit bin ich so frei, mich wieder in Ihr mir so wertes Gedächtnis zurückzurufen und die beiliegenden Verse zum Abdruck im Morgenblatt[2]) zu empfehlen. Womöglich bitte ich, sie in einer Reihe zu geben, sie werden nicht viel Raum versperren. — Diesen ganzen Sommer beschäftige ich mich unausgesetzt mit dem Gift in den Würsten, das ich entdeckt und chemisch dargestellt habe. Es ist die Fettsäure, deren Wirkungen auf den tierischen Organismus bis jetzt noch ganz unbekannt waren. Meinen Sie nicht, daß die Schrift über diesen Gegenstand, der nicht ohne Interesse für die tierische Chemie ist, Cotta in Verlag nehmen würde? Osiander bezahlt mich so gar schlecht, und ich muß jetzt auf Geld sehen, da ich genötigt bin, um nicht auf der Straße zu wohnen, ein Häuslein (bis auf das nächste Frühjahr) für mein Weib und Kinder und mich bauen zu lassen. Könnten Sie in dieser Hinsicht nicht nachforschen bei Cotta?[3])

Mit der innigsten Verehrung

Ihr Justinus Kerner.

---

[1]) Vgl. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 180.

[2]) In Nr. 199 des Morgenblattes erschienen drei Gedichte Kerners.

[3]) Cotta nahm Kerners Schrift: „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den tierischen Organismus, ein Beitrag des in verdorbenen Würsten giftig wirkenden Stoffes", in Verlag. Sie erschien 1822.

322. Therese Huber an J. K.

Stuttgart, den 24. August 1821.

Sie werden, geehrter Herr, Ihre bedeutungsvollen Gedichte schon im Druck gefunden haben; Ihre Anfrage trug ich Cotta vor — er schrieb mir sogleich zurück: er habe Ihnen selbst geschrieben [1]). Ich hoffe, er wird es Ihren Wünschen entsprechend gethan haben. So wie ich Cotta kenne, nimmt er an dem bürgerlichen, oder vielleicht — weil bürgerlich auch im Gegensatze von adelig gebraucht wird — an dem bürgerhaften Wohl eines wackern Mannes so viel Anteil, daß er, wenn nicht eben ein besonderes Hindernis im Wege ist, er gerne behilflich ist, durch seine Berufsmittel. Ach, lieber Doktor, den Mann muß man kennen, um ihn ganz zu nehmen, wie er ist — dann lernt man viel an ihm — es verkennt sich aber nie das Gute. Gestern starb endlich sein gequältes Weib — das ist eine Welt von Beobachtungen, die das alles darbeut. — Ja, werter Herr, studiren Sie das Wurstgift, erhellen Sie diesen Punkt im All, lernen Sie diesen Buchstaben des großen Geheimnisses kennen — Erkenntnis ist Vervollkommnung, wenn der Erkennende in ihr die Gottheit erkennt. O möchten Sie andere Gifte, die unverwüstbar in der Gesellschaft wüten, auch erklären, und wenn sie erklärt wären, ihr Arzt sein können, treu, weise, mild, wie Sie's Ihren Wurstvergifteten sind!

O sagen Sie mir's, wenn das Häuschen gebaut ist! Ich freue mich dessen, als hätte ich je gewußt, wie süß Eigentum ist. Wenn es fertig ist, müssen es meine Wünsche einsegnen. Kommen Sie dann nie hieher? Gott mit Ihnen, mein verehrter Herr!

Therese Huber.

---

323. G. Braun an J. K.

Karlsruhe, 29. Oktober 1821.

Deine Bärenritter, welche schon lange in meinem Pulte geruht haben, wünschte Freund Robert [2]), der Dir durch seinen

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Ludwig Robert (1778—1832) ließ 1817 Gedichte unter dem Titel „Kämpfe der Zeit" erscheinen, die sich durch „Formschönheit" auszeichneten. Daß Robert die Bärenritter als Oper verarbeitete, ist nicht bekannt.

Schwager, Herrn von Varnhagen, bekannt ſein wird, mit Deiner Erlaubnis zu einer Oper bearbeiten zu dürfen, falls Du nicht die gleiche Idee auszuführen gedächteſt. Inzwiſchen wollten wir doch die herrliche Dichtung einmal einführen und haben deshalb eine Probeſcene in die Rheinblüten [1]) aufgenommen, welche großen Beifall findet.

Eilends geſchrieben, aber von ganzem Herzen ſtets

Dein treuer Freund

G. Braun.

---

324. Ludwig Uhland an J. K.

Stattgart, den 16. November 1821.

Du haſt uns hoffen laſſen, daß Du noch vor Winters Anfang mit den Deinigen hieher kommen werdeſt. Dich zur Erfüllung dieſer Hoffnung dringend aufzufordern, iſt der einzige Zweck dieſer Zeilen. Alles weitere aufs mündliche. Wir freuen uns noch immer der angenehmen Stunden, die wir verfloſſenen Sommer bei Euch zugebracht. — Du haſt wohlgethan, Dich öffentlich [wo?] gegen Braun zu erklären, der den Bären [2]), der Himmel weiß wo? eingefangen hat. Herzliche Grüße . . .

Dein

Uhland.

---

325. Freiherr von Erlach an J. K.

Mannheim, den 26. Dezember 1821.

Ew. Wohlgeboren würden . . . den Endesunterzeichneten recht ſehr verbinden, wenn Sie gegen ein von Ihnen gefälligſt zu beſtimmendes Honorar . . . ihn mit Beiträgen für ſeine

---

[1]) In den „Rheinblüten, zweiter Jahrgang 1822, herausgegeben von A. Schreiber, (Karlsruhe, Braun)“ S. 153 ff. ſind dieſe Probeſcenen — ohne Wiſſen und Willen Kerners alſo — abgedruckt.

[2]) S. den vorhergehenden Brief Brauns.

Charis[1]) freundlich unterſtützen wollten. Dieſe Zeitſchrift, welche ſeit dem April des Jahres beſteht, und beſonders für Süddeutſchland beſtimmt, nur ſüddeutſche Gelehrte herzlich auffordert, ihr Wachstum zu befördern, würde ſich ſehr geſchmeichelt finden, auch Ihren geſchätzten Namen unter die Zahl ihrer Mitarbeiter[2]) aufweiſen zu können . . .

F. K. Freiherr von Erlach.

---

[1]) Charis. Rheiniſche Morgenzeitung. Unterhaltungsblatt für Leben und Literatur. Herausgegeben von Fr. K. Freiherrn v. Erlach. 1821—1824.

[2]) Derartige Aufforderungen ergingen häufig an Kerner. Er folgte aber den wenigſten. So bat ihn am 17. November d. J. ein Vetter, Sekretär Schmidlin in Stuttgart, ebenfalls um Beiträge zu einer Zeitung. Kerner ſchickte nun, nach einem Brief Schmidlins vom 5. Dezember, wirklich einen Beitrag, aber welchen? Auch Profeſſor Amad. Wendt hatte Kerner ſchon am 12. Januar 1819 um Beiträge für ſein „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen“ (1820—1826, Leipzig) gebeten. Aber vergeblich. — Vgl. auch Brief Nr. 283.

VI.

Im eigenen Heim

1822—1829.

Im November 1822 ward das neue Haus an der Oehringer Straße bezogen. Alle Wohnungsnot hätte jetzt ein Ende. Der Dichter lebte wieder auf im eigenen Heim. Mit frohem Mut und frischem Sinn schaute er in die Zukunft. Kurz nach dem Einzug — es war der 16. November — erfolgte die Geburt des zweiten Töchterchens, Emma. Neue Freude und neuer Jubel herrschte darüber.

Voll Lust und Eifer ging Kerner seinem Berufe nach. Aber wie er sich jetzt sein eigenes Heim geschaffen hatte, so war er nun auch für die Wiederherstellung und Verschönerung der Burg Weibertreu thätig. Im Jahr 1824 entstand zu diesem Zweck auf seine Anregung der Weinsberger Frauenverein. Derselbe sammelte Beiträge unter der deutschen Frauenwelt. „Weibertreuringe", d. h. in Goldreifen gefaßte Steinchen aus dem alten Mauerwerk der Weibertreu, wurden zu Hunderten verkauft. Der Dichter verstand es besonders, sie bis in die weiteste Ferne abzusetzen.

In dieser Zeit, wie überhaupt in Weinsberg, überwog Kerners medizinische Thätigkeit in praktischer und wissenschaftlich-literarischer Beziehung. Noch im Jahr 1822 ließ er im Cottaschen Verlag seine Schrift: „Das Fettgift oder die Fettsäure" erscheinen. Zwei Jahre darauf schrieb er die

Vorrede und den Anhang zu der Schrift seines Backnanger Kollegen, des Oberamtsarztes Weiß: „Die neuesten Vergiftungen durch verdorbene Würste". Das war das letztemal, daß sich Kerner literarisch mit diesem Gegenstand beschäftigte. Nun wandte er sich einer andern Seite der Medizin zu. Schon im Jahre 1823 [bezw. 1824] war seine „Geschichte zweier Somnambulen" erschienen. Diese Schrift, die die Anerkennung der medizinischen Kreise seinerzeit gefunden, eröffnet die große Reihe seiner Geisterbücher, die den Dichter weithin bekannt machten. Hat er doch selbst in dem launigen „Prognostikon" es ausgesprochen:

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Diese Thätigkeit sollte nun die ganze Lebenszeit Kerners vollends in Anspruch nehmen. Das bedeutendste Ereignis in dieser Richtung fällt in das Jahr 1826. Da kam — es war der 25. November — Friederike Hauffe, die unglückliche Kaufmannsfrau, in sein Haus. Sie ist die berühmte „Seherin von Prevorst". Kerner sollte sie magnetisch behandeln. Fast zweieinhalb Jahre war sie deshalb in seinem Haus. Freilich war ihr Leiden unheilbar. Am 5. Mai 1829 kehrte sie nach Hause zurück und starb schon am folgenden 5. August. In demselben Jahre erschien Kerners Werk über die Seherin von Prevorst, das bereits sechs Auflagen erlebt hat und auch ins Englische übersetzt wurde. Die magnetische Behandlungsweise verschaffte Kerner die dauernde Freundschaft eines Eschenmayer und Schubert. Von allen Seiten kamen Gelehrte zur Seherin nach Weinsberg, darunter David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer.

Im Jahr 1824 hatte auch ein Dichterfreund Kerners, Graf von Löben, Isidorus, in Weinsberg Hilfe gesucht.

Aber auch ihm war, wie Kerner gleich vorausgesehen hatte, nicht zu helfen gewesen.

Aber bei all dieser Thätigkeit wurde die Dichtkunst doch nicht vernachlässigt. Gerade in dem bedeutsamen Jahre 1826 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte" bei Cotta. Im Cottaschen Morgenblatt hatte ein großer Teil davon vorher Aufnahme gefunden, und auch nachher veröffentlichte Kerner hauptsächlich in dieser Zeitschrift seine Gedichte. Wie sehr sich das Morgenblatt um seine Dichtungen bemühte, zeigt der reiche Briefwechsel Kerners mit Therese Huber. — Auch für andere Dichter war Kerner sehr besorgt, wie verschiedene Briefe bezeugen. So besonders für Hölderlin. An dem Zustandekommen von dessen Gedichtsammlung ist er sehr beteiligt, wenn auch Schwab und Uhland die eigentlichen Herausgeber sind. Auch die Veröffentlichung von Gedichten Löbens im Morgenblatt vermittelte er.

326. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 6. Januar 1822.

Die Erinnerung an die vergnügten Stunden, die ich in Stuttgart hauptsächlich durch Ihre Güte genoß, begleitet mich freundlich durch diesen trüben Winter. Die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen hat mich vollend[illegible]mit dem innigsten Vertrauen in Sie erfüllt. Eine solche Teilnahme an allem, was die Menschen betrifft, findet man nur selten in der Menschen Herz, besonders in einer Zeit, wo der Egoismus alles so greulich zerspaltet!! — . . .

Im [Morgen-]Blatte 313 steht eine Notiz über die Guillotine . . . zu der man folgendes nachliefern könnte. Zu Lorch in der Klosterkirche, in der mehrere Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen ruh'n, wo auch Philipps Gemahlin, die griechische Irene (Friederike), begraben liegt, befindet sich nebst anderen Bildern der Hohen jener Zeit auch das Bild des unglücklichen Konradin von Schwaben. Es sind Wandgemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ueber Konradins Haupt ist dessen Hinrichtung abgebildet, und zwar mit einer Kopfmaschine. In einer alten Chronik von Hohenstaufen stehet auch: „man hat Conradin mit einer Axt gerichtet: ist von einer Fallen, wie man's nennet, zu verstehn."

Prescher[1]) sagt in seinem Alt-Germanien: Nimmt man die Schwäbisch-Hallischen alten Chroniken zu Hilfe, so zeigt sich deutlich, daß in Deutschland die Kopfmaschinen schon in sehr alten Zeiten üblich waren. Eine solche war auch vor alters zu Hall in Schwaben; sie wird einem alten Zwangstuhl verglichen, in welchem eine dicke Diele mit einem scharfen Eisen hing, die man auf den Hals des Unglücklichen konnte herabfallen lassen. Daher

[1]) S. Brief Nr. 217.

ist in dortiger Gegend das Sprichwort üblich geworden: „Ehe ich das thäte, wollte ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abstoßen lassen.“ —

Zu wünschen wäre, daß zur Hinrichtung von Verbrechern auch in Deutschland wieder derlei Maschinen eingeführt würden, ein Wunsch, den hauptsächlich auch eine erst kürzlich in Schwaben geschehene Hinrichtung mit dem Schwerte, die höchst fehlerhaft verrichtet wurde und auf das schauerlichste anzusehen war, veranlaßte . . .

Ewig mit innigster Verehrung

Ihr

Kerner.

Prosit das neue Jahr!

---

327. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 23. Januar 1822.

Du hast von mir wissen wollen, wie viel Freiexemplare Deiner Schrift [1]) Du billigerweise von Cotta verlangen könnest. Da Cotta bisher verreist war, so glaubte ich mit meiner Antwort nicht eilen zu dürfen; jetzt ist er aber wieder hier. Soviel mir bekannt ist, verstehen sich vierundzwanzig Freiexemplare schon von selbst. Von der zweiten Auflage meiner Gedichte hatte ich mir, wenn ich nicht irre, sechsunddreißig Exemplare ausbedungen. Von meinem Walther von der Vogelweide, den ich vor einigen Tagen an Cotta abgab, beziehe ich dreißig Exemplare nebst acht Louisdor Honorar. Ich denke, daß Du auch dreißig bis sechsunddreißig Exemplare verlangen könntest, je nachdem Du zur Verteilung nötig haben wirst. Bei einem meiner Schauspiele, wovon ich vierundzwanzig Exemplare ausbedungen hatte, hat mir der Buchhändler von selbst mehrere zugeschickt. Du mußt es aber darauf nicht ankommen lassen.

---

[1]) „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den tierischen Organismus“ ꝛc. erschien 1822 bei Cotta.

Es soll mich sehr freuen, wenn die Herausgabe von Hölderlins[1]) Gedichten zu stande kommt. Gerne werde ich an meinem Teil dazu behilflich sein, wie ich auch Gok erklärt habe. Neuerlich las ich wieder den Archipelagus [von Hölderlin]. Ein herrliches Gedicht!

Wir grüßen euch alle herzlich

Dein

Uhland.

---

328. Fr. Notter an J. L.

Tübingen, den 4. Februar 1822.

... Was Sie mir von Uhlands Werk[2]) schreiben, freut mich um so mehr, als ich bisher immer gehört hatte, er gedenke dasselbe gar nicht drucken zu lassen. Es soll mir lieb sein, wenn das Buch, das, wie mir Schwab gesagt, eine Darstellung der damaligen Poesie überhaupt enthält, mir Mut macht, diesen Teil unserer vaterländischen Literatur näher kennen zu lernen. Das Nibelungenlied, das einzige, was mir bis jetzt aus älterer Zeit in die Hände kam, habe ich mich nie überwinden können, zu lesen. Es ist mir immer, als walten dort eher Gespenster als Götter. — Aus Günthers[3]) Gedichten, die Schwab herausgeben will, habe ich bei diesem einiges gelesen, und wenn das übrige damit übereinstimmt, so muß Günther seinesgleichen unter den deutschen Lyrikern lange suchen. Diese Fülle und Energie des Gefühls, diese Sinnenglut neben dem Bewußtsein des inwohnenden Gottes habe ich noch wenig bei andern gefunden... Hölderlins Werke sind noch nicht im Druck erschienen, wenigstens habe ich noch nirgends eine Anzeige davon gesehen[4]). Wir hofften

---

[1]) Vgl. die Briefe Nr. 315 f.

[2]) „Walther von der Vogelweide", 1822 erschienen.

[3]) Joh. Christian Günther 1695—1723. Schwab hat Günthers Gedichte nicht herausgegeben.

[4]) Sie erschienen erst im Jahre 1826. Vgl. Brief Nr. 316.

letzten Herbst, es werde nicht erst des Hyperions brauchen, um zum Kampf gegen die Unterdrücker Griechenlands aufzumuntern; aber man könnte bei gegenwärtigem Stand der Dinge an der Erwartung sterben ...

Ihr gehorsamer

F. Notter.

---

329. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 24. Februar 1822.

Hier sende ich Ihnen verschiedene Kuriosa. — Lachen Sie mich mit keinem aus! Prüfet alles und das Gute behaltet!

Hauptsächlich liegt mir das griechische Lied [„Im Herbste 1822"] am Herzen. Das wurde ganz trefflich von einem gediegenen Musiker, einem Freunde von mir, komponirt, und ich bitte, es doch womöglich durch den Druck zu verbreiten. Das Griechische tönt noch viel herrlicher als das Italienische im Gesang. Die Melodie ist einfach, aber recht melodisch und ergreifend. Ich kann es nicht genug hören.

Die Geschichte jener Kindsmörderin, ganz den Akten getreu ausgezogen, ist in psychologischer Hinsicht gewiß merkwürdig. Könnten Sie sie nicht gerade geben, wie sie hier die Aktenstücke ausweisen, nur weggelassen, was ich ausstrich, mit einer Vorrede von Ihnen[1])? Als ich diese Akten in Heilbronn vorfand, nämlich am 10. Februar, waren es gerade auf den Tag hin hundert Jahre, daß das Mädchen gerichtet wurde. In diesem Zufall sah ich auch eine Aufforderung, die Akten Ihnen zu senden.

Das Stück von der Hexe lege ich auch wunderhalber bei. Gott erhalte Sie froh und gesund!

Ihr Verehrer

Kerner.

---

[1]) Das Morgenblatt v. J. 1822 enthält keinen Aufsatz über diese Kindsmörderin. Therese Huber hielt nach einem Brief Kerners vom 11. März den Stoff nicht für geeignet. Vgl. Brief 330. Nachher hat Kerner die Geschichte in die „Geschichte zweier Somnambulen", S. 430 ff., aufgenommen.

... Hölderlins Gedichte habe ich nun mit einem Berliner so ziemlich vollständig zusammengebracht. Cotta übernahm deren Verlag zu Gunsten Hölderlins, und vielleicht gibt Uhland seinen Namen zur Herausgabe [1]).

---

330. Therese Huber an J. K.

Stuttgart, 9. Mai 1822.

Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht über mein Schweigen? Arbeit, Sorge, Krankheit.

Ich zog aus — etwa so weit von Ihrem Bruder Geheimrat in die neue Stadt ans Königsthor, wie sonst in die alte hin. Also ist's für Sie nicht weiter wie sonst, wenn Sie in die Stadt kommen. Das machte mich sehr müde. Nun sehe ich einer noch viel größeren Veränderung entgegen. Luise [Tochter v. Th. Huber] verläßt mich am 4. Juni — sie folgt G. v. Herder nach Bayreuth. Nicht wahr? Da steht ein gefühlvolles Wesen wie vor einer Felswand, jenseits deren Geister hausen. Sind es gute? Sind es schlimme? Das verhüte Gott! In der Nacht vom 8. zum 9. Thermidor saß ein Freund von mir in einem der angefüllten Gefängnisse — es ward einmal still, und alles horchte auf die Stille. Da hörte mein Freund jemand hinter sich sagen: „Mir dünkt, ich würde in dieser Nacht achtzig Jahre alt.“ So bedünkt mir, Luisens Abschied wird mich achtzig Jahre alt machen. Nach menschlichen Aussichten kann sie sich ein würdiges Leben machen. Ich kann gar nichts beurteilen, ich gebe mich mit Fürchten nicht ab, ich weiß nur, daß Gott treues Wollen segnet — und so möge das Kind denn ziehen. Ich bleibe sehr allein.

Es sind rauhe Stellen auf dem rauhesten Pfade — das spüre ich jetzt. Ich muß rechte Mühe anwenden, um Takt zu behalten in meinem Gang.

Hier ist also Ihre Kriminalgeschichte zurück. Ich halte die Todesstrafe für eine ganz irrige Handlung ...

Therese Huber.

---

[1]) Vgl. die Briefe Nr. 315 f.

331. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 29. Juni 1822.

Ihr gütiges Schreiben hat mich mit unsäglicher Freude erfüllt! Wollte Gott, ich möchte Ihnen beweisen können, wie ich Sie mit innigster Verehrung in mir trage!

Recht weh thut mir die Trennung Ihrer lieben Tochter von Ihnen, aber es tröstet mich, daß Herr v. Herder sehr brav und gemütvoll sein soll, und es wird ihr gewiß bei ihm wohlergehen. Dazu helfe Gott! ...

Jawohl sind wir wirklich am Bau eines Hauses in einer sehr schönen freien Lage unter lauter Fruchtbäumen. Aber mein Rickele liegt in diesem Augenblicke krank, und ich habe jetzt für dieses Unternehmen, das mir sonst viele Freude macht, gar keinen Sinn. Sie wissen wohl noch nicht, daß sie mir bis nach dem Herbst wieder ein Kindlein schenken wird[1])? Dürfte ich Ihnen nur viel von diesem herrlichen Weibe erzählen, wie sie mir so alles ist, so ganz mein Leben ist, und ich nichts bin ohne sie! ...

Ueber die Griechen mag ich keine Silbe sprechen. Diese Zeit ist, trotz der Wärme der Gestirne, eiskalt! ...

Kerner.

---

332. J. K. an G. Schwab.

Weinsberg, 27. Juli [1822].

Schon vorlängst sandte ich dieses ganz herrlich komponirte Lied[2]) der Frau v. Huber, es Dir mitzuteilen und im Morgenblatt abdrucken zu lassen. Sie schrieb mir, daß sie es dem Cotta gegeben — sonst hörte ich von ihm nichts mehr. Es ist nun recht sehr brav, daß ihr dieses Lied verbreiten wollt, aber thut es nur bald, denn ihr seid in allem verzweifelt langsam, ex. gratia [beispielshalber] mit Hölderlins Gedichten[3]). Ich that in

---

[1]) Am 16. Nov. 1822 wurde Emma Kerner geboren.

[2]) S. Brief Nr. 329.

[3]) Vgl. die Briefe Nr. 315 f.

dieſem Stück ſo raſch als möglich das meinige, ihr aber treibt nicht. Daß ich doch immer zanken muß — mit euch! —

Du mußt dem Liede für die Mädchen einen Text mit deutſchen Lettern beiſetzen. Die Kompoſition iſt beſtimmt äußerſt gelungen. Alſo machet nur! — He!! —

Du ſollſt auf den Herbſt mit Deinen Lieben zu uns kommen. Ich laſſe (euch gaſtlich aufzunehmen) für euch ein Haus bauen. Kommt gewiß!!

Ewig Dein!

Kerner [1]).

---

333. Thereſe Huber an J. K.

Stuttgart, 14. September 1822.

Des Teufels werden, ja! — oder vielleicht Gotteswerden, innen und nach außen, — lieber Kerner, wer jetzt nicht überzeugt iſt, daß alle Fäden hinüber geſponnen ſind und wohin langen, ſowie woher ſie kommen, der müßte ſtumpfſinnig werden oder verzweifeln. Die Einbildungskraft hätte ſich im Jahr dreizehn dieſer Wirklichkeit verſagt. Wie die Deutſchen jauchzten, wie die Jungens, da erwartete ich alles Dumme und Schlechte, aber das nicht, was keinen Namen hat. — Ja, das Gedicht [2]) ſoll gedruckt werden — aber antworten Sie ſogleich: griech'ſches Blut — ſollte das nicht Griechen Blut heißen? Es ſoll ja nicht klaſſifizirt werden neben andern. Sie würden ja wohl Franken Blut, nicht franzöſiſches geſagt haben.

Dann:

Blickt zu Thal mit trübem Mut
Auf die Welt, den kalten Stein —

---

[1]) Der Originalbrief iſt Eigentum des Herrn Hauptmann Spindler in Tübingen.

[2]) „Im Herbſt 1822". Den erſten Vorſchlag, „Griechenblut" ſtatt „griech'ſches Blut" zu ſetzen, nahm Kerner an, den andern dagegen nicht.

Dürfte das nicht etwa heißen: auf die Menschen kalt wie Stein? Es sänge sich auch besser. Antworten Sie gleich Ja oder Nein. Und lassen Sie mich von der Somnambule lesen! Bitte! Bitte...

Von Herzen

Therese Huber.

---

334. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 1. Oktober 1822.

Im Morgenblatt Nr. 217 las ich einen Aufsatz über Brustentzündung, geheilt durch Brechweinstein. Es freute mich sehr, daß das Morgenblatt auch an Entdeckungen der Art teilnimmt. Diese Heilung beruht aber auf einer durch Rasori in Italien eingeführten, neuen, medizinischen Lehre und ist dort vor Herrn Peschiers Bekanntmachung allgemein bekannt. Nicht nur der Brechweinstein, sondern auch das Bilsenkraut wird dort in so ungeheurer Gabe ohne Nachteil gegeben. Es wäre gewiß nicht unwillkommen, bei Gelegenheit dieses Aufsatzes in Nr. 217 etwas hierüber zu sagen, und ich bitte mir die Erlaubnis aus, Ihnen bald einige Worte hierüber senden zu dürfen.

Meine Verse[1]) las ich nun auch im Morgenblatt!

Sie änderten noch zwei Strophen, wo ich aber fast den Verdacht habe, daß Haug dahinter gekommen.

„Du der Bacchus Priester Chor
Hergeschweift aus Hellas Land".

Es hieß:

„Euer, Bacchant'scher Chor
Einst gellt in Hellas Land"[2]).

Ich glaube wohl, daß das nicht sehr deutlich ist, aber das erstere drückt dagegen gar nicht den Sinn aus, den ich damit verbinden wollte, ja macht fast das ganze Lied — zu nichte. Der

---

[1]) In Nr. 229 erschien Kerners Gedicht „Im Herbst 1822". S. den vorhergehenden Brief.

[2]) In der ersten Ausgabe der Gedichte (1826) änderte Kerner: Euer, Auf, der einmal Froh gellt aus Hellas Land. (S. 137.)

Sinn ist: du griechischer, Bachantischer Ruf: Evoe, den ich unwillkürlich rief, bist es, der mich mitten in meinem Taumel auf einmal an Griechenland und sein Blut mahnt und mir meinen Herbstjubel zu nichte macht, Blutstropfen in mein hellfunkelndes Glas giesst. —

Dies war in jenen Strophen, die ich schrieb, vielleicht schwerfällig, aber doch ausgedrückt. Nun aber ist von einem „Herschweben des Chors von Bachuspriestern aus Griechenland" die Rede. Hieße es nur wenigstens: o du, der Bachuspriester Chor, Einst getönt in Hellasland". Aber nun meint man, es seie mir jetzt dieser Chor daher geschwebt — aus einem Lande, wo man jetzt doch gewiß nicht dem Bachus singt, sondern aus dem einem nur Blut vorschweben kann. Ueberhaupt steht jetzt der letzte Vers gar in keiner rechten Verbindung mit den andern mehr, und man weiß gar nicht, was er denn sein soll.

Ich bitte Sie, Verehrungswürdigste! nur einmal dem Schwab das Ding vorzutragen. Es ist mir belehrend, mit Ihnen einen solchen Streit zu führen, und daher ist es mir fast wieder lieb, daß Sie jene Strophen so ändern ließen. In jedem Falle sorgten Sie gütigst für mich, und vielleicht hab' ich auch ganz unrecht; denn es wäre doch rasend, wenn Sie es nicht besser verständen als ich . . .

Kämen Sie doch nur auch einmal zu uns! Auf's Frühjahr durchaus!!

In Verehrung und Liebe

Ihr Kerner.

---

335. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, 16. November 1822.

Es kommen hier wieder ein paar Verse[1]), die die alte Tugend, die einzige meiner Poesien, haben, recht kurz zu sein.

[1]) Das Morgenblatt 1822 enthält nur drei Gedichte Kerners: „Im Herbst 1822" (S. Brief Nr. 334), „Preis der Tanne" und „Todesprobe an der Leiche einer Mutter". Es muß also wohl das letztere hier gemeint sein.

Wollen Sie dieſelben gefälligſt dem Morgenblatt einverleiben, ſo ſoll es mich freuen ...

Sie ſchreiben mir als noch nicht, ob ich die Schrift über die Fettſäure Ihnen ſenden ſolle? Das iſt mir ein Zeichen, daß Sie ſie vielleicht gar nicht leſen würden.

Noch eins! Das Gedicht iſt an meine Frau, das Rickele, und Sie ſehen aus ihm wenigſtens, daß ich noch recht liebe, und warum ſollte ich das nicht, ſo lange noch das Herz in mir ſchlägt und in ihm dieſes Weib ruht, von dem mein Leben unzertrennbar iſt — das mir aber jetzt unſägliche Angſt macht.

In ſteter Verehrung

Ihr

Kerner.

Nachſchrift. Heute nacht kam das Rickele, Gott ſei Dank! glücklich nieder [1]).

---

336. Ludwig Neuffer an J. K.

Ulm, 21. November 1822.

Euer Wohlgeboren erlauben mir eine Bitte. Ich bin nämlich Willens: „Ein Taſchenbuch von der Donau“ auf 1824 herauszugeben [2]). Ich habe bereits von den meiſten vaterländiſchen Dichtern das Verſprechen der Teilnahme erhalten und bin ſo frei, auch Sie zur Unterſtützung meines Unternehmens einzuladen. Das Aeußere des Werks wird mit möglichſter Eleganz ausgeſtattet, und die Geſellſchaft der Mitarbeiter wird Ihrem Namen auch nicht zur Unehre gereichen ...

Stadtpfarrer Neuffer.

---

[1]) Es wurde Kerners letztes Kind, Emma, geboren.

[2]) Das „Taſchenbuch von der Donau“ erſchien 1824 und 1825 (Ulm). Kerner ſteuerte nichts dazu bei, aber Uhland ſein Bruchſtück „Konradin“.

Liebster Christian!

Ich kam gut hier an die Operation an meinen
Zähnen ging auch gut vorbey nur habe ich
jetzt einen geschwollenen Mund und darf deßwegen
heute Nacht nicht reisen – ach ich kann aber ohne
Dich und meine gute Kinder fast gar nicht leben
ich komme gewiß sobald es nur seyn kann ich
denke wenn es nicht bälder ein Retour Gefährt giebt
so komme ich gewiß am Dienstag Abend mit
dem Postwagen in Heilbronn an und da bist
du wohl so gut mich in Heilbronn abzuhohlen.
Ist es doch gewiß daß Marie außer einer
verfallenen Nase kein ~~Unglück~~ Spaden litt. ich
bin in großer Sorge – ach Gott bin ich nur ein-

Ein Brief Mörikes an Justinus Kerner (vom Jahr 1850), nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.

mal wieder bei Euch so kann mich nichts in der
Welt bewegen Euch nur wieder auf einen
Tag zu verlassen. — — Kaßler ist mit seiner
Frau auf dem Neuhof, bei Fritze und Meyer
war ich und mit Fritze bei Düttenhofers
in Gesellschaft der Frau von Huber – sie gab
mir viel schönes an Dich auf – sie will mir
ein Blatt des Morgenblatts zuschicken wo Dein
Trinklied darin steht sie ist ganz begeistert
davon. Meyer war gestern Abend bei mir
ich ließ Fritze sagen daß ich Zahnweh habe
und sie soll mich besuchen – Karl und Schwäger
sind auf dem Hof. Lebe wohl gute Christian
grüße Louise und die Kinder herzlich
Samstags Morgens. Dein

Nikel.

337. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, 1. Dezember 1822.

Deine Einladung, bei Deiner neugeborenen Tochter Patenstelle zu versehen, war mir sehr erfreulich; auch hast Du ja dem Kinde einen mir besonders werten Namen gewählt [1]). Du schreibst nicht, wie Mutter und Kind sich befinden, daraus darf ich auf beider Wohlsein schließen.

Auf den Herbst war Dir ein Besuch von mir zugedacht, es kamen aber zu jener Zeit meine Eltern hieher. Ihr wohnt nun wohl im selbsterbauten Hause? [Seit November d. J.]

Im Morgenblatt las ich neulich wieder schöne Lieder von Dir, besonders hat mich das von Rebe und Tanne [2]) unter dem vielen Unrat der neuesten Dichterei wieder einmal recht erquickt. Ich meinesteils habe seit Jahren keinen Vers mehr gemacht oder beinahe keinen. Dagegen habe ich eine Darstellung der deutschen Poesie im Zeitalter der Hohenstaufen im Werke, wofür ich mich schon durch eine Menge alter Bücher und Handschriften habe durchgraben müssen [3]). Gibt es in Deiner Gegend nichts von dieser Art? Ein Konrad von Weinsberg pflegte den Gesang.

Das beiliegende Büchlein von Varnhagen ist mir kürzlich durch die Cottaische Buchhandlung für Dich zugekommen.

Deiner Frau von mir und der meinigen den herzlichsten Glückwunsch und euch allen unsere besten Grüße!

Dein Uhland.

---

338. H. Köstlin an J. K.

Stuttgart, 27. März 1823.

Ich habe Deinen Brief samt dem Manuskript [4]) gestern mittag erhalten und sage Dir sogleich innigen Dank für das Mitgeteilte.

---

[1]) Uhland nannte seine Frau (Emilie geb. Vischer) bekanntlich Emma.

[2]) „Preis der Tanne" in Nr. 285.

[3]) Vgl. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Band I und II.

[4]) Der „Geschichte zweier Somnambulen". Sie erschien im Jahr 1824 in Karlsruhe. Die Vorrede ist schon vom August 1823.

... Die Erſcheinungen des tieriſchen Magnetismus haben nur dann etwas Wunderbares, wenn man ſich in den Vorurteilen und Befangenheiten einer mechaniſchen, groben Anſicht der Dinge eingeſchloſſen hat. Für eine andere Grundanſicht der Welt, die in ſich klar iſt, fallen ſie nicht einmal als etwas Verwunderungerregendes auf, ſondern nach dieſer Anſicht kann die Sache gar nicht anders ſein. Ich meine hier nicht etwa nur eine durchgeführt klare, dynamiſche Anſicht der Natur; auch der Spinozismus führt dazu, und Spinoza deduzirt in einem ſeiner Briefe ganz hübſch die Realität von Gefühlen in die Ferne und von Vorahndungen aus höhern Grundſätzen ſeines Syſtems. Nur was die Aeußerungen und Ausſprüche der Somnambulen betrifft, ſo glaube ich, daß man dieſe nicht geradehin als Ausſprüche des ihnen aufgethanen Urwahren, als Offenbarungen des göttlichen Geiſtes, oder des abſolut Seienden, ſondern durchaus nur als *ſubjektive* Ausſprüche, als Offenbarungen ihres *individuellen* Innern, in welchem das Ewige und Wahre und die höchſten Beziehungen der Seele, wenn ſie ihm auch näher getreten ſind, doch *nur* durch die Schranken des zeitlichen Subjekts, und nur durch das Medium der produktiven Phantaſie, bei einer Ruhe der ebenſo realen intellektuellen Geiſtesthätigkeiten wiederleuchten, betrachtet werden müſſen.

Darum behaupte ich aber nicht, daß nicht in jenen Ausſprüchen und Aeußerungen verhältnisweiſe weit mehr Realität und Wahrheit liege, als in den glänzendſten Produkten eines einſeitigen Verſtandes oder eines noch ſo ſichern Gedächtniſſes, oder einer höchſt gewandten Dialektik. Alle dieſe Thätigkeiten treiben ſich auf der Peripherie der Dinge um, die produktive Phantaſie der Somnambule dagegen ſteht dem Zentrum der Dinge näher, das ſelbſt von jener einen Seite nichts anderes als produktive Imagination iſt.

Die Naturwiſſenſchaft iſt in neueſter Zeit mit einer Entdeckung bereichert worden, die mir außerordentlich intereſſant erſcheint, der Entdeckung nämlich, daß jeder elektriſche Leiter, indem die Elektrizität ihn durchſtrömt, zugleich und eben dadurch magnetiſche Pole erhält, das heißt ſelbſt zum Magnet wird, daß

er, wenn jene mechaniſche Beſchaffenheit es geſtattet, ſogleich in die Ordnung und das Geſetz des Erdmagnetismus ſich ſtellt, daß alſo, mit der elektriſchen Thätigkeit die Beziehung zum Ganzen der Erde, zu den Polen derſelben und wohl eben damit auch die kosmiſche Beziehung in ihm lebendig wird, in Leitern aller Art, ſomit alſo auch allen denen, welche man bisher des Magnetismus unfähig genannt hat. Die Anwendung hievon auf den tieriſchen Magnetismus liegt ſehr nahe, und man könnte ſagen, daß mit dem Eintreten der (elektriſchen) Spannung zwiſchen Hirn- und Ganglienſyſtem und der Herſtellung einer leitenden Kette oder einer Schließung zwiſchen dieſen, die im einſeitigen ſelbſtiſchen Zuſtand des gewöhnlichen Lebens latenten Beziehungen der innern Sinne oder Sinnorgane zum Erd- und zum Weltganzen, zu dem innerlichen beharrenden Syſtem der Dinge (und wie zum Ganzen, ſo vom Ganzen aus, zu den einzelnen Dingen nach ihrem inneren Verband mit dem Ganzen) wieder lebendig werden.

Stets der Deinige

Köſtlin.

---

339. Karl Mayer an J. K.

Eßlingen, 16. November 1823.

Es iſt ſchön, daß Du meiner in Liebe gedacht und mir Dein Werk über die Somnambulen[1]) geſandt haſt, für das ich und meine Frau, die darauf gar begierig iſt, herzlichen Dank ſagen. Bin ich gleich nicht vom Fache, ſo glaube ich doch, daß ich in dieſem Buche auch Kerner, den Dichter, nicht vermiſſen werde, was mir nur um ſo willkommener ſein ſoll. — Es war in traurigen Novembertagen, als ſchon einmal ein Freund durch Dich in den Frühling zurückverſetzt wurde; der langweilige November iſt wieder eingetreten; mache Dich auf, komm zu uns,

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

nimm Lieder, Frau und Kinder mit und führe uns zurück in Luft und Leben. Steht nicht immer angewurzelt, ſondern kommt.

Inzwiſchen lebet wohl und ſeid herzlich gegrüßt von

Eurem

Karl Mayer.

---

240. Klein an J. K.

Stuttgart, 19. November 1823.

Meinen herzlichſten Dank für die gefällige Ueberſchickung Ihrer Schrift, deren Inhalt mit vielem mir Begegneten übereinſtimmt. Ihr hochwichtiger Gedanke, welcher, wie ich hoffe, von allen gerichtlichen Aerzten gewürdigt werden wird, die Aufmerkſamkeit auf die Willenloſigkeit in einem ſomnambulen Zuſtand betreffend, hat mich wegen der öffentlichen Bekanntmachung um ſo mehr ergriffen, als ich ſelbſt ſchon mehreremal in dieſem Zuſtande mich befand, in welchem ich ſcheinbar Herr über mich war, Abhandlungen ſchrieb, wichtige Operationen machte, und dennoch durch Phantome mir befehlen ließ, nicht zu rauchen, ſogleich die Pfeife hinwegzuthun, ſchreiben mußte, was ſie mir diktirten, mich jetzt noch wie Ihr Hamburger Kaufmann ſchimpfen hören, und was die Hauptſache iſt, erſt dieſes Jahr, als ich in Waſſeralfingen war, ſo ſehr von den Befehlen abhing, daß, wenn mir befohlen worden wäre, meine Frau umzubringen, ich es ohne weiteres gethan haben würde.

Ueber dieſen wichtigen Seelenzuſtand will ich zu jener Zeit mit Ihnen ſprechen, noch bin ich nicht im ſtande, darüber zu ſchreiben, indem ich gegenwärtig noch tadelnde und ſchimpfende Stimmen über mir höre ...

Klein.

---

241. Ernſt Uhland an J. K.

Ludwigsburg, 21. November (?) 1823.

Für Deine Geſchichte der Somnambulen meinen herzlichſten Dank. Ich habe bei der Geſchichtserzählung ſelbſt Deine Geduld im Sammeln bewundert, und den Anhang, als das Reſultat

Deiner geiſtigen Kombinationen und als einen Wegweiſer zur Verbindung des Sichtbaren mit dem Unſichtbaren, mit innigem Vergnügen geleſen und mit der Ueberzeugung weggelegt, daß Du eine ſehr dankbare Arbeit übernommen haſt, deren Früchte vielleicht ſchon die nächſte Generation ernten darf ...

Ewig Dein

Uhland.

---

342. G. Jäger an J. K.

November 1823.

Die Mitteilung Deines intereſſanten Werkes verdanke ich Dir beſtens; die Wanderungen der Somnambulen ſcheinen eine ziemlich allgemeine Erſcheinung zu ſein und vielleicht mit der Sehnſucht zuſammenzuhängen, ihre gewöhnliche Lage zu verändern, es ſcheint mir wenigſtens dieſe durch zufällige Umſtände wohl begründete Sehnſucht öfters den erſten Anlaß zu dieſen Nervenzufällen überhaupt gegeben zu haben. Die Verſuche über die Unempfindlichkeit in der magnetiſchen Ekſtaſe erhalten durch die umgekehrte Erfahrung ein weiteres Intereſſe, daß heftiger Schmerz ſehr große Doſen Opium unwirkſam macht, und Dzoubi ſchlägt daher den Schmerz als Antidotum des Opiums vor. Ein Beiſpiel einer ähnlichen Unempfindlichkeit findet ſich in Horus Archiv für mediz. Erfahrung 1809. Ein ſchleſiſcher Leinwandhändler, ein ſehr fetter und robuſter Mann, war mit drei andern zu einer Strafe von 175 Knutenhieben in Petersburg verurteilt. Der zweite ſtarb beim dreißigſten Hiebe. Der dritte wurde nach erhaltenen fünfzig Hieben in einem totenähnlichen Zuſtand mit Fäuſten weggeſtoßen. Von dem Augenblicke an verlor der Leinwandhändler ſein Bewußtſein und Gefühl gänzlich, ſo daß er von den 175 Knutenhieben, von dem Aufreißen beider Naſenlöcher mit einem glühenden Eiſen und von dem Brandmarken auf der Stirne nicht das mindeſte fühlte und ſich nachher doch wieder vollkommen erholte. Die Verſuche mit dem Sehen durch die Fingerſpitzen möchte ich gerne auch einmal ſehen; das organiſche Fluidum haſt Du damit faſt gar im Tiegel gehabt, es

könnte damit aus meiner tabula vitrea [Glastafel] eine Brille werden, die auch durch die Finger sähe; doch das will ich von Dir nicht glauben, dazu trägt Deine Kur zu viel den Charakter der Vorsicht, aber bei manchen, die doch mehr oder weniger in ihre Magnetisirte verliebt waren, mag doch auch die sonst vielleicht klare Brille etwas farbig geworden sein . . .

Dein

Fr. G. J.

---

343. J. K. an Therese Huber.

Weinsberg, den 24. Januar 1824.

Beigelegter Brief wurde dem Herrn Grafen v. Löben, der sich hier befindet, eingeschlossen, und er bat mich, denselben Ihnen mit den hier beiliegenden sechzehn Liedern von ihm zuzusenden. Diese Lieder, die gewiß sehr schön sind, wünschte der Dichter in der Folge, wie sie hier mit römischen Ziffern bezeichnet sind, im Morgenblatt [1]) in Bälde abgedruckt zu sehen, und gewiß wird die Redaktion ihm diese Gefälligkeit gerne erzeigen, da sie für das Blatt ein sehr werter Beitrag sind. Löben, der Sie auch innigst verehrt, befindet sich seit einigen Wochen mit seiner Gemahlin [2]), einer vortrefflichen Frau, hier. Sein Zweck ist, mich als Arzt in seinem äußerst leidenden körperlichen Zustand zu gebrauchen, und sein Aufenthalt allhier könnte vielleicht ein halb Jahr und mehr dauern. Er ist nicht im stande, zu schreiben, sonst hätte er Sie selbst mit einigen Zeilen begrüßt. Der arme Mensch leidet unsäglich und macht mir um so mehr Schmerz, da ich zu seiner eigentlichen Heilung gar keine Hoffnung habe.

---

[1]) Im Morgenblatt erschienen XVIII (nicht bloß XVI) Gedichte Löbens unter dem Titel „Lyrische Mitteilungen" in Nr. 179 ff. und 185 ff.

[2]) Johanna, Gräfin v. Löben, hatte vorher einige noch vorhandene Briefe wegen der Krankheit ihres Mannes und seiner Kur mit Kerner gewechselt. — Vgl. Th. Kerner, „Das Kernerhaus und seine Gäste". S. 51 ff.

Das Erſcheinen dieſer Lieder im Morgenblatt wird ihm einige Freude machen, und daher bitte ich Sie auch als Arzt, den Abdruck derſelben doch **bald** gütigſt beſorgen zu laſſen ...

Mit der innigſten Verehrung

Ihr

J. Kerner.

---

344. Hartmann an J. K.

Stuttgart, den 25. Januar 1824.

Daß ich Ihnen noch nicht gedankt habe für Ihre höchſt wichtige Geſchichte zweier Somnambulen, müſſen Sie mir als Freund verzeihen.

Daß Sie die Ausſprüche der Somnambulen nicht für Offenbarungen halten, die keiner Täuſchung unterworfen ſind, muß Ihre Schrift auch denen empfehlen, die einen gläſernen Schädel haben und von der Sympathie und dem Zuſammenhang des höhern Unſichtbaren nicht überzeugt ſind. Ich halte den Glauben an dieſen Zuſammenhang für einen religiöſen und würde mich fürchten vor den Menſchen und der Natur, wenn nicht alles geiſtig zuſammenhinge. — Wenn wir nur viele Beobachter hätten wie Sie, wir hätten ſeit ſechstauſend Jahren wenigſtens ſo viel lernen können, daß uns die Ewigkeit und Unſterblichkeit nicht rätſelhaft ſein könnte.

Der Ihrige

Hartmann.

---

345. J. K. an Thereſe Huber.

Weinsberg, (?) Januar 1824.

Schon lange geht die mir ſehr traurige Sage, daß Sie Württemberg verlaſſen werden[1]). Was wird die kleine Hamburgerin dazu ſagen? Gewiß wird ſie nun nicht mehr nach Württemberg kehren; denn was hat ſie alsdann dort noch? Ach, bleiben Sie doch! Sie waren ja noch nicht bei mir! —

[1]) Vgl. den folgenden Brief.

Die Frauen von Weinsberg laſſen Ihnen ihr Unternehmen recht ſehr empfehlen, aber wie ich höre, wollen ſie ſich heute noch ſelbſt an Sie wenden. Ich bitte auch um ihren Schutz für dieſe Sache. Schon fand ſie vielſeitig Teilnahme, und ich ſuche ſie den Frauen nicht zu entleiden[1]).

Meine Geſchichte zweier Somnambulen hat die Julie [Hartmann]; doch Sie leſen derlei nicht? Ich mochte Ihnen auch nicht damit kommen ...

O möchten Sie, ehe Sie Württemberg verlaſſen, doch auch nach Weinsberg noch kommen?

Mit innigſter Verehrung und Liebe

Ihr

Juſtinus Kerner.

---

346. Thereſe Huber an J. K.

Augsburg, 6. Februar 1824.

Ja, mein lieber Freund, indes Sie mich noch in Stuttgart glaubten, hatte ich ſchon längſt meinen elften Wohnſitz in Augsburg aufgeſchlagen. Den 26. November zog ich hier ein. Ach, mit ſchwerem Herzen, nicht weil ich mich ſträubte, von Stuttgart fortzugehen, nicht weil Augsburg mir mißfiel, ſondern weil der Abend einbricht und das Augsburg gar nicht ausſieht, als decke die Erde dort leicht. Aber das ſind nur poetiſche Schwachheiten. Ich bin hier, und die Penaten haben ihre Ehrenplätze wieder eingenommen, und ich mache meine Experimente an den Menſchen nicht ohne Erfolg. Da hat die Wahlverwandtſchaft mir ſchon ein paar Menſchen näher gerückt, und wenn es mir ferner gelingt, ſo habe ich bald wieder mein geiſtiges Bedürfnis geſichert. Freunde gibt nur die Zeit; aber von wahren Freunden trennt auch nicht der Raum. Einer meiner neuen und liebſten Geſellen iſt Herr von Weidenbach, der Arzt — der gab mir Ihr magnetiſches Buch, längſt ehe Sie mir ſchrieben. Seht einmal den wunderlichen Heiligen an! — nicht damit abgeben! — ich

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 347.

habe magnetisirt, ehe Sie auf der Welt waren, junger Herr! — Ernsthaft! — Sie sind tief im Text gekommen, mein wackerer Freund. Ich las das Buch nicht ohne Sorge, weil mir oft der Gegenstand Ihr Herr geworden zu sein schien, nicht Sie über ihm geschwebt und ihn gehalten in sicherer Herrschaft. Weidenbach hat Sie verteidigt, und ich sage: Machen Sie fort! Nur durch solche Beobachtungen kann es lichter werden in dieser erstaunlichen Sache. Was mich sehr abstoßend angeregt hat, sind die täglich ausführlich wiederholten Träume der Kranken. Die Form ihrer Phantasie ist interessant, ihre dabei empfundenen körperlichen Zustände sind es im höchsten Grad: z. B. daß diese Phantasien anfangs von Lichtumströmung in erhöhter Steigerung von Kälte begleitet waren — aber die Details sind doch nur immer der Nachhall der gemeinen Vorstellungen, wie das Volk sich Engel, Herrgott, himmlisches Jerusalem und dergleichen denkt — Dank dem babylonischen Hieb der jüdischen Propheten und der schwerfälligen Mechanik der Apokalypse ... Um was ich Sie aber innig bitte, ist: Ihre Frau in dieses Zauber- und Geisterwesen nicht mit hineinzuziehen. Nein wahrlich, das ist gegen die Würde, das Bedürfnis, den Beruf einer Hausmutter — und wenn sie so weit in den Himmel hinaufstieg, daß sie sich den Herrgott barbieren säh', so taugt das nicht. Ihre Gesundheit geht zu Grunde, ihr kräftiger Hausmutterverstand geht zu Grunde, die Kinder verlieren das Vertrauen zu ihrem Regiment. — O, ich bitte, lassen Sie die Hausmutter aus dem Spiel! — Ich bin gewiß, Sie machen auf diesem Gebiete noch große Fortschritte. Hätte ich eine so durchsichtige, schwatzhafte Jungfer vor mir, ich behandelte sie ganz anders. Ich thäte ihr das Rechte mit Streicheln, wie es die Sache mit sich bringt, aber weiter stellte ich an sie keine Frage als: Wo thut dir's weh! Was willst du essen? Um ihr Prophezeien bekümmerte ich mich gar nicht. Bei ihren erstaunlichen Erzählungen dürfte kein Mensch etwas sagen. Befähle sie etwas, so gewährte ich ihr's, wie sie es wollte, fragte aber nie, befähle trocken und bezeigte ihr weder Verwunderung noch Teilnahme. — Da möchte ich doch wissen, ob die Prophetereien und Verordnungen und Anmaßungen so

hoch ſtiegen! Bei dieſer täglichen Kurmacherei, dem Aufſehen, der Pflege ſinnlicher Wahrnehmungen muß ja die Perſon ihre Faſelparoxismen regelmäßig bekommen ... Wenn nur ein Arzt einmal alſo verführe! An dem Daſein der Sache und ihrer nicht zu berechnenden Macht zweifle ich gar nicht, aber euere Behandlung iſt nicht, was ich gut halte. Ich will aus jeder müßigen, nervenſchwachen Dirne eine Somnambule machen — aber wozu? Aber ich glaube, ich würde, gäbe man mir ungeſtörten Einfluß, die Prophetenjungfern ohne allen Magnetismus heilen — hie und da brauchte ich aber etwa einen Lieutenant, Amtſchreiber und dergleichen dazu. Aber jeder macht's, wie er kann, Sie alſo, und ich rufe Ihnen Segen zu ...

Ich habe bei Ihrer herrlichen Ballade von den vier Brüdern[1]) geſchaudert. Ich glaube, ſie iſt ſehr, ſehr ſchön. Ich ſchickte ſie ſogleich nach Stuttgart. Das Morgenblatt wird noch nicht hier gedruckt, ich habe es jetzt gar nicht in Händen und mir däucht, man ſehe es ihm an ...

Thereſe Huber.

---

347. Fr. Matthiſſon an J. K.

Stuttgart, den 8. Februar 1824.

Ueber meinen alten Wunſch, Sie von Angeſichte zu ſehen, waltete fortwährend ein Unſtern. Zu meinem innigen Bedauern mußten wir zu Stuttgart einander immer gegenſeitig verfehlen, und eine Wallfahrt nach „Bürgers wackerm Städtchen[2])" blieb nur noch einer meiner frommen Wünſche. Um ſo willkommener iſt mir daher jede ſich darbietende Gelegenheit, mein Andenken bei Ihnen durch Erneuerung lebendig zu erhalten. Die gegenwärtige wurde durch die für mich ſo überaus ehrenvollen Unterſchriften herbeigeführt, unter denen ich mit wahrem Vergnügen

---

[1]) „Die vier wahnſinnigen Brüder" erſchienen im Morgenblatt 1824 Nr. 37.

[2]) Der Dichter Gottfr. Aug. Bürger (1747—1794) hat „Die treuen Weiber von Weinsberg" durch ein Gedicht verherrlicht.

auch den Namen Ihrer würdigen Lebensgefährtin bemerke. Ich bitte Sie recht angelegentlich, bei diesen edeln deutschen Frauen der Ausleger meines lebhaften Dankes und des hohen Interesses zu werden, wovon ich mich durchdrungen und angeregt fühle. Ihr Verein[1]) ist ein echt vaterländischer und muß jeden Deutschen, dem das Herz auf der rechten Stelle schlägt, erfreulich ansprechen. Ich werde mir es lebhaft angelegen sein lassen, zu seinem Gedeihen und Fortblühen im Kreise meiner Bekanntschaften, besonders im nördlichen Deutschland, wo meine Heimat liegt, was Zeit und Umstände nur irgend gewähren wollen, zu erwirken.

Schon in meinen Jünglingsjahren malte mir die Phantasie die herrliche Geschichte von der Weibertreue mit den lebhaftesten Farben. Mein Glaube daran wußte von keinem Zweifel. Alles hatte sich dabei, Zug für Zug, wirklich so begeben, wie es in Sulzers Vorübungen zu lesen war. Ebenso fest steht mein Glaube noch bis auf den heutigen Tag, trotz aller Zweifel, die der historische Unglaube gegen diesen Triumph der Weibertreue erhoben hat, welcher, dem Himmel sei Dank, ebenso wenig zu den unglaublichen Dingen gehört als der Frau von Riedesel beschwerdevolle, dem Gatten zu liebe unternommene „Berufsreise nach Amerika". Hat man doch sogar keine Scheu getragen, Wilhelm Tell, den Arm der Freiheit, mit allen seinen Heldenwerken zu den Melusinen, Siegfrieden und Haimonskindern in die lustige Märchenwelt verweisen zu wollen!

Gesundheit und Frohsinn dem trefflichen Priester Aeskulaps und der Musen! Der innige Wunsch

Ihres

Sie aufrichtig verehrenden

Matthisson.

---

[1]) Gemeint ist der noch bestehende Weinsberger Frauenverein, der, auf J. Kerners Anregung gebildet, das Ziel verfolgte, die Burg Weibertreu wieder herzustellen. Vgl. „Ein steinernes Album oder Namen und Inschriften auf der Burg Weibertreu", herausgegeben vom Vorstand [Th. Kerner] des Frauenvereins in Weinsberg. 1891. 2. Aufl. 1896.

348. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 12. April 1824.

Nach langem Behalten kann ich Dir jetzt doch nur in großer Eile das Drama [1]) zurückſenden, das mir zu wenig dramatiſch erſcheint. Der Verfaſſer ſcheint gegen den Schluß empfunden zu haben, daß dieſer Stoff doch nur humoriſtiſch behandelt werden könne. Auch ich habe mich einmal an demſelben Gegenſtand verſucht [2]). — Wir freuen uns, Deine l. Frau bald hier zu ſehen. Möchteſt Du ſie doch begleiten!

Von Herzen

Dein

U.

Ich bin gerade im Begriff, nach Tübingen zu reiſen. Wenn Du Seckendorfs zweiten Almanach noch haſt, worin vorn eine Reihe alter deutſcher Lieder ſteht, ſo bitte ich Dich darum [3]).

---

349. Friedrich Schmidgall an J. K.

Löwenſtein [Oberamts Weinsberg], 16. April 1824.

Hiemit bin ich einzig ſo frei, Sie zu benachrichtigen, daß ich geſtern einen ſehr angenehmen Abend verbracht habe; ich habe endlich auch einmal meine längſt gehegte Neugierde befriedigt und einen Spaziergang zur Somnambule in Wüſtenroth gemacht.

Nachdem das Mädchen früher den Zeitpunkt auf 7 Uhr abends angekündigt hatte, ſo habe ich mich in Begleitung meines Bruders ꝛc. im Hauſe derſelben eingefunden und ſie ſogleich im magnetiſchen Schlafe bemerkt; nach mehreren heftigen Erſchüt-

---

[1]) „Die Weiber von Weinsberg", Schauſpiel von Pfarrer A. Gerber in Töttingen, zu Gunſten des Weinsberger Frauenvereins gedichtet. Es wurde, wie es ſcheint, nicht gedruckt.

[2]) S. Brief Nr. 236.

[3]) Er erſchien im Jahre 1808. Uhland brauchte denſelben wohl für ſeine Sammlung alter hoch- und niederdeutſcher Lieder, die freilich erſt 1844 erſchien.

terungen ſprach ſie zuerſt von dem ſchönen Engel mit dem goldenen Becher, den ſie uns unten an der Bettſtatt zeigen wollte, und dann von einer Reihe Engel in herrlicher Geſtalt, ſowie von der großen Pracht und Herrlichkeit in jenem Leben. Indeſſen kam Herr Pfarrer, welcher ſich durch dreimaliges Hauchen mit ihr in Rapport ſetzte und von ihr die Aufforderung zu drei Strichen erhielt, worauf ſie ein lächelndes, freundliches Angeſicht bekam und in Erſtarrung verfiel; ihre Hände wurden ziemlich, doch nicht eiskalt, aber die Spannung des Körpers ſo ſtark, daß man an keine Biegung desſelben denken durfte; in dieſem Zuſtand, aber oft mit großer Anſtrengung, ſprach ſie dann vorzüglich von dem Stolz, der Luſtbarkeit, dem Hochmute und der Habſucht der Menſchen, von dem Zuſtand der Verdammten, wobei ſie jämmerlich weinte, von einem unlängſt geſtorbenen Freund, der — obgleich als fromm gelten wollend — die Hölle für den Himmel erkauft habe — dann von der Entheiligung des Sonntags, mit den Worten: „Da machen ſie Luſtfahrten, gehen Rechnungen durch, jagen ꝛc., ſie werden aber erfahren, daß der Teufel ſie auch einſt fahren und jagen werde, und ihr Trunkenbolde! euch wird er auch einen Trank geben, Feuer, Schwefel und Pech — ach, wie viele Qualen leiden ſie, die Verdammten, ſie brennen und werden nicht verbrannt u. ſ. w. Endlich kam ſie auf das Leiden Chriſti zu ſprechen. Herr Pfarrer befragte ſie um den Anfang dieſes Leidens; ſie antwortete: um ſechs Uhr, und nun ging bei ihr ein großer Kampf an, in welchem ſie ſeine Kreuzigung uns ſichtbar darſtellte und in Zwiſchenräumen angab, wie er nun fortgeführt werde, von einem Eck zum andern geſtoßen, verſpottet, gehauen, mit Galle getränkt, mit der Dornenkrone bedeckt, ans Kreuz genagelt; bei dieſem Ausdruck hatte ſie ganz die Stellung, wie uns Chriſtus am Kreuz abgebildet iſt, was ſehr rührend anzuſehen war. Und nun ſprach ſie: Vater, vergib ihnen, dann neigte ſie ihr Haupt und verſchied, während ſich ihre Unterfüße über einander gelegt hatten. Sie ſchlief etwa eine halbe Stunde, erwähnte des Steins am Grabe, und gegen zehn Uhr erwachte ſie ziemlich heiter ... Herr Pfarrers Benehmen hat mir bei dieſer Gelegenheit ſehr

wohl gefallen; er geht sehr behutsam zu Werke und meidet vorwitzige Fragen; ich glaube, daß er in Wüstenroth für diese Sache vorzugsweise tauglich ist . . .

Friedrich Schmidgall.

---

350. Amalie Schoppe an J. K.

Hamburg, am Karfreitag 1824.

. . . Noch immer ist alles recht lebendig in mir; ich liebe es, thätig einzugreifen und zuzulangen, wenn die reinern und höhern Genüsse des Lebens sich mir darbieten; Kunst und Wissenschaft erhalten mich frisch, und obwohl ich weiß, daß von beiden mir immer nur ein geringer Teil werden kann, reizt doch dieser schon mein Verlangen. Es ist ein großes, oft verkanntes Glück, recht Vieles zu wollen; denn so lange das Herz noch begehrt, ist es auch glücklich! Die Vornehmheit, womit ich in den unreiferen, stürmischeren Jugendjahren auf Welt und Menschen hinabschaute, hat sich in ein lebhaftes Interesse für beide verwandelt; ja, ich liebe die Menschen mehr als je und finde Leben und Welt unendlich schön. Sie haben mir oft weh gethan, aber doch empfing ich tausendmal mehr Gutes von ihnen und müßte sehr undankbar sein, wenn ich das je verkennen könnte. — Der Sturm und Drang der Gefühle, den Du in unsrer schönen Jugendzeit an mir kanntest, und der uns damals wohl zusammenführte, weil eine gleiche Stimmung in Dir vorhanden war, haben den jungen Baum meines Lebens fester gewurzelt und ich freue mich nun, so kräftig dazustehen. Die Poesie wird noch immer, wenn gleich weniger als sonst, von mir geliebt, nur hat sie einen andern Anstrich gewonnen und tritt nicht mehr, wie sonst, in mein äußeres Leben; ich habe sie in mein Inneres gerettet! Ich schreibe sehr viel [1]), aber meist Prosa, wozu sich die Fähigkeit erst in späteren, ruhigeren Jahren in mir entwickelte, und Du magst oft von mir gelesen haben, ohne zu ahnen und zu wissen, daß eine befreundete Hand die Zeilen niederschrieb. So besorge

[1]) Sie schrieb etwa 150 Bände.

ich faſt für alle guten vaterländiſchen Blätter die Korreſpondenz von hier aus, ein Geſchäft, das ſeine Freuden wie ſeine Dornen hat. Zu dieſem Behufe muß ich nun alles Sehenswürdige ſehen und lebhaft in Kunſt und Wiſſenſchaft unterſuchen, was gar gern von mir geſchieht. Ein Platz im Theater und den Konzerten, der Beſuch geiſtreicher Fremden und Künſtler, wenigen, aber gewählten Umgang, rechne ich zu den Hochgenüſſen meines Lebens, und Du kannſt Dir denken, wie wenig Zeit ich da übrig habe, trüben Gedanken Raum zu geben; mein Daſein iſt ein raſcher, aber nicht ſchwindelnder Flug, und ich nippe an dem Becher der Luſt, ſtatt mich daraus zu berauſchen ... Wie allgemein geachtet und verehrt Aſſing unter uns daſteht, beſchreibe ich Dir kaum; ich hörte noch nie eine Stimme des Tadels über ihn, alles vereint ſich zu ſeinem Lobe, zu ſeiner Bewunderung; gäbe es viele ſo durchaus edle Naturen, wer würde dann die Erde verlaſſen mögen? Roſas ruhigen, feſten Sinn kennſt Du; ſie wird Dir ſelbſt ſchreiben und Dir ſo mit geſchickter Hand ein lebensvolles Bild ihrer Häuslichkeit und ihres ſtillen, aber beglückenden Wirkens entwerfen ... Unſer Verhältnis iſt ganz das alte, und die achtzehn Jahre, die wir uns jetzt kennen, haben kaum eine Veränderung darin bewirkt, wenigſtens iſt nur äußerlich manches anders geworden. Unſre Kinder ſind unſre Luſt und Wonne, auch läßt ſie der Himmel ſchön und kräftig emporblühen; ſie hat, wie Du weißt, zwei Töchter, ich drei Söhne ... Du kannſt Dir denken, welche Wonne mir das Aufblühen dieſer drei Kinder gibt, die geſund an Seele und Leib neben mir ſtehen, und denen ich nicht allein Mutter, ſondern auch alleinige Ernährerin bin [1]). Wir ſind ſehr genügſam in unſern äußern Bedürfniſſen, und ich arbeite leicht und gern recht viel, da gelingt es mir denn mit Gottes Hilfe, uns von Jahr zu Jahr weiter zu bringen und uns das Benötigte zu verſchaffen; iſt Karl erſt einmal groß, ſo mag er mithelfen, wenn er kann, doch werde ich mich hüten, ihm ſeine Jugend durch allzufrühes Einſpannen in

[1]) Der Vater, Dr. med. Schoppe, hatte Weib und Kind verlaſſen. Er ſtarb übrigens auch ſchon im Jahr 1829.

ein Joch zu trüben; er ſoll erſt glücklich ſein und ſeinen Frühling genießen, ehe er in die Proſa des Broterwerbs geführt wird; manches jugendliche Leben geht an zu früher Sorge unter — was aber iſt ſchrecklicher als ein verlorenes, verkümmertes Jugendglück! —

Vielleicht iſt etwas von dem, was ich in den letzten Jahren geſchrieben, in Deine Hände gekommen, wenigſtens wirſt Du geſehen haben, daß es günſtig beurteilt ward; ſolch ein glücklicher Erfolg erleichtert dann die Sorge gar ſehr, indem es den Preis der Arbeiten erhöht. Ich ſchreibe jetzt wieder einige Romane, die ich Dir wohl zuſenden möchte, wenn ſie gedruckt ſind, aber Du wohnſt ſo gar fern! ...

Deine treue

Amalia Scheppe,
geb. Weiſe.

---

351. G. Schwab an J. K.

Stuttgart, den 26. Juni 1824.

Hier folgt von Herzen gern Raumers Hohenſtaufen[1]; behalte ihn unſer verehrter Dichter, ſo lange er Luſt hat, und möge er ihm Luſt und Freude gewähren. Unſer guter Drück, der geſtern hier war, mag Dir Zeuge ſein, wie es in mir hin und her gewogt, ob ich nicht geradezu den Wanderſtab ergreifen und zu Dir hinunterwallen ſolle, und wie am Ende nur der Gedanke an meine vielfältigen Beſchäftigungen, meine Amtsgeſchäfte und an den Leichtſinn, der es wäre, zweimal im Monat fortzulaufen — da ich erſt vor ein paar Wochen drei Tage in Tübingen war — abgehalten hat. Glaube mir, daß es an Verlangen nicht gefehlt hat, und daß ich Deinen, und wie Du mir verſicherſt, auch meinen kranken Freund [Löben] gar zu gern hätte kennen lernen und womöglich in fröhlichem Umgang erfreuen helfen mögen[2]. Gott ſchenke ihm recht bald Kraft und

[1] Das Werk war offenbar für den bei Kerner damals ſich aufhaltenden Dichter Löben beſtimmt.

[2] Vgl. Kerners Brief vom 24. Jan. d. J.

Mut wieder; bewege ihn dann zu einem Ausfluge mit Dir hieher, wir wollen ihm gewiß angenehme Tage hier bereiten.

Uhland steckt bis über die Ohren in der Ständeversammlung und in zwanzig Kommissionen, der kann ans Fortgehen ohnehin nicht denken.

Wie gern hätte ich mich an Löbens Romanzen erbaut, und wie unaussprechlich freue ich mich auf die Sammlung Deiner Gedichte! Spute Dich nur!...

Dein

Gustav Schwab.

---

332. Therese Huber an J. K.

Bayreuth, den 10. August 1824.

Ihr Brief war mir eine recht willkommene Erscheinung, denn ich hatte schon so oft, seit unserem letzten Verkehr, über Ihr Magnetismusbuch mit Sorge an Sie gedacht, daß Sie meine Art von Teilnahme verdrossen hätte. Da wußte ich nun wohl, daß es mich nicht würde aus Ihrem Gedächtnis vertilgt haben, noch aus Ihrer Liebe (honni soit qui mal y pense), aber Männer mögen so leicht die Frauen „an ihren Ort weisen", wenn sie nicht mehr ihrer Meinung sind. Haben Sie Dank für Ihr Andenken! Ich habe, seit ich heiratete, nie auf vaterländischem Boden gelebt, ja ich hatte keinen, denn Universitätsbürger sehen den Musensitz wie eine Himmelsburg an, die dem Lande die Ehre anthut, sich bei ihm aufzuhalten — (will mir überhaupt sehr komisch bedünken, daß ich in Deutschland von Vaterland spreche. Die Reichsstädtler hatten durch ihre Verfassung eine Art Ansicht von Vaterland aufbewahrt, wie man in Kuriositäten-Rumpelkammern etwa ein Modell von einem alten heidnischen Tempel vorzeigt, um die Historie des Altertums zu belegen. —) Selbst mit Mann und Kind fühlt man sich immer fremd, da wo der Mann nicht Bürgerrecht hat, und dieses Recht nicht Pflichten auflegt. — Aber als Witwe! Die Verhältnisse drängen da das Weib aus seinen Verhältnissen heraus, und die Männer ersparen ihr so selten die Notwendigkeit, selbständig zu handeln.

Ich habe seit meinem Witwenstande die Menschen vielseitig beobachten lernen, und so wie ich überhaupt das Heiraten in unsern Zeiten nicht empfehle (in Europa; am Ohio ist's ein anderes Ding), so thue ich's deshalb nicht, weil die alte Jungfer ein dem Schutz empfohlenes Geschöpf bleibt — und unter Bevormundung und Schutz zu stehen, ist des Weibes Sicherheit und Zier — der Witwe ist der spezielle Schutz, den sie in ihrem Gatten besaß, entrissen, als Mutter hat sie aber eine natürliche Selbständigkeit erhalten, die sie zur Thätigkeit im bürgerlichen Leben nötigt, und nun fehlt ihr die Bevormundung und der Schutz, der ihr Sicherheit und Zier gab. Hat die Witwe keine Kinder, so gibt sich alles von selbst — sie schließt sich den alten Jungfern wieder an oder fechtet sich durchs Leben fort. — Allein hat der Mensch immer Raum — die Mutter möchte das Universum in Anspruch nehmen zum Wohl ihrer ... Verwaisten. —

Graf Löbens Gedichte hatte Cotta — ich weiß nicht aus welchem Diskretionsgrundsatz — aus Ihrem Brief herausgenommen, und sie sind schon gedruckt [1]). Meinetwegen! Seit Dezember v. J. habe ich mit der Redaktion des Morgenblatts nichts zu thun, erst jetzt, nun die Dampfpresse im Gang ist, werde ich sie wieder übernehmen — ob ich es aus dem Tod, worin es versunken ist, werde herausbringen können, ist die Frage. Ich begreife nicht, wie Cotta ein Institut, das also zu Ehren gekommen war, um eine Druckerpresse zu ersparen, also hat herabkommen lassen, indem er die Redaktion den schlechtesten Händen überließ ... Graf Löbens leidenvoller Zustand erweckt meine herzlichste Teilnahme, und er habe Dank für seinen Gruß, der mir Berechtigung gibt, ihm meine Teilnahme zu bezeugen. Seine Kränklichkeit nimmt mein ernstes, wehmütiges Nachdenken um so mehr in Anspruch, da ich ihren Ursprung, von dem ersten seiner Geistesprodukte bis zum letzten, was mir vor Augen kam, verfolgen zu können glaube, und es wohl fühle, wie es fürchterlich sein muß, auf den Trümmern seines Selbsts den Tod zu er-

[1]) S. Brief Nr. 343.

warten. Mein Freund, guter Mensch, geistvoller Arzt: das sind die Folgen der romantischen Bildung dieser Schule. So redet jetzt Jean Paul. Seinen ärmlichen Jugendtagen waren andere Genüsse, abwechselnde Reizmittel, versagt, er ersetzte sie mit Wein, nun reizt ihn auch Branntwein nicht mehr und er wankt schlaff, stumpf, ohnmächtig ans Grab. Außer der Eitelkeit ist jede Fähigkeit in ihm geschwächt. — Justinus, erziehen Sie Ihr junges Geschlecht! ... Der ausgezeichnete, edel geborene Mensch hat Löbens Schicksal in verschiedenen Schattirungen; einzelne robuste Naturen überleben den Taumel und bilden sich eine Lage, in der sie die überlebende Sinnlichkeit befriedigen und mit Besonnenheit andern ein Blendwerk vormachen, das in der ästhetisch gebildeten Welt, die sie um sich versammeln, niemand aufdeckt — dahin gehört Tieck „mit seinen zwei Frauen", wie mir kürzlich eine seiner entzückten Zuhörerinnen sagte. Lieber Justin, ihr Aerzte habt die sinnlichen Lebensregeln wohl ausstudirt und könnt die Folgen sinnlicher Unmäßigkeit pünktlich definiren — aber die intellektuelle Unmäßigkeit und ihre Folgen laßt ihr aus der Acht, weil ihr nur Doktoren der Arzneikunst, nicht mehr Priester der Heilkunde seid. Ueberhaupt, weil ihr unserem Jahrhundert gehört. —

Stets Ihre

Therese Huber.

---

353. Freiherr von der Malsburg an J. K.

Escheberg [Rittergut in Hessen-Nassau], den 12. August 1824.

Erlauben Sie, daß ein noch Ungesehener, aber nicht Fremder einige Zeilen inniger Bitte an Sie richte ... Die Anlage, durch welche ich dem 18. August auch meinerseits die Weihe der Liebe geben möchte, ist nur der Anlaß, der es mir erleichtert, Sie selbst um den Zustand unseres Freundes [1]) zu befragen und Sie zu bitten, mir einige Kunde darüber, sowie über die Hoffnungen, die er, wenn Gott meine heißen Wünsche krönt, erwecken

[1]) Derselbe, Graf Löben, ließ sich wegen eines Nervenleidens von Kerner magnetisch behandeln, starb aber schon im Jahr 1825.

muß, freundlichſt erteilen zu wollen. Er ſelbſt kann und ſoll mir nichts darüber ſagen, aber Sie thun es gewiß mit der Offenheit, die einige Sicherheit in dies ewige Schwanken zwiſchen Fürchten und Hoffen zu bringen vermag ... Gott ſtärke und labe Ihre Hand, daß ſie vermögend ſei, ihre Stärke und Labung über ein geliebtes Leben auszugießen! ...

E. Frhr. v. d. Malsburg [1]).

---

354. J. K. an Thereſe Huber.

Weinsberg, den 24. Auguſt 1824.

Mit der innigſten Freude erfüllte mich Ihr gütiges Schreiben aus Bayreuth vom 10. Auguſt. Gewiß nahm ich alles, was Sie über meine Somnambulen u. ſ. w. in einem früheren Brief [Nr. 346] ſchrieben, mit all der Liebe auf, mit der es aus Ihrer Feder floß, und möchte Ihnen auch nicht widerſprechen, da ich alles, was Sie ſagen, ſo herzlich ehren muß. Auch in Hinſicht Löbens ſprechen Sie völlig wahr, nur möchte ich ſagen, daß das körperliche Leiden ſolcher Schriftſteller nicht ſo ſehr aus ihrem Intellektuellen, als ihr Intellektuelles aus ihrem Körperlichen hervorging. Löbens Körper wurde ſchon in früher Jugend zerrüttet, und die Art ſeines ſchriftſtelleriſchen Strebens ging gerade daraus hervor, das iſt zwar arg — aber gewiß ſo. Ueber dieſen Punkt mag ich nicht viel weiter reden. — Seine Krankheit iſt eine ſehr arge Epilepſie, ſie iſt unheilbar, aber ſehr große Erleichterung konnte ich ihm verſchaffen und hätte ihm noch mehr verſchaffen können, wäre er, was ſolchen Kranken ſtets gegeben iſt, nicht ſehr eigenſinnig. Alles, was Sie zu ſeiner Heilung rieten, das ſchlug ich ihm ſchon früher vor, allein ein Dämon, der in ihm iſt (der der Epilepſie), ſtrebt mir immer entgegen. Geben Sie das Wort, dieſen zu bannen, und wir haben alles gewonnen. Ich werde auch alles thun, dieſen gewiß recht herrlichen Menſchen mit ſeinem Körper mehr in Harmonie zu bringen. Er wird noch über den Herbſt hier

[1]) Der Freiherr ſtarb ſelbſt noch vor Löben unerwartet am 20. September desſelben Jahres 1824.

verweilen, und ich denke, da er ſich bisher ſo ſehr beſſerte, ſo werde es auch ferner gut gehen.

Die Griechen! — Ja, wie wahr und treffend ſind Ihre Vorwürfe! Ich konnte mich nicht enthalten, ſie (nach Ihrem Briefe) in Verſe zu bringen, die ich (im Fall Sie es wollen) dem Morgenblatt einverleibt ſehen möchte.

Wo kein Menſch hilft, da iſt Gottes Hilfe, und die Griechen werden gewiß nicht untergehen ...

Gott ſei mit Ihnen, verlaſſen Sie nicht ganz

Ihren innigſten Verehrer und Freund

J. Kerner.

Löben gibt mir die innigſten Empfehlungen an Sie auf.

Nachſchrift.

Dieſes Brieflein blieb liegen und Gott ſei Dank! Die Zeitungen kündigten uns inzwiſchen erfreuliche Dinge aus Ipſara [1]). Ich lege Ihnen nun die Verſe dennoch bei, aber nicht fürs Morgenblatt, ſondern nur für Sie, damit Sie ſehen, wie ich die Worte Ihres Briefes verehrte.

---

355. Dr. med. W. Schauſelen an J. K.

Stuttgart, den 23. September 1824.

Ich bin ſo frei, Ihnen ein Exemplar von den „Kriegs- und Volksliedern“ [2]) in der Anlage zu überſenden. Empfangen Sie dasſelbe als einen kleinen Beweis der Dankbarkeit für den bei Abfaſſung dieſer Sammlung von Ihrer Seite uns ſo freundſchaftlich geleiſteten Beitrag. Sollte die Sammlung ſich auch

---

[1]) Inſel im Aegäiſchen Meer, 1824 von den Türken erobert.

[2]) Die Sammlung war nach einem Brief Schauſelens v. 12. Juni d. J. auf Wunſch des Generals v. Varnbüler und anderer Stabsoffiziere unternommen worden. Auch Uhland und Schwab waren dabei beteiligt. Es galt, die ſchlechten Volkslieder und Gaſſenhauer dadurch zu verdrängen. Das Büchlein, dem württembergiſchen Kriegsminiſter v. Franquemont gewidmet, erſchien im Jahr 1831 in zweiter Auflage.

Ihres Beifalls zu erfreuen haben, so ist unser Wunsch erfüllt und gibt uns die gewisse Ueberzeugung, daß dies die beste Empfehlung für deren weitere Verbreitung in den Kreisen des Volks sein werde . . .

W. Schaufelen.

---

356. Friedrich List an J. K.

Höllenberg [Asperg], den 7. November 1824.

Freund Schmerzenreich! Wenn ich Euch schon drei Jahre lang nicht geschrieben, so habe ich Euch doch während dieser Zeit im Herzen getragen. Ich weiß, Ihr seufzt mehr als einer in Deutschland über die Miserabilität Eurer Mitmenschen und Landsleute und beugt Euer Haupt nimmermehr vor dem Baal. Ich kann Euch versichern, daß ich mich schon hundertmal zu Euch hingewünscht habe, nur um auch wieder einmal recht gemütlich mit Euch zu lästern und zu lachen, zu träumen und zu weinen. Mir ist's indes wunderlich ergangen, doch eines oder auch zwei habe ich behalten und wieder mitgebracht, das ist ein guter Mut und ein so gutes Gewissen, daß mir oft vorkommt, wenn ich auf dem Wall spazieren gehe, es sei doch besser, ich sei hier oben, als dort unten bei den Treibersknechten. Daß ich wieder heimgekommen, mag Euch seltsam erscheinen, ist's aber nicht; denn wißt, ich habe meine guten Gründe. Im Vertrauen will ich sie Euch sagen, aber ich bitte Euch, es für Euch zu behalten. Ich bin nämlich gekommen, meinen Pack zu machen und übers Meer zu ziehen und mich um den ganzen europäischen Plunder, Euern alt- und neuwürttembergischen Quark mit inbegriffen, nicht weiter zu kümmern. Dazu werde ich hauptsächlich durch die Rücksicht auf meine Kinder bestimmt, die ich nicht dem Moloch erziehen und von Eurer Schreiberzunft zu tot regieren lassen will. Das ist fest beschlossen und wird ausgeführt, sobald die Schwalben ziehen. Ihr habt inzwischen, höre ich, ein niedliches Haus gebaut in einem lieblichen Gärtlein. Ist auch mein Wunsch, nur soll mein Häuslein nicht auf europäischem Grund und Boden stehen, sondern in der freien Luft einer Republik, wo man die Leute nicht bei den Haaren herumzieht und einsperrt, wenn sie

Vernunft reden. Ihr geht nicht mit, das weiß ich wohl, aber vielleicht ſchickt Ihr mir einmal Euern Buben, der ſoll mir willkommen ſein. —

Mit Eurem Keßler iſt's nichts. Der ſchwatzte und demonſtrirte und allegirte und gab am Ende das Ferſengeld. So iſt's, wenn man die Sache desjenigen, der zuerſt angegriffen iſt, nicht zur gemeinen Sache macht. Keßler und Schübler haben mich verlaſſen und in mir die Unantaſtbarkeit der Deputirten verloren gegeben. Darum mußten ſie auch früher oder ſpäter fallen. Als man mich aus der Verſammlung ſtieß [1]), hatte Ow den glücklichen Gedanken, alle unabhängigen Leute ſollten mit mir austreten. Wir berechneten ihre Zahl auf fünfundzwanzig, und das hätte ein Loch hinausgeſchlagen. Aber Keßler lächelte ſelbſtgefällig, als wollte er ſagen: „Ich will meine großen Pläne ſchon ohne dich durchführen, bin ich nicht der große Keßler?“ Und klein Schüblerchen meinte, man werde um eines Liſts willen keinen ſo großen Spektakel machen. Das kleine Männchen bildete ſich ein, er regiere mit ſeinem ſchon halb toten Volksfreund die öffentliche Meinung. Aber es galt nicht den Liſt, ſondern die Sache, den Grundſatz. Und ſo mußten ſie, die den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld hätten ſterben können, ſchmählich über die Klinge ſpringen. Das iſt meine Anſicht ſeit drei Jahren, und daher habe ich auch von meinem Exil aus dem hochbeleſenen Herrn Keßler empfindliche Briefe geſchrieben. Ich habe ſeit meiner Zurückkunft hören müſſen, daß er einen dieſer Briefe einen Geheimen habe leſen laſſen, um ſich zu purifiziren!

Was macht Euer Bruder, der Eiſenminiſter? Immer noch Eiſen und Stahl? Das iſt ſchön. Wenn er einſt ſterben ſollte, ſo muß man ſeine koloſſale Büſte in Waſſeralfingen aufſtellen [2]). Ich möchte ihn wohl noch einmal ſehen vor meinem Hinſcheiden,

[1]) Profeſſor Liſt, Abgeordneter von Reutlingen, wo heutzutage ſein Denkmal ſteht, hatte eine Reform der Finanzen und der Juſtiz in einer Petition beantragt. Er wurde nun auf Antrag der Minorität der Unterſuchungskommiſſion zum vorläufigen Austritt aus der Kammer gezwungen und nachher zu einer zehnmonatlichen Feſtungsſtrafe verurteilt.

[2]) Karl Kerner hatte das Eiſenwerk Waſſeralfingen gegründet.

aber ich fürchte einen Kriegsratspräsidenten bei ihm zu treffen wie vor drei Jahren ... Seitdem ist's noch um vieles gefährlicher geworden, einen Menschen meines Gelichters bei sich zu haben. — Aber zu Euch komme ich noch, das lasse ich mir nicht nehmen, und sollten Euch die Schreiber Eure Pferdoration, die Ihr von Stadt und Amt bezieht, deswegen nehmen. Dann wollen wir noch recht vergnügt beisammen sein und uns für die lange Trennung schadlos halten ... Und noch etwas. Es hat mir geträumt, ich werde in der Lotterie mein Reisegeld gewinnen und noch etwas drüber. Da ich nun inzwischen ein Mystiker und Magnetiseur geworden bin, so zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieses Ereignisses, nur sehe ich nicht ein, wie ich in der Lotterie gewinnen könnte, wenn ich nicht darein setzte. Wolltet Ihr nicht die Güte haben, mir von irgend einem Lotteriekollekteur in Heilbronn ... ein Los zu verschaffen, gleichviel von welcher Lotterie, nur darf es nicht über 20 fl. kosten. Im Hessischen und Bayrischen werden mehrere Güter ausgespielt, und ich glaube, die Lose kosten nur 6 fl. bis 12 fl. Ein solches wäre mir am liebsten. Und je früher die Lotterie gezogen wird, um so lieber ist's mir; denn ich brauche das Geld bald. Es ist dies mein vollkommener Ernst; sorgt, daß mir ein solches Los zur Einsicht zugeschickt wird nebst dem Plan. Vom Gewinn sollt Ihr Euern Anteil erhalten; denn Eure Hand bringt mir Glück.

Von meinem hiesigen Aufenthalt werde ich Euch ein anderesmal mündlich Bericht geben ... Eure Briefe müßt Ihr an meine Frau nach Stuttgart adressiren. Eurer lieben Frau meine freundschaftlichen Empfehlungen. Lebt inzwischen wohl bis auf Wiedersehen, lieber Freund Schmerzenreich, und bleibt gut

Eurem Freudenreich [1]).

---

357. Eulenstein an J. K.

Stuttgart, 4. Dezember 1824.

Es ist hohe Zeit, daß ich endlich etwas von mir hören lasse und Ihnen Nachricht von meiner musikalischen Laufbahn

[1]) Den Brief teilt Th. Kerner schon in seinem „Kernerhaus und seine Gäste" mit S. 43 ff. Dort findet sich auch weiteres über List.

gebe. Zuvor aber ſage ich noch meinen Dank für die mir bei meinem Dortſein ſo oft und ſo viele erwieſene Freundſchaft und die mir immerwährend bewieſene Teilnahme. Ich kam alſo am 8. November hier an. Da meine Abſicht hauptſächlich war, den Winter über hier als Konditor zu arbeiten, ſo konnte ich natürlich keine muſikaliſchen Bekanntſchaften eher ſuchen, bis ich erſt wußte, ob ich und wann ich anfangen ſollte zu arbeiten. Ich behielt alſo Ihre Briefe einige Tage zurück und fing nun an, mich um eine Stelle zu bewerben. Doch umſonſt! Alle waren mit Leuten verſehen, und ich beſchloß nun, die Maultrommel arbeiten zu laſſen. Ich beſuchte Ihren Herrn Bruder, der mir verſprach, mir möglichſt behilflich zu ſein. Ebenſo Herr Profeſſor Schwab und Jäger, welche beide mich mit mehreren muſikaliſchen Männern bekannt machten. Schon am dritten Tage wurde ich nach Cannſtatt berufen, wo ich eine Geſellſchaft unterhalten ſollte. Mein Spiel gefiel über alle Erwartung, und da die Geſellſchaft aus den Vornehmſten aus Stuttgart beſtand, ſo wurde ich nicht nur gut bezahlt, ſondern auch ſchnell weiter empfohlen, ſo daß ich den andern Tag gleich wieder in zwei Geſellſchaften ſpielen konnte. Die erſte war im Kaffeehauſe und die zweite beim Miniſter v. Maucler. Faſt der ganze Hofſtaat war da verſammelt, mehr als vierzig junge Damen und Kavaliere hörten mich. Auch der Fürſt von Oehringen war da und unterhielt ſich mit mir ſehr herablaſſend. Daß ich durch den Glanz, der da prangte, etwas abgeſchreckt und ſchüchtern wurde, können Sie ſich leicht vorſtellen; doch das Gefühl meiner Kunſt gab mir bald wieder Mut; ich wurde allgemein bewundert und bekam ein Empfehlungsſchreiben an den Kammerherrn der Königin Witwe in Ludwigsburg. Die Königin bezeigte, obwohl ſie ſonſt keine Freundin von Muſik iſt und nie einen Tonkünſtler vor ſich läßt, dennoch Wohlgefallen an meinem Spiele, und der Hofſtaat gab ebenfalls ſeinen Beifall. Nun kehrte ich ruhmgekrönt wieder hieher zurück. In dieſer Zeit hatte Ihre Frau Schwägerin wieder einen Privatzirkel gebildet, und ich wurde von Stunde zu Stunde mehr bekannt. Nun beſchloß ich feſt, um nicht von meinem Glücke verblendet zu werden,

dennoch zum Konditor zu gehen. Ich bot, weil ich jetzt Geld hatte, meine Dienste umsonst an, und so trat ich am 14. November in Arbeit. Zwar werde ich nicht länger umsonst arbeiten als bis Neujahr, damit ich das verdiente Geld nicht wieder zusetzen muß; dann knüpfe ich meine musikalischen Verbindungen wieder von neuem an, um mir dann Empfehlungsschreiben nach Tübingen, Mannheim und Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt zu verschaffen. Bis dahin empfehle ich mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin freundschaftlich.

C. H. Eulenstein[1])

---

358. Karl Mayer an J. K.

Waiblingen, den 2. Oktober 1826.

Glücklich beim Empfang Deiner Lieder[2]), hätte ich Dir gleich danken sollen, auch kam mir's in die Feder, wie folgt:

Mein Sommerleben war ein stilles Lieben;
Die Flur, die Wälder hegt ich von der Blüte ꝛc.[3])

Allein kein Wunder, wenn mir bei jedem Blick in Deine Dichtungen all das Meinige, und so auch diese Worte des Dankes, wieder entleideten, die Dir aber nun doch zugehen sollen, da sie die Wahrheit reden und das Reden Deiner Freunde Dir immer lieber ist als ihr Schweigen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein treuer

K. Mayer.

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „Auf Eulensteins Spiel auf der Maultrommel in der Nacht". (Dichtungen 334.)

[2]) Kerners „Gedichte" erschienen im Jahr 1826 bei Cotta. Ostander in Tübingen hatte dieselben schon im Jahr 1824 verlegen wollen, wie zwei Briefe desselben vom 17. Januar und 17. März 1824 beweisen.

[3]) Bereits gedruckt in K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 94. Ebenda S. 92 ff. sind auch zwei Briefe Kerners an Mayer vom Jahr 1826 abgedruckt.

359. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 20. März 1827.

Als ich im vorigen Sommer bei Dir war, welcher Tage ich mich ſtets mit der dankbarſten Freude erinnere, ſagte ich Dir, daß unſer alter Cottaiſt Schubart, der jetzt in Paris als Buchhändler anſäſſig iſt, ſehr darnach gefragt, ob nicht von Deinem ſeligen Bruder Memoiren vorhanden ſeien; er glaubte, daß deren Herausgabe von großem Intereſſe ſein würde, und bemerkte, daß Dein Bruder bei vielen im Andenken ſei. Schwab macht in etwa zehn Tagen eine Ferienreiſe nach Paris, und ich wünſchte durch ihn eine beſtimmtere Nachricht an Schubart gelangen laſſen zu können. Schreibe mir, wenn auch nichts für ſeinen Wunſch geſchehen kann, doch den Titel der gedruckten Briefſammlung auf.

Für die Sammlung Deiner Lieder[1]), die mich und ſo viele andere innig erfreut, meinen beſten Dank. Ich würde Dir die meinigen, ſo nun hiebei folgen, längſt geſchickt haben, wenn die neue Auflage wirklich Neues enthielte. Wir ſind unlängſt zuſammen rezenſirt worden, im Hermes; ich bin ganz Gemüt, wie ein ſchalloſes Ei, Du ganz Kindlichkeit, wie ein Küchlein, das eben aus dem Ei gebrochen; die Reiſeſchatten ſcheint der Rezenſent nicht gekannt zu haben. Ich habe aus dieſen unlängſt in einer Winterkranzgeſellſchaft, die bei uns war, einige der launigſten Scenen, namentlich Flügels Konzert, vorgetragen, und mich des lebhafteſten Applauſes zu erfreuen gehabt.

Hat Dir Gok ein Exemplar von Hölderlins Gedichten[2]) geſchickt? Sie machen doch Aufſehen!

Nun, man erzählt ja Wunderdinge von Deiner neuen magnetiſchen Patientin[3])?

Möchten wir uns doch bald wiederſehen und ſprechen, was ſo viel beſſer iſt als alles Briefſchreiben. Es iſt längſt an Dir, Deine hieſigen Freunde zu beſuchen.

Von mir und meiner Frau Dir und allen den Deinigen die herzlichſten Grüße! Dein Uhland.

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Uhland gab dieſelben mit Schwab heraus. Vgl. Brief Nr. 316.

[3]) Die Seherin von Prevorſt, Friederike Hauffe.

Es ist neuerlich ein Buch angezeigt worden: über die Kunst, Drachen zu verfertigen und steigen zu lassen; so ist nun auch diese Lücke in der Literatur ausgefüllt [1]).

---

360. Eschenmayer an J. K.

Tübingen, den 15. August 1827.

Wie die meisten Menschen von Jugend auf gewöhnt werden, von Geistererscheinungen zu denken, wissen wir zur Genüge, und auch wir haben früher nicht anders gedacht. Ja, wir würden wahrscheinlich noch so denken, wenn nicht Thatsachen vorlägen, welche die Realität dieser Erscheinungen verbürgten. Mit dem großen Kapital von Visionen und Selbsttäuschungen und Phantasmen können wir uns nun einmal bei dem, was wir wissen, nicht mehr abfertigen lassen. Ob aber einer aufstehen und uns eine so künstliche Kombination aller der Umstände und Zufälle vorhalten wird, daß die Sache auf einem nach unsern Naturgesetzen anpassenden Wege erklärt werde, müßten wir jedenfalls abwarten. Bis dahin werde ich aber meinen Glauben an die Thatsachen um so weniger aufgeben, weil er mir für die moralische und religiöse Tendenz sehr ersprießlich wird und schon geworden ist. In meiner angewandten Psychologie habe ich die Stärke und die Notwendigkeit unserer Naturgesetze auf eine Weise gewürdigt wie wenige vorher; aber ich habe auch ihre Grenzen kennen gelernt und weiß, wo sie nicht mehr anwendbar sind und uns nicht mehr befriedigen können. Wer sich mit dem Evangelium beschäftigt und Glauben daran hat, muß dieses schon zum voraus zugeben, weil es in der That lächerlich sein würde, alle jene Erscheinungen und Lehren, welche Christus äußerte, unter Naturformeln bringen zu wollen. Wer keinen Glauben daran hat und jenen höhern Zusammenhang leugnet, — sollen

---

[1]) Uhland wollte damit Kerner zugleich an seine Jugend erinnern, in der er gar manchen Drachen, den er selbst gefertigt, hatte steigen lassen. S. Bilderbuch S. 9 f.

wir uns wohl um das Urteil desselben viel bekümmern? Es hat von jeher Zeiten und Menschen gegeben, welche auf eine besondere Weise auf den Glauben zu wirken gekommen waren, damit wir über dem elenden politischen Drängen und Treiben und etwa auch über dem bißchen Moral, was uns Menschen vereint, nicht das ewige Heil der Seele vergessen sollen. Auch unsere Zeit, die ganz in den politischen Strom der Welt sich versenkt hat, bedarf wieder eine solche Anregung, gleichviel, woher sie komme. In unsere Zeit fallen allerdings große Lösungen, aber eben daher auch große Verirrungen, wofür uns doch nur eines schützen kann, und dies ist und bleibt das Evangelium.

Deine Hausse [Seherin von Prevorst] ist, so viel ich selbst beobachten und prüfen konnte, ein reines, frommes Gemüt, das mit der christlichen Religion so sehr befreundet ist, daß mir Personen von diesem Stande nur wenige der Art bis jetzt vorgekommen sind. Das Außerordentliche der Thatsachen ging ja ganz einfach, ungesucht und ohne Neugierde und Wichtigkeit zu erregen, aus ihr hervor. Sie sagte bloß, was sie sah und hörte, man untersuchte und fand es wahr. Diese Wahrheit besteht aber nicht bloß aus dem Munde eines oder zweier Zeugen, sondern aller, die ich in Weinsberg sprechen konnte. Wie unverdächtig ist das Zeugnis des Pfarrers Heermann, der an sich selbst die Realität dieser Erscheinungen nicht nur etwa zwei- bis dreimal, sondern einundzwanzigmal, wie er in seinem Aufsatz selbst beschreibt, erfahren hat.

Ich sehe Deine Seherin als eine seltene Erscheinung an, die gekommen ist, um uns mit Thatsachen bekannt zu machen, die wir bisher ungeprüft verworfen haben, und eine Lehre vorzubereiten, die einst der Welt dadurch nützen wird, daß sie den Glauben der Menschen mehr zum Evangelium hinführt. — Fast hätte ich über dem Theoretisiren den herzlichen Dank vergessen, den ich Deiner Güte und Liebe schuldig bin. Die Tage in Weinsberg werde ich nimmer vergessen . . .

Eschenmayer.

361. Fr. Th. Vischer an J. K.

Tübingen, den 26. April 1828.

Ich habe beiliegendes Schriftchen meines Vaters [1]) in Stuttgart bei einer alten Tante aufgegabelt und löse nun mit Vergnügen mein Versprechen, es Ihnen zu schicken ... Uebrigens wollte es mir beim flüchtigen Durchlesen scheinen, als ob die Geister des Mittelreichs keinen sehr blutigen Kampf für ihre Existenz zu kämpfen hätten, so lange keine schärferen Waffen gegen sie geschwungen werden. Das Schriftchen mußte wohlthätig sein für dasjenige Publikum, bei dem der Geisterglaube ein verderblicher Aberglaube ist, dem es also auf jeden Fall gesund ist, wenn man den aus Unvernunft oder wenigstens mit Unvernunft gehegten Glauben bei ihm auszurotten sucht — aber wer Gründe gegen die Sache selbst darin sucht, scheint mir hier keine große Ausbeute zu machen. — Die Figuren der Frau Hauffe [Seherin von Prevorst] wurden mir schon durch das wenige von der Erklärung, was zu lesen mir Zeit übrig blieb, so interessant, daß ich mich recht sehr freue, wenn ich einmal Gelegenheit bekomme, sie eigentlich zu studiren, wozu ich in Weinsberg so im Augenblick nicht kapabel war. — Gar gerne wäre ich von Stuttgart aus noch nach Gaisburg ausgeflogen, aber das Fliegen verging mir wohl, da mein Gestell so ruinirt war, daß ich froh sein mußte, mit den nötigsten Besuchen fertig zu werden.

Ihr ergebenster Fr. Th. Vischer.

---

362. H. Stieglitz an J. K.

Berlin, Schloßfreiheit Nr. I., den 10. Mai 1829.

Nicht der Doktor den Doktor, nicht der Bibliothekar den Oberamtsarzt, der junge Sänger will den hochgeschätzten älteren Sänger grüßen, und indem er seinem Ihnen vielleicht noch ganz unbekannten Namen Grüße von A. v. Arnim und Varnhagen

---

[1]) Gestorben 1814 als Geistlicher in Ludwigsburg. Die erwähnte Schrift ist „Jungs Theorie der Geisterkunde" ꝛc. Stuttgart 1809.

beifügt, die nächſt Chamiſſo, Fouqué, Streckfuß, Neumann gerne der Unternehmung zu einem Muſenalmanach für 1830 ſich mit ihren Beiträgen angeſchloſſen, bittet er auch Sie ... dieſem mit freudigem Herzen und redlichem Wollen im Verein mit zwei jungen Freunden, Werder und Veit, unternommenen Beginnen auch Ihren Beitrag nicht verſagen zu wollen. Sei es ein Lied, eine Romanze, ein Epigramm, was Sie uns ſchenken, wird willkommen ſein, und ſo erwarte ich denn bis zum Ende des Junius Ihre Antwort und begrüße ſchon im voraus dankend das wackere Weinsberg mit dem herzlichſten Gruße ...

Dr. H. Stieglitz [1]).

---

363. J. K. an Thereſe Huber.

[Undatirt.]

Verehrungswürdigſte Frau! [2])

Der gütige Beifall, den Sie meiner ärztlichen Schrift ſchenkten, freut mich innigſt, da ich verſichert bin, daß Sie mich beſſer verſtehen als ſehr viele Aerzte. Letzterer wegen ließ ich vieles unausgeführt und gab nur Andeutungen. So hätte ich die Macht und Bedeutung dieſes Bauchſyſtems noch gerne weiter ausgeführt. Stockärzten wäre es Wahnſinn geweſen, andern iſt mit dem wenigen, was ich gab, ein Faden gegeben, an welchem leicht weiter gegangen werden kann.

Ein offenbarer Kampf im Menſchen zwiſchen dieſem Bauchſyſtem und dem Gehirn liegt am Tag. Ueberwiegen des einen oder des andern mag nicht ohne Störung in der Maſchine, wie ſie nun einmal normal ſein ſoll, ausgehen. Ueberwiegen

---

[1]) Der unglückliche Dichter war damals Kuſtos an der Berliner Bibliothek. Der erwähnte Almanach erſchien unter dem Titel „Berliner Muſenalmanach f. d. J. 1830“ (mit M. Veit und K. Werder). Kerner beteiligte ſich nicht daran.

[2]) Vermutlich — die Adreſſe fehlt — iſt Thereſe Huber gemeint. Vgl. die Briefe Nr. 300 und 317. Frau Th. Huber ſtarb am 15. Juni 1829.

des Gehirns stört dieses sympathische System und alles, was es verrichtet: Kreislauf, Verdauung, Hautverrichtung, Sehen u. s. w. Ueberwiegen des Bauchsystems aber stört das Geistige des Menschen, das Gehirn und was von ihm ausgeht, den freien Willen, die Selbständigkeit u. s. w. Der Mensch aber wird dagegen fett; die Leber sieht man im Gesicht eines solchen Menschen und das Herzblut tritt auf die Wangen. Es verbindet sich der Mensch dann mehr mit der Außenwelt; seine Selbständigkeit schwindet, und ich möchte sagen, es wächst ihm eigentlich wieder eine Nabelschnur, an der ihn jeder mit vorherrschendem Gehirne zu gängeln vermag.

Die Augen sind ganz dem Herzen unterworfen, und Leiden, die das Herz betreffen, besonders erdrückter Kummer, wirken ganz auf sie ein. Tiere, bei denen der schnellste und kräftigste Herzschlag ist, haben auch die schönsten Augen, z. B. Falke, Adler. Das Herz bricht und das Auge bricht, fühlbar und sichtbar, gleichzeitig. — In der Schwangerschaft ist das sympathische System äußerst herrschend, daher verfallen Schwangere so häufig in sinnliche Gelüste, Stehlen, Beißen ꝛc., sind auch der Außenwelt sehr überantwortet, nehmen von dieser Eindrücke an, die sich auf dem Kinde (Muttermale ꝛc.) abdrücken, und können auch leicht von bösen Menschen durch Verwünschungen, Sympathie u. s. w. Uebel erleiden. In diesem Bauchsystem liegt die Erbsünde, der Apfelbiß, das verlorene Paradies. Daher geht ein waches Gehirn in dieser Welt über alles. „Wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet“ ꝛc. Die Juden sind eine Nation, in der das sympathische System leicht sehr thätig ist, wofern es nicht immer möglichst nahrungslos gehalten wird. Daher bestunden die mosaischen Gesetze vorläufig in diätetischen Vorschriften für dieses Volk; besonders versagte ihnen Moses Fett und Blut, die so äußerst auf das sympathische System einwirken. Diese Menschen sind auch wie keine zu den allerwunderbarsten (bei keinen andern Menschen sonst geschehenen) Hautausschlägen geneigt, und Hautausschläge, wie überhaupt die Haut (der Leiter nach der Außenwelt) sind bloß Produkte des sympathischen Systems. Dadurch aber, daß die

Juden Moſes (das Bauchſyſtem zäumenden) Geſetzen gehorchen und auch ohnedies doch meiſtens (der Mehrzahl nach) nüchtern und in Armut leben, erhalten ſie ein waches Gehirn und zeigen oft mehr Scharfſinn und Verſtand als die Speck und Blut freſſenden Chriſten. Doch iſt die natürliche Anlage zu einem vorherrſchenden Bauchſyſtem (man könnte es auch den Bauchdämon nennen) in ihnen immer durchſcheinend und läßt ſich auch durch Moſes Geſetze nur teilweiſe bezwingen, daher ihre Luſt zu Gewinn, Betrug, Stehlen. Sie werden aus dieſen Sätzen auch ſehen, daß das Faſten in der katholiſchen Kirche nicht ohne iſt, ſondern eine höhere Bedeutung hat — nur muß man nicht ſtatt eines halben Pfundes Ochſenfleiſches zehn Pfund Stockfiſche freſſen.

In dieſem ſympathiſchen Syſtem liegt auch der Tod (das verlorene Paradies), ohne dieſes wäre ewiges Leben auch hier gegeben. Inſekten ſind faſt ganz ſympathiſches Syſtem, daher ihr ſo öfteres Sterben, ihr ſo oftmaliges Verwandeln. Ihr ſympathiſches Syſtem wird äußerſt ſchwach von dem kleinen Punkte eines Gehirnſyſtems aus regiert, letzteres hat auf erſteres gar wenig Einfluß; daher kann der hintere Teil einer Weſpe noch fortleben und ſtechen, iſt der vordere Teil auch abgeſchnitten. Früher aber ſtirbt in jedem Falle der vordere, ſchwächere Teil; länger lebt das hintere, vorherrſchende Bauchſyſtem. Beim Menſchen geſchieht das Gegenteil. Die meiſten Sterbenden ſterben von unten herauf ab, oft iſt alles bis an die Bruſt wirklich tot und kalt und wird vom Sterbenden gar nicht mehr empfunden — aber noch iſt das Gehirn wach, dieſer Wächter und Gott in uns. Endlich wird auch dieſes vom Bauchſyſtem aus (dem Tode, der Erbſünde) in Mitleidenſchaft gezogen, und es muß (als wie zum Fluch, daß es je mit dieſem Dämoniſchen eine ſolche Verbindung eingegangen) auch mit dahin.

Aehnliches liegt auch in Moſes Erzählung vom Sündenfalle. Das Weib ſtellt hier das überwiegende Bauchſyſtem dar in ihren Gelüſten, ſie gibt der dämoniſchen Stimme in ihm (der Schlange) Gehör. Der Mann iſt das Haupt (das Gehirn), das ſich verführen läßt, willenlos bleibt, ſich unter die Gewalt

des Bauchsystems neigt. Daselbst spricht Gott zum Weibe: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein. Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären u. s. w. Von da an ist auch der Tod und die Sünde in die Welt gekommen. —

Daß Ihr Augenübel vom sympathischen System seinen Ursprung hat, glaube ich gar wohl, besonders im Fall Sie Kummer zu sehr unterdrückten und nicht durch viele Thränen Herz und Auge erleichterten. Nichts erleichtert das Herz so sehr als Thränen. Zurückgepreßte Thränen bringen Lähmungen im Herzen wie im Auge . . .

Justinus Kerner.

---

364. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 29. Juni 1829.

Wir dachten eben ernstlich darauf, Deiner so freundlichen Einladung zu folgen, als mir die Nachricht zukam, daß ich jetzt eine alte poetische Handschrift, der ich lange nachgetrachtet, benützen könne, weshalb ich mich vielleicht morgen schon auf wenigstens vierzehn Tage zu Herrn v. Laßberg[1]) in Thurgau auf den Weg machen werde.

Meine Frau will in der Zwischenzeit ihre Schwester Neeff, die zu Jaxtfeld mit ihren Kindern Solen- und Flußbad gebraucht, besuchen, und von da wünscht sie wohl auch euch heimsuchen zu können. Aber auch ich verzichte für dieses Jahr noch keineswegs darauf . . .

Cotta Sohn sagte mir kürzlich, daß der erste Teil Deines Werks[2]) im Drucke beendigt sei und auch der zweite auf der

---

[1]) Joseph Freiherr von Laßberg (1770—1855), „der originelle Burgherr" auf der Meersburg am Bodensee. Vgl. „Briefwechsel zwischen Jos. Frhr. v. Laßberg und Uhland", herausgeg. von Pfeiffer 1870.

[2]) „Die Seherin von Prevorst" erschien noch in diesem Jahre in zwei Bänden. Im Jahr 1892 erlebte sie die sechste Auflage bei Cotta, erschien inzwischen auch bei Reclam.

Die Seherin von Prevorst.

Augsburger Dampfpresse rasch vorannücke. Es zeige sich bereits starke Nachfrage. Erlaubst Du mir, den Eindruck wieder zu geben, den unsere letzten Gespräche mir zurückgelassen haben, so ist es dieser: was an diesen Arbeiten Dein ist, was rein und ungetrübt aus Deiner Beobachtung und Naturanschauung hervorgeht, davon bin ich des schönsten Gewinns für alle versichert, denen es klar ist, daß man in die wunderbaren Tiefen der Menschennatur und des Weltlebens ohne lebendige Phantasie niemals eindringen werde. Was Dir aber von andern zugetragen und fremdartig eingemischt wird, dagegen bin ich in hohem Grade mißtrauisch und feindselig gesinnt; ich meine nicht sowohl die gelbe Weste des Pfarrgeistes zu N., als vielmehr die Eschenmayersche Theologie auf diese Gegenstände angewendet [1]).

Vergib meiner alten Aufrichtigkeit und behalte mit den Deinigen in liebevollem Andenken

Euern treuen

L. U.

---

365. G. H. v. Schubert an J. K.

München, 24. August 1829.

Was soll ich zu dem Beweis von Güte und Vertrauen sagen, den Sie, mein Teurer! mir unbedeutendem Wandersmann der Heerstraße, mir Bewohner der Vorstadt gaben. Ein Buch [2]), welches ich für das bedeutungsvollste, tiefste halte, das in diesem ganzen Gebiet des menschlichen Erfahrens und Wissens erschienen, ein Buch, dem ich eine größere, ausgebreitetere, eingreifendere Wirksamkeit auf seine Zeit voraussage, als seit vielen Jahren irgend eines hatte, haben Sie mir zugesandt, und da ich es aufschlage, ist es sogar mir gewidmet!

Ihr Buch ist hier von den geistvollsten Männern mit hohem Interesse und Bewunderung gelesen worden ... Es ist in diesem Buch ein Element, das auf Menschen von den verschiedensten

---

[1]) Dieses Uhlandsche Urteil hat schon Notter a. a. O. S. 73 mitgeteilt.

[2]) Die Seherin von Prevorst". Cotta, 1829.

Bildungs- und inneren Entwicklungsstufen und von dem verschiedensten Alter wundervoll und, soviel ich urteilen konnte, auf alle wohlthätig begeisternd und erhebend einwirkt. Männer, welche seit vielen Jahren alles, was über das Gebiet des Hellsehens bekannt geworden, gelesen und hierin selber vieles geforscht und beobachtet haben, finden ganz neue, noch nie gesehene Tiefen aufgedeckt. Nur in Oettingers [1]) Schriften (z. B. in seinem biblischen und emblematischen Wörterbuch) fand ich Dinge, die mich einiges von dem ahnen machten, was mir durch Ihr Buch mehr als Ahnung geworden.

Wie bedaure ich es noch heute, daß ich am Palmsonntag 1826 so früh morgens durch Weinsberg kam, als alle Leute noch schliefen, auch der verehrte Justinus Kerner wahrscheinlich noch unter den Träumenden war. Ich freue mich der Zeit, da ich Ihnen Ihre Hand drücken und in Ihr liebes Gesicht sehen darf. Und diese Zeit, wenn's nach meinen Wünschen geht, soll nicht gar ferne sein ...

Meine Psychologie soll nun auch gedruckt werden. Gott lasse das Buch vollends nach seinem Rat und Willen gelingen und gebe Segen dazu. Sobald es gedruckt ist, sende ich es Ihnen.

Nun, mein Teurer, nehmen Sie einstweilen diesen armen, wortkargen Dank von einem armen Wandersmann an, der nichts hat als einige wenige Worte.

Meine Hausfrau grüßt die liebe Ihrige mit herzlicher Liebe. Gott segne Sie beide!

Ihr dankbar treuergebener

Dr. G. H. Schubert.

---

366. Varnhagen an J. K.

Baden, den 27. August 1829.

Mit tiefer Wehmut sah ich Dich scheiden, und die nächsten Stunden und Tage grade nun sich anfüllen mit allem, was wir

[1]) Vermutlich der schwäbische Theosoph Fr. Chr. Oetinger (1702 bis 1782), gestorben als Prälat in Murrhard.

einander zu ſagen, zu erzählen gehabt hätten; nicht nur in Betreff des Vergangenen, ſondern auch in Abſicht des Zukünftigen! Aber auch dieſe Flut, nachdem ſie lange genug unruhig gewogt, mußte ſich endlich im hilfloſen Wechſel der Tage allmälich wieder verziehen, und ich blicke Dir nun mit milder Sehnſucht nach; durch dieſes unſer gedoppeltes Wiederſehen eines ferneren, glücklichſt erneuerten Wiederſehens ganz unfehlbar verſichert! Dein und der Deinigen lieber Anblick hat mir das Herz erquickt, ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr Du ſelbſt, Deine liebe Frau und Deine teuren Kinder, und überhaupt Dein ganzes Daſein mir gefallen haben! Daß Du mit den lieben Deinigen nach Baden kamſt, war nun vollends einzig ſchön! — Auch mit Schreiben biſt Du mir zuvorgekommen; eure glückliche Ankunft freut mich, wir waren eurem zweitägigen Wege in begleitender Nachrechnung treulich gefolgt. Wie ſchön wäre es, wenn wir ihn wirklich antreten könnten! aber es läßt ſich diesmal nicht ſo an, als dürften wir eurer liebevollen Einladung Folge leiſten. Eure Herzlichkeit zieht uns wahrlich ſtark genug, die Vorteile der Sache locken nicht wenig, und für die Geſundheit meiner Rahel wäre kaum etwas Beſſeres auszudenken; aber es ſtehen ſo mancherlei Dinge entgegen, früher beſtimmte, ſo ſchnell nicht umzulenkende und weithin bezugvolle, daß das Erwünſchte und Nahliegende dennoch wohl für jetzt ein Unerreichbares bleiben wird! Allein damit iſt im ganzen noch nichts aufgegeben, ich bin zäh und halte feſt, was ſich mir darbietet, und bin es ſchon mein ganzes Leben hindurch gewöhnt, daß mir mein Wünſchen und Streben nach einiger Arbeit endlich doch meiſt ſich erfüllt! — Und wie wär' es, wir träfen einmal gar mit Roſa Maria bei Dir zuſammen? Daß Du gleich an ſie geſchrieben, freut mich innigſt. Ich will auch noch von hier an ſie ſchreiben, aber der Himmel weiß, wie es zugeht, daß mir die Feder hier faſt gar nicht zur Hand will! —

Unter den Papieren Deines Bruders habe ich gleich eine vorläufige Sichtung vorgenommen, vieles davon, für den Zweck nicht brauchbar, habe ich beſonders eingeſiegelt und Herrn v. Cotta mitgegeben, um es Dir gelegentlich wieder zukommen zu laſſen;

ich wollte mein Reisegepäck möglichst klein zusammenhalten. Das übrige werde ich in Berlin bei gehöriger Muße genauer durchsehen; im ganzen ist weit weniger vorhanden, als ich dachte, und ich bin noch nicht gewiß, wie sich daraus etwas Leidliches wird fassen lassen; das amtlich Hervortretende war in Deines Bruders Leben das Unwichtigere, das Bedeutendere seiner thätigen Lebensverbindungen ist fast gar nicht belegt, besonders fehlen Briefe, deren ich doch viele vermutete. Indes wollen wir zusehen, was zu machen ist, und an meiner Sorgfalt soll es nicht fehlen [1]).

Auf Deine Seherin bin ich ungemein begierig, fang' ich auch mit Unglauben an, so ist er doch kein eigensinniger, und Deinen Vorstellungen, Thatsachen und Beweisen werd' ich mich gern hingeben, sofern sie mich wirklich anfassen. Daran glaub' ich aber im voraus, geliebter Freund, daß Dein Buch mit Blut und Thränen geschrieben ist, denn dergleichen Gegenstände, welche Wurzel und Blüte des ganzen Menschendaseins angehen, wirst Du nicht behandeln, ohne Dein Bestes daran gesetzt zu haben! — Lasse das Buch nur in Berlin für mich abgeben, ich kann es doch wohl nicht eher bekommen. Wir haben hier immerfort unbeständiges Wetter, Hitze, Kälte, Dumpfheit, Sturm und Regen. Für Rahel ist das gar nicht gut; man ist unaufhörlichen Erkältungen ausgesetzt, und die Nerven wollen gar nicht in Ordnung kommen ... Vierzehn Tage bleiben wir noch hier, doch kommt es auf Umstände und Nachrichten an. Frankfurt am Main muß ich auf jeden Fall berühren; es bleibt daher wenig Aussicht, nochmals bei Dir in Weinsberg vorzufahren diesmal! Aber wer weiß, was sich uns inzwischen Günstiges anspinnt, und ich grüße Dich mit einem hoffnungserfüllten Herzen! ...

Treulichst Dein

Varnhagen.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 256 und 319.

367. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 18. September 1829.

Mit großer Bekümmernis erfüllt uns die Nachricht von dem Unfall Deiner Emma, die wir so innig lieb gewonnen und noch kaum so heiter und fröhlich verlassen. Und doch schöpfe ich aus Deinem Briefe selbst die Hoffnung, daß keine übleren Folgen eintreten werden. Laß uns doch recht bald weiteres wissen; Deine l. Frau schreibt uns wohl einige Zeilen, wenn Du bei Ankunft dieses nach Heidelberg abgereist sein solltest, was ich, als Beweis vom Besserbefinden Deines Kindes, doppelt wünschen muß.

Wie konntest Du anstehen, lieber Kerner, mir Deine neue Schrift [Die Seherin von Prevorst] mitzuteilen, wenn Du sie anders für einen Unkundigen zugänglich findest? Als wir im Frühjahr auf dem Wartberg waren, konnte ich allerdings mit einigem, was Du äußertest, nicht einverstanden sein, aber gerade damals verwiesest Du uns auf Dein Buch. Ich habe mich auch gegen niemand anders darüber geäußert als gegen Dich selbst, wenn Du Dich noch erinnerst, in meinem letzten Briefe [Nr. 364]. Gewiß bin ich weit entfernt, über etwas zu urteilen, was ich noch nicht kenne, oder aus einigen schroffen Einzelheiten auf den Kern einer Sache zu schließen.

Nun noch von mir und meiner Frau den wärmsten Dank für alles Liebe und Gute, was uns in Eurem freundlichen Hause zu teil ward, und die herzlichsten Grüße Euch allen.

Unveränderlich Euer

L. Uhland.

---

368. G. H. v. Schubert an J. K.

München, 22. Dezember 1829.

Noch einmal im alten Jahre möchte ich Ihnen mit herzlicher Liebe Ihre Hand drücken. Wir kennen uns zwar länger, aber doch hat uns erst dieses nun endende Jahr mit einander in näheren Rapport der Herzen und des Geistes gebracht; denn

ich habe Sie ſeit Ihrem Buche viel lieber als ſonſt ... Vor einigen Tagen war ich bei unſerer edlen Königin. Sie ſagte mir, daß ſie eben Ihr Buch leſe. Es gefiel ihr gar ſehr, beſonders der Schluß des erſten Teils ...

Sobald ich mit meiner Pſychologie ein wenig weiter vorwärts bin, ſende ich wieder etwas über die liebe, ſelige Seherin ins „Morgenblatt“. Der zweite Band und manche ſeiner Geſchichten hatten mich anfangs (ich möchte wohl ſagen in Ihre Seele hinein) faſt erſchreckt. Mehr und mehr ſehe ich aber ein, es iſt ſo, wie unſere edle Königin ſehr richtig bemerkte; „Es iſt gut und zeitgemäß, daß es in unſern Tagen Männer gibt, die die Courage haben, ſo etwas bekannt zu machen. Die Welt mag darüber ſpotten, es wirkt doch gut“ ...

Lieber Bruder! Was können wir Beſſeres und für uns Geſegneteres thun, als öffentlich und vor allen Menſchen den Namen deſſen bekennen und preiſen, der uns von Ewigkeit geliebt hat. Er wird uns dann wieder bekennen vor ſeinem Vater und allen Engeln. Und ſo ein Buch zu ſchreiben, das macht einen innerlich ſo geſund und kräftig und bringt einen beſonderen Segen über all unſer anderes Thun ...

G. H. Schubert.

Briefe von Justinus Kerner.

Nr. 3. 12. 16. 18—23. 25. 29. 30. 33. 35—38. 44. 45. 48. 56. 59. 62. 63. 74a. 76. 76a. 77. 81. 82. 86. 89. 92. 97—99. 102. 103. 106. 107. 109. 110. 112. 116. 117. 117a. 120. 122. 125. 131. 132. 135. 137. 138. 145. 147. 150. 155. 160. 161. 164. 165. 171. 174. 180. 182. 184. 185. 188. 190—193. 201. 203. 207. 217. 219. 223. 225. 232. 237. 238. 243. 245. 248. 249. 251. 253. 255. 257. 260. 266. 270. 272. 275. 279. 283. 286. 288. 291. 300. 310. 315. 317. 321. 326. 329. 331. 332. 334. 335. 343. 345. 354. 363.

Verzeichnis der Personen,

von welchen Kerner Briefe empfing.

Assur, David, 1787—1842, Arzt in Hamburg, Gatte von Rosa Maria Varnhagen.
Briefe: Nr. 55. 58.

Autenrieth, J. H. F., geb. 1772 zu Stuttgart, studirte Medizin, 1797 Professor der Arzneikunde in Tübingen, 1822 Kanzler der Universität. Er starb 1835.
Brief: Nr. 8.

Braun, G., Verlagsbuchhändler in Karlsruhe, Kerners Jugendfreund.
Brief: Nr. 323.

Breslau, studirte mit Kerner Medizin, gest. als bayrischer Leibarzt in München.
Brief: Nr. 46.

Chezy, H. v., geb. v. Klencke, 1783—1856, Enkelin von Luise Karsch, verfaßte Erzählungen, Novellen ꝛc.
Briefe: Nr. 221. 226.

Conz, K. Ph., Ueberſetzer und Dichter, Schillers Jugendfreund, 1762 bis 1827, ſtudirte Theologie, ward Diakonus in Vaihingen und Ludwigsburg. 1804 Profeſſor in Tübingen.
Brief: Nr. 303 und das Facſimile vom 14. März 1808.

Erlach, F. K. Freiherr v., 1765 geboren, Kriegsrat, ſammelte „Die Volkslieder der Deutſchen“ in 5 Bänden.
Brief: Nr. 325.

Eſchenmayer, Chr. A., 1771—1852, ſtudirte Medizin, Arzt in Kirchheim u. T., dann Profeſſor der Philoſophie in Tübingen.
Brief: Nr. 360.

Eulenſtein, Tonkünſtler aus Heilbronn, machte größere Kunſtreiſen in Deutſchland, Frankreich und England.
Brief: Nr. 357.

Fouqué, de la Motte, Dichter der Undine, geb. 1777 zu Brandenburg, kämpfte 1813 im Freiheitskriege mit und nahm als Major ſeinen Abſchied; geſtorben 1843 zu Berlin.
Briefe: Nr. 66. 115. 127. 156. 172. 183.

Gangloff, Karl, 1790—1814; der geniale junge Künſtler ſtarb, erſt 24 Jahre alt, in Merklingen an einer Nervenkrankheit.
Briefe: Nr. 113. 166.

Gok, Finanzrat in Stuttgart, Hölderlins Stiefbruder.
Brief: Nr. 316.

Hartmann, Karl Auguſt v., 1764—1849, Geheimerat in Stuttgart. In ſeinem Hauſe verkehrten Schiller und Göthe.
Brief: Nr. 344.

Haug, Friedrich, Epigrammatiker, 1761—1829, Hofrat und Bibliothekar in Stuttgart.
Briefe: Nr. 212. 224. 305.

Hebel, Joh. Peter, der bekannte alemanniſche Dichter, geb. 1760 zu Baſel, geſt. als badiſcher Prälat im Jahre 1826.
Briefe: Nr. 262. 267. 268. 276.

Hitzig, Jul. Ed., 1780—1849; Kriminalrat in Berlin, bildete lange den Mittelpunkt der in ſeiner „Mittwochsgeſellſchaft“ vereinten Dichterwelt Berlins.
Brief: Nr. 198.

Hornthal, Joh. Peter v., geb. 1794 zu Bamberg, ſtudirte die Rechte, war dann Notar und Advokat, geſt. 1864 in Bamberg.
Brief: Nr. 235.

Huber, Thereſe, Tochter des Philologen Heyne, 1764—1829, redigirte einige Zeit das „Morgenblatt“ und ſchrieb gute Romane.

Briefe: Nr. 278. 294. 307 („Morgenblatt"). 311. 314. 322. 330. 333. 346. 352.

Jäger, Georg, Naturforscher, geb. 1785 zu Stuttgart, gest. ebenda 1866 als Obermedizinalrat.

Briefe: Nr. 309. 342.

Kerner, Georg, Bruder von Justinus, geb. 1770 zu Ludwigsburg, gest. 1812 als Arzt in Hamburg. (Vgl. Brief Nr. 242.)

Brief: Nr. 1 und das Facsimile vom 2. Juli 1806.

Kerner, Karl, Bruder von Justinus, geb. 1775 zu Ludwigsburg, studirte Militärwissenschaften auf der Karlsschule, gest. 1840 als Geheimerat in Stuttgart.

Brief: Nr. 306 und das Facsimile vom 3. April (1800?).

Keßler, Landwirt, Abgeordneter für das Oberamt Oehringen.

Briefe: Nr. 293. 296. 312. 318.

Klein, Obermedizinalrat in Stuttgart.

Brief: Nr. 340.

Koch, Franz, Künstler auf der Maultrommel, aus Breslau.

Brief: Nr. 299.

Köstlin, Heinr., gest. als Obermedizinalrat in Stuttgart.

Briefe: Nr. 40. 64. 82. 167. 338.

Lämmerer, Joh., Weber und Filialschullehrer in Gschwend.

Brief: Nr. 277.

Liſt, Friedrich, hervorragender Nationalökonom, 1789 in Reutlingen geboren, 1818 Professor der Staatskunde in Tübingen, 1825—1833 in Amerika, dann abwechselnd in Paris, Augsburg, Wien ꝛc. 1846 erschoß er sich.

Brief: Nr. 356.

Löben, Otto Heinr. Graf v., Pseudonym: Isidorus Orientalis, 1786—1825, Verfasser süßlicher Ritterromane.

Briefe: Nr. 69. 142. 206. 213. 221. 234. 241.

Malsburg, E., Freiherr v. d., 1786 zu Hanau geboren, studirte die Rechte, ward Regierungsrat und Kammerherr, starb 1824. Er übersetzte aus dem Spanischen und ließ 1817 Gedichte erscheinen.

Brief: Nr. 353.

Matthisson, Friedrich v., 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg geb., studirte Theologie und Philologie, ward Lehrer zu Dessau, später Hofmeister, dann Reisebegleiter der Fürstin von Dessau. 1812—1824 Geh. Legationsrat und Oberbibliothekar in Stuttgart, lebte dann zurückgezogen in Wörlitz, wo er 1831 starb.

Briefe: Nr. 246. 347.

Mayer, Karl, geb. 1786 zu Neckarbischofsheim, studirte 1803—1807 in Tübingen die Rechte, 1824 Oberamtsrichter in Waiblingen, von 1843 an Oberjustizrat in Tübingen, wo er 1870 starb.
Briefe: Nr. 61. 70. 129. 134. 139. 141. 149. 152. 158. 162. 163. 168. 175. 177. 181. 199. 205. 209. 239. 286. 320. 339. 358. Faksimile: 16. Juni 1812.

Michaelis, C. H. K., Professor der deutschen und französischen Literatur an der Universität in Tübingen, redigirte dann in Stuttgart das „Regierungsblatt" und den „Württembergischen Volksfreund" (1818).
Briefe: Nr. 292. 297.

Nehrlich, Karl, im Weimarischen geboren, ließ 1798 ein Trauerspiel „Celtamiro" und 1805 Gedichte erscheinen.
Brief: Nr. 5.

Neuffer, Chr. Ludwig, Freund Hölderlins, Nachahmer von Voß, geb. 1769 in Stuttgart, studirte Theologie, zuletzt Stadtpfarrer und Dekan in Ulm, gest. 1839.
Brief: Nr. 336.

Notter, Friedrich, Danteforscher, Uhlandbiograph, geb. 1801 zu Bergheim bei der Solitude (Schillers Mutter war seine Patin), gest. in Stuttgart 1884.
Brief: Nr. 328.

Pahl, J. G., 1768—1839, berühmter Historiker, Pfarrer in Bischberg (jetzt Fichtenberg), zuletzt Prälat.
Briefe: Nr. 233. 281. 285. 289.

Paßmann, Chr. Friedr., 1772—1831, studirte Theologie, redigirte verschiedene Zeitschriften und gab größere Sammlungen von Sonetten, Balladen ꝛc. heraus.
Brief: Nr. 229.

Rückert, Friedrich, 1789 zu Schweinfurt geboren, starb der bekannte Dichter 1866 auf seinem Gute Neuseß bei Koburg.
Brief: Nr. 264.

Schaufelen, W., Arzt in Stuttgart.
Brief: Nr. 355.

Schlegel, Dorothea, 1765—1839, Tochter Moses Mendelssohns, Gattin von Fr. Schlegel.
Brief: Nr. 121.

Schmidgall, Kaufmann, Verwandter der Seherin von Prevorst.
Brief: Nr. 349.

Schoppe, Amalie, geb. Weise, geb. 1791 auf Fehmarn, wo ihr

Vater Arzt war. 1811 heiratete sie den Dr. Schoppe in Hamburg, der nach unglücklicher Ehe 1829 starb. 1851 ging sie nach Amerika, wo sie 1858 starb. Sie war eine äußerst fruchtbare Schriftstellerin. Facsimile: 3. Juni 1810.

Briefe: Nr. 50. 68. 84. 118. 252. 287. 301. 350.

Schubert, Gotth. Heinr. v., Naturforscher und Naturphilosoph, geb. 1780, studirte Theologie und Medizin, 1819 Prof. der Naturwissenschaften in Erlangen und 1827 in München, gest. 1860.

Briefe: Nr. 365. 368.

Schwab, Gustav, geb. 1792 zu Stuttgart, gest. ebenda 1850 als Oberkonsistorialrat.

Briefe: Nr. 65. 72. 79. 88. 90. 95. 157. 189. 204. 210. 211. 231. 351.

Seckendorf, Leo v., Dichter und Uebersetzer, geb. 1773 zu Wenfurt, studirte jus, 1798 Regierungsassessor in Weimar, 1802 württembergischer Regierungsrat, dann österreichischer Offizier, fiel 1809 bei Ebersberg.

Brief: Nr. 4.

Seegemund, Joh. Georg, genannt Gottwalt, geb. 1794 zu Stettin, studirte Theologie, machte die Freiheitskriege mit, wurde dann Pastor und zuletzt Superintendent und Schulrat.

Briefe: Nr. 196. 222.

Seyffer, Arzt in Heilbronn.

Briefe: Nr. 295. 313.

Simanowiz, L., 1759—1827, die berühmte Malerin, die Schiller und seine Familie malte.

Brief: Nr. 242.

Staudenmayer, Chemiker in Ludwigsburg.

Brief: Nr. 197.

Stieglitz, H., geb. 1801 zu Arolsen, studirte Philologie, Bibliothekar, dann unstät auf Reisen, starb 1849 in Venedig.

Brief: Nr. 362.

Stoll, J. L., 1778 geb., Sohn eines Arztes, widmete sich der Literatur und starb, nachdem er eine ansehnliche Erbschaft rasch verbraucht hatte, in dürftigen Umständen am 22. Januar 1815 zu Wien.

Briefe: Nr. 51. 53.

Theobald, v., General, geb. 1772 zu Rastatt, gest. 1837 als Generalmajor in Stuttgart, militärischer Schriftsteller, übersetzte auch W. Scotts Leben Napoleons. (Vgl. Brief Nr. 30.)

Briefe: Nr. 169. 195.

Uhland, Ernſt, geb. in Brackenheim, Vetter Ludwig Uhlands, ſtarb frühzeitig als Oberamtsarzt in Ludwigsburg.
Brief: Nr. 341.

Uhland, Ludwig, der Dichter, lebte von 1787—1862.
Briefe: Nr. 2. 6. 7. 9—11. 14. 15. 17. 24. 26—28. 32. 34. 39. 43. 47. 49. 54. 57. 60. 67. 74. 75. 78. 80. 81a. 85. 87. 91. 93. 94. 96. 100. 101. 104. 105. 108. 111. 114. 123. 124. 126. 128. 130. 133. 136. 140. 143. 144. 146. 148. 151. 153. 154. 159. 170. 173. 178. 186. 187. 194. 200. 202. 208. 214. 216. 218. 220. 227. 228. 230. 236. 240. 244. 247. 250. 254. 259. 261. 274. 280. 282. 302. 308. 324. 327. 337. 348. 359. 364. 367.

Varnhagen, K. A. von Enſe, geb. 1785 zu Düſſeldorf, ſtudirte Philoſophie, ward dann Offizier, 1815—1819 preußiſcher Miniſterreſident in Baden. Dann, aus dem Staatsdienſt entlaſſen, lebte er als Geh. Legationsrat a. D. in Berlin und ſtarb 1858.
Briefe: Nr. 13. 41. 42. 73. 256. 258. 263. 269. 271. 273. 284. 290. 319. 366.

Varnhagen, Roſa Maria, 1783—1840, älteſte Tochter des Medizinalrats Varnhagen, Schweſter des vorhergehenden, heiratete 1815 Aſſur.
Briefe: Nr. 21. 52. 71. 119. 215.

Viſcher, Fr. Th., 1807 in Ludwigsburg geboren, 1844 Profeſſor der Aeſthetik in Tübingen, 1855 in Zürich, 1866 wieder in Tübingen, 1869 am Stuttgarter Polytechnikum, er ſtarb 1887.
Brief: Nr. 361 (aus der Studentenzeit).

Waldeck, Graf v., in Gaildorf, hervorragendes Oppoſitionsmitglied im württemb. Landtag.
Brief: Nr. 304.

Wangenheim, Karl Auguſt v., geb. 1773 zu Gotha, ſtudirte Theologie und die Rechte. 1816 württemb. Kultminiſter, ſeit 1823 penſionirt, ſtarb 1850 zu Koburg.
Brief: Nr. 265.

Weckherlin, Ferdinand, 1795—1817, Hof-Bibliothekar in Stuttgart.
Briefe: Nr. 176. 179.

Epistel.

Justinus Kerners

Briefwechsel mit seinen Freunden.

Zweiter Band.

Ludwig Uhland und Gustav Schwab
bei Justinus Kerner.

Justinus Kerners

Briefwechsel mit seinen Freunden.

Herausgegeben von seinem Sohn

Theobald Kerner.

Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert

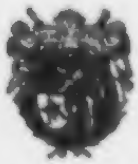
von

Dr. Ernst Müller.

Mit vielen Abbildungen und Faksimiles.

Zweiter Band.

134.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

* 3368

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andre Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
VII.	Die Jahre 1830—1839	1—3
	Briefe 369—506	4—152
VIII.	Karl Kerners Tod. — „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit". 1840—1849	153—156
	Briefe 507—664	157—325
IX.	Lenaus — Nickels Tod. 1850—1854 . . .	326—329
	Briefe 665—753	330—424
X.	Die letzte Zeit. 1855—1862	425—427
	Briefe 754—848	428—527
Nachtrag.		
	Briefe 849—852	527—530
Verzeichnis der Briefe von Justinus Kerner		531
Verzeichnis der Personen, von welchen Kerner Briefe empfing		531
Register		535—554
Berichtigungen und Nachträge		554
Brief-Facsimiles:		
Adalbert, Prinz von Bayern: 1. September 1858 .		nach 508
Alexander, Graf von Württemberg: 4. Oktober 1837 .		„ 130
Freiligrath, Ferdinand: 15. Oktober 1840 . . .		„ 176
Geibel, Emanuel: 21. Oktober 1845		„ 236
Hohenlohe, Fürst Alexander: 31. März 1835 . . .		„ 88
Kobell, Franz v.: 20. Juni 1852		„ 374
Laßberg, J. v.: 25. Juli 1854		„ 416
Lenau, Nikolaus: 20. August 1833		„ 52
Ludwig I., König von Bayern: 2. Juli 1849 . .		„ 320
Marie, Prinzeß von Württemberg: 2. November 1852 .		„ 376
Müller, Wolfgang, von Königswinter: 7. Nov. 1852 .		„ 378
Pocci, Graf von: 27. Dezember 1852		„ 382
Schwab, Gustav: 28. August 1831		„ 10
Varnhagen v. Ense: 29. Dezember 1855		„ 458

Porträts:

Alexander, Graf von Württemberg	nach	70
Eschenmayer, Dr. C. A. v.	„	222
Freiligrath, Ferdinand	„	266
Geibel, Emanuel	„	232
Heideloff, C.	„	464
Kobell, Franz v.	„	388
Lenau, Nikolaus	„	34
Ludwig I., König von Bayern	„	354
Marie, Prinzessin von Württemberg	„	314
Schwab, Gustav	„	118
Uhland, Ludwig, und Gustav Schwab bei Justinus Kerner		Titelbild

VII.

Die Jahre 1830—1839.

Der neue Zeitraum steht unter dem Zeichen der „Blätter aus Prevorst", die von 1831—1839 herauskamen. Sie brachten „Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens". Die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift waren besonders Eschenmayer, Schubert, von Meyer, Baader, Görres. Sie standen mit Kerner in regem Briefwechsel.

Außerdem hat Kerner auch selbständige Schriften über dieses Gebiet veröffentlicht, so im Jahre 1834 „Geschichten Besessener neuerer Zeit" und 1836 „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur" (Spukgeschichte aus dem Weinsberger Oberamtsgefängnisse) und „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins" [1]).

Ueber seine Thätigkeit und seinen Glauben an die Geisterwelt hat sich Kerner sehr schön ausgesprochen in einem Brief an Gustav Schwabs Frau, Sophie, vom 12. Mai 1836 (Nr. 460). Man findet darin die Herzensmeinung Kerners offen und klar ausgedrückt.

Diese Wirksamkeit Kerners hatte zur Folge, daß der durch seine Gebetsheilungen bekannte Prälat Alexander,

---

[1]) Kerners „Geister- und Dämonenglaube" war darnach durchaus ein wirklicher, kein „romantisch vorgeblicher", wie K. Mayer in seinem „Ludwig Uhland", II, 157 anzunehmen im allgemeinen geneigt war.

Fürſt von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt, zu Großwardein in Ungarn ſeine Bekanntſchaft ſuchte. Ja, er veranlaßte ihn zur Abfaſſung von ſechs Faſtenpredigten, die unter dem Titel: „Das entſtellte Ebenbild Gottes in den Menſchen durch die Sünde“ von Fürſt Hohenlohe herausgegeben wurden. Seine Briefe in dieſer Angelegenheit, die Kerner immer beſonders ſchätzte, werden wohl auch das beſondere Intereſſe des Leſers erregen. Sie zeigen, in welch ſchöner Eintracht Proteſtanten und Katholiken damals mit einander lebten! Kerner wurde in jener Zeit gerade auch von geiſtlicher Seite mit zuſtimmenden Briefen erfreut, ſo von ſeinen ſchwäbiſchen Landsleuten Knapp, Dann, Krais und anderen, weiterhin auch von Notter und Carriere.

Am lebhafteſten war der Briefwechſel mit Sophie Schwab und ſpäterhin mit Julie Hartmann, der Tochter des Geheimerats Hartmann in Stuttgart, der Patin von Emma Kerner. Schwabs und Hartmanns traten Kerner ſehr nahe, während Uhland, obwohl durch ſtete Freundſchaft mit Kerner verbunden, nur ſelten briefliche Nachricht von ſich gab. Durch Schwab wurde Kerner zuerſt mit Lenau bekannt, der nun ſehr häufig bei Kerners verkehrte. Ein anderer, ebenſo gern geſehener Gaſt im Kernerhaus war der ritterliche Graf Alexander von Württemberg, den bald innigſte Freundſchaft mit Kerner verband. Seine und Lenaus Briefe, welch letztere Juſtinus Kerner ſelbſt noch zur Veröffentlichung an deſſen Schwager Schurz zum größten Teil mitgeteilt hat, bilden eine Zierde unſerer Sammlung.

Im Jahr 1832 durften ſich die flüchtigen Polen der Gaſtfreundſchaft des Kernerhauſes in vollſtem Umfang erfreuen. Ein beſonderes Dankſchreiben des Polenkomites in Paris drückte Kerner, der die Polen auch im Lied verherrlichte, ſeine große Hochachtung aus.

Die Freundſchaft Kerners mit ſo vielen bedeutenden

Dichtern wirkte auch auf seine Dichterphantasie äußerst günstig ein. Die Gedichte, die damals seiner Muse entsproßten, wurden meist, wie bisher, im Morgenblatt oder auch in dem deutschen Musenalmanach[1]) veröffentlicht. Darunter „Der Wanderer in der Sägemühle", „Die schwäbischen Sänger. An Goethe", „Die schwäbische Dichterschule" und andere.

Im Jahr 1834 erschienen die „Dichtungen" in einer „neuen, vollständigen Ausgabe in einem Bande" bei Cotta, das Jahr darauf der längst begonnene „Bärenhäuter im Salzbade" in Lenaus Frühlingsalmanach. Lenau selbst hat seinen Freund Kerner dazu veranlaßt; ihm haben wir es zu verdanken, daß Kerner dieses treffliche Schattenspiel, das er seit vielen Jahren beiseite gelegt hatte, wieder hervorholte und vollendete.

---

[1]) Das Morgenblatt redigirte seit 1828 Kerners Freund G. Schwab, den deutschen Musenalmanach ebenderselbe mit Chamisso seit 1833.

369. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 11. Januar 1830.

Für Dein Buch von der Seherin, das ich mit größter Aufmerksamkeit gelesen, hätte ich Dir längst meinen herzlichsten Dank gesagt; es war aber meine Absicht, Dir zugleich die Zweifel und Einwendungen, welche sich mir erhoben, mitzuteilen. Da erhob sich auf einmal gegen Dich ein Heer von Rezensenten und machte es ganz überflüssig, daß Dir auch die Freunde noch mit ihren Bedenken kämen. Es geht in diesem Jahre, wie Du bereits in der Zeitung gelesen, eine bedeutende Veränderung in meinen Verhältnissen vor. Doch werde ich erst an Ostern die neue Laufbahn[1]) beschreiten. Es hat mir gerade diese Nacht geträumt, Dich auf dem Markte zu Tübingen mit Gelegenheit einer Sauerbrunnenfuhr getroffen zu haben; dieses Gesicht gibt mir die feste Zuversicht, daß Du mich dort bald mit einem Besuche erfreuen und erfrischen werdest.

Die Anlage (?) zögerte ich, Dir zu schicken, da es immer nur das alte Lied ist. Ich habe seitdem mehreres Neue gemacht, und Du hast, was davon im Morgenblatt erschienen, mit einem Liebe begrüßt, von dem nur zu wünschen, daß es ebenso wohl begründet sein möge, als es dichterisch schön ist.

Für den Reimerschen Musenalmanach, in welchem Chamisso für 1830 ein herrliches Gedicht, Salas y Gomez, gestiftet, denke ich für nächstes Jahr einiges zu geben, vielleicht spendest

---

[1]) Im April 1830 siedelte Uhland als Universitätslehrer nach Tübingen über. Im Sommer 1830 hielt er seine ersten Vorlesungen.

Du auch dahin[1]). Daß ich aus Deinem Garten Mohn[2]) gebrochen, haſt Du geſehen; die Geiſterkelter[3]) wollte mich auch zu einem Liede anregen.

Sei mit Deiner lieben Frau und den Kindern von uns beiden herzlich gegrüßt.

Dein treuer

L. U.

---

370. Ludwig Uhland an J. K.

Stuttgart, den 10. Februar 1830.

Ich bin gleich nach Empfang Deines Schreibens zu Schwab gegangen, und er hat Deine noch nicht abgedruckten Beiträge zum Morgenblatt zurückgelegt, bis Du beſtimmt darüber verfügen wirſt. Reimer wurde hier erwartet und dies verzögerte meine Antwort, da ich von ihm hören wollte, bis wann die Beiträge für den Almanach[4]) eingeſchickt ſein müſſen. Im vorigen Jahr war es bis zum Juni Zeit, und ſo wird es auch diesmal ſein. Wenn Reimer nur vorläufig verſichert iſt, daß Du teilnehmen werdeſt, ſo wirſt Du noch ruhig abwarten können, was Dir die Muſe bringt.

Schwab und ich geben in dieſen Almanach das Beſte, was wir haben. Auch von Mayer habe ich einen ſchönen Beitrag mit den meinigen abgeſchickt.

Euch alle grüßen wir von Herzen!

Dein

L. U.

---

[1]) Im deutſchen Muſenalmanach für 1831 erſchienen von Uhland drei Gedichte: Ver sacrum, Merlin der Wilde, Tells Tod; von Kerner vier Gedichte: Die Himmelsbraut, Der Kinder Angebinde, Rückkehr, Das Lied.

[2]) S. Uhlands Gedicht „Der Mohn“. Vgl. dazu Fränkel in ſeiner Uhland-Ausgabe I, 489.

[3]) Uhlands Gedicht dieſes Namens erſchien erſt im Jahr 1834. S. Fränkel I, 505.

[4]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

371. Eschenmayer an J. K.

Den 7. April 1830.

Ach Freund! Der Schlag auf mein Herz ist geschehen, mein liebes Weib ist nicht mehr. Unbezwingbar war ihr Uebel, sie selbst fühlte es seit geraumer Zeit am besten und bereitete sich mit einem echten Christenmut zu dem entscheidenden Schritt. Ihre letzte Stunde hatte viel Belehrendes für mich in Beziehung der Scheidung von Geist, Seele und Leib. Sie starb bis auf den letzten Augenblick mit dem vollsten Bewußtsein, — ein Beweis, daß Seele und Geist sich zugleich vom Leibe trennten. Als die Momente dieser Trennung heranrückten und das Band schon halb gelöst war, sagte sie zu uns: „Der Herr ist mir nahe". Zuletzt, wo sie nur noch stammeln konnte, sagte sie: „Der Erlöser und Heiland ruft mich zu sich", und mit diesen Worten verschied sie. Schon vor zehn Tagen sagte sie zu uns: „Wie sehr freue ich mich, die Ostern im Himmel feiern zu dürfen", — wie schön gewährt wurde ihr diese Freude! Und vor vier Tagen sagte sie: „Wenn die Morgensonne aufgeht, gehe ich unter". Sie starb heute am 7. April morgens $5^1/_2$ Uhr, wobei die Kalenderrechnung damit zutrifft . . .

Eschenmayer.

---

372. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 22. April 1830.

Endlich, mein teurer Freund, komme ich dazu, Dir zu schreiben. Ich habe diesen Winter sehr schlecht zugebracht, unter heftigen Brustleiden, die auch jetzt wieder mich hart befallen haben. Diese Kränklichkeit, die mir als solche besonders verhaßt ist, ging auch großenteils auf meine Stimmung über, und so fand ich mich bis jetzt wirklich noch nicht in der gehörigen Verfassung, Deine Seherin von Prevorst, für deren Sendung ich Dir herzlich danke, ordentlich zu lesen. Diese Geschichten haben für mich, ohne daß ich im geringsten leichtgläubig, oder durch geistige Fähigkeit näher beteiligt wäre, etwas so tief Angreifendes,

durch den ganzen Zusammenhang dieser Vorstellungsarten aufreizend Wirksames, daß ich es meinen gesundesten Zeiten und kräftigsten Gemütslagen vorbehalten muß, mich mit ihnen zu beschäftigen. Dazu kommt, daß mir das Buch von vielen Seiten unaufhörlich abgefordert, ja fast entrissen wurde, indem es im Buchladen bald nicht mehr zu haben war. Deine Seherin hat auch hier, wie Du schon wissen wirst, das größte Aufsehen erregt, und viele Zustimmung, doch auch nicht wenige Gegner gefunden. Zur Anzeige in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik hatte ich Herrn von Meyer[1]) vorgeschlagen; allein da er sich bereits im Morgenblatt darüber ausgesprochen hatte, so wollte man nicht dieselbe Stimme nochmals über denselben Gegenstand zu reden auffordern; nun haben die Aerzte sich des Buches bemächtigt, und ich weiß nicht, was darüber gesagt werden wird. — Ich habe die Cottasche Buchhandlung beauftragt, Dir ein Exemplar der Denkwürdigkeiten Erhards[2]) zuzustellen, darin wirst Du viele wunderliche Sachen finden, und unter anderen, daß auch die hellsten Bestrebungen in sehr dunkle Gebiete führen können. Das Leben Zinzendorfs[3]) wird auch bald fertig sein und Dir durch die Reimersche Buchhandlung zukommen. — Die Papiere Deines Bruders[4]) habe ich sorgfältig durchgesehen, es ist leider alles sehr abgebrochen und voller Lücken, die Verhältnisse oft nur ganz örtlich, das Wichtigere vorausgesetzt oder kaum angedeutet; ich sehe bis jetzt noch keinen Weg, daraus eine gute Gestalt für öffentliche Darbietung zusammen zu bringen. Indes kann sich vielleicht noch manches in der Folge daran knüpfen und dann eine schickliche Wendung gefunden werden[5]).

---

[1]) Fr. von Meyer in Frankfurt, Kerners späterer Mitarbeiter an den Blättern aus Prevorst und am Magikon. S. Magikon IV, S. 257.

[2]) Joh. Benj. Erhard, gestorben 1827 als Obermedizinalrat in Berlin (Mitarbeiter an Schillers Thalia und Horen). Varnhagens „Denkwürdigkeiten des Arztes Joh. Benj. Erhard" erschienen 1830.

[3]) Es erschien in den Biographischen Denkmalen 1830.

[4]) Vgl. Brief Nr. 319.

[5]) Varnhagen kam nicht dazu, Georg Kerners Leben zu beschreiben.

Ich hoffe, daß Du mit den Deinigen vollkommen wohl seist, und nach überstandenem Winter Eurem schönen Sommer heiter entgegen lebst! Von mir kann ich das noch nicht sagen, meine arme Rahel ist zwar minder leidend als vor einiger Zeit, und auch ich hoffe mit dem dauernd warmen Wetter meinen bösen Husten noch los zu werden; aber wir haben doch stets mit unserem Klima hart zu kämpfen. Ob und wohin wir diesen Sommer reisen werden, ist noch ganz unentschieden. Aus Hamburg habe ich gute Nachrichten ...

Varnhagen.

Grüße Uhland vielmals, wenn Du ihm schreibst. Wird man von ihm denn nichts Neues mehr lesen?

---

373. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Serach [1]), den 5. Mai 1830.

Mein lieber, Herz und Gemüt erfüllender Doktor! Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen nicht früher zu schreiben, als bis ich den trefflichen Schubert [2]) mit Fleiß gelesen hätte. Dazu braucht man nach meiner Ansicht wenigstens fünf bis sechs Wochen; aber ich darf nun sagen, daß, wenn gleich der Titel wenig Licht verspricht, ein klares Bild des Ganzen vor meinem Innern schwebt, dessen Sprache man allerdings verstehen muß, um in den eigentlichen Sinn dieses Werkes zu bringen, das gleich dem Ihrigen, nicht allein aus dem kalten Verstand, sondern aus der Vollkraft des Gemütes hervorgegangen ist. — Mitten in der Sündflut von erbärmlichem Geschmier behauptet dieses Werk, ich möchte sagen, einen antediluvianischen Charakter mit seinen herrlichen Bildern und mit jener Schreibart, die hinfließt wie ein kräftig getriebener Strom.

In der dreizehnten Vorlesung und an mehreren anderen Stellen fand ich einen Vorrat Salmiak für den Katarrh meiner Seele. — Sat est! ...

---

[1]) Weiler mit Landhaus des Grafen bei Eßlingen am Neckar.

[2]) Vgl. über Schuberts Werke Brief Nr. 377.

Ihren lieben Brief erhielt ich vor vier Tagen, er traf mich unpäßlich. Leider bin ich noch am Ausgehen verhindert, sonst würde ich nicht ermangelt haben, den trefflichen Wangenheim, den meine liebe, gute Mutter so sehr schätzte, sowie vor allen Dingen die lieben Ihrigen zu besuchen. — Womöglich werde ich einen Versuch machen, Wangenheim selbst Ihnen zuzuführen! Mir sind mehrere auffallende Dinge begegnet, die zum Teil Ihnen interessant sein werden. — Ich bin ganz ungeduldig, wieder ein Roß besteigen zu können, um zu Ihnen zu eilen. Denken Sie nur, ich habe in der letzten Zeit sogar Verse gemacht... Es hat mich nicht wenig eitel gemacht, daß mir die Reime gelungen??! O! Egoist, der ich bin! Auch Ihnen werde ich es vorlesen.

Mein Gütchen, auf dem ich meine Rekonvaleszenz abwarten will, blüht herrlich in diesem Augenblick. Es ist doch ein unnennbar süßes Gefühl, auf einem Stück Erde zu stehen, das einem eigen gehört. — Ich denke dabei immer an Sie, wie Sie in Ihrem Garten und über jede über Nacht aufgegangene Blume die größte Freude haben, und wie Ihnen die ersten, selbstgepflanzten Rettiche schmecken werden.

Und nun, mein Herzensdoktor! leben Sie recht wohl, grüßen Sie alle guten Menschen und behalten Sie lieb

Ihren treuen wahren Freund

Alexander [1]),

genannt der tolle Graf.

---

374. Eschenmayer an J. K.

Tübingen, den 13. Oktober 1830.

Schleiermacher ist ein Mameluk; über Schriften urteilen, die man nicht gelesen, heißt reden wie der Blinde von der Farbe. Ich glaube kaum an die Namenverwechslung, nachdem er drei Viertelstund bei mir auf dem Zimmer war. Mein Gespräch

---

[1]) Vgl. die schöne Abhandlung über ihn von Th. Kerner in seinem „Kernerhaus und seine Gäste". S. 306 ff.

mit ihm kam zuerst auf Hegel, dessen Philosophie er nicht hold ist. Ich sagte ihm, daß ich in meiner letzten Schrift auch seine Ansicht vom Magnetismus aufgenommen und dabei mir auch ein Wort über seine Philosophie erlaubt habe. Von da aus kam es auf die Seherin, wovon er sagte, er habe sie auch durchgeblättert, überlasse aber solche Bücher seiner Frau. Dich nannte er unkritisch, weil Du so viel fremde Thatsachen aufgenommen hättest. Das Faktische, was ich ihm von der Seherin erzählte, frappirte ihn am Ende doch. Ich gestehe, daß ich in Berlin keine echte Somnambule suche. Die Berliner sind meistens Leute für das Mittelreich unter dem Strich, d. h. unter der Indifferenzlinie, sie haben keinen wahren Begriff vom Welterlöser, und auch die Dogmatik von Schleiermacher stellt nur einen solchen Erlöser auf, der für ein bestimmtes System zugeschnitten und modernisirt ist ...

Eschenmayer.

---

375. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 2. April 1831.

Kürzlich fand ich zufällig einen Almanach[1]), in welchem von Schwab Hugos „Ungarin" übersetzt ist. Dies Gedicht rührte mich unendlich; es ist aber im Französischen gewiß nicht so schön. — Mit Erstaunen lese ich soeben im Morgenblatt den Gutzkowschen Prolog. Welch ein entsetzlicher Bombast und Unsinn! Ganz wie mein alter Freund Schoder[2])!

Es sind jetzt sechs Besessene hier, worunter zwei Kinder von neun Jahren, die ihre Heilung erwarten und mit Gott auch erhalten werden ohne einen Tropfen Arznei. — Ein Arzt aus London kam kürzlich bei mir an, er machte die Reise in sechs Tagen, sich über das Besessensein und seine Heilart belehren zu lassen. Er ist ein Mensch voller Kenntnisse und

---

[1]) In der „Urania" 1831 erschienen Gedichte von V. Hugo, übersetzt von Schwab.

[2]) S. Band I, S. 16.

Gleichen Sinne:

[illegible] Sie [illegible] Rimsky-Korsakow auf [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Ich kann es noch immer nicht verschlucken, daß du mit deinen Gedichten ausreißen willst aus der projectirten Brüderschaft mit's Mayer u. mir. Mayer hat mir sein Manuscript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich sein.

Marie in Sarach sieht vortrefflich aus; sie scheint auch recht vergnügt. Lasset ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe, vortreffliche Freundin, mein Dickele? Ich werde mein Lebtage die Freude nicht vergessen, mit der sie mich von Amerika zurück empfangen hat. Da sah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundschaft beuchten.

Grüße mir Emmachen u. Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber, ich schreibe dir bald wieder.

ewig Dein.

Niembsch

Wissens aus dem tiefsten Altertum, nicht so ein bornirter württembergischer Apothekersarzt.

Wir küssen Dich, Schwab, Pfitzers.

Dein

Kerner.

---

376. Gustav Schwab an J. K.

Stuttgart, den 28. August 1831.

Hier schicke ich Dir den Herrn Niembsch von Strehlenau aus Wien, einen Ungarn, einen herrlichen Dichter und Menschen, wovon Du Dich bald überzeugen wirst. Er hat bei mir gewohnt und ist für ewig mein Freund geworden; wir sind auch bei Uhland in Tübingen gewesen, und um deinetwillen reiset er über Weinsberg nach München.

Dich, Rickele und die Kinder grüßen Sophie und ich aufs innigste. Vielleicht lassen wir uns um die Herbstzeit bei euch einen Augenblick sehen.

Innig und ganz

Dein G. Schwab[1]).

---

377. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 16. September 1831.

... Schuberts Besuch war mir ein Entzücken! Ich bin schon so lange durch Schriften und Briefe mit ihm bekannt und sah ihn noch nie. Nun! er ist allerdings fast dicker als ich, warum soll er denn aber auch verzehrt aussehen? Welche Milde, welche Liebe ist in ihm! Lese auch Du seine Schriften recht und laß dafür all die anderen Lappalien sein. Lese seine „Geschichte der Seele". — Du kannst nichts Herrlicheres, nichts Umfassenderes übers ganze Menschenwesen lesen. Seine „Symbolik des Traums", seine „Nachtseite der Natur", seine „Natur-

[1]) Bereits mitgeteilt von Th. Kerner in „Das Kernerhaus und seine Gäste" S. 126. — Ueber Schwabs erste Bekanntschaft mit Lenau ist Schwabs Leben von Klüpfel S. 230 f. zu vergleichen.

geſchichte", ſeine „Kleine Aſtronomie", ſeine „Fixſterne", ſein „Altes und Neues", ſein „Wanderbüchlein nach Tirol" ... und noch vieles, vieles mußt Du von ihm leſen und wirſt Dich aufs innigſte befriedigt finden und ihn unendlich lieben. Seine Frau war auch bei ihm und ein Fräulein Lindner aus Baſel, die eine ausgezeichnete Wohlthäterin der Armen ſein ſoll. Sie ſah auch ganz heilig aus ... Auch der Profeſſor Weiß mit ſeiner Frau war inzwiſchen bei uns. Schubert reiſt nach Holland, Weiß in die Schweiz ...

Ewig Dein

Kerner.

---

378. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Serach, den 26. September 1831.

Mein herzenslieber, guter Juſtinus!

Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie vergeſſen habe. — Ich bin noch immer der ganz getreue Alexander, und werde es bleiben. Der Ungar (homo Niembsch, Säugetier erſter Klaſſe. Bouffon) iſt ein gar zu lieber Kerl, ach Gott, wir haben recht innig mit einander von Ihnen geſprochen, aber nicht inniger, als ich eben an Sie denke, da ein Zufall mir ein treffliches Gedicht von Ihnen (Die Puppe[1]) in die Hand führte. — Ach, wollten es doch die Menſchen erſt erkennen, daß uns der Tod nicht in ein ewiges Morgenrot trägt!! — Niembſch, der urplötzlich abreiſte, iſt auf einmal wieder, wie vom Himmel gefallen, in Stuttgart erſchienen[2]), und hält ſich nun, um zu dichten, in irgend einem Winkel auf, wo ihn niemand kennt. — Ich werde ihn aufgabeln und par force zu Ihnen bringen, denn man muß nicht nur dichten, ſondern auch trachten ...

In der nächſten Woche komme ich, ſo Gott will, und die Sterne ihren Miſt nicht auf unſern liederlichen Planeten fallen

---

[1]) S. Dichtungen (3. Aufl.) S. 67.

[2]) Vgl. Schurz, „Lenau" I, 124.

laſſen, mit der Hunnen-Seele zu Ihnen, mein Herzens-Juſtinus! — Leben Sie herzlich wohl, grüßen Sie Frau und Kinder viel tauſendmal und bleibt alle gut

dem getreuen

Alexander von Württemberg.

Zu Serach auf der Höh' —
Wo ſchallt manch Ach und Weh.

---

379. J. K. an Lenau.

Weinsberg, 7. November 1831.

Beſter Waldbruder mein!

Das iſt aber arg, daß wir Sie nicht ſehen!! Und wo iſt der Pater Suſo[1])? Ich glaube, daß der Pater Suſo Sie ſo bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geiſtliche Lieder dichten, die Sie mir aber beſtimmt für meine Blätter aus Prevorſt[2]) ſenden müſſen. Freilich, ſo ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reiſe von Stuttgart nach Heidelberg, wenigſtens fand Sie da ein lutheriſcher Suſo (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch ſehr hartgläubig; vielleicht aber geſchahen inzwiſchen durch Suſo Wunder, und Sie leben ſo ascetiſch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, ſonſt hätten Sie mir gewiß ſchon geſchrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen iſt abgefallen und ſteht auf meinem Schreibtiſche. Er ſoll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel ſein, um Sie noch an Kaſteiung des Fleiſches zu übertreffen. Mein Lieber! Wir denken Ihrer täglich; denn Sie wiſſen ja, wie man Sie lieben

---

[1]) Heinrich Suſo, deutſcher Myſtiker, 1295—1366, ſtarb zu Ulm. Schriften: „Buch von der ewigen Weisheit", „Buch von der Wahrheit", Autobiographie u. ſ. w.

[2]) „Blätter aus Prevorſt. Originalien und Leſefrüchte für Freunde des inneren Lebens", 1831—1835, 1837—1839.

muß! Karl Mayer beſuchte mich kürzlich auch kurz, und da war alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie ſchimpfen, und das will ich thun, wenn Sie nicht bald ſchreiben und mich nicht verſichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns allen tauſend Grüße!

Ihr

Juſtinus Kerner [1]).

---

380. Lenau an J. K.

Heidelberg, [15. November] 1831.

Wie überhaupt viel Närriſches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüber fuhr, reine Narrheit, doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung. Um ſo mehr werden Sie ſich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu ſehen kriegten; wie gern würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben, ihm einige patres susones [2]) um den Kopf zu ſchlagen oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent. Erſtens glaub' ich, daß Kälber, Haſen und Rebhühner nicht umſonſt in der Wilde herumblöken, laufen und fliegen, und daß man ſchon in forſtpolizeilicher Hinſicht kein Ascet ſein, ſondern von dieſen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen ſoll, weil ſich ſonſt das Wild und Federvieh ſo vermehren würde, daß ꝛc. ꝛc.; doch wäre es vielleicht die ſchönſte Höhe der Asceti k, von Schweinen gefreſſen zu werden? —! Zweitens iſt der der beſſere Reiter, der einen friſchen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, knieſchlotterige Mähre kann jeder Elende reiten. Und ſo bin ich der Meinung, daß es auch männlicher iſt, ſein aufrühreriſches, ſchlimmes Fleiſch zu

---

[1]) Die Briefe von und an Lenau hat Juſtinus Kerner ſelbſt noch dem Schwager und Biographen Lenaus zur Veröffentlichung überlaſſen. S. A. Schurz, „Lenaus Leben", 1855 I, 130 ff.

[2]) S. den vorhergehenden Brief.

bändigen, als sein sieches, zahmes Ascetenfleisch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in diesem Abzapfen der Menschlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: Ja, aber die Abtötung selbst, kostet die keine männliche Festigkeit? Und ich antworte: Das ist die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, seinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erschlagen.

Aus diesen Vordersätzen werden Sie mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen sitze und geistliche Lieder singe. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte und meinen leeren Magen zum Resonanzboden meines begeisterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im „König von Portugal" und esse mich satt, wie andere ehrliche Leute, die was zu essen haben und keine Asceten sind. Ich bin also auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu schreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, diese säuselnden Elegien des Herbstes, fallen sehen, so denken Sie mein; was Ihnen die Blätter sagen, ist die Sprache meines Herzens, wenn ich sie auch nicht darauf hinschreibe. Und so kann es Ihnen nie fehlen an Briefen von mir diesen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet; aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt! Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre in mir etwas gerissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist:

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen ꝛc. [1])

Ja, sterben ist das End' vom Lied, und was das heute für ein Regen ist. Und keinen Menschen hab' ich, dem ich sagen kann, wie mir ist. Die Spatzen aber schreien ganz lustig auf

[1]) Unverändert unter der Aufschrift „Herbstgefühl" in den Gedichten.

meinem Dache; vielleicht iſt wohl ein Fruchtſack geplatzt. Sie wiſſen den Teufel davon, daß unterm Dache einer ſitzt und Trübſal bläſt. O gleichgiltiges Geſindel der Natur! Jedes Geſchöpf lebt ſein Privatleben, das muß anders werden. Der Tod wird euch ſchon zuſammen ſchaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Subſtanz, nach Spinoza), in den großen Oſterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel, ſo z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerners verfaulen wird, ſondern auch mit und in ſeinem redlichen Herzen. Aber getroſt, mein Freund! wenn wir in eine Gottheit uns zurück verlieren, darin verſinken, ſind wir uns um ſo näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg? Gott ſegne Ihre lieben Angehörigen! Gott ſegne Sie, der Sie mir einer der Liebſten ſind auf Erden! Ich grüße und küſſe Sie alle inniglich.

Ihr

Niembſch[1]).

---

381. J. K. an Lenau.

Weinsberg, 18. November 1831.

Ihr lieber Brief erfreute uns alle herzlich, nur ſchmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet. Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein ſchlechter Tröſter. Es iſt doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr verſiegt, daß mein Leben zum trocknen, ſtummen Hinſtarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiſeſchatten". Sie müſſen ſie leſen, damit Sie ſehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie

[1]) Vgl. Schurz, „Lenau" I, 131 ff.

Sie, und der viel ſchwärzer iſt als der ſchwärzeſte Geſpenſterglaube. Ich habe kein Exemplar der „Reiſeſchatten“. Laſſen Sie ſich dieſelben von Heidelberg kommen. „Reiſeſchatten vom Schattenſpieler Luchs. Heidelberg, bei Braun, 1811“.

Mir fällt Suſo ein. Wo iſt er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn ſo ungern!! Kommen Sie doch über die Chriſtfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigſt! Mein Herz!

Ewig Ihr

Juſtinus Kerner [1]).

---

382. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 19. November 1831.

Wegen der Gräterſchen Bücherverſteigerung [2]) war ich einige Tage in Stuttgart und ſo traf ich erſt geſtern abend bei meiner Zurückkunft Dein Schreiben, worin Du mir Nachricht gibſt, daß die Rede davon ſei, Mayer [3]) in Waiblingen zum Abgeordneten für Weinsberg in Vorſchlag zu bringen. Mit dieſer Nachricht haſt Du mich ſehr erfreut, überhaupt ſowohl, weil ich es für gar wünſchenswert halte, einen ſo redlichen Vaterlandsfreund in der nächſten Ständeverſammluug zu ſehen, dann aber auch noch beſonders für den Fall, daß ich wirklich ſelbſt in die Kammer gewählt werden ſollte. Denn mit wie viel friſcherem Mute würde ich den ſchwierigen Beruf antreten, wenn ich mich an ſolche Freunde anſchließen könnte, deren treuer Charakter mir von Jugend her wohl bekannt iſt. Ich weiß, daß man an manchen Orten einen großen Widerwillen gegen die Erwählung von Staatsdienern hat. Würde man aber darnach ohne richtige

---

[1]) Vgl. Schurz, „Lenau“ I, 133.

[2]) Vermutlich des im Jahr 1830 geſtorbenen Germaniſten Friedr. David Gräter.

[3]) K. Mayer war in den Jahren 1831 und 1833 Abgeordneter von Weinsberg. Vgl. ſeine Selbſtbiographie im „Dichteralbum“ S. 22.

Unterscheidung verfahren, so möchte es für die übrigen Mitglieder der Kammer schwer werden, über das Innere mancher Staatseinrichtungen ein wohlbegründetes Urteil zu gewinnen. Der Charakter, nicht die äußere Stellung muß entscheiden.

Aeußerst begierig bin ich, was man in Weinsberg beschließen wird. Herzliche Grüße Euch allen

von Deinem

L. Uhland.

---

383. J. K. an Lenau.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembsch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung“ [1]). Diese Narrheit scheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer schrieben, den Sie kaum verlassen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie schrieben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zusammenkunft in Heilbronn gewesen, hätten Sie sich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, besonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, besonders seit der Zeit, wo ich Geister, nicht bloß wie Sie und andere, in Novellen und Gedichten aufführe, sondern Beweise für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch sehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf schütteln und mich auch bei anderen zu verdächtigen suchen, so könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, so aber bin ich derlei, wie ich sage, schon seit Jahren auch an älteren Freunden

---

1) Lenau wollte in Heidelberg seine medizinischen Studien vollenden. Vgl. übrigens den folgenden Brief.

gewohnt, und es ist nun einmal so, und ich kann mich trösten. Ich bitte Sie aber nur um die Freundschaft, mir meinen Suso zuzusenden, ein Buch, dessen Inhalt mich noch über Schwereres trösten kann.

Herzlich Ihr

Justinus Kerner[1]).

---

384. Lenau an J. K.

Heidelberg, den 11. Januar 1832.

Mein aufbrausender, doch gar sehr geliebter Freund!

Sie haben mich schnell und streng verurteilt, aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren, aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, sondern hatte auch den festen Willen, meine lieben Freunde selbst zu besuchen, da bekam ich aber knapp vor meiner Abreise von Stuttgart einen ganz desperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort sein ganzes Geld verspielt hatte und mich um Gottes und aller Heiligen willen beschwor, ihm Geld zu schicken. Ich hatte in Heidelberg Geld liegen und eilte also über Hals und Kopf dahin oder vielmehr daher, um einem unglücklichen Freunde zu helfen. Diesmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und sollen, ob nicht irgend ein besonderes Ereignis mich abgehalten haben dürfte, Sie zu besuchen. Lieber, guter Kerner! seien Sie mir nicht gram, ich liebe Sie so herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böse sind auf mich, ich bin sehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgelesen haben, und sagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, sondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu teil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Consilium mit Ihren lieben

[1]) S. Schurz, „Lenau" I, 138 f.

Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter ebenso reizend ist als im üppigsten Frühling, denn je mehr die Natur sich vor mir verschließt, desto tiefer und seliger werd' ich hineingedrängt in das schöne Gemüt meines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen? und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir schreiben von schlechten guten Freunden und Geistersehen und Verdächtigungen, versteh' ich nicht und mag es nicht verstehen. Verdächtigen? Wer soll Sie nur verdächtigen? Warum solche Worte? Was führen Sie solche Dolche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel, mit dem hab' ich nichts gemein, ist mir aber auch noch kein solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und für die herzlichen Worte, womit solche begleitet waren[1]), desto empfindlicher war mir Ihr harter Brief [Nr. 383], der drückt mich schwer auf der Seele, schreiben Sie doch bald einen andern.

Den Suso wird Ihnen Mayer schicken.

Leben Sie wohl und, wo möglich, stellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verlust unendlich betrüben würde

Ihren armen Freund

Niembsch[2]).

---

385. J. L. an Lenau.

Weinsberg, 13. Jänner 1832.

Niembsch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, sonst wäre Ihnen mein Klaggeschrei nicht aufgefallen. Ich liebe innigst und komme sogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verstoßen fühle. Derlei

---

[1]) Der Brief ist nicht mehr vorhanden. Die Polengedichte erschienen im Morgenblatt und Deutschen Musenalmanach: Die Erscheinung, Warnung (Brief Nr. 386), Sowinski u.

[2]) S. Schurz, „Lenau" I, 139 f.

Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweiſen, denn von dieſen glaubte ich mich auch ſchon oft verlaſſen. Seit dieſe Weiber genommen, ſind ſie ſo ganz erkaltet; ſo wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht ſo gehen! Bleiben Sie ledig wie — Suſo!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich warm und getreu; um deſto mehr ſchmerzte es mich an den andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch ſeine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantaſie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir; denn ich ſah ihn nie, ſchrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor ſechs Jahren nun reiſte dieſer hier am Häuschen vorüber[1]), ich erfuhr es, als er ſchon zu Straßburg war; da befiel mich eine ſo ſchreckliche Liebesſehnſucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreiſen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefſte Trauer. Jetzt ſchreiben wir uns ſchon längſt und ſind innige Freunde, ſehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in dieſem Winter ein Brief von Schubert aus, und ſchon war ich wochenlang ſehr verzweifelnd und wollte mich gerade niederſetzen und an ihn ſchreiben, ſo wie ich an Sie ſchrieb — da kamen im Momente, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! — O Niembſch, ich bin innen nicht ſo dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie ſind ein glühendes, edles Metall, an dem die andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer geſtählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichſten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment ſchrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn geweſen, hätte ich ihn gern wieder zurückgenommen: denn es ſagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergeſſen.

---

[1]) Vgl. Schuberts Brief vom 24. Auguſt 1829. (Nr. 365.) Demnach geſchah es am Palmſonntag 1826.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir iſt, ſeit ich von Menſchen, die ſich jahrelang meine Freunde nannten, und denen ich mit unſäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verraten und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menſchen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie tröſten mich ja auf's beſte dadurch, daß Sie mir verſprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichſte Freude machen wird.

Mein Nickele grüßt Sie auch tauſendmal und iſt nun auch wieder verſöhnt; denn Sie ſind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude!

Ewig Ihr

J. Kerner.

Sind Sie denn immer dazu beſtimmt, Spielern Geld zu geben? Dieſe Menſchen ſollen nicht ſpielen; ſie ſollen den Pater Suſo (!!!) leſen [1])! —

---

386. Karl Mayer an J. K.

Waiblingen, den 18. Januar 1832.

... Sei nicht eiferſüchtig, lieber Freund; außer für mein Amt lebte ich in dieſer Zeit faſt ausſchließlich für den uns gemeinſchaftlich am Herzen liegenden Niembſch und die mit ihm beſprochene Redaktion meines Gedichtmanuſkripts [2]). Nach emſiger

---

[1]) S. Schurz, „Lenau" I, 143 f.

[2]) Mayer teilte damals ſeine Gedichte im Manuſkript ſeinen Freunden zur Beurteilung mit. S. ſeinen „Ludwig Uhland" II, 123 ff. Seine Gedichte, bezw. „Lieder" erſchienen 1833 bei Cotta, 1840 in zweiter Auflage als „Gedichte".

Bemühung in Neben- und Nachtſtunden iſt nun mein Manuſkript bis auf den letzten Reſt an Niembſch abgegangen, es iſt mit ihm über ſeinen Gemütszuſtand nach der jetzigen Beſchaffenheit desſelben verhandelt, und ich ſehne mich nun ſelbſt, ehe ich andere Dinge angreife, nach einer friedlichen Einkehr bei Euch Lieben unter dem befreundeten Dache, unter welchem Gottes beſter Segen auch künftig, wie bis jetzt, herbergen möge!

Deine Lieder, die ich zu ſeiner großen Freude auch Niembſch vorgeleſen habe, verſetzten mich ganz in die alten Zeiten, wo die Poeſie allein noch Dein Element war und wir mit wonniger Bewunderung Deinen Spielen zuſahen. Mitternachtglocke, Vogellied, Im Winter, Luſt ſtürmiſchen Wetters, ſind dies nicht Töne aus unſeren Jugendtagen? Dann, wie ſchön iſt die Allegorie: Weisheit des Winters! und das herrliche, großartige Polenlied: Warnung[1])! Fahre fort, lieber Freund! Laß uns alle wieder jung werden an Liebe, Luſt, Schmerz und Poeſie; mag die Welt altern, wir wollen jung daraus hinwegſterben!

Ja, Freund, nur zu jung empfindet noch mein Herz, wenn ich bedenke, mit welcher Sympathie und Liebe es für unſern armen Niembſch erfüllt iſt. Er war zur Zeit der Feiertage und des neuen Jahrs zweimal (einmal über Nacht) bei uns und beſorgte mit uns den Tag vor dem neuen Jahre die Chriſttagsbeſcherung für unſere Kinder; vorher war ich mit ihm und Schwab bei Uhland in Tübingen (Niembſch und ich nur über Nacht und des andern Tags über Mittag, wobei wechſelsweiſe Schmollis zwiſchen Niembſch, Uhland und Paul Pfizer und zwiſchen letzterem getrunken wurde). Die Neujahrsnacht feierte ich, nachdem ich mit Niembſch abends noch nach Stuttgart gefahren war, mit ihm und Guſtav Pfizer bei Schwabs. Einen argen Ausbruch gab es am Neujahrstage in meiner Gegenwart, wegen Niembſchs Liebe, zwiſchen ihm und Schwab, wobei dieſer ſehr ungerecht, Niembſch ſich ſchön und edel benahm, ſo daß auch Schwab ſogleich ſein Unrecht wieder erkannte und nicht genug Eifer an

---

[1]) Dieſe Gedichte erſchienen zuerſt im Deutſchen Muſenalmanach für 1833 (außer „Luſt ſtürmiſchen Wetters").

den Tag legen konnte, es wieder gut zu machen, auch, während Niembsch am zweiten Januar noch einmal zu uns über Mittag hieher kam, dessen auf den dritten bestellten Platz im Eilwagen, ohne Niembschs Wissen, an einen andern verkaufte, um noch Raum zu neuen Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen. Während dieser ganzen Zeit war es mein unabläßiges Bestreben, auf die Gemütsstimmung unseres Freundes, der so düster und verwildert von Heidelberg gekommen war, einzuwirken, ihn durch teilnehmenden Zuspruch für das Leben wieder zu durchwärmen, seine Kraft, sein Selbstvertrauen zu beleben, und ich war auch so glücklich, ihn mit ganz erheitertem Herzen, ja verschönerten Gesichtszügen scheiden zu sehen. Er faßte die besten Vorsätze für eine praktischere Richtung seiner Thätigkeit; er wollte sich in Wien vorbereiten im Fache der Philosophie, Aesthetik und Poesie, um etwa künftig eine Lehrstelle bekleiden zu können und dann vom Leben den weiteren Erfolg zu erwarten. Aber ein Brief und wunderschöne Lieder, die er mir ganz kürzlich von Heidelberg sandte, lassen mich nur zu sehr befürchten, daß die alte Trauer und Mutlosigkeit sich wieder bei ihm einnisten, und ich lebe um den Teuren in neuen Sorgen. In seinem Briefe heißt es: „Kerner hat mir geschrieben. Er ist sehr gekränkt, daß ich ihn nicht besuchte. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht[1]).“

Meine Gedichte findet er zum Teil so sehr nach seinem Sinne, daß er mir immer anlag, sie herauszugeben, und nun mein Manuskript zur Sichtung in Händen hat. Ja, bereits thätig war er für mich bei Cotta, ohne daß ich darum bat und wußte. Cotta will sie verlegen[2]), wenn ich bescheidene Bedingungen mache. — So soll ich Unbedeutender mich an die Dichterfreunde Uhland, Kerner, Niembsch und Schwab bei demselben Verleger anschließen mit bangem Herzen; was sagst Du

---

[1]) Vgl. „Nicolaus Lenaus Briefe an einen Freund“ von K. Mayer (1853) S. 25.

[2]) S. oben.

dazu? ... Einige neuere Lieder lege ich bei, keine wunderſchönen, keine Kerners-, keine Niembſchs-Lieder, welche letztere Dir vielleicht ſelbſt zukamen, geringe, kurze Ware von

Deinem K. Mayer.

(Folgen die Gedichte: „Das proteſtantiſche Mädchen während der Predigt“ und „Der alte Kirchhof“ [1].)

---

387. J. K. an Karl Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

... Niembſch iſt freilich ein großer neuer Genius. Er verſprach mir zu kommen, und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexanderhäuschen [2]) im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann ...

Ewig Dein J. Kerner [3]).

---

388. J. Görres an J. K.

München, 16. Februar 1832.

Ich bin mit zwiefachem Danke bei Ihnen im Rückſtande, einmal für die Blätter aus Prevorſt, die mir früher, und dann für die neue Ausgabe der Seherin, die mir kürzlich zugekommen.

---

[1]) Das letztere Gedicht hat K. Mayer unter dem Titel „Die ſtillen Fragen“ in ſeinen Gedichten, 3. Auflage S. 73, veröffentlicht. Das erſtere, wie es ſcheint, bisher ungedruckte, lautet:

Nicht daß ich Menſchliches vergöttere!
Doch, wenn ich im Geſangbuch blättere
Und ſtoße auf das Heilgenbild,
Das mir der Pater ſchenkte mild,
So will, verzeih es Gott, ein Sehnen,
Nach alter Zeit das Herz mir dehnen,
Meßhymnen, Weihrauch ſucht mein Sinn,
Der Predigtfaden ſchlüpft mir hin.

[2]) Nach Graf Alexander von Württemberg benannt, im großen Garten gelegen, urſprünglich ein Totenhäuschen.

[3]) Der Brief iſt in vollerem Umfang bereits von K. Mayer in ſeinem „Ludwig Uhland“ II, 118 f. mitgeteilt.

Beides hat mich gefreut, einmal der Erinnerung wegen kurzen Beiſammenſeins im Vorüberfluge, und dann um des Inhalts willen. Die Blätter enthalten manches Gute von Eſchenmayer, das ſich ſeltſam mit den Reſultaten meines eigenen Nachdenkens berührt, ohne mit ihnen zuſammenzufallen, und auch Sie haben merkwürdige Thatſachen früher Bekanntem beigefügt. Die neue, ſchnell gefolgte Auflage der Seherin beweiſt, daß der Inhalt eingeſchlagen und daß viele ſtutzig geworden über die Stimmen, die ſie angerufen, in dem Windwirbel, der ſie treibt, einen Augenblick Halt gemacht, um ſich weiter zu beſinnen. Man ſollte denken, das und ſo viel Anderes, noch Bedeutenderes müßte noch mehrere dem Strudel entreißen, aber das Sauſen, Pfeifen, Trommeln, Ziſchen, Schreien, das der böſe Feind erhebt, iſt zu groß; die meiſten ſind hörmutig geworden, und wenn's nicht mit Donnerſchlägen einfällt, hören ſie nichts, und ſelbſt die kommen ihnen wie Ohrenſauſen vor. Es iſt eine über alle Maßen widerwärtige Zeit, die uns konſumiren zu helfen aufgegeben iſt, und doch iſt ſie voll Wunder und Wunderbarem, auch arbeitet ſie auf eine Radikalkur hin, und ich hoffe noch zu erleben, daß wir all dem Gezüchte, das jetzt die Luft verfinſtert, wie einem abgezogenen, ins Meer gejagten Inſektenſchwarme auf den Rücken ſehen.

Sie wünſchen, daß ich Ihnen etwas zu den Blättern ſende, ich könnte wohl und möchte gern vieler Gedankenbrut mich entladen, aber die die Geburt fördernde Alte, die an der Spindel ſitzt, hat Neſtel geknüpft, ich kann nicht gebären, bis ich deſſen geneſen, womit ich guter Hoffnung gehe. Längſt ſchon habe ich auf die ſogenannten Spukgeſchichten einen ernſtlichen Blick hingeworfen, während meines Aufenthalts im Elſaß iſt mir eine dergleichen ziemlich nahe getreten; gern hätte ich, was ich mir darüber zuſammenbuchſtabirt, für Sie niedergeſchrieben, aber ich kann die Zeit dafür nicht finden, ohne zu weit von meinem jetzigen Fahrwaſſer abzukommen. Sie müſſen ſich alſo ſchon gedulden, bis ich meines Knäuels Ende im Abhaſpeln nahe gekommen, dann ſetze ich mich einmal ein paar Wochen hin und ſehe zu, was ſich herbeifinden will. Da Ihre Blätter nicht

periodiſch erſcheinen, ſo ſind Sie nicht gedrängt und, wie die Zeiten laufen, iſt, wie ich glaube, gegen die Regel morgen beſſer als heute[1]).

Viele gute Grüße in das Haus am Fuße des alten Schloſſes, in wenig Wochen wird es wieder umgrünt und umblüht daſtehen, und da wünſche ich Ihnen und allen den Ihrigen in Mitte des grünen Kranzes all Glück und Heil, und alle Heiterkeit, wie ſie der ſchönſte Frühling mit ſich führt. Gott befohlen!

Ihr ergebener

J. Görres.

---

389. Guſtav Schwab an J. K.

Stuttgart, den 18. Februar 1832.

Für Deine zwei freundlichen Briefe und Deinen Lebenslauf[2]) meinen herzlichſten Dank ... Niembſch hat uns geſtern auch, aber ſehr ſchwermütig geſchrieben; Dein Brief, aus welchem ich ſehe, daß er doch bei Euch recht heiter war, tröſtet mich aber über ſeine gewiß vorübergehende Stimmung. Es iſt höchſt verdrießlich, daß der Druck ſeiner Gedichte durch die Krankheit des Cottaſchen Faktors aufgehalten wird, übrigens hat Cotta den feſten Willen, ſie zur Oſtermeſſe erſcheinen zu laſſen, und N. zweifelt mit Unrecht daran[3]) ... Mich freut ſehr, daß Dir mein Polengedicht[4]) gefallen, hier hat es bei der äußerſten Linken kein Glück gemacht. Ich gehe aber eben meinen Weg; ich glaube gezeigt zu haben, daß ich mich vor niemand ſcheue, meine Ueberzeugung auszuſprechen. — Aber die Polenflucht iſt und bleibt eines der größten Ereigniſſe unſerer Zeit! ...

Guſtav Schwab.

---

[1]) Im Inhaltsverzeichnis der Blätter aus Prevorſt findet ſich J. Görres' Name nicht; doch war er nach A. Reinhards Kernerbiographie, S. 103, Mitarbeiter, alſo wohl anonym.

[2]) Ob wohl ſchon ein Teil des „Bilderbuchs“ (1849)?

[3]) Lenaus Gedichte erſchienen im Jahr 1833 bei Cotta.

[4]) „Ein Flüchtling“ 1831 (Reclam S. 109 ff.).

390. Eſchenmayer an J. K.

Tübingen, 18. Februar 1832.

... Für das dritte Heft bin ich, wie zufällig, zu einer Vorarbeit gekommen. Als ich mich in meinen pſychologiſchen Vorleſungen dem Kapitel über Magnetismus näherte, ſo entſchloß ich mich auf einmal, eine neue Theorie zu entwerfen und vorzutragen. Mit Hilfe der Seherin gelang es auf eine mich ſelbſt überraſchende Weiſe, ſo daß immer ein Phänomen aus dem andern ſich erklärt bis zur höchſten Steigerung. Gegenwärtig trage ich ſie vor, bei äußerſt gefülltem Hörſaal. Eine Menge Zuhörer ſchreiben ſie nach. Was ich bisher als Theorie gab, iſt nun zu einer bloßen Einleitung herabgeſunken. Und doch iſt noch eine größere Arbeit übrig, nämlich die Theorie der Kreiſe. Täglich muß ich dieſes Weib mehr bewundern, aber auch bedauern, was wir an Fragen verſäumt haben. Sie ſollte eben noch einmal kommen[1]); doch ich glaube, ſie iſt bei mir; denn jetzt erſt wird mir alles klarer, und am Ende ſchlüpft meine ganze Philoſophie in dieſes Weib hinüber und guckt aus ihren Seheraugen wieder hervor.

Es iſt komiſch, wie wir in den Geruch der Geiſterſeherei kommen. Kürzlich kam ein Bauer aus Vonlanden zu mir und begehrte Rat, wie er ſeinen Geiſt aus dem Hauſe ſchaffen könne. Was ich von ihm vernahm, erweckte in mir den Verdacht, daß ein Geiſterbeſchwörer, der ihm ſchon viel Geld abnahm, als Bauchredner die Rolle von mehreren Geiſtern ſpiele. Ich gab ihm die gehörige Weiſung, wie er hinter die Sache kommen könne ...

Dein Eſchenmayer.

---

391. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 1. März 1832.

Mein herzlieber Juſtinus!

Schon längſt war ein Beſuch bei Ihnen, treuer Freund, beſchloſſen — mein krankes Gemüt hätte Linderung bei Ihnen

[1]) Die Seherin von Prevorſt ſtarb am 5. Auguſt 1829.

gefunden. — Nun ist aber auch über meinen sonst starken Körper ein Fieber gekommen, das mich seit mehreren Tagen in das Zimmer bannt, so daß ich vor nächster Woche an keinen größeren Ausflug denken kann. — Der erste soll nach Weinsberg sein. — Vielleicht könnten Sie unsern Niembsch bewegen, dann auch zu kommen, das wäre schön! — Was sich nicht schreiben läßt, werde ich Ihnen sagen. — Ich bin bloß noch für das innere Leben da — und dieses lebt sich besser bei Ihnen, als irgendwo.

Ihr getreuer, unglücklicher

Alexander.

Grüßen Sie doch ja Ihre Lieben recht herzlich von mir. —

---

392. J. K. an Karl Mayer.

Weinsberg, 11. März 1832.

Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg hieher, denn Niembsch ist schon seit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Bönnigheim fuhr, aber nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in zwei bis drei Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz besessen, schrieb sich in die Aktiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin[1]). Er läßt sich nichts einreden, denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind. Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage sich selber überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Tiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht

---

[1]) Lenau fuhr erst am 1. August von Amsterdam ab.

zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichtes, aussprechen. So lange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andere düster. Ich will noch alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische fixe Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikanischen Kommissär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen.

Alles dies Dir in Liebe zu Niembsch geschrieben und sage ihm nichts davon, bei unsrer ältern Liebe!

Nachts.

Niembsch kehrte von Bönnigheim zurück und unterschrieb sich mit 5000 fl. in die amerikanische Gesellschaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn, und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, so läßt sich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa versault immer mehr in der Gemeinheit, und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, bester Mayer! mit diesen leb' ich seit acht Tagen persönlich, und da fällt einem erst ihr Jammer aufs Herz[1]). Auch dem Niembsch machten diese Bekanntschaften große Freude, und die Polen schlossen sich sogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembsch nach Oehringen[2]). Niembsch sagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müsse, um seine Geldgeschichten zu ordnen. Alexander schrieb auch, er komme. Niembsch wird Dir das Weitere schreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns alle herzlich freuen, treffen könntest, bestimmen. Niembsch hat alle

---

[1]) Vgl. Th. Kerners Darstellung a. a. O. S. 298 ff.

[2]) Dort war Kerners Schwager Ehrmann fürstlich hohenlohischer Amtmann. Vgl. „Das Kernerhaus und seine Gäste" S. 296.

Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reise und an das Wesen in Amerika.

Gott sei mit Euch und uns allen!

Dein immer sehr trauriger

J. Kerner[1]).

---

393. Lenau an J. K.

Heidelberg, 15. März 1832.

Mein Herzens-Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Geschäfte allhier halten mich noch ein paar Tage auf. Sei so gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Post hieher zu schicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüsselchen hab' ich bei Dir liegen lassen; das schicke mir auch. Die Seherin von Prevorst schicke mir auch, ich bin hier sehr darum ersucht worden. Bis Sonntag sehen wir uns wieder.

Ich werde doch kaum mit der Kommission nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Klecks auf dem Papiere da? Soeben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmern, dem lieben, ehrwürdigen, alten Juden, es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischen Weise, ließ meine Augen dabei so kurios herumschweifen, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schauder. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum, wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohen Eichenbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.

---

[1]) Vgl. K. Mayer, „Lenaus Briefe" (1853) S. 57 ff.

Leb wohl, liebes Rickele, Mariele, Emmale, Madam Hochstätterle, liebwerte Fräulein Kiderle—le und Du, mein Kerner, ich küsse Dich, und ich erdroßle Dich in meiner Umarmung.

Euer

Niembsch [1]).

---

394. Lenau an J. K.

Stuttgart, 1. April 1832.

Wie lange ich nun schon wieder in Stuttgart sitze! Geschäfte! Geschäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich selbst, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuskript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Aktiengesellschaft [2]) stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri [3]) und dergleichen schlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch so heillos erschüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen, und mein guter Kaiser Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Aktien. Sage meinem Matuszynski, wir werden nach Florida gehen auf eigene Faust. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit besagtem beliebten Bildnisse, mein Landesvater sieht noch immer sehr erschüttert aus, deutlich seh' ich ihm Thränen in den Augen stehen.

Gar lange bleib ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht so in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubst. Nein, nein, ganz still. Ich fürchte den Guas-Upassee, i. e. die große Theekanne. Ganz still! still!

Also bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen

---

[1]) S. Schurz, „Lenau" I, 160 f.

[2]) S. Kerners Brief vom 11. März 1832.

[3]) „Missouri, wo ihr euer Geld verlieren werdet". Das Wortspiel Missouri-perdituri läßt sich nicht nachahmen.

Matuszynski aus meiner tiefsten Seele; er soll nur fleißig Englisch lernen.

Tausend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Rickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Niembsch [1]).

---

395. Matuszynski und Lenau an J. K.

Stuttgart, 15. April 1832.

Endlich sind wir in der Hauptstadt angelangt, nachdem uns der Weg unter den interessantesten Gesprächen mit dem würdigen Pr. Eschenmayer [2]) sehr angenehm verstrich. Ich wünschte von Herzen, mit diesem merkwürdigen Manne mehrere Augenblicke verweilen zu können, und vielleicht kömmt es auch dazu. Niembsch fährt übermorgen nach Tübingen, ich werde ihn gewiß begleiten, der Pr. Eschenmayer war so gütig, uns seinen Wagen anzubieten, also haben wir das Glück, zusammen zu reisen, und gewiß werde ich bei ihm einen Tag zubringen ... Er ist so liebenswürdig und sein Gespräch so belehrend, daß ich ihn Jahre hören möchte. Den Abend brachten wir im Konzerte zu, leider wurden wir in unseren Erwartungen getäuscht; erbärmliche Kompositionen und noch erbärmlichere Sänger! Der Saal war nicht sehr gefüllt, aber hie und da blitzten kleine, feurige, schöne Sterne, die meine Aufmerksamkeit leicht anziehen könnten, wenn nicht der Hauptstern mir in den Weg käme, vor dessen Strahlen sie alle erlöschen ... Jetzt aber eine Bitte ... Wenn Sie an Niewarowir

---

[1]) S. Schurz, „Lenau" I, 165.

[2]) Matuszynski studirte in Tübingen Medizin und war bei Eschenmayer sehr wohl gelitten. S. Schurz' „Lenau" I, 182 und Eschenmayers Brief vom 5. Mai d. J. Ueber den Aufenthalt der flüchtigen Polen bei Kerner s. Th. Kerner, „Das Kernerhaus und seine Gäste" S. 208 ff.

ſchreiben, bitten Sie ihn, er möchte für den Niembſch die Werke von Adam Mickiéwicz[1]), nämlich ſeine Balladen, Sonette, Dziady, Wallenrod[2]) einkaufen. Das alles kann er in jeder Buchhandlung in Paris finden. Auch möchte er ſich erkundigen, ob nicht Briefe an mich vorhanden ſeien. Wenn er meinen Freund Chopin [den Muſiker] aus Warſchau ausfindig machen könnte! Dieſer könnte ihm in vielem nützlich ſein ... Jetzt aber empfangen Sie meine herzlichſte Umarmung; der Frau Doktor, Maria und Emma meine Grüße und Empfehlungen. Leben Sie wohl, auf baldiges Wiederſehen! Jetzt kommt der Niembſch um 11 Uhr nachts und hier folgen ſeine Worte.

[Von Lenau geſchrieben folgt nun:]

Dieſer Niembſch hat heute einen ſcheußlichen Abend im Konzerte verlebt nach einem ſehr ſchönen Tag im Wagen mit Eſchenmayer. Das iſt endlich wieder einmal ein Mann aus dem Kernſtück der Menſchheit herausgehauen, gediegen vom Kopf bis zur Zehe. Wir haben viel Intereſſantes beſprochen. Eſchenmayer gefällt mir außerordentlich. — Dieſen Augenblick ſtand Matuszynski zehn Schritte von mir, und eben als ich die Worte: „Eſchenmayer gefällt mir außerordentlich“ ſchreibe, ſpricht ſie Matuszynski aus, dieſelben Worte, ohne zu wiſſen, daß ich von Eſchenmayer ſchreibe. Das iſt merkwürdig; ganz ex abrupto hat Matuszynski meine Gedanken mit meinen Worten ausgeſprochen. Sakerment! wenn das noch lange ſo fortgeht, kriech' ich am Ende noch ſelbſt zum Kreuze. Lebe wohl mit den Deinigen und tauſend Grüße und Küſſe von Deinem

Nikolaus.

Briefe, die an mich kommen, ſei ſo gut hieher zu ſchicken in Schwabs Haus[3]).

---

[1]) Der größte romantiſche Dichter der Polen, 1798—1855.

[2]) Dziady („Die Totenfeier“), dramatiſches Fragment; „Konrad Wallenrod“ epiſches Gedicht.

[3]) Von Schurz nicht mitgeteilt.

Nikolaus Lenau.

396. J. K. an Lenau in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Dich segne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun so fest, daß Du mit Deinem Leibe thun kannst, was Du willst.

Die Lotte[1]) ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich — wie es dem Novalis seine Geliebte that — zur höchsten Poesie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber sie im Herzen, und traulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, sei's, wo es sei. Die Lotte ist äußerst lieb und ich ließe sie keinem Herrn aus Stuttgart. Faß sie, aber behalt sie auch treu auf ewig, wie ich mein Nickele!

Dein

J. Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst und ihr dann nicht strenge Wort hältst, so hole Dich der Teufel; das sag' ich Dir auch[2])! —

---

397. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 4. Mai 1832.

Wie geht's Dir? Was macht die medizinische Praxis? Was macht Dein liebes, gutes Nickele, Deine Marie, Emma? Theobald, Matuszynski? Bald bin ich wieder bei euch und will dann auch meinen ehren- und fleischfesten Herrn Onkel noch einmal sehen. Du hast mir viel Schönes von Lotte geschrieben, mich freut es, daß sie Dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blütenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum,

---

[1]) Tochter des Geheimrats Aug. Hartmann. Vgl. Lenaus Briefe bei K. Mayer a. a. O. S. 83 ff. siehe Anmerkung S. 526.

[2]) S. Schurz, „Lenau" I, 168.

brummig und verdrießlich, manchmal auch wütig, wie ein angeschossener Bär, und krahe mich sehr oft nach Art der wilden Tiere. Bei Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich, das sind herrliche Leute, mir ist unendlich wohl unter ihnen, könnt' ich sie nur alle mitnehmen nach Amerika und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die medizinische Praxis ausgenommen, und den Schwappacher und Rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch fein säuberlich abschaben müßtest, bevor Du das Schiff bestiegest. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargelfressen [geladen], Spargel wie Kirchtürme werden da gefressen. Ich allein verschlinge 50—60 solche Kirchtürme und komme mir dabei vor wie eine Parodie unserer politisch prosaischen, durchaus unheiligen Zeit, die auch schon das Maul weit aufsperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchtürme, wie Spargelstangen zu verschlingen.

Möchtest Du nicht mit Matuszynski nach Laufen laufen, um die Apotheke unserer Kolonie zu besichtigen? Sei so gut, Brüderl, sie liegt beim Zimmermeister Häberle. Aber gib acht, daß Dein Gaul 's Häberle nicht frißt und krepirt. Noch immer sind keine Nachrichten da, wann wir abreisen müssen.

Sei auch so gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findest, meine und Matuszynskis sämtliche Gewehre hieher zu senden, es ist manches daran zu korrigiren[1]). Aber das müßte sehr bald geschehen, weil ich in der nächsten Woche, Freitag oder Samstag, nach Weinsberg abgehe. Adressire solche an mich, im König von England Nr. 38, ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich noch hier aufhält, sind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme so bald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen.

Dein

Niembsch[2]).

---

[1]) Vgl. dazu Matuszynskis Brief an Lenau vom 6. Mai d. J. bei Schurz a. a. O. S. 169 f.

[2]) S. Schurz, „Lenau" I, 168 f.

398. Eſchenmayer an J. K.

Tübingen, 5. Mai 1832.

Entſchuldige meinen ſpäten Dank für die viele Liebe, die ich bei euch genoſſen. Es ſind zwar nur wenige Tage, aber ſie haben immer auf ein Semeſter ihre Nachwirkung. Ich machte nachher noch einen Ausflug in mein altes, geliebtes Kirchheim und verlebte bei alten Freunden vergnügte Tage.

Niembſch und Matuszynski ſind meinem Herzen teuer geworden, der Erſte durch ſeine Feuerkraft, die einſt, wie bei Schiller, ihren ruhigern Wellenſpiegel in der ſittlichen Grazie finden wird, der Zweite durch eine Liebenswürdigkeit und einen tiefen, wiſſenſchaftlichen Ernſt, was ich umſonſt an unſeren Jünglingen ſuche. Möge der Herr beide lieben Freunde auf ihrer weiten Reiſe begleiten und geſund wieder zu uns zurückbringen...

Dein Dich ewig liebender

Eſchenmayer.

---

399. Das Comité National Polonais an J. K.

Paris, den 9. Mai 1832.

Komitet Narodowy Polski

an

den Herrn Doktor Kerner zu Weinsberg.

Auf die uns geſchehene Anzeige, ſowohl von der durch Sie unſeren Kriegern während dem heiligen Kampfe gereichten Unterſtützung als nach unſerem Fall bewieſenen Teilnahme an unſerem Unglück, und endlich von der brüderlichen Aufnahme unſerer Unglücksgenoſſen auf ihrer Wanderſchaft und den ihnen erwieſenen Wohlthaten, zollen wir Ihnen hiemit den verbindlichſten Dank, ſich Ihrem gütigen weitern Andenken empfehlend.

Gruß und Bruderſchaft

Der Sekretär: Valerian Pietkiewicz. — Der Präſident: Lelevel (?)[1].

---

[1]) Vgl. Th. Kerner, „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" S. 301.

400. J. K. an einen Ungenannten [1]).

Weinsberg, 11. Mai 1832.

Geehrteſter Herr!

Ich bin ſo frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Öſterle bei Ihnen war und ſich Niembſch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanſtalt ohne mein Wiſſen ſich heute entfernte. Schon ſeit Jahren hat er die fixe Idee, er müſſe in den Urwäldern Amerikas zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs ſtärkſte mit ſeiner Affenluſt befallen, ſchnitt die furchtbarſten Fratzen und entwiſchte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der ſich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das ſei ſein Kind, gehöre in ſeinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er ſei ein amerikaniſches Opoſſum oder Beuteltier.

Ich bitte Sie nun ſehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er ſich verpflichtete, zu annulliren, und ſollte er wieder bei Ihnen erſcheinen, ihn in meine Anſtalt unter ſicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu laſſen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs herzlichſte und wünſche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen.

Ihr ergebenſter Oberamtsarzt

Dr. Kerner [2]).

---

401. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 5. Juni 1832.

Heute reiſte Niembſch in Begleitung des Nickels, des alten Gauls und meines Knechts Chriſtian nach Amerika ab, letztere drei gingen bloß bis Heilbronn mit. Daß uns der Abſchied von dieſem ſeltenen Menſchen ſehr weh that, können Sie ſich denken!

Es iſt ärgerlich, daß Matuszynski auf ſeiner Durchreiſe

---

[1]) Vielleicht der Kommiſſär in Bönnigheim? Vgl. Brief Nr. 392.

[2]) S. Schurz, „Lenau“ I, 170.

zu Eſchenmayer in Tübingen in Stuttgart im Hirſch ſtatt bei meinem Bruder übernachtete. Wir ſorgten für ihn in allem, er hat nun mehr Wäſche und Kleider als ich. Niembſch wollte ihm noch ſechs Hemden geben, ich glaube aber, er legte ſie wieder zu Niembſchs Sachen, weil er ſie nimmer nötig hatte. Wenn er jetzt nur in Tübingen bleiben darf! — Ich lege Ihnen Haare bei, die ich dem Niembſch noch vor ſeiner Abreiſe abſchnitt, teilen Sie dieſelben ſeinen Freunden mit. Er wäre vielleicht noch nicht gegangen, aber ſein Freund Zimmer[1]) in Heidelberg hat morgen eine Hochzeit im Hauſe, ſeine Tochter heiratet einen Hamburger und da muß er mitmachen. In Amſterdam bleibt er noch drei Wochen. Der junge Zimmer war kürzlich auch hier bei uns, wie überhaupt inzwiſchen ankamen: Graf Ferdinand Dienheim von Chotomski, polniſcher Oberſt und Adjutant Rybinskis, auf der Reiſe von Preußen nach Paris, er war nachts und über Mittag bei uns, ein vortrefflicher Mann, er iſt in ſeinem Vaterland als Dichter bekannt und ſchrieb ein Kupferwerk über die Vögel Polens. 2) Karl Julius Milde aus Hamburg, ein junger, geiſtreicher Maler... 3) Kaufmann Geiger nebſt Tochter aus Ulm... 4) Herr Dr. Mayer, Phyſiker aus Erlangen. 5) Ludwig Huttner, Beamter aus Feuchtwangen... 6) Hofmann, polniſcher Offizier, ſpricht, obgleich er einen deutſchen Namen hat, beinahe kein Wort deutſch...

Auch Ihnen noch tauſend Grüße von Niembſch!

Ewig

Juſt. Kerner.

---

402. Lenau an J. K.

Mannheim, den 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich doch ſchon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnſucht nach Deinem lieben Hauſe. Vielleicht ſitzen wir die nächſten Winter-

[1]) Vgl. Brief Nr. 393.

abende beisammen und ich erzähle Euch von meinen Irrsalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Rickele noch einmal den herzlichsten Dank für Eure Liebe und Gastfreundschaft, ich werde sie in meinem Leben nie vergessen.

Unter anderem vergesset doch den roten Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller ist. Denket dabei auch an mich ...

Niembsch.

... Uebermorgen, d. h. Sonntag früh segle ich nach Amsterdam, den 2. Juli von dort nach Amerika.

Leb wohl, mein Kerner, hab mich lieb[1]).

An meinen Matuszynski will ich von Amsterdam schreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß alles gut ihm geht. Der Eschenmayer ist halt eine prächtige Person! gelt Kerner?

Ich küsse Dich, mein lieber Alter,

ewig und total

Dein Niembsch.

---

403. G. H. Schubert an J. K.

München, 25. Juni 1832.

Meinen innigen Dank für Dein liebes Büchlein ... Zugleich erhältst Du auch die anmutige, ganz für die Bearbeitung von Deiner lieben Hand gemachte Geschichte des alten, ehrwürdigen Schmidgall[2]) wieder. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr mir solche Arbeiten zum Segen gewesen sind, so daß ich Dich dringend bitten muß, daß Du Dich doch recht bald daran begeben mögest ...

Du hast hier mehr Freunde und Verehrer als Du weißt. Möchtest Du doch bald einmal zu uns in das schöne, reiche München kommen! Besonders der geniale Ringseis[3]) und

---

[1]) S. Schurz, „Lenau" I, 181 f.

[2]) Kaufmann Schmidgall, Großvater der Scherin von Prevorst. Vgl. über ihn „Blätter aus Prevorst" 1833 (4. Sammlung) S. 145 ff. Vgl. Brief Nr. 349.

[3]) Arzt und Geheimrat in München.

Görres haben Dich sehr lieb. Ringseis geht schon seit Monaten damit um, Dir einen Aufsatz zuzusenden, kann aber noch immer nicht ans Niederschreiben kommen; denn wir stecken hier alle in gar zu mannigfacher Arbeit ...

Wollte doch Gott, mein Weg führte mich wieder einmal bald in Deine Nähe! Wie gern wollte ich jetzt sogar einen Umweg von vielen Meilen machen, wenn ich nur meinen lieben Justinus Kerner an mein Herz drücken könnte ...

Nun, Gott segne Dich, Du lieber, teurer, treuer Mann. Laß Dich den Spott und die Verfolgungen unserer gemeinsamen Feinde nicht anfechten. Wir suchen und kämpfen die Sache unseres lieben Herrn ...

Dr. G. H. Schubert.

---

404. Matuszynski an J. K.

Tübingen, den 3. August 1832.

Lieber Vater!

Ich bin ganz entrüstet, haben Sie die heutigen Zeitungen gelesen? Welch schrecklicher Zustand der Unsrigen! ... Von Hause habe ich keine Nachrichten mehr, die an der Grenze stehenden Kosaken, diese Diebe, werden wohl jeden Brief anzuhalten wissen. — Aber was soll ich nun Ihnen, teurer Vater, von der heutigen Lage Deutschlands sagen, dieses sogenannten freien, konstitutionellen Volkes? Ist das nicht eine Schmach für die freien Verfassungen? Ist denn das arme Deutschland heute glücklicher, als wir es unter Konstantins Knute wären? Die unverschämten Bundestags-Anmaßungen haben hier allenthalben die größte Entrüstung verbreitet, und welch ein Geist in Württemberg, in Baden sich jetzt offenbart, das haben wir auf unserer Reise gesehen. Allenthalben flucht man, schreit man, aber wo? in Bierhäusern; wenn man aber nur beim Kruge fluchen kann, dann ist es keine Kunst; o, auch für uns ist das traurig, auch für uns stirbt dann jede Hoffnung. Das Böse hat Oberhand gewonnen und alles schweigt; was nützt das, wenn sie auch im ganzen Lande Unterschriften sammeln, um zu protestiren, wenn kein Nachdruck erfolgt? So wird Protestiren Protestiren bleiben,

und die einmal geſchändete Deutſchlands-Freiheit wird ihr Haupt nie emporheben. Wir haben auf die Badenſer ſo viel gerechnet, aber was haben ſie gemacht? Nichts, ſie fluchen aber; man hat dem Freiſinnigen den Hals gebrochen und man wird ſich noch die Köpfe herunterſchneiden laſſen! Das iſt traurig, traurig, es ſind ja auch unſere Hoffnungen daran geknüpft. — Niembſch hat geſtern an mich geſchrieben aus Amſterdam, grüßt Sie alle, Tags nachher den 26. Juli ſollte er abreiſen, vorm neuen Jahr ſoll er zurückkehren. Gott ſei mit ihm! . . .

Matuszynski.

---

405. General Rybinski an J. K.

Paris, den 26. September 1832.

Herr Kerner —

Es iſt erſt nach zehen Tagen meiner Ankunft von England, daß ich habe das Vergnügen, Sie zu grüßen — ich fand hier in Paris Ihre zwei Briefe — es war angenehm, ſolche zu erhalten von einem Manne, deſſen Gefühle und Handlungen waren ſtets für die Menſchheit. — Wenn man unterhält ſich mit oder denkt an gute Menſchen, es iſt unſerm einer auch beſſer. — Oft mein Geiſt durch religiöſe Sehnſucht ergriffen, ſehnt ſich nach — es fehlt ihm ſo viel — hier kann er nichts finden, was kann ihn befriedigen, ſtillen — dann, dann die nämliche Sehnſucht, weiſet höhere Sphären, und dann finde ich Erholung und Ruhe. — Des J. K. ſeine Entdeckungen haben viel in mich beſtätigt. — Hier in meiner Lage, wo wir ſo viel gelitten haben — wenn man noch dazu ſo dürftig erſcheinen ſollen, daß wir durch ſtündliche, tägliche, jährliche Rechnung unſerer Handlungen, nichts in Summa, des ganzen Sammtlebens, aufweiſen kann, vor Gott, das würde erſt wahres Unglück. — Sie ſehen, daß mein Geiſt oft ſchwärmt — und ich gern von ſo was rede. — Leben Sie wohl, und ich habe die Ehre, noch einmal zu grüßen —

Rybinski.

Der gnädigen Frau und der Familie — mein Kompliment [1]).

---

[1]) S. über Rybinski Th. Kerner a. a. O. S. 290 ff.

406. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 1. Oktober 1832.

Ihr letztes Schreiben sagt so ziemlich unverblümt, Sie seien meiner Korrespondenz müde geworden, allein das thut nichts, ich lasse nicht ab, Sie sollen mir noch schreiben so lange, als mein alter Gaul mir noch laufen soll, und noch etwas länger. Ich muß Sie in Ihrer Faulheit aufstupfen. — Gestern hatten wir einen freundlichen Tag, Schwabs, Ullmann[1]) und Hofrat Gmelins von Heidelberg kamen und speisten mit uns im Rebengange zu Mittag. Wir machten eine Wallfahrt auf die Weibertreu und schieben im Mondschein. Schwabin blieb, Schwab fuhr mit Ehemann[2]) nach Oehringen ... Heute erhielt ich einen Brief von Rybinski[3]), er schrieb ihn wenige Tage nach seiner Rückkehr von London nach Paris. Er schreibt aber nicht eine Silbe von seinem oder der Polen Schicksal und Treiben, nicht das mindeste von Politik. Sein ganzer Brief drückt aus: Sehnsucht weise ihn nach höheren Sphären, und dann nur finde er Erholung und Ruhe ...

Gottes Segen Euch!

J. Kerner.

---

407. Eschenmayer an J. K.

Tübingen, den 24. Januar 1833.

Der Glaube will eine eigene Verfassung im Menschen, die aber unter Tausenden kaum einer in sich hervorbringen kann. Wir alle gehen durch eine heillose Schule hindurch, welche den Menschen recht viel aus sich selbst zu machen lehrt, so daß sein Vertrauen auf künftiges Wissen größer wird, als sein Vertrauen auf Gott. Gelingt es dem Menschen auch nachher, das Wissen durch den Glauben zu überwinden, so kann dieser doch nie mehr zu jener Kindlichkeit zurückkehren, welche keine Zweifel kennt und

[1]) Heidelberger Theolog. mit dem Schwab später (1840) die Schrift „Der Kultus des Genius" herausgab.

[2]) Vgl. Brief Nr. 392.

[3]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

die Möglichkeit des Anderſeins ausſchließt. Jener inhaltſchwere Spruch: „Wenn ihr nicht werdet wie Kinder, ſo könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen“, ſpricht uns allen das Urteil. Das Kind will nichts für ſich ſein und hat einen unbedingten Glauben an ſeinen Vater, anders wird es ſchon im Knaben und noch mehr im Jüngling und Mann, ſie wollen alles aus ſich ſein. Dahin führt unſere Erziehung mit dem prahleriſchen Reichtum des Wiſſens. Darum muß jenſeits eine umgekehrte Methode ſein, welche uns die Armut unſers Wiſſens und den Reichtum des Glaubens lehrt. Wir müſſen wieder Kinder im Glauben werden, um des Gottes-Reiches fähig zu ſein. Ich gebe keinem das Vorrecht, daß er mehr von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion überzeugt und mehr eifrig ſei, den Geiſt aus dem Buchſtaben des Worts zu ziehen, als ich, und doch fehlt mir jener kindliche Glaube, welcher alle Sorge auf den Herrn wirft und in Gott täglich den Vater erkennt, dem wir beim Rechtthun unbedingt vertrauen ſollen. Darum wirken wir auch nichts mehr durch den Glauben. In Gaßner[1]) war an die Kraft des Namens Jeſu ein ſolcher Glaube, daß ihm das Gegenteil unmöglich ſchien, und darum war ihm auch vergönnt, die Wunderkraft desſelben vor unſern Augen zu zeigen, was vor ihm und nach ihm keiner mehr leiſten konnte. Es mag allerdings ſein, daß in ſolchem Grade, wie bei Gaßner, der Glaube eine Gabe des Geiſtes iſt, und daß er als Werkzeug dazu auserſehen war, aber dennoch müſſen wir annehmen, daß Chriſtus an alle Gläubige jene Worte geſprochen hat, welche Mark. Kap. 16, Vers 17 und 18 ſtehen. Der Glaube ſollte ein ſtarker Baum in uns ſein und allen Stürmen Trotz bieten. Er iſt aber nur eine ſchwanke Gerte, die von jedem Wind hin und her geweht wird. Doch iſt es ſchon gewonnen, wenn das Reis Wurzel faßt, um einſt als Baum zu erſtarken; — aber verloren iſt es, wenn auch das Reis fehlt, weil, wo kein Reis gepflanzt wird, auch kein Baum werden kann . . .

Eſchenmayer.

---

[1]) Joh. Joſ. Gaßner, 1727—1779, katholiſcher Geiſtlicher, bekannter Teufelsbanner.

408. Lenau an die Freunde in Württemberg.

[Lisbon, 5. März 1833.]

Teure Freunde! Hier ſitze ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche meine Pfeife auf Ihre Geſundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. Wie mir in Amerika gefällt? — Fürs erſte, rauhes Klima! Heute iſt der 5. März und ich ſitze am Kamin, draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopfe, das ich mir geſtern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit ſind ſehr rauh; das Loch im Kopf aber iſt ſehr gut; ich glaube, durch dieſes Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreiſen (eigentlich Herumraſen), glückliche Menſchen und überhaupt beſſeres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, ſo machen ſich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los. — Fürs zweite, rauhe Menſchen. Ihre Rauheit iſt aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es iſt eine zahme und darum doppelt widerlich. — Buffon hat recht, daß in Amerika Menſchen und Tiere von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund geſehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenſchaftlichen Menſchen. — Die Natur iſt hier entſetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wiſſen, keine Nachtigall, überhaupt keinen wahren Singvogel. Dies ſcheint mir ein poetiſcher Fluch zu ſein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird es hier nicht ſo wohl ums Herz, oder ſo weh, daß ſie ſingen müßte; ſie hat kein Gemüt und keine Phantaſie, und kann daher auch ihren Geſchöpfen nichts dergleichen geben. Es iſt was recht Trauriges, dieſe ausgebrannten Menſchen zu ſehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Beſonders haben die eingewanderten Deutſchen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ſie einige Jahre hier geweſen, haben ſie alles Feuer, das ſie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen ſie ſelbſt. „In Deutſchland war ich ein ganz anderer Kerl“, ſagte einer. „Da würde ich jeden hinter die Ohren geſchlagen haben, der mir das geboten hätte“. Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſch-

land iſt nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen, gedrückten Menſchen herüber, und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brot! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich, und ſie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieſes Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — ſonſt verlier' ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerikas werden den Leuten leiſe die Adern geöffnet und ſie verbluten ſich unbemerkt.

Ich weiß nicht, warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch hin in die Wüſte, und hier iſt in meinem Herzen auch etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht, daß ich davon geneſen bin, mein künftiges Leben wird es mir ſagen. In dieſer großen, langen Einſamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewieſen, ſtille Einkehr zu halten in mich ſelber, und manchen heilſamen Entſchluß zu faſſen für meine ferneren Tage.

Nächſten Monat werde ich mich in New-York einſchiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu ſein und einige Tage im Kreiſe meiner teuren Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer iſt, als wär' er auch der meinige, ſo lieb' ich ihn, auf Ihre Schweſter, auf meinen Reinbeck u. ſ. w. Eilet, ihr Jubeltage. Wenn ich nur nicht erſaufe! Geſchrieben habe ich indeſſen:

„Der Gang zum Eremiten" in drei Geſängen, „Die Heidelberger Ruine", „Die Abſchiedsroſe", „Der Poſtknecht", „Warnung und Wunſch", „Abmahnung", „Die ſchöne Senne" in vier Gedichten, „An die Ultraliberalen in Deutſchland", „Waldestroſt", „Der Unentbehrliche", „Primula veris", „Ahasverus" und vier Atlantika[1]), welche ich Ihnen zu einem Maienſträußchen gewunden hiermit überſende.

---

[1]) Vgl. Schurz. „Lenau" I, 206. Dort ſind weniger Gedichte angegeben als hier.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meine Sinngedichte, daß sie sich so breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußersten Rand herabgedrückt ... Amerika ist das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben u. s. w. [1]).

---

409. Julius Kreis an J. K.

Dachtel [bei Calw], den 20. Mai 1833.

Nach langer Zeit erhalten Sie endlich von mir auch wieder ein Lebenszeichen, nämlich ein paar Gedichte christlichen Inhalts für das nächste Heft der „Blätter aus Prevorst“ ... Wenn Sie die gegenwärtigen Kleinigkeiten dafür passend finden, und wenn es für die Aufnahme derselben noch nicht zu spät ist, so wird es mich freuen. Die Geschichte des Stefanus, an sich schon ein sehr poetischer Stoff, ist auch bereits von mehreren, wie von Bürger, Schubart und neuerlich von Albert Knapp u. a., poetisch behandelt worden, jedoch, wie mir vorkommt, noch niemals würdig und genügend, weswegen ein neuer Versuch nicht gerade als überflüssig erscheinen mag. Die „Dornenkrone“ kann derjenigen, welche gewöhnlich auf dem Umschlag der Blätter aus Prevorst als Symbol abgebildet ist, zur Erklärung dienen. Die „Rückkehr“ habe ich Ihnen, wenn ich mich recht erinnere, schon früher einmal, aber in noch unvollendeter Gestalt mitgeteilt [2]) ...

Daß ich gegenwärtig auf einem Dörflein am Fuße des Schwarzwaldes in der etwas schwierigen Stellung, welche mir

---

[1]) Der Schluß ist bei Schurz a. a. O. erweitert. Wir geben den Brief hier nach einer Abschrift.

[2]) In der vierten Sammlung der „Blätter aus Prevorst“ (1833) S. 221 erschien Kreis' Gedicht „Stefanus“; die andern wurden nicht aufgenommen; dagegen war schon im Jahr 1832 sein Gedicht „Jesus im Sturm auf dem Meere“ in der zweiten Sammlung erschienen.

hier als Pfarrverweſer und Aufſeher eines ſuſpendirten Pfarrers angewieſen iſt, mich ziemlich wohl befinde, wird Ihnen meine Emilie geſagt haben. Oft ſchon habe ich gewünſcht, Sie auch wieder beſuchen und dann etwas länger als ſonſt bei Ihnen verweilen zu können ...

Ihr Julius Kraiß.

---

410. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 27. Mai 1833.

Mit innig dankbarem Herzen erkenn' ich Deinen liebevollen Anteil, mein teurer Freund, Deinen wohlmeinenden, treuen Sinn! Ja, mein geliebter Juſtinus, es wäre wohl ſchön, wenn ich dieſen Sommer bei Dir einkehren könnte, wie vor vier Jahren! Goldene Zeit, die nun dahin iſt, und von der eine Viertelſtunde wieder in Gegenwart zu verwandeln ich gerne alle Jahre dahingäbe, die mir noch beſchieden ſein mögen! Aber ich kann nicht kommen! Ich habe weder Luſt noch Urſache, von hier wegzureiſen, wenn man mich nicht im Verlaufe des Sommers noch zu einem Badaufenthalte nötigt, und habe hier noch vielerlei zu thun. Nicht fremdartige Geſchäfte, zu denen ich mich unfähig bekenne, ſondern Arbeiten und Beſorgungen, die ſich auf meine geliebte Freundin beziehen, auf meine Rahel, in deren Namen und von deren Namen ich allein noch lebe! Weißt Du noch, vor fünfundzwanzig Jahren in Tübingen hörteſt Du dieſen Namen ſchon von mir, als den Inbegriff meiner damaligen Wünſche und Hoffnungen. Sie haben ſich erfüllt, dieſe Wünſche und Hoffnungen, das ſeltenſte Glück auf der Welt! Ich habe es genoſſen, ich war ein auserwählter Menſch; aber dieſe Erfüllung iſt nun zu Ende, und wieder wünſche und hoffe ich nur! Wie mir zu Mute iſt, kann ich Dir nicht ſagen; ich habe dieſen Abgrund von Leid und Not nicht geahndet, und ich ermeſſe täglich neue Räume desſelben, ohne ihn auszumeſſen. Gott hat mich ſo eingerichtet, daß ich an dieſem Bilde, das er mir gezeigt, hängen muß, er ſelbſt hat ſich mir durch dieſe Vermittlung offenbart, ich dank' ihm noch dafür, mehr als für mein eigenes

Leben, und es ist nicht Frevel, wenn ich nach dem Verluste jenes Bildes mich für trostlos bekenne, es ist vielmehr auch dies Ergebung, denn ich warte auf Trost, auf Aenderung! Bis dahin kann ich nichts denken und sinnen, als Rahel, nichts wünschen und hoffen, als sie, nur sie vermissen und beweinen [1])! Darin störe mich doch niemand! — Du wirst mich diesen Sommer nicht sehen, teurer Freund, aber meine Schwester! Sie reist in den nächsten Wochen mit ihren beiden lieben, holden Töchtern [2]) von Hamburg ab an den Rhein, bis Straßburg und vielleicht Schaffhausen, und besucht auf dem Rückwege das gute Schwabenland, Weinsberg, Dich! — Wie schön und reizend wäre es mir in anderer Zeit gewesen, mich da anzuschließen! Jetzt ist nicht daran zu denken. — Daß Uhland ganz in die Politik gezogen wird, bedauer' ich mit Dir; besonders weil heute keine andere, als eine beengte, nur dem traurigsten Tage kümmerlich dienende, möglich ist. Alle jetzigen Thätigkeiten werden in den dunkeln Boden eingestampft, um einst für andere zur Grundlage zu dienen; freilich ist das auch nötig, aber dazu genügen rauhe Steine, nicht schöne Bildwerke, die nicht durch ihre Masse, sondern durch ihre Gestalt gelten, und am hellen Tageslichte dauernd bestehen sollen! Grüße ihn von mir herzlich, wenn Du ihm schreibst. Seinen Weg muß man ihn nun einmal gehen lassen, er nimmt keinen andern, als den er selbst gewählt, und auch würde ihm ein anderer noch minder fruchten. — Alles Schönste und Beste den lieben Deinigen, besonders Deiner lieben Frau, deren herzliche Teilnahme ich wahrhaft schätze. Sei der reichste Segen des Himmels mit Euch und lasse Euch der irdischen Bahnen freudig sein, denn sie sind auch etwas, sonst wären sie nicht!

Lebt wohl und gedenkt ferner liebevoll an mich!

Ewig Dein treuer Varnhagen.

---

[1]) Varnhagens Frau starb im Jahr 1833. Zur Erinnerung an sie ließ er 1834 „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" und 1836 „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" erscheinen.

[2]) Ottilie und Ludmilla Assing. Letztere gab später ihres Oheims Varnhagen Nachlaß heraus.

Sei meinethalben nur unbeſorgt, lieber Freund! Zu helfen und zu raten iſt mir nicht, das kannſt Du mir glauben, ſonſt thät' ich es ſelbſt wohl. Und daß ich gut vom Tode denke, iſt doch gewiß ein Gewinn. Gönne mir das. Ich weiß nicht, wo Rahel iſt, aber daß ſie hier nicht iſt, weiß ich gewiß. —

---

411. Lenau an J. K.

[Undatirt.]

Soeben ſagt mir Herr Heinrich, es befinde ſich in Sontheim eine Somnambule, welche aber, ihrer eigenen Ausſage nach, noch höchſtens drei Tage in dieſem Zuſtande bleiben wird. Eile alſo über Hals und Kopf, dieſe Merkwürdigkeit aufzuſuchen, zu finden iſt ſie beim Schullehrer. Tauſend herzliche Grüße und Küſſe Dir und Deinen Lieben

Dein

Niembſch.

---

412. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Geſtern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köſtliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war ſehr angenehm, beſonders durch ſein Gedicht, über Deinen Deutſchen „Dichterwald", das er mir recitirte [1]).

Dieſe Zeilen ſchreib' ich Dir im Zimmer unſeres Aloyſi, der ſie in ſeinen Brief an Dich einſchließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl.

Euer

Niembſch [2]).

---

[1]) Es hat den Titel „Reiſe eines Hüttenmanns in den Dichterwald" (K. Kerner war der Gründer des Hüttenwerks in Wasseralfingen). Vgl. E. v. Rindorf „Reiſeſcenen in Bayern, Tyrol und Schwaben" (1840) S. 273 ff.

[2]) S. Schurz „Lenau" I, 216.

413. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 4. August 1833.

Nach einem dreitägigen, freudevollen Aufenthalte bei unserem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht, oder bald darauf, zum Alexander nach Eßlingen zu wandern[1]). Mein Entschluß ist gefaßt; den 15. August reis' ich nach Wien, um mich dort auf einige Jahre ganz zu begraben in Studien, die mir sehr nötig sind, und die ich bei unserem Freund Sandor [Graf Alexander von Württemberg] doch nicht so ruhig und mit solchen Hilfsmitteln machen könnte, wie sie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dies aber sind noch nicht meine letzten Grüße an Dich vor meiner Abreise.

Karl und Louis Mayer haben mich gestern von Waiblingen herein begleitet. Sehr interessante Gespräche über Malerei, welche Louis mit seinen trefflichen Bemerkungen sehr belebte und lehrreich machte, zogen sich mit uns über den schönen Waldweg nach Rothenberg[2]); aber auf dem Gaisburger Pflastersteig verstummten sie, und wir hörten nur unsern harten Stiefelschlag, es war bereits nach neun abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tisch setzten zu gemütlichem Schmause.

Heute abend ist Menzel[3]) zu uns geladen.

Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rickele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madame Assing und ihren Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembsch.

Um Gottes willen, schicke mir doch sogleich Dein Manuskript, lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht und was sonst noch nicht in dem Hefte steht. Antworte und schicke[4])!

---

[1]) Vgl. Mayers „Lenau" S. 108.

[2]) Mit der bekannten württembergischen Fürstengruft.

[3]) Wolfgang Menzel, der streitbare Historiker, redigirte damals das „Literaturblatt" des Cottaschen Morgenblattes.

[4]) S. Schurz, „Lenaus Leben" I, 218 f.

414. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 20. Auguſt 1833.

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müſſen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Vecher[1]) hat Pulver und Thee gegen mich anmarſchiren laſſen. Jetzo iſt es wieder beſſer. Ich hoffe doch bald reiſen zu können. Es iſt mein Aufenthalt im Auslande längſt wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldſtrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertigte. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannſt mir mit gutem Gewiſſen ein ärztliches Zeugnis ausſtellen, daß ich ſeit dem Frühjahr mit einer chroniſchen Entzündung behaftet und dadurch am Reiſen verhindert war, bis jetzt. Wenn Du ſo gut ſein willſt, mir das Zeugnis zu ſchreiben, ſo bitte ich, es auch mit Deinem Siegel zu ſchmücken. Ich wende mich in dieſer Sache an Dich, teils weil Du gerichtlicher Arzt biſt, teils weil Du weißt, daß ich wirklich ſchon ſo lange an dem fatalen Seitenſtechen leide. Aber bald, periculum in mora! [Gefahr in Verzug!]

Ich kann es noch immer nicht verſchlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willſt aus der projektirten Brüderſchaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir ſein Manuſkript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner, ich will aber nicht zudringlich ſein.

Marie[2]) in Serrach ſieht vortrefflich aus, ſie ſcheint auch recht vergnügt. Laſſet ihr noch eine Weile ihre Freude. Was macht meine liebe, vortreffliche Freundin, mein Rickele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergeſſen, mit der ſie mich von Amerika zurück empfangen hat. Da ſah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundſchaft leuchten.

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum!

Leb wohl, mein Lieber, ich ſchreibe Dir bald wieder.

Ewig Dein Niembſch[3]).

---

[1]) Medizinalrat u. Hofarzt in Stuttgart. Vgl. Schurz „Lenau" I, 225.

[2]) Marie Kerner war einige Wochen bei Graf Alexander auf Beſuch. S. Schurz, „Lenau" I, 223.

[3]) S. Schurz, „Lenau" I, 220 f.

Stuttgart 20 Aug. 833

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müssen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becker hat Pulver u. Thee gegen mich anmarschiren lassen. Jetzt ist es wieder besser. Ich hoffe doch bald reisen zu können. ~~Doch~~ Es ist mein Aufenthalt im Ausland längst wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldstrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertigte. Dazu brauch ich dich, lieber Alter. Du kannst mir mit gutem Gewissen ein ärztliches Zeugniß ausstellen, daß ich seit dem Frühjahre mit einer chronischen Entzündung behaftet ~~bin~~ und dadurch am Reisen verhindert war, bis jetzt. Wenn du so gut sein willst, mir das Zeugniß zu schreiben, so bitte ich es auch mit deinem Siegel zu schmücken. Ich wende mich in diese Sache an dich, theils weil du gerichtlicher Arzt bist, theils weil du weißt, daß ich wirklich schon so lange an dem fatalen Seitenstechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Brief-Facsimile von Nikolaus Lenau, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 414.

Ich kan es noch immer nicht verschlucken, daß
du mit deinen Gedichten ausreißen
willst aus der projectirten Brüderschaft
mit Mayer u. mir. Mayer hat mir
sein Manuscript bereits übergeben. Bedenke
es noch einmal, lieber Kerner; ich will
aber nicht zudringlich sein.

Marie in Sarach sieht vortrefflich aus; sie
scheint auch recht vergnügt. Lasset ihr noch
eine Weile ihre Freude.

Was macht meine Liebe, vortreffliche Freundin,
mein Dickele? Ich werde mein Lebtage
die Freude nicht vergessen, mit der sie
mich von Amerika zurück empfangen hat.
Da sah ich recht das gediegene Gold ihrer
Freundschaft beuchten.

Grüße mir Emmachen u. Theobaldulum.

Leb' wohl mein Lieber, ich schreibe dir
bald wieder.

ewig Dein.

Nieinbrch

noch immer nicht verschlucken, daß
deinen Gedichten ausreißen
der projectirten Brüderschaft
er u. mir. Mayer hat mir
speizt bereits übergeben. Bedenke
einmal, lieber Kerner; ich will
zudringlich sein.

Sarach sieht vortrefflich aus; sie
recht vergnügt. Lasset ihr noch
ihre Freude.

Ist meine liebe, vortreffliche Freundin,
Adele? Ich werde mein Lebtage
nicht vergessen, mit der sie
Amerika zurück empfangen hat.
recht das gediegene Gold ihrer
ft beuchten.

r Emmachen u. Theobaldulum.

Ist mein Lieber, ich schreibe dir
wieder.

415. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 24. August 1833.

Ich danke Dir herzlich für das so schnell und bereitwillig ausgestellte Zeugnis, Du hast mich dadurch wahrscheinlich einer Geldstrafe von einigen hundert Gulden entzogen. Ich verlasse Euch jetzt schwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirst sehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Korrespondent zu sein. Ich werde oft an mir vorübergehen lassen die lange Reihe genußreicher, schöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen, lieben Frau Freundschaft bereitet hat, die Abende auf dem Turm, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir mein liebes Rickele und Töchterlein Emma zur Seite saßen und mit dem Patienten Rahmstrudel aßen, und so viel schöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt alles unvergessen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken, ich bin doch einer Eurer besten Freunde auf dieser Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigsten geschrieben habenden, denn künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholisches Herbstblatt von mir, ist aber nichts als vorübergehende Stimmung und längst widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft,
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandr' ich meine Straßen ꝛc. [1]).

Nun lebe wohl, mein innigst geliebter Freund, lebe wohl, verehrte, geliebte Freundin! Lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch allen und mit mir, daß ich Euch wiedersehe!!!

Ewig Dein

Niembsch.

---

[1]) Unverändert in den Gedichten. (Reclam, Gesamtausgabe S. 88 f.)

Gerne hätte ich Euch noch einmal gesehen; aber es muß nun einmal geschieden sein. Ich danke Dir für die Bekanntschaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn von Raumer[1]). Ersterer ist ein interessanter, durchgebildeter Mann von Geist. Letzterer eine gar freundliche Jünglingsgestalt, ich ehre seinen Vater sehr hoch und könnte den Sohn sehr liebgewinnen[2]).

---

416. Albert Knapp an J. K.

Kirchheim, den 4. September 1833.

Euer Wohlgeboren erlauben mir gütigst aus herzlicher Teilnahme an den edeln, in Ihren „Prevorstschen Blättern" ausgesprochenen, auf die unableugbare Erfahrung ebensowohl als auf das richtig verstandene und im Herzen lebendig gewordene Evangelium Christi gegründeten Wahrheiten Ihnen einige Mitteilungen und Anfragen vorzulegen. Vorerst bekenne ich mich aus völliger Ueberzeugung zu dem Grundsatze, daß es bloße Geistesscheue sei, ein Hereinragen der Geisterwelt in unsere sublunarische Welt abzuleugnen, und daß man notwendig auf Thorheiten geraten müsse, wenn man vom Standpunkt eines — gewöhnlich nach Willkür aufgestellten philosophischen Prinzips die einfache fides historica [geschichtliche Treue] umzustoßen sucht, wie dies bei der so überphilosophischen δεισιδαιμονια [Geisterfurcht] unserer Zeit der Fall zu sein pflegt. Nur genaue Beobachtung und unparteiische Sichtung des Wirklichen von nicht selten vorkommendem Augentrug oder entstellter Tradition ist hier die Pflicht des Beobachters. Ich glaube übrigens mit Ihnen, daß die wunderbaren Fälle der neueren Zeit nicht sowohl um der Glaubigen als um der Unglaubigen willen, welche in roher Vergessenheit des Jenseits dahingehen, von Gott unter uns hingestellt sind, und daß sie besonders die Welt auf die unendliche Wichtigkeit des Glaubens an Jesum Christum — als dessen Knecht auch ich mich mit Freuden bekenne — hinweisen

---

[1]) W. Alexis, Pseudonym für den Romanschriftsteller W. Häring. Der Herr von Raumer, ein Sohn des Geschichtsschreibers?

[2]) S. Schurz a. a. O. 222.

ſollen. So unbequem aber den Juden der alten Zeit Chriſti Wunder und ſeine herrliche Macht über die Dämonenwelt geweſen ſind, weil ſich hiedurch ſeine Gewalt und ſein Anrecht an das Menſchenherz ebenſo ſtark als die Unmacht und Erlöſungsbedürftigkeit der ſündigen Menſchheit in gewaltigen, thatſächlichen Zeugniſſen offenbarte — ſo widrig muß ein Hereinragen der Geiſterwelt in unſere Zeit allen denen ſein, welche ohne Chriſtum auszureichen hoffen, — nur mit dem Unterſchied, daß die letzteren Zeichen mir eigentlich aus beſonderer göttlicher Gnade gleichſam zum Ueberfluß für die Welt hingeſtellt erſcheinen, — da ſonſt an Moſe, den Propheten und Chriſto in der Regel genug iſt und ſein ſoll. Ihre ſchätzbaren „Blätter aus Prevorſt", die ich mit hohem Intereſſe und herzlichem Dank dieſer Tage zu leſen begonnen habe, werden hienach immer das gleiche Schickſal mit chriſtglaubigen Schriften erfahren ... Darum aber bleibt ihr Grund doch unerſchüttert.

(Folgt nun unter anderem ein Bericht von einem Geiſte, den Knapp als Vikar in Gaisburg bei Stuttgart geſehen habe. Ferner eine Geiſtererſcheinung, die Knapps Vater, Oberjuſtizrat in Tübingen, gehabt habe.) ...

A. Knapp, Oberhelfer.

---

417. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 15. Oktober 1833.

Liebe Schilli!

... Inzwiſchen ging es bei uns ſehr bunt her und ich konnte Ihnen nicht ſchreiben. Wir hatten Beſuche vom alten Grafen von Plater, dann vom 83jährigen Grafen von Helmſtädt[1]), der mit einem Oberſt der ruſſiſchen Leibgarde, Herrn von Berwik, kam, und den wir dann auch wieder in ſeinem Schloß zu Hochhauſen am Neckar beſuchten. Dieſer alte Mann diente nicht nur unter Louis XVI., ſondern ſogar ſchon unter Louis XV., und hatte eine Tochter des Marſchalls Broglie, Miniſter Louis XVI.,

[1]) Vgl. über ihn Th. Kerner „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" S. 200 ff.

zur Gattin. Der Alte trank in seinem Leben noch keinen Tropfen Wein, ist aber äußerst gut zu Fuß und tanzte mit unserer Marie einen Walzer. Sein Schloß ist wunderschön am Neckar, nicht weit von Horneck, der Burg von Götz von Berlichingen, gelegen. Herr von Berwik ist ein höchst gebildeter Mann von großen Kenntnissen. Er erzählte mir äußerst merkwürdige Dinge vom russischen Hof, auch von unserer verstorbenen Königin, die er in Rußland kannte. Er schenkte mir Bengels Offenbarung, die er doppelt besaß, was wohl bei keinem württembergischen Offizier der Fall sein wird.

Heute speisten wir zu vierundzwanzig Personen am Tisch, worunter der Kleinkinderschullehrer Klotz von Stuttgart, der mit Mosthas (?) den Geisterstreit hatte, und der uns durch seine Erzählungen sehr gut unterhielt. Gestern war das Herbstfest auf der Weibertreu. Die Frau Eckemann Allison[1]) ist jetzt in unsere Nachbarschaft gezogen. Ein Brief der Doktor Kerner in Hamburg ist voll von Lob auf Madame Varnhagen und jenes Buch; sie ist ganz entzückt von einem solchen Geist, ich aber sehe doch nichts in ihr als eine Geistin.

Herzlichst J. Kerner.

---

418. Lenau an J. K.

Wien, den 27. November 1833.

Der Stephansturm läßt Dich grüßen; er steht, seit Du Wien verlassen, etwas geneigt gegen die Seite hin, wo Württemberg mit seinem lieben Weinsberg und seinem lieben Kerner liegt, so, daß er in ewigem, gleichsam versteinertem Dankſagungskomplimente für Deinen lieben Besuch nach Dir hingeneigt ist. Also, er läßt Dich schön grüßen. Dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köstliche Geistergeschichten (eigene Erlebnisse) für Dich hat. Er wird sie Dir auch schreiben. Ich habe ihm und meiner Schwester so viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechseln möchte. Ich meinerseits bin recht gesund und schreibe gegenwärtig einen

[1]) „Die schwedische Gräfin". Vgl. Th. Kerner a. a. O. S. 241.

Fauſt, wo ſich Mephiſtopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenſtoff ablagern kann, er iſt bereits damit beladen, wie ein Steineſel, wenn er nur nicht überhaupt ein Eſel iſt. Doch tentare licet [„ein Verſuch iſt erlaubt"]. Fauſt iſt zwar von Goethe geſchrieben, aber deshalb kein Monopol Goethes, von dem jeder andere ausgeſchloſſen wäre. Dieſer Fauſt iſt Gemeingut der Menſchheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Sezirſaal, wo Fauſt mit ſeinem Famulus während ſeiner anatomiſchen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufſtellt, bis endlich ſein Mephiſtopheles an der Wand herumhuſcht [1]).

Wie geht's bei Dir, liebſter Kerner? Was macht meine liebe Freundin, das herzensgute Nickele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir bald, ſonſt haſt Du mir gar nicht nach Wien geſchrieben; denn in kurzem ſteh' ich unter Euch und leſ' Euch meinen Fauſt vor, wobei ich Geſichter ſchneiden, die Augen verwildern und meine Stimme verhohlen will, daß Ihr ſchaudern ſollt ... Meine Wiener ſind die Alten. „Panem et circenses!" [Brot und Spiele] haben die alten Römer geſchrien, dasſelbe ſchreien die Wiener, und dies wird das Geſchrei aller Städter ſein und bleiben.

Mein größter Genuß ſind hier muſikaliſche Unterhaltungen. Alle Sonntag Konzert, Quartett ꝛc. — ſo hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper iſt jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über alles. Lebe wohl, geliebteſter! Tauſend Grüße den Deinigen. Dein Niembſch [2]).

---

419. Emilie Reinbeck an J. K.

Stuttgart, 30. November 1833.

Vorgeſtern kam endlich Herr Rahl [3]) zu uns und brachte mir Dein liebes Brieſchen.

---

[1]) Lenaus „Fauſt" erſchien erſt 1836 bei Cotta.

[2]) S. Schurz a. a. O. 239 ff.

[3]) Karl Rahl in Wien malte Lenau 1834. Das Original befindet ſich im Weinsberger Kernerhauſe.

Nachdem ich nun seine persönliche Bekanntschaft und gestern auch die seiner Kunstwerke gemacht habe, thut es mir doppelt leid, daß er unser Haus erst in den letzten Tagen seines hiesigen Aufenthaltes besucht hat. — Er und seine Bilder haben mir sehr wohl gefallen, es ist in ihm und in ihnen Geist, Leben und Kraft, und er wird mit seinem frischen, heitern Mut es gewiß so weit bringen, daß er unter die ersten Meister seines Faches gezählt wird. Niembsch wird sich sehr freuen, Dich und Schwab wenigstens doch im Bilde in Wien begrüßen zu können, und wenn nun bald sein getreues Konterfei Dein unwandelbares Eigentum geworden ist, wirst Du uns das wandelbare Original, wenn wir's wieder ins Haus bekommen, auch weniger bereuen.

Daß wir wieder Briefe aus Wien erhalten haben[1]), hat Dir Julie [Hartmann] geschrieben, es sind eigentlich nur wenige Worte als Begleitung einiger schönen Gedichte, wovon das bedeutendste, „Der Polenflüchtling", nächstens im Morgenblatt erscheinen wird. Von den kleineren schreibe ich Dir hier ab, welches mir das schönste zu sein scheint:

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen x.[2]).

... Deine

Emilie[3]).

---

420. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 2. Januar 1834.

Herzlieber Justin!

Meinen innigen, herzlichen Dank für Dein liebes Neujahrsschreiben. Gott segne Dich, Du treuer, herrlicher, wohlverstandener Mann. Schlage Dir so Krankheit als Launen aus Leib und Kopf, Dein Gemüt ist ja immer frisch, wenn es darauf

---

[1]) Vgl. Mayers „Lenau" S. 113.

[2]) S. Gedichte (Reclam) S. 131.

[3]) Vgl. neuestens „Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck" x. Herausgegeben von A. Schlosser, Stuttgart 1896.

ankommt, lieb zu haben, denn das fühl' ich, so lieb haben wie Du kann doch keiner!

O mein Justinus! Ich komme bald zu Dir — und sollt' ich deßhalb meine zwei Engel groß und klein verlassen müssen.

Der Herr gebe Dir Frieden und lehre Dich das Glück verstehen, dessen Du fähig bist. — Lebe von Herzen wohl und grüße Deine Lieben allzusamt.

Unser Niembsch ist eben noch nicht da[1]) — aber warte nur auf das erste Gewitter — da fahren wir beide auf Dich ein wie zentnerschwerer Hagel.

Sandor[2]), der getreue.

---

421. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 22. Februar 1834.

Mit herzlichem Bedauern hab' ich vernommen, daß Du Dich in der letzten Zeit unwohl befandest. Eine Erholungsreise mit dem ersten Frühling wäre Dir jetzt gewiß wohlthätig. Ich kann daher Matuszynski, der seine Studien hier rühmlichst beendigt hat, nicht zu Dir abreisen lassen, ohne Dich dringend aufzufordern, daß Du seine Anwesenheit in Weinsberg, wo er einstweilen für Dich vikariren kann, zu einer Reise benützest, und diese namentlich bis Tübingen erstreckest. Du wärest bei uns durchaus ungenirt, hättest Deinen Freund Eschenmayer ganz in der Nähe, auch Gustav Schwab ist hier, und manche Erinnerungen aus früherer Zeit können Dir hier aufleben.

Entschließ Dich dazu! Du bist auch von meiner Frau herzlich gebeten, die mit mir Euch alle bestens grüßt. Wie immer

Dein L. Uhland.

Wenn Du zu uns kommst, so läßt sich gewiß auch Mayer bestimmen, zu gleicher Zeit hieher zu kommen. Dann wären wir zusammen wie im Neunban.

---

[1]) Lenau hatte ihm baldige Rückkehr versprochen. S. Schurz a. a. O. I, 243.

[2]) Unter diesem Namen veröffentlichte Graf Alexander seine ersten Gedichte im Morgenblatt. Vgl. Brief Nr. 413.

422. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 12. März 1834.

Wie innig mich Dein Brief erfreute, kann ich Dir nicht genug sagen. Nur das Rickele weiß, wie herzlich ich Dich liebe. Ihr solltet nicht immer nach Tübingen reisen, sondern auch einmal hieher. Schwab hat mich eigentlich noch gar nie besucht, er kam immer nur zu mir, um hier mit andern Freunden zusammen zu kommen, zu mir expreß kam er noch nie. Aber Du bist bei uns doch einmal geblieben und das thut mir noch ganz wohl. Komme doch nur wieder!

Niembsch[1]) und Matuszynski reisten gestern wieder ab und werden nun bei Euch sein. Wir lebten hier vergnügt mit einander, doch nicht immer, was auch schädlich gewesen wäre. Ich hoffe, beide bald wieder hier zu sehen. Niembschs Bild[2]) ist vortrefflich gemacht — ob aber ganz getroffen — das mein' ich nicht. Cotta will das Bild zu N. Gedichten in Karlsruhe stechen lassen. Könnte ihn Herr Igelheimer zu diesem Zwecke nicht besser zeichnen? — Herr Igelheimer soll mich nicht zeichnen, sondern mein Bild auf eine andere Weise herausgeben. Man hat jetzt Weltkugeln von Taffet, die man nur aufbläst. Schafft Herr Igelheimer sich Schweinsblasen an, auf die er mein Gesicht malt und sie dann aufbläst, so hat man mich frappant . . .

J. Kerner.

---

423. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 22. April 1834.

O! Herzliebster Justinus mein!

Vortrefflicher Mann, den ich liebe wie Vater, Bruder und Sohn — bedenke doch nur, daß der Niembsch, der Schäflieder dichtet, ein ganz anderer ist, als der den Faust durch die Hölle

---

[1]) Er schrieb im Februar und März 1834 bei Kerner an seinem „Faust", I. Scherz, „Lenau" I, 249.

[2]) Von Kehl. S. Brief Nr. 419.

begleitet. — Um Gesicht und Komplimente eines Dichters muß man sich nie kümmern. — So oft ich von Räubern und Mördern ꝛc. dichte, bin ich grob, fährt mir ein schlechter poetischer Witz durch den Kopf, bin ich lustig, guter Dinge, trinke etwas mehr als gewöhnlich, und wenn ich über das Mittelreich Heerschau halte, werde ich düster, in mich gekehrt, melancholisch. —

Im innersten Herzen aber liebe ich immerdar meine Freunde — vor allen Dich und den trefflichen Niembsch.

Dein

getreuer Sander.

Allerseits Grüße ꝛc.

---

424. Lenau an J. K.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Mit dem Druck Deiner Gedichte[1]) wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg[2]), auf deren unverzüglichen Druck der Verfasser dringt, hat die Presse in Beschlag genommen, welche sonst Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbstmesse werden die letzteren doch noch immer erscheinen können, wenn auch erst in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reise ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr alle recht vergnügt seid mit Eurer Braut, was mich recht sehr erfreut[3]).

Auch Alexanders sind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte sind in vier Wochen wahrscheinlich fertig. Reinbeck ist so gütig, in meiner Abwesenheit die Korrektur zu besorgen.

Lebe wohl und grüße die Deinigen.

Dein Niembsch.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 427.

[2]) Alex. Freiherr von Ungern-Sternberg (1806—1868), bekannter Romanschriftsteller. Vgl. G. Schwabs Leben von Klüpfel S. 248.

[3]) Marie Kerner war Braut des Dr. med. Riethammer in Heilbronn. Vgl. Kerners Brief an K. Mayer in dessen „Ludwig Uhland" II, 139.

425. Karl Mayer an J. K.

Waiblingen, den 4. Juli 1834.

Aus Gelegenheit des Johannisfeiertages war ich kürzlich mit Niembsch bei Uhland. Das war eine schnell verflogene, doch herrliche Zeit. Wie werden Dich Uhlands neue Gedichte freuen! Sie gehören zum Teil zu seinen allerschönsten. Ich bin diesen Frühling auch ziemlich liederfleißig. Aber Du kennst ja die leichte Ware.

Frühlingsgrüßer durch die Hand
Laß ich müßig streifen,
Ohne inneren Verband
Maigedanken schweifen.

In den Fingern dort und hier
Bleibt ein Blümchen hängen,
Oder geht ein Lied mit mir
Heim von meinen Gängen [1]).

Mit treuer Liebe

Dein Mayer [2])

---

426. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 10. Juli 1834.

... Niklas [Lenau] war letzthin in großer Lebensgefahr. Er fiel während des Vorlesens eines meiner Gedichte schlaftrunken in den Theekessel des ästhetischen Klubs in Stuttgart. Die Hofrätin [Reinbeck] zog ihn für tot, wie eine Fliege, mit dem Grundirpinsel heraus. — Ich war sehr fleißig und habe über zweitausend Verse gemacht, seit wir uns nicht gesehen. —

Auf nächste Ostermesse soll ein Band von meinen Gedichten erscheinen. — Ich werde den Prokonsul Cotta [3]) mit der Heraus-

---

[1]) Als „Frühlingsgang" in den Gedichten (3. Aufl.) S. 149.

[2]) Zwei Briefe Kerners an K. Mayer vom Juli 1834 sind in dessen „Ludwig Uhland" II, 140 f. mitgeteilt.

[3]) Im Jahr 1837 erschienen die „Gedichte" und im Jahr 1841 „Gesammelte Gedichte" von Graf Alexander. Die erste Sammlung verlegte die Brodhagsche Buchhandlung, die zweite Cotta.

gabe meiner poetiſchen Werke beauftragen. Vielleicht ſind dann die Zenſoren gnädig ...

Lieber, nicht verlaſſener Juſtinus — vergeſſe nicht Deinen getreuen Sandor.

---

427. Lenau an J. K.

Eßlingen, den 4. Auguſt 1834.

Ich überſende Dir die Aushängebogen Deiner Gedichte[1]), ſoweit ich ſolche korrigirt habe. Meine Heimreiſe machte mir's unmöglich, das Ganze zu beſorgen. Beim proſaiſchen Teil wäre ohnehin meine Hilfe nicht nötig, vielmehr unerlaubt geweſen, da Du ja ſelbſt ſagſt im Vorwort zu den Reiſeſchatten, ſie ſollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirſt, ſind, glaub' ich, von der Art, daß Du ſie, aufmerkſam gemacht, ebenſo vorgenommen haben würdeſt, und ſo hab' ich denn im Vertrauen auf Deine ſtillſchweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, ſo würde ich das ſehr bedauern, und bitte Dich für ſolche Fälle um Vergebung. Die preſſanten Drucker geſtatten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverſtanden ſeieſt. Eine der auffallenderen Umgeſtaltungen dürfte die erſcheinen: pag. 2 „Sängers Troſt"; ſie iſt aber ſchlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wanderer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn kommodirt nicht in genere mit dem Grabe, wovon Strophe 1 die Rede iſt. Das Grab iſt generis neutrius, darum müßte das pronomen der zweiten Strophe nicht heißen

---

[1]) Im Jahr 1834 erſchienen Kerners „Dichtungen. Neue, vollſtändige Ausgabe in einem Bande" bei Cotta. Sie enthalten Gedichte, Reiſeſchatten, die Heimatloſen.

auf ihn, welches ja das masculinum ist, sondern auf es. Das geht aber nicht, folglich habe ich versuchen müssen, es mit einem andern Reim zu geben.

Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen ebenso rechtfertigen wollte, ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichste Sorgfalt, womit ich das Geschäft besorgt. Bei einem mündlichen Gespräch will ich Dir einmal, wenn Du es wünschest, genauere Rechenschaft geben. Trotz meiner Aufmerksamkeit sind einige Druckfehler, aber unbedeutende, stehen geblieben, weil der Setzer manchmal versäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtsammlung begegnet ist, woraus Du ersehen kannst, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt korrigirte.

Meine Gedichte sind fertig; Cotta will sie aber erst zur Herbstmesse erscheinen lassen. Bis dahin müssen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indessen dafür gesorgt, daß Dir ein solches in meiner Abwesenheit seinerzeit zugestellt werde.

Mittwoch reise ich von hier nach Hause[1]). Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu besuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichst für alles Liebe und Gute, das ich bei euch genossen, Deiner Tochter Marie wünsche ich eine glückliche Ehe und hoffe sie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen!

Dein Freund Niembsch[2]).

---

128. Karl Mayer an J. K.

Großwardein, den 11. August 1834.

Seit dem Erscheinen Ihrer Werke zähle ich mich unter Ihre aufmerksamsten Leser. Katholik aus innerster Ueberzeugung, hindert es mich nicht, von Grund des Herzens mich zu freuen

[1]) Am 6. August verließ er Stuttgart. Vgl. über die Reise. Schurz a. a. O. I, 200 ff.

[2]) S. Schurz a. a. O. 203 f.

über den Christus-Sinn, der in allen Ihren Schriften herrscht, und den festen biblischen Glauben, dem Sie huldigen, der leider bei den winzigen Männleins unserer Zeit als „Auskehrich" verschrieen. Doch gleichviel — in Mitte des Unglaubens — bezeugt, und wird der Sohn Gottes bezeugt, und noch sind es Tausende, die ihre Kniee vor dem Götzen Baal nicht beugten.

Gerne, Verehrter, wollen wir die Schmach des Kreuzes ertragen, und herzlich freuen soll und wird es mich, mit Ihnen (den ich sehr hochachte) in briefliche Mitteilungen zu kommen. Scheiden uns auch Dogmen, einigt uns doch das Band der heiligen Liebe. Eine Liebe, die meine Kirche kennt und übt, denn der Katholizismus ist Consequens, Toleranz und Liebe. Und wer ihn anders beschreibt, kennt ihn nicht, und wer anders ihn übt, handelt nicht im Geiste der Kirche, die ein offenes Buch ist, so es sanft gedrückt wird, Milch daraus fließt, hart hingegen Blut. Zählen Sie mich unter die ersteren.

Seit neunzehn Jahren meines geistlichen Lebens habe ich so manches erlebt, was mich lehrte, in meine innere Welt mich zu verschließen, denn das Wirken nach außen habe ich aufgegeben. Nur Gott kann aus Steinen Abrahams Söhne gestalten — Menschen können es nicht.

Der Teufel bläst seinen Dudelsack, und die Welt tanzt dazu. Darum gebären die Zeiten nichts Gutes, das sieht wohl jeder ein, der noch nicht ganz blind ist. Lange kann wohl die allgemeine Spannung nicht dauern. Das Licht wandelt nach Amerika, und ich fürchte, nach etwa hundert Jahren wird man von dort nach Europa reisen, die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeiten zu sehen, wie wir nun nach Griechenland und dem Oriente reisen, denn offenbar wandert der Christusglaube aus, und mit ihm das Licht, dann aber bricht unfehlbar die Nacht herein.

Glauben Sie mir, lieber Doktor! Sie haben unter meinen Glaubensgenossen mehr Leser, als die von Ihrer Konfession. Wer weiß, wessen Mittel sich nicht der Herr bedient, damit doch einmal die schöne Morgenröte anbreche, wonach des Meisters Wort „Ein Hirt und eine Herde" sein wird.

O, wie erfreuten mich nicht Ihre Blätter aus Prevorst! Mancher Heide unserer Zeit fängt an zu stutzen. Doch der Leichtsinn läßt den Samen nicht tiefe Wurzel fassen, und bloß auf der Oberfläche liegen bleibend, nimmt ihn der Erdstaub mit sich fort. Gott segne Sie, teurer Mann! und leite Ihre Feder, damit Sie des Guten noch viel wirken mögen.

Recht sehr freuen wird es mich, wenn Sie mich mit einem Brief erfreuen wollten, denn wahrlich, ich bin Ihnen mit vieler Liebe zugethan, und bete zu Jesus Christus, daß Er Sie mit der Fülle seiner Gnade segnen und bekräftigen möge, damit auch Sie in Ihrer Zeit und in Ihrer Lage ein tüchtiges Rüstzeug Christi seien. Ich könnte Ihnen so manches aus dem Gebiete des inneren Schauens mitteilen, doch davon ein andermal. Ich schließe dieses Schreiben mit dem alten Christengruße „Gelobt sei Jesus Christus!"

Ihr treuer Verehrer

Alexander Fürst Hohenlohe,

Prälat und Domherr von Großwardein in Ungarn [1]).

---

429. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 9. Oktober 1834.

Du hast mich mit dem schönen Almanach sehr erfreut, den ich nicht verdiene, da ich keinen Beitrag dazu geben konnte.

Ich bin nach Frankreich von der Familie des unglücklichen Oberst der russischen Garde, Baron von Sch., gebeten, werde aber wohl anderer näherer Kranken wegen erst später hinkönnen, so interessant auch der Fall ist, den ich übrigens in jedem Falle in einer Schrift bekannt machen werde [2]). Dieser russische Oberst schlief im polnischen Kriege bei Wohla in einer Nacht unter einem Galgen ein, an dem ein polnischer Tambour wegen Dieb-

---

[1]) Vgl. über Fürst Hohenlohe Th. Kerners „Kerners Haus und seine Gäste" S. 316 ff.: „Das entstellte Ebenbild Gottes".

[2]) Er kam nicht nach Frankreich und schrieb auch diese Schrift nicht aus.

ſtahl geſchenkt worden war. Die Mutter des Tambours, mit der der Oberſt früher in einem Verſtändnis gelebt haben ſoll, war als Hexe verdächtig und verfolgte den Oberſt ſchon lange.

Als er nun im Mondſchein halb unter dem Galgen ſchlief, ſah er über den Galgen und ſich die Mutter des Tambours auf einem Beſen hinfahren und den Geiſt des Tambours auf dem Galgen reitend, dann aufhüpfen und in ſeinen Bauch hineinfahren, worauf in ſeinem Bauche, der wie eine Trommel ſich ſpannte, alsbald der polniſche Zapfenſtreich vom 10. Regiment ertönte und der Koſakenpoſten, der bei dem Oberſt wachte, die Flucht ergriff. Der Oberſt ſetzte ihm nach. Da aber in ſeinem Bauch immer der polniſche Zapfenſtreich ſchlug und man das 10. Regiment im Sturmſchritt im Anzuge glaubte, flohen auch die anderen aufgeſtellten Truppen, bis der Oberſt ſich wieder unter den Galgen zurückzog, wo ihn ſeine Kameraden, furchtbar über den Kaiſer Nikolaus, die Ruſſen, den König von Preußen ſchimpfend und immer: „Noch iſt Polen nicht verloren!“, aber alles in polniſcher Sprache, ſchreiend fanden. Man bemerkte aber bald, daß eine ganz andere Stimme, ein ganz anderes Individuum aus ihm ſchrie; denn dieſes ſchwieg oft auch ſtundenlang, und dann ſprach der ruſſiſche Oberſt wieder und ſchimpfte auf die Polen, pries Nikolaus und Konſtantin und wußte von dem, was früher aus ihm geſprochen, nicht eine Silbe. Man verſchweigt es ihm auch immer. Dieſes Beſeſſenſein von dem polniſchen Tambour dauert nun noch in dem ruſſiſchen Oberſt fort und ſeine Familie iſt in größtem Jammer, getraut ſich auch nicht mehr mit ihm nach Rußland zu gehen des entſetzlichen politiſchen Skandales in ſeinem Bauche wegen, der auch einen Transport nach Sibirien nach ſich ziehen könnte. — Durch meine letzte Schrift kam man dem Skandal erſt recht auf den Grund; man bittet mich, mich der Sache anzunehmen, und iſt es mir möglich, werde ich in Begleitung eines Teufelsbanners aus dem Schwarzwalde nach Frankreich abreiſen. Ich erwarte noch den Eſchenmayer. Erzählt's dem Menzel! — Wo iſt Niembſch? Er kommt wohl nicht zu uns, ſo herzlich es uns freuen würde? Reinbecks ließen ihm ja einen neuen Ofen

machen, damit er hübsch ordentlich hinter demselben sitzen bleibe? Treibt ihn hieher. Kommt mit!

Wir grüßen Euch tausendmal

ewig Euer

J. Kerner.

---

430. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 11. Oktober 1834.

Hier, lieber Kerner! die neue Auflage meiner Lieder[1]). Ueber den Wert derselben hat bereits eine unparteiische Anzeige der J. G. Cottaschen Buchhandlung im Schwäb. Merkur das Nötige gesagt. Mit Vergnügen denken wir noch immer an unsern Besuch in Weinsberg und grüßen Euch alle herzlich!

In Eile.

Dein

L. Uhland.

---

431. Karl Kerner an J. K.

Stuttgart, den 16. Oktober 1834.

Anbei folgt die Schrift, die ich durchaus nicht bälder als erst heute erhalten konnte. Es ist ein ganz unverschämter Nachdruck[2]) und kaum zu begreifen, wie solcher so bald erscheinen konnte, und beinahe mit dem Original zugleich. Ich habe mit HE. Präsident v. Mohl darüber gesprochen, der ein großer Feind des Nachdrucks ist, da ein solcher Spuk seinem Sohn, dem Professor zu Tübingen, mit seinem Staatsrecht geschehen ist, und dieser sagte, daß durchaus keine Klage nach den Gesetzen stattfinden könne, da Dein Verleger sich kein Privilegium gegen den

---

[1]) Im Jahr 1834 erschien die achte, wesentlich vermehrte Auflage von Uhlands Gedichten. — Vgl. Uhlands Brief an Cotta in „Uhlands Leben" von seiner Witwe S. 258.

[2]) Im Jahr 1834 erschien Kerners Schrift: „Geschichten Besessener neuerer Zeit" und die fünfte Sammlung der Blätter aus Prevorst (beide in Karlsruhe). Gemeint ist wohl die erstere.

Nachdruck habe geben lassen. Aber Du könnest Dich beschweren als Mißbrauch Deines Namens, weil er solches nicht als Auszug prädizirt, sondern als direkt von Dir gegeben dargestellt habe, und eine Bekanntmachung von Deiner Seite in öffentlichen Blättern als eine schamlose Handlung könne ohne Anstand erfolgen ... Uebrigens sei vorsichtig in den Ausdrücken, daß Du Dir keinen Tadel zuziehest, und vielleicht wär' es besser, wenn Du nur Deinen Verleger sprechen ließest, der alsdann wohl derb sein kann ...

Dein getr. Bruder Karl.

---

432. Ch. U. Dann an J. K.

Stuttgart, den 20. Oktober 1834.

Sie haben mir ein sehr wertes Geschenk gemacht mit Ihrer für mich als Prediger und Seelsorger besonders interessanten Schrift[1]). Sie enthält ein kräftiges Zeugnis für die Ehre des Herrn und seines Evangeliums — des Herrn, wie ihn Paulus Philipp. 2, 9. 10 so majestätisch darstellt. Die Dämonologie hängt aufs genauste mit der Christologie zusammen. Die Stellen Ephes. 6, 12. 2, 2 scheinen mir für unser Zeitalter mehr als je beherzigenswert. Die Einflüsse der Dämonen, besonders solcher, die die Lichtsgestalt (2. Kor. 11, 14) sich anlügen, sind unverkennbar. Was den Magnetismus und Somnambulismus betrifft, so bin ich zu wenig noch damit bekannt, als daß ich mich darüber klar aussprechen könnte. Ich sitze daher gern zu Ihren Füßen, um von Ihnen darüber belehrt zu werden. Es ist wohl noch terra incognita in vieler Hinsicht, und um so schätzbarer und dankenswerter sind die Bemühungen derer, die diese unbekannten Gegenden mit heiligem Scharfsinn und Entdeckungsfähigkeit bereiten, und Natur und Gnade, Geist und Fleisch wohl von einander zu unterscheiden wissen ... An mir selbst habe ich darüber schon manche Beobachtungen gemacht, und noch gibt's vieles aufzusuchen. Ich habe einen eigenen Feind an mir in der religiösen Sinnlichkeit zu bekämpfen gefunden, einen sehr

[1]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

listigen und hartnäckigen Feind. Die Sinnlichkeit in religiöses Gewand gekleidet ist wegen ihrer scheinbaren Unschuld am gefährlichsten. Phantasie und Herz treten leicht in ein Bündnis, das unsere Ruhe und Heiligung stört und hemmt. Doch ich vermag mich nicht deutlich genug hierüber auszusprechen ...

Mit inniger Hochachtung

Ihr getr. Fr. Dann.

---

433. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Konstanz, den 21. Oktober 1834.

Soeben komme ich von einem verdammt langweiligen Ball nach Hause! Die Fräulein tanzten mit den schwanzbejackten schwarzen Herren herum wie weiße, bissige Wieselein mit plumpen Ratten. Pfui, Teufel über das verdammte, manirirte Pack[1])! — Da denke ich nun in meinem Jammer über die Menschheit an Dich, vortrefflicher Kerl! den ich aus Grund der Seele liebe. — Ich sitze in meinem kleinen Kämmerlein, fast nicht größer, als weiland Dr. Huß' Gefängnis war. O! Justinus hab acht, daß sie Dich nicht auch einst als magnetischen Huß braten! Du lieber, fetter Justinus! — Herzliche Freude machten mir Deine lieben Briefe, ich hätte weinen mögen, Dich in Eßlingen zu wissen und nicht dort zu sein, das war arg! Bald, lieber treuer Bruder (l. Vater, oder wie Du willst) kehre ich heim ins liebe Heimatland. — Mein erster Ritt zu Dir. — Ich habe hier viel gearbeitet. — So Gott will, wird etwas aus mir. — Ich freue mich, Dir als Meistersänger meine Gedichte zur Prüfung vorzulegen. — O! Justinus zweifle nie an mir. — Du bist kein Verlassener, und wenn Dich Könige und Pfaffen in Acht und Bann erklärten, ich halte treu zu Dir. —

Der Engel grüßt Dich von Herzen und meine Kinder will ich lehren, Dich zu lieben. —

Dein treuer Sohn

Alexander.

...

[1]) Vgl. Graf Alexanders Gedicht „Ballgedanken". (Gedichte, 1837.) S. 131.

Graf Alexander von Württemberg.

434. Wangenheim an J. K.

Coburg, den 26. Oktober 1834.

Sie haben mir, mein teurer Justinus, mit den Geschichten der Besessenen[1]) ein liebes, und namentlich durch die beigefügten Reflexionen unseres vortrefflichen Freundes besonders wertvolles Geschenk gemacht. Diese haben alle meine Zweifel gelöst, die sich mir vom Standpunkte der von mir mißverstandenen Stellen im neuen Testament aufgedrungen hatten. Uebrigens gleicht auch der verfluchte Rationalismus, wo er sich einmal zum ἐν καὶ πᾶν gemacht und eingenistelt hatte, den zudringlichen Parasiten, die, zehenmal abgewiesen, immer wieder kommen und schnuppern, ob's nicht gratis was zu fressen gibt. Es soll ihnen aber, mögen sie sich noch so ungeberdig stellen, nie mehr ein Platz an meinem Tische eingeräumt werden. Die Aenderungen in meinem Protokolle waren von der Notwendigkeit geboten, und da sie nicht das Wesen meiner Beobachtungen tangiren, so konnte darüber gar keine Bedenklichkeit obwalten.

Aus beiliegendem Briefe an Eschenmayer werden Sie ersehen, daß der interessante Aufsatz über Homöopathie im wesentlichen nicht mir zugeschrieben werden darf.

Freilich ist unseres Freundes Schrift über den gleichen Gegenstand ein tiefgedachtes Wort. Es werden, wie ich in dem Briefe, den Sie, wenn Sie ihn gelesen, sofort nach Tübingen zu schicken die Güte haben werden, nachgewiesen habe, noch ganz andere Gegner als Ihr Freund Köstlin auftreten. Die Alt-Rechtler, wo sie eigentlich Alt-Unrechtler sind, werden niemals fehlen, und weil sie nicht fehlen können, haben sie auch niemals bei irgend einer großen Erscheinung gefehlt. Und es ist gut so. Was erkämpft wird, erkämpft sich — vorausgesetzt, daß der Kampf ein ehrlicher war und der Segen dazu von oben kam — zugleich auch eine längere Dauer! . . .

Endlich hat mein lieber Rückert ein Bändchen seiner vereinzelten älteren Gedichte, mit neueren vermischt, herausgegeben. Sie sind herrlich und zum Teil sehr tief. Dennoch hat er sich

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 431.

in Hunderten von Gedichten selber übertroffen, die er während der Krankheit und nach dem Tode zweier seiner Kinder niederschrieb. Seine wackere Frau ließ sie sich schenken, damit sie nicht gedruckt werden sollen. Sie ließ sie mich lesen, „damit ich ihren Mann erst ganz kennen lernen sollte." Freilich kannte ich ihn so im Unglück nicht. Er hat einen Ruf nach Halle als Professor der orientalischen Sprachen erhalten. Ich fürchte, er wird ihn annehmen müssen, weil der Bayerfürst für solche Männer, die besser dichten als er, kein Geld und keine Stelle hat [1]). Dann werde ich ihn auch nicht mehr alljährlich sehen können, wie bisher. Das schmerzt mich sehr ...

Wangenheim.

---

435. Fürst Hohenlohe an J. R.

Großwardein, den 11. November 1834.

Bevor ich zu meiner Bitte übergehe, muß ich ein Bekenntnis ablegen, so wahr als treu aus dem Herzen mir kommend: Ich weiß es, mein praktisches Leben lieferte mir Data, daß Ihre Schreibart, Ihr echter Christus-Sinn, schon mehrere zum Glauben zurückbrachten. Lieber Teurer! das muß für Sie ein Trost sein, viel vergütend die Schmach, womit das Heidentum unserer Zeit wahre Christen verfolgt. Nicht bald kam mir ein Laie vor, der so in den heiligen Urkunden bewandert wie Sie. Doch geben wir Gott alle Ehre, von dem alle guten Gaben kommen. Nun zu meiner Bitte; sie ist unbescheiden (ich fühle es), aber die Liebe, die uns vereint und vereint erhalten wird, macht mich kühn und läßt mich Gewährung hoffen, um so mehr, da es die Sache Gottes betrifft:

Ich soll für die kommende Faste in der Kaiserstadt die Fastenpredigten halten. Ich von allen Seiten gedrängt durch eine (ich darf es wohl sagen so zeitraubende als kostspielige) Weltkorrespondenz. Zudem kommen örtliche Berufsgeschäfte, wohl

---

[1]) Rückert blieb in Erlangen (seit 1826), bis er 1841 nach Berlin berufen wurde.

auch eigenes Selbststudium, Fortbildung, Bücher-Lektüre, um meine Zeit nicht aus den Augen zu lassen. Ergo totus quantus occupatus multis officiis et negotiis[1]).

Wiederholen kann und will ich mich nicht in meinen Vorträgen, und wer schon über zwanzig Jahre predigt, hat schon viel sich ausgesprochen.

Mich treibt ein innerer Drang, gerade vor diesem angesehenen Auditorium von den sieben Hauptsünden zu predigen, da ich das fade Moralisirende, stets Lieblende auf der Stätte, wo ernste Wahrheit ertönen soll, nicht leiden kann; also wie gesagt über die sieben Hauptsünden.

I.

Von der Trägheit.

Text: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! — — Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Apok. 1—16.

Exordium: Exegetisch erbauend die zwei Texte durchgehend. Herrliche Anspielungen.

Definitio: Die Geistesträgheit ist eine Niedergeschlagenheit des Gemüts, gerne, freudig, willig, eifrig das Gute zu thun, wie jener Vorgesetzte zu Laodicea. Davon im ersten Teile. — Zweiter Teil: Der Geistesträgheit ist emsige Andacht entgegensetzt, die alles gerne, freudig, willig, eifrig thut, was zum Dienste Gottes und des Nächsten Frommen ist. „Die Liebe Christi drängt uns also" ad Corinth. V. 14. „Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden, ibidem [ebenda] 18. 17.

Epilog: Aufruf zur emsigen Andacht, glaubensvollem Gebet, fleißigem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes — — fort aus dem Herzen des Christen alle Lauheit, aller Halbglaube — seien wir mutige Bekenner der Lehre vom Kreuze, bekennen wir freudig und mutig diese Lehre, sollten wir auch unter dem Kreuze stehen, leben und sterben.

II.

Vom Neide.

Text: „Saul hat Tausend geschlagen, aber David Zehntausend — — da ergrimmte Saul sehr und gefiel ihm das Wort übel — —

[1]) „Also in vollem Umfang in Anspruch genommen durch viele Pflichten und Geschäfte."

und Saul ſah David ſauer an von dem Tage und fortan.“ I. B. Samuelis 7—9.

Im Exordio wäre ein ſchönes Feld, die Geſchichte Sauls mit David zu ſchildern, wie Saul beim Harfenſpiel Davids den Wurfſpieß nach ihm warf. Quia diabolus illum jam possedit. [„Weil jenen der Teufel ſchon in Beſitz genommen.“]

Definitio: Der Neidiſche hat ein Leid, wenn es dem Nächſten gut gehet, und Freude bei ſeinem Unglücke, prima pars Sermonis. [„Erſter Teil der Predigt.“] — Altera [„der andere“]: dem Laſter des Neides ſtehet die Tugend der Gütigkeit entgegen, kraft welcher man jedem das Seinige gönnt. „Und Jonathan und David machten einen Bund; denn er hatte ihn lieb wie ſein eigenes Herz.“ Hier wäre der Ort, das Bild echt chriſtlicher Freundſchaft zu ſchildern.

Epilog: Der Neid ſtammt aus der Hölle, iſt eine Sünde im heiligen Geiſte, wo der Chriſt ſeinen Mitchriſten um der göttlichen Gnade mißgünſtig iſt. Die Predigt ſchließe mit der Paraphraſe der lieblichen Worte Chriſti: „Selig ſind die Friedſamen, denn ſie werden Kinder Gottes genannt werden.“

III.

Vom Geize.

Text: Da ging hin der Zwölfen einer, mit Namen Judas Iſcharioth, zu den Hohenprieſtern und ſprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verraten. Und ſie boten ihm dreißig Silberlinge. Matth. 26. Kap. 14. 15.

Im Exordio mit lebendigen Farben den Charakter Judas ſchildernd — Antitheſen, die ſich hier ſo gut anbringen laſſen. Chriſtus — und der Treuloſe — Chriſtus immer noch liebend — er verſtockt gegen die Liebe ꝛc.

I. Teil: Schilderung des Geizes, dieſer unedelmütigen Begierde nach Geld und zeitlichem Gute — „Die reich werden wollen, die fallen in Verſuchung und in die Fallſtricke des Teufels.“ Ep. Pauli ad. Timoth. 6. Kap. 9. V.

II. Teil: Dem Laſter des Geizes ſteht die Tugend der Freigebigkeit gegenüber, die gerne und viel von den zeitlichen Gütern den Dürftigen mitteilt. — Hier ein ſchönes Feld über die Pflicht des Almoſengebens. — Ich bin der Meinung, um ſelig zu werden, muß man den Zehenten von Hundert den Armen geben. Die Schrift weiſt dahin.

Im Epiloge die Worte Chriſti paraphraſierend: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Gott ſchauen.“

IV.

Fraß und Völlerei im Gefolge des Zorns.

Text: „Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und Seide und köstliche Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.“ Luc. 16. Kap. 19. V.

Im Exordio erbauendes Durchgehen dieses Kapitels vom 19. V. bis 31. V. würde die Hälfte des I. Teils ausmachen, die andere Hälfte des I. Teils paraphrasirend. Daniel 1. Kap. 12.—17. V.

II. Teil: Aus dem Fraß und der Völlerei entsteht so leicht der Zorn, diese unordentliche Begierde nach Rache. Esther 3. Kap. 5. V. — In der andern Hälfte des zweiten Teils über die Tugend der Geduld, wo man alle vorfallenden Beschwernisse und Leiden des Lebens mit christlicher Gelassenheit ertragen sollte. Christus hierin unser schönstes Muster.

V.

Von der Unkeuschheit.

Text: „Wie sollte ich denn nun ein solch großes Uebel thun und wider Gott sündigen.“ I. Buch Moses 39. Kap. 9. V.

Exordium: Durchgehend die Schrifttexte vom 5. V. des 39. Kap. I. Buch Mosis bis 21. V.

Definitio: Alle unordentliche Begierde nach unreiner Lust ist Sünde. Folgen dieser Sünde. I. Teil: a) physische, b) moralische, α) Ekel vor allem Geistigen, β) Schwächung, ja Abfall vom Glauben, oft endend mit furchtbarer Verzweiflung. Hier wäre Ort und Zeit, alle die Brandflecken unseres Zeitalters zu schildern. Tagesgeschichte ꝛc. II. Teil: Die Keuschheit. Stelle Apokalypse 14. Kap. 3.—5. V.

VI.

Die Hoffart.

Text: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Heiden schwächtest.“ Jesaia 14. Kap. 12. V.

Exegese des Textes: Hic est sermo de Lucifero, qui in tantam superbiam audaciamque devenit, ut quandam cum altissimo similitudinem affectarit, soliumque in monte Testamenti erigere ausus sit, unde et meruit deturbari. Hic est sermo de Lucifero Angelo perduelli congruere (?). Quin et hunc locum spectat Jesus Christus: Lucae Capite X. 18. Videbam Satanam, sicut fulgur, cadentem de coelo. [„Hier ist die Rede vom Satan, welcher so stolz und frech wurde, daß er eine Aehnlichkeit mit dem Höchsten anstrebte

und einen Thron auf dem Berge des Stifts aufzurichten wagte, von dem er auch verdiente herabgestürzt zu werden. Hier ist die Rede vom Satan als dem feindseligen Engel. Ja auch Jesus Christus hat diese Stelle im Auge: Lucae X, 18: Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“]

Definitio: Die Hoffart ist ein Dafürhalten eigener Vortrefflichkeit. Luciferś Fall wäre da strenge nach Schrift und Väter[1]) zu beschreiben.

I. Teil: Hoffart brachte die Sünde selbst aus dem Himmel auf die Erde und muß ihr ewiges Bestehen in der Hölle finden.

II. Teil: Die Demut Christi in seiner Menschwerdung und sein Gehorsam bis zum Tode des Kreuzes erhob und erlöste die Menschheit aus ihrem ewigen Verderben. Hier alle Folgen anzuführen über das große Heil der Erlösung in Christo Jesu dem Herrn.

Am Schlusse (weil diese Predigt als die letzte am Karfreitage gehalten wird) die Christenheit unter das Kreuz stellend im Zwiegespräche mit Christo, z. B.: Was that ich für euch? Wie wenig thut ihr für mich. Sehet, was die Sünde Großes ist? Wie wenig achtet ihr darauf. Schluß ein rührendes Gebet zur gekreuzigten Liebe.

Nun, lieber teurer Mann Gottes, bitte ich Sie, mir diese sechs Fastenpredigten auszuarbeiten, mit Ihrem Glauben, Ihrem Wissen, mit Ihrer herrlichen Sprache (für mich einzig), mit Ihrer gewandten Feder, von deren Abhaltung ich mir vielen Segen verspreche, die wir dann drucken lassen wollen, nebst einer Dedikation an unseren Kaiser, daß er mir gewiß und sicherlich erlauben wird, diese Predigten ihm dedizirен zu können. Haben sie die Zensur passirt, so sende ich Sie Ihnen sogleich zum Drucke, und ohne gerade anmaßend zu sein, glaube ich Tausende von Lesern zu besitzen, die mit Seelentrost sie lesen werden[2]).

---

[1]) D. h. Kirchenväter.

[2]) Die Predigten erschienen unter dem Titel „Das entstellte Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde. Dargestellt in einer Folge von Predigten zur heiligen Fastenzeit. Von Alexander Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.“ Regensburg 1836. Es sind sieben Predigten, von denen nur die eine über den Zorn und Zusätze zu den übrigen vom Fürsten Hohenlohe sind; die übrigen sechs verfaßte J. Kerner. — Vgl. auch Th. Kerner: „Das Kernerhaus“ ꝛc. S. 316 ff.

Aber, geliebter Doktor! die erſte Predigt müßte ich ſchon gegen Ende Jänner in Händen haben, da am Aſchermittwoch die erſte Faſtenpredigt beginnt. Bitte um baldige Antwort und Gewährung meiner Bitte, um ſo mehr, da mein grauer Greis ſchon zu dreimalen mich angetrieben, dieſe Bitte an Sie, Freund, zu machen.

(Ueber den grauen Greis Suo tempore [„zu ſeiner Zeit“] ein Mehreres, aber darüber darf beim Publikum nichts lautbar werden.)

Ignosce mihi — parce illi, qui te amat ex toto corde suo

Tuus in Christo totus quantus[1]).

Alexander Hohenlohe..

In großer Eile geſchrieben, weil ich mit der Zeit geizen muß.

---

436. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Dein Brief, lieber Kerner, war uns ein wahrer Anſtrich in der Proſa unſeres Lebens, wir ſahen Dich daraus, wie Du leibſt und lebſt, und zu nett war es, daß ich den treuen herzlichen Gruß an Pfitzer ſozuſagen brühwarm ausrichten konnte, denn er ſaß gerade neben mir. Aber hellſehend warſt Du im Augenblick, als Du mir ſchriebſt, nicht gerade, ſonſt hätteſt Du meinen armen Mann nicht bei Feſtgelagen geſucht. Du weißt es nicht recht, wie es hier ſteht, wenn Du glaubſt, man dürfe nur überall hingehen, wo einen das Herz hinzieht. Nein, da muß man hunderttauſend Rückſichten nehmen und beſonders gegenwärtig zu keinem Uhlandseſſen gehen, wenn man ſich nicht die größten Vorwürfe zuziehen will. Der gute Uhland iſt freilich auch weit entfernt davon, es zu erwarten. Es hat uns um ſo wohler gethan, daß er uns bei ſeinem kurzen Aufenthalt einige Stunden geſchenkt hat, wenn nur hier ihn ſeine Feinde hätten ſehen und hören können, er hat ſich wieder ſo ſchön und

[1]) „Verzeihe mir — ſchone jenen, der Dich von ſeinem ganzen Herzen liebt. In ganzem Umfang der Deinige in Chriſto.“

edel ausgesprochen. — Den andern Tag nach dem Essen wurde mein Mann gleich von einem uns beiden befreundeten Kollegen damit empfangen, als er ins Gymnasium kam: „Das laß Dir gut sein, daß Du nicht zu dem Essen gingst!“ Du siehst also, daß es keine Einbildung ist. Von Niembsch[1]) wußten wir seit seiner Abreise nicht eine Silbe, um so mehr hat es uns überrascht, als er vor einigen Tagen zum Zimmer hereintritt; er will sich diesmal aber nur 4 Wochen hier aufhalten und dann nach Wien zurückgehen, er wird sich wohl auch bei Euch zeigen!

Vor mehreren Tagen überraschte uns Graf Alexander mit einem Besuch und brachte einen Abend bei uns zu. Ein Geschäft führte ihn schnell nur auf einen Tag hieher, er sagte aber, daß sie in etwa 14 Tagen nach Eßlingen zurückkommen werden. Er sprach mit großer Zärtlichkeit von Euch und dichtet über Hals und Kopf, er hat meinem lieben Mann schöne Sachen mitgeteilt... Mein lieber Mann hat längst einen Almanach für Dich bereit, er wollte selbst dazu schreiben, kommt aber vor der Menge anderer Briefe nicht dazu. Nehme ihn also inzwischen gnädig aus meiner Hand an.

Der arme Chamisso muß sehr leidend sein, es scheint, er hat die Todesgedanken mit mehr Recht als Du[2])...

Sophie Schwab.

---

437. Fürst Hohenlohe an J. K.

Großwardein, den 24. Dezember 1834.

Mit innigem Danke für das Uebersandte „Die Lauheit“ fand ich den Aufsatz, wie ich ihn nicht anders von einem Christen wie Sie erwartete. Ja, noch mehr bestärkt es mich in meiner Ansicht, daß Ihnen Gott in summo gradu [„in höchstem Grad“] die Gabe des Wortes verliehen, in Zeiten, wo es not thut, sich dem Unglauben mutig entgegen zu stellen. In den Eingang habe ich, alles lassend, nur die kirchliche Form hineingelegt und

---

[1]) Vgl. Schurz' „Lenau“ I, 281.

[2]) Chamisso starb schon am 21. August 1838 in Berlin.

einige Stellen der [Kirchen-]Väter an die Hauptmomente beigefügt. So aus meiner Seele herausgeholt, wird dem gläubigen Vortrag Gottes Segen gewiß nicht fehlen.

Lieb wäre es mir (nach eingeholter Bewilligung der geistlichen Oberbehörde und Zensur), wenn Sie, teurer Freund, den Druck besorgen möchten. Ich würde jede Predigt, gleich nachdem sie abgehalten, auf fein Papier geschrieben, Ihnen zusenden. Doch hierin fiat voluntas tua, non mea [1]).

Die Auflage müßte wenigstens aus 2000 Exemplaren bestehen. Leider habe ich die Geschichte Besessener neuerer Zeit noch nicht in Händen. Da hieher kein Postwagen kömmt, ist man genötigt, auf Gelegenheiten zu warten, die einem von Pest die Bücher überbringen. Also werde ich mich schon bis nach den Feiertagen gedulden müssen. Wie freue ich mich auf dieses Werk! Gott leuchte mit seiner Gnade im Jahre 1835 in Ihnen, und durch Sie erleuchte er recht viele zum Glauben an Jesus, den Sohn Gottes.

Alle Kniee mögen sich beugen vor dem, in dem allein Heil und ewiges Leben zu finden ist. Gott nahm mir alle meine teuersten Freunde: Fürst Joseph Schwarzenberg, J. M. Sailer, Sambaga, Restlin, Stadtpfarrer in Laubheim bei Ellwangen, Job, Beneheld, Weihbischof Zirkel in Würzburg. Er nahm sie mir alle und gab mir in Ihnen einen neuen, an den ich mich fest und innig anschließe. So soll's bleiben. Leben Sie wohl, Teurer, behalten Sie mich lieb — denn auch ich liebe Sie von ganzer Seele

als Ihr aufrichtiger Freund

Notus a calamo [2]).

---

438. Breslau an J. K.

München, den 30. Dezember 1834.

Lieber Freund! Für heute zum Schlusse des alten und zu Beginn des neuen Jahrs meine frömmsten, herzlichsten Wünsche

---

[1]) „Es geschehe dein Wille, nicht meiner."

[2]) „Bekannt durch die Handschrift." — Vgl. „Das Kernerhaus und seine Gäste" von Th. Kerner S. 319.

für Dich und die Deinigen. Eheu labuntur anni[1]). Einer nach dem andern ſchleicht ſich weg. Halten wir noch zuſammen, ſo lange es geht. Du gehörſt zu den wenigen, an denen mein Herz mit jugendlicher Liebe ſich erwärmt und mit unveränderlicher Treue hängt.

Gott zum Gruß

Breslau.

---

439. Lenau an J. K.

Stuttgart, Dezember 1834.

Das iſt recht ſchön, daß der Wunſch, meinen Almanach zu unterſtützen, bei Dir eine poetiſche Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir nur die Bärenhaut[2]) recht breit aus, ich freue mich ſehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus occupatus multis officiis et negotiis[3]), weil ich aber zugleich totus quantus amicus tuus bin, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Dir einige Zeilen, als ein Signum amicitiæ meæ perdurantis[4]), zu ſchicken.

Das lyriſche Gedicht mußt Du aber ſelbſt machen, nicht ich, wie Du ſcherzweiſe mir ſchreibſt, man würde ja den Vogel, den ungariſchen Raben Niklas, gleich an ſeinen ſchwarzen Federn erkennen, man würde ihn ſogar ſchon von weitem riechen, denn ſeine ſchwarzen Federn ſind jetzt durch ſeinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas verſengt und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sei ſo gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu ſchreiben, und Deine Namensunterſchrift und Zeit und Ort Deiner Geburt, es gehört für einen meiner Freunde, der Handſchriften berühmter Leute ſammelt. Schicke mir's aber ſogleich, ich bin ja auf dem Sprung, abzureiſen. Dienstag reiſ' ich nämlich Viennam, ubi amicum

---

[1]) „Ach, es fliehen die Jahre" (Horaz, Oden II, 14).

[2]) Vgl. Brief Nr. 441 f.

[3]) S. Brief 435, S. 73.

[4]) „Zeichen meiner fortdauernden Freundſchaft!"

tuum auditurus sum concionantem et totum quantum occupatum [1]) etc. — Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an dieſe Geſchichte denken, und ich muß lachen. Es iſt ganz excellent. Uebrigens wie geſagt: altissimum silentium per omnem vitam meam usque ad mortem meam, et in altero mundo per omnia sæcula sæculorum Amen [2]).

Wie geſagt:

totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch, Hungarus, nota bene: nobilis [3])! ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da wird Dein Name hinein lithographirt.

Habe die Güte, Deine Verſe ꝛc. in den großen Mittelraum des Blattes zu ſchreiben.

Vale et fave. [„Lebe wohl und bleib mir gut.“] [4])

---

440. Julie Hartmann an J. K.

Stuttgart, 4. Januar 1835.

Ihr Brief an Niembſch [5]) und Ihr freundliches Proſit hat uns von Ihrem Wohlergehen und guter Rückkunft von Stuttgart (trotz der Kälte im Eilwagen) überzeugt, auch ſind die böſen Ahnungen, die Sie hier äußerten, gottlob nicht in Erfüllung gegangen, und es war alles nur Heimweh nach Ihrem Rickele und beweiſt mir, daß Sie nie ohne Ihr zweites Ich nach Stuttgart kommen ſollten. Das bedenken Sie auf ein andersmal, damit wir Sie auch froh und heiter bei uns ſehen.

---

[1]) „Nach Wien, wo ich Deinen in ganzem Umfang beſchäftigten Freund predigen hören werde.“

[2]) „Tiefſtes Stillſchweigen mein ganzes Leben lang bis in den Tod, und in der andern Welt bis in alle Ewigkeit.“

[3]) „In ganzem Umfang Dein Freund N. N. aus Ungarn, merke wohl: vom Adel!“

[4]) S. Schurz' „Lenau“ I, 287.

[5]) Er iſt, wie es ſcheint, nicht mehr vorhanden.

Aloisy ſchrieb mir vor einigen Tagen aus Paris, er werde ſo viel nach Ihrem Buche von den Beſeſſenen gefragt, und beſonders Mickiewiz wünſche ſo ſehr, es zu leſen, daß er mich bitte, es ihm zu ſchicken. Nun möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht dem polniſchen Dichter ein Exemplar möchten zukommen laſſen; es könnte ja durch Buchhändlersgelegenheit geſchehen, ich habe im Frühjahr die Blätter aus Prevorſt auch dem Dichter Mickiewiz durch Aloisy zukommen laſſen.

Wären Sie nur länger geblieben, ſo hätten Sie den Niembſch vom Tode retten können, ſo mußte es Medizinalrat Becher thun. Niembſch war nämlich ſehr krank[1]), plötzlich wurde er von ſo heftigem Seitenſtechen befallen, daß man tüchtig zu Ader laſſen mußte. Dadurch war zwar die Gefahr gehoben, doch hat ihn das auch ſehr mitgenommen und von Reiſen kann nicht ſobald die Rede ſein; ich denke, er gibt die Reiſe jetzt ganz auf. Er läßt Sie herzlich grüßen, kommen Sie nur bald wieder!

Grüßen Sie Rickele!

Ihre Julie.

---

441. Lenau an J. K.

[Stuttgart, 18. Januar 1835.]
[Poſtſtempel.]

Haſt Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus ſo verbiſſen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergiſſeſt? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich ſein, wie hundert Beiſpiele, beſonders in meinem chriſtkatholiſchen Vaterlande, beweiſen. Schicke mir doch Deinen Beitrag[2]). Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich ſitze noch nicht feſt in den Knochen, ſchlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da iſt nun Muße und Gelegenheit, die Almanachsmanuſkripte zu durchgehen; ſchicke, Bruder, ſchicke. Vor allem aber ſchreibe.

---

1) S. Schurz' „Lenau" I, 238 f.
2) S. den folgenden Brief.

Rückert[1]) hat mir einen Beitrag von vier Bogen verſprochen, was mich ſehr freut. Ich habe längſt gewünſcht, mit dieſem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten iſt.

Leb wohl, liebſter Kerner, ſchicke mir die Abſchrift des Bärenhäuters ſogleich und grüße mir die Deinigen

Dein

Deinigen[2]).

---

442. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 3. Februar 1835.

Ich ſollte Dir ſchon längſt den Brief beantworten, den Du an mich ſchreiben wollteſt, gerade als ich nach Stuttgart kam. Ich danke Dir herzlich für die Liebe, die Du zu mir in ihm ſo innig ausſpracheſt und für das Verſprechen, das Du mir gabeſt, uns aufs Frühjahr mehrere Wochen lang zu beſuchen. Das iſt treu von Dir! Gott ſegne Dich! Inzwiſchen lebte ich in ſtarken Arbeiten aller Art, hatte viele Kranke und bin ſelbſt immer der Kränkſte. Es iſt aber auch ein trauriges Leben, und wenn man bedenkt, daß es nach dem Tode erſt noch fürchterlicher kommt, unſerer Sünden wegen, ſo möchte man zu einer völligen Runzel werden ...

Niembſch läßt gar nichts mehr von ſich hören. Ich ſandte ihm mein Schattenſpiel[3]), zu dem er mich zwang. Ich hoffe, daß er es nicht gebrauchen kann. Hätte ich es Dir nur vorleſen können! ...

Gegenwärtig iſt ein junger Schwyzer bei uns, treu wie Gold und blühend wie eine Alpenroſe ...

Gott ſei mit Euch!

Dein

Kerner.

---

[1]) Von ihm erſchien in Lenaus Frühlingsalmanach 1835: „Herbſt 1833 in Neuſeß“ von S. 267—336.

[2]) S. Schurz' „Lenau“ I, 290.

[3]) Gemeint iſt „Der Bärenhäuter im Salzbade“. Er erſchien in Lenaus Frühlingsalmanach 1835. — Vgl. den vorhergehenden Brief.

443. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 6. Februar 1835.

Deine Güte, lieber Kerner, war mir heute ganz rührend, als ich die Freude hatte, einen Brief von Dir zu erhalten, Du bist nun doppelt gestraft, daß Du sogleich wieder einen von mir lesen mußt. Ich wünsche Dir dazu nur, daß Du nicht so heikel sein mögest, wie mein lieber Mann, dem meine Briefe mit den unrichtigen Unterscheidungszeichen jedesmal einen kleinen Aerger machen. Erst heute ordnete er die letzte Abteilung der Gedichte zu der Sammlung, und in Deinem wunderschönen Tannengedicht[1]) hatte ich durch ein unsinniges Komma den Sinn so entstellt, daß Gustav sich lange den Kopf zerbrechen mußte, ehe er darauf kam, daß der Fehler im falschen Komma steckte ...

Niembsch hat uns neulich große Freude mit der Vorlesung Deines Bärenhäuters[2]) gemacht. Die Pfitzer[3]) waren auch dabei. Mein Mann erinnerte sich mit großem Vergnügen daran, daß Du ihm schon in früheren Zeiten mehreres davon mitgeteilt hattest. — Um aber aufrichtig zu sein, muß ich Dir sagen, daß die Herren einstimmig darin waren, um es zum Druck zu übergeben, solltest Du noch einiges ausmerzen und daran feilen. Mir hat es ganz gut gefallen, und bei allem, was ich von Dir lese, sehe ich Dich vor mir, wie Du leibst und lebst ... Niembsch sollte eigentlich schon bei Euch sein; als wir ihn das letztemal sahen, hatte er die Absicht, schon vorigen Mittwoch mit Graf Alexander zu Euch und nach Heidelberg einen Ausflug zu machen. Wie mein Mann heute von Reinbeck hörte, hat ihn ein Katarrh davon abgehalten. Von Alexander haben wir nichts gesehen, seit sie wieder ganz in Eßlingen sind. Gestern hatten wir einen Besuch von H. de Castro aus Altona, der uns auch von allen dortigen Freunden erzählen konnte. Wie es scheint, bleibt Rosa Maria bei ihrem Vorsatz, nach Paris zu gehen. — Gustav

---

[1]) „Preis der Tanne."

[2]) S. den vorhergehenden Brief.

[3]) Gustav und Paul Pfitzer; jener Professor am Stuttgarter Gymnasium, dieser Justizrat in Tübingen.

Pfitzer ist und bleibt nun hier, er war vor einigen Tagen auf Besuch bei Uhlands in Tübingen — er kann es auch nicht genug rühmen, wie glücklich Uhlands mit ihrem kleinen Pflegsohn sind. Was soll denn unsereiner anfangen, wenn Du zu einer Runzel werden willst? — Ich möchte mir oft im Gefühl meiner Sündhaftigkeit auch diese ewigen Strafen vorstellen können, es hilft aber nichts, ich kann es nicht, die Versicherung des Herrn Jesu, daß uns sündhafte Menschen der himmlische Vater noch lieber hat, als ein irdischer die Seinigen, benimmt mir wieder alles Grauen vor der Ewigkeit, und wenn ich die Worte in der heiligen Schrift erwäge, barmherzig und von großer Güte, die gewiß viel umfassender sind, als wir Menschen uns diese Eigenschaften denken können, — da bin ich voll froher Zuversicht — obwohl ich selbst es nicht begreifen kann, wie aus einer Null etwas werden kann.

Wir haben gegenwärtig Goethes und Zelters Briefwechsel[1]) im Hause, was besonders meinem lieben Mann viel Genuß macht, ich kann es weniger verdauen, wenn ich neben so vielem Licht auch so manchen Schatten sehe. Hier kommt nun auch an Tag, wie Goethe von unserm Uhland gedacht hat; daß er ihn nicht besonders schätzte, konnte man sich aus manchem abnehmen, aber ich mag es nicht so schwarz auf weiß lesen, das ärgert mich und verkümmert mir den Genuß vom andern Schönen. Bei Gelegenheit von Gustav Pfitzers Gedicht spricht sich Goethe nämlich über die Uhlandsche Schule aus, zu der er auch Pfitzer rechnet — aus der nichts Ersprießliches hervorkommen könne, Pfitzers Talent erkennt er übrigens an ...

Sophie Schwab.

---

444. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 11. März 1835.

Dein Bärenhäuter ist beinahe fertig gedruckt. Den Schluß der Turmeinreißungsscene, wo Du Bärenhäuter noch mit den

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, herausgegeben von Riemer, 6 Bde., Berlin 1833 f.

Kellnern herumpoltern läßt und Zimmer bestellen, hab' ich weggelassen[1]), weil dieses den Eindruck schwächt, den der plötzlich in Staubwolken erscheinende Teufel gemacht hat. Es schließt mit letzterem viel imposanter. Der Teufel erscheint ein wenig gar zu unfurchtbar, wenn sich Bärenhäuter unbekümmert um seine Lektion „Kirchentürme sind nicht Burgen u. s. w." an die Kellner macht. Aber auch davon abgesehen, würde jener Schluß das Vorausgegangene gewiß schwächen.

Abdrücke Deines Bärenhäuters kann Dir die Verlagshandlung nicht geben, weil dieses ein besonderes Büchlein wäre, das ohne Zensur erschiene, also nefas [unerlaubt]. Du bekommst übrigens ein Freiexemplar des Almanachs. Ich bleibe bis Freitag über acht Tage hier. Kannst Du noch einmal kommen, so thu's. Ich kann nicht weg wegen der Korrektur ... Der Almanach wird bis Ostern ausgegeben werden.

Lebe wohl, teurer Freund, mit Grüßen an die Deinigen

der Deinige

Niembsch[2]).

...

---

415. Lenau an J. K.

Stuttgart, 19. März 1835.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen ist's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächste Weinlese komme ich wahrscheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreu steigen sollen, daß Salzer[3]) einen Schnalzer macht. Morgen abend reise ich nach Wien. Den Tantum quantum [Fürst Hohenlohe] werde ich suchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium [„tiefstes Stillschweigen"] von meiner Seite. Der Almanach

---

[1]) Vgl. dazu die Ausgabe in den Dichtungen (3. Aufl.) S. 311 ff.

[2]) Von Schurz nicht mitgeteilt.

[3]) Ein Chemiker, der in Weinsberg die Feuerwerke besorgte, die aber meist mißglückten. Vgl. „Das Kernerhaus und seine Gäste" von Th. Kerner. S. 118 f.

wird den 15. April wahrſcheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter iſt klaſſiſch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen.

Dein

Niembſch.

Der Bärenhäuter iſt abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, alſo einen vollſtändigen Gaul. — Leb wohl, Brüderl [1])!

---

446. Fürſt Hohenlohe an J. K.

Großwardein, den 21. März 1835.

Innig Verehrter! Wie finde ich Worte zu danken für alle Mühewaltung, um die ich gebeten, die Sie mir gegeben. Mit Rührung habe ich bereits ſchon die zweite Predigt vorgetragen, und hoffe zu Gott, den ganzen Cyklus ſo zu enden, zu Gottes Ehre und des Nächſten Frommen.

Kaiſer Franz iſt hinweggenommen. Alles geht dieſen Weg, alles verläßt uns, nur Gott bleibt. Der neue Kaiſer iſt mit Gott! gläubig, fromm, demütig, aber feſten Willens und viel moraliſcher Kraft, wenn gleich bei körperlicher Schwäche. Ich kenne ihn genau, ſeit Jahren, und gewiß! alles wird gut gehen.

Wie würde es mich freuen, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, wo wir ſo vieles cor ad cor [Herz zum Herzen] reden könnten, was man nicht immer der Feder anvertrauen kann. Hier iſt ein Land, daß ſich Gott erbarme! Man lebt nur dem Bauche und der Luſt, von einem gläubigen Aufſchwung iſt gar keine Rede, da möchte ich ferners nicht bleiben, würden mir auch die beſten Pfründen verſichert. Was die Geiſtlichkeit betrifft, ſo iſt es ſich zu erbarmen, wenn man dieſe Menſchen genau kennt. Sie können ſich denken, daß ſie mir, als einem Deutſchen, ſchon darum nicht zugethan ſind, dann mich als Myſtiker bemitleiden, weil ſie von einem lebendigen Chriſtus nichts wiſſen wollen. Ach! alles, alles nur Formen und äußerer Handwerksmechanismus. Gott wolle mich nur ja bald aus dieſem Fegfeuer erlöſen.

[1]) S. Schurz, „Lenau“ I, 298.

Mein ſeliger Lehrer Sailer ſagte mir alles vor zweiundzwanzig Jahren voraus, daß es ſo und nicht anders über mich kommen müſſe. Doch all dies Geſumſe macht mich nicht irre. Der Herr wird deswegen von den Seinigen und vor den Seinigen doch bezeugt ex omni gente [aus allem Volk], wie der Apoſtel ſchreibt.

Ich fürchte das Nahen großer Stürme, und vielleicht cito [ſchnell]. Da muß man, mit feſtem Glauben ausgerüſtet, dem Feinde mutig entgegengehen. Darum wollen wir gegenſeitig für einander beten, beten mit aller kindlichen Demut und in der Liebe des Herrn. Jeſus lebe, wirke, ſiege, triumphire in unſeren Herzen, das wünſcht Ihr Sie innig liebender Freund

Alexander Hohenlohe.

---

447. Fürſt Hohenlohe an J. K.

[Undatirt.]

Schmeicheln iſt nicht meine Sache, ſchon gar nicht bei meinen Freunden, aber der Wahrheit Zeugnis geben, ſoll, muß man. Nun Freund, hören Sie: Das bisher Ueberſandte iſt gediegen, tief und aus einem gläubigen Herzen gedacht, und von einem altgläubig demütigen Prediger vorgetragen ſoll mit Gottes Gnade doch wohl manches Körnlein auf gutes Erdreich fallen. Ja! man erkennt den Welt- und Menſchenkenner, der bei allen Stürmen des Lebens ſeinem Chriſtus treu geblieben iſt. Gewiß! auch über Sie, Teuerſter, mußten ſchon ſchwere Kreuze gekommen ſein, Sie könnten ſonſt nicht ſo denken, ſchreiben, handeln. Dich hat das Kreuz erſtarkt, haſt oft bethränten Auges dasſelbe gläubig betrachtet, und ſo lange betend betrachtet, bis dem Blicke der Troſt, die Beruhigung ins bekümmerte Herz kam. Die Zahl ſolcher Chriſtusbekenner, wie Sie, verdünnt ſich mehr und mehr, und mit ihnen die Kämpfer, die noch dem Andrange des Unglaubens einen Damm entgegenſetzen könnten. So viel der Sprache meines Herzens über meinen lieben Juſtinus.

Betreffend die Predigt über das ſechste Gebot muß ich eine Bemerkung anführen, die bei der Beobachtung unſerer Zeit —

L. J. X. + Großwardein XXI 7/85

Innig verehrter! Wie finde ich Worte zu danken für
alle Mühewaltung, um die ich gebeten, die Sie mir
gegeben. Mit Rührung habe ich bereits schon die
zweite Predigt vorgetragen, u. hoffe zu Gott
den ganzen Cyclus so zu enden, zu Gottes Ehre,
u. des nächsten Frommen.

Kaiser Franz ist hinweggenommen. Alles geht
diesen Weg. Alles verläßt uns, nur Gott
bleibt. Aber Mein Kaiser ist mit Gott!
gläubig, fromm demüthig, aber festen
Willens u. viel moralischer Kraft
wenn gleich bey körperlicher Schwäche.
Ich kenne ihn genau, seyd Jahren, u. gewiß!
Alles wird gut gehen.

Brief-Faksimile von Fürst Alexander Hohenlohe, nach dem Original im Bernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 446.

Wie würde es mich freuen Ihre persönliche
Bekantschaft zu machen, wo wir so vieles
Cor ad Cor reden konnten, was man
nicht immer der Feder anvertrauen kann:
Hier ist ein Land das sich Gott erbarme!
Man lebt nur dem Bauche u. der Lust,
von einem gläubigen Aufschwung ist
gar keine Rede, da möchte ich ferners
nicht bleiben, würden mir auch die besten
Pfründen versichert. Was die Geistlichkeit
betrift so ist es sich zu erbarmen, wenn
man diese Menschen genau kennt.

Sie können sich denken, daß sie mich als
Teutschen schon darum nicht zugethan sind,
dan als Mistiker bemitleiden, weil
sie von keinem lebendigen Fluß nichts
wissen wollen. Ach! alles alles nur
Formen, u. äußerer Handwerks=
Mechanismus: Gott wolle mich nur ja bald
aus diesem Fegfeuer erlösen.
Mein seeliger Lehrer Sailer sagte mir
alles vor 22 Jahren voraus; daß es
so u. nicht anders über mich kommen müsse.
Doch all' dies Gesümse macht mich nicht irre

Der Herr wird deßwegen von den Seinigen,
u. vor den Seinigen doch bezeugt, ein omni
gente wie der Apostel schreibt.
Ich fürchte daß nahen großer Stürme,
u. vielleicht Cito. Da muß man mit festem
Glauben ausgerüstet, dem Feinde muthig
entgegen gehen. Darum wollen wir ge-
genseitig für einander bethen, bethen
mit aller kindlichen Demuth u. in der Liebe
des Herrn. Jesus lebe, wirke, siege,
triumphiere in unsere Herzen, das wünscht
Ihr Sie innig liebender Freund
Alexander Hofenlohe

und dem, der sie vorträgt, bei deren Bearbeitung nicht aus den Augen gelassen werden kann. Der Prediger zählt erst vierzig Jahre — hat noch nie über diese debilitas humani generis [Schwäche des Menschengeschlechts] gepredigt, weil es den grauen Haaren besser ansteht, als dem Manne in der ganzen Kraft des Lebens. Es ist eine heikle Sache, darüber zu sprechen: denn leider hat die Mehrzahl der Zeitgeistlinge keinen Glauben an Tugend, und mein hierortiges Publikum ist geneigt, in jedem Diener der Religion mehr oder weniger einen Heuchler zu erblicken. Meine äußere Gestalt hat mich leider vielen Anfechtungen des weiblichen Geschlechtes ausgesetzt, wo ich mich nur teilweise retten konnte, per fugam, hoc est: per segregationem, ab omni conversatione foeminarum [1]), oder wie die Canones sagen: solus cum sola [allein mit einer einzigen]. Die vielen Schlingen, die mir in der hohen Welt schon gelegt wurden, haben mich dazu bestimmt. Aber deshalb bin ich nullo modo [keineswegs] ein Kopfhänger, ein mürrischer, strenger Sittenrichter, vielmehr habe ich die größte Nachsicht mit den Gebrechen meiner Mitmenschen — aber für mich möchte ich gerne strenge sein. Ich glaube, der Gegenstand müßte sehr zart, schonend aufgefaßt werden. Die Menge merkt mehr auf die physischen Uebel, und ein noch nicht ganz verhärtetes Herz könnte der Ehebruch, mit seinen tief eingreifenden Folgen geschildert, doch wenigstens zum Nachdenken bringen; denn bekehren, Freund! kann solche nur gratia specialis, gratia Augustiniana [2]). Ach, Gott erbarme sich aller hierüber! Freilich liefern unsere Spitäler, Siechenhäuser, Narrenhäuser ein Bild zum Entsetzen, wie ich es seit Jahren in Wien sehen und noch immer sehen muß. Nichts bringt so leicht vom Glauben ab, als die tief gesunkene Wollust. Das hat mir der Beichtstuhl seit neunzehn Jahren zur Genüge gelehrt. Doch leider! die Lust ist unbändig geworden. Da ich in Deutschland — Schweiz — Niederlanden viele Anhänger habe, so wünschte ich, man möchte

[1]) „Durch die Flucht, d. h. durch Absonderung von jedem Verkehr mit Frauen".

[2]) Besondere Gnade, eine Gnade wie sie dem Augustin erwiesen wurde."

200 Exemplare nach der Schweiz, 400 Ex. in die k. k. österreichischen Staaten, 200 Ex. nach den Niederlanden, 400 Ex. nach dem übrigen katholischen Deutschland senden. Der Titel wäre:

Das entstellte Ebenbild Gottes durch die Sünde
dargestellt in sechs Fastenvorträgen von
Alexander Fürst von Hohenlohe [1]).

Die Vorrede wäre ein Wort zur Zeit, eine Warnungstafel gegen das Gift der Zeit, beim Drängen der Zeit, bei unserer verkrüppelten Zeit, bei ihrer Not, wo, wie ein bekannter, beliebter Schriftsteller sich äußert: „die Reue im Menschen eine schändliche Sache sei!" Horrendum!!! [„Abscheulich!"]

Höre, Freund! ich wünschte, eine gewaltige Feder möchte doch dem schändlichen Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", der „Tutti frutti" ꝛc. [2]) mit Ernst und Würde zu Leibe gehen. O, hätte ich Zeit! Allein meine kirchlichen Verhältnisse, meine oft mich erdrückende Korrespondenz lassen es nicht zu. Auch Sie, Teurer, führt der glaubenslose Schuft an. Sieh! oft wollte ich ihm schon schreiben, und zwar durch innern Antrieb aufgefordert, nur die wenigen Worte: Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, der auch für Sie, wie für uns alle, in namenlosen Schmerzen in den Tod ging, an dem Stamme des heiligen Kreuzes sein kostbares Blut vergossen hat, um Sie, wie alle vom ewigen Verderben zu retten, wird, wenn Sie nicht aufhören, so gegen ihn zu lästern, Sie binnen Jahr und Tag vor sein Gericht rufen. Das Gelächter der Zeit ficht mich nicht im mindesten an, weil ich hierüber mit der Welt schon Abrechnung gehalten habe, und (große Gnade, die ich Sünder nicht verdiene) mit zum Auskehrich gezählt werde.

Dieser Fürst, Muskau Pückler, wie er heißt, ist in meinen Augen ein Circumsessus, Possessus Diaboli [vom Teufel besessen] ... denn nur Lucifer kann ihm solche horrenda [Abscheuliches] in die Feder diktiren. Doch warte nur! Ich lasse Tausende

[1]) Vgl. den Titel in Brief Nr. 435.

[2]) Pückler-Muskaus (s. unten) „Briefe eines Verstorbenen" (4 Bde.) erschienen 1830 f., seine „Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen" (5 Bde.) 1834.

für dich beten, ut convertatur vel auferatur e hoc sæculo [1]). Das Gebet ſo manchen alten Mütterchens mit dem Roſenkranze hat ſchon manchen Sieg errungen, wovon die hochgelahrte Welt mit ihrem Ego [Ich] ſich gar keinen Begriff machen kann. Und doch iſt es ſo. Auf der andern Seite ſchmerzt es mich, daß die Sions-Wächter in meiner Kirche auch nun anfangen, das Gebet der Liebe hintan zu ſetzen, und mit ihrer Verketzerungsſucht Feuerlärm ſchlagen, wo die Gemüter nur mehr ſich entfremden, die in Charitate Christi intime conjunctæ esse deberent [2]).

Das Loſungswort unſerer Zeit ſollte heißen: Estne Christianus? [Iſt er ein Chriſt?] Das Cognomen Catholicus [der Zuſatz: katholiſcher] wird dann von ſelbſt kommen.

Papſt Leo XII., der ein gnädiger Gönner und Freund von mir war, ſtarb zu früh. Er war achtzehn Jahre in Deutſchland, kannte und ſchätzte unſere Geiſtlichkeit, war ganz vom Geiſte der Liebe durchdrungen, der hätte viel geſtalten können. Es ſollte nicht ſein! Nun fängt Rom an zu politiſiren und denen Mächten Curialien erzeugen, was mir nicht gefallen will. Jede Macht bleibe in ihrer Sphäre — der Altar beim Altare — der Thron beim Schwerte der Gerechtigkeit — doch pia desideria [fromme Wünſche]. Komme ich einmal ins Vaterland, was doch noch in dieſem Jahre geſchehen kann, dann wollen wir cor ad cor altera plura [3]) reden, was nicht ratſam iſt, der Feder zu übergeben.

Totus quantus tuus in corde Jesu
notus a calamo [Brief Nr. 437].

---

448. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 28. April 1835.

... Uhland war nur einige Tage hier, aber es war uns eine wahre Erquickung, mit ihm einen Abend allein zu ſein. Du kannſt es gar nicht glauben, mit welcher Beſcheidenheit er

---

[1]) „Damit er bekehrt oder von dieſer Welt genommen werde".
[2]) „Die in der Liebe Chriſti aufs innigſte verbunden ſein ſollten".
[3]) „Herz zum Herzen anderes mehr".

ſich über ſeinen Ruhm, über die Goethes[1]) und dergleichen Geſchichten ausſprach; dieſe Beſcheidenheit iſt bei ihm, wie bei manchem, nicht nur ſo oben hin, ſondern kommt aus ſeiner innerſten Seele. Es wird jetzt an der neunten Auflage ſeiner Gedichte gedruckt, darüber ſagte er, er ſei überzeugt, ſie werden jetzt zu hoch geſtellt, es müſſe wieder eine Reaktion kommen. Was Goethe über ihn geſagt hat, that ihm weh und beſonders, meint er, verdrieße es ihn, daß er nicht verſtehen könne, was Goethe nicht recht an ſeinen Gedichten ſei. — Uhland weiß überhaupt auch das Gute an dieſer Oppoſitionszeit in der Literatur herauszufinden, er meint, die Deutſchen ſeien ſo ſehr zum Vergöttern geneigt, daß es gar nicht viel ſchade, wenn auch entgegengeſetzte Stimmen ſich hören laſſen ...

Sophie Schwab.

---

449. Eſchenmayer an J. K.

Tübingen, den 5. Mai 1835.

Eure Freundſchaft iſt die einzige Würze meines Alters, und das innige Gefühl für Euch wird nur mit dem Leben aufhören.

Des Kanzlers [Autenrieth] Tod war ein Sprung vom Diesſeits ins Jenſeits. Er gab dem neuen Profeſſor Mohl ein Abendeſſen, war heiter, rauchte um 10 Uhr auf ſeinem Zimmer noch eine Pfeife. Nachts um 2 Uhr überfiel es ihn, und noch ehe der Sohn zu Hilfe kam, war er eine Leiche. Dieſer Tod mahnt mich gewaltig. Ich bin Senior der Univerſität und habe ſatt an ihr. Läßt es ſich machen, ſo ziehe ich noch dieſes Jahr von hier weg[2]), denn ich ſehe immer mehr ein, daß unſere Philoſophie ein Unſinn iſt, und daß, wie Paulus ſagt, die Weltweisheit bei Gott Thorheit iſt. Das Evangelium genügt allen Forderungen, und wenn der Herr wiederkommt, ſo wird

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 443.

[2]) Er zog nach ſeiner Penſionirung im Jahr 1836 nach Kirchheim u. T.

er auch über den Quark von Wissen Gericht halten und den Gelehrten und Weisen zeigen, welche Thoren sie waren.

Warum sollte ich der Homöopathie nicht alle Aufmerksamkeit schenken, da ich sie für eine der größten Wohlthaten der leidenden Menschheit halte? Erst gestern war ein angehender Homöopath, D. Müller von Metzingen, ein christlich gesinnter, wackerer Arzt, den ich früher dazu aufmunterte, bei mir und erzählte mir seine Erfahrungen, die ihn selbst jeden Tag in Erstaunen setzen. Bereits hat sich schon ein homöopathischer Verein von jungen Aerzten gebildet, welcher sich die Erfahrungen mitteilt, und ich werde mitwirken.

Herzliche Grüße

Dein

Eschenmayer.

---

450. Fürst Hohenlohe an J. K.
G. J. J. Ch. [1])

Großwardein, den 30. Mai 1835.

Von Wien dieser Tage zurückgekommen, fand ich unter einem Wust von Briefen auch Ihr liebes letztes Schreiben. Mit Gier durchlas ich Ihr Werkchen „Ueber Besessene“ [2]). In der Wiener theologischen Welt ist das Buch mit großem Beifall aufgenommen worden, und die noch altgläubigen Priester danken Gott mit mir, einen Mann erweckt zu haben, der den alten Kirchenglauben wieder neu auffrischt. Gottes Segen über Sie, Teuerster — und er ist auch mit Ihnen. Hier zwei Briefe, die Sie interessiren werden. Ueberhaupt spukt der Teufel gewaltig. Er muß wohl einen kommenden Schlag befürchten.

Die Besessene in Rom, die der heilige Vater in besondere Aufsicht setzte, ist von sieben Teufeln besessen. Es ist horrend, was er aus dem Frauenzimmer aussagt; wie mir Kardinal

---

[1]) „Gesellschaft Jesu Christi“, (Jesuit).
[2]) S. Brief Nr. 431.

Justiniani den Inhalt sendet, werde ich ihn schicken. — Die Predigten sind bereits bei Manz in Landshut [1]) im Druck, werde so frei sein, mehrere Exemplare zu senden, und zwar von Landshut.

Mit Gottes Beistand habe ich in Wien so manches Gute gestiftet, werde nun wohl nicht mehr lange hier bleiben, und mich vielleicht bald leider zum Martyrium bereiten müssen, das heißt zum Episkopat. Denn weh' uns allen in unserer glaubenslosen Zeit, wir, die wir die Fahne des Kreuzes gegen den Unglauben voranführen müssen.

In meiner Nähe, in dem großen reformirten Debrezin, befindet sich im dortigen geistlichen Collegio ein junger Student von neunzehn Jahren, der in hohem Grade hellsehend ist. Er sagt Dinge aus, die Erstaunen erregen. Ich habe die Schriften, die er selbst aufschreibt, ins Deutsche übersetzen lassen. — Soll auch geliefert werden. Er sagt aus, er müsse den reformirten Glauben verlassen und in die apostolische, allgemeine Kirche übertreten. Dies hat mich genötigt, auf meiner Hut zu sein, weil ich mich schlechterdings mit Proselytenmachen nicht abgeben kann, noch mag. Ist es Gottes Wille, so wird es geschehen. Den Rationalismus seiner theologischen Lehrer hat der Bursche derb gegeißelt. Man hält ihn, wie natürlich, für einen Narren. Ich bin sehr gedrängt mit Geschäften, mehr ein andermal in ruhiger Stunde. Mein Gemüt ist ergriffen, weil ich das Strafamt an zwei unverbesserlichen Geistlichen ausüben mußte und selbe einsperren ließ. Ach! das sind Menschen! Gott besser's.

Es segne Sie Jesus mit der Fülle seiner göttlichen Gnaden † † †

Ihr Freund

Alexander Hohenlohe.

Viel Liebes an P. Eschenmayer.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 435.

451. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 5. Juli 1835.

... Daß Uhlands ganz ſchnell nach Bonn gereiſt ſind[1]), wirſt Du wohl wiſſen, er will die dortige und die Heidelberger Bibliothek benützen. Geſtern brachte mein lieber Mann wieder ein Blatt vom Phönix mit, worin Euer Frühlingsalmanach rezenſirt wird. Gutzkow will, ſcheint es, mit Gewalt Euch ſchwäbiſche Dichter alle totſchlagen, außer Rückert läßt er keinen gelten, Du kommſt noch beinahe am glimpflichſten weg, aber über Guſtav Pfitzer und auch Mayer läßt er ſeine ganze Galle los, er vereifert ſich ganz erſchrecklich. — Mein Mann läßt Dich fragen, was Du denn zu Deines Freundes Strauß ſeinem Leben Jeſu[2]) ſageſt? Ihn ließ es einige Nächte beinahe ungeſchlafen, bis er es verwunden hatte, — ich höre mit großem Intereſſe zu, wenn die Männer darüber ſprechen, und ich kann Dir nicht ſagen, welchen wohlthätigen Eindruck es neulich auf uns alle machte, als gerade mitten in einem ſolchen Geſpräch Dann[3]) zu uns eintrat und mit ſeiner feſten Glaubenskraft durch einige göttliche Ausſprüche des Herrn Jeſu in uns allen jeden Zweifel und jeden Zwieſpalt niederſchlug. — Dann iſt mir überhaupt ein Fels, an dem ich mich halte, mögen andere logiſcher predigen, ich gehe nie ſo befriedigt aus der Kirche, als wenn ich ihn höre und mich an ſeinem feſten Glauben aufrichte. Du glaubſt auch nicht, wie liebenswürdig er im Umgang iſt; neulich haben wir ihm ein Gedicht um das andere von Uhland vorgeleſen, ich möchte ihn immer überzeugen, daß alles, was ſchön und edel, wie Uhlands Gedichte es überall ſind, — auch mit allem Göttlichen und Chriſtlichen in gar keinem Abſtand ſtehe ...

Sophie Schwab.

---

[1]) Das Studium der alten Volkslieder führte ihn nach Köln. S. Leben von ſeiner Witwe S. 256.

[2]) Es erſchien im Jahr 1835.

[3]) S. ſeinen Brief vom 20. Oktober 1834.

452. Fürſt Hohenlohe an J. K.

Großwardein, den 11. Juli 1835.

In einer ſchönen romantiſchen Gegend, aus meinem Weinberge, auf einem gar ſchönen Berge, rechts ober mir eine Bergkette mit den üppigſten Waldungen, wo im blauen Hintergrunde die fernen Siebenbürger Karpathen glänzen, links die fruchtbarſte Ebene, in mannigfaltiger Abwechslung, ſitze ich an einem ſchönen Morgen unter mein Zelt, wo nach verrichtetem Gebete ich nichts Beſſeres zu thun weiß, als meinem von mir ſo geliebten Juſtinus Kerner zu ſchreiben. An meiner Seite ſitzt meine ehrwürdige, vierundachtzigjährige Mutter in noch jugendlicher Friſche, und hilft mir bei meinem Pſalmengebete Gott loben und preiſen. Ja, in dieſer lieben Einſamkeit iſt reines, frommes, kindliches Menſchen- und Chriſtenleben. Da ſchweigen alle Leidenſchaften, da hört man nichts von liebloſer Nachrede gegen den Nächſten, da ſchweigt das harte frigidum meum et tuum [das kalte Mein und Dein], da kann man mit der Lerche ein freudiges Te Deum laudamus anſtimmen, vielleicht reiner, inniger als im Dome, wo man oft einen knechtigen Mechanismus findet, der das Herz erkalten macht. Hier kann die Seele ihrem Gott ſich nahe denken, hier iſt Anbetung im Geiſte und Wahrheit, hier, wo man nicht ſieht ſo viele entſtellte Ebenbilder Gottes. Da fühle ich in mir helles Erkennen, des lauteren Willens Uebergewicht, in großer Liebe und Demut, Anregung des geiſtigen Lebens, da wird die Geiſtes-, Lebens- und Liebestaufe erneuert und für noch mehreres von oben herab empfänglich gemacht. Arm und dürftig, habe ich doch den beſten Willen und wünſche nichts ſehnlicher, als die Kirche Chriſti, die Wahrheit iſt, und alle ſelig machen will, nur mit den Waffen der Liebe zu verbreiten und meiner Mitwelt nahezulegen, damit für jene, die guten Willens ſind, Wahrheit, Gewiſſensruhe und Heil werde. Aber „er kam in ſein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“. Da denke ich wehmütig über die Prieſterſchaft nach, von mir Elenden zuerſt anfangend, und denke und ſinne, wie wir ſein ſollten, leuchtende Sterne, goldene Lichter, in deren

Mitte der Herr wohnen würde. Aber wir sind es nicht, darum so viel Unwissenheit und Verfinsterung. Doch Eines muß ich bekennen und bekenne es freudig: „Ich bin herüber, weg vom breiten Weg der Welt, den schmalen Weg des Kreuzes — via crucis, via lucis! [der Weg des Kreuzes, der Weg des Lichtes], bin herüber getreten seit zwanzig Jahren, ohne in den Fluten der Tage untergegangen zu sein. Ja! sie lebt immer in mir, die eine, ewige Wahrheit, die mir in und durch Christus alles in allem ist, Licht und Kraft im Kampfe gegen den alten Drachen gab. Sie ist noch, und alle Wechsel der Dinge, die doch nur ihre Peripherie berühren können, haben mich unverrückt gelassen. So ist es, und mit Gottes erbarmender Gnade wird mir die Stunde nie schlagen, wo es heißen würde: „Sie sind mir gewesen". Da bleibe ich ruhig beim Chaos der Meinungen, sowie bei dem Gewirre der Bewegungen, und halte es treu und redlich mit den Wenigen im Reiche Christi; aber mich jammern doch meine Mitmenschen, welche die Wahrheit in der Lüge, das Leben im Tode suchen, ohne Christus weise und selig werden wollen. Mich jammert des Volkes, sprechen mit Christus alle, in denen sich noch ein Funke seines göttlichen Geistes regt. Freilich hätte ich besser gethan, das Vaterland nicht vor dreizehn Jahren zu verlassen... ich glaubte denen Verfolgungen zu entgehen und kam vom Regen in die Traufe. Doch so wollte es Gott, so muß es wohl zu meinem Heile gewesen sein. Gerne ginge ich wieder in die heimatlichen Gauen, und ließe Titel und Einkünfte liegen, wo letztere mir doch nicht sind, weil die Not, die Armut und das Elend meinen Beutel so in Anspruch nehmen, daß am Ende das Facit ist „gleich von gleich geht auf". Was soll ich erst vom Landvolk sagen? Menschen, die einen natürlichen Verstand besitzen und eine Gutmütigkeit, wie ich sie beim egoistischen deutschen Bauer nicht fand. Aber leider verwahrlost und tief gebeugt unter Druck und Unwissenheit (besonders die armen Walachen). Von der Geistlichkeit — aller Konfessionen mag ich gar kein Wort schreiben, um der Liebe nicht wehe zu thun. Das sind Menschen! Die fragen wenig nach dem armen, am Kreuze hangenden Christus, nur die Stelle zu scheren, das

verſtehen ſie gut. Darum kann's aber auch lang ſo nicht mehr dauern, und viele Stimmen im Lande ſind darüber ſchon lautbar geworden. Der Adel läuft ſeiner Luſt nach, faſelt von Freiheit, während er ſeine Unterthanen unter der Fuchtel hält. Und doch iſt dieſes Land von Gott mit ſolchen Naturreichtümern geſegnet, wie faſt keines von Europa, da denke ich mir: „Gott läßt ihnen hier Gutes zu teil kommen. Wie's aber jenſeits ausſehen wird? weiß Gott allein" . . .

Ich bitte von mir viele herzliche Grüße an Profeſſor Eſchenmayer; der iſt auch ein Rüſtzeug des Herrn, den Gott noch lange für die Ehre des Reiches Chriſti erhalten möge.

Geſchieht mecum [mit mir] eine Veränderung, ſo hoffe ich doch eine Reiſe ins Vaterland zu machen. Was macht denn episcopus Keller in Rottenburg? Er ſcheint mir für dieſen clerus nicht gewachſen; noch ärger ſoll es im katholiſchen Baden zugehen. Dieſe Pfäffleins ſcheinen mir alle mehr oder weniger Kinder der Mode zu ſein; in Kleidung, Blick, Geberde verraten ſie keine Spur von dem Ernſte, der Würde, der Modeſtie, die einem Prieſter ſo ſchön anſtehen; ſie duften mehr von den wohlriechenden Wäſſern neueſter Art, als von der Salbung des, wie ſie meinen, veralteten Evangeliums, daher predigen ſie leeres Stroh, laſſen die Sünder kalt im Bußſakramente und den Sterbenden im Tode wenig Troſt gebend. Doch keine Klagen über andere, wohl aber über meine eigene Verwerflichkeit vor Gott. Vale et ora. Tuus totus quantus in sanctissimo corde Jesu [1]).

Alexander Hohenlohe.

---

453. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 11. September 1835.

. . . Du haſt kürzlich einen Beſuch gehabt, von dem ich auch hätte etwas haben mögen. Schubert kam zwar auch in unſer Haus, traf aber unglücklicherweiſe meinen Mann nicht an, und war ſehr eilig, wieder fortzukommen. Als er mir die Karte

---

[1]) „Lebe wohl und bete. Der Deinige in vollem Umfang im heiligſten Herzen Jeſu."

mit ſeinem Namen gab, war ich ſo überraſcht, daß ich ganz verdutzt war und vor lauter Freude, daß ich ihn ſah, die gewöhnlichſte Höflichkeit gegen ihn vergaß und ihn nicht einmal Platz nehmen hieß, — nun, einen Handſchlag habe ich doch von ihm bekommen, und damit will ich mich begnügen ... Ich hatte mir unter Schubert einen kleinen, zarten, bleich-intereſſant ausſehenden Mann gedacht, und mehr lügengeſtraft konnte meine Einbildungskraft nicht werden, als durch ſeine Erſcheinung, die mich lebhaft an meinen guten Bruder Louis erinnerte.

Sonntag.

Haſt Du denn „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ [1]) geleſen? Wenn Du es noch nicht gethan haſt, ſo ſuche ihn Dir doch zu verſchaffen, er enthält gar zu viel Schönes und Herrliches. Ich habe es mit wahrem Vorurteil zu leſen angefangen, es zieht aber, trotz der widerlichen Goethes-Anbeterei, unwiderſtehlich an. Ueber Muſik z. B. kann man gar nichts Schöneres hören. Lies es doch ja, es wird Dich gewiß nicht reuen.

Theobalds Beſuch bei uns iſt ziemlich kurz ausgefallen, da er erſt ſpät aus dem Theater kam, nun, ich hoffe, wir ſehen ihn vielleicht von Tübingen aus häufiger ...

Sophie Schwab.

---

454. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 20. September 1835.

... Ich adreſſirte an Schwab einen Moldauer, Herrn v. Koſtaki, mit ſeinem kleinen Bruder und einem Arzt aus Thracien. Ich hoffe, daß ſie zu Euch gekommen. Beſonders gefiel mir Koſtaki und ſein zehnjähriger Bruder. Sie ſehen gelb aus mit ſchwarzblitzenden Augen.

Nun ſei Uhland bei Euch. Frage ihn doch, warum er mir denn nicht mit einer Silbe antworte? Das ſei doch hart!

Den Karl Mayer traf ich kürzlich auch in Heilbronn. Er beſuchte ſeinen todkranken Schwager Bruckmann. Es iſt arg,

[1]) Von Bettina Arnim, geb. Brentano, 1835 zuerſt erſchienen.

daß dieſer wahrſcheinlich bald ſterben wird. — He! — wir werden auch bald ſterben! . . .

Bete auch für uns! Ueberhaupt betet auch! Ich grüße Euch alle.

Herzlich Dein

J. Kerner.

---

455. Eſchenmayer an J. K.

Tübingen, 4. Dezember 1835.

Dein Schmerz iſt gerecht, aber laß Dich nicht übernehmen von ihm; denn unſer Wehklagen ſtört die Ruhe der Verſtorbenen[1]). Wenn Dich ein Unfall trifft, ſo iſt alles nacht und dunkel um Dich, und doch ſcheint die Sonne am Himmel immer gleich hell und will, daß wir uns über ſie freuen und dem Schöpfer für ihre Wohlthaten danken ſollen. Darum laß Dein Grämen und Seufzen, und wenn Du Friede und Freude nicht außer dem Hauſe in Deiner Umgebung findeſt, ſo ſuche ſie in Deinem Hauſe und in der Ferne . . .

Und nun etwas aus unſerem Lieblingskapitel. Ich habe eine Somnambule im Hauſe, die unter der Firma einer zweiten Magd ſich bei mir aufhält und magnetiſch behandelt wird. Schon vor fünf Jahren wurde ſie von Dr. Reiffer in Obern-dorf in den Somnambulismus verſetzt. Dieſer wurde aber über die lange Dauer ungeduldig, brach die Kur in der Mitte ab, unerachtet des innigſten Rapports, und verſetzte das Mädchen in die größten Störungen; dennoch behielt ſie das Hellſehen und lebte auch in der Ferne noch im Rapport mit ihrem Magnetiſeur. Die widrigen Schickſale dieſes Mädchens, das von Aerzten miß-verſtanden und von der Polizei verfolgt wurde, zu erzählen, iſt hier zu weitläufig. Ich bemerke nur, daß dieſes derbe und un-verdorbene Bauernmädchen ein wahrer Diamant iſt, der manche Seiten des ſomnambulen Lebens noch friſcher und ſtärker ab-ſpiegelt, als ich es bisher ſah. Dahin gehört die Gabe, zu

---

[1]) Kerners Schwager, Rentamtmann Ehemann in Oehringen, war geſtorben.

verordnen und die Kranken zu durchſchauen, die Gabe, in die Ferne zu ſehen und zu wirken. Alle dieſe Erſcheinungen ſind teils durch Zeugniſſe, teils durch Thatſachen, die vor unſern Augen ſich ereignen, beſtätigt. Dagegen treten andere Erſcheinungen des Somnambulismus gar nicht heraus. In der Sache iſt Wahrheit. Das Mädchen behauptet, noch auf einen höheren Grad zu gelangen, was denn auf das Frühjahr das Maximum erreichen dürfte. Am 11. April 1836 hört ihr Somnambulismus auf. Auf das Frühjahr mußt Du herauf, um ſelbſt Zeuge zu ſein. Indeſſen ſammle ich die Thatſachen. Von dem Zuſtand des Mädchens wiſſen ſelbſt meine Hausſtudenten nicht, ſondern nur die gläubigen Freunde . . .

Eſchenmayer.

---

456. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 18. Januar 1836.

Der Geiſterkampf mit den Glasköpfen ging bereits ſchon an, ehe die Aktenſtücke erſchienen, wie Ihr im Beobachter geleſen haben werdet [1]). Blinde beginnen von der Farbe zu reden.

Ich hätte gar nichts mehr zu thun, als neue Widerlegungen der Lügen zu ſchreiben, und wie wird es erſt werden, wenn die Akten einmal gedruckt ſind! Von neuen Geiſtergeſchichten weiß ich Euch nichts zu ſchreiben, als daß der alte Dekan Klüpfel [2]) (von dem ich Euch dieſes Frühjahr ſagte, daß er hier als Geiſt gehe) gegenwärtig äußerſt unruhig iſt, namentlich machte er mir ſelbſt kürzlich nächtlich in Schuh und Strümpfen Viſite und murmelte etwas an mich hin; aber ich konnte ihn nicht verſtehen. Was will er?

Schreibet doch!

Wir grüßen Euch innigſt

Dein

Kerner.

---

[1]) Vgl. „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur", (Cotta) 1836.

[2]) S. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 250.

457. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 24. Januar 1836.

... Die Pfitzer laſſen Dich wieder herzlich grüßen. Dieſen Abend ſpeiſen alle die Poetenfreunde bei Uhlands, könnteſt Du nur auch öfter bei ſolchen Vereinigungen ſein. Du würdeſt unter dieſen lebendigen Geiſtern die unheimlicheren und geſpenſtiſchen dann ein wenig vergeſſen. Wir wollten dieſe Woche die Freunde auch noch zu uns bitten, aber Niembſch ließ ſich heute von mir einen Kalender geben und rechnete mir vor, daß er ſtatt am Freitag noch am Dienstag abreiſen müßte, um noch zu dem Geburtstag ſeiner Schweſter in Wien einzutreffen[1]). — Ich hoffe nur, Reinbecks und Hartmanns werden ihn noch breitſchlagen, daß er doch bis Freitag bleibt. Morgen will er noch den Grafen Alexander beſuchen. — Wenn Du ſchon keine „Lappalien" lieſeſt, ſo muß ich Dir doch wieder ein Buch empfehlen, das Du leſen ſollteſt, es iſt „Luthers Leben" von Guſtav Pfitzer[2]). Mir iſt es eine wahre Stärkung, dieſer Charakter, man wird dadurch ganz erhoben, daß es einen ſolchen Menſchen gegeben hat und alſo hoffentlich auch noch gibt und geben wird ...

Sophie Schwab.

---

458. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 8. März 1836.

Durch Graf Alexander haben wir neulich Grüße von Euch erhalten und Du wirſt erfahren haben, wer der Verfaſſer von „Der Traum" iſt. Graf Alexander hat bei uns noch den Abend zugebracht, ehe er den Eilwagen beſtiegen hat, er macht ſchöne Reiſepläne ...

Was ſagſt Du dazu, daß Du auf einem kleinen Marionetten-Theater, das meine Kinder haben, auftrittſt und Teufel austreibſt, Du ſollteſt wirklich auch einmal als Zuſchauer dabei ſein. — Nun will ich Dir auch die verdrießliche Geſchichte erzählen, die mein lieber Mann dieſes Jahr mit dem Muſenalmanach hat.

---

1) Lenau reiſte am 29. Januar ab. Vgl. Schurz, „Lenau" I, 319.

2) Es erſchien im Jahre 1836.

Reimer wünſchte außerordentlich, eine gute Zeichnung von Uhland zu bekommen, um dem diesjährigen Almanach ſein Bild vorne hin zu drucken, er ſchickte deshalb einen Prof. Felſing aus Darmſtadt hieher, um die Zeichnung zu machen. Mein lieber Mann, der aber wohl weiß, wie verhaßt Uhland das Zeichnen ſeines Bildniſſes iſt[1]), munterte dieſen Felſing auch noch auf, nach Tübingen zu reiſen, um Uhland ſelbſt zu ſehen, und gab ihm einen Brief an ihn mit. Nun muß Felſing aber dem Uhland ſo ungeſchickt über den Hals gekommen ſein, und da dieſer die Art und Weiſe von Uhland überhaupt nicht kannte, muß ihn die unfreundliche Aufnahme ſo abgeſchreckt haben, daß er nach ſeiner Zurückkunft dem Verleger erklärt hat, er werde nie das Bild von Uhland zeichnen oder ſtechen. — In dieſer Not hat nun Reimer, wie wir glaubten, mit Zuſtimmung der Berliner, an Heine um ſein Bild geſchrieben; meinem lieben Mann war dies gleich ſehr unangenehm, er erfuhr es aber erſt, nachdem es ſchon geſchehen war, Niembſch ſagte auch gleich, da gebe er nichts in den Almanach, verbot aber dies gegen den Verleger zu äußern. Inzwiſchen kam nun das Verbot der Heineſchen Schriften und dergleichen, — wir hofften, die Sache werde ſich zerſchlagen. Nun kommt aber kürzlich die Nachricht, daß das Heineſche Bild ſchon geſtochen wird. Chamiſſo iſt ſo krank, daß er wünſcht, mein lieber Mann ſoll die Sorge für den A. faſt ganz übernehmen, inzwiſchen kommt nun auch das niederträchtige Urteil von Heine über Uhland und die ſchwäbiſchen Dichter in ſeinem neueſten Buche; Pfitzer, Menzel, Graf Alexander, alle erklären, ſie geben keine Beiträge, und auch mein Mann findet, daß ſeine Ehre es nicht erlaubt, beſonders ſeine Freundſchaft für Uhland nicht, ſeinen Namen im Almanach zu nennen. So mußte er alſo nun dem Verleger die Erklärung machen, daß er jedenfalls für dieſes Jahr von der Redaktion zurücktrete, dieſer wird wahrſcheinlich in ziemliche Verlegenheit dadurch verſetzt werden, was

---

1) Bekanntlich iſt es Theobald Kerner zu verdanken, daß wir ein „getreues Bild von Uhland beſitzen". S. „Das Kernerhaus ꝛc." S. 539 f.

meinem lieben Mann ſehr leid iſt, er hat ſich deshalb auch angeboten, die Geſchäfte davon zu beſorgen, nur ſoll ſein Name nicht genannt werden. Guſtav vermutet, daß Du und Mayer auch wohl in dieſen allgemeinen Rücktritt einſtimmen werden.

Lebe wohl! Wir alle grüßen Euch herzlich,

Deine Freundin

Sophie Schwab.

---

459. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 12. April 1836.

... Ich wünſchte, ich könnte Dir die Geiſtergeſchichte[1]), die ſich hier zutrug, in ihrem ganzen Umfange vortragen. Sie iſt von außerordentlichem Intereſſe, ſo beſtätigt wie noch nie eine.

Wahrſcheinlich hat Dein Herr Schwager, der Miniſter, jetzt mehrere Aktenſtücke darüber. Schreibe mir, was er dazu ſagt. Der alte Kupferſtecher Duttenhofer war auch eine Nacht im Gefängniſſe und überzeugte ſich völlig, ſo auch Profeſſor Kapff, Dr. Sicherer, Dr. Fraas, Herr von Hügel ꝛc.[2]) Wäreſt Du doch nur hier geweſen, dann hätteſt Du Dich auch völlig überzeugen können. Deine Frau Gerichtsdiener Mayerin kam in völligen Umgang mit dem Geiſte und gewann ihn lieber als ihren Mann. Das Leben ſei ihr ganz entleidet, ſagt ſie, ſeit der Geiſt fort ſei. Bei uns war er ſehr oft, fünfmal bei Kapff in Heilbronn und zweimal bei Maler Dörr in Heilbronn.

Eine beſeſſene Frau vom Honoratiorenſtande haben wir auch wieder im Hauſe. Es ſprechen ſieben Stimmen aus ihr. Man ſchleppte ſie ſchon acht Jahre herum, und ich habe alle Hoffnung, daß ſie in wenigen Tagen geheilt iſt. Man trug ſie vom Gefährt ins Haus.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 456.

[2]) Kapff war Profeſſor der Mathematik und Sicherer Arzt, in Heilbronn, Fraas Rechtskonſulent in Weinsberg, Baron von Hügel lebte in Eſchenau. Die Angaben dieſer Zeugen ſ. in Kerners Buch „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiet“ ꝛc. S. 118 ff.

Sie iſt ſtark und war vor Jahren, als die Dämonen noch nicht aus ihr ſprachen, in Voll. Dort ließen ſich Frauen im Kurſaal wägen und ſie auch. Sie wog zu jedermanns Erſtaunen vierhundert Pfund, worauf ein ſtarkes Gelächter entſtund.

Kürzlich ſagte ſo ein Dämon aus ihr: „Ich machte Dich Kuh damals ſo ſchwer, zum Skandal, Dich als Kuh darzuſtellen, — wiſſe es, daß ich das damals that, Du Kuh!“ —

Schreib und grüße Deinen Schwab, Uhland und Pfitzer.

... Kerner.

---

460. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 12. Mai 1836.

Ich danke Dir herzlich für Deinen lieben Brief.

Wenn ſich Alexander doch nur auf ſeiner Reiſe recht diät hält; denn ſeine Geſundheit ſteht noch gar nicht feſt. Er iſt ein liebender Menſch, an dem jeder Muskel ein Herz iſt. —

Es iſt mir lieb, daß Ihr die Geiſterakten leſet, aber arg iſt mir, daß Dein Herr Schwager den Anfang derſelben (ohne welche man das, was ich ſandte, nicht recht verſteht) ... vielleicht gar nicht oder erſt ſpäter erhalten haben wird. Sollte er Euch nicht zugekommen ſein, ſo ſucht ihn zu erhalten ... Ich wollte auch gerne annehmen, dieſe Erſcheinung ſei eine Ausfließung von jener Perſon ſelbſt, gleichſam ein Doppelgänger von ihr, Trennung ihres magnetiſchen Nervengeiſtes, allein man reicht damit durchaus nicht aus. Dieſes Ding betrug ſich ganz ſelbſtändig und ging an Orte, wohin es die Frau gar nicht ſchickte, neben dem, daß es an Orte ging, wohin ſie es geſchickt zu haben wenigſtens vorgab. Und wie iſt denn zu erklären, daß es an Orte ging, wenn auch mit dem Willen der Frau, an denen dieſe noch nie war, zu Leuten, die ſie nie ſah und nie ſprach? Daß es ganz handelt wie ein Menſch? Z. B. meinen Gaul losband, die Thüre hinter ihm ſchloß, nachdem es ihn herausgeführt hatte? u. ſ. w. Ihr müſſet das Ganze hören. Dann ſteht auch das entgegen, daß man die ganz gleichen, völlig authentiſchen Beobachtungen hat, wo ganz gleiches geſchah, aber

keine ſolche Mittelsperſon (wie man jenes Weib dafür halten kann) aufgewieſen werden konnte. Wo alſo die Erſcheinung mit all ihrem Gefolge ganz ſelbſtändig dasteht. — Helfet mir nur erklären, es iſt mir ganz recht, die Geiſter ſind mir gar nicht lieb — aber leider, Ihr werdet es ſehen, bleibt eben doch keine andere Erklärung übrig. — Was es für Geiſter ſind, wäre am Ende dann allerdings immer auch noch auszumachen. Macht es aus! — Dieſe Sachen waren immer meiner eigenen Phantaſie entgegen, aber ich kam auf ſie rein nur auf dem Wege kalter Beobachtung, und was man ſo beobachtet und erkennt, muß man eben annehmen, iſt es einem auch gegen die eigene Phantaſie. Ein entlaubter Baum iſt mir auch gegen die Phantaſie, — aber er ſteht eben da vor mir, hat kein Laub, und ich muß ſagen, er hat kein Laub, würde ein anderer auch ſagen, es gibt keinen Baum ohne Laub, das wäre des Schöpfers ganz unwürdig. Es iſt eben doch ſo, — macht es anders.

Wenn ſo ein Geiſt ſich auch ganz einfältig und noch ganz als gemeiner Menſch geberdet, ſo ſagt mir das nichts gegen ſeine Qualität. Solche Geiſter ſinken ja unter den Menſchen, und nur deswegen ſuchen ſie Hilfe bei Menſchen. Es gibt Geiſter, die ganz Tiere ſind, die in Hundsgeſtalten ꝛc. erſcheinen, dieſe fordern aber noch kein Gebet. Es gibt Menſchen, deren Geiſtiges durchaus das einer Sau iſt. Fällt ihr Körper weg, ſo kommt die Sau, der Saugeiſt heraus, der ſich dann auch als Sau figurirt und auch ſo für einen, der Geiſter ſehen kann, ſichtbar wird. Es laufen viel mehr Tiere in Wäldern und Feldern, die ehemals ſogenannte Menſchen waren, als Tiere, die wirklich Tiere ſind, darin laufen. Erſtere uns unſichtbar, letztere uns natürlich ſichtbar. — Dies ſind reine Wahrheiten.

Ich denke, daß die Geſchichte jenes Weibes wenigſtens Veranlaſſung geben wird, daß auch einmal andere als ich ſolche Dinge nur wenigſtens auch beobachten, dann wird man ſchon ſpäter finden, zu was ſie führen, meinetwegen auch zu was anderem als zu Geiſtern. Zu einer Naturwahrheit werden ſie führen. Aber bisher wies man ja jede Beobachtung in dieſem Felde zurück, und ich mußte immer allein in der Nacht gehen,

und erzählte ich Dinge aus dieſer Nacht, — ſo war ich ein Schwärmer, Wunderſüchtiger, Eſel und was alles. Ich weiß gewiß, daß ich noch nach meinem Tode auf irgend eine Weiſe gerechtfertigt werde. Ich breche einmal die Bahn — und brech' ich auch darüber den Hals[1]). —

Daß ich Euern Kindern Freude mache, freut mich. Auch großen Kindern mache ich ſolche. Kürzlich ſtellten Offiziere in Heilbronn zur Beluſtigung einer Tanzgeſellſchaft auch beſeſſene Weiber und Teufelsaustreiber dar! Es iſt gut, daß der Menſch mit dem Schrecklichſten, Ernſteſten zu ſpielen vermag, er würde ſonſt gar zu trübe werden, — wie ich es immer bin...

Kerner.

Ein Pfarrer, der bei dem jungen Schelling, der in Marbach ſtarb, gegen ſein Ende hin war, ſagte mir, daß derſelbe ausgerufen: „Hegel und Strauß haben mir meinen Gott geſtohlen, erbarme dich, Jehovah Zebaoth!" —

Durch die ſüßen Geiſtlichen, Stunden der Andacht u. ſ. w. bekamet ihr ſo kurioſe Begriffe von Gott, der Natur, dem Leben nach dem Tode. Es waltet ein furchtbar ſtrenges Naturgeſetz, dem wir alle anheimfielen ohne die Gnade des Erlöſers. Wer dieſen nicht erkennt, kommt in dies unerbittliche eiſerne Rad der Natur, fällt der Schwere anheim, kann von der Erde nicht kommen, ſchwebt als Geiſterſau und muß froh ſein, wenn er nach Jahrhunderten wieder Menſchengeſtalt erhält und endlich einen Faltenrock bekommt...

---

461. Franz Baader an J. K.

München, 21. Auguſt 1836.

Ich erhalte ſoeben vom Buchladen eine Schrift über Somnambulismus von Wirth, worein ich zwar nur erſt einen flüchtigen Blick warf, aber ſo viel bereits geſehen zu haben glaube, daß dieſe Schrift beiläufig dieſelbe Tendenz (in Bezug auf Somnambulismus) hat als Strauß übers Chriſtentum — alſo dieſelbe

[1]) Dieſe Worte werden wohl für die Spiritiſten beſonderes Intereſſe haben.

miſerable Konfundirung des Subjektiven mit dem Selbſtgemachten, in welcher Kant, Fichte, Schelling und Hegel völlig einverſtanden oder gleich unverſtändig ſind, *welche ich im vierten Heft meiner* ſpez. Dogmatik auf den Pranger ſtellte, dieſelbe Angabe einer Geſchwächten (Vernunft), welche, weil ſie das Kind in ſich als Subjekt trägt, ſelbes als ſich ſelber gemacht habend, angibt ...

Ich erſuche Sie nun, mir nicht bloß Ihr Urteil über die Schrift zu ſagen, ſondern auch, ob es der Mühe lohnt, in ſelbe einzugehen ...

Hochachtung und Ergebenheit

Franz Baader.

---

462. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 8. September 1836.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchrieb, daß Strauß im Herbſt einige Tage bei uns war. Man kann nicht mit ihm certiren, er iſt zu einſilbig und diplomatiſch. Jener Aufſatz im Hochwächter iſt nicht von ihm; denn in dieſem Aufſatze wird noch zu viel geglaubt.

Im Fall Du noch nicht Eckermanns Geſpräche mit Goethe geleſen, ſo thue es doch. Es iſt ein herrliches Buch. Sie ſollen nur nicht über den Goethe ſchimpfen. Von Uhland hat er ja da ganz ordentlich geſprochen und über ſeine Politik ganz wahr.

Mit der Farbenlehre ging es ihm ganz wie mir mit der Geiſterlehre, und Herr Strauß kann auch an einem Blatte riechen.

„Wenn nur die Menſchen, fuhr Goethe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit ein Poſitives not, das man ihr von Generation zu Generation überliefert. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man ſich's verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf. So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſis, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hiebei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht

zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat. — Wir wollen uns nur im stillen auf dem rechten Wege forthalten und die übrigen gehen lassen, das ist das beste."

Was ich von der Farbenlehre meine, ist dieses: „Wir sprechen von der Farbenlehre, und daß gewisse deutsche Professoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrtum, zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid," sagte Goethe, „mir selbst aber kann es völlig einerlei sein; denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu leugnen und auf die Seite zu bringen sein."

Das kann ich von meiner Geisterlehre — oder vielmehr von meinem Geisterglauben: denn eine Lehre habe ich nicht — auch gerade so sagen.

Goethe hätte wohl an keinen Geist geglaubt, — aber rein nur aus Angst und widrigen Gefühlen, welche bei sehr vielen Menschen diesen Glauben gerne abschütteln.

Mein Londoner Korrespondent schrieb mir: „Der verstorbene Sir Walter Scott, mit welchem ich genau bekannt war, hatte sehr starke Empfindungen (feelings) von einem Verkehr mit der geistigen Welt und glaubte daran, wurde jedoch durch Spott und die Furcht, abergläubisch zu erscheinen, verleitet, seine wahre Ueberzeugung zu verleugnen, und ich habe mit Schmerz die Kämpfe in seinem Gemüte gesehen zu der Zeit, wo er seinen Versuch über Dämonologie und Zauberei schrieb." —

Wäre Goethe noch am Leben, und ich hätte den Eckermann gelesen, so würde ich durchaus zu ihm reisen und ihm mein Wissen von jenen Phänomenen als Problem vortragen. Er müßte mich doch anhören, und sie müßten ihn doch zum Nachdenken veranlassen. Er war ein Forscher, und ich meine das in höherem Grade als er Dichter war. Er sagte von sich selbst: — er sei nicht dämonisch, — ich kann mir aber keinen Dichter denken, der nicht dämonisch ist, und ich glaube auch wirklich, daß er nicht dämonisch war und — das fehlte ihm. Man muß freilich wissen, — was man unter dämonisch versteht, er schien mir nur wie halbes Gefühl davon zu haben, nach dem, wie er

ſich darüber ausſpricht. Eine ſolche Selbſtändigkeit, wie Goethe hatte, ein ſolches Ego sum[1]) kann nur ein Dämon haben, in dem kein Dämon iſt. Man wird mich nicht recht verſtehen. Mit Inſpiration iſt es nur annähernd ausgedrückt — alſo ich meine, er war kein inſpirirter Dichter. — Er war aber ein erſtaunlich umfaſſender und naturforſchender Mann, und er hätte mir durchaus noch in die Geſpenſter beißen müſſen. Er lachte zwar über ähnliche Beſtrebungen Lavaters und Stillings; dieſe hielten ihm aber nicht die rechte Seite für ihn vor, nur die religiöſe, für die er nun einmal keinen Sinn hatte. Als Naturforſcher und Forſcher des Lichtes (der Farben) hätte man ihn in eine Sackgaſſe führen können, in der er auch gewiß ſehr rechtfertigende Geſtändniſſe hätte ablegen müſſen.

Den Eckermann[2]) möchte ich auch kennen. Schreib mir, wo und was er jetzt iſt. Vielleicht iſt er jetzt in Stuttgart mit dem weimariſchen Hofe.

Der letzte Vers von jenem Gedichtchen wäre auch ſchon deswegen unpaſſend, weil Nägel und Haare ja auch außer dem Sarge noch dem Aelteſten täglich wachſen und daher lautet es ſo beſſer!

Möcht' mich wiederum verjüngen!
Möcht' noch wachſen wie ein Kind!
Jugend! wie biſt du entflogen!
Alter! wie kamſt du geſchwind!

Hab Geduld, wirſt dich verjüngen! —
In der allerletzten Stund'
Sich verjüngen oft die Züge
Sterbenden noch um den Mund.

Hab Geduld, du wirſt noch wachſen! —
Wenn der Geiſt verläßt ſein Haus
Recken ſich der Leiche Glieder
Oft noch wie im Wachstum aus[3]).

---

[1]) „Ich bin."

[2]) Joh. Peter Eckermann, 1792—1854, Goethes Privatſekretär, wurde nach deſſen Tod Hofrat und Bibliothekar in Weimar.

[3]) Als „Verjüngung" faſt unverändert in den Dichtungen (3. Aufl.) S. 307.

Das ist nicht materialistisch. Es soll nichts sein als eine bittere Ironie auf den eitlen Wunsch, wieder jung werden zu wollen (dem Leibe nach), wo es doch zum Tode geht. Da darf von keinem Emporschwingen die Rede sein. Der Badprediger im Bärenhäuter sagt auch noch:

Licht und Elektrizität,
Galvanismus und Magnet
Hält für Geister mancher Schwäche;
Klopft es unter einem Dache,
Leuchtet es, gibt's Nasenrüber,
Wird man finden, wenn man, Lieber!
Besser die Natur erspäht,
Daß dies nur ein Kater mache
Mittelst Elektrizität,
Die aus seinem Felle geht —
Eine ganz gemeine Sache [1]).

. . .

Dein Kerner.

---

463. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, den 22. September 1836.

Meinen herzlichen Dank für Dein gelehrtes, interessantes, nordisches Werk [2]). Nicht umsonst taufte ich Dich schon im Jahre 1811 „Olof".

Hier hast Du von mir dagegen eine ganz ungelehrte Geistergeschichte oder was Du daraus machen willst. Wenige Tage nach Dir — machte ich den gleichen Strich wie Du durch den Schwarzwald mit Dr. Passavant aus Frankfurt.

Ich dachte Deiner, — und wie wir einmal im Wildbad zusammen waren . . . Du wurdest mir weggerissen und Dein Zug geht nicht mehr nach mir. Dies ist auch eine der Wunden in mir, die nie mehr heilen. — Niembsch ist ja nun wieder bei Reinbecks. Alexanders Unfall geht mir sehr zu Herzen.

---

[1]) Dichtungen S. 326.

[2]) „Der Mythus von Thór nach nordischen Quellen" (Cotta 1836).

Willibald Alexis[1]) ging gestern von uns und sein Streben war nach Dir — wofern ihn der Personenzug nicht abwärts zog. Mein Geliebter! Du bist in mir und wirst auch nicht mit meinem Tode aus mir kommen.

Wir grüßen Euch!

Dein Kerner.

---

464. Eschenmayer an J. K.

Tübingen, 5. Oktober 1836.

Endlich erhielt ich Deine schätzbaren Geschenke von Cotta. Die Erscheinung[2]) hatte ich schon früher vom Buchladen ausgenommen und gelesen. Der faktische Bestand ist unwiderleglich, ob er gleich in dem Hohlspiegel der Glasköpfe ins Unendliche verkleinert erscheinen wird. Aber über alles geht Dein Sendschreiben und ist in der Fassung, die Du ihm gegeben hast, unübertrefflich; denn jeder fühlt sich von Deiner Darstellung angezogen, aber von der Materie abgestoßen, und dies wird einen kuriosen Wirrwarr in den Rezensionen geben. Der Pfeil hat die rationalistischen Aerzte ins Herz getroffen, und sie werden sich, wie die Offenbarung sagt, die Zungen vor Schmerzen zerbeißen.

Meine Entlassung ist in gnädigen Ausdrücken abgefaßt. Der Minister mußte auf Auftrag des Königs mir dessen Zufriedenheit in eigenem Schreiben zu erkennen geben. Auch meine Pension ist gnädig ausgefallen, sie besteht in 1829 fl. jährlich, was übrigens gesetzlich ist, da ich jetzt 39 Jahre im Dienste bin und als Professor in der höheren Besoldungsklasse stehe.

Mein Mystizismus hat mich bei dem König, wie es scheint, doch in keinen Mißkredit gebracht, und daraus ziehe ich den Schluß, daß es immer am besten ist, wenn man sich nicht verleugnet, sondern, hat man das Wort der Wahrheit auf seiner Seite, die Aufklärung gerade an der Stirne faßt ...

Eschenmayer.

---

[1]) Pseudonym für Wilhelm Häring, „der deutsche Walter Scott" genannt, 1798—1871. Vgl. Brief Nr. 415.

[2]) Vgl. Brief Nr. 456.

465. Poſſart an J. K.

Stuttgart, den 10. Oktober 1836.

Sie werden verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie einige Zeilen zu richten. Schon lange bin ich ein Freund Ihrer Schriften und habe gewünſcht, Ihre werte Bekanntſchaft zu machen, weil ich einer von denen bin, die Somnambul-Wahres vorausſagten; etwas über mich ſteht in der Hygiea (?) von Dr. Grießelich 1835, auch habe ich eine ganz eigene Geiſtesentwicklung und merkwürdige Schickſale gehabt, weshalb ich auch glaube, daß die Vorſehung etwas Beſonderes mit mir vorhabe. Jung Stillings Leben hat eine große Aehnlichkeit mit dem meinigen, z. B. habe ich ganz beſondere Gebetserhörungen gehabt, ſo auch beſondere Unglücksfälle, außerdem beſitze ich eine beſondere Gabe, Handſchriften zu entziffern und den Charakter des Menſchen daraus zu beſtimmen; wie ich das gelernt habe, weiß ich aber ſelber nicht. Es wäre mir nun ſehr angenehm, mit Ihnen Bekanntſchaft machen zu können, daher ich Sie bitte, wenn Sie wieder einmal nach Stuttgart kommen ſollten, mich doch mit Ihrem Beſuche beehren zu wollen. Von 11—12 Uhr bin ich immer ſicher zu treffen. Ich glaube an das Daſein von Geiſtern und werde Ihnen gerne etwas über mich in Bezug des Somnambulismus, wenn Sie es wünſchen, mitteilen, indem ich nicht magnetiſirt wurde, ſondern durch Ueberreizung der Nerven in jenen Zuſtand verfiel, der ſich jedoch jetzt ganz verloren hat ...

Prof. Fedor Poſſart.

---

466. Lenau an J. K.

Wien, 23. Januar 1837.

Du, der Du einen ſo feſten Glauben haſt, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen einer Geiſterwelt in dieſes elende Leben nicht im mindeſten erſchüttern konnte, Du, ſage ich, mußt ſo feſt glauben an meine Freundſchaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irr machen konnte. Es iſt gewiß ſo! gelt Alter? Soeben ſagte ich unſerm guten Alexander

(dem ich gegenüberſitze, indem er im Bett liegend raſirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir und ſehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben, Alexander hat dasſelbe Heimweh und den nämlichen Wunſch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu ſagen. Den alten Dämon, das pantheiſtiſche Luder, habe ich dahin geſchickt, von wannen es gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen ſcharfe Muſterung gehalten und viel Geſindel daraus fortgejagt und dieſes Herz zur Herberg umgeſchaffen für gute, freundliche Gäſte, die Du auch liebſt und hegſt, und die, wenn ſie mich nicht wieder verlaſſen, mir wohl hinüber helfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du ſchon, daß ich einen Savonarola[1]) dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Turm beim magiſchen Lichte der farbigen Fenſterſcheiben dies Gedicht vorzuleſen. Oft erinnere ich mich an dieſen Turm und an Dich, den lieben Türmer. Ja, dieſe gemalten Fenſterſcheiben! Nichts verſinnlicht mir das Mittelalter mit ſeinem ſchönen Geiſte mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine ſo innige, durchdrungene Farbe, als die des gemalten Glaſes? Iſt dies nicht ſozuſagen eine verkörperte Farbe, und gleicht ſo eine glühend rote Scheibe nicht dem glühenden, durchſichtigen Herzen eines mittelalterlichen Myſtikers? O Freund, Du biſt ein ſehr guter Menſch, denn in meinen beſten Stunden liebe ich Dich am liebſten, da geht mir erſt Dein Bild recht auf; Du biſt einer von den Wenigen, nach denen ich mich umſehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr iſt und kein Haß, ſondern nur Wahrheit und Liebe. Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße alle von mir, bald hoffe ich Euch zu ſehen.

Leb wohl und ſchreibe bald

Deinem Niembſch[2]).

---

[1]) Er erſchien noch in demſelben Jahre bei Cotta.

[2]) S. Schurz, „Lenau" I, 338 f.

Mein Vielgetreuer! Ich muß Dir in aller Eile ſagen, daß ich nie im Leben ein innigeres Bedürfnis gefühlt habe, Dich ans Herz zu drücken... So Gott will, ſehen wir uns dieſen Sommer wieder. Ich kann Dir jetzt nicht mehr ſchreiben. — Gott mit euch.

Dein

vielgetreuer Alexander.

---

467. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 6. März 1837.

... Machet doch, daß Nik. Müller[1]) bald zu mir kommt. Gebet doch nicht zu, daß man vor ſeine Gedichtſammlung wieder das barbariſche Wort ſetzt „Von einem Autodidakten.“ Welcher Dichter iſt kein Naturdichter? Es iſt arg und lächerlich, ſeine Gedichte, die echte Gedichte ſind, durch jenen Beiſatz noch pikanter machen zu wollen. Ein Magiſter bewies ihm auch im Merkur ſchon, daß das weiter nichts Neues iſt, — er ſoll ſeine Gedichte auch einbinden. Am Ende muß er, um jenen Kerl noch zu überbieten, lieber noch ſagen: er habe auch das Papier noch ſelbſt dazu verfertiget, und zwar aus alten Hembern, die er ſich ſelbſt genäht, und das Garn dazu geſponnen und gewoben, wie er auch die Kunkel, an der er es geſponnen, ſelbſt verfertiget habe!!

Das iſt entſetzlich! Jener Müller iſt Dichter genug an ſich und braucht ſolcher Künſte nicht. Das Wort „Autodidaktos“ iſt auch gar zu ſcheußlich ... Ich habe in Wahrheit unſäglich viel zu arbeiten, aber in Wahrheit nicht im Felde der Poeſie und auch nicht in dem der Geiſter. Dabei bin ich immer krank, muß mich aber geſund ſtellen:

„Krankſein, es nicht dürfen ſagen,
Iſt wohl eine ſchwere Pein ꝛc.[2])

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 469.

[2]) S. Kerners Gedicht „Liebesklage“. Dichtungen (3. A.) S. 127.

Ich verlor auch einen herzguten Bruder[1]) durch den Tod. Sein Leben war kummervoll, er wird, ich hoffe zu Gott, deswegen auch leichter durch das Mittelreich gehen. Gott sei seiner Seele gnädig!

Gott sei mit uns allen!

In herzlicher Liebe

Dein

J. Kerner.

---

468. J. Görres an J. K.

München, 13. März 1837.

Seit geraumer Zeit habe ich meine Mystik[2]) für Sie, mein verehrter Freund, hinterlegt, um sie Ihnen zum Danke für die Prevorsterin mit sich bietender Gelegenheit zu senden. Diese hat sich jetzt gefunden, und so gebe ich das Buch in Ihre Hände. Legen Sie es in Ihrem Turme auf und werfen Sie von Zeit zu Zeit einen Blick hinein; es wird vieles darin sein, was Sie daraus wohl anspricht. Das Gleiche wird freilich nicht für allzu viele unserer Heutigen gesagt werden können; ich kann mir denken, wie so manche durch einen Geist erschreckend sich davon abgetrieben fühlen werden; andere werden heulen wie die Hunde, wenn man sie fürchten macht; noch andere werden bei ihren täglichen Spaziergängen weit umbeugen, wie der Herr des Christophorus am Kruzifixe. Das muß sich die Sache gefallen lassen, und sie hat Sicherheit genug in sich, um den Zorn, die Ungehaltenheit und die Erbosung des Unverstandes gleichgiltig hinzunehmen. Ich habe mit großer Erbauung zugesehen, wie sie es die letzte Zeit mit Ihnen wegen ihren Geistergeschichten gehalten. Sonst werfen die Spukenden mit Steinen auf die Lebendigen; hier ist es umgekehrt, der Spuk wird von den Lebenden geworfen; denn sie wollen einmal absolut nichts von dergleichen wissen; weil

---

[1]) Louis Kerner, der Pfarrer, s. Bilderbuch S. 97 ff., 275 ff.

[2]) Görres, „Christliche Mystik", 4 Bände, erschien in Regensburg 1836–1842.

aber das zu Bewerfende ihnen unſichtbar bleibt und überhaupt nicht Stich hält, ſo haben ſie ſich Ihre Perſon als etwas Haltbares für ihre Würfe auserſehen und bewerfen ſie nun ex voto [„nach Wunſch“]. Da iſt das beſte zu thun, wie der Herr gethan, als ſie ihn ſteinigen wollten und er mitten durch ſie hindurchgegangen.

Halten Sie ſich wohl und geſund in Ihrem Aſyle, das ſich wohl jetzt bald wieder begrünen und beblühen wird.

Ihr ergebener

J. Görres.

---

469. Nikol. Müller an J. G.

16. März 1837.

Ihr wohlmeinendes Schreiben habe ich erhalten und daraus mit inniger Freude erſehen, wie ſehr es Ihnen am Herzen liegt, daß meine Gedichteſammlung durch nichts Fremdartiges im Titel die Gemüter abſchrecke. Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden: das Wort „Autodidakt“ ließ ich mir wohl im Morgenblatt gefallen; da ich mich nun aber mehr ſelbſt gebe, ſo wollte es mir jetzt auch nicht recht behagen. Auch der Beiſatz gedichtet, geſetzt und gedruckt, bleibt weg, was Herr Prof. Schwab[1]) nicht gern zugab, weil er, ich weiß nicht, mit wie viel Recht, glaubte, es befördere dieſes den Verkauf. Da aber darauf ſteht: „Buchdrucker“, ſo kann ſich jedes dieſe Situation in der Phantaſie vorſtellen, und findet ſolche auch durch ein Gedicht darüber verwirklicht.

Die Oſterfeiertage kommen nun immer näher, die Zeit, wo ich mir vorgenommen habe, Sie zu beſuchen. Wenn ich nur nicht ungeſchickt komme. In einigen Tagen ſind meine Lieder gedruckt. Ich danke von Herzen für Ihre Sorgfalt!

Ganz Ihr

Nikolaus Müller.

---

[1]) Schwab gab 1837 die Lieder von Nikol. Müller heraus.

470. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 8. April 1837.

Kürzlich wurde einige Stunden von hier der Stammvater der württemb. Zigeuner begraben, der alte Reinhardt, der den Hannikel[1]) fing. Er wurde 104 Jahre alt. Ich sagte dem Schwab schon öfters vergebens, er solle ihn doch noch kennen lernen und seine Geschichte schreiben. Eine Enkelin von ihm, eine fünfzigjährige Zigeunerin, kam von seiner Leiche her zu mir mit seiner zerbrochenen Kölnischen Tabakspfeife, einem Stumpen, und sagte, das gebe sie um keinen Preis.

Ein halbes Jahr früher war er noch bei mir, erzählte mir Hannikels Fang und gab mir einige magische Rezepte zu Amuletten.

Hoffentlich hast Du die 9. Sammlung der Blätter aus Prevorst erhalten? Einen schönen Aufsatz findest Du dort auch von einem Autodidakten, einem Seidenweber[2]). Beherzige ihn!

In herzlicher Liebe Euer

Kerner.

---

471. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 23. Mai 1837.

Beste Schwabin!

Ich danke Dir herzlich für den schönen Kalender. Schwabs Sonette gefielen mir am besten von all den Dingen, sie sind vortrefflich! —

Daß Deine lieben Kinder gut und bald ankamen, freut mich herzlich. Küsse sie innigst, ich liebe sie. Jetzt, da Ihr fort seid, kommen schönere Tage und grünt und blüht alles in vollauf.

---

[1]) Der Räuberhauptmann Hannikel war in Graubünden festgenommen worden. Vgl. Schwäbische Chronik (Merkur) vom 23. und 30. April 1832 (Weltrich, Schiller S. 625).

[2]) Der Aufsatz hat die Aufschrift: „Ein Wort über das Hellsehen von einem Seidenweber" (S. 183 f.).

Gustav Schwab.

Sieh, wie in wunderbarer Pracht,
Mit Blüten überſät,
Die Welt, ein Garten Gottes, lacht,
In dem man ſelig geht!
Und welche Luſt, die dieſe Pracht
Unendlich noch erhöht,
Daß dieſer Garten ſo gemacht,
Daß man aus ihm trotz ſeiner Pracht
Gar freudig wieder geht![1])

wozu, in Proſa geſagt, die württembergiſchen Hegelsmagiſter und Dekane ſehr vieles beitragen. Küſſe Deine Kinder, ſchreibe und lebet wohl.

Dein betrübter

Kerner.

---

472. Helmine v. Chezy an J. K.

31. Mai 1837.

An die Aeolsharfe auf der Frauentreu.

Grüße mich mit ſüßem Klange
Schweſter, bei der Lüfte Hauch,
Ach, mein Herz, ſo ſtumm und bange
Seufzt nach Himmelslüften auch,
Hier nur weht mir ſel'ge Ruh
Von der Liebe Odem zu.

Helmine von Chezy.

---

473. Guſtav Schwab an J. K.

Stuttgart, den 2. Juni 1837.

Aus wärmſter Seele 1000 Dankgrüße und Küſſe. Eben habe ich Deine Gedichte für den Almanach[2]) ins reine geſchrieben, laß das für einen Brief gelten! Empfiehl mich aufs

[1]) Als „Spruch im Frühling" in die Dichtungen (S. 181) aufgenommen. Die zweite Hälfte iſt dort etwas verändert.

[2]) Schwab redigirte mit Chamiſſo den deutſchen Muſenalmanach 1833—1836 und 1838. Der Jahrgang 1838 brachte fünf Gedichte von Kerner.

freundlichſte der Helmina. Hier erwartet ſie ein Exemplar von Uhlands Gedichten. Wie gut haben es alle die Meinigen bei Euch gehabt und ich ſelber! Banne alle böſen Geiſter, die in allen Weinsberger Häuſern gehen, banne ſie mit Deinem Liebeszauber, wenn's möglich iſt!

Ewig Euer

Guſtav Schwab.

---

474. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 2. Juni 1837.

Die Frau von Chezy kam alſo doch noch auf längeren Beſuch zu uns, und ich freute mich innigſt, ſie kennen gelernt zu haben. Die Leichtigkeit und Grazie, die in all ihren Liedern herrſcht, iſt freilich ganz widerſprechend ihrem Leibe, der davon gar keine Spur hat; aber ſie iſt offenbar auch ein Menſch, der in einem magnetiſchen Kreiſe ſich befindet, wie übrigens jeder angeborene und wahre Dichter ſich in einem ſolchen befindet. Ihre Bekanntſchaften, Welterfahrungen ſind groß, und keine deutſche Frau wäre mehr berechtigt, Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, als ſie. Sie iſt dabei offen und redlich, wird aber als Frau, eben wegen aller Entbehrung ihres Körpers an Grazie und Leichtigkeit (was alles im Ueberfluſſe dagegen in ihre Poeſien getreten iſt) ſehr oft mißkannt und manchem unerträglich und widrig werden, was mich aber nur bewegen könnte, deſto freundlicher und ausdauernder gegen ſie zu ſein.

Von Euch ſprach ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit innigſter Anerkennung und Liebe. Schwab ſoll doch machen, daß Cotta ihre Schriften verlegt; was kann er Beſſeres von einem Frauenzimmer (außer Du gibſt auch endlich Deine Werke heraus) in ganz Deutſchland verlegen? Hätte ich nur ihre Sprachkenntniſſe!

Frau von Chezy iſt dabei ſehr gutmütig, nicht abſprechend, und hat tiefen Glauben. Ihre Urteile ſind alle mild, beſonders über die Dichter verſchiedenſter Farbe, und ſie hat univerſellen Geiſt, frei von Bornirung, wie man ſolche ſo häufig, namentlich

bei gebildeten Männern unſeres Landes, findet, die alle bei dieſer Frau noch in die Schule gehen ſollten, nachdem ſie vorher von mir recht taxirt geworden und ihre Hegelsſchriften dabei verbraucht hätten...

Kerner.

---

475. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 11. Juni 1837.

Schreibe mir, wie es der Frau von Chezy in Stuttgart erging, ob ſie noch da iſt, wo ſie iſt und was ſie thut. Ich grüße ſie mit Rickele von Herzen.

Heute las ich die Dichtungen von Oſtertag[1]), den ich früher als Oberamtsgerichtsaktuar in Heilbronn kannte, wo ich aber nicht weit entfernt einen Dichter in ihm ahnte. Und dieſen finde ich nun in ſeinen Gedichten vollkommen. Er hat wirklich ganz vortreffliche Dinge, worüber ſich auch Schwab freuen wird. Ich kenne nur einen Tadel, der ihn treffen könnte — zu viel Politik und zu ausgedehnt — aber nein! — er darf ſich Dichter nennen, und ſeine Erſcheinung freut mich in der Seele. Er nennt ſich auf dem Titel bloß „Friedrich Ernſt". Nota bene! er war, als ich ihn vor Jahren ſah, der ſchönſte Mann, den man ſich denken kann. Damals wußte ich keine Silbe von ſeinem Dichterleben. Nun, ein ſchwäbiſcher Dichter mehr! — Gott ſei mit Euch!

Dein

Kerner.

---

476. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 16. Juni 1837.

... Ich hatte neulich kaum Deinen Brief geleſen, ſo kam Fr. v. Chezy, ſie nahm aber zugleich Abſchied von uns und that, als ob ſie den andern Tag abreiſen wollte, meine Mina hat ſie übrigens noch mehrere Tage nachher umlaufen ſehen. Sie iſt

[1]) Amtsrichter in Langenburg. Er gab neben den Gedichten die Sage von der Minneburg heraus. S. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 303.

eine grundgutmütige Frau, das bin ich ganz überzeugt, und auch ihre Poesie, und wie sie sie deklamirt, gefällt mir, als ich aber gestern ein altes Kleid wieder anzog und Gustel mir nachrief, ich sehe darin ganz der Fr. v. Chezy gleich, so fühlte ich mich nicht sehr geschmeichelt und dachte, bei mir ließ: sich der Sache auch keine so gute Wendung geben, wie Du es bei Fr. v. Chezy thust...

Die Poesie stirbt doch, trotz allen schlimmen Prophezeihungen und Kritiken, in unserem Schwabenland nicht aus; Du hast einen neuen Dichter aufgefunden, von dem auch mein lieber Mann schon viel Gutes gehört hat, — aber ganz entzückt ist mein lieber Mann und Klüpfel neulich nach Hause gekommen, als sie mit einigen Freunden beisammen waren und einen ganzen Abend Gedichte von Mörike vorlesen hörten. Sie sollen wunderschön sein und werden jetzt gesammelt und herausgegeben von den Freunden[1]). Wenn man an sein Geschick denkt, so erkennt man recht die Tiefe, mit der Goethe seinen Tasso ausgeführt hat, was ist es bei Mörike anders, als die nämliche Zerrissenheit — das Ideale kann sich mit der Wirklichkeit nicht zurecht finden. Gustav las uns neulich etwas sehr Schönes von Weber über den Charakter von Tasso und Alphonso vor, worin er sagt: diese beiden seien eigentlich der Gegensatz des Materiellen mit dem Idealen, das erstere trage, wenigstens augenblicklich, immer den Sieg davon, aber niemand solle sich dessen rühmen, denn das andere sei doch das, was die Welt eigentlich veredle und sie nicht sinken lasse u. s. w. — Ich kann es nicht sagen, aber Du hast ja selbst auch etwas Tassoisches und wirst es Dir wohl ergänzen können. — Ich hatte es mir vorher nie so klar gemacht, es hat mich deswegen sehr angesprochen. Habt ihr die Novellen von Kurz schon gelesen? Der Simplizissimus ist doch einzig nett, soll ich sie Euch schicken?[2])...

Sophie Schwab.

---

[1]) Mörikes Gedichte erschienen zuerst im Jahr 1838. Proben davon waren im Morgenblatt und in verschiedenen Almanachen erschienen.

[2]) Hermann Kurz gab später (1863) nicht bloß den Simplizissimus von Grimmelshausen, sondern sämtliche Werke desselben heraus in der „Deutschen Bibliothek" (Band 3–6).

477. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 5. Juli 1837.

... Kürzlich war ich bei Mörike. Er ist ein lieber, herrlicher Mensch und sein Dichterwesen ist durchaus originell. Ich freue mich auf seine Sammlung innigst ... Sein Pfarrhaus ist in der Seherin von Prevorst aufgeführt als eines, in dem sich Spuk zeige. Er — der früher an derlei nicht im mindesten glaubte, überzeugte sich völlig davon, und seine Erzählungen sind höchst charakteristisch. Auch die verschiedenen Vikare, die er hatte, überzeugten sich davon ...

In diesem Pfarrhaus zu Cleversulzbach lebte und starb Schillers Mutter. Es ist sehr romantisch gelegen. Mörike fand auf dem Kirchhof ein unbeschriebenes steinernes Kreuz vor. Diesem grub er eigenhändig die Schrift ein: „Hier ruht Schillers Mutter" und ließ es auf ihr Grab setzen[1]). Es ist gut; denn wo ein guter Sohn wächst, verdient die Mutter zuerst einen Preis. Von den Müttern kommt alles Gute, das ist durchaus eine in der Natur gegründete Wahrheit. Das Schlechte erbt nie ein Sohn von der Mutter, wenn diese auch schlecht ist; aber vom Vater kann er das Schlechte erben. Ist aber die Mutter gut — erbt er immer von der Mutter das Gute, der Vater kann nur verderben. Dem denke nach, es ist wahr! — ...

Wir grüßen Euch innigst.

Dein

Kerner.

---

478. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 9. Juli 1837.

Niembsch war da mit Alexander, und die andern Wilhelms Kinder kamen auch, die Marie und der Wilhelm, alle herzliebe Menschen. Wir waren mit einander sehr vergnügt und lebten

---

[1]) Vgl. dazu E. Müller: „Schillers Mutter". (Leipzig 1894) S. 191 f.

ganz poetiſche Tage. Der wackere Prediger Sebenholm[1]) aus Moskau war zu gleicher Zeit da. Dieſer amüſirte beſonders auch den Niembſch. Doch laßt Euch von dieſem alles erzählen. Niembſch las uns den ganzen Savanorola vor. Das iſt ein Meiſterſtück! Ich weiß es in Höhe und Tiefe mit nichts zu vergleichen! Es wird einen Teufelslärmen machen ... Wie Euch Oſtertags Gedichte gefallen, ſchreibſt Du gar nicht[2]).

Wir grüßen Euch alle, auch Niembſch und Pfitzer innigſt.

Dein

Kerner.

Du würdeſt mich ſehr verbinden, wenn Du mir ein paar Zeilen ſenden könnteſt, die Niembſch ſchrieb. Mad. Campe[3]) plagt mich ſo darum, und Briefe von ihm an mich mag ich nicht entbehren; Niembſch aber war ſo eigenſinnig, mir hier nichts zu ſchreiben.

---

479. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 9. Juli 1837.

... Auch meines lieben Mannes Gedichte ſollen dieſes Spätjahr eine neue Auflage erleben und zwar auch in Einem Band.

Niembſch ſprach ſchon vor acht Tagen davon, als ob er morgen mit Alexander zu Dir reiſen wollte. — Als ich ihn aber wieder fragte, ſagte er: „Nein, ſo lange dieſer Staub liegt, läßt ſich nicht reiſen“. Er ſagte heute auch, er wiſſe von Alexander gar nichts, er habe ihn ſchon ſeit mehreren Tagen hier erwartet. Dein Brief, den ihm Pfitzer und mein lieber Mann heute zum beſten gab, hat ihn ſehr amüſirt, beſonders der Schluß. Ich habe mich inzwiſchen auch für demütig gehalten, aber ich ſehe, wie weit ich gegen Dir zurück bin; es wollte mir auch ſchon kommen, daß ich nicht viel beſſer ſei, als z. B. ein Hund oder ſonſt ein edles Tier, aber bis zu einem ſo geringen Teil.

---

[1]) Vgl. Lenaus Brief vom 11. Auguſt 1838.

[2]) Vgl. übrigens Brief Nr. 475 und 476.

[3]) Frau des Buchhändlers C. in Hamburg.

eines häßlichen Tieres, dazu war ich bis jetzt viel zu hochmütig, ich will aber in mich gehen. — Was die Erbſchaft von den Müttern[1]) anbetrifft, da gebe ich Dir ganz vollkommen recht, und es iſt recht ſchön von Dir, von einem Mann, daß Du es anerkennſt ... Wenn Niembſch Euch ſeinen Savonarola mitbringt (woran ich ihn erinnern werde), ſo dürft ihr Euch recht freuen; was er uns daraus vorlas, iſt außerordentlich ſchön. Ueberhaupt hat ihn das Studium dieſer Geſchichte ſo ins Chriſtentum eingeführt, daß es mir ein Genuß iſt, ihn über Strauß und dergleichen ſprechen zu hören, was ich ſonſt gerne bei ihm vermieden habe ...

Sophie Schwab.

---

480. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 27. Juli 1837.

... Haſt Du auch davon gehört, daß wir Pfarrer werden wollen? Guſtav wünſcht es ſich ja ſchon lange, und jetzt reizt ihn die herrliche Lage von Gomaringen [nahe bei Tübingen] ſo ſehr, daß er ſich bereits gemeldet hat. Wir waren dort, und auch mich hat die ſchöne Gegend ganz entzückt. Wir bekämen einen wahren Edelſitz, ein Schlößchen, das oben auf dem Hügel liegt und das ganze Dorf beherrſcht, es wäre eine Dichterwohnung, die ſich mit der Eurigen wohl meſſen dürfte, kennt Ihr es nicht?

Niembſch läßt Euch herzlich grüßen. Wir freuen uns, daß Herr v. Gaudy[2]) doch noch ſchönes Wetter bekommen hat ...

Sophie Schwab.

---

481. Franz v. Baader an J. K.

München, 30. Auguſt 1837.

Da ich aus Dero verehrlichem, mir von G. Denzel behändigtem Schreiben erſehe, daß das zehnte Heft Ihrer Blätter

---

[1]) Vgl. Kerners Brief vom 5. Juli d. J.

[2]) Der Dichter, Franz Freiherr von Gaudy, 1800—1840.

soeben in die Presse geht, so beeile ich mich, beiliegenden Aufsatz [1]) Ihnen, hochverehrter Freund, mit der Bitte zu übersenden, denselben diesem Heft noch einzuverleiben, da mir und manchem Leser an dessen baldiger Bekanntwerdung vieles liegt. Auch unsere besseren Schriftsteller sind übers Mysterium iniquitatis [Reich der Ungerechtigkeit] nicht hinreichend belehrt, und da sie von Satans Reich keine standhafte Kunde geben können, so werden ihre Lehren von Gottes Reich matt und kraftlos. Ignorantia morbi destituit medicinæ effectum [2]).

Fr. v. Baader.

---

482. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 18. September 1837.

Lieber, guter Kerner, ich muß Dich etwas fragen! In meinen Denkwürdigkeiten, an denen ich langsam weiter schreibe, sind einige fragmentarische Blätter meinem Aufenthalte in Tübingen gewidmet, sie sind größtenteils aus meinen damaligen Tagebüchern gezogen, oder auf diese gegründet, und handeln natürlich auch von Dir [3]) und Uhland, besonders aber viel von Dir. Ein junger Freund [4]) hier wünscht, daß ich ihm diesen Abschnitt zum Druck überlasse für eine Sammlung von Aufsätzen, die er herausgibt, wie ich ihm schon früher einige Blätter über meinen Besuch bei Jean Paul zu solchem Zweck mitgeteilt. Ich bin sehr geneigt, es zu thun. — Nun brauchte ich zwar eigentlich nicht bei Dir anzufragen, weil ich selber wissen muß, was ich sagen und was ich verantworten kann. Aber ich frage doch an! Ist es Dir auch recht, so vor dem Publikum abgebildet

---

[1]) Es ist vermutlich die vom 29. August 1837 datirte „Briefliche Mitteilung Herrn Franz von Baaders" S. 227 ff. der zehnten Sammlung 1838.

[2]) „Unkenntnis der Krankheit macht die Wirkung der Arznei zu nichte".

[3]) Vgl. Varnhagens „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften" (1838) III. 98 ff.

[4]) Theodor Mundt. Vgl. den folgenden Brief.

zu werden? Kannſt Du ein gut gemeintes, aber etwas launiges Bild vertragen? Ich erzähle Deine Geſpenſtergeſchichte, den Zug, daß Deine Mutter Schuppen an Dir ſuchte. Iſt Dir das auch nicht entgegen? Du kannſt Dir denken, daß Deiner nur in beſter Meinung, in Liebe und Ehre gedacht iſt, und daß ich im Ausdruck vorſichtig bin. Sieh einmal die Schilderung von Chamiſſon an, die ich gemacht habe; auch die hatte launige Züge zu geben; ich legte ſie Chamiſſon vor, ehe ſie zum Drucke abging, er ſollte ſtreichen, was ihm nicht recht wäre; er ſtrich kein Wort und war und iſt ganz zufrieden. Ich kann Dir nur nicht das Manuſkript in ſolche Ferne ſchicken, ſonſt müßteſt auch Du vorher leſen, was über Dich gedruckt werden ſoll. Nun frag' ich Dich alſo, biſt Du zufrieden, daß ich nach meiner Art mit Dir verfahre? Daß ich der oben erwähnten Sachen gedenke? Oder iſt irgend ein Punkt Dir beſonders empfindlich, den Du gar nicht, auch im beſten Sinne nicht, erwähnt wünſcheſt? Ich wüßte nicht, daß Du ſo wäreſt; auch muß der Verfaſſer der Seherin von Prevorſt, der Reiſeſchatten u. ſ. w. nicht allzu empfindlich ſein. Und wer vollends alle ſeine empfangenen Briefe zuſammenbinden läßt und ſeinen zahlreichen Beſuchen zur Unterhaltung hingibt! Dies letzte Stückchen übrigens, mein lieber Juſtinus, gefällt mir über die Maßen, ich find' es allerliebſt und meine, ein rechter Kerl hat und braucht keine Geheimniſſe. Ich würde auch meine Briefe an Dich, mögen ſie enthalten, was ſie wollen, nicht aus der Sammlung herausreißen wollen, wie Amalie Schoppe beabſichtigt, im Falle ihre Reiſe ſie bis zu Dir führt[1]). Ich verrate Dir dies hiemit freundſchaftlichſt! —

Ich dächte alſo, Du vertrauteſt Dich mir, möchte es aber auch ausdrücklich von Dir hören. Daß ich Dir irgend ein Haar krümme, kannſt Du Dir ſchon gefallen laſſen, an die Haut ſoll es nicht gehen, geſchweige denn an Hals und Kopf. Ich gehe mit allen ſehr glimpflich um, außer mit Baggeſen und Conz,

---

[1]) Sie war zehn Tage bei Kerner. S. den folgenden Brief. Ihre Briefe befinden ſich übrigens noch heute in Kerners Sammlbänden.

die nicht gut wegkommen, und doch der letztere auch gar nicht arg. Von Conz lebt weder Witwe noch Kind? Darauf antworte mir doch! —

Ich war im August ein paar Wochen in Hamburg, aber immer krank. Meine Schweſter, Aſſing, Ottilie und Ludmilla, alle geſund, fröhlich, und in jeder Art gedeihend. Die Kinder ſind prächtig geworden. Sie erzählten mir mit Wonne von Dir und den Deinigen! Der Aufenthalt in Weinsberg iſt ihnen unvergeßlich. Deine Schwägerin war in Holſtein, Dein Neffe in Ritzebüttel. Reinhold iſt ſehr alt geworden. Graf Reinhard wurde erwartet. — Dein Neffe hatte ſich ſchon voriges Jahr die auf Deinen Bruder bezüglichen Schriften von mir ausgebeten, er wollte ſelbſt einen Aufſatz verſuchen. Ich wünſche, daß etwas daraus werde! Mich hat die Lückenhaftigkeit der Materialien und die vergebliche Hoffnung, daß Smidt und Reinhold mir noch Briefſchaften geben würden, abgehalten. Vielleicht kehrt doch die Sache noch zu mir zurück. Dein Bruder wäre ein Gegenbild zu Bollmann[1]). —

Ich bin krank hieher zurückgekommen und bin es noch, eigentlich immer. Dabei thätig, ſo viel ich kann. Unſer Herbſt hat ein düſteres Anſehen, ſchlechtes Wetter, und die Cholera, die täglich ihre zahlreichen Opfer nimmt. —

Grüße Deine liebe Frau und die lieben Deinigen herzlich! Auch Uhland, Schwab, Mayer, und wem Du ſonſt wohl ſchreibſt. Ich möchte wohl gern auch einmal Schwaben wieder ſehen, bin aber mehr als je ein glebæ adscriptus [„an die Scholle gebunden"]. —

Leb wohl, teurer Freund, und antworte mir gleich. Dein Freund, der mir Dein letztes Blatt überbracht, wollte noch wiederkommen, that es aber nicht. Er hatte mir ſehr wohl gefallen. — Leb wohl und bleibe der liebevollen Geſinnung verſichert Deines treuen

Varnhagen von Enſe.

---

[1]) Vgl. Varnhagens „Denkwürdigkeiten" ꝛc. I, 1 ff.

An Deinen Geiſterſpuk glaub' ich nicht. Ich will zugeben, daß da im Dunkeln mancherlei ſitzt, aber ich bleibe davon! Mein Brief wird ſich in Deiner Sammlung auszeichnen durch die Farbe[1]). Er wird doch les honneurs de la séance haben? — Leb wohl, lieber Juſtinus! —

---

183. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 25. September 1837.

Ich wünſche von Herzen, daß Ihr alle wohl und vergnügt in Eurem verzauberten Pfarrſchloſſe lebet. Es kommt mir immer trauriger vor, daß Ihr ſo weit fort ſeid, und ich komme mir ſelbſt hier verlaſſen vor. Es iſt ein Jammer, dieſes Leben!

Die Schoppe war zehn Tage bei uns... Wir waren ſehr vergnügt mit ihr. Ich kenne ihre Produktionen nicht, fand in ihr aber eine ſehr liebe, in allem (beſonders auch dem Haushaltungsweſen) unterrichtete Frau. Ich ſah ſie nach dreißig Jahren das erſtemal wieder. Sie urteilt nicht gut von Varnhagen und fand den Brief, den er mir kürzlich ſchrieb [Nr. 482], ſehr liſtig und perfid. Der junge Freund, der ſeine Denkwürdigkeiten von Tübingen herausgeben ſoll, ſei der Herr Mundt[2]). Er habe früher auch ſehr perfid gegen Chamiſſo gehandelt, werde es Uhland auch nicht beſſer machen. Sie meint, ich hätte ihm gar nicht antworten ſollen. Ich ſchrieb ihm aber, er ſolle mich

---

[1]) J. Kerner hat alle intereſſanten Briefe an ihn von 1805 bis 1824 in zehn ſchwarzen Bänden geſammelt. Merkwürdigerweiſe ſind Varnhagens meiſt auf farbigem Papier geſchriebene Briefe nicht darin enthalten, ſondern beſonders vorhanden. — Vgl. auch „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 211.

[2]) Am 30. Juli (?) 1837 ſchreibt Kerner an Sophie Schwab: „... Roſa Aſſing ſchrieb kürzlich alles Liebes und Gutes von Mundt, der bei ihr ſei... Es iſt lamentabel, daß Varnhagen dieſe Schweinehunde unterſtützt, ja, wie Gaudy behauptet, an ihrer Spitze zu ſtehen ſcheint. Das kommt von ſeiner Judenſucht her, durch die er das Chriſtliche verlor."

zeichnen, wie es ihm Freude mache, es sei mir gleichgiltig. — Redet auch mit Uhland davon.

Der Herbst ist trüb, seine Freuden sind kalt und die Trauben hangen wie Choleraleichen an den Stöcken . . .

Dein Kerner.

Soeben, nach Schluß dieses Briefes, kommt Schwabs herrliches Geschenk, das neue Buch, an, für das ich aufs innigste danke.

---

484. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 4. Oktober 1837.

Herzliebster Justinus!

. . . Leider konnte ich trotz meinem innigsten Wunsche letzthin nicht mehr nach Weinsberg kommen, die Gründe werde ich Dir recht bald mündlich sagen, da ich vorhabe, bei dem nächsten Sonnenschein nebst meiner armen Frau Dich zu besuchen. Ich habe viel Dämonisches erfahren und habe Dir viel Wichtiges und wissenschaftlich Interessantes mitzuteilen. Gott sei Dank, mit meiner Gesundheit hat es sich gebessert. Warum, das weiß ich nicht.

Mein Körper gleicht dem alten Turme,
Verwittert blickt er in die Welt,
Trotzt wohl noch manchem wilden Sturme,
Bis er in sich zusammenfällt. —
Doch sind die Glocken drin zersprungen. —
Ein Blitzstrahl brach mir das Gemüt,
Die frohen Lieder sind verklungen. —
Nur eine trübe Flamme glüht:
Die Phantasie auf dem Altare
Der Dichtkunst noch, und wirft das Licht
Auf eine stille Totenbahre,
Bis daß der Turm zusammenbricht [1]). —

Alexander, der Getreue.

---

[1]) Das Gedicht erhielt die Aufschrift „In der Krankheit", s. „Gesammelte Gedichte" S. 486.

Ellingen d. 4. Oct.
37

Herzliebster Antoine!

Herzlichsten Dank des Gebrüder für den Zusendungen v
Ernst... hat mich sehr gefreut. – Leider konnte ich
trotz meinem eigenen Wunsche letzthin nicht mehr nach
Weinsberg kommen, die Gründe werde ich dir
bald mündlich sagen, da ich vorhabe bey dem mir
Sonnenschein nebst meiner armen Frau dich zu
Ich habe viel Daemonisches erfahren und habe dir
Wichtiges und wissenschaftlich Interessantes mi
theilen. Gott sey Dank mit meiner Gesundheit
hat es sich gebessert. Warum das weiß
ich nicht.

Mein Körper gleicht dem alten Thurme
Verwittert blickt er in die Welt
Trotzt wohl mit manchem wilden Sturm
Biß er in sich zusammenfällt. –
Doch sind die Glocken drin zersprungen. –
Ein Klagstrahl kroch nur das Gemüth,
Die frohen Lieder sind verklungen, –
Nur eine trübe Flamme glüht
Die Fantasie auf dem Altare
Der Dichtkunst nach, und wirft das Licht
Auf eine stille Todtenbahre
Biß daß der Thurm zusammenbricht. –

Alexander der Gr

Brief-Nachlaß von Graf Alexander von Württemberg, nach dem Original in Herrenkraut aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 464.

485. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 13. Dezember 1837.

Deinen Brief vom 26. November erhielt ich gestern, am 12. Dezember. Ich dachte Eurer aber inzwischen immer. Wohl kann ich mir denken, daß Schwab sich in seiner Einsamkeit [1]) selig fühlt. O, könnte ich nur solche Einsamkeit (wie sie ein Pfarrer genießen kann) nur auch noch ein Jahr lang vor meinem Tode genießen! ... Ich sehe kein Morgenrot mehr, bis der Sargdeckel über mir zusammenschlägt ... Im übrigen ist es mir sehr arg, daß Ihr von Stuttgart weg seid, und es scheint mir seitdem Stuttgart auch um zwanzig Stunden weiter von mir abzustehen. Ich höre von dorther gar nichts mehr, weiß auch nicht, an wen man sich in literarischen Angelegenheiten dort noch wenden kann ... Hier muß ich mich einzig auf mein Häuschen beschränken und was in dasselbe von Briefen (Winters kommen keine Leute) einläuft. Also erkennet, daß ich einsamer bin als Ihr, und schreibet mir doch bald wieder ...

Der Himmel sei mit Euch doppelt in diesen heiligen Tagen!

Mit herzlichster Liebe

Euer Kerner.

P. S. Herr von Baader schrieb mir kürzlich: er habe an H. v. Riembsch ein gedrucktes Sendschreiben über den Teufel gerichtet.

---

486. J. K. an Frau Beck-Fischer.

Weinsberg, 17. ? 1837.

Sie handeln ganz recht, wie Sie handeln, — aber halten Sie nur alle Menschen von der C. ab, an der ja auch nichts mehr zu sehen ist; denn sie ist ja frei vom Dämon, — sondern nur noch körperlich schwach. — — — Ich riet Herrn Professor Eschen[mayer], dies auch bekannt zu machen. Bei Ihnen und unter Ihrer Behandlung kann sie freilich besser genesen, und je

[1]) Schwab war vom Herbst 1837—1841 Pfarrer in Gomaringen bei Tübingen. Vgl. Sophie Schwabs Brief vom 27. Juli 1837.

länger Sie sie behalten können, desto verdienstlicher ist es. Sicherer[1]) — ist nur eine entfernte Aussicht, er wäre nur als Arzt ihr Schutz — gegen andere Aerzte, aber so reich er ist, — würde er ihr wohl wenig geben, ihrer auch bald überdrüssig werden. So machen nur Sie es sich zur Aufgabe Ihrer christlichen Liebe, an dieser Armen vollends zu thun, was noch in Ihren Kräften steht.

Eschenmayer schrieb mir: in dem Erlaß der Ulmer Regierung hieße es: das Mädchen sei unter die Aufsicht des Oberamtsarztes gestellt, und da muß ich selbst bekennen, daß E. sie nicht mehr behalten konnte, — das ist sehr beleidigend für E., und er forderte von der Regierung Genugthuung . . .

Gott mit Ihnen und Ihrem redlichen Streben.

Herzlichst Ihr

Kerner[2]).

---

487. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 8. Februar 1838.

Mit meiner Genesung schreitet es, Gott Lob und Dank, weiter vorwärts, so daß ich sogar schon einigemal auf der Jagd war, ohne den geringsten Nachteil davon zu empfinden, nur werde ich schrecklich müde, überhaupt hat sich die frühere Kraft bälder in den Armen wieder vorgefunden als in den Beinen. — Was auch sonderbar ist, ist die Menge von sonderbaren Häuten, die ich nach der Hauptkrisis, und einem vorangegangenen Nasenbluten, durch den Schlund (nicht die Nase) verliere . . .

Sonett.

Ein Gletscher hebt sich stolz zum Himmelsbogen,
Der Wanderer sieht ihn glühn im Morgenglanze.
Des Aethers Blau, der Duft der Alpenpflanze
Hat zaubernd ihn dem Gipfel zugezogen. —

---

[1]) Arzt in Heilbronn.

[2]) Der Originalbrief ist Eigentum der Frau General v. Pfister in Stuttgart.

Bald hemmt den Pfad ein Meer von Rieſenwogen,
Von jäh erſtarrten bei der Urwelt Tanze,
Vergebens ſtürmt er fort, von Schanz zu Schanze,
Der Gletſcher weicht, der Wand'rer iſt betrogen.

So von Enttäuſchung zu Enttäuſchung wandern
Die Menſchen durch des Lebens trübe Nacht,
Bis zu der großen dort im Totenreiche!

Ein Zweifel türmt ſich rieſig auf den andern,
Bis ſich zuletzt in einem düſtern Schacht
Die Phantaſie verliert als Leiche [1]).

Was macht denn der liebe Theobald und die Emma? Schreibe doch auch von den Deinigen. — Das gute Rickele, dem ich einen Kuß gebe, ſoll ſich nur bei Zeiten vorſehen, daß ihr das Kraut nicht ausgeht, denn mit meiner Ankunft bedroht ihren Keller und Speiſekammer ein ungeheurer Einfall. Ich habe furchtbaren Appetit. —

Gott mit Euch, ihr Lieben.

Dein getreueſter

Alexander.

---

488. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 10. Februar 1838.

Herzliebſter Juſtel!

Recht innigen Dank für Deinen lieben Brief; daß Du mit mir zufrieden biſt, freut mich innig, die Korrekturen verſtehen ſich von ſelbſt, ich ſchrieb Dir das Gedicht brühwarm, und da denkt man nicht an die Sprachfuchſer. — Es iſt unendlich lieb von Dir, daß Du meine Sachen ſo väterlich behandelſt, Du herzlieber, kreuzbraver Papa! — Ich bin eben im Begriff, mit Schott nach Stuttgart zu fahren, und da werde ich die Halliſchen Blätter, die wohl von einem Giftbaum ſein müſſen, zu bekommen

---

[1]) S. „Geſammelte Gedichte" S. 281: „Enttäuſchung".

ſuchen. Ich habe dem Lewald[1]) für ſeine „Europa“ meine „Mohrenrache durch Schlangen“ gegeben. Du erinnerſt Dich vielleicht aus früherer Zeit dieſes Gedichtes, — und werde ſpäter meine Zigeunerſymphonie[2]) folgen laſſen, — letztere hoffe ich nun bald Dir vorleſen zu können, denn das Eis geht wacker fort, der Neckar macht einen Uebergang aus Eisdur in Gehmoll, — ſo meinte Schott geſtern, was mich ſehr amüſirt hat . . .

Dein

getreuer Alexander.

---

489. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 20. Februar 1838.

Geliebteſter Juſtel mein!

Ich überſende Dir hier verſprochenermaßen den „Ahasver und Bonaparte“[3]) zur Prüfung. Ich machte es mir zur Aufgabe, den Bekenner des Talmud in ſeiner ewigen Starrheit darzuſtellen. Bei anderen Gedichten über Ahasver wird die Wut, ſterben zu wollen, als Hauptzug des alten Juden dargeſtellt, ich habe über dieſes Gefühl bei ihm den unvertilgbaren Judenglauben geſtellt — den Bonaparte hielt ich abſichtlich paſſiv, der Sturm ſpricht bloß als rohe Naturkraft . . .

Alexander.

---

490. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 23. März 1838.

Ueber Strauß' Aufſatz, den Du erwähnſt, möchte ich Dir viel ſchreiben. Die Geiſter, die ihn freilich ſehr hindern, will er aber auf die Schultern des Poeten laden, und daher ſtreichelt er

---

[1]) Auguſt Lewald gab von 1835—1846 „Europa. Chronik der gebildeten Welt“ heraus. Er iſt ein Verwandter der bekannten Schriftſtellerin Fanny Lewald.

[2]) S. Graf Alexanders „Geſammelte Gedichte“ S. 109. „Die Mohrenrache ꝛc.“ iſt darin nicht aufgenommen.

[3]) S. Graf Alexanders „Geſammelte Gedichte“ S. 430 ff.

dieſem die Schultern. Das Ende ſeines Aufſatzes kam mir noch nicht zu. Er ſollte mich beſſer kennen und wiſſen, daß dieſer Glaube, dieſe Ueberzeugung bei mir aus der Forſchung der Natur hervorging, und weder poetiſcher Traum, noch religiöſer Glaube iſt. Man will aber die Geiſter mit dem Poeten zu Tode ſchlagen. Es wird nicht gelingen, — ſie ſind und — bleiben, ſo wahr wie der helle Tag, wie die neue Welt, die man dem Columbus auch nicht glaubte! . . .

Dein Kerner.

---

491. Lenau an J. K.

Iſchl, den 11. Auguſt 1838.

Ich habe Württemberg verlaſſen müſſen, ohne Dich, auf den ich mich ſo ſehr gefreut hatte, geſehen zu haben. Unſer Freund Alexander verſprach mir, von Zeit zu Zeit mich zu Dir zu fahren, und in dieſer angenehmen, aber täuſchenden Erwartung verſtrich die Zeit, mein Paß lief ab und ich mußte heimeilen, wenigſtens über die Grenze, um denjenigen nicht zu kompromittiren, der mir brevi manu und auf ſeine Fauſt einen Staatskanzleipaß gegeben, nachdem mir ein Reiſepaß nach Stuttgart von meiner Regierung abgeſchlagen worden war. Ich bin bei Gott unſchuldig an dem verlorenen Wiederſehen in Weinsberg. Jetzt lebe ich in Iſchl, dem Soolenbade, kann aber der Gegend nicht froh werden, wegen eines bereits drei Wochen langen, beſtändigen Regens. Dieſen Morgen begegnete mir der Herr Prälat Märklin[1]) von Heilbronn und iſt derſelbe ſo gütig, einen Gruß an Dich mitzunehmen. Glaube nicht, daß ich Dich vergeſſen habe, geliebter Freund! Männer, wie Du, ſind über die Gefahr hinaus, von einem ordentlichen Kerl vergeſſen zu werden. Nichts von Vergeſſen, ſondern die Verſicherung, daß Du mir einer der liebſten Menſchen auf der Welt biſt. Wenn ich wieder nach Schwaben komme, ſo ſoll es gewiß mein Erſtes ſein, daß ich zu Dir eile. Es waren ſehr ſchöne Tage, die wir

---

[1]) S. den folgenden Brief.

das letztemal mit Sedenholm[1]) und Alexander verlebten. In Deinem traulichen Häuschen hat sich schon manches zusammengefunden, was nie wieder so zusammenkommen wird. Lieber Kerner, Du bist mir ein Kern, um den sich mir gar viele liebe Erinnerungen anlagern, die liebste ist mir freilich die an Deinen eigenen Wohlschmack.

Damit Du auch etwas aus meiner poetischen Tasche hast, will ich Dir ein Lied aufschreiben, das Dir vielleicht gefallen wird.

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur langersehnten Tränke ꝛc.[2])

Du bist einer der wenigen, an welche ich in solchen Augenblicken denken mag, die mir eine schöne Naturbetrachtung und jedes tiefere Seelenglück ergänzen.

Lebe wohl! mein teurer, teurer Freund! Ich grüße Deine Frau aufs herzlichste, wie Deine Kinder. Den 14. August reise ich nach Wien zurück. Schreibe mir durch Schurz dahin.

Herzlich immer und ganz

Dein

Niembsch[3]).

---

492. Märklin an J. K.

Heilbronn, den 22. August 1838.

Durch einen glücklichen Zufall traf ich in Ischl auf der Brücke über die Traun mit Niembsch zusammen, den ich nicht erkannt haben würde, wenn er mich nicht angeredet hätte. Ich freute mich dieses Zusammentreffens sehr, und auch er war noch voll von Erinnerung an Württemberg, das er, wie ich von ihm hörte, erst nach mir verlassen hatte. Ich bot ihm an, Bestellungen dahin zu übernehmen, und er brachte mir abends darauf

---

[1]) Russischer Prediger. S. Kerners Brief vom 9. Juli 1837. Nr. 478

[2]) S. die Gedichte. (Reclam S. 212.)

[3]) Der Brief fehlt bei Schurz.

den hier beigeſchloſſenen Brief[1]), den ich nebſt vielen Grüßen Ihnen ... mitteile ... Ich habe von Schubert und ſeiner Frau in München den Auftrag, Sie aufzufordern, daß Sie bald nach München kommen. Ich thue dies mit der Verſicherung, daß es Sie nicht reuen werde ...

Mit herzlicher Freundſchaft

Ihr Märklin[2]).

---

493. Oberſt v. Miller an J. K.

Stuttgart, den 9. September 1838.

Die Frau Oberſtlieutenant v. Sukow[3]), welche zur Luftveränderung einige Zeit in Weinsberg zubringen will, wird Dir dieſe Zeilen übergeben ... Du wirſt in Frau v. Sukow eine geiſtreiche und zugleich gutmütige Dame kennen lernen, deren Umgang Dir gewiß angenehm ſein wird; auch Du wirſt ſie, die ſehr lernbegierig iſt, in jeder Beziehung anſprechen. Sei ihr gefällig, empfehle mich Deiner lieben Frau und behalte lieb

Deinen treuen Freund

v. Miller, Oberſt.

---

494. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Eßlingen, den 20. September 1838.

O Du allervortrefflichſter Juſtel mein!

Leider iſt meine Abſicht, Dich zu beſuchen (welches immer die Urſache des Nichtſchreibens iſt), durch Exerzieren und einen Beſuch, den ich in Hechingen machen muß, wo mein armer

---

[1]) Lenaus Brief vom 11. Auguſt. Nr. 491.

[2]) Es iſt der Prälat Märklin, der Vater von Profeſſor Chriſtian Märklin, deſſen „Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“ (Mannheim 1851) D. Fr. Strauß beſchrieben hat.

[3]) Sie iſt unter dem Namen „Emma Niendorf“ als Schriftſtellerin wohl bekannt. Der Brief v. Millers vermittelte die erſte Berührung mit Kerner, dem ſie ſehr befreundet wurde. Vgl. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte“ von Th. Kerner S. 302 ff.

Onkel geſtorben iſt, vereitelt worden. Auf jeden Fall aber komme ich im Monat Oktober, ſo Gott will, vielleicht mit der vortrefflichen Frau von Bergh, die faſt ſo gut und ſo lieb iſt als Du ſelber. — Deine Krankheit habe ich geträumt, das werde ich Dir erzählen. Wunderliches Zeug, ich weiß auch, daß es Dir wieder gut geht, Du Geliebter meiner Seele. Schreibe mir gleich. Dein magiſcher Spiegel iſt gut, alles wahr, was er ſpricht. — Der Kadett aus Ludwigsburg im Badgarten war der junge Napoleon aus Ludwigsburg.

Ich freue mich auf die Gedichte von Mörike. Haſt Du Menzels Rezenſion über die Sturmlieder[1]) geleſen? Hier ſchicke ich Dir den Brief von Niembſch wieder, Du ſiehſt, er vergißt Dich ſo wenig als ich. — Gott ſei mit uns.

Grüße Deine Lieben und ſchreibe mir gleich.

Dein getreuer, Dich liebender Sohn

Alexander.

... Niklas Müller[2]) hat uns recht wohl gefallen in ſeiner verſtändigen Anſpruchsloſigkeit. Hat Kopf, der Kerl. —

---

495. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 21. September 1838.

O Du mein geliebteſter Herzens-Juſtel!

Ich habe Dich eben raſend lieb und fühle Heimweh nach Dir. Könnte ich doch nur 3—4 Wochen bei Dir ſein unter Deiner väterlichen Obhut! Aber nächſtens, ſobald es nur oder irgend möglich iſt, komme ich auf ein paar Stunden zu Dir.

„Grün und blau iſt Narrenfarbe“ —
Dünkt auch albern dieſer Spruch.
Blicket doch, ihr Wortphiliſter,
Der Natur ins große Buch!

---

[1]) „Lieder des Sturms“ von Alexander Graf von Württemberg.

[2]) Vgl. Brief Nr. 467.

Iſt nicht blau das Zelt des Himmels?
Grün der Teppich dieſer Erde?
Wandeln wir nicht zwiſchen beiden,
Eine große Narrenherde [1])??!

Gott ſegne Dich, Du Vielgetreuer!

Dein getreuer Sohn, dem es auch rappelt.

Alexander.

---

496. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 3. Januar 1839.

Dem Himmel ſei gedankt, daß doch endlich einmal wieder ein Brief von Dir kommt.

Ihr dürft nicht glauben, daß der Winter nur bei Euch traurig ſei, — ach! er iſt es hier auch und beſonders, wenn man Arzt iſt. Ich wollte lieber den Toten jedesmal eine Rede halten, als ſie helfen tot machen.

Was ſagt Schwab zu den neuen Grobheiten Heines auch gegen mich und Mayer? Ich las es nicht, ſondern hörte nur davon.

Sänger fröhnen gern dem Neide,
Lauſchet nur dem Vögelchor!
Will die Lerche ſingen vor,
Pfeift der Fink ihr drein zu leide.

Und im Walde — welch Gemiſche!
Klinget oft wie Schimpf und Streit,
Nachtigall nur ſchweigt im Leid,
Bis ſie ſchlafen im Gebüſche.

Denn ihr Lied vom ſchönſten Schalle
Singet ſie in ſpäter Nacht,
Wo kein andrer Vogel wacht, —
Hörten ſie's, — ſie ſchimpften alle [2]).

---

[1]) Unter der Aufſchrift „Grün und Blau" in die „Geſammelte Gedichte" Graf Alexanders (S. 461) aufgenommen.

[2]) Unter der Aufſchrift „Sängerneid" in die Gedichte aufgenommen. (Dichtungen S. 137.)

O Liebe! — es iſt im ganzen ein furchtbares Leben und man muß ſich nur ganz unter das Kreuz legen, wie ein naſſer, kalter Hund unter den Ofen, ſonſt iſt kein Wohl und keine Rettung, glaub's! —

Schreib doch bald wieder. Ich weiß nichts mehr zu ſchreiben, als daß ich Euch unendlich liebe. Möge im neuen Jahre Euch der Himmel Geſundheit und inneren Frieden erhalten! Nach dieſen beiden ſchmachte ich.

Wir grüßen, wir küſſen Euch!

Dein betrübter J. Kerner.

---

497. Obriſt Pfyffer an J. K.

Luzern, den 4. Februar 1839.

Die Geſchichten, welche ich Ihnen übermache, kann ich Ihnen verbürgen, die Erzählerin iſt meine älteſte Tochter, Konventualin in einem Kloſter der Kapuzinerinnen; ſie ſcheint mir geeignet, etwas zur Geſchichte des Beſeſſenſeins beizutragen, ich ſende ſie Ihnen, wie ſie die Schweſter Karoline mir überliefert hat, mit diplomatiſcher Genauigkeit. —

Sollten Sie davon Gebrauch machen wollen, ſo erſuche ich Sie, die Sache ſo zu behandeln, daß das Kloſter nicht erraten werden kann, denn es dürfte meiner Tochter Unannehmlichkeiten verurſachen. — Doch können Sie die Sache als in der Schweiz begegnet erzählen. — Eine Anekdote, die ich in einem alten, mit der Geſchichte gleichzeitigen Buch geleſen habe, ſcheint merkwürdig genug, um in den Blättern von Prevorſt einen Platz zu verdienen.

„Im Jahr 1622, am vierten Sonntag nach Oſtern, predigte Pater Apolinarius, ein Kapuziner und ſehr beliebter Kanzelredner, in der Jeſuiten-Kirche zu Konſtanz; es war ungefähr 10 Uhr, als er mitten in der Predigt auf einmal mit raſenden Kopfſchmerzen und Stechen im ganzen Leib befallen wurde, ſo daß er kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er mußte die Kanzel verlaſſen, und weder er noch niemand konnte die Urſache dieſes ſonderbaren Ereigniſſes ergründen, bis die Nachricht kam, daß ſein leiblicher Bruder, Pater Fidelis a Sigmaringen, auch ein

Kapuziner und eifriger Miſſionär, von den reformirten Bauern in Sewis, Kanton Graubünden, ab der Kanzel geriſſen, auf eine ſchreckliche Art zu tot geſchlagen worden ſei, und zwar in der nämlichen Stunde.“

Dieſer magnetiſche Rapport zwiſchen zwei Brüdern, die ſich ſehr liebten, ſcheint mir wirklich merkwürdig!

Wenn ich je bedauert habe, nicht mehr Redakteur des Waldſtätter Boten zu ſein, ſo iſt es jetzt, da die Erſcheinung des unſeligen David Strauß am ſchweizeriſchen Horizont uns mit mehr Unheil bedroht, als kein Komet es gethan hat. Die Sache ſcheint mir von großer Bedeutung und ein Werk der göttlichen Vorſehung; das Benehmen der radikalen Regierung iſt ſo hirnlos, daß es von ſolchen Männern, die nichts weniger als dumm ſind, gar nicht begriffen werden kann — wen Gott verderben will, den macht er blind [1]).

Sollte wirklich die Züricher Regierung geſonnen ſein, dieſen Unglücksvogel dem Kanton mit Gewalt aufzudrängen, ſo würde dies gewiß traurige Folgen haben, und gibt ſie nach??? Ich habe Ihnen vor geraumer Zeit die Lebensbeſchreibung des frommen Beters Nikolaus Wolf überſandt und hätte gerne etwas von ihm in den Blättern von Prevorſt geleſen; ſeit ſeinem Tod iſt ein junger Bauer aufgeſtanden, der viel Aufſehen macht, und wie herkömmlich verfolgt wird; er iſt reich, unabhängig und ſo unintereſſirt wie Wolf.

Ihr ergebenſter Oberſt

Pfyffer [2]).

---

498. Sophie Schwab an J. K.

Gomaringen, den 31. März 1839.

. . . Geſtern hatten wir eine recht angenehme Ueberraſchung, die beiden Prof. Schmid und Uhland und Ferd. Gmelin machten

---

[1]) S. den folgenden Brief.

[2]) Andere Mitteilungen von ihm ſ. in Kerners Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (1836) S. 239 ff. und im Magikon I, 349 ff.

eine Spazierfahrt zu uns heraus. Ueberhaupt ſind die Ferien immer eine frohe Zeit für uns, wo ſich die Kinder um uns verſammeln, man vergnügt ſich da ordentlich in dieſem jugendlichen Treiben. Von Deinem Freund Strauß[1]) wurde die letzte Zeit her viel bei uns verhandelt. Unſere Gomaringer ſind nämlich mit der Schweiz in ſehr vieler Beziehung; ſo nahmen ſie auch großen Anteil an dem Streit über ihn, und es war ihnen ordentlich ein Stein vom Herzen, als ſie ſahen, daß mein lieber Mann auch auf ihrer Seite iſt und es den Zürichern nicht ſo übel nimmt, daß ſie ſich den Bock nicht zum Gärtner wollen ſetzen laſſen. Wenn man freilich die Sache nach unſerem Merkur beurteilt, will ich wohl glauben, daß man nicht klug daraus wird. Lieſt man aber die Züricher Zeitungen ſelbſt, da hat die Sache eine ganz andere Geſtalt und man muß wahrlich Reſpekt vor dieſem Volk bekommen. Solche Herren, die uns armen Menſchen den einzigen Troſt, die einzige Hoffnung ſo mit kaltem Blut rauben wollen, ſollten nur auch eine Weile unter der Armut leben müſſen, die ich auch eigentlich erſt hier in ihrer wahren Größe kennen lerne. Viele, viele Menſchen leben, die von Beginn ihres Lebens nichts als Entbehrung, Sorge und Mühe haben, was ſoll ſolche Seelen entſchädigen, und ſind ſie, wenn ſie ſich in ein ſolches Leben ergeben, darum des Glückes weniger wert? Mir erſcheinen ſie oft ganz bewundernswürdig und groß in ihrer Genügſamkeit. Wie bevorzugt unſer eines dagegen iſt, lernt man freilich erſt kennen, wenn man tiefer in das Leben dieſer Leute hineinblickt. Oft ſchäme ich mich recht mit der Menge unſerer Bedürfniſſe, wenn ich da Vergleichungen anſtelle ...

Sophie Schwab.

---

[1]) Strauß wurde im Februar 1839 vom Züricher Erziehungsrat (Bürgermeiſter Hirzel) als Profeſſor der Dogmatik und Kirchengeſchichte an die Univerſität in Zürich berufen. Dies erregte einen großen Unwillen und eine gewaltige Aufregung; der eben erſt berufene Profeſſor mußte ſofort wieder penſionirt werden und der Sturz der Regierung ſelbſt am 6. September d. J. war die weitere Folge dieſer Berufung.

499. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 3. April 1839.

... Ich litt dieſen Winter unausſprechlich an Geiſt und Körper und meine Leiden dauern noch an. Dieſe öffneten auch wieder meine Liederquelle, denn ohne Schmerz habe ich noch nie einen Reim gemacht, und nun iſt der Schmerz ſo, daß ich immer Lieder machen könnte[1]) ...

Was Du von Strauß, meinem Freunde, ſchreibeſt, iſt wahr und ſind Dinge, die ich ihm ſchon längſt, nur noch derber, ſagte. Ich ſtehe übrigens mit ihm in keiner freundſchaftlichen Verbindung, er beſucht mich aber aus innerer Sehnſucht (dem Ueberreſte ſeiner Jugend) noch alle Jahre. Aus dieſem Ueberreſte meine ich, da er ſo lange andauert, kann noch ein anderer Menſch erwachſen, und in dieſer Hoffnung für ihn kann ich ihn nicht von der Thüre weiſen, die er immer wieder ſucht. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Ich meine oft, ich ſei vor Gott noch verdammter als Strauß und könne den Strauß noch um Fürbitte für mich bitten. So iſt mein Gefühl, — ich kann das nicht machen.

Was Du von der Armut und Gottergebenheit der Armen ſagſt, iſt ſehr wahr und weiß ich auch zu gut. In Steinsfeld[2]) ſagte eine arme Frau auf dem Totenbette zu ihrem Manne: „Ich meine, ich könnte jetzt durch den Tod meine und Euere Lage verbeſſern.“ Ganz befriedigt (im Glauben) ſagte hierauf der Mann: „Ja, Weib! wenn Du meinſt, Du könneſt durch den Tod Deine Lage verbeſſern, ſo wollen wir nicht dagegen ſein, ſondern den Tod bitten, daß er Dich nun nehme.“ Die Frau ſagte: „Ja, ja, er kommt und ſagt, ich verbeſſere meine und euere Lage.“ Darauf verdrehte ſie die Augen und der Mann ſagte: „Jetzt iſt ſie bald tot, und Gott ſei Dank, daß ich nun weiß, daß ſie ihre Lage verbeſſert.“ Die Frau wollte noch etwas ſagen — aber

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „Der Grundton der Natur“. Dichtungen (3. Aufl.) S. 309.

[2]) So noch heute in der Umgangsſprache ſtatt „Lehrensteinsfeld“, Dorf bei Weinsberg.

verſchied. — Das iſt nun Glaube, — den Gott uns allen geben möge!

Die Geiſtin! Ja! das iſt der Ausdruck der Frau Hauffe; ſie hieß die weiblichen Geiſter nicht anders. Dieſer Ausdruck iſt mir ſo bekannt, daß er mir nicht auffällt, — andern allerdings. Man ſollte aber doch ſo ſagen. Der Ring im Geiſterhaupte[1]) geht wohl, wenn man dieſe Sachen naturgemäß kennt. Geiſter laſſen helle Thränentropfen fallen und ſchwitzen ſogar. Das iſt auch materiell, — aber es iſt eben ſo. Es iſt vielleicht bloße Figurirung. Sei es aber, was es ſei, es iſt eben ſo, es iſt in der Natur ſo, — macht es anders. Es iſt auch jene Geſchichte nicht Dichtung, ſondern es ſoll wirklich ſo mit einem Ringe und einer Erſcheinung (in deren Haupt man den Ring dann im Sarge fand) geſchehen ſein. Ihr ſeid im Geiſterweſen noch nicht recht bewandert. Ihr lebt in ihm in der Phantaſie, ich in der Natur, wie es da in der Wirklichkeit iſt, meiſtens gegen alle Dichterphantaſie.

Wir grüßen Euch tauſendmal ... Gott mit Euch!

Dein

Kerner.

---

500. H. Werner an J. K.

Schwaikheim [Oberamts Waiblingen] 1839.

Ich habe Mehreres für Ihr Magikon[2]) fertig. 1. Die Geſchichte eines Franziskaners im Sterben, die ich verbürge. 2. Einen eigenen ſchönen ahnungsvollen Traum. 3. Nachtrag zu der Heilungsgeſchichte der Stummen von Zuffenhauſen, was Sie ſehr intereſſant finden werden. 4. Einen merkwürdigen Rapport mit dem Geiſterreiche. Fortſetzung der Geſchichte des beſeſſen geweſenen und durch Freund Eſchenmayer geheilten Jakob Wüſt. Hier ſind ganz außerordentliche Thatſachen. Ich frage

[1]) S. Kerners Gedicht: „Die Mühle ſteht ſtille". (Dichtungen, 3. Aufl., S. 34 ff.)

[2]) Vgl. zu den folgenden Angaben: Magikon I. Bd., S. 152 ff., 206 ff., 372 ff. Werners „Schutzgeiſter" erſchienen 1839 bei Cotta.

nun: was ſoll ich gleich, was ſpäter ſchicken? In's zweite Heft wird Herr von Meyer eine Beurteilung meiner „Schutzgeiſter“ ſchicken, das hat er mir verſprochen. Ich habe ihm auch ein Exemplar geſchickt. Haben Sie das Ihrige erhalten?

Eilend, aber mit den herzlichſten Grüßen

Ihr Werner.

---

501. Fr. Notter an J. K.

Bergheim [bei der Solitude], 17. Juli 1839.

Eine Maſſe von Geſchäften, die ich hinter mich bekommen mußte, um übermorgen ins Bad Gaſtein abreiſen zu können, das mir ſchon ſeit vielen Jahren verordnet, von mir aber bisher nie gebraucht worden iſt, — hat mir's bis jetzt unmöglich gemacht, Ihre freundliche Einladung zum Magikon zu beantworten. Ich werde Ihnen drei wirklich höchſt merkwürdige Geſchichten mitteilen, die eine jenes ſchon erwähnte zweite Geſicht betreffend, welches auch dem Medizinalrat Schelling, dem ich's dieſer Tage mitteilte, ſo merkwürdig ſchien, daß er mich dringend aufforderte, Sie mit demſelben doch bekannt zu machen; die zweite über eine in meiner eigenen Familie vorgekommene Erfüllung einer böſen Prophezeiung, und die dritte ein ganz wunderlicher Fall von beinahe tödlicher, obwohl äußerlich kaum bemerkbarer Verletzung durch eine alte ſog. Pfahlhabe, auf welcher der Glaube haftete, ſie ſei verwünſcht. Alles ſoll mit den Namen der Perſonen und Oertlichkeiten belegt werden, ſo daß gegen die Richtigkeit des Faktums nichts einzuwenden bleibt. Nur zur dritten Geſchichte fehlen mir bis jetzt noch einige Details, widrigenfalls ich Ihnen die drei Stücke zuſammen aus dem Bad, wo ich alle Zeit habe, ſie in druckgerechte Form zu bringen, zugeſendet haben würde. Sie ſollen dieſelben nun gegen Mitte September erhalten[1]) . . .

F. Notter.

---

[1]) S. Magikon I. Band (1840) S. 173 ff. „Ein merkwürdiges Schauen und eine eingetroffene Vorausſage.“ Von Friedrich Notter.

502. Schurz an J. K.

Wien, den 31. Juli 1839.

Leider iſt Niembſch in dieſem Augenblicke nicht in Wien. Vor 10 Tagen beſtieg er das Dampfſchiff und ließ ſich durch die ſchönſten Donaugegenden nach Linz tragen, von wo er auf der Eiſenbahn nach Gmunden und wieder per Dampf über den herrlichen Traunſee, nur zu ſchnell, nach Ebenſee, und dann auf dem Eilwagen nach Iſchl eilte. Von dort erhielt ich aber geſtern einen Brief von ihm, woraus ich Ihrem gütigen Wunſche gemäß: recht viel von N. zu hören, Ihnen folgenden Auszug liefere[1]) ...

Der Ton dieſes Briefes iſt der beredteſte Zeuge des jetzigen Wohlbefindens unſeres Niembſch. Weniger wohl befand er ſich aber den letzten Winter über und auch die letztere Zeit her. Insbeſondere litt er am Rheuma mit Schnupfen und Alternation. Unlängſt hatte er auch ein Cholerinchen. Natürlich wollte es dabei mit ſeinen Albigenſern nicht recht vorwärts, was er aber nun einholt. Er hofft, den Herbſt damit zu ſtande zu kommen, und dann iſt es wahrſcheinlich, daß er Ihnen damit bald perſönlich um den Hals fällt. Mai und Juni brachte er abwechſelnd in der Stadt und auf dem Lande, zu Kirling, einem Dorfe im ſchönen Kahlengebirge, unweit Kloſterneuburg, bei meiner Thereſe[2]) zu; nur war er richtig immer zur ſchönen Zeit in der Stadt, und wann es regnete, auf dem Lande.

Ich erwarte, ihn in den oberſteieriſchen Alpen nächſt Mariazell, wohin mich eine amtliche Reiſe für einige Wochen nächſtens führen dürfte, ganz neugeboren wieder zu finden ...

Den verehrten ſchwäbiſchen Damen werde ich mich heute als Cichorien-Surrogat des Niembſch-Kaffees präſentiren, anſtatt Zuckers — die bittere Kunde ſeiner Abweſenheit. Mir iſt herzlich leide, ihnen die ſo ſchöne Freude der Erwartung rauben zu müſſen. Aber das iſt eine gewöhnliche Miſſion hienieden.

Ihnen, geliebteſter Freund, Segen vom Himmel und eine beſſere Geſundheit, als Sie, wie ich mit Betrübnis las, bisher

---

[1]) Der ganze Brief iſt abgedruckt in Schurz' „Lenau" II, 10 f.

[2]) Lenaus Schweſter, Gattin von Rechnungsrat Schurz.

genoſſen... Heil Ihrem neuen Unternehmen [dem Magikon], dem ich aber beſſere Mithelfer wünſche, als ich mich ſelbſt einer zu ſein getraute. Deſto mehr wird N[iembſch] dafür wirken können.

Mit innigſtem Handdruck Ihr aufrichtiger Freund

Schurz.

---

303. Moritz Carriere an J. K.

Tübingen, 18. Auguſt 1839.

Die Gelegenheit, welche mir die Freundſchaft Ihres Theobald darbietet, will ich nicht vorübergehen laſſen, ohne Ihnen ein Lebenszeichen zu geben. Ich kam wohlbehalten in Heidelberg und... in Bad Baden an. Die ſchöne Gegend, beſonders das Murgthal, ward genoſſen, dann gingen wir der Rentz entgegen über den Kniebis, wo der Fuchs der Prinzeſſin ins Knie biß, an der Kinzig hinab und befriedigten die alte Sehnſucht nach Erwins herrlichem Bau[1]). Ich ging dann allein über das Wildbad nach Calw und fuhr von da nach Stuttgart, wo ich mit Strauß zuſammen war, Wichtiges aber kaum verhandelte, da er lieber behaglich über Einzelnes zu reden ſchien und durch die Miſchung natürlicher Grazie und ſtiftlicher Gebücktheit, durch den mädchenhaft ſeelenvollen Blick bei ſchwertſcharfem Wort anzog. Auch Köſtlin[2]) hat mir gefallen und ſich viel mit mir herumgetrieben. Sonſt geht's ſo ziemlich, wie ich auf dem Dobel umblitzt und umdonnert niederſchrieb:

Der Wandrer zieht durch Berg und Thal,
Begrüßt den erſten Morgenſtrahl,
Umrauſcht von grünen Bäumen;
Und wenn die Sonn' am Abend ſinkt,
Ihr letztes Licht ſein Auge trinkt,
Das leuchtet ſeinen Träumen.

---

[1]) Das Straßburger Münſter.

[2]) Vermutlich Karl Köſtlin (1819—1894), nachher Profeſſor der Aeſthetik in Tübingen.

Und wo er höret frohen Sang,
Da mag aus vollen Buſens Drang
Er gern die Stimm' erheben,
Und freut ſich ſeiner Jugendzeit,
Die er dem Dienſt des Herrn geweiht
Und ſel'gem Erdenleben.

Und wo der Wein im Glaſe blinkt,
Und rein und hell der Becher klingt,
Da tritt er gern zur Runde:
„Stoßt an! Es gilt dem Vaterland,
Und ihm geweiht ſei Herz und Hand,
Geweiht mit Herz und Munde!“

Und wo ihm lacht ein ſchöner Blick,
Da denkt er an das ſüße Glück
Im Arme ſeiner Lieben,
Und ſchmerzt ihn auch der Abſchied ſehr,
Das Wiederſehn erfreut doch mehr,
Wenn ſie ſich treu verblieben!

Und iſt er müd' vom Wanderlauf,
Dann kehrt er ein und ſchreibt ſich auf.
Was er im Geh'n gedichtet,
Und gibt ein fliegend Blatt dem Wind;
Und haſcht ſich's auf ein ſchönes Kind,
An das iſt es gerichtet.

Wenn Sie das Nachſtehende, das ich verbürgen kann, fürs Magikon (mit oder ohne meinen Namen, wie Sie wollen) benützen können, ſo wird es mich freuen, Ihnen einen Beitrag zu liefern und gern auf Aehnliches weiter Jagd machen[1]); vielleicht erhalt' ich von Ihnen durch Schubert in München, wo ich in drei Wochen zu ſein gedenke, ein paar Worte darüber?

Die Frau des Rentmeiſters Schott zu Wetzlar erzählte eines Morgens, ſie habe im Traum bei der Leiche ihres zweiten Sohnes geweint; die Tochter fügte beſtürzt hinzu, auch ihr habe geträumt,

---

[1]) Ich habe trotz wiederholten Suchens in den fünf Bänden des Magikons keine dieſer Mitteilungen Carrieres finden können.

daß ihr Bruder in einen Brunnen gefallen ſei, und als ihm der jüngere habe helfen wollen, da ſei er eben gerade verſunken, ein Rettungsſtab habe ihn hinabgeſtoßen. Und der Vater erzählte, wie er in derſelben Nacht geträumt, er habe drei Schwarzwälderuhren und die mittelſte bleibe ſtehen, und er habe ſich vergeblich angeſtrengt, ſie wieder in Gang zu bringen, was ihm äußerſt unheimlich geweſen.

Am Abend hatten die drei Söhne mit einigen Gymnaſiaſten ein freundliches Gelag. Einer von den letzteren ruft halbtrunken fortwährend: „Es leben die Polen!“ ſo, daß es ſtörend und läſtig wird und der mittlere S. halbſcherzend ſagt: „Ich bin eben preußiſcher Soldat und verbiete das!“ Jener greift nach einer Flinte, die er für ungeladen hält, und legt an. Aber es iſt das geladene Jagdgewehr des jüngſten Bruders. Dieſer ſpringt auf, es wegzuſchlagen, da geht der Schuß los, und die Eltern finden ihren zweiten Sohn ſterbend im Blute.

Dr. Arzt zu Cleve (ſpäter in Wetzlar mein Lehrer), erzählt ſeiner Frau auf einem Spaziergang am Neujahrstag, wie er, ohne an einem Zahnübel zu leiden, in der verfloſſenen Nacht geträumt, daß er unter großen Schmerzen zwei Zähne verloren. Ihre anfängliche Beſtürzung wächſt, als bald ihr älteſtes Mädchen erkrankt und ſtirbt. Alles bleibt ſonſt wohl, aber am Weihnachtsfeſt beginnt ein jüngeres Kind zu klagen. Der Arzt ſucht die Beſorgniſſe der Eltern zu entfernen, die Frau gedenkt jenes Traumes und äußert die freudige Hoffnung, daß wenn ihr Mädchen außer Gefahr, denn doch ihres Mannes Traum nur halb erfüllt werden möchte. Aber, noch ehe das Jahr zu Ende iſt, lag das Kind im Grab.

Einer meiner Freunde hat auf dem Gymnaſium noch eine ſchwierige lateiniſche Arbeit vor, als er zu einem durchreiſenden Verwandten ins Gaſthaus gerufen wird. Er bleibt den Abend da, findet ſich nicht aufgelegt, noch zu ſtudiren, und geht mit dem Vorſatz frühen Erwachens zu Bette. Aber erſt die mahnende Glocke der Schule weckt ihn, und mit Erſtaunen ſieht er, von ſeiner eigenen Hand zierlich geſchrieben, die Arbeit fehlerfrei und

wohlgelungen auf seinem Pulte liegen. Er versicherte mich, daß er an viele Ausdrück. und Wendungen wachend nicht gedacht habe und davon überrascht gewesen sei ...

Moritz Carriere.

---

504. J. Heinr. Haggenmacher an J. K.

Winterthur, den 25. September 1839.

... Die zwei friedlichen Blätter von Strauß[1]) habe ich gelesen, das erste ist allerliebst und könnte mich beinahe mit ihm befreunden, wenn nicht das zweite so gar zurückstoßend wäre; man möchte weinen, daß ein Mann von so überaus großem Verstand nicht zu der Einsicht gelangen kann, daß es einen noch größeren Geist gibt, als der seinige ist, daß das Selbstbewußtsein, das Selbstdenken, zu dem er gelangt ist, die hohe Vernunft, von der er sich begabt wähnt, von einem Schöpfer herrühren, der Macht hat, solche Dinge zu erschaffen, folglich noch weit höher und geistreicher sein muß als das erschaffene Wesen, und von dem, der der Größte sein will, lauter Demut, Glaube und Liebe verlangt. Sie werden wohl schon aus den öffentlichen Blättern hinlänglich unterrichtet sein, was für ein Ende diese fatale Straußengeschichte[2]) in unserem Kanton nahm; hier waltete sichtbar eine höhere Hand, die uns vor unsäglichem Unglück bewahrt, und auf wen wäre eigentlich die größte Schuld gefallen? Einzig seinetwegen brach dieser unselige, nun freilich Gott sei Dank herrlich beendigte Kampf los, der aber vielleicht noch in den übrigen Kantonen auch Unruhen bewirken kann. Gott gebe, daß alles so gut ablaufe wie bei uns, und daß die Menschen es sich zur Warnung dienen lassen, nicht Unglauben zu verbreiten oder Zweifel und Zwietracht auszustreuen ... Tausend Grüße an Ihren l. Herrn Bruder und Ihre ganze l. Familie von Ihrem Sie stets herzlich liebenden Freunde

J. Heinr. Haggenmacher.

---

[1]) Sie erschienen 1838 (Altona). Strauß suchte darin seine Sache von milderer Seite darzustellen.

[2]) Vgl. Brief Nr. 497.

505. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, den 10. Dezember 1839.

Mehr als hundertmal ſchrieb ich dieſen Herbſt und Winter über an Dich in Gedanken, und weil ich das ſo oft in Gedanken that, und dadurch recht oft geiſtig bei Euch war, kam es nie aufs Papier.

Ich glaube, daß die Menſchen es doch auch noch auf dieſer Welt dahin bringen könnten, geiſtig bei einander (in Entfernungen hin) und ſich ſichtbar ſein zu können. Wenn man nur nicht immer ſtatt im Geiſte an der Materie ſchaffen würde. Man übt die Füße zum Springen, den Geiſt könnte man auch üben, daß er hinginge, wo man wollte, oder vielmehr die Seele mit dem Nervengeiſt meine ich. Eine ſolche Zeit wird auch noch kommen, ſie ſteht aber noch ſehr fern von der Zeit, wo man Zeit und Raum nur durch Eiſenbahnen zu bekämpfen weiß... Durch Schwabs herrliche Bücher erfreuteſt Du uns innigſt. Die Mädchen leſen alle Abende mit Luſt in ſeinen Erzählungen. Wir haben neben Emma noch ein liebes Mädchen von Ulm bei uns, das uns in einem magnetiſchen Traumzuſtande zugeſchickt wurde, das aber hier bald aus demſelben erwachte. Als ſie kam, hielt ſie die Sukow (die da war) feſt für die Maria Stuart, den Alexander (der auch da war) für den Leiceſter und ſich für die Geſellſchaftsdame der Maria Stuart. Nun lacht ſie über ihren Traum. Dieſen Sommer und beſonders Herbſt hatten wir viele Beſuche. Unter die erfreulichſten gehörten allerdings Paſſavants. Ach, die ſind zu lieb!... Dann war auch Alexander mehrmals unſer Vergnügen. Er iſt und bleibt eine treue Seele, mit der Gott ſein möge!... Ich kann nie zu Euch kommen, es iſt gewiß! und zwar aus dem Grunde, weil ich Arzt bin und im Schweiße meines Angeſichtes mein Brot verdienen muß. Ich bin ein Gaul in einer Tretmühle, ſonſt gar nichts mehr. Man ſpannt mich nur zum Eſſen oder Schlafen aus; jeden Morgen werden meine ſteifen Glieder wieder zu neuem langweiligem Laufe aufgepeitſcht, und ſo geht es noch kurze Zeit fort, bis der Tod „Halt!“ ruft und den Gaul fortführt, der Himmel weiß wohin...

Kerner.

506. Karl Mayer an J. K.

Waiblingen, den 25. Dezember 1839.

Endlich bin ich im Beſitze meiner von Cotta ſehr verſpäteten Gedichte[1]) und habe die Freude, Dir Dein Exemplar übergeben zu können.

Wollte der Himmel, ſie wären ſo küſſenswert als die Mörikiſchen, die Du im Herbſt des vorigen Jahres oft während des Eſſens aus der Bruſttaſche herauszogſt, herzteſt und küßteſt! Wegen der meinigen wirſt Du ruhig eſſen können. Niembſch und andere werden ſagen, daß der Band viel zu dick geworden ſei und über die Hälfte weggelaſſen ſein ſollte. Ich bin ſelbſt dieſer Anſicht und ſehe daher nicht ohne Angſt dem Spott und der Schande entgegen, die ſich mir bereiten werden.

Daß Niembſch keine Päſſe zur Herausreiſe erhält, wie er Reinbecks ſchrieb, war vorauszuſehen, iſt aber ſehr beklagenswert.

Laß das Recepiſſe für die Gedichte nicht zu kurz ſein und ſchreibe mir von Euch Lieben allen[2]). Ich aber bitte um Erlaubnis, mich der Kürze befleißigen zu dürfen, weil ich meine dona auctoris[3]) mit noch mehreren Epiſteln zu begleiten habe.

Lebet wohl! Mit inniger Liebe grüßt Euch mit Weib und Kind

Euer

Mayer.

---

[1]) Im Jahr 1840 erſchienen K. Mayers Gedichte in zweiter Auflage bei Cotta.

[2]) Kerners Dankſchreiben ſ. in K. Mayers „Ludwig Uhland" II, S. 164 f. Es iſt nur kurz.

[3]) „Geſchenke des Verfaſſers" (Freiexemplare).

VIII.

Karl Kerners Tod. — „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit."

1840—1849.

Das Jahr 1840 begann für den Dichter mit einem tiefen Weh. „In eines Palmtags heil'gem Morgenrot" ſtarb ſein geliebter Bruder Karl, der Geheimrat[1]). Dieſer Verluſt war für unſern Juſtinus um ſo herber, da nun alle ſeine Brüder tot waren[2]). Jetzt fühlte er, der ſo leicht zur Schwermut neigte, ſich ganz verlaſſen, da er mit dem Verſtorbenen aufs innigſte verbunden geweſen war. Karl hatte eben für die ganze Thätigkeit ſeines Bruders — für die mediziniſche ſo gut wie für die dichteriſche — von jeher das lebhafteſte Intereſſe und Verſtändnis gezeigt. Nun hörte das alles mit einmal auf. Es war ein ſchwerer Schlag für den Dichter, dem ein ſteter, inniger Verkehr mit ſeinem Bruder zum Lebensbedürfnis geworden war. Karl hatte auch immer großen Einfluß auf ihn ausgeübt und ihn oft aus ſeiner Schwermut emporgerüttelt und dem Leben und den Seinigen wiedergegeben.

Kurze Zeit nachher empfand Juſtinus eine auffallende Schwächung ſeiner Sehkraft. Eine durch ſeinen Freund, den Obermedizinalrat Schelling in Stuttgart, ausgeführte Unterſuchung ſtellte den grauen Star feſt. Eine Operation wurde nicht vorgenommen. Das Uebel griff langſam immer

[1]) Vgl. Kerners Gedichte über „Des Bruders Tod".

[2]) Der älteſte, Georg, der Arzt, ſtarb ſchon im Jahr 1812, und Louis, der Pfarrer, im Jahr 1837.

weiter um ſich, doch kam es zu einer völligen Erblindung nicht. Aber im Jahre 1851 mußte Kerner ſeine Thätigkeit als Oberamtsarzt aufgeben. Wie viel hat er übrigens trotz ſeines Augenleidens, das ihm ſo manchen Seufzer auspreßte, noch gewirkt und geſchaffen! Gerade als Arzt und Magnetiſeur. Im Jahr 1839 waren ſeine „Blätter aus Prevorſt“ zum letztenmal erſchienen. Das Jahr darauf, alſo eben in dem ſchweren Jahr 1840, ließ er eine Fortſetzung davon ausgehen im „Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiet der Geiſterkunde und des magnetiſchen und magiſchen Lebens“. In fünf ſtarken Bänden — der letzte kam 1853 heraus — bot hier Kerner den „Freunden des Innern“ ein reiches Material, das ihm von allen Seiten aufs reichlichſte zufloß. Die alten Mitarbeiter an den Prevorſter Blättern wirkten wieder mit. Dazu traten neue. Von überall her kamen Beiträge. Auch ein Mörike, Notter, Schwab u. a. beteiligten ſich dabei.

Trotz dieſer eifrig fortgeſetzten Thätigkeit und trotz der anſtrengenden ärztlichen Praxis fand auch die Dichtkunſt die ſorgfältigſte Pflege. Jedes Jahr faſt erſchienen zahlreiche Gedichte von Juſtinus, meiſt im Morgenblatt. Das Jahr 1841 brachte die dritte ſtark vermehrte Auflage der geſammelten „Dichtungen“; im Jahr 1848 erſchienen die lyriſchen Gedichte beſonders in vierter Auflage. Das Jahr darauf veröffentlichte der Dichter das anziehende „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“, mit dem er ſich ſchon ſeit Jahren beſchäftigt hatte. Mit ſichtlichem Behagen hatte er daran gearbeitet und den Seinigen die einzelnen Abſchnitte davon in die Feder diktiert. Manche trübe Stunde hat er ſich mit dieſer Beſchäftigung erhellt. Dieſe Jugenderinnerungen wieder in ſich aufleben zu laſſen, gewährte ihm viel Troſt und Genuß. Nur ſchade, daß er dieſe Selbſtbiographie nicht weiter führte und auch auf die ſpätere

Zeit ausgedehnt hat. Daran hat ihn Gedächtnisschwäche und das zunehmende Augenleiden gehindert. Unter diesen Umständen mochte er, da er auf sich allein angewiesen war, in seinem Alter nicht mehr an ein größeres Werk sich wagen.[1]) Zum Glück jedoch haben seine Tochter Marie und sein Sohn Theobald diese Lücke in trefflichster Weise ausgefüllt. Erstere hat in ihrem 1877 erschienenen Buch „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" gerade auch die Jugendzeit in anziehender Weise geschildert, während letzterer sich in seinem soeben in zweiter Auflage erschienenen „Kernerhaus und seine Gäste" wesentlich auf die Weinsberger Zeit beschränkt. Er hat, meist als Augen- und Ohrenzeuge, ganz in seines Vaters Weise geschrieben; auch versteht der Sohn es nicht minder gewandt und fesselnd zu erzählen, wie der Vater. Das zeigt eben der Erfolg seines Buches.

Wie schön muß es doch in diesem Kernerhaus, in diesem herrlichen Dichterheim gewesen sein! Wie wohl fühlten sich alle, die da aus und ein gingen! Und wie wohl war es erst unserm Justinus, wie freute er sich über die Besuche der Dichtergenossen! Als ein Tieck, Geibel, Freiligrath, Mosen u. a. in jenen Tagen ihn aufsuchten, da war großer Jubel im Weinsberger Dichterhause. Und jene Besucher selbst haben die Stunden und Tage, die sie mit Kerner verlebten, in schönster Erinnerung bewahrt. Das sehen wir aus ihrem Briefwechsel mit ihm. Kerner hat alle, die mit ihm einmal in Berührung kamen, für immer festgehalten, für immer an sich gefesselt. Er hat eben auch neidlos und freudig

---

[1]) Am 4. April 1850 schrieb er an K. Mayer („Ludwig Uhland" II, 224): „Ich würde gern, wie meine Knabenzeit, auch meine Jünglingszeit beschreiben; allein mein Gedächtnis verläßt mich da zu sehr und ich besitze auch keine Materialien dazu. Du und Uhland könntet mir senden und mir helfen ... Ohne Euch kommt es nicht zu stande." Vgl. auch K. Mayer a. a. O. S. 225 f.

fremdes Talent anerkannt, fremde Vorzüge geschätzt — schon in frühester Zeit Uhland und den anderen Studienfreunden gegenüber — sich selber hat er dagegen in allzubescheidener Weise heruntergesetzt. Das zeigt sich immer wieder in seinen Briefen. Man lese zum Beispiel nur einmal die Stelle in jenem Brief, der von Tieck handelt (Nr. 548).

Ein herber Verlust war in diesem Zeitraum für Kerner der Tod des „ritterlichen Sängers" Graf Alexanders von Württemberg. Derselbe starb im Juli 1844. Wie eng er mit Kerner verbunden war und wie sehr er an Kerners ganzem Hause hing, das verrät uns jeder einzelne der zahlreichen originellen Briefe, die wir von ihm mitteilen.

Sein Freund „Justel" hat dem Verstorbenen einen schönen Nachruf gewidmet.

Unter den übrigen Dichtern, die Kerner in jener Zeit nahe traten, ist besonders der edle Bayernkönig Ludwig I. zu nennen. Der Fürst unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Kerner, den er im Jahr 1848 kennen lernte, und zeigte stets die innigste Teilnahme und Hochachtung für ihn und die Seinigen. Er hat ihn später, als Kerner seines Augenleidens halber sein Amt niederlegen mußte, durch Gewährung eines ehrenvollen Jahrgehalts ausgezeichnet.

Auch mit jüngeren Poeten trat Kerner jetzt in freundschaftliche Beziehungen, so mit Ludwig Pfau, G. v. Hauenschild (Max Waldau), Ludwig Bechstein, Hermann Kurz u. a. So ward der Freundeskreis, der sich an Kerner anschloß, immer reicher und größer. Alle waren ihm gleich ergeben. Aus allen ihren Briefen, die uns erhalten sind, leuchtet ungeheuchelte Liebe und Freundschaft für den Sangesgenossen an der Weibertreu hervor. Die treuesten Freunde blieben freilich stets die alten: ein Graf Alexander, Lenau, Varnhagen, Schwab ꝛc.

507. J. K. an Frau v. Suckow.

Weinsberg, 17. Januar 1840.

... Die sonderbare Frau aus Schweden[1]), die kürzlich in Stuttgart starb und die einmal ein Jahr lang wegen meiner sich hier aufhielt, vermachte mir in ihrem Testamente ihre Schildkrötdose, in welcher ein Glockenspiel ist, und fl. 50. — Sie war nicht reich. Sie vermachte dem Prokurator Schott für die Armen in Stuttgart fl. 300. — Es war eine ganz mysteriöse, sonderbare Frau ... Sie schien in eine Revolution in Schweden verwickelt gewesen zu sein und mußte von dort flüchten, worauf sie eine alte Burg bei Jena bezog. Sie soll von gräflichem Stande gewesen sein. Sie studirte immer Astrologie und Chiromantie und war eine große Anhängerin von Swedenborg. Sie that nirgends gut und zog in Württemberg an wenigstens zwanzig verschiedenen Orten herum. Sie war eine Stickerin ohne gleichen und stickte die schönsten Porträts, die ganz wie gestochen aussahen.

Es wäre für Dich eine Figur zur Beschreibung durch Deine Feder gewesen. Lebe wohl — wohler als ich, was übrigens erst nicht sehr wohl ist: denn mir ist es durchaus weh.

Innigst Dein

Justinus.

P. S. Die Schwedin hieß Eckemann-Allefon.

---

508. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Stuttgart, den 3. Februar 1840.

... Mein Bruder[2]) war eben bei mir, er ... reist am 5ten von hier nach München, am 8ten hat er seine Hochzeit.

---

[1]) S. „Das Kernerhaus und seine Gäste" von Th. Kerner S. 241: „Die schwedische Gräfin".

[2]) Wilhelm, Herzog von Urach, Graf von Württemberg, 1810 bis 1869.

In der Bibel steht:

„Wer heiratet, thut gut, wer es aber bleiben läßt, thut besser". —

Auf jeden Fall freut es mich sehr, daß mein Bruder die nächste Zeit mit seiner jungen Frau in Stuttgart zubringen wird. Sie haben ihn zum Gener[illegible]gemacht, aber meine Verdienste bleiben im Stillen, das kommt wahrscheinlich daher, weil ich ein Poet bin. Uebrigens hat man ganz recht gehabt, es gibt nun Krieg und da braucht man große Generale. — Gott sei mit Euch, ihr Lieben! — In Eile, bald mehr.

Dein ganz getreuester Alexander.

---

509. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 20. Februar 1840.

Es ist erbärmlich, daß man mit der Feder schreiben muß, damit es dahin gelangt, wohin es gelangen soll. Ich schrieb schon hundertmal an Sie, so innig und so weitläufig, wie nie aufs Papier, auf den blauen Himmel, wenn ich so ganz betrübt in Regen und Sturm dahinfuhr und mir der Jammer des Menschenlebens, den ich stillen sollte und nicht konnte, ans Herz ging. Dies war auch heute der Fall und doch fiel mir nachher ein, das könnten Sie doch nicht lesen und ich müßte dies doch am Ende aufs Papier, das Lumpenprodukt, schreiben.

So ist es nun! was ich aber in den blauen Himmel geschrieben, das kann ich jetzt nicht mehr hieher setzen, habe aber die Hoffnung, es werde an ihm nicht erlöschen, und Du [so!] werdest es nach dem Tode lesen können, wenn Du durch den blauen Himmel fliegst. Ein großer Jammer und Hindernis des Schreibens auf Papier ist mir seit vier Wochen die Frau von Hügel, das Wickelkind von Eschenau; sie ist von einem neuralgischen Leiden befallen, schmerzhaft und hartnäckig, und ich habe schon manche Stunden, manche Nächte bei ihr in Jammer zugebracht. Sie ist aber auch sehr lieb, die liebe Suckow, welche sie kennt, soll sie Ihnen schildern. Sie ist das Bild eines Engels[1]) oder Kindes, wie Sie wollen, dem man nur Flügel

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „An Maria von Hügel".

anwünschen möchte, um in Wahrheit zu sehen, was Maler und Dichter träumen. Aber was nützen uns solche Engel? Ich habe mit Ihnen hauptsächlich landwirtschaftliche Geschäfte, und nun komme ich darauf, daß ein Gärtner Fröhlich in Stuttgart Haargurken, zu schneller Bedeckung von Lauben, 6 Kreuzer 1 Kern anzeigte. Ich bitte herzlich, sich doch zu erkundigen, was dies denn ist? Das wäre mir eine sehr erwünschte Pflanze, da mein Traubengang (im obern Garten) ganz dahin ist, ich aber wieder schnell einen grünen Gang ziehen möchte. Liebe! fragen Sie doch genau nach, und je nachdem Sie es erfinden, bin ich so frei, Sie mit Samenbestellung zu plagen . . .

Hier ist alles gesund und seit Monaten nicht Ein Fieberkranker. Aber ach! Sie wollen nichts von unserer gesunden Luft, Sie werden mit den Ihrigen, keines verlassend, großmütig am Nesenbach den Tod finden. Das aber soll noch lange nicht geschehen. Uebrigens könnt Ihr aber sterben, nur der Vater soll lebend bleiben, und das ist ein freundlicher Wunsch für Euch, damit Ihr nicht den größten aller Schmerzen, der Euch noch bevorstehen könnte, noch erlebet . . .

Kerner.

---

510. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Wien, den 16. März 1840.

Vielgeliebtester Justel!

Im Waldstrom, dem schnellen,
Dem Jugend bekannten,
Erblick' ich Forellen,
Die zierlich gewandten,
Im Sonnenschein spielend.
Gleich lichten Gedanken
In nächtlicher Stunde
Die zierlichen sanken
Und schwanden im Grunde;
Der Waldstrom ward trübe [1])!

---

[1]) S. Gesammelte Gedichte von Alexander Graf von Württemberg. 1841 (Cotta). S. 243: Forellen.

Auch mein Gemüt iſt trübe, Du beſter aller Menſchen, daß ich bei meiner kurzen Anweſenheit im lieben Vaterland Dich nicht beſuchen konnte. Dein trefflicher Herr Bruder, den ich hochſchätze und liebe, wird Dir geſchrieben haben, warum es mir unmöglich wurde zu kommen. So Gott will, werd' ich ſchon in vier Wochen wieder ganz heimkehren, und dann ſoll mein erſter Ausflug nach dem lieben Weinsberg ſein. Ich bin in Wien fleißig geweſen und habe heute dem Pfitzer und Lewald Gedichte geſchickt, von denen ich hoffe, daß Du damit zufrieden ſein wirſt. Mit meiner Geſundheit geht es, Gott Lob und Dank, (unberufen) viel beſſer, ich hoffe endlich mich zu erholen.

Grüße das liebe Rickele und alle Deine Lieben von ganzem Herzen und behalte lieb

Deinen ganz getreuen Sohn

Alex.

Den Niembſch tauſend Grüße.

---

511. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 18. März 1840.

Ich kann Ihnen meine Angſt wegen der Krankheit meines Bruders[1]) nicht groß genug ſchildern, ich verliere vor Angſt alle Denkkraft. Bei dieſem giftigen Wetter hätte er gar nicht ausgehen ſollen. Meine Schweſter ſchreibt, daß man ihm ſchon zweimal zu Ader gelaſſen, Blutegel angewandt habe; daß er phantaſire. Ich bin ſelbſt ganz elend und habe immerwährende Schmerzen. Schreiben Sie mir doch ſogleich!

Ihr ganz trauriger

Kerner.

---

512. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 19. März 1840.

Ich war zwei Tage und zwei Nächte lang in völliger Verzweiflung, weil meine Schweſter mir wohl vom Erkranken meines Bruders ſchrieb, aber keine weitere Nachricht gab. Endlich be-

[1]) Karl Kerner ſtarb nach ſchwerem Leiden am 12. April 1840. Vgl. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 158 ff.

freite mich die gute Suckow von der Qual, indem dieſe mir von ſeiner Beſſerung ſchrieb. Von Ihnen erhielt ich auch noch keinen Brief. Ich bin nun immer noch beſorgt, es möchten Rückfälle kommen, oder ein Nervenfieber nachfolgen. Hier iſt ein Brief von der kleinen Frau[1]) aus Hamburg, hauptſächlich über Roſa Marias Tod[2]); dieſer Tod that mir ſehr weh, ich verlor in ihr meine älteſte Freundin.

Meines Bruders Krankheit macht mir immer noch große Sorge. Auch wenn es mit ihm beſſer wird, beſuche ich ihn bald, im Augenblick iſt es mir unmöglich, wegzukommen.

Reinbeck ſoll der guten Suckow wegen ihres Handels mit Ebner und Seubert gut raten; man muß auch ſagen, daß ſie Geld erhält . . .

Alle grüßend

J. Kerner.

---

513. Karl Kerner an J. K.

Stuttgart, 21. März 1840.

Lieber Juſtinus!

Ich liege erbärmlich übel auf meinem Krankenlager, es geht aber doch immer zur Beſſerung nach der Verſicherung von [Leibarzt] Hehl, und nur wegen dem abnehmenden Fieber ſoll ich die Mattigkeit um ſo ſtärker empfinden. Was dieſer Anfall für eine Folge haben werde, ob er mir wieder eine Verjüngung bringen, oder mir eine deſto ſchnellere Abberufung bereiten werde, das weiß ich nicht; das Aergſte iſt mir die Unthätigkeit, da ich auch gar nichts zu arbeiten vermag, der Tag iſt mir wie die Nacht, abwechſelnd wach ſein und ſchlummern; der Schlummer aber erquickt mich nicht, da er mir ſo viele der wunderbarſten Phantaſien vorgaukelt, die oft ganz ſonderbar ſich bis zur Clairvoyance ſteigern. Hätte ich nur Deine Unterhaltung je zuweilen, Du könnteſt mir doch vielleicht vernünftigere Träume machen,

---

[1]) Kerners Schwägerin Friederike, Witwe von Georg Kerner.

[2]) Sie ſtarb Anfangs 1840.

die nicht so gar quälend sind, Essigumschläge um den Kopf vermindern sie zwar, doch bei weitem nicht genug ... Die starke Abzapfung von Blut wird auch sobald nicht ersetzt sein; Appetit habe ich noch gar keinen, zum Trinken mehr. Doch wollen wir jedenfalls das Beste hoffen! ... Gott erhalte Euch[1])!

...

[Ohne Unterschrift.]

---

514. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 16. April 1840.

Ich schreibe Ihnen mit halbem Auge in der Nacht, will's Gott, können Sie es entziffern, ich seh' es kaum.

Man hat nun meinen Bruder begraben, den Leib. Ich weiß wohl, es ist ein bloßer Vorgang, und der Stärkere geht dem Schwächeren voran. Mein Leib ist schon längst so bestellt, untergraben, daß es mit ihm auch nicht lange mehr dauern kann, mein ärztliches Gewerbe und dieser Schlag aufs Herz helfen rasch dazu. Er ist voran und ich gehe freudig nach, aber, aber — es wird mich nichts nützen, ich werde sterben, sterben und wieder sterben und ihn nicht finden — das ist der Höllenjammer, der mich peinigt. Er starb, die Glorie des Himmels auf dem Angesichte, seine letzten Atemzüge waren in Wahrheit (ich höre sie immer) Melodien, Töne von unsäglichem Frieden, in mir aber ist Streit und Wust der Welt, und der Tod wird über mich kommen, ehe ich solchen abgestreift, und sein Himmel wird nicht sein der meinige.

Kummer und Thränen verzehren mich, ich habe keinen Boden mehr. Ich soll in all dem Jammer heilen und bin der Kränkste, der keinen Arzt hat. Ich flüchtete mich in Gedanken am liebsten in Ihres Vaters Herz, in ihm lebt mein Verständnis und meines Karls; er begleitete ihn so lange durchs Leben, sein letzter Gang war auch zu Ihrem Vater.

---

[1]) Der Brief ist der letzte, den Georg Kerner an seinen Bruder richtete. Es ist von fremder Hand geschrieben.

Ich kann, weil ich immer weinen muß, der Augen wegen nicht länger schreiben. Die Gräfin Marie war so gut, mir einen lieben Brief zu schreiben, sie hat ganz Alexanders Herz. Könnte ich nur heute nacht mit Ihrem Vater in Einem Bette schlafen oder mit meinem Bruder in seinem Sarg.

Just. Kerner.

---

515. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 2. Mai 1840.

Auf Ihren Befehl war ich am 1. Mai bei Neippergs[1]). Ich wurde sehr lieb auch vom Herrn Gemahl und dessen Brüdern empfangen, ich war von 1 Uhr bis 7 Uhr bei der Prinzessin. Ich fand Neipperg sehr lieb, im Wesen viel meinem [Graf] Maldeghem ähnlich, sehr gefällig und freundlich. Die Einrichtung ist geschmackvoll und die Zimmer der Prinzessin prachtvoll. Sie zeigten mir alles mögliche, wir saßen stundenlang im Garten. Um 5 Uhr speiste ich mit ihnen zu Mittag, und dann gingen wir noch spät aufs Feld spazieren, und ich nahm auf einem Acker von der Prinzeß Abschied, als schon die Dämmerung hereinbrach. Die Brüder des Grafen sind sehr liebe Menschen, voll Bescheidenheit und Bildung. Die Prinzessin kann glücklich sein —? ich weiß nicht, was da zum Glück fehlt — aber — — die Dornen werden bestimmt allerdings noch kommen und die bittere Galle, auf daß sie reif werde, denn Gott liebt sie[2])... Sie baten mich sehr, öfters zu kommen, auch sogleich bei ihnen einzustellen; sie versprachen mir, uns bald zu besuchen...

Meine Augen!

Ihr unglücklicher

Kerner.

---

[1]) Graf Neipperg, der Gemahl der Prinzessin Marie, der Tochter des Königs Wilhelm, hatte in Schwaigern bei Heilbronn einen schönen Landsitz.

[2]) Der Dichter erwies sich hier zugleich als Seher: die Prinzessin traf später ein harter Schlag, da ihr Gemahl irrsinnig wurde.

516. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 5. Mai 1840.

Ich ſollte eigentlich nicht mehr ſchreiben, weil ich nichts mehr ſehe, will es aber doch noch einmal probiren.

Graf Neipperg ſchrieb mir von Stuttgart aus, daß er mit ſeiner Frau, ſeinem Bruder aus Mailand und der Beulnitz am Montag nach Schwaigern kommen wolle, ich ſolle am Dienſtag mich auch dort einfinden. Ich that es nun und blieb bis Mittwoch. Wir waren recht vergnügt, und beſonders bewunderte ich wieder Neippergs Bruder, der an Wiſſen und Geiſt ſeinesgleichen ſucht ... Wenn Du ihn nur kennen lernen würdeſt, es iſt ein zu angenehmer, geiſtreicher Menſch, auch von den liberalſten Geſinnungen, lacht aber über das Schwatzen und Treiben unſerer Landſtands- und Vereinsnarren. Er ſieht die Politik natürlich von einem ganz höhern Standpunkte aus als wir.

Wir haben hier ein Theater. Die Frau des Direktors und ein junges Mädchen von Karlsruhe ſpielen ſo vortrefflich, daß ſie mit dem größten Beifall in Stuttgart ſpielen könnten. Wenn ſie nur Herr von Gall hören und ſehen würde! ...

Nun verliere ich in Heilbronn den zweiten lieben Freund! Iſt das nicht entſetzlich? — meinen teuern Rümelin, der an einem Zehrfieber rettungslos liegt. Nun ſtarben mir in kurzer Zeit dort: 1. mein Niethammer; 2. Dekan Denzel; 3. D. Kleinmann; 4. Kaufmann Reuß; 5. Märklin; auch Peter Bruckmann wird ihm bald folgen[1]). Unſer ganzes ehemaliges Kränzchen iſt zerriſſen. Nun, ich folge ihnen auch bald. Lebet wohl!

Dein Kerner.

---

517. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 24. Mai [1840].

Du vielgeliebter Juſtel, O!
O könnt' ich ſpringen wie ein Floh,
Ich ſprüng' in dreißig Sätzen,
An dir mich zu ergötzen,
Nach meinem lieben Weinsberg hin.

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „An Heilbronn", Winterblüten S. 135.

So werde ich aber nur von den Flöhen, zu welchen mir meine vierzehn Hunde verhelfen, auf die schmachvollste Art inkommodirt, und muß mich noch dazu ärgern, nicht so weit springen zu können wie diese Bestien, das heißt im Verhältnis. Ich habe schon Flöhe Sprünge von vier Fuß in die Weite machen sehen, das wären, der Floh zu $^1/_2$ Linie angenommen, 1152 Floh-längen. Ich würde also (meine Länge zu 6 Fuß angenommen) $6' \times 1152 = 6912'$ weit springen können auf einen Satz, und etwa in dreißig Sätzen nach Weinsberg und zwar in der kurzen Zeit einer Minute, und ganz ohne mich anzustrengen, denn bei großen Gelegenheiten könnte ich nach meiner Berechnung den Weg sogar in einer halben Minute in fünfzehn Sätzen zurücklegen. Ach, das wäre ein herrliches Leben, aber ich befürchte nur, mein zu häufiges Hinundherspringen würde doch inkommodiren und ich zuletzt zwischen Deinen Daumennägeln ein tragisches Ende finden ... Den Niembsch habe ich noch nicht gesehen, er wird für noch ansteckend ausgegeben. — Der arme, gute Miklos!!! Ich fürchte fast, gewisse Leute ließen ihm gerne die Eigenschaft des Ansteckens sein Leben lang, damit man fern von ihm gehalten wird. Ich bringe fast den ganzen Tag zwischen hier und Serach auf der Straße zu. Ein neues Bauwesen mit einem besondern Zimmer für Dich und meine Pflanzen beschäftigen mich sehr. Du mußt, wenn Du nicht nach München gehst, wenigstens ein paar Tage bei mir in Serach zubringen. Ich werde Dich dann abholen und wieder zurückbringen. Den Brief der unheimlichen Metallischen[1]), die mich durch den schwarzen Prinzen in das Gebiet des Schwarzen, des Dämonischen, der Nacht und der bösen Wetter in ihren Arsenikstollen zu ziehen sucht, oder mich gar darin verschütten will, sende ich Dir hier zurück. Was sie über den bejammerungswürdigen Strauß in ihrem Schreiben sagt, hat vollends eine schwere Kette mehr an das Vorurteil gelegt, das ich vielleicht mit Unrecht gegen diese Metallische habe. Sie fühlt Sympathie für den Menschen, der meine größte Antipathie auf dieser Welt ist, vielleicht auch

[1]) Gräfin Kielmannsegge.

in der andern, denn der Mann, der seinen Herrn um dreißig Silberlinge verraten hat, ist mir noch lieber als der, welcher ihn nach 1800 Jahren aus Magistereitelkeit zum zweitenmal verratet, auf daß die große geistige Kreuzigung erfolge, und dann eine Religion entstehe, die statt des Zeichens des Kreuzes † das Zeichen des Galgens ⌜ führen wird. Duplex negatio affirmat[1]) $-\times-=+$. Mich wundert, daß Strauß diesen Spruch und diese mathematische Formel nicht als Grundbeweis für seine Lehre aufstellt. Gott behüte Dich, Du Vielgeliebter.

Dein getreuer Sohn

Alexander.

---

518. Emma Niendorf an J. K.

Pfingstmontag, 7. Juni 1840.

Dein Alexander wird seinen und Deinen Freund vermutlich von uns aus nach Serach entführen, um dann von dort morgen gen Weinsberg aufzubrechen. Gestern haben wir ganz unter uns einen unvergeßlichen Abend bei Reinbeck zugebracht. Niembsch las uns vor. In Agnesens Stammbuch schrieb er:

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Tau von Thränen sinket
In die Stille nieder,
Fern hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entfloh'n und nimmer kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;
Und es treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

---

[1]) „Doppelte Verneinung bejaht."

Schwieg mir dann die ſüße Kehle,
Sucht' ich, aufgeſchreckt, die Seele,
Die ſo ſchön geklungen,
Und es hat die wunderbare
Noch in deinem Augenpaare
Stille fortgeſungen [1]).

Nun gehen ſie alle zu Dir, ich allein muß zurückbleiben! O ſei doch nur recht froh, wenn Deine Freunde bei Dir ſind! Genieße es recht. Der Frühling, Dein Alexander, Dein Niembſch — alles das iſt dann bei Dir! Iſt das nicht viel und ſchön? Heiterkeit wird Deine Geſundheit und Deine lieben, lieben Augen noch lange erhalten und beſſern. O wehre der Freude nicht eigenſinnig und laß ſie ſich ein wenig hineinſchmeicheln in Dein liebreiches, gutes Herz! Ich grüße und ſegne Euch alle wehmutvoll. Nicht wahr, Du denkſt auch ein wenig zu mir her in meine Einſamkeit?

Deine

Emma.

---

519. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 21. Juni 1840.

Alexander ſagte, es ſei leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reiſe deshalb aufzuſchieben, auch wollen wir das Buchdruckerfeſt [2]) mit anſehen, und ich komme daher erſt morgen über acht Tage, das heißt Montag zu Dir. Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir ſehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung ſolchen Glückes von Herzen ſehne, iſt alles, was ich Dir zu ſchreiben habe, das übrige geht beſſer durch den Mund als durch die Feder. Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn iſt noch

---

[1]) In Lenaus ſämtlichen Werken, herausgegeben von Barthel (Reclam), fehlt der dritte Vers dieſes Gedichtes. Agnes von G. war eine Schweſter der Frau von Suckow. Vgl. Barthel a. a. O. S. 219.

[2]) Zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunſt im Jahr 1440.

nicht gewiß, weil es auch die Gelegenheit nicht iſt, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erſt reif werden. Das Wahrſcheinlichſte iſt bis jetzt ein Hauderer.

Ich umarme Dich.

Schönſte Grüße Deiner Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht

Dein

Niembſch [1]).

---

520. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 5. September 1840.

Die gute Suckow war zehn Tage lang bei uns; ſie iſt ein guter Geiſt. Ich war mit ihr bei dem Reiſenden Künzel in Heilbronn, der Handſchriften ſammelt und der auch ſchon bei Euch war. Da mußte ich ſehr den lieben Schwab uns herwünſchen; denn dieſer Künzel hat einen Schatz ungedruckter Originalbriefe Schillers an ſeine Mutter. Ja! er hat ein von Schiller ſelbſt geſchriebenes Luſtſpiel von Schiller, deſſen Perſonen lauter Leute in Theodor Körners Haus ſind [2]). Von letzterem hat er gar vieles, auch einen langen Brief des jetzigen Königs von Bayern an Goethe, und ſo hundert merkwürdige Sachen.

Poeten waren inzwiſchen keine da, als ein Herr Hofrat

---

[1]) S. Schurz, „Lenau" II, 28 ff.

[2]) Es ſind zwei Stücke von Schiller — nicht bloß eines — die der bekannte Autographenſammler, der „Papierreiſende" Kaufmann Karl Künzel, mit D. Fr. Strauß' Unterſtützung herausgegeben hat: 1. „Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exſertionen Körners" ꝛc. 2. „Ich habe mich raſiren laſſen" (oder „Körners Vormittag"). Vgl. D. Fr. Strauß Kleine Schriften. N. F. 1866 S. 476: „Der Papierreiſende".

Dr. Mühl aus Baden-Baden, Herausgeber der allgemeinen Landeszeitung. Briefe kamen von Karl Mayer, Duller, Mörike und [Ernſt Moriz] Arndt. Wir grüßen Euch alle innigſt.

Ewig Dein

Kerner.

Künzel hat mir Arndts Brief[1]) mitgenommen.

---

521. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 7. September 1840.

Es iſt mir ſehr erfreulich, daß Sie wieder in der Welt ſind. Ich hätte Ihnen ſchon längſt geſchrieben, aber Sie können ſich von dem Tumult, der immer iſt, gar keinen Begriff machen, und jetzt die Manöver!

Ja wohl wäre ich glücklich durch einen Beſuch Ihres Vaters geworden, es wäre mir geweſen als käme mein Bruder, aber es wäre zu viel geweſen und der Menſch ſoll kein Himmelreich auf Erden haben. Ich küſſe ihn tauſendmal.

Wie es als bei uns nach außen hergeht, kann ich Ihnen nicht ſagen, es iſt zu wechſelnd, ich kann Ihnen nur ſagen, wie es in meinem Innern hergeht. Da iſt alles ſtumm und ſtill und farblos wie im Hades, und in der Bruſt liegt ein zerriſſenes Herz, das nimmer ganz wird.

Grüßen Sie den Niembſch von mir tauſendmal und er ſoll den Brief von mir an Deſſauer (?) nicht vergeſſen!

Es ſoll mich herzlich freuen, den Devrient[2]) kennen zu lernen, Grüneiſen [Hofprediger] kündigte mir ihn an, aber käme er nur nicht in dieſer tumultuariſchen Flintenzeit!

---

[1]) Der Brief iſt nicht mehr vorhanden. Ob in Künzels Nachlaß?

[2]) Eine berühmte Schauſpielerfamilie, aus der der genialſte deutſche Schauſpieler, Ludwig Devrient (1784—1832), ſtammt. Hier iſt K. Aug. Devrient, der die berühmte Sängerin Schröder heiratete, oder deſſen Bruder, Philipp Eduard, gemeint, der auch Dichter und Schriftſteller war.

Die Augen ſind ſo ſchlecht als möglich. Paſſavants [Arzt in Frankfurt] reiſten geſtern wieder ab.

Euch allen meine Liebe!

Ewig

J. Kerner.

---

522. Hermann Kurz an J. K.

Eberſtadt [bei Weinsberg], 7. September 1840.

Ich beeile mich, das Büchlein von Frau von Suckow zu ſenden, und lege die Gedichte bei, die ſoeben, während ich damit umging, an Mörike zu ſchreiben und mich über den Donnerstag und Freitag bei ihm einzuladen, mit dem beifolgenden Briefe von Klärchen[1]) zurückgekommen ſind. Da ich ihn nun ſchwerlich mehr ſehen werde, ſo will ich den Lämmerer[2]) morgen mitbringen, damit er nicht verloren geht. Ich hoffe morgen zuverſichtlich ſie anzutreffen, und ſo werden dieſe ſchönen Tage ein ſchnelles Ende nehmen.

Die herzlichſten Grüße.

Ihr

Hans Unſtern.
(Kurz.)

---

523. Georg, Fürſt zu Löwenſtein, an J. K.

An Bord des Dampfſchiffes auf der Schelde zwiſchen Antwerpen und Rotterdam, 18. September 1840.

Heute, an Ihrem Geburtstage, während Sie im lieben Schweizerhaus, umringt von den Ihren, ſitzen und wohl viele Briefe aus der Ferne erhalten, will ich wenigſtens auch zwei Worte für Sie niederſchreiben, die Ihnen die innigſten Glückwünſche ſein ſollen. Ja, es iſt gewiß wahr, bei allem Schönen, das ich ſehe, wünſche ich Sie tauſendmal herbei. — Nun, wenn

---

[1]) Mörikes noch lebende Schweſter. Der Brief fehlt.

[2]) Vgl. Brief Nr. 238.

wir erſt wieder beiſammen ſind, da habe ich Ihnen denn recht viel zu erzählen.

Aber meinen ſchönſten Genuß, den müſſen Sie jetzt ſchon wiſſen. In Köln bei den Feſtlichkeiten habe Liſzt[1]) geſehen! gehört! und das, was mich am meiſten freut, geſprochen. Ach, das iſt auch einer, der Ihrer Bekanntſchaft wert wäre! Einer von den ganz Seltenen! Aber ich verſichere Sie, ich fand ihn und ſein Spiel ganz anders, als mir ihn die Menſchen beſchrieben.

Ach, die Belgier, das iſt ein unangenehmes Volk. Sie haben ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen und von beiden die ſchlechten Eigenſchaften. Je mehr ich in die Welt hinausgucke, deſto lieber habe ich meine ehrlichen, treuherzigen Schwaben. Und auch unſer kleines Vaterland, das geht mir doch recht zu Herzen. Man ſieht tauſendmal Schöneres, Großartigeres, Prächtigeres, aber nicht leicht etwas ſo Liebes wie die Pfalz und Schwaben! Doch, was ſchwatze ich Ihnen da vor! Das wiſſen Sie ja ſchon längſt. Aber ſehen Sie, mein Brief ſoll ja auch nur ein Gruß an die Heimat ſein.

Nun ſoll ich ſchon aufhören; die gute Emma und ſogar die Fürſtin machen Anſpruch auf mein Blättchen. Sie wollen nicht zurückbleiben und laſſen mir nicht allein den Vorzug, Ihnen Grüße zu ſenden. Nun denn, ſo leben Sie wohl. Von Herzen bin ich Ihnen immer und immer mehr ...

Ihr

Sie hochverehrender Freund

Georg, Fürſt zu Löwenſtein.

---

524. Emilie Reinbeck an J. K.

Stuttgart, 18. September [1840].

Gott ſegne Dir dieſen Tag und laſſe das neu angetretene Lebensjahr ein recht gutes ſein! Ich drücke Dir im Geiſte die Hand von ganzem Herzen und mit den innigſten Wünſchen für

[1]) Franz Liſzt (1811 geb.), der große Klavierſpieler und Komponiſt, machte 1840—1848 Kunſtreiſen in Europa.

Dich, auch für mich einen, daß Du mich lieb behalten mögest. Es ist für mich heute sonst ein sehr trüber Trennungstag, ich stehe wieder am Ufer und schlage voll Schmerz mit den Flügeln, während das anders geartete Kind voll heitern Mutes davonschwimmt; aber ich vertraue dem Himmel, daß er ihn schütze und bald wieder zu uns führe, und will mir mit dieser Hoffnung den langen traurigen Winter zu erheitern suchen.

Reinbeck grüßt Dich, innigst Glück wünschend, Niembsch aber soll Dir seinen Gruß selber auf dies Blatt schreiben, um ihm höhern Wert zu geben.

Liebster Kerner! Ich grüße und küsse Dich tausendmal zu Deinem Geburtstag. Besuchen konnt' ich Dich nicht mehr. Leb wohl und behalte lieb Deinen immer getreuen

Niembsch [1]).

Schöne Grüße Deiner lieben Frau und den lieben Kindern. Von uns desgleichen. Lebet wohl, ihr Geliebten.

Von ganzem Herzen

Deine

Emilie.

---

525. J. K. an Julie Hartmann und Emilie Reinbeck.

Weinsberg, 21. September 1840.

Beste Kinder! Ich danke Euch für Eure Glückwünsche zum Geburtstage, aber es ist ein schlimmer Tag, so ein Geburtstag im Alter, und man sollte von so einem keine Silbe sprechen.

Ich freue mich herzlich, die lieben Wangenheims auch hier zu sehen, denke aber, es sei noch nicht sehr gewiß, weil Ihr das Kostbare, so lang Ihr nur könnt, selbst für Euch behaltet, daß einem armen Teufel dann nichts mehr wird. So ist es noch immer mit Euch gegangen, aber doch lieb' ich Euch und verzeih' Euch diese Sünde... Meinen Karl trifft er [2]) nicht mehr! Gewiß ist es ihm auch leid. Ich werde durch diesen Tod jeden Tag

---

[1]) Von Schurz nicht mitgeteilt.

[2]) Wangenheim, der auf Besuch in Stuttgart war.

betrübter und elender. Das glaubt! Die Wunde frißt immer weiter um ſich und die Erde iſt mir gar nichts mehr.

Es iſt mir leid für Euch, daß Niembſch[1]) ſchon gegangen, er hätte immer bei Euch bleiben können; er könnte, glaube ich, Euch alles erſetzen und da ſeid Ihr ſehr glücklich, daß er doch gewiß immer wieder kommt. Mein Bruder kommt nicht mehr!

... Heute iſt hier ein landwirtſchaftliches Feſt, eine Narrheit, die zu nichts frommt.

Nun lebet wohl und fröhlicher als ich! ...

In ewiger Liebe

Euer Kerner.

---

526. Amalie Schoppe an J. K.

Hamburg, den 10. Oktober 1840.

Es iſt lange, mein Teuerſter, ſeit ich Dir nicht ſchrieb, und ich will das Jahr nicht zu Ende gehen laſſen, ohne zu Dir zu reden. Schon mache ich mir bittere Vorwürfe, daß es ſo lange nicht geſchah. Wir arme Norderer ſitzen hier bereits im Eiſe; der herrliche Strom, den Du ja auch kennſt und an deſſen Majeſtät auch Du Dich gewiß erfreut haſt, fängt an, ſich mit ſchwimmenden Eisſchollen zu bedecken; Gott ſei Dank! im Herzen iſt's aber noch warm und tauſend farbige Blumen entſprießen der noch immer regen Phantaſie. Seltſam iſt es, daß ich mich im Winter weit poetiſcher geſtimmt fühle als im Sommer; in letzterem ſind die Sinne zu thätig, das macht's wohl. Die alte Mühle dreht ſich noch immer, am Lufthauch und Korn fehlt's ihr nicht und ein Buch nach dem andern ſpaziert fix und fertig daraus hervor. Es geht nun ſtark aufs zweite Hundert los; über 180 ſind da, gute und ſchlechte, wie's fällt, mir ſelbſt alle zur Luſt, ſonſt würde ich ſie nicht ſchreiben. Ich komme mir in der Literatur wie die flandriſche Gräfin[2]) vor: es wird mich

---

[1]) Vgl. Schurz „Lenau" II, 43.

[2]) Eine romantiſche Perſönlichkeit aus dem germaniſch-romaniſchen Mittelalter. Vgl. Schillers Fragment: Die Gräfin von Flandern.

wohl auch eine Fee bei der Geburt behext haben. Genug davon!... Von unserem Assing möchte ich Dir am liebsten gar nichts sagen. Uebermorgen ist sein Geburtstag und ich werde zu ihm gehen; im Herzen werde ich ihm wünschen, daß es sein letzter sein möge. Er zehrt sich so auf — kaum ist er noch ein grauer Schatten; so ein Tod ist fürchterlich und jedes andere Sterben nichts dagegen. Er wird Dir wohl geschrieben haben; er hat Dir ein Buch zugedacht, das ich Dir in diesen Tagen über Leipzig zusende. Es ist unserer Rosa Maria Nachlaß und viel Schönes darin[1]).

Ich habe mich, seit mir der Tod all das Beste nimmt, aufs tödlichste mit ihm verfeindet, ja, ich hasse ihn! Früher sah ich ihm so oft lächelnd in das bleiche Antlitz. Seit Jahren steigt das Leben immer mehr und mehr bei mir im Werte, in frischer Jugend war es mir völlig gleichgiltig. Die Poesie, die uns über alles hinweg hilft, hilft uns auch über den Tod hinweg. Wird man älter und prosaischer, dann sieht man das Leben ganz anders an. So lerne ich erst jetzt eine Menge Genüsse kennen, die ich früher gar nicht kannte. Was zum Beispiel Behaglichkeit war, wußte ich gar nicht, jetzt weiß ich es recht gut und bin so abscheulich prosaisch, daß ich ein Paar warme, weiche Pantoffel einem schönen Gedichte vorziehe. Ich sehe oft mit Jammer auf mich selbst, wie alles so ganz anders geworden ist, als früher. Besonders quält es mich, daß ich abscheulich vernünftig geworden bin und gar keine dummen Streiche mehr machen kann. — Gott segne mir die dummen Streiche!... Um die übrige Welt bekümmere ich mich wenig; ich sehe eine Menge Menschen kommen und gehen, sehe sie mir einige Augenblicke an und wende mich von ihnen ab. Sie sind mir alle viel zu weise, zu vernünftig, zu gelehrt und prosaisch, ich weiß mit ihnen gar nichts anzufangen, nicht einmal mit ihnen zu sprechen. Sie verstehen sich selbst nicht, wie soll ich sie denn verstehen?" Wenn sie mir von

---

[1]) Assing starb am 29. Mai 1842. — Zum Andenken an seine Frau Rosa Maria gab er 1841 „Nänien nach dem Tode Rosa Marias" heraus. Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 184 f.

ihren kleinlichen Intereſſen reden, iſt es mir immer, als wäre ich in der babyloniſchen Sprachverwirrung mitten darin; ich verſtehe kein Wort davon. Neulich hatte ich mich über die Zeitungen ſatt und ſelig geweint — es war die Beſchreibung, wie man Napoleons Aſche von St. Helena holte. Da trat ſo einer zu mir ins Zimmer, ſah das noch von meinen Thränen feuchte Blatt an und ſagte, ſich ſelbſt bewundernd in ſeiner Gefühlloſigkeit: „Was das nun wieder für dumme Streiche ſind, die Aſche Napoleons nach Frankreich herüber zu holen!“ — Was hätte ich dem Manne wohl antworten ſollen! — So ſind ſie alle! Ihnen fehlt, was die Franzoſen entrailles [1]) nennen — aber ſie ſind ſehr weiſe! Nur was im warmen Menſchenherzen und an der Uhr der Zeit ſchlägt, dafür fehlt ihnen das Verſtändnis. — Lieber Kerner! Wir waren und ſind doch anders, und ich wollte, Du hätteſt damals Deinen Willen bekommen, als Du mich einludeſt, mit Dir in den Stadtgraben zu ſpringen! Jetzt freilich würde ich mich vor den naſſen Kleidern und der Kälte ſcheuen.

Ich leſe viel, meiſtens alte Tröſter, die Griechen und Römer, immer wieder; am Tacitus kann ich mich ebenſowenig ſatt leſen als am Sophocles; ich habe ſie alle. Zwiſchendurch leſe ich das Leben Jung-Stillings, ein göttliches Buch! dann franzöſiſche Literatur, worin ich mich gänzlich vertieft habe, und eine Maſſe von Zeitſchriften, ſelbſt engliſche, franzöſiſche und amerikaniſche, die ich aber nur durchblättere. Da ich mit 4 Stunden Schlaf vollkommen genug habe, kann ich viel Bücher verſchlingen. Von dem Neuen kann ich gar nichts leſen, das ſtinkt mich ſo muffig an, wie das foenum graecum [2]) in der Apotheke. Es ſind auch ſchon gute Bücher genug da, und die Herren werden keins dazu thun.

Deinen Schwaben hab' ich, wie es ſich gebührt, freundlich aufgenommen und bewirtet. Er gefiel ſich ſo bei uns, daß er an einem Abende, wo er ins Theater gehen wollte, ganz naiv ſagte: „Wenn Sie's nicht übel nehmen, bleib' ich lieber bei

---

[1]) „(Eingeweide) Herz, Gemüt.“

[2]) Eigentlich griechiſches Heu, d. i. Fönnkraut, Bakthorn.

Ihnen!“ Das war mir aber recht, und ſo gefiel er mir. Wir blieben auf die Weiſe zwölf Stunden zuſammen und plauderten viel von Dir und dem lieben, lieben Schwabenlande. Wenn Gott mir nur noch ein bißchen gut iſt, vergönnt er es mir, Dich und Dein Vaterland noch einmal wieder zu ſehen ... Was macht Dein Oreſt — denn Du biſt doch wohl eher der Pylades? — ich meine Deinen Alexander. Daß er mir gar nicht geantwortet hat, iſt nicht recht; ich verzeihe ihm aber, weil Du ihn liebſt. — Was ſchreibſt Du mir denn von Deinen Augen und dem Blindwerden? Willſt Du denn vollends zum Seher werden? Gott verhüt's! ...

Deine

Amalie.

---

527. F. Freiligrath an J. K.

Stuttgart, 15. Oktober 1840.

Lieber, verehrter Freund!

Die Unruhe und die Zerſtreuungen, in denen ich mich hier herumtreibe, mögen mich entſchuldigen, wenn ich Ihnen erſt heute ein kurzes Lebenszeichen gebe, und Ihnen meinen beſten Dank für die ſchönen Weibertreuſteine abſtatte, die mir Theobald, der gern Perſiflirende, zu meiner vollſten Beruhigung mit Ihren Beglaubigungszeilen richtig zugeſtellt hat. — Frau v. Suckow hab' ich kennen gelernt und bin Ihnen für Ihre freundliche Einführung bei der liebenswürdigen Dichterin zum herzlichſten Dank verpflichtet. Morgen oder übermorgen wird ſie zu Ihnen reiſen. Wie gern käm' ich auch noch einmal in Ihr rebenumkränztes Thal, doch glaub' ich kaum, daß es mir möglich ſein wird. Allerlei Umſtände haben mich meinen Stuttgarter Aufenthalt über die Gebühr verlängern laſſen, und nun muß ich eilen, daß ich wenigſtens noch die letzten roten und gelben Blätter des Thüringer Waldes erlebe und ihn nicht ganz entlaubt mich umrauſchen höre!

Uebrigens, ich mag Sie und die Ihrigen nun noch einmal ſehen auf dieſer Reiſe oder nicht: — der Eindruck, den Ihre

Lieber, verehrter Freund!

Die Unruhe u. die Zerstreuungen, in denen ich mich hier herumtreibe, mögen mich entschuldigen, wenn ich Ihnen erst heute ein kurzes Lebenszeichen gebe, u. Ihnen meinen besten Dank für die schönen Weiberfreundsteine abstatte, die mir Theobald, der gern Perseflirende, zu meiner vollsten Beruhigung mit Ihren Beglaubigungszeilen richtig zugestellt hat. — Frau v. Sickow hab' ich kennen gelernt, u. bin Ihnen für Ihre freundliche Einführung bei der liebenswürdigen Dichterin zum Herz

Brief-Facsimile von F. Freiligrath, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 327.

lichsten Dank verpflichtet. Morgen oder übermorgen wird sie zu Ihnen reisen. Wie gern käm' ich auch noch einmal in Ihr rebenumkränztes Thal, doch glaub' ich kaum, daß es mir möglich sein wird. Allerlei Umstände haben mich meinen Stuttgarter Aufenthalt über die Gebühr verlängern lassen, u. nun muß ich eilen, daß ich wenigstens noch die letzten rothen u. gelben Blätter des Thüringer Waldes erlebe, und ihn nicht ganz entlaubt mich umrauschen höre!

Uebrigens, ich mag Sie u. die

Ihr gen nun noch einmal sehen auf diese Reise, oder nicht: — der Eindruck, den Ihre poetische Häuslichkeit auf mich gemacht hat, ist ein unauslöschbarer, u. wird mir bleiben jetzt u. allezeit. Die Stunden, die ich bei Ihnen zubrachte, waren die schönsten meiner Reise, ich werde sie nie vergessen!

Grüßen Sie mir Alles, was Ihr Haus umschließt, aufs Freundlichste u. Herzlichste, den kleinen Hermann Ninthammer nicht zu vergessen. Für Theobald stehe hier noch besonders ein warmer, brüderlicher Handschlag!

Leben Sie wohl, Theurer, ver-

//

ehrter Mann! Auf Wiedersehn, bald oder später! Und wenn später, so darf ich Ihnen doch zuweilen einen Gruß zurufen aus der Ferne?

Leben Sie wohl! Recht von Herzen

Ihr

Ffreiligrath

Stuttgart,
15 Oct. 1840.

Auf Uhland hatte ich gestern das Glück, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

poetiſche Häuslichkeit auf mich gemacht hat, iſt ein unauslöſchbarer und wird mir bleiben jetzt und allezeit. Die Stunden, die ich bei Ihnen zubrachte, waren die ſchönſten meiner Reiſe, ich werde ſie nie vergeſſen! —

Grüßen Sie mir alles, was Ihr Haus umſchließt, aufs freundlichſte und herzlichſte, den kleinen Hermann Niethammer nicht zu vergeſſen. Für Theobald ſtehe hier noch beſonders ein warmer, brüderlicher Handſchlag!

Leben Sie wohl, teurer, verehrter Mann! Auf Wiederſehn bald oder ſpäter! Und wenn ſpäter, ſo darf ich Ihnen doch zuweilen einen Gruß zurufen aus der Ferne!

Leben Sie wohl! Recht von Herzen

Ihr

F. Freiligrath [1].

Auch Uhland hatte ich geſtern das Glück, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

---

528. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 17. Oktober 1840.

Es iſt mir entſetzlich, daß Schwabs guter Knabe in Heidelberg ſterben mußte [2]. Noch vor kurzem war er bei uns mit Schwab über Nacht, aber er ſah ſehr übel aus. Es iſt dies ein großer Jammer für den lieben Schwab, da er auf dieſen Knaben ſehr viel hielt. Die Mutter traf ihn noch am Leben ꝛc. Sonntag kommen ſie nach Heilbronn, wo ich ſie ſehen werde. Wie gefiel Ihnen Freiligrath? Schreiben Sie doch bald durch Ihren Johann an mich, im Fall Sie zu zitterig ſind.

---

[1] Ueber Freiligraths Beſuch in Weinsberg und ſeinen Stuttgarter Aufenthalt erzählt Th. Kerner a. a. O. (S. 186 ff.) Näheres.

[2] Schwabs jüngſter Sohn, Ludwig, ſtarb auf einer Reiſe mit dem Vater in Heidelberg. S. Schwabs Leben von Klüpfel S. 323.

Uhland ist in Stuttgart und wird hoffentlich zu Ihnen gehen. Er ließ seine Kappe[1]) hier.

Gott sei mit Euch

J. Kerner.

Wangenheim war so gut, mir zu schreiben; ich freue mich gar sehr, den Herrlichen wieder zu sehen.

---

329. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 18. November 1840.

Ich bin ein verlassener, blinder Mensch, man sollte mich aus Mitleiden zu Tod schlagen, das wäre das Wohlthätigste für mich. Ich sehe ohne Schmerzen fast nichts mehr, besonders bei Licht. Ich schreibe Ihnen mit Schmerzen diesen Brief, denn ich weiß nichts zu thun, und es ist doch Unterhaltung, mit Ihnen zu reden. Soll ich im Finstern dasitzen? Es ist verzweiflungsvoll, an eine Operation darf ich gar nicht denken, denn ich könnte ja nie vom Amt sein, man würde mir einen Amtsverweser setzen, den ich besolden müßte. Es ist wohl nicht mehr der Mühe wert, denke ich auch. Wie lange werde ich noch in diesem elenden Körper leben!

Meines Karls Tod frißt unaufhaltbar an mir und ich möchte mich nur vollends zu Tod weinen!

Nach Dr. Strobel scheint es mit Alexander gut zu gehen, ich bin aber nicht ruhig und werde selbst nachsehen[2]). Es thut mir leid, Ihnen dann so nahe zu kommen und Sie nicht besuchen zu können, aber nach Stuttgart, wo mein Bruder nicht ist, kann ich unmöglich. Ich bin unsäglich müde, unsäglich lebenssatt und aller Freude los! Ich kann sonst nichts sagen.

Ihr unglücklicher Kerner.

Das dritte Heft des Magikons wird Ihnen Ebner[3]) senden.

---

[1]) Von dieser Reisepassmütze Uhlands erzählt uns gar köstlich Th. Kerner a. a. O. S. 171 f.

[2]) Vgl. den folgenden Brief.

[3]) Ebner & Seubert (Stuttgart) verlegte das Magikon.

530. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 29. November 1840.

Nun war ich bei Alexander (in Kennenburg[1]). Ich traf ihn recht gut an gegen alles Erwarten, obgleich ich zweifle, daß er durch diese Wassergeschichten völlig gesundet. Es ist aber schon viel gewonnen, daß er jetzt so sehr diät lebt, da kann seine Natur doch wenigstens ungehinderter reagiren und wirken. Nach Stuttgart konnte ich unmöglich kommen, ich kann bei meinem Augenübel nicht so viele Besuche machen, wie ich in Stuttgart notwendig hätte machen müssen ... In Ludwigsburg zeigte ich meine Augen dem Dr. Hering. Er verwunderte sich, wie sehr das Uebel auch in dem linken Auge seit dem Frühjahr zugenommen, er erbot sich, mich auf den Sommer zu operiren. Es ist ein grenzenloses Unglück. Ich war in Kennenburg nur betrübt und konnte den Alexander nicht erheitern. Jene Anstalt kam mir halb wie ein Zuchthaus, halb wie ein Tollhaus vor. Die Gräfin kam auch mit der guten Suckow.

Machen Sie doch, daß es Frieden bleibt! „Sie sollen ihn nicht haben[2])!" ist ein dummes Lied.

Tausend Grüße ...

Euer Kerner.

---

531. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Innsbruck, den 11. Dezember 1840.

So bin ich denn nun in der guten Stadt angelangt, von wo aus Du mir diesen Sommer einen so lieben Brief geschrieben hast, auch dachte ich bei dem Beschauen der schönen Denkmale mehr an Dich, Du Getreuer, als an den ehrlichen Sandwirt und den großen Kaiser Max[3]). So wird es auf meiner ganzen Reise

---

[1]) Ursprünglich Wasserheilanstalt (seit 1837), heute Nervenheilanstalt bei Eßlingen.

[2]) Das bekannte i. J. 1840 entstandene Kampflied von Nikolaus Becker.

[3]) Gemeint sind natürlich Andreas Hofer und „Der letzte Ritter", Kaiser Maximilian I. (1508—1519).

fortgehen, wo ich ein Denkmal, ein herrliches Bild oder eine großartige Naturerscheinung sehe, werde ich Deiner gedenken ...

Aus Mailand erhältst Du einen längeren Brief. Wir hatten furchtbares Schneewetter und brauchten auf einer Station 13 Pferde, um mühsam im Schritt fortzukommen. — Nun lebe wohl, Du innigst Geliebtester, Gott behüte Dich und die lieben Deinigen.

Morgen in aller Frühe ziehen wir über den Brenner.

Dein

allergetreuester

Alexander.

---

332. J. Kerner an Frau von Hügel.

[1840.]

... Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß mein Freund Herr von Gaudy[1]), der gleiche, der jene Novelle, die in Heilbronn handelt, schrieb ... in der Fülle seiner Gesundheit und erst 40 Jahre alt zu Berlin am Schlage starb. Das ist mir sehr arg! Er gedachte noch sehr freundlich in einem Liede meiner ...

Innigst

J. Kerner.

---

333. Sophie Schwab an J. K.

Gomaringen den 24. Januar 1841.

... Könnten wir Dir nur jetzt auch manchmal Deine melancholischen Gedanken (wegen des Augenleidens) verscheuchen helfen; an mir ist jetzt freilich wenig zu erholen, ich lebe in dieser Beziehung auch von der Gnade meiner Umgebungen und danke Gott tausendmal dafür, daß mein lieber Mann sich von seinem Schmerz (über den Tod unsers Kindes) nicht so niederdrücken läßt, wie ich die Neigung hätte, wenn er mich nicht aufrichtete; ich weiß nicht, wo es sonst mit uns hinkäme. — Aber ich könnte Dir doch vorlesen oder manchmal Deinen Sekretär machen, freilich schlecht genug, es wird Dir an besseren nicht fehlen! —

[1]) Vgl. Brief Nr. 490. Gaudy starb am 6. Februar 1840.

Unser Christoph hat gegenwärtig eine Liebhaberei in Tübingen, für welche ich mich auch interessire, er hat mit Hölderlin[1]) Freundschaft geschlossen und dieser scheint wirklich auch an ihm Interesse zu nehmen, wenigstens hat C. ihn weiter gebracht, als es anderen gelungen ist. H. hat C. auf seine Aufforderung schon einige Gedichte gemacht; mein lieber Mann hat sie gelesen und sagt, Hölderlins ganzes Genie zeige sich noch darin; ich bin sehr begierig, bis ich diese Gedichte auch sehe. C. erzählte mir, wenn er so bei ihm sei, da sage er oft vor sich hin, das ist einmal einer, der mich versteht, — wenn er dies nun in seinem Wahnsinn glaubt, so kann ich mir auch ganz denken, wie er eher ein Gedicht zu stande bringt. Es ist mir lieb, daß Christoph wohl schon von Hölderlin, aber noch nichts über ihn gelesen hat, so konnte er ihn unbefangener beobachten. Morgen schicke ich ihm nun den Aufsatz von Waiblinger[2]) über Hölderlin, der meinem lieben Mann immer noch das Liebste von diesem an der Genießucht zu Grunde gegangenen Talente war. Hast Du wohl das neuere Buch von Bettina: „Die Günderode“[3]) gelesen? — Auch darin kommt viel über Hölderlin, was Teilnahme erweckt. Ich hätte geglaubt, ein solches Buch könnte mich im jetzigen Augenblick nicht interessiren, und Wahrheit der Geschichte der Günderode muß man ja nicht darin zu finden glauben, — aber dennoch liegt eine große Anziehungskraft darin, ich konnte mit Lesen nicht aufhören, bis ich durch war. Es ist eine Naturanschauung, die einem wirklich alles vergeistigt — und mit dem Vergeistigen gewinnt auch das Gefühl, die Ueberzeugung an Unsterblichkeit, darum that es auch mir in meiner jetzigen Stimmung ganz wohl. Laß Dir nur auch daraus vorlesen, Du findest es gewiß auch, man betrachtet nachher auch die Natur mit weit offeneren Augen. — Das wollte ich noch vorhin sagen, wie

---

[1]) Christoph Schwab gab 1846 Hölderlins Werke in 2 Bdn. heraus.

[2]) W. Fr. Waiblinger, 1804—1830, starb in Rom. Er war ein Schüler Schwabs. Vgl. Schwabs Leben von Klüpfel S. 185 ff. W. schrieb „Hölderlins Leben“ u., s. Waiblingers Werke 1839 III, 219 ff.

[3]) Bettina von Arnims Buch erschien im Jahr 1840.

herrlich, daß man also bei Hölderlin sieht, auch noch 40 Jahren des verfinstertsten Wahnsinns ist der Geist noch vorhanden und thut sich nach so langer Zeit noch kund. Liegt nicht ein großer Trost darin, eine Widerlegung der Materialisten? Ist es dadurch nicht klar, daß wenn die Seele wieder frei von dem desorganisirten Körper ist, sie ihre Kraft wieder besitzen wird. — Doch ich mache vielleicht dumme Schlüsse und Du kannst nur daraus sehen, wie ich jetzt meinen einzigen Trost darin finde, mich immer fester von der Fortdauer des Individuums zu überzeugen, das einem so viele streitig machen wollen. Wer noch kein Kind verloren hat, kennt diese Sehnsucht gar nicht recht . . .

Sophie Schwab.

---

534. Eugenie Graf von Württemberg an J. K.

Stuttgart, den 1. Februar 1841.

Geliebtester Justel mein!

Soeben lese ich Deinen lieben Brief vom 5ten dieses Monats[?] noch einmal mit Liebe durch. Bei dem Artikel von Niembsch, dem wahnsinnigen Geiger, fällt mir ein, daß bedeutende Menschen die Sonderbarkeit haben, immer in Dingen excelliren zu wollen, in denen sie weniger stark sind. So Friedrich der Große mit der Flöte in seinen Kompositionen; Niembsch der Große spielt die Guitarre recht brav für einen Dilettanten, aber die Geige —!? Zum Teufel, er soll lieber ein schönes Mädchen küssen als seine hundertjährige Geige. Daß das poetische Fluidum in unserer Zeit vorüber sei, ist nicht wahr, es hat sich nur geschwellt wie beim Eisgang ein gewaltiger Strom, und wird dann manche alte Baracken mit fortreißen. — Auch Du hast unrecht, mein guter, lieber Papa, wenn Du meinst, wir sollten jetzt alle hinüber. Jetzt gerade ist Zeit zum Dableiben. Jetzt wird Großes geschehen. Ich bedaure den, der nichts ist als Dichter, wie unser geliebter Lenau! Du bist Doktor und ich bin

Soldat. Die Zeit kömmt jetzt, wo mein Stand dafür sorgen wird, daß der Deinige zu thun kriegt — durch Kriegr.

Wir alle lieben Euch von ganzer Seele!

Dein ganz getreuer Sohn

Alexander.

---

535. Alexander Graf von Württemberg an J. L.

Lichtenstein, den 2. Februar 1841.

Doch mit einem Herzen bleib'
Ich in ewigem Vereine.
Ließ dies Herz, was ich hier schreib',
Fühlt es wohl, welch Herz ich meine. —

Mit Deinem Herzen, mein guter Justel, bleiben wohl alle im innigsten Vereine, die Dich kennen; sogar die Hegelsmagister und der Dr. Strauß[1]) (der bei dem Diktator Hegel magister equitum [Reiteroberst] geworden ist) haben in ihren erstorbenen Gemütern noch ein gewisses gutmütiges Gefühl für Dich. — Kürzlich war auch einer von den Herzen, die volles Recht haben auf das Deinige, bei mir, und zwar einen ganzen Abend; von 6—10 Uhr, unser guter Freund, die liebe Suckow; es freute mich unendlich, so recht aus innerster Seele, Du mein Trefflichster, über Dich sprechen zu können. Wir verhandelten auch ganz merkwürdige Dinge, ich fühlte eine große Sehnsucht nach Dir und hätte gewünscht, Du hättest zuhören können. Ich war so vertieft, daß ich die ganzen vier Stunden keine Pfeife in den Mund nahm. Hoffentlich wird dieser vortreffliche Kerl, der doch so unendlich viel zarte Weiblichkeit hat, mich bald wieder besuchen. — Mit meiner neuen Wohnung[2]) bin ich immer mehr zufrieden ... Ich habe mir nun auch meine Drehbank herüber kommen lassen und bin im Begriffe, Dir ein paar vernünftige Leuchter zu drehen.

---

[1]) Vgl. über die Beziehungen zwischen Strauß und Graf Alexander „Das Kernerhaus und seine Gäste" von Th. Kerner S. 308 f.

[2]) Sie hatte, scheint es, den Namen Lichtenstein und lag in der Nähe des Bopsers bei Stuttgart.

Grüße von Herzen alle Deine Lieben und sage dem guten Rickele, sie solle sich diesesmal nur auf einen Landschaden gefaßt machen, wenn ich komme, denn ich habe einen rasenden Hunger, seit es, Gott sei Dank, besser geht. Lebt wohl ihr Lieben alle, Marie, Theobald, Emmerize und

Dein ganz getreuester

Alex.

---

536. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 4. Februar 1841.

Geliebteste Schwabin!

Tausend Dank für Deinen lieben Brief [Nr. 533]! Wie kannst Du doch so herrlich schreiben!

Würde Schwab nur den Brentano[1]) kennen lernen! Etwas Originelleres gibt es in dieser Art nicht.

Alexander war kürzlich (?) drei Tage lang bei uns. O, er ist ein treuer Mensch! Haltet gute Nachbarschaft!

Gott sei mit Euch!

Euer stets trauernder

J. Kerner.

---

537. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Stuttgart, den 6. Februar 1841.

Mein geliebter Justel!

Ich kann nicht umhin, heute als an dem Todestage meiner geliebten Mutter, noch einmal die Feder zu ergreifen, um mich mit Dir zu beschäftigen. Mein Herz ist heute ganz besonders schwer, und mir ist, als wenn ich in solchen Momenten Dir noch näher stünde als sonst. Ich habe das Gefühl, als wäre ich aus einem bösen Traum erwacht, dessen ich mich durchaus nicht mehr entsinnen kann. Vielleicht war darin von verlorenem Glück, von verworrener Zukunft die Rede. Wer weiß!? Du ver-

[1]) Clemens Brentano, der mit Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben hatte.

ſtehſt mich ſchon. Die Träume, auf die man ſich nicht mehr beſinnen kann, ſind oft ſehr ſchlimm. — Letzthin fand ich bei der Ordnung meiner Papiere beiliegendes Blatt, es befinden ſich darauf Verſe, welche ich vor neun Jahren in Hechingen dichtete als wahnſinniger Liebhaber. — Ich übergab ſie der Helene[1]) beim Abſchied, als ſie nach Ungarn zurückkehren mußte, weil der verneinende alte Magnat es ſo wollte, — es iſt noch dasſelbe Blatt und ich ſchrieb die Verſe ebenſo hin, wie ſie mir aus dem Herzen kamen.

Geiſt meiner Mutter, erhöre das Flehen
Des Kindes, das du zum Unglück geboren,
Laſſe den Engel mich wieder ſehen,
Dem ich die ewige Treue geſchworen.
Erhalte ein Herz mir, liebend und treu,
Dann prallen zurück die Geiſter der Lügen
Und ſtürzen zum Abgrund verwundet und ſcheu, —
Denn nichts kann die Macht der Liebe beſiegen! —
Doch ſollte vergagen das weibliche Herz,
O Mutter! dann trüg' ich nimmer den Schmerz,
Dann ſäh' ich in meiner letzten Not.
Send in der Schlacht mir den mutigen Tod![2])

Den 6. Febr. 1832.

Sandor.

Den 7. Februar.

... Heute habe ich wieder mehr Fidus als geſtern, wo ich manche Widerwärtigkeit erlebte und alſo der vergeſſene Traum doch wahr geſprochen hat. — Heute früh war der geiſtreiche Herr v. Uxkull bei mir, wir ſprachen viel von Dir und den Deinigen, Du Vortrefflichſter. — Von dem Schluſſe Deines lieben Briefes kann ich nur ſagen, „wer ſich erniedrigt, wird erhöht werden" —

Lebet alle recht von Herzen wohl. Bald ein Weiteres

Dein

getreuester Alexander.

---

[1]) Graf Alexanders Frau, Helene geb. Gräfin Zichy.

[2]) In die Gedichtſammlung nicht aufgenommen.

588. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 10. Februar 1841.

Gestern abend war die liebe Suckowina wieder nebst Dr. Curtius (Quintus Rufus qui non scripsit nec scripturus erit de rebus gestis Alexandri [1]) bei mir. Es war ein ganz vergnügter, gemütlicher Abend, denn wir sprachen fast ausschließlich vom gemütlichen Justel. Ich habe ihnen aus Deinen ältern Briefen manche sehr ergötzliche und schnurrige Geschichten vorgelesen, vom gebratenen Storch, dem Pferdemaulsalat und daß der Hund auch ein Mensch sei, so daß wir alle eine rechte Sehnsucht nach Dir bekamen. Ich erzählte Ihnen auch mein erstes Zusammentreffen mit Dir, und wie Dr. Uhland von Ludwigsburg (der gewiß an einem guten Orte ist) mir zuerst einen gewaltigen Respekt vor Dir einflößte. Insbesondere waren aber wir alle über Deine herrlichen Gedichte entzückt. Besonders klassisch ist der Vers:

Doch will man nach den Toten fragen,
Gibt keine Antwort die Natur! [2])

Dieser Vers veranlaßt mich wieder zu vielem Denken, es ist einer von den Zaubersprüchen, die machen können, daß einem ein Lebensfaden frühe abfällt. — Geliebter Freund, mir ist, als ob die Natur wohl recht gern auf unsere Fragen antworten möchte, aber sie darf nicht. Ich spreche oft mit meinem Adler, mit meinen Hunden, Pferden ꝛc. und glaube in ihren schönen Augen (so schön wie Menschenaugen) eine Trauer zu bemerken darüber, daß sie mir nicht antworten dürfen. — Der indische Glauben von der Seelenwanderung ist doch etwas ganz eigenes. — ... Unter Deinen früheren Briefen fand ich eine Antwort, datirt vom Februar, als ich auch vom Schreibteufel besessen war und wo Du mir fast dasselbe über die Schoppe schreibst, nur war sie damals erst am 125sten Opusculum. Es ist doch eine

[1]) „C. Rufus, der nicht geschrieben hat noch schreiben wird über die Thaten Alexanders (des Großen)." Der römische Geschichtsschreiber C. Curtius Rufus schrieb 10 Bücher „Historiae Alexandri Magni".

[2]) Aus Schwabs Gedicht „Des Bruders Tod" 3.

ſchauderhafte Motion, ſo viel zu ſchreiben, und möchte lieber ebenſo viele Morgen Landes mit der Schaufel umgraben und ebenſo viele tauſend Meilen weit reiten, bei welcher Gelegenheit ich faſt halbwegs in den Mond käme oder noch was weiter. — Denke Dir nur, wenn dieſer blaſſe, unangenehme Kerl einmal ſein breites Maul aufmachte, um uns auf unſere Fragen zu antworten; ich will nichts von ihm wiſſen. Er gehört auch nicht unter die Sterne und es iſt gottlos von unſeren liederlichen Geſangbuchdichtern, daß ſie dieſen Lakaien unſerer vertrockneten Hetäre im Gefolge der Sonne und der Sterne aufführen. O! wäre ich auf einem männlichen Planeten geboren, dann hätte ich nichts mit den Schwätzereien und Niederträchtigkeiten dieſer Erde zu ſchaffen! — Die Venus und ihre ſauberen Frau Baſen: Veſta, Juno, Pallas, ſind gewiß auch den Teufel nichts nutz. Der Mars wäre mir am liebſten geweſen. —

Nun, Bruder, lebe wohl und verzeihe mir mein tolles Geſchreibe! . . .

Alles liebt und grüßt Dich

Dein ganz getreueſter

Alexander.

P. S. Der Umſtand, daß die Türken den halben Mond als Zeichen führen, iſt eine von den vielen Urſachen, die mich abhalten, zum mohammedaniſchen Glauben überzutreten.

---

139. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 17. Februar 1841.

Geliebteſter Juſtel mein!

Da geſtern ich zwei Briefe ſchrieb,
Nimm heut mit dieſem Wiſch vorlieb.
Mehr wert als tauſend Briefe ſind
Die Worte, die das Wickelkind
Aus ihrem ſchönen Munde ſpricht. —
Nun lebe wohl, vergiß mich nicht! —

Dein allergetreueſter

Alexander.

540. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 18. Februar 1841.

Das Wetter ist göttlich! Ich war gestern in Serach und machte meinen Kühen und Eseln sowie meinen lieben Blumen einen Besuch. Wie sehr hätte ich Dich an meine Seite gewünscht, es war so warm und lebendig da droben, und hier in Stuttgart kömmt mir jetzt alles vermodert vor. — Meine Anwesenheit in Serach bezeichnete ich durch eine blutige That. Ich ließ zwei uneheliche Kinder des [Hundes] Nero hinrichten und gab sie meinen Raubvögeln zum Frühstück. Möchte nur wissen, was nun aus den jungen Hundeseelen geworden ist. Vielleicht werden sie jetzt zu Kinderseelen verwendet und es entsteht daraus ein verhängnisvolles Zwillingspaar ...

Ich werde suchen, die Bekanntschaft des Medizinalrats Köstlin zu machen oder vielmehr zu erneuern, denn ich erinnere mich, ihn in Teinach gesehen zu haben ...

Auf baldiges Wiedersehen

Dein allergetreuester

Alexander Graf Württemberg.

---

541. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 19. Februar 1841.

Ich bin ein sehr fauler Patron, daß ich schon wieder versäumte, Dir heute früh zu schreiben, und mich auf meinen Rossen lustig herumtrieb, — aber so geht es, jetzt bin ich flügg! [Staatsrat] Ludwig sprach mich für zehn Tage von dem Tod frei, und unter Gottes freiem Himmel ist mir so kannibalisch wohl, mir ekelt vor meinem Zimmer, es ist nur schade, daß die Jagden vorbei und die Schnepfen noch nicht da sind. Oculi da kommen sie. Da fällt mir ein, daß Ludwig heute, als er meine Drehbank sah, bei mir einige Recipienten von Holz bestellte, um menschliche Augen zu beobachten und zu seciren. Ich beobachte auch die menschlichen Augen, aber die lebendigen, und dabei wird mir oft unheimlich zu Mute, auf jeden Fall unheimlicher,

als dem Ludwig bei der Beobachtung der toten. Ich werde dem Ludwig in meinem Teſtament meine Augen vermachen, vielleicht lernt er dann daran etwas zu Deinem Beſten. Mein guter, lieber Juſtel, ich habe die beſte Hoffnung für Dich, mir ſind ſchon allerlei Pläne durch den Kopf gegangen, wie man am beſten Deine Kur einleiten kann. Wenn Du nicht nach Wien willſt, was freilich das Geſcheiteſte wäre, ſo würde ich über die Zeit, wo Du der meiſten Schonung bedarfſt, nach Weinsberg ziehen, um Dir vorzuleſen. Ich würde dann auch wie der Köſtlin[1]) Dir zu lieb dichten. Mit einem Wort, ich wollte Dir die Langweile vertreiben. Auch der Niembſch muß kommen und wir löſen uns dann ab, und nach ſechs Wochen einer ganz honetten Gefangenſchaft im 3ten Grad biſt Du mit Gottes Hilfe hergeſtellt. —

NB. Unſere Soldaten werden oft im 3ten Grad auf ſechs Wochen in finſtere Lokale geſperrt, ſind mutterſeelenallein und bekommen nur alle drei Tage etwas Warmes. Du aber bekommſt dann alle Tage Warmes und haſt warme Herzen um Dich, die für Dich ſchlagen und Dich lieben. Du wirſt ſehen, mein guter Alter, daß Gott Gnade für Dich haben wird. — Daß Du nicht nach Cannſtatt willſt, darin haſt Du recht (Du ſiehſt, ich bin nicht egoiſtiſch), aber Deine Kirchhofideen ſind im höchſten Grade unrecht, denn Du haſt lebensluſtige Kinder und getreue Freunde, wie wenige ſie haben. — Es iſt bei Gott ſo übel nicht in dieſer Welt — denke doch nur an die Blumen, und kannſt Du ſie nicht ſehen, kannſt Du ſie riechen. — Ich werde auch ein ſehr gutes Klavier und meine Harmonika nach Weinsberg bringen laſſen, wenn Du den Arreſt dritten Grades auszuhalten haſt. — Mut gefaßt, mein geliebter Juſtel! Und Du wirſt ſehen. —

Diesmal lebe wohl, morgen ein Weiteres.

Gott mit Dir.

Dein allergetreueſter

Alexander.

---

[1]) Heinrich Köſtlin? Vgl. Brief Nr. 64.

542. Varnhagen an J. L.

Berlin, den 22. Februar 1841.

Geliebter Freund! Dein früheres Blatt und Dein neueſtes hab' ich durch die Güte des Herrn Dr. Rümmelin empfangen. Tief erſchüttert hat mich die Ankündigung der Gefahr, in welcher Du Deine Augen glaubteſt; ich danke Gott, daß die ſpäteren Nachrichten tröſtlicher lauten, daß das Uebel wenigſtens keine Fortſchritte gemacht hat! Ich hoffe und flehe, der Himmel werde Dich vor weiterer Heimſuchung gnädiglich bewahren! — Unſere Verluſte ſind herb; ich kann mich in den von Roſa Maria noch nicht finden, ich empfind' ihn nur ruckweiſe, wie durch plötzliches Erwachen, meiſt bin ich wie im Traum und da lebt ſie noch, und ich bedaure nur, daß ſie entfernt iſt und ich ihr deshalb nicht alles ſagen kann. Denk' ich mir aber die Reiſe nach Hamburg, dann erſchreck' ich, daß ich ſie dort nicht mehr finden kann, und unterlaſſe die Reiſe. Nächſten Sommer hoff' ich aber gleichwohl den lieben Aſſing und die teuren Nichten zu ſehen. —

Ich hielt mich durch Kiſſingen mehr geneſen, als es ſich nun ausweiſt. Der Winter iſt eine harte Probe! Ich kränkle faſt immer, aber in dieſem Winter mehr als ſonſt. — Die Einſamkeit iſt mir ſchon recht, da mir doch diejenige Geſellſchaft, die ich wünſche, fehlen muß. —

Ich danke Dir herzlich, daß Du mir durch ſo manchen braven Landsmann Grüße ſendeſt! Deine Württemberger ſind mir ſtets willkommen, ſie zeichnen ſich in aller Weiſe vorteilhaft aus durch Kenntniſſe, Geſinnung, Geiſt, und eine gewiſſe ſchwäbiſche Eigenheit ſteht ihnen allen gut. — Mir iſt nur leid, daß ich nichts für ſie thun kann; als Rahel noch lebte, hätte ich manchen gut ausgeſtatteten Abend, Bewirtung und Geſelligkeit, anbieten können. Jetzt leb' ich ſelber wie ein Student, ſehe niemand bei mir und kann niemand ſehen, außer einzelne, in abgeriſſenen Stunden, von denen niemand Freude hat, und wer mich gerade das erſtemal krank und verſtimmt antrifft, der kommt wohl gar nicht wieder! —

Wir hören, daß Dr. Strauß Berlin beſuchen wird; das wird vielen eine große Freude ſein! Er hat hier zahlreiche und eifrige Anhänger. Von den Gegnern red' ich nicht, die kennt er

ohnehin. Wie findeſt denn Du Dich mit ihm? Ich denke, aufs beſte! denn die Verſchiedenheit in den Richtungen der Geiſtesthätigkeit hebt ja bei echten Menſchen das Menſchliche nicht auf! — Haben wir doch alle mehr oder minder Nachſicht nötig. — Treibſt Du noch Dein Geiſterweſen? Gott ſei mit Dir! ...

Varnhagen von Enſe.

---

543. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 28. Februar 1841.

Geliebteſter Juſtel!

Der Februar
Der iſt nun gar,
Doch auch im März
Bleibt Dir mein Herz —

Sowie in allen demſelben folgenden Monaten bis in Ewigkeit, Amen.

Dein allergetreueſter Alexander.

---

544. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

22. März 1841.

Stets nah' ich der, Waldeinſamkeit,
Mit innigem Vertrauen,
Doch lieb' ich's, dich im grünen Kleid
Der Hoffnung zu erſchauen.

Hat ſich der ſtarre Winter kalt
Im Walde eingefunden,
Und wenn der Axtſtreich widerhallt,
Und wird es laut von Hunden,

Dann flüchteſt du vor Lärm und Jagd
Hinauf ins Hochgebirge,
Und wagſt dich nur in ſtiller Nacht
Ins Thal zu Buch und Birke[1]).

Dein getreuer Sandor.

---

[1]) In die Gedichte nicht aufgenommen.

545. Emilie Reinbeck an J. L.

Stuttgart, 23. April 1841.

Du denkst gewiß, daß wir jetzt mit unserem Niembsch ein heiteres Frühlingsleben führen, während uns der Himmel eine harte Prüfung auferlegt hat.

Der arme Freund, der schon auf der Reise sich sehr unwohl fühlte und von der Ruhe bei uns Erholung erwartet hatte, liegt seit vier Tagen am Scharlachfieber[1]) tief im Bette ꝛc., gemieden von seinen Freunden und Bekannten, nur nicht von Reinbeck und mir, die ihn nach besten Kräften warten und pflegen. Seine Geduld wird schwer dabei geprüft, doch hat bis jetzt, Gott sei Dank! die Krankheit einen ganz guten regelmäßigen Verlauf. Das Fieber ist unbedeutend, der Ausschlag vollkommen heraus, auch hat er Schlaf und Appetit zum Essen und zum Rauchen, alles tröstliche Zeichen, die ich dankbar als eine Bürgschaft annehme, daß der liebe Gott mein Gebet für ihn erhöre und meine Pflege segnen werde, in der mich auch sein Unmut nicht stören wird. Wir sind jetzt vollkommen isolirt mit unserem Kranken von der Außenwelt. In dieser Lage drückt mich das Gefühl meiner Armut geistiger Gaben für die Unterhaltung und Erheiterung meines Pfleglings, und ich erkenne mit Schmerz, daß hier mein gewiß nicht geringer Reichtum an Liebe und gutem Willen nicht ausreichen.

Darum komme ich zu Dir, mein treuer Freund, mit der herzlichen Bitte um Deinen Beistand. Schreibe ihm, so oft Du kannst, das wird ihn zerstreuen und ihm wohlthun.

Behalte lieb

Deine

Emilie Reinbeck.

---

546. G. H. Schubert an J. L.

München, 2. Mai 1841.

Nicht nur auf einen, sondern auf viele Briefe bin ich Dir Antwort schuldig, Du treue, an Liebe so reiche Seele, und es

[1]) Vgl. Lenaus Briefe in seinem Leben von Schurz II, 55, 57 f.

iſt nur eine halb ausreichende Entſchuldigung, wenn ich Dir ſage, daß ich, namentlich ſeit vorigem Herbſt, viel gekränkelt habe, ohne krank zu ſein, und dabei von Geſchäften faſt erdrückt war. Neben jener Kränklichkeit und ſeit längerer Zeit als ſie iſt mir eine andere Heimſuchung gekommen, die mich zuweilen ſehr hemmte, eine recht tiefe Schwermütigkeit und Verzweiflung, zwar gottlob! niemals an meines Gottes Gnade, wohl aber an mir ſelber und all meinem Thun. Hierüber läßt ſich nicht viel ſagen, da dieſen Zuſtand nur der verſtehen kann, welcher ihn ſelbſt erfahren, und da ſeine Wunden ſo tiefe ſind, daß ſie nicht ſo leicht in die Augen, ebenſo wenig als ihre Heilung in die Hand eines Menſchen fallen. Hätte mich in jenen Zeiten, in denen dieſe Heimſuchung am ſtärkſten war, mein Beruf nicht gehalten, ich wäre in die treuen Freundesarme meines Juſtinus Kerner geeilt, welcher als Arzt nicht bloß das kennt, was zur Heilung des äußeren Menſchen gehört, ſondern der mit ſeiner geſegneten Kraft auch den Leiden des innern zu begegnen weiß.

Du biſt indes auch in manche Tiefen geführt worden, aus deren Fluten man gern ſeine Hände ausſtreckt nach der Hand deſſen, der da hilft und die Seele vom Tode errettet, namentlich bei dem Tode Deines lieben Bruders. Gott laſſe Dir auch dieſe Ausſaat der Thränen geſegnet ſein und werden für den Tag der Ernte, der Ewigkeit.

Gott ſegne Dich und alle die lieben Deinigen, mein teurer Freund. Er erhalte uns alle in ſeiner Treue und Gnade ...

Dr. G. H. Schubert.

---

347. Ludwig Tieck an J. K.

Nürnberg, den 22. Mai 1841.

Geehrter Herr und Freund!

Ihr kleines Briefchen hat mir große Freude gemacht. So ziemt es Gelehrten, in freundſchaftlichem Umgang bleiben zu können, wenn ſie auch in Meinungen, Anſichten und Ueberzeugungen noch ſo ſehr von einander abweichen. Auch die Bekannt-

ſchaft des jungen Herrn Doktors [Theobald Kerner] erfreute mich. Er machte mir Hoffnung, im Falle ich Sie beſuche oder Sie mich in Heilbronn, den Herrn Mörike kennen zu lernen, deſſen Schriften ich ſchon ſeit ſo lange kenne und liebe.

Ich ſchreibe in Eile aus Nürnberg und weiß nicht, ob mein Blatt früher kommen wird als ich. Heute iſt Sonnabend den 22. Mai, ich gehe noch heute nach Ansbach, am Sonntag den 23. bis Schwäbiſch-Hall, komme Montag den 24. bis Heilbronn, bleibe den Nachmittag dort[1]) und gehe den 25., Dienstag, bis Baden-Baden.

Gruß und Freundſchaft von Ihrem L. Tieck[2]).

---

548. J. K. an Frau von Hügel.

Weinsberg, Mittwochs früh [Mai 1841].

... Tieck, der herrliche Tieck, war da und Sie ſahen ihn nicht. Nun, nach Goethes Tod iſt der der erſte Dichter Deutſchlands. Er hielt ſich nicht lange auf, da ſein Körper ſehr gebrechlich iſt und er die Gräfin Finkenſtein, eine alte blinde Dame, bei ſich hatte und ſeine Tochter. Sie hatten ſich ſchon Quartier in der Sonne in Heilbronn beſtellt, wohin er ſich zur Ruhe ſehnte. Er bat uns, uns doch ſämtlich zu ihm zu begeben und bei ihm zu bleiben. Auch den Mörike mußte ich ihm dahin beſtellen. Aber denken Sie ſich — dieſer kam nicht[3]). Es iſt entſetzlich! Er war von vorgeſtern abends bis geſtern nachmittag 2 Uhr in der Sonne, kam aber faſt nicht vom Sofa, weil er ganz gekrümmt iſt. Sein Kopf iſt herrlich, ſein Geiſt außerordentlich. Er ſprach auch viel von Goethe ... und von ſeinem Jugendfreunde Novalis.

---

[1]) Tieck verlebte zwei Tage mit Kerner. Vgl. die beiden folgenden Briefe und „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte“ von Th. Kerner S. 165.

[2]) Vgl. „Ludwig Tieck und Juſtinus Kerner“ von L. H. Fiſcher. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1886 Nr. 260 (19. Sept.). Kerners Brief in Tiecks Briefen v. Holtei (1864) II, 152.

[3]) Tieck bedauerte ſehr, Mörike nicht geſehen zu haben. Vgl. Brief Nr. 554. Mörike war krank. Vgl. Tiecks Briefe a. a. O.

Das ist ein Dichter! Das ein Mann! Was sind wir alle dagegen? Selbst ein gepriesener Niembsch?! Es thut mir herzlich weh, daß Ihnen dieser einzige Genuß entging ... Ja, wäre er in Weinsberg geblieben, so aber waren wir seine Gäste. Er traktirte uns alle ... sehr flott ...

Innigst

J. Kerner.

---

549. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 29. Mai 1841.

Es that mir sehr wohl, Deinen lieben Gustav, wenn auch nur kurz, auf seiner Reise bei uns zu sehen.

Der Himmel möge mit ihm sein! Ich hoffe, daß Du das neueste Heft meines Magikons erhieltest? Das Datum bei Schwabs Traum[1]) ist vielleicht unrichtig, ich wußte es nicht mehr genau, allein zur Sache thut das weiter nichts. Tieck war kürzlich bei uns; wir brachten zwei vergnügte Tage mit ihm zu. Es freute mich herzlich, was er über Schwab äußerte, besonders, da sonst sein Urteil über Dichter sehr streng ist. Von Gustavs Leben Schillers sagte er:

„Es ist vaterländisch, fromm und frei geschrieben." Dies behalte! —

Es war tröstlich, ihn über Strauß sprechen zu hören ... Er sagte, er sei ein oberflächlicher Mensch, der in die Tiefen einer Menschenseele noch nie gedrungen sei ... Meine Augen! — Grüße doch Uhlands und Deine Kinder tausendmal

In herzlicher Liebe

Dein

Kerner.

---

[1]) Vgl. Magikon, zweiter Jahrgang (1841) S. 78. (Schwab träumte, sein Sohn sei gestorben, was dann auch bald geschah.) Vgl. Schwabs Leben von Klüpfel S. 327.

550. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Den 10. Juni 1841.

O! Vielgeliebter Justel mein!

Tröste Dich mit mir, mein Vielgetreuer! Der Riembsch kam auch nicht zu mir, nicht einmal, seit er ausgehen kann, in mein Haus in Stuttgart, noch viel weniger nach Serach, welches nächstens nach Weinsberg schwimmen wird, wenn der Regen so fortmacht. Der arme Miklos ist ganz schauderhafter Laune geworden in seiner Krankheit, er sehnt sich fort von Stuttgart in das steirische Gebirge; gestern macht er rasch das Fenster auf und ich glaubte schon, er werde im Mantel davonfliegen. Er sieht übel aus, der Aermste. Er wird Dir schreiben, ist aber sehr ungehalten, daß man ihn nicht mehr besucht hat, er sagt, Du habest es ihm versprochen, zu kommen, und seiest ein Schlunkel, weil Du nicht gekommen bist. — Man sieht, wie der Scharlach auf die Augen wirkt, er hält Dich nun für schlank?! —

Daß es dem Dr. Sicherer besser geht, freut mich herzlich, grüße ihn bestens von mir, ich werde ihm meine arabischen Pferde vorreiten, wenn ich nach Weinsberg komme, was in der nächsten Woche geschehen soll, so Gott will, wenn der arme Riembsch abgereist ist und das Wetter besser geworden. —

... Gott sei mit Euch, ihr Lieben!

Dein allergetreuester

Alexander.

Es regnet! Es regnet! Der Himmel gewiß
Hat gleich uns'ren Herzen nun auch einen Riß.
Dein bin ich, Dein bleib' ich.

Die „Herzallerliebste Schwester" grüßt den getreuen Justel eintausendmal!

Ja, wohl ist sie „vortrefflich", wenn sie bei Alexander ist und mit ihm vom lieben Kerner spricht — dann, dann ist ihr ganzes Wesen nur Liebe.

O, es sind schöne Stunden auf den herrlichen Bergen und in dem lieben Serachthälchen.

Es ist jetzt in Serach ein eigenes Marienzimmerchen, still und friedlich, wie von der Welt und vom Unglück vergessen!!

Da soll Justinus auch wohnen, wenn er nach Serach kommt! —

Marie.

---

551. Lenau an J. K.

Stuttgart, den 12. Juni 1841.

Mein innigst geliebter Kerner!

Ich habe immer gehofft, Du würdest kommen, um Deinen getreuen Freund zu sehen; umsonst! Mir ist von meiner Krankheit einige Angegriffenheit überhaupt und noch dazu ein Rheumatism zurückgeblieben, was mich nötigt, mit Schonung meiner Kräfte auf dem kürzesten Weg nach Ischl zu eilen, wo ich mich erst ganz zu erholen hoffe. Darum konnt' ich Dich diesmal nicht besuchen, doch ist es mir unmöglich, das Land zu verlassen, ohne ein herzliches Lebewohl an Dich, Du mein tief und ewig Geliebter!

Wenn Du nach München reisest, so scheue den Weg nach Ischl nicht. Eine herrliche Natur wird Dein Herz und Du wirst das meinige beglücken.

Fahre fort, so schöne Lieder zu dichten, wie ich sie von Dir im Morgenblatte gelesen habe. Solche Lieder gehören nicht nur zu Deinen schönsten, sondern zu den schönsten überhaupt.

Lebe wohl mit all den Deinigen, von mir herzlich gegrüßt.

Treu und immer

Dein

Niembsch[1]).

Am Tag vor meiner Abreise.

---

[1]) Von Schurz nicht mitgeteilt. — Ueber seine Rückreise nach Ischl s. Schurz II, 78.

552. Eſchenmayer an J. K.

Kirchheim, den 14. Juni 1841.

Es freut mich, daß Du Tieck kennen lerneſt, er gehört unter diejenigen Geiſter, die unbeſchadet der Originalität eine univerſelle Bildung in ſich tragen. Vor etwa zwölf Jahren beſuchte er mich in Tübingen. Beim Gehen in den Gaſthof begleitete ich ihn zur Unterſtützung ſeines gebrechlichen Körpers, und da mußte ich ihn an dem Hauſe vorbeiführen, wo Uhland geboren wurde. Komme ich nach Baden und erlaubt es die Zeit, ſo will ich ihn aufſuchen.

Herzliche Grüße an die Deinigen.

Dein Eſchenmayer.

553. Breslau an J. K.

München, den 27. Juni 1841.

Es ſind nun ſiebenmal fünf Jahre ſeit unſerer erſten Zuſammenkunft im Neubau[1]) verfloſſen. Die wichtige Konſtellation der zwei myſteriöſeſten Zahlen wirſt Du zu deuten übernehmen müſſen, auch mahnen ſie daran, daß es hohe Zeit wäre, wieder auf einige Wochen zuſammen zu leben, zu fühlen und zu denken, nachdem ich Dir doch auch in Weinsberg in leiblicher Geſtalt erſchienen bin. Alſo, lieber Freund, komme hieher, bring Rickele mit, mein beſtes Zimmer ſteht für Euch, meine lieben Verehrteſten, bereit, an guter Bewirtung ſoll's nicht fehlen; aus gutem Herzen kommt's gewiß. Alſo komm, Freund, ſamt Deiner lieben Frau an des Freundes Bruſt, in der er noch ſein Beſtes bewahrt, was er beſitzt, ein Herz, das warm und kräftig für Euch ſchlägt. Auch ſollſt Du hier die Hülle und Fülle zu ſehen, zu hören und zu thun haben. Denn abgeſehen von allen unſern Kunſtſchätzen und all den Künſtlern, die unſere Stadt beſitzt, wimmelt's von Geiſtern aus allen drei Reichen, beſonders aber

---

1) Vgl. Brief Nr. 6.

auch aus dem Unter- und Mittelreiche. Also komme, Freund, und bring 's Nickele mit.

Erfreue bald mit Deiner und Nickeles Hieherkunft den alten Freund

Breslau.

554. Ludwig Tieck an J. K.

Baden-Baden, den 3. Juli 1841.

Geehrter Freund!

Ich habe noch viel an die angenehmen Stunden denken müssen, die wir so heiter in Ihrer Gesellschaft und mit Ihrer Familie verlebten. Auch freut es mich, daß ich den wackern Schwiegersohn habe kennen lernen. Aber leid thut es mir, daß mein Brief von Nürnberg zu spät ankam, denn ich hätte es wirklich gewagt, Ihre edle Gastfreundschaft anzunehmen und einen Tag in Ihrem Hause zu leben. Vielleicht hätte sich Mörike auch weniger genirt, zu Ihnen als nach Heilbronn zu kommen. Der Arme! Und daß ich ihn nicht habe kennen lernen. Ich habe es in meinem Sinn seitdem immer hin und her geworfen, wie ihm zu helfen sein möchte, ich kann aber immer noch kein Mittel, keinen Ankerplatz finden, wo ich einlaufen dürfte. Ich bildete mir erst ein, ich würde nach Stuttgart reisen können, aber ich habe dazu keine Zeit mehr übrig, denn meine Badezeit hat bedeutend länger gewährt, als ich voraussagte. Als ich anfing, mußte ich zwei Tage ruhen, und hierauf habe ich sechsunddreißig Bäder mit sehr angreifenden Douchen genommen. Nach Ems komme ich noch weniger; und wenn ich auch so dreist wäre, ein Unbekannter, die Prinzessin anzureden, und zwar mit einer Fürbitte, so weiß ich, wie leicht die Damen etwas versprechen und noch viel leichter vergessen. Auch gilt selbst ihre gute Meinung und guter Wille bei den Herrschenden nur wenig.

Agnes[1]) war sehr erfreut über die Beilage und sagt Ihnen

[1]) Tiecks Tochter.

gerührt den herzlichsten Dank. Sie gibt mir auch ein Blättchen für Sie. Auch ihr thut es leid, daß wir nicht etwas in Weinsberg verweilen konnten. Bleiben wir am Leben, so überfallen wir Sie in einem andern Jahre einmal, vielleicht ganz unversehens. Erst hier erfuhr ich, daß Dr. Niethammer[1]) eine Flasche Champagner uns mitgegeben hatte; an meinem Geburtstage[2]) haben wir ihn getrunken, und auf Ihr aller Wohlsein. Gebe der Himmel nun, daß die Operation Ihres Auges bald und recht glücklich von statten gehe. Ich hoffe alles unbedingt bei Ihrer Stärke und Ihren gesunden Säften. Nur hüten Sie sich vor aller Aengstlichkeit und Furcht. Ich habe erlebt, daß Böttiger[3]), viel älter als Sie und weniger mäßig, völlig zum Sehen wieder hergestellt wurde. Man kann gewiß von innen sehr nachhelfen, und wenn der Arzt der Aufgabe gewachsen ist, so wird er auch wissen, von wo die Krankheit herrührt und wie sie recht behandelt werde.

Mir geht es leidlich wohl, auch kehren meine Kräfte nach und nach wieder. Nur etwas arbeiten kann ich noch gar nicht. Ich reise nun morgen den 4. Juli oder den 5. von hier ab, über Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt, von da vielleicht über Kassel und Göttingen. Nach der Mitte des Monats werde ich wohl in Potsdam und Sanssouci sein. Ist es möglich, so gehe ich künftiges Jahr wieder nach Baden, der Doktor verlangt es wenigstens. Nur ist die Reise weit und kostbar; allein aber kann und mag ich nicht reisen, ich bin dazu zu alt und hilfsbedürftig.

Im Magikon habe ich vieles mit Vergnügen gelesen. Diese Sachen fordern meist das Nachdenken recht heraus, was [so!] sich auch oft rechtschaffen wehrt. Wenn alles schon durch Vordenken abgemacht ist, so bleibt ein Genuß, wie bei einem Gedicht oder poetischen Werk. Wenn wir nur sondern könnten, was bei den Seelenstimmungen, die meist die Erscheinungen veranlassen, äußerlich, oder sozusagen wirklich sei, oder was nur eine

[1]) Kerners Schwiegersohn, Arzt in Heilbronn.

[2]) Der 31. Mai (1773).

[3]) Ob der bekannte Gymnasialdirektor in Weimar, der zudringliche „Freund Ubique" Goethes und Schillers?

ſcheinbar nach außen geworfene Metapher oder Spektrum und Viſion unſerer ſchaffenden Phantaſie iſt. Wie oft Krankheiten, Geſchwulſte, Knochenauswuchs ꝛc. immer nur ſcheinbar plötzlich kommen, und ſchon längſt in der innern Organiſation vorbereitet und motivirt ſind, ſo iſt wohl oft ein Spektrum ein reif gewordener Auswuchs innerer Desorganiſation oder unbewußt gebliebener Affektionen. Im Schutzgeiſt[1]) habe ich auch etwas Aehnliches geäußert; vielleicht dort deutlicher. Denn von den Grundbedingungen unſerer Exiſtenz können wir uns niemals losmachen, wenn es auch in gewiſſen hochgeſpannten Zuſtänden des Hellſehens ſo ſcheinen möchte, und ſo repetirt ſich nur immer in umgekehrten Metaphern oder Umſetzungen, was wir ſchon waren oder wußten, wenn es auch nicht immer zum äußeren Bewußtſein gekommen war. Hier iſt der Punkt, wo die konſequenteſte Skepſis mit der Ueberzeugung und dem Glauben durchaus zuſammenfallen und ſich gar nicht mehr widerſprechen. Sie ſagen vielleicht, ich ſpreche wie der Blinde über Farben. Der Freundſchaft zweier redlicher Männer, die mit allem Eifer die Wahrheit ſuchen, muß alles dies keinen Eintrag thun, und in dieſer Geſinnung umarme ich Sie herzlichſt. — Unſere Grüße, der Gräfin und meiner Tochter allen den liebenswürdigen Ihrigen. Bleiben Sie ſo mein Freund, wie ich der Ihrige L. Tieck.

Sie wollten mir noch ein Buch geben. Können Sie es nicht ſenden? Schreiben Sie nicht einmal oder eines der Kinder? Wie würde ich mich freuen![2])

---

555. Gräfin Taubenheim an J. K.

Stuttgart, den 15. Oktober 1841.

Alexanderhaus.

Alexander war verſchollen, und ich kam heute mittag, um mit den Kindern zu Mittag zu eſſen — als ganz zufällig ſein Wagen auch zu gleicher Zeit hereinfuhr. — Nun ſitzt das

[1]) S. Tiecks Geſammelte Novellen (1835—1842) IX.

[2]) Der Brief iſt bereits mitgeteilt in der Beilage der Allg. Zeitg. vom Jahr 1886 Nr. 260.

Geſchwiſterpaar wieder traulich beiſammen, und der erſte Gedanke iſt, an den getreuen Juſtinus zu ſchreiben, der mir erſt wieder durch Ueberſendung ſeines herrlichen Gedichtes ſo eine große Freude gemacht hat. — Den herzlichſten, innigſten Dank, daß Sie dabei an mich gedacht haben.

Ja, wohl thut es not im finſteren Leben, daß uns ein lichter Stern erſcheint; aber er zeigt ſich auch oft und unvermutet — wenn auch nicht im äußeren Leben, ſo doch im innerſten, tiefſten Gemüte. Aber ach! das Leben bleibt doch ſo wie der Aufblick zu den hellen, mildleuchtenden Sternen: das Ziel iſt hell, aber die Bahn iſt finſter ... Die größte Freude war mir aber, Ihren Sohn Theobald kennen zu lernen, von dem mir Alexander ſchon ſo viel erzählte. Er hat ſo etwas Offenes, Verſtändiges und Gemütliches, und in ſeinem klaren, ruhigen Blick liegt zugleich etwas noch ſo Unbefangenes und Lebensluſtiges, daß ich mit herzlichem Vergnügen denken mußte, wie es Sie aufheitern muß, wenn er bei Ihnen iſt ... So beſteht zwiſchen dem Häuschen Weinsberg und dem bunt bemalten Hauſe vor dem Königsthor ein ewiger günſtiger Verkehr, wozu die merkwürdigſten und wichtigſten Ereigniſſe wie die geringfügigſten ſympathiſchen Gedanken als Brieftauben benützt werden und meiſtens mit Oelzweigen durch die Lüfte fliegen.

Alexander will noch ein paar Worte ſchreiben, ich überlaſſe ihm alſo den Gänſekiel, nachdem ich ihm noch viel tauſend herzliche Grüße aufgetragen habe.

Marie Nickele.

Da ſoeben eine Brieftaube bei der Hand iſt, ſo benütze ich meine Schweſter, die liebſte und genialſte unter den weiblichen Gänſen, und reiße ihr eine Feder aus, mit welcher ich Dir, kaum angekommen, die herzlichſten Grüße überſende, aber auch ſogleich wieder Abſchied nehme, indem ich über die Maßen hungrig, durſtig und müde bin.

Deinen lieben Brief werde ich Dir daher in den nächſten Tagen beantworten.

Dein allergetreueſter Lexel.

Ich war in Mainau, Konſtanz und Wolfsberg.

Sophie von Oranien läßt Justinus bestens und von ganzem Herzen grüßen. Sie trug es mir heute scheidend noch auf.

Marie.

---

556. Eduard Mörike an J. K.

Cleversulzbach, den 18. Oktober 1841.

Ich stelle Ihnen hier mit großem Dank die Nonne von Dülmen [1]) zurück. Es ist unstreitig ein höchst merkwürdiges, lebendiges Buch, wenn ich auch gestehe, daß mir die Lebensbeschreibung bei weitem das Wichtigste und Liebste darin bleibt. Auch mein Freund Hartlaub, der wieder einige Tage bei uns war, vorzüglich aber Klärchen, wurden sehr davon eingenommen [2]).

Sollte die Exaltation der Nonne nicht in nächster Verwandtschaft zu dem Somnambulismus stehen? Selbst das Hervorbrechen heiliger Zeichen am Leibe, die Kreuze, die Blutungen, haben nichts Unglaubliches, wenn sie auch nur aus dem Zustande eines höchst gesteigerten Gemeinlebens von Seele und Körper erklärt werden wollten, wobei der letztere durch die Uebermacht des Geistigen und eine penetrante Sehnsucht dahin vermocht wurde, jene immerfort so dringend vorgehaltenen Bilder als leiblichen Aus- und Abdruck erscheinen zu lassen.

Ganz einzig schön und lieblich ist die Jugendzeit Anna Katharinas, ihr kindliches, doch geheimnisvolles Verhältnis zur Natur. Dr. Brentano kann nichts Dankenswerteres thun, als

---

[1]) Es ist das Buch „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen" (Sulzbach 1833) gemeint. Vgl. Blätter aus Prevorst 5. Sammlung S. 148 ff., 7. Sammlung S. 54 ff. Clemens Brentano hat in 14 Tagebuchbänden „Das Leben der Nonne" aufgezeichnet. Darnach erschien 1852 (nach Brentanos Tod) das „Leben der heiligen Jungfrau Maria. Nach der A. K. Emmerich Betrachtungen".

[2]) Wilh. Hartlaub, der vertrauteste Freund Mörikes, war damals Pfarrer in Wermutshausen im Oberamt Mergentheim. Klärchen ist die noch lebende Schwester des Dichters.

die verheißene ausführliche Biographie beizeiten zu liefern. Die gegenwärtige indessen ist zugleich ein Muster edler Darstellung. Bei aller gläubigen Teilnahme, welche sich nicht verbergen kann, ist doch eine gewisse feine Mäßigung beobachtet, die den unbefangenen Genuß und jedes Urteil möglich macht.

In den Berichten aus dem Leben Jesu könnte es auffallen und zu einem niederen Begriff vom produktiven Geiste der Erzählerin veranlassen, daß fast nur Aeußerlichkeiten, keine bedeutenden Reden und Aussprüche der Personen mitgeteilt werden. Die Freunde Annas könnten aber wohl antworten, es habe keineswegs das Evangelium von seiten seines höchsten Gehalts erweitert werden sollen noch auch können. Natürlich, was die Seherin von Reden höherer Art etwa zu hören glaubte, war nicht ausdrücklich und nachsagbar, vielmehr vernahm sie es nur dem allgemeinen Eindruck nach durch die Empfindung in ahnender Halbheit, wie es im Traum zu geschehen pflegt. Uebrigens habe ich diese Berichte nicht ganz lesen können. Bemerkenswert und auf magnetische Weise wohl erklärbar sind die bestimmten Angaben über Kostüme, Bauart, Sitten ꝛc., wovon sie schwerlich die geringste antiquarische Kenntnis haben konnte. Es müßte in doppelter Hinsicht interessant sein, nachzuweisen, in wie weit sie mit dem, was darüber bekannt ist, übereinstimmt oder in Widerspruch kommt.

Endlich fiel mir bei ihren Schilderungen ein, daß sicherlich der bildende Künstler (von welchem in der Vorrede in anderer Beziehung vergleichungsweise auch einmal die Rede ist) vielfache Anregung und selbst noch mehr durch sie erhalten mußte. Viele einzelne kleine Züge von dieser Art sind außerordentlich schön, und alles, so viel wir gelesen, zeugt von einem ungemeinen plastischen Sinne, daß Katharina uns beinahe zur Künstlerin geboren schien. So steht, um nur das Nächste, was ich aufschlage, zu wählen, S. 21:

„Auch die heilige Jungfrau am Tische der Frauen war
„heiter. Es war so rührend, wenn die anderen Frauen
„zu ihr traten und sie am Schleier zogen, mit ihr zu
„sprechen, wie sie sich dann so einfach wendete."

Hartlaub ſchickt Ihnen hier die Abſchrift einer Stelle über Geſpenſter aus Luther[1]), entweder für das Magikon oder nur zum Privatvergnügen. Es iſt ſehr trefflich und geſcheit.

Leben Sie alle recht wohl!

Ganz der Ihrige

E. Mörike.

---

337. Eduard Mörike an J. K.

Cleverſulzbach, den 25. Okt. 1841.

Ich will Ihnen, Teuerſter, über Ihre Gedichte, die ich nun ſämtlich und auch das längſtgekannte mit erneuter Liebe und Bewunderung genoſſen habe, nicht wiederholen, was Sie von älteren Freunden vielfach gehört haben, und mich auf jene beiden, von Ihnen ſelbſt zur Sprache gebrachten Stücke beſchränken.

Herr Irwing[2]). Dieſe Ballade dürfte wohl in einer Auswahl der beſten ſchottiſchen ſtehen. Als Sie mir einmal das Gedicht mit anderen verſchiedenen Inhalts und in Geſellſchaft vorlaſen, that es nicht ganz die großartige und reine Wirkung bei mir wie jetzt, da ich's in meinen ſtillen Wänden wieder las. Es verdient unſtreitig eine der erſten Stellen in Ihrer Sammlung. Es weht uns ſchon am Eingang den echten Schauer zu, den es durchdringt. Mit der erſten Strophe war das Gelingen der Ballade entſchieden. Das Auffallende und Unerhörte der Geſchichte wird durch die dichteriſche Macht, die einfache Darſtellung einem jeden wahrhaft. Das Stück hat einen beſtimmten tragiſchen Ton und fließt in einem vollen Zug unaufhaltſam zum Ende. (Für trefflich auch erkenne ich, daß das Pferd als ahnungsvolles Werkzeug der Nemeſis von ſelbſt den Weg zum Richter einſchlägt, oder daß die Worte wenigſtens ſo gedeutet werden können.) Sie haben bei jener Vorleſung den Refrain, oder wie man es nennen will, einigemale weggelaſſen, allein ich möchte

---

[1]) Vgl. Magikon 1841 (2. Jahrg.): „Luther über Poltergeiſter" S. 376 ff.

[2]) Das Gedicht hat die Aufſchrift „Die Mühle ſteht ſtille".

dieſes muſikaliſche Motiv, als einen weſentlichen Reiz Ihrer Ballade, durchaus nicht entbehren. Selbſt da, wo es, den Zuſammenhang der Rede unterbrechend, der Klarheit zu ſchaden droht, in der That bei einem geſchickten Vortrag nicht ſchadet, iſt es ganz am Platz und vermehrt das Seltſame. Schon Theokrit (der Späteren zu geſchweigen) braucht es ſo unterbrechend (ſ. „Die Zauberin“ in meiner klaſſ. Anthologie) [1]).

Der Uebergang des Geiſtes in den ſeligen Zuſtand nach Entdeckung und Beſtrafung des Verbrechens bedarf, zumal bei einer Ballade, einer pſychologiſchen Rechtfertigung. In der poetiſchen Darſtellung darf dieſer Uebergang ſchneller erſcheinen, als es der Natur der Sache nach wirklich ſein kann.

Das Sängerglas. Ein ſchon an ſich begeiſterndes Erzeugnis der Natur, welches, der Sonne am nächſten verwandt und von ihr ſelber ausgebrütet, einen Teil ſeiner Kräfte nur von der oberflächlichen Erde zieht, wird mit dem Tiefſten ihres verborgenen Lebens in innige Verbindung gebracht, um ſo dem Dichter ihre Geheimniſſe zu offenbaren. Die Idee von einem ſolchen Sängerglas iſt herrlich und vollkommen neu. Der Anfang ſpricht ohne Umſtände, gleichwie der erhöhte Moment den ſtarken Gedanken eingibt, die Sache aus. „Ganz ein Gefäß aus Licht und Schall“, ein äußerſt idealer Ausdruck, wahrhaftig ein ganzes Gedicht! Die ſo raſch eröffneten, mannigfaltigen Schätze der unterirdiſchen Welt und ihre Wächter erfüllen mächtig die Phantaſie. Die vergleichende Erinnerung an die begrabenen alten Sangesmeiſter iſt beſonders ſchön und eigen. Der ruhig beſchauliche, ſtille Genuß, welchen man ſich in dieſem wunderbaren Reich zu denken pflegt, wird in Ihrem Liede, das einen trunkenen Anflug hat, beinahe zur berauſchenden Luſt. Mir wenigſtens ging es beim erſten Leſen ſo, deſſen Eindruck immer bleibend iſt. Es klang und rauſchte, funkelte mir gleich alles vor den Sinnen. Dieſem Eindruck entſpricht auch, nebenbei

---

[1]) Dieſe Blumenleſe erſchien 1840 (Stuttgart). Im Jahr 1855 hat ſodann Mörike mit Notter eine Ueberſetzung des ganzen Theokrit veröffentlicht.

gesagt, ein gewisser formeller Umstand, den man an einem andern Ort für einen Fehler halten würde, sehr gut, daß nämlich dieselben Worte nahe hinter einander sich mehrmals wiederholen (Kristall, kristallen, Geister — Erdgeister — Erde — Licht und Klang). Hier wirken sie nur mit, die Fülle in der Vorstellung zu häufen und überströmen zu lassen. So hat man eigentlich nicht Zeit, die Bemerkung zu machen und zu verfolgen. Die ununterbrochenen Schönheiten in den folgenden Strophen darf ich nicht einzeln hervorheben.

Und nun drücke ich Ihnen nochmals innigst die Hand für das liebe Geschenk[1]), das mich noch oft erquicken und erheitern wird.

Mit tausend Grüßen und Empfehlungen, auf hoffentlich baldiges Wiedersehen mit ewiger Liebe

Ihr Eduard Mörike.

---

338. Joachim Meyer an J. K.

Nürnberg, 1. Nov. 1841.

Als ich in dem vergangenen Sommer die Ehre hatte, Sie auf der Rosenau zu sprechen, kam die Rede auch auf meine Schillerschen Studien und mein vorjähriges Programm[2]). Ich versprach Ihnen, noch abends ein Exemplar desselben in Ihren Gasthof zu überschicken. Allein zu Hause angekommen, fand ich keines mehr vor. Ich erlaube mir daher jetzt noch nachträglich mein Versprechen zu lösen.

Höchst wünschenswert wäre es mir, Ihr Urteil über diesen philologischen Versuch zu wissen. Wenn Sie die wenigen Blätter durchlesen haben und mir ganz offen sagen würden, welchen Eindruck dieselben auf Sie gemacht haben, so würden Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen.

Mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung verharre ich Euer Wohlgeboren ergebenster

Dr. Joachim Meyer.

---

[1]) Es sind vermutlich die im Jahr 1841 erschienenen „Dichtungen" 3. Auflage.

[2]) Es ist die verdienstliche Arbeit „Schillers Wilhelm Tell auf seine Quellen zurückgeführt". Nürnberg 1840.

559. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Genua, den 29. Dezember 1841.

Mein geliebtester Justel!

Es ist acht Uhr abends. Ich lag auf einem überaus schlechten Sofa und dachte über ein Märchen nach, das ich meinen lieben Kindern erzählen wollte. Die kleine Wilma, die immer so eigene Einfälle hat und einiges von dem veredelten Wahnsinn ihres Vaters geerbt hat, sagte plötzlich: „Der Papa liegt da wie ein armes Menschenbild.“ Ich erzählte nun den armen Kindern kein Märchen, sondern blickte etwa eine Stunde lang in das schlecht brennende Kaminfeuer und dachte an gar nichts, was zu Zeiten sehr bequem ist, und welch vortreffliche Eigenschaft mir besonders heute zu statten kam, da ich doch nur an Widerwärtiges hätte denken können, so z. B., daß ich seit drei Wochen ohne alle Nachrichten von der lieben Heimat bin, daß das Reisen viel Geld kostet, daß die italienischen Rasirer mich armen Teufel mit Seife einseifen, die nach Kampfer riecht, während sie selbst nach Knoblauch dusten, daß hier überhaupt alles stinkt, denn Italien ist eine große Leiche, an der man aber trotz Gestank und Verwesung doch noch schöne Formen, ja sogar schöne Züge entdeckt. — Aus meinem moralischen Scheintod weckte mich der Kanonenschuß, der das Zeichen zum Schließen des Hafens gibt. Ich sprang auf und blickte zum Fenster hinaus in die schwimmende Stadt, den Wald von Masten, die tosende Brandung, ein wahres Revier für den Kornik[1]). Hoch über allem leuchtet in der Ferne der riesige Kanal und verspottet den Mond mit seinem liederlichen Schimmer.

Wäre ich die Gräfin Hahn-Hahn[2]), welches nach einem Hahn schreiende Huhn sich nach ihrem eigenen Geständnis (Reisebriefe pag. 62—63) einen Maurergesellen zum Gemahl wünschte

---

[1]) Karl Kornik, französischer Seeheld. Vgl. Graf Alexanders (L.) Gedichte über „Kornik“. Gesammelte Gedichte S. 306 ff.

[2]) Ida Hahn-Hahn, 1805—1880, hervorragende Romanschriftstellerin.

und über das herrliche Genua gar wenig Erbauliches zu ſagen weiß — wäre ich ein ſentimentaler Doppelhahn, ich hätte an dem heutigen Abend vielleicht folgendermaßen gekräht:

Die Sonne ſah ich ſinken
Am fernen Himmelsrand,
Und dann den Leuchtturm blinken
Am wilden Felſenſtrand.

Die Sonne meines Lebens
Sank auch in tiefes Meer,
Den Leuchtturm ſucht vergebens
Mein Auge thränenſchwer.

Dieſe Verſe ſind aber total erlogen, denn erſtens iſt es, Gott ſei Dank, in meinem Leben noch nicht total finſter, und wäre es der Fall, ſo hätte ich an meinem Vaterland, an der Liebe meines getreuen Juſtels einen herrlichen Leuchtturm, dem ich, ſo Gott will, recht bald wieder zuſteuern werde. Es iſt mein liebſter Gedanke, nun, da Serach wahrſcheinlich verkauft wird, bei Dir, mein vortrefflichſter Juſtel, einige Sommermonate zuzubringen und in Ruhe bei Dir zu verarbeiten, was ich nun Herrliches ſehe und erlebe. — Ein Blick aus meinem Fenſter iſt mehr als acht Tage in dem bocksledernen Stuttgart (wo doch ſo liebe Leute wohnen), und ich hätte jetzt ſchon Steff, um Euch vierzehn Tage zu erzählen. —

Florenz, 29. Jan. 1842.

So wäre denn dieſer Brief glücklich vier Wochen lang liegen geblieben und hat derſelbe mit mir eine Seereiſe gemacht.

... In Mailand hatte ich die große Freude, Deine Gedichte, lieber Juſtel, und auch die unſeres Niembſchen in einem Bücherladen aufgelegt zu ſehen. Die meinigen waren vergriffen. Es freut mich, daß wir drei Brüder ſo miteinander herum ſpazieren. Uebrigens habe ich eure Werke in meiner ſteten Begleitung, ſowie die des trefflichen Platen. Ich verfolge auf der

ganzen Reiſe ſeine Spur und werde auch ſein Grab beſuchen[1]), da ich für meine Perſon nach Sicilien zu gehen gedenke, ſobald die Stürme auf dem Meere nachgelaſſen haben.

---

560. J. K. an Frau von Sudow.

Weinsberg, 12. Febr. 1842.

Es iſt mir zu arg, daß Alexander gar nichts von ſich hören läßt. Du ſchreibſt mir auch nie, ob Niembſch bei ihm war. Heute erhielt ich von Paris die Revue des deux Mondes mit dem verſprochenen zweiten Artikel über mich. Sehr gut überſetzt iſt mein Lied „Der Gärtner auf der Höhe“[2]).

Strauß iſt mit der Schebeſt[3]) nach Köln und Aachen[4]) ...

Kerner.

Niembſch iſt ein proſaiſcher Geſelle, daß er in Stuttgart ſitzen bleiben kann.

---

561. Breslau an J. K.

München, den 23. Febr. 1842.

Dein Brief lautet ſo wehmütig, daß Du geſcholten zu werden verdienſt. Der Seher muß ſich nicht ſo verſtimmen laſſen, wenn ihm einmal auf eine Zeit lang das Licht von außen weniger hell leuchtet, und überdies biſt Du ja nach allem, was ich und andere an Deinen Augen bemerken konnten, dem Zeitpunkte ſehr nahe, wo Du auch die feinen Züge der Frau Chezy wieder erkennen wirſt können[5]). Alſo keine Ent-

[1]) Platen ſtarb am 5. Dezember 1835 und iſt im Garten der Villa Landolina bei Syrakus begraben.

[2]) Der Aufſatz: Le docteur Justinus Kerner iſt von Henri Blaze, 29. Band, S. 853 ff.

[3]) Agneſe Schebeſt, die bekannte Sängerin und nachherige Gattin von Strauß.

[4]) Von hier aus ſchrieb ſie an Kerner, „der Strauß ſei nun geſunden und ſie ſtecke ſich ihn ans Herz, da wo ſeine Knoſpen aufgegangen ſien“.

[5]) Vgl. über die Geſtalt der Frau v. Chezy Brief Nr. 474.

mutigung! Mit mir erwarten viele Deiner Freunde die Ankunft Deines Theobald. Doch entsteht die Frage, ob es nicht geratener wäre, ihn bis nach der Operation . . . Dir zur Stütze zu lassen, da es ja bei seiner Reise nicht darauf ankomme, ob er sie um ein halb Jahr früher oder später mache. Doch! das wirst Du mit Rickele am besten überlegen und dann das Beste beschließen. In jedem Falle rechne darauf, daß, zu welcher Zeit auch Theobald hieher kommen wird, er immer der willkommene Gast sein wird, und so, wie Du einst Rickele mir anvertraut hast, so kannst Du auch jetzt auf den alten Freund rechnen. Ich erwarte, daß er bei seiner Hieherkunft geraden Wegs zu mir kommt und Du mir die Sorge für Wohnung und Kost überläßt.

In Liebe und Freundschaft

der Deinige

Breslau.

---

562. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 12. März 1842.

Mein geliebter Justinus! Durch Assing erfuhr ich in diesen Tagen, wie es Dir geht, und daß wir mit bester Zuversicht hoffen dürfen, Dein verdüstertes Augenlicht bald wieder zu neuer, frischer Helle emporsteigen zu sehen. Aus treuem, teilnahmvollem Herzen ruf' auch ich Dir dazu ein inbrünstiges, heilwünschendes Glückauf! — Zwar liegt noch ein ängstlicher Uebergang vor diesem Ziele, aber Du wirst ihn mit Mut und Freudigkeit glücklich durchschreiten, und Du weißt vorher, daß er nicht allzu schmerzlich und das Gelingen dabei so gut wie gesichert ist. Halte Dir in der entscheidenden Minute alle heißen Gebete und Segenswünsche gegenwärtig, welche Deine Freunde aus allen Orten und Gegenden für Dich zum Himmel senden! — Wenn ich dem Freunde Trost und Mut einzusprechen wünsche, so ist es nicht ohne einiges Recht dazu, welches ich selber in dieser Zeit mir schwer habe erwerben müssen. Den ganzen Winter schon hab' ich schlimm gekränkelt, konnte nicht gehen, lag oft zu

Bette, mußte auf Arbeit und Gesellschaft größtenteils verzichten. Aber am 9. Februar kam abends noch ein neues Uebel hinzu, ich entdeckte, daß mir die linke Seite des Gesichts gelähmt sei. Zwar versicherte der herbeigerufene Arzt, Geheimerat Casper, der Zufall sei nicht apoplektisch, sondern nur eine rheumatische Lähmung, allein der Unterschied, den ich gern einräumte, erschien mir nicht so wesentlich, daß ich nicht alle Gedanken sollte gehabt haben, die sich mit jener ersten Bezeichnung zu verbinden pflegen. Die Lähmung verging sehr bald ohne andere Mittel als ein Zugpflaster hinter dem Ohr und wenige Kampferwaschung, und jetzt sieht man mir kaum noch etwas an, außer wenn man ausdrücklich untersucht, — aber mein Gesamtzustand ist fortwährend ein katarrhalisch-rheumatischer, geschwächter, und ich fühle mich gleichsam in eine andere Klasse eingeschrieben, lebe nach neuem, verringertem Zuschnitte! Aber ich finde, das Leben ist auch so noch der Mühe wert und bringt auch dem Kranken und Herabgekommenen noch manche Gabe, ja sogar neue, die er vorher nicht kannte. Und so lasse ich mir denn jede zugelegte Frist gerne gefallen und suche sie zu nutzen, so gut es geht. Hiemit steht gar nicht im Widerspruch, daß die Welt mich doch nicht sonderlich hält, der Tod mich nicht schreckt, und daß mich siebenundfünfzig Jahre ein ganz billiges Alter dünken, wo man gegen die Abrufung nicht viel mehr einzuwenden hat. —

Aber schon naht ein neuer Frühling, und mein Gemüt öffnet sich willig den belebenden Einwirkungen! Mög' es Dir ebenso gehen, geliebter Freund! So lange wir leben, laß uns auch dem Leben zugewendet sein und von ihm genießen, so viel wir können! Ich harre mit Verlangen der wärmeren Lüfte und hoffe noch manchen guten Tag. — Daß wir noch zusammen auf der Erde sind, daß einer vom andern weiß, ist auch schön. Ich denke auch, wir sehen einander noch hier wieder! Was ich den Sommer werde vornehmen können und sollen, weiß ich freilich noch im geringsten nicht.

Du hast, geliebter Freund! ein Großes vor mir voraus, Du lebst umgeben von Frau und Kindern; ich allein, sogar die alten Freunde sind vor mir dahingeschieden, Chamisso und Neumann, mit denen ich am selben Orte lebte! — Grüße die

Deinigen herzlichſt von mir. Grüße mir auch beſtens die ſchwäbiſchen Freunde, den lieben Uhland und Schwab, und Mayer und Grüneiſen, und ſo viele andere, die ich teils geſehen von Angeſicht, teils nicht geſehen, wie z. B. Strauß, der ja wohl immer, trotz aller Verſchiedenheit der Anſicht, Dein Freund iſt und bleiben wird. — Ich habe dieſen Winter ſeine Glaubenslehre fleißig geleſen und noch kürzlich wieder; er hat eine wunderbare Schärfe der Dialektik und eine mächtige Fülle des plaſtiſchen Ausdrucks, von dem ein Dichter ganz anſtändig leben könnte. Er beſtätigt aufs neue, daß jeder rechte Schriftſteller notwendig einen Poeten in ſich trägt. —

Wir haben hier jetzt Rückert[1]), der aber ſehr alt geworden iſt und auch etwas ſtumpf, wie mir ſcheint. Schellings[2]) Vorleſungen konnt' ich nicht hören, doch hab' ich ihn geſprochen, — ich kannte ihn ſchon von Bayern her. Ein neues Heil zu bringen ſcheint er nicht mehr der Mann. Das erſte Aufſehen iſt vorüber, und nun rinnt der Strom ſeiner Vorträge gelaſſen dahin. Auch diejenigen, die auf ihn gerechnet, finden ſich getäuſcht. Er hat große Blößen gegeben und wird hier nichts gründen, als ein verſtärktes Aufleben Hegels, der in ſeinen Schülern mächtiger iſt als je. Auch die Gunſt der Staatsbehörde vermag das geiſtig Schwächere nicht gegen das Stärkere zu halten. —

Ottilie und Ludmilla Aſſing haben mir kürzlich geſchrieben. Sie ſind liebe, von dem edelſten und ſchönſten Geiſte beſeelte Kinder, die würdigen Töchter Roſa Marias. Ach, dieſe Schweſter hätte nicht ſo früh ſcheiden ſollen! Jeder Tag läßt mich ihren Verluſt empfinden! Und Rahels!! — Ottilie ſchreibt mir, ſie erinnere ſich, von der Mutter gehört zu haben, daß Deine Frau einmal von einer ähnlichen rheumatiſchen Lähmung, wie ich, befallen geweſen, aber in kurzem hergeſtellt worden, und auch habe ſich das Uebel nicht wiederholt. Iſt das richtig? Man hat mir übrigens viele ähnliche Fälle aufgezählt. —

---

[1]) Er lebte von 1841—1848 in Berlin.

[2]) 1841 nach Berlin berufen, las er kurze Zeit und zog ſich dann ganz von der Oeffentlichkeit zurück.

Lebe wohl, geliebter Juſti-us! Ich dachte nur ein paar Zeilen zu ſchreiben, und ſiehe! es iſt ein langer Brief geworden! — Lebe wohl und ſei getroſt! Der Himmel laſſe ſeine beſten Segnungen auf Dich niederfallen, laſſe Dir einen heitern, frohen Sommer werden und erſetze Dir reichlichſt im Innern, was er Dir im Aeußern etwa vorenthält. Lebe wohl, geliebter Freund! Friſchen Handſchlag auf neues Leben und Wohlergehen bietet Dir treulichſt Dein unwandelbar liebevoller

Varnhagen von Enſe.

---

562. Graf Pocci an J. L.

Karfreitag 1842.

So oft ich eine Zeile von Ihnen leſe, meine ich immer, der Frühling kömmt mit all ſeiner Wehmut, mit all ſeinem Segen! — Sie verſtehen mich! — So auch Ihre letzten lieben Zeilen, die mir Ihr Sohn[1]) brachte. Möge ich ihm nützlich und dienlich ſein können!

Sie ſagen immer, wie ſehr Ihnen an meiner Liebe gelegen iſt! Und ich bin innigſt dankbar, wenn Männer wie Sie, Teuerſter, mich nur dulden mögen. Ich habe ja durch mich ſelbſt ſo gar nichts Liebenswürdiges, und es wird wohl nur die Nachſicht anderer ſein — und ſo auch Ihr mildes, liebes Herz — das meiner ſo freundlich gedenkt. Mein bißchen Kunſt habe ich vom lieben Gott, aber ich bin ja nur ein Vogel im Walde, der in den Tag hinein pfeift für die Leute und bei Nacht ſtill für ſich ſingt und meiſtens dabei weint. — Die neueſte Auflage Ihrer Gedichte habe ich mir erſt ſchenken laſſen, die liegen immer auf meinem Tiſch. Wie wunderſchön ſind dieſe Lieder! Wie erquickend die Reiſeſchatten! Ich möchte zu jedem Blatt eine Zeichnung machen! ... Alles Herzliche an Ihre Frau Gemahlin und Frau von Suckow, wenn Sie ſie ſehen. Wenn letztere erlaubt, werde ich ihr nächſtens einmal mich ſelbſt durch ein Brieflein in ihre Erinnerung zurückrufen ... Mit inniger Liebe und Verehrung ...

Pocci.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 561.

564. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 4. April 1842.

Ich muß mit meinen blinden Augen zu ſchreiben anfangen, ſonſt ſchreibſt Du doch nicht ...

Die Geſchäfte muß ich jetzt allein beſorgen, da Theobald nun in München iſt. Sein letzter Brief handelte allein von einem Beſuche bei Brentano, dem Allerſonderbarſten. Er nannte den Strauß einen Teufel in glacirten Handſchuhen. Uebrigens ſchimpft er über alles, was nicht großkatholiſch iſt. Er leidet an der Bruſtwaſſerſucht und wird nicht lange mehr leben. Zu Schubert kommt Theobald oft und begleitet ihn auf ſeinen Spaziergängen ... Varnhagen ſchrieb mir kürzlich auch[1]). Er iſt leider ein ſtarker Hegelianer, ſchreibt auch wohl nur deswegen: Schelling habe durch ſeine Vorleſungen in Berlin kein Glück gemacht und die Schüler Hegels fühlen ſich ſtärker als je. Dann geht er auf großes Lob der Straußſchen Schrift über ... Sonſt weiß ich eigentlich gar nichts mehr zu ſagen; denn ich bin völlig tot und leer.

O ihr lieben Kinder! Das Leben iſt ſchwer! ...

Gottes Segen über Dich!

Ewig Dein treuer

Kerner.

---

565. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 4. April 1842.

Wenn ich es noch nicht gewußt hätte, was Du für ein guter Menſch biſt, ſo hätte ich es heute erfahren, als ich mit Deinem lieben Brief erfreut wurde ... Alſo mit Deinen Augen geht es nicht gut? Sonſt waren die meinigen das Beſte an mir, aber ſeit Ludwigs[2]) Tod iſt es ganz anders, das Weinen iſt ein wahres Gift für ſie. Für uns iſt es am allerſchlimmſten, daß

---

[1]) S. Brief Nr. 562.

[2]) Er ſtarb im Oktober 1840. Vgl. Brief Nr. 549.

man nichts von Dir — oder faſt nichts von Dir hat, wenn Du auch hier biſt, es ſind da gar zu viele Menſchen, die etwas von Dir haben wollen, da muß ſich unſereins beſcheiden ... Das iſt doch arg von Varnhagen, daß er es mit Strauß hält; erſt heute hörte ich ein Stücklein aus ſeiner Dogmatik verleſen, das mich ganz empörte. Ich kenne keinen dieſer Herren, aber man ſollte glauben, ſie fühlen ſich als Halbgötter, weil ihnen die Aufgaben des Chriſtentums ſo leicht und gering erſcheinen, während wir andern Menſchenkinder uns freuen, wenn wir ihm nur halbwegs genügen können. — Aber jener badiſche Pfarrer wird doch recht haben, welcher behauptete, der Hegelianismus ſei für junge, geſunde Leute, für ſolche, die keine Kinder haben. Solche gibt es auch unter den alten, das warme Herz fehlt ihnen dann auch noch dazu. Die Nachricht, die Du uns von Graf Alexander gibſt, iſt recht erfreulich. Für das Magikon danke ich Dir im voraus aufs herzlichſte ...

Sophie Schwab.

---

566. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 7. Juni 1842.

Du ließeſt ſchon lange nichts mehr von Dir hören. Ich ſende hier an Guſtav ein Scherflein für die Hamburger[1]) mit der Bitte, es dem ſammelnden Verein zu übergeben.

Nun iſt ja Niembſch da, und Ihr werdet durch ihn viele Unterhaltung haben ... Einige Wochen früher war Strauß mit der Schebeſt da, die ein Konzert in Heilbronn gab ... Es iſt eine ſehr liebe, rechtſchaffene Perſon, die wir wahrhaft verehren, und ich hoffe, ſie werde auf Strauß' Inneres gut einwirken ... Daß unſer Aſſing ſtarb, das iſt arg. Am 1. Mai, ſeinem Hochzeitstage, wurde er neben ſeiner Roſa zur Erde beſtattet. Der Mädchen wird ſich Varnhagen gewiß

---

[1]) Die Stadt Hamburg war von einem ſchrecklichen Brand heimgeſucht worden.

annehmen[1]) ... Schreibe Du, ich kann meiner Augen wegen, wenigſtens jetzt, nicht weiter. Verlaßt mich nicht, — ach! ich bin ſo krank und ſo traurig! Wir grüßen Euch alle tauſendmal!

Innigſt Euer

Kerner.

---

347. Eduard Mörike an J. K.

Cleversulzbach, den 26. Juni 1842.

Sie haben mich durch gütige Mitteilung des neuen Magikons angenehmend erfreut. Ich hab' es gleich mit Leidenſchaft verſchlungen und mir vorbehalten, es, ſobald ich nur wieder allein bin (denn ſchon ſeit einiger Zeit habe ich Beſuch), erſt gründlicher zu leſen. Inzwiſchen tauſend Dank! Ich denke dieſen Sommer auch wieder einen Beitrag (nicht aus meinem Hauſe, ſondern von Nürtinger Verwandten, die ich bald ſehen werde) fürs nächſte Heft leiſten zu können.

Kürzlich war ich drei Wochen lang und namentlich zur Zeit des Schebeſtſchen Konzerts verreiſt (in Wermutshauſen[2]), ſo daß Ihr freundſchaftlicher Vorwurf mich, wenigens in dieſem Fall, nicht trifft. Indeſſen iſt es wahr, ich bin ſeit Jahren der Welt und ſelber meinen alten Freunden um vieles fremder geworden; auch iſt mir oft, als könnte ich nie mehr ſo heiter ſein, als man von früher mich zu denken gewohnt iſt. Wir wollen hoffen, dieſes ſoll noch anders kommen.

Ich habe Waiblingers[3]) lyriſche und epigrammatiſche Gedichte redigirt; ſie werden wohl bald in Stuttgart erſcheinen, und ich bin ſo frei, auch Ihnen ein Exemplar zu übermachen. Doch in der Zwiſchenzeit komm' ich nach Weinsberg.

---

[1]) Iſt geſchehen. Vgl. Varnhagens Briefe vom 15. Juli 1842 und 7. Nov. 1843.

[2]) Dort (Oberamts Mergentheim) lebte Mörikes beſter Freund Pfarrer W. Hartlaub. Vgl. Brief Nr. 556.

[3]) Wilhelm Waiblingers (1804—1830) Gedichte, von Mörike herausgegeben, erſchienen erſt im Jahr 1844.

Erhalten Sie mir Ihre Liebe, bester Mann! und glauben Sie, ich selber bin am wenigsten mit mir zufrieden. Wäre ich gesund, wäre alles besser.

Unter den herzlichsten Empfehlungen an Ihr verehrtes Haus, auch von Klärchen.

Mit ganzer Seele der Ihrige

Eduard Mörike.

Karl Mayer, der Vater, hat mir ein Heft anderer Gedichte geschickt [1]). Ich kann mich nicht enthalten, eins und das andere hier abzuschreiben, wodurch er Ihnen ganz gegenwärtig werden wird:

Es hängt am Stockbrett manche Reif'
Herunter nach dem Hausgebälk,
Und hinterm Birnbaum schimmert vor
Als Fensterschmuck Levkojenflor.
Milchtöpfe liegen nach der Schnur,
Besonnt die innere Glasur,
Ein Kätzchen ruht und schnurrt dabei,
Der Sonne froh, so warm es sei.
Das Kammerzlaub von Sonne strahlt,
Die sich im Röhrenbrunnen malt.
Das Mädchen singt, der Knabe lärmt,
Die Henne gackst, die Biene schwärmt,
Dank, Vaterland, das mir so mild
Bereitet ländliches Gebild!
Dank, Sonne, die noch holder schmückt,
Was mir den stillen Sinn beglückt [2]).

Des Froschfangs, wie es scheint, vergaß
Der Storch und stolzet durch das Gras.

---

[1]) K. Mayer teilt in seinem „Ludwig Uhland" II, S. 173 ff. Ausführliches mit über Mörikes Teilnahme bei der Ausgabe seiner (Mayers) Gedichte.

[2]) Als „Vaterländischer Anblick" in K. Mayers „Gedichten" (3. Aufl. 1864) S. 303 ff. aufgenommen.

Er ſetzt mit Luſt ein rotes Bein
Und andere behäglich ein
Und lehrt ſich durch ſein Beiſpiel nun
Die Kunſt, mit Anſtand nichts zu thun [1].

Gibt's etwas Lieblicher's?

---

568. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 12. Juli 1842.

... Georg Scheler war mit Graf Wilhelm da. Die Saſow hat eine große Freude am Drucke ihres Werkes ... Es iſt nichts, daß Strauß nach Sontheim zieht, er bekam das Logis nicht [2]) und auch in Heilbronn bekommt er keines. Die Leute fürchten ſich vor ihm und meinen, der Blitz ſchlage ihnen ins Haus. (Der hieſige Traubenwirt) Mall würde ihn nehmen, aber er müßte ſich ihm auf drei Jahre verſchreiben; das will Strauß nicht, weil er ſich ſchon vor Jahren dem Teufel verſchrieben und der Accord vielleicht bald ausgeht, rettet ihn nicht noch die Schebeſt.

Ich grüße Euch alle innigſt.

J. Kerner.

---

569. Varnhagen an J. K.

Kiſſingen, den 15. Juli 1842.

Geliebter Freund! Deinen lieben Brief vom 4. erhielt ich geſtern durch Deinen Schwager, den ich ſchon tags vorher geſprochen hatte. Dein Blatt war ein gutes Ereignis in dem ſonſt ſchlimmen Tage; ich hatte mein zweites Salzbad genommen und rang nachher bis zum Abend mit Schläfrigkeit, Schwindel und Müdigkeit, ein ſchrecklicher Zuſtand! Zum Glück hatte ich ſchon früher die Einladung zu Mittag bei der Königin nicht angenommen und konnte ruhig und bequem bei Tettenborn —

---

[1]) Unter der Aufſchrift: „Vorbild“ in Mayers „Gedichten“ S. 284 erſchienen.

[2]) Strauß bekam ſchließlich doch noch eine Wohnung in Sontheim (a. N. bei Heilbronn).

wie immer — zu Mittag eſſen. Abends aber ging ich mit der Königin beim Brunnen auf und ab und erzählte ihr gleich von Deinem Briefe, ſie vernahm alles mit lebhaftem Anteil; ich habe mit ihr ſchon oft von Dir geſprochen, ſie ſchätzt Dich ſehr und hat auch einmal ſelber auf eine Schlafwandlerin, wie ſie mir erzählt, heilſam eingewirkt, will aber im ganzen mit dieſer Nachtſeite des Lebens wenig zu thun haben. Ich ſpreche die Königin täglich, kann aber nicht mehr, wie in vorigen Jahren, ihre rüſtigen, unermüdlichen Wanderungen mitmachen, ſondern dieſen nur auf kleineren Strecken mich anſchließen. Ich bin ihr ſehr zugethan, es läßt ſich leicht und harmlos mit ihr ſprechen, und ſehr ſchön iſt das Verhältnis zu ihren Töchtern; die Prinzeſſinnen ſind mit der Mutter ganz vertraut und herzlich, lachen und ſcherzen in ihrer Gegenwart heiter und unbefangen. Auch das Gefolge der Königin beſteht aus guten und freundlichen Perſonen. Die Anweſenheit der Königin hat hier daher nur angenehme Wirkungen. —

Mir aber geht es nicht beſonders, lieber Freund! Ich kann nicht daran denken, von hier weiter zu gehen, es müßte denn eine außerordentliche Beſſerung noch eintreten, was ich kaum erwarte. Ich käme gewiß gern zu Dir, ſähe auch gern den Rhein wieder, wo Freunde aus England meiner harren, und müßte vor allem nach Hamburg, um meine lieben Nichten abzuholen; aber es wird von allem wohl nichts geſchehen! Ich werde froh ſein, ſtill und langſam nach Berlin zurückzukehren! Für den Winter, den ich ſonſt immer ſehr fürchten muß, bereitet ſich mir dort ein neues Leben, denn Ottilie und Ludmilla werden bei mir ſein, hoffentlich für immer, wenn es ihnen bei mir nicht mißfällt. Aſſings Tod war mir ein harter Schlag, und noch begreif' ich dieſe Schickung nicht und ſtaune ſie und ihre Folgen mit Verwunderung an. Dieſe Kinder mußten ſo früh dieſe Eltern verlieren, dieſes ſeltene Glück von vier Menſchen ſeine raſche Auflöſung erfahren. Allerdings iſt Aſſing ſeiner Roſa nachgeſtorben, er konnte nicht mehr leben, ſogar die Kinder hielten ihn nicht. — Und dann der Brand Hamburgs! Ich habe ſchrecklich davon gelitten, und als die Nachricht kam, den Flammen

ſei Einhalt gethan, löſte ſich die Spannung in heftigem Weinen! — Fräulein von Seckendorf iſt nun wohl ſchon fort; ich grüße ſie herzlichſt und wünſche ihr alles Heil. Wir vermiſſen ſie und ihre Schweſter hier ſehr. Ueberhaupt iſt alles früher Erlebte ſchöner als das gegenwärtig zu Erlebende ...

Daß Strauß einer glücklichen Verbindung entgegengeht, freut mich für ihn beſtens. Fräulein Schebeſt wird die Katharina von Bora dieſes Luthers unſerer Tage. Ich ſtimme ſeinem Gange der kritiſchen Entwicklung nicht bei, halte ihn aber für einen ausgezeichneten, machtvollen Geiſt, deſſen Wirkung im ganzen eine fruchtbare und heilſame ſein wird. Schelling ſchimpft ſchrecklich auf ihn. Aber Schelling ſcheint maßlos in Dünkel und Unkunde und wird in kurzem alles Zutrauen, das ſein hoher Name erweckte, zu Grunde gerichtet haben. Im Juni der Zeitung für die elegante Welt ſteht ein artiges Stückchen von Schelling in Betreff Spinozas und Jakob Böhmes, das auf Strauß bezogen wird; mache doch dieſen aufmerkſam darauf; die Sache hat ihre eigentümliche Wichtigkeit ... Ich leſe hier Puſchkin[1]) und Goethe. Daß Uhland nicht den neuen preußiſchen Orden bekommen, wird allgemein getadelt und der ganze Orden überhaupt. Wird Uhland nicht endlich ſeine kritiſchen Arbeiten zur Geſchichte der Minneſänger[2]) hervortreten laſſen?

Geliebter Freund, Du ſollſt nicht blind werden! Nein, nein! Der Anblick Deiner Handſchrift freut mich in der Seele, ſie legt ein gutes Zeugnis ab! Gott ſchütze Dich, geliebter Freund! und laſſe Dich noch viele ſchöne Jahre ſehen! ...

Varnhagen von Enſe.

... Ich bleibe noch vier Wochen hier. Stärkt mich die Kur, ſo komm' ich auf einen Tag zu Dir; aber bis jetzt läßt es ſich nicht ſonderlich an. Ich kann nicht *gehen* und muß mich, beſonders abends, meiſt *führen* laſſen!! — Kannſt Du mir ein Briefblatt von Eſchenmayer ſchicken? der Handſchrift wegen. Ich bin ſeit ſechs Monaten ein Autographenſammler!

---

[1]) A. S. Puſchkin, der gefeiertſte Dichter der Ruſſen 1799—1837.

[2]) Vgl. Uhlands Schriften 5. Band: „Der Minneſang" S. 111 ff.

570. Eschenmayer an J. K.

Niedernau [Bad bei Tübingen], den 18. Juli 1842.

Meine Hand will den Dienst versagen und mein Geist wird steril, wie ein Baum, der in seiner Rinde abstirbt und in seinen Säften vertrocknet. Mein 74ster Geburtstag ist vorüber und das organische Kapitel: de senectute [über das Greisenalter] dringt sich auch der Seele auf. Wie gut ist das Altsein bei den trübseligen Zeiten, die uns bevorstehen! Könnte ich meine Laufbahn zurückrufen, nimmermehr würde ich es thun.

Dr. Matuszynski[1]) ist ein treues, aufrichtiges Herz und ein strebsamer Geist zu Grabe gegangen, und bedauerlich ist es, daß ihm sein Hingang den längern Genuß des guten Loses, das ihm zuletzt gefallen, versagte.

Vorgestern beglückte uns ein Besuch von Wangenheim, der von Hechingen[2]) mit Sohn und Tochter hier war. Wangenheim ist einer der seltenen Geister, die vom Alter nicht gebeugt werden können. Er wird auf seiner Reise nach Amorbach[3]) ohne Zweifel Dich besuchen. Wenn ich ihn wieder sehe, thut es mir auf ein ganzes Jahr gut ... Was an einem alten Körper gut zu machen ist, das scheint das hiesige Bad an mir erfüllen zu wollen, und was zur Erheiterung des Geistes beiträgt, das thut mein Pfleger und Stubengenosse, Freund Werner[4]), reichlich.

Der Herr gebe, daß Deine Augen sich nicht verschlimmern. Lebe wohl!

Dein Eschenmayer.

---

571. Graf Reipperg an J. K.

Schwaigern, 21. Juli 1842.

Beiliegend sende ich Ihnen mit meinem besten Dank sämtliche anvertraute Briefe zurück. Mit Varnhagen kann ich mich nie ganz befreunden, in seiner ganzen Art scheint etwas Ge-

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 395.
[2]) Stadt in Hohenzollern.
[3]) Stadt in Bayern, Unterfranken.
[4]) Vgl. Brief Nr. 500.

Dr. C. A. von Eschenmayer.

künſteltes, nicht Natürliches zu liegen, den Eindruck machten mir noch alle ſeine Schriften, und ſo gewählt auch ſein Stil ſo merkt man ihm das Geſuchte immer an. — Sehr intereſſirt haben mich aber die Briefe Ihres Theobald, und meine Frau, die Ihnen ſelbſt antwortet, ſowie ich ſelbſt, haben ſie mit wahrem Vergnügen geleſen ...

Neipperg.

---

572. J. K. an Frau von Hügel.

Weinsberg, Montags [10. Auguſt 1842].

Es iſt eben traurig, daß Sie nicht immer hier ſind. Vorgeſtern kamen gleich nach dem Italiener (Meyer) Hackländer und Löwe[1]) an.

Hackländer las uns noch abends ein merkwürdiges Märchen, das er dichtete; es hat die Aufſchrift und Inhalt Schwaigern[2]) und handelt auch von der Liebſchaft eines Grafen mit einer Königstochter. Es iſt für Neipperg von ihm gedichtet. Wir waren bis geſtern früh vergnügt zuſammen, wo dann Hackländer nach Schwaigern abfuhr. Dorthin kam geſtern auch die Gräfin Marie und der Bräutigam Taubenheim. Löwe blieb, er dichtete ſchöne Lieder. Nachmittags fuhren Paſſavants[3]) an, Paſſavant bleibt noch bis morgen Nachmittag, ſeine Frau vielleicht noch mehrere Tage. Er reiſt von hier nach Tirol und Steiermark; ſie fragten ſogleich nach Ihnen mit Liebe.

Heute früh ſchrieb Neipperg (der Brief iſt aber drei Tage alt), ſobald die Gräfin Marie und Taubenheim kommen, wollen ſie hieher kommen. Hackländer will in jedem Fall wieder über

---

[1]) Feodor Löwe, Schauſpieler und Regiſſeur in Stuttgart, 1816 geboren, gab 1854 „Gedichte“ und 1875 „Neue Gedichte“ heraus.

[2]) In Schwaigern hatte Graf Neipperg ſeinen Sitz. Durch ihn dem König Wilhelm empfohlen, kam Hackländer in württembergiſchen Staatsdienſt und wurde 1859 Direktor der königlichen Bauten und Gärten. In dieſer Stellung trug er weſentlich zur Verſchönerung Stuttgarts bei.

[3]) Arzt und Schriftſteller in Frankfurt a. M.

hier zurück. Passavant brachte die Nachricht von Brentanos[1]) Tod, er starb in Aschaffenburg im Hause seines Bruders; sein Tod wird Theobald alteriren, der ihn in München pflegte. Löwe geht morgen früh. Kommen Sie doch, Sie haben ja Zeit und Gefährte genug und hier empfangen Sie ja gewiß die wärmsten Herzen.

Alles grüßt Sie und wünscht Sie hier zu sehen, besonders auch die liebe Frau Passavant.

Innigst

Just. Kerner.

---

573. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 10. September 1842.

... Durch Uhlands Zurückkunft und seine Erzählungen von der Reise[2]) wurden wir neulich sehr erfreut, für meinen lieben Mann hatte es doppeltes Interesse, da er voriges Jahr denselben Weg gemacht hatte[3]). Aber Uhland war auch so belebt und erheitert, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören, da war auch kein Wörtchen zu viel und zu wenig. Es war wirklich zu nett, wie er mit seiner unvergleichlichen Bescheidenheit die Huldigungen, die er empfing, aufnahm und uns wiedergab ...

Vorigen Sonntag besuchte uns Graf Alexander; es hat uns sehr gefreut, ihn wieder zu sehen, obwohl es mir einen wehmütigen Eindruck gemacht hat, an dieser sonst so kräftigen Gestalt die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit auch wie bei anderen Menschen wahrzunehmen, ich hatte ihn sehr lange nicht gesehen und fand ihn seitdem sehr verändert und mager. Es mag freilich in dieser Zeit auch manche Sorge und Kummer über ihn gekommen sein, wie sollte das an dem äußeren Menschen spurlos vorübergehen!

---

[1]) Er starb am 28. Juli 1842.

[2]) Die Reise führte ihn durch Norddeutschland bis Kopenhagen. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 299 ff.

[3]) Schwabs Reise erstreckte sich noch weiter, bis nach Stockholm. Schwabs Leben von Klüpfel S. 330 ff.

Was ſagt ihr denn dazu, daß Niembſch in ſeinen Albigenſern ein ſolcher Hegelianer geworden iſt? Nicht nur mein lieber Mann, der darin vielleicht eine beſonders feine Naſe hat, findet es, ſondern auch ganz unbefangene Leute, die ſich am Savonarola erfreuten, finden es mit Erſtaunen. Es ärgert mich, daß er nicht mehr hier iſt und man ihn zur Rede ſtellen kann, ich möchte meinen Zorn gerne recht gegen ihn herauslaſſen. Daß Du dieſen Sommer eine ſo angenehme Nachbarin an Frau von Suckow haſt, freut mich ſehr für Dich, wie gerne möchte man ſich manchmal zu Euch verſetzen können und das idylliſche Leben ein wenig mit Euch teilen . . .

Sophie Schwab.

---

574. J. K. an Frau von Hügel.

Weinsberg, den 12. Oktober 1842.

Mit meinem Fuße iſt es eben immer noch ein Jammer, ich kann ſeit dem Fall nicht gehen. Liſzt iſt bei uns angekommen und Rickele hat beſonders Freude an ihm. Beſuchen Sie ihn und uns doch morgen ganz gewiß! Spielen will er durchaus nicht.

Alexander ſchrieb einen langen Brief an mich über ſeine Reiſe nach Korſika; allein er kam noch nicht, die Gräfin Marie hat ihn noch. Theobald ſchrieb auch und gute Verſe auf die Eversiſche[1]) Kalbfleiſchgeſchichte. Alles Nähere mündlich!

Innigſt

Juſt. Kerner.

---

575. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 2. November [1842].

. . . In Deinem Briefe klagſt Du über Niembſch wegen ſeiner pantheiſtiſchen Geſänge. Als er zu mir kam, gab er mir nur einige Bruchſtücke preis und dann ging er und ſandte mir

[1]) Karl Evers, Komponiſt und Virtuoſe, 1819—1875. Seine Schweſter (Sängerin) war unzufrieden darüber, daß ſie bei Kerners nur Kalbfleiſch zum Nachteſſen bekam.

das Buch von Stuttgart aus. Ich las es und erstaunte und ließ meinen Jammer gegen Reinbecks aus; diese gaben meinen Brief Niembsch zu lesen. Auf dieses kam er ganz unerwartet plötzlich wieder hieher und sagte, er könne nicht nach Wien reisen, wenn ich der Albigenser [1]) wegen mit ihm unzufrieden sei. Er suchte den Geist des Gedichtes zu verteidigen, allein er konnte es eben nicht anders machen als es ist. Durch sein Wiederkommen und Entschuldigen aber bestach er mich wieder sehr.

Wir schieden natürlich in aller Liebe und noch am Wagen bat er mich aufs herzlichste, ein Lied auf das Trinkglas zu machen, das er mir vor zehn Jahren gegeben, was ich auch that, wie ihr im Morgenblatte [2]) vielleicht gelesen habt . . .

Tausend Küsse Dir und Deinem treuesten Schwab von mir und Nikele.

Ewig Euer treuer

Kerner.

---

576. Franz von Ditfurth an J. K.

Schloß Theres bei Haßfurth a. M., 7. Dezember 1842.

Meinen herzlichsten Dank für Ihre gütigen Mitteilungen, aus denen ich mit wahrer Teilnahme ersehe, daß Sie nunmehr von Ihrem Unfalle ganz wieder hergestellt sind.

Wie leidend Sie auch damals waren, so rechne ich mir doch immer die wenigen Stunden, die ich bei Ihnen verlebte, sehr hoch an, und schon die besondere Teilnahme an einer mir so sehr am Herzen liegenden Volksliedersammlung wird stets die freundlichste Erinnerung gewähren; sie war mir die schönste Gastfreundschaft.

Von den verzeichneten Werken der Heilbronner Bibliothek sind mir allerdings die meisten bekannt; einige indessen bleiben mir zur Benützung höchst wünschenswert, als:

---

[1]) Sie erschienen im Jahr 1842.

[2]) In Nr. 237 erschien Kerners Gedicht „Mein Kristallglas. An Nik. Lenau". Vgl. auch Schurz, „Lenau" II, 105.

1. Mathaei le Maystre, geiſtliche und weltliche teutſche Geſänge. Wittenberg 1566.
2. Joachim Brechtels kurzweilige neue Liedlein. Nürnberg 1594.
3. Bergreihen auf zwei Stimmen. Nürnberg 1551.

Beſonders dies letzte wäre mir höchſt wichtig, indem ich darin wirklich alte Volksmelodien vermute, an die in alten Drucken und Handſchriften ſonſt gar nicht zu kommen iſt.

Sollte es ſich alſo erwirken laſſen, daß mir dieſe drei vorgenannten Werke von der Heilbronner Bibliothek anvertraut würden, ſo möchte ich Sie, hochgeehrter Herr, ergebenſt erſuchen, darin behilflich zu ſein, und zwar, wenn ich bitten dürfte, ſobald als thunlich, da ich ſie bei Ausarbeitung eines Aufſatzes für die Vierteljahrsſchrift gern noch benützen wollte.

Der Himmel gebe Ihnen, beſonders Ihren Augen, ſo viel dauernde Geſundheit, als ich von Herzen wünſche!

Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin mich beſtens empfehlend, unterzeichnet ſich

Ihr ergebenſter

Franz von Ditfurth.

---

577. Alexander Graf von Württemberg an J. K.

Serach, den 21. März 1843.

Geliebteſter Juſtel mein!

Mit Dir Arm in Arm hinüberſpazieren, bin ich ganz einverſtanden, aber vorher wollen wir, ſo Gott will, auf dieſer falſchen Erde, die doch ſo viel Schönes hat, noch viele Gänge thun. Es iſt allerdings mehr des Leides als der Freude, aber eine Freude iſt mehr wert als vieles Leid; mich kann eine recht ſchöne ſeltene Blume verſöhnen, wenn ich gekränkt worden bin. Ich liebe die Natur noch und das thuſt Du ja auch ... Du haſt recht in dem, was Du von den Poeten ſagſt. Die Flachköpfe und Glasmänner unter den Großen wünſchen die geiſtig

Ueberlegenen in äußerer Demut vor ſich zu ſehen, weil ihnen dieſe Ueberlegenheit zuwider iſt; aber eine ſolche Demut iſt mir wie Dir verhaßt, ich bin nur demütig gegen Gott. In etwas anderem ſtimme ich, da wir bei den Dichtern ſind, mit Dir nicht überein, „daß das echte Lied nur dem Born der Thränen entquelle“; es entquellen dieſem Born wohl mitunter die herrlichſten Lieder, aber es gibt auch eine Poeſie der Kraft, der Vaterlandsliebe, eine Poeſie, die dem Strome des Blutes entquillt, das Helden auf den Gefilden der Schlacht vergießen.

„In dem Himmel iſt kein Dichter,
Wenn im Himmel nur iſt Luſt.“ [1])

Da haſt Du vollkommen recht, ich denke aber, mein geliebter Juſtel, daß ſo ehrliche Kerle, wie wir ſind, nach unſerem Tod doch an einen Ort kommen, wo es himmliſch zugeht und doch nicht ohne Poeſie iſt.

Heute Nacht träumte mir, der Stephansturm in Wien ſei eine rieſige Spargel und ich müſſe ſie durchaus ſtechen — ei, ſo lache doch, mein geliebter Juſtel mein! Ich beſuche Dich bald, um Dir den Melancholieteufel auszutreiben, wir können es gegenſeitig thun, ich leide auch oft an dieſer ſchwarzen Hadeskrankheit.

Dein getreuſter

Alexander.

---

578. Gräfin Kielmansegge an J. K.

Plauen, 30. Mai 1843.

Zwar klagen Sie Ihren Geiſt und Augen an — die Anklage aber wird nicht angenommen. Da alles in der Welt aus Licht und Schatten beſteht, ſo bleibt Ihnen wahrſcheinlich das Dunkel leider als vorherrſchendes Gefühl, anderen aber Ihr Licht. Anders aber iſt es mit meiner „Geiſteskraft“, wie Sie ſich vorurteilsvoll zu deren Gunſten ausdrücken, an dieſem Vermögen iſt nicht viel. In meiner Jugend gab Gott Kraft zum

[1]) S. Kerners Gedicht „An einen Dichterfreund“ (Dichtungen 3. Aufl. I, S. 188).

Leben, im Mittelalter Kraft zur Sorge, und jetzt gibt er Kraft, falls Freude kömmt. So ſteht es damit. Täglich bete ich für alles, was meinen teuren Freunden in Weinsberg das Leben heimiſch machen kann, denn das brauchen wir, wir, die zu den fremden Menſchenblüten gehören, die auf der Erde ſich nie heimiſch fühlten ...

Geiſtig erregt und entzückt mich jetzt: „Vorleſungen über ſlaviſche Literatur und Zuſtände“ von Mickiewicz[1]). Bei den ſo geringen ſparſamen Quellen, welche aufzufinden ſind über die Geſchichte dieſer Stämme, zu deren einen (den Wenden) ich durch Geburt, Seelenanſchauungen und Schickſale gehöre, aufs innigſte verbunden bin, mit einmal, wie in einem Zauberſpiegel, ſo viel Herrliches zu erfahren und zu ahnen, erfüllt mich mit Entzücken. Acht Tage war ich darum ſchlaflos.

... Im Februar hat mich die Anweſenheit der Schweſtern Milanollo[2]) in Dresden viel und angenehm beſchäftigt. Nicht durch ihr unvergleichliches Violinſpiel allein, mehr noch durch Kenntnis ihrer Gemüter und Herzen. Thereſe, die vierzehnjährige, fromm, ernſt, tiefdenkend. Die elfjährige Marie, feurig, staccato im Denken und Sprechen wie im Auge und Bogen. Beide lieblich, ſchwebend, anmutsvoll, zwanglos und beſcheiden gleich zwei weißen Nelken. Wir weinten, die guten Kinder und ich, beim Abſchied, ſo lieb hatten wir uns gewonnen. Der Vater wacht ſtreng, die Mutter wacht treu. Eine Maſſe von Geſchwiſtern, teils abweſend, teils anweſend, alle erzogen für Muſik; namentlich ein dreizehn Monat alter Junge, der abwechſelnd ſchreit, als werde er geraubt, und im Violinkaſten ſitzend auf einer kleinen Geige den Bogen ſtreicht.

Unterm 8ten Februar d. J. ſchreibt mir Madame Dudevant (George Sand)[3]) unter anderem nachſtehende phyſiſch intereſſante Stelle: „Ne pouvant prendre au sérieux ni mon érudition,

---

[1]) Mickiewicz hielt dieſe Vorleſungen 1840—1842 am Collège de France in Paris. Sie erſchienen ſchon 1843 in deutſcher Ueberſetzung.

[2]) Im Jahr 1843 gaben ſie auch in Heilbronn ein Konzert, dem Kerner anwohnte. S. „Das Kernerhaus ꝛc.“ S. 115.

[3]) Die bekannte franzöſiſche Romanſchriftſtellerin 1804—1876.

ni ma connaissance du monde ancien et nouveau, j'obéis à d'autres instincts, à des croyances de sentiment, les seules forces de mon âme, dont je fasse, car, parce qu'elles me viennent, comme à tous les hommes, de Dieu très directement, je n'ai rien cultivé autre chose en moi que l'aspiration vers l'idéal, je n'ai rien acquis d'utile et de solide pour en établir le lien avec la réalité présente. Je ne mérite donc qu'un peu d'indulgence pour mes bonnes intentions et aucun éloge pour mes travaux."

Ich habe geglaubt, ihr ſofort darauf antworten zu dürfen: „Et parce que vous obéissez aux croyances du sentiment, souvent vous retracez l'histoire. Vous étez une illustration magnifique du principe si incisif, que la clareté de l'âme peut élever à une pénétration tellement puissante, qu'elle peut être mathématiquement justifiée.

Am 19. Februar hatte mich eine recht auffallend zuſammentreffende Sendung erfreut, aber auch bis zum Krankſein ergriffen. Ein aus Paris kommender Bekannter brachte die mir bis dahin verborgen gehaltene Nachricht von dem Tode meines unausſprechlich verehrten Freundes, des Marſchalls Bertrand. Zugleich ein Andenken lebender Freunde in Fontainebleau. Am Sylveſtertag hatten ſelbige den Reiſenden bewirtet, dann waren ſie im Walde nach der „Roche qui pleure", einem ehemaligen Lieblingsorte von mir, gefahren und ein fünfundneunzigjähriger Greis hatte Sand und Moos dem Felſen entnommen, welches durch ein rührendes Gedicht des jetzigen Gouverneurs von Fontainebleau beſungen, von der Geſellſchaft unterſchrieben, mir nun durch einen Augenzeugen zukam. Es war dies eine Erſchütterung in meinem gewöhnlichen Lebensgange. Vom übrigen Ergehen läßt ſich ſchriftlich wenig mitteilen. Meine Geſchäfte und Verhältniſſe führen zweifache Pflichten und Arbeit — mitunter bedeutende — herbei. Denn 1) die ſchauderhaft überhand nehmende Geldgier, deren Baſis der Egoismus, deren Begleitung Grobheit und Dreiſtigkeit, deren Zweck: Verſchleuderung des Erworbenen zu Befriedigung des Hochmuts und Materialismus ſind, zwingt zum Gegenſatz: dasjenige, was man hat, gern in

Ordnung hätte und pflichtmäßig hinterlaſſen zu müſſen glaubt, möglichſt zu verwahren, damit es auch wirklich diejenigen einſt erhalten, die es verdienen. 2) Das ebenfalls ſchaudererregende, durch keine Erfahrung niedergeſchmetterte, ſo unglückſelige, ziemlich allgemeine Prinzip: unterdrückte Wahrheit höre auf eine Wahrheit zu ſein — — die Belege zum Beweiſe des Gegenteils zu hinterlegen iſt auch eine Arbeit. Wer mich nicht aufſucht und wen ich nicht kenne, vermeide ich möglichſt aus unumwunden ausgeſprochener Abſcheu und Furcht vor allen den ekelhaften Anmutungen, in Unwahrheiten und Beſchönigungen ſich mit einwickeln zu laſſen. Mit einem Wort: bei dem seule et soumise meines Wahlſpruchs iſt das seule mehr vorhanden als das soumise. In dieſem Syſtem lebte ich, werde wohl ſo bis ans Ende leben. Es gefällt nicht allgemein, welches auch gar nicht nötig, erhält und gibt aber wahre Freunde, welches mir Bedürfnis. Weniger frage ich, in welchem Grade man mich liebt, als darnach, ob man ſich nicht vor mir verhüllt, daß ich, wenn ich eine Seele zu faſſen glaube, den Polichinell [Hanswurſt] in der Hand behalte.

In treuer Ergebenheit die bald wieder einmal um Nachricht bittende Freundin

Kielmannsegge.

---

579. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, den 14. Auguſt 1843.

Geliebte Schwabin! Das iſt Geibel[1]), den ich Euch nicht genug rühmen kann. Er war drei Wochen lang bei mir und hat mir mein kummervolles Leben recht verſüßt. Das ſchrecklichſte Heimweh nach ihm wird mich überfallen. Laſſet Euch von uns auch von ihm erzählen. Ach! er iſt zu lieb und ein großes Talent...

Innigſt Dein

Kerner.

---

[1]) Vgl. über Geibels Beſuch bei Kerner „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Th. Kerner S. 262 ff.

580. Graf von der Recke an J. K.

Abtei Düſſelthal bei Düſſeldorf, den 14. Auguſt 1843.

Schon lange gehöre ich zu denen, die Sie von Herzen lieb haben und Ihre Beſtrebungen mit hohem Intereſſe verfolgen. Mein geliebter Bruder hat die Freude, Sie perſönlich zu kennen, und ſo ließ ich mir viel von Ihnen erzählen, ſo daß es mir iſt als kennte ich Sie auch perſönlich. Aber kenne ich Sie auch nicht perſönlich, ſo kennen wir uns doch dem Geiſte nach und ſind in dem einen Geiſte, der uns Leben und Seligkeit gebracht hat, liebend verbunden, und indem ich Sie in ſolcher Liebe im Geiſte umarme, lege ich Ihnen angebogen einiges für Ihr Magikon bei. Dieſe Sachen ſind zunächſt von dem Juſtizrat Horn in Oletzko[1]) mir mitgeteilt für Sie. Indem ich Sie der Treue und Gnade des Herrn empfehle, bitte ich für mich um ein Plätzchen in Ihrem Herzen.

Ihr in Chriſto liebend verbundener Bruder

Graf von der Recke-Volmerſtein.

---

581. Amalie Schoppe an J. K.

Jena, den 22. Auguſt 1843.

Es iſt meine Abſicht, ja mein feſter Wille, in dieſem Jahre noch zu Euch zu kommen, wenn es auch erſt im Spätherbſte geſchehen kann. Mein Herz ſehnt ſich unausſprechlich nach Dir, dem Rickele und den Kindern; ich hoffe Troſt bei Euch zu finden, an dem ich jetzt ſo bittern Mangel habe. Bei allem Vernünftigen, das ich mir ſage, will der Schmerz über den Verluſt der Mutter nicht milder werden, ja, mir iſt, als werde er mit jedem Tage ätzender. Wenigſtens richtet er mich körperlich völlig zu Grunde, und ich fühle mich ſo ſiech und hinfällig, als wäre ich plötzlich um zwanzig Jahre älter geworden ... Ich will Dir aber nicht länger vorklagen, Teurer, ſondern Dir nur ſagen, daß ich alles aufbiete, um mich zu zerſtreuen, und zu dem Ende

---

[1]) S. „Magikon" 3. Bd. 1846. S. 364 ff.: „Mitteilungen aus dem Kreiſe Oletzko in Schleſien."

Emanuel Geibel.

ein neues Buch beginnen, zu dem ich viel ſtudiren muß; das zieht am beſten ab. Auch die Freunde ſind ſo gut gegen mich! Jeden Abend kommt Profeſſor Schleiden[1]), der gelehrteſte Mann unſerer Univerſität, ein Liebling Humboldts, um ein paar Stunden mit mir zu plaudern. Er iſt Pflanzen-Phyſiolog und teilt mir alle ſeine Arbeiten, neuen Entdeckungen u. ſ. w. mit; ich ſchaue durch ſein treffliches Mikroſkop, ſo oft es Neues zu ſehen gibt, und dringe mit ſeiner Hilfe tiefer in die Natur ein, als Frauen es in der Regel können. Auch Geologie und Geognoſie, die Chemie u. ſ. w. beſchäftigen uns abwechſelnd; die Natur iſt hier ſo groß und reich, der Mittel, ſich zu bilden, gibt es in Jena ſo viele, kurz, ich könnte ganz glücklich ſein, wenn ich mein Mütterchen noch hätte, noch heilige Pflichten gegen ſie zu erfüllen hätte! Sie war in den letzten Jahren durch ihre Hilfloſigkeit mein liebes Kind geworden, das ich hegen und pflegen, auf meinen Armen tragen und hätſcheln mußte, und nun iſt das liebſte Kind tot und meine heißen Thränen löſen ſeine Erſtarrung nicht mehr! Ach, welch ein Neid erfaßt mich gegen alle, die noch „Mutter“ ſagen dürfen ...

Deine vielgetreue Amalie.

---

582. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 9. September (?) 1843.

Ueberbringer dieſes iſt Herr Pfau[2]) von Heilbronn, ein guter, junger Freund von mir und ſehr lieber Menſch, dem es äußerſt angelegen iſt, die Klaſſiker zu ſtudiren. Er war Gärtner, iſt nun aber entſchloſſen — ich weiß eigentlich nicht, was zu werden. Gedichte machte er ſchon ſehr brave. Nehme Dich ſeiner an, er verdient es, hat auch ſehr rechtſchaffene Eltern, Freunde von Georg Jäger. Geibel wird Euch ſehr freuen.

---

[1]) M. J. Schleiden, berühmter Naturforſcher, 1804—1881, war 1839—1862 Profeſſor in Jena.

[2]) Es iſt der bekannte Dichter und Kunſtſchriftſteller Ludwig Pfau, 1821 zu Heilbronn geboren.

Ich erwarte ihn Mittwoch mit Dingelstedt, Castle[1]), Neipperg, die den Liszt begleiten, den ich um ein Konzert in Heilbronn gebeten, das er mir sogleich zusagte ...

Herzlich Dein

Kerner.

---

583. Karl Spindler an J. K.

Baden, den 12. September 1843.

Es hat mich, ich leugne es nicht, ein bißchen, nicht geärgert, aber geschmerzt, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuchs nicht schenkten, während sogar ein Lewald damit erfreut wurde! Die Herren, die Ihnen sagten, man könne mich nicht besuchen, haben Sie falsch berichtet. Ich habe eine Wohnung, die, ohne wie die eines Charlatans eingerichtet zu sein, gesehen werden darf; ich bin jeden Vormittag bis zwölf Uhr zu Hause, weil ich arbeite und nicht nur vorgebe, es zu thun[2]); ich sehe gern eine ehrliche und weiche Seele bei mir, wenn ich mir auch aus dem Haufen nicht das geringste mache; ich habe ein Glas Wein, mit einem wahren Freunde zu trinken: einen welschen zwar, aber o aufrichtig und gut, als nur in Italien etwas aufkommen mag. Warum sollte ich nicht gern in meiner Klause einen Kerner empfangen haben? Aber — weil ich nicht bin wie andere, was vielleicht übel, vielleicht nicht, bemüht sich, wie ich schon öfters erfuhr, die Synagoge mich darzustellen, als sei ich nur etwa in der Kneipe zu finden und vielleicht in meiner Häuslichkeit ein Magister Lämmermayer! Doch genug von Juden[3]) und ihren Erbärmlichkeiten. Ich habe ja nicht mit jenen hohlen Kompilatoren zu thun, deren Scheinglanz ein Lüftchen umwirft, um sie in ihrer bettelhaften Nacktheit an den Pranger zu stellen, sondern ich rede zu Ihnen, einem ausgezeichneten, wahrhaft

---

[1]) S. Brief Nr. 584.

[2]) Seine Werke erschienen 1831 ff. in 102 Bänden, 1838 in 95 und 1875 ff. in einer Auswahl von 14 Bänden.

[3]) Spindler schrieb im Jahr 1827: „Der Jude. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts".

ſchöpferiſchen und, was über alles, einem grundehrlichen Mann. Als einem ſolchen darf ich wohl frei ſagen, daß mir eine nähere Bekanntſchaft mit Ihnen wohlgethan haben würde. Aber — wie's ſo häufig geht — an einander vorüber ſtreifen oft diejenigen Geiſter, die ſich verſtanden hätten, und ob ſie ſich je wieder begegnen, iſt die Frage.

Sie eröffnen mir zwar eine angenehme Ausſicht durch Ihre Einladung, an Weinsberg nicht vorüber zu gehen. Ich danke Ihnen aufrichtigſt für die Erlaubnis, Sie zu beſuchen, wenn mich dereinſt mein Weg dort vorüberführen ſollte. Glauben Sie mir: wenn die Umſtände es zugeben ſollten, ſo werde ich nicht allein, wenn ich gerade ohnedas Weinsberg durchſtreife, Ihre Schwelle betreten, ſondern Ihr Haus ſoll mein eigentliches Ziel einer Herbſt- oder Frühlingsfahrt werden. Je älter ich werde, je mehr Hunger nach eigentlich wahren und echten Menſchen empfinde ich und je hungeriger bleibe ich. Das ordinäre Geſindel habe ich ſatt und überſatt. Und darum, mein ſehr verehrter Dichter, dürfte wohl einmal, — wenn ich lebe und geſund bin, — meine Hoffnung zur Wahrheit werden und ich bei Ihnen anklopfen, um Sie, ganz wie Sie ſind, in meine Erinnerung nicht allein, ſondern in mein Herz aufzunehmen. Ich werde keine Verſe auf Ihr Haus machen, ich werde nicht in einem Journalartikel Ihre Perſönlichkeit und was Sie geredet und nicht geredet, dem vielköpfigen Ungeheuer als einen Schmaus vorkochen; aber einen Abglanz von dem, was Ihnen die Gottheit ſo reichlich geſchenkt, will ich mir dann einheimſen, und nicht umſonſt bei Ihnen geweſen ſein. Ich habe irgendwo ein Tempelchen für große und edle Menſchenherzen, ein Tempelchen ſo ganz für meinen Privatkultus, und dorthinein ſollen Sie mir. Auch finden Sie darin noch Raumes genug, verlaſſen Sie ſich darauf.

Nehmen Sie indeſſen dieſes unvergorene Geſchreibſel — denn die Feder iſt ein armſelig Ding, wenn ſie Fülle der Gedanken ſagen ſoll — ohne Mißtrauen, mit Wohlwollen auf. Gott ſchenke Ihnen zu dem, was er Ihnen ſchon gegeben, auch jegliches Erdenbehagen und die Geneſung, die Sie erwarten, die wir alle aufrichtigſt wünſchen. Schaffen Sie, beglücken Sie

fort und fort, die Ihnen freundlich geſinnt ſind, leben Sie zufrieden und machen Sie der Welt Freude durch Ihre Schöpfungen. Wenn Sie Badens gedenken, ſo ſenden Sie auch eine kleine Erinnerung

Ihrem wahrhaften Verehrer und Freunde

K. Spindler.

---

584. J. K. an Frau von Sukow.

Weinsberg, 23. September 1843.

... Nie kamen mehr Beſuche, ſelbſt vor einem Jahre nicht, als ſeit Du fort biſt. Ich kann die Namen aller nicht ſagen. Der intereſſanteſte war geſtern der Dr. Caſtle aus Amerika, der große Phrenologe und Nativitätſteller, den Du aus Hackländers Buch wirſt kennen. Einen ſchönern Mann ſah ich in meinem Leben noch nicht. Er nahm ſogleich meinen Kopf unter Arbeit und ſchrieb ſich alles auf, wie ein Schneider das Maß, den Rock (das Reſultat) will er noch liefern[1]). Lerne ihn doch kennen, es iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen, die ich je ſah ... Große Freude macht mir Geibel, das iſt ein junger Dichter! Was er uns ſchon vorlas! Alles einzig herrlich. Sein Trauerſpiel wird in Darmſtadt aufgeführt ...

Ich muß enden. Alles grüßt Dich. Geibel bleibt noch einige Wochen einlogirt bei Theobald im Gartenhaus. Noch einmal — das iſt ein Dichter.

Innigſt Dein

Kerner.

---

585. Emanuel Geibel an J. K.

Stuttgart, 21. Oktober 1843.

Ich muß Dir doch ſchreiben, mein teuerſter Kerner, um Dir zu ſagen, daß ich glücklich in Stuttgart angelangt bin, und

---

[1]) Dr. Michael Caſtle hat dies gethan in ſeiner Schrift: „Phrenologiſche Analyſe des Charakters des Herrn Dr. Juſtinus Kerner". Mit einem Brief von J. Kerner über das Werk an den Verfaſſer und einem Vorwort von Dr. Guſtav Scheve. Heidelberg 1844.

Stuttgart, den 21sten Okt. 1843.

Ich muß dir doch schreiben, mein theuerster Kerner, um dir zu sagen, daß ich glücklich in Stuttgart angelangt bin, und um dir noch einmal für die Liebe und Güte zu danken, die du mir während meines Aufenthaltes in Weinsberg täglich und stündlich in so reichem Maße erwiesen hast. Einem Wandervogel, wie ich bin, thut es doppelt wohl, wenn er auf seinen Streifzügen Herzen begegnet, die dem seinigen warm entgegenschlagen, und wenn ihm auch das fernen Land zur Heimath werden darf. Die Weinsberger Tage vergeß ich nimmer; so arm sie an äußerem Sonnenschein sein mochten, so reich waren sie an innerem, und mir ist noch immer warm und wohl davon.

Hier wohne ich allerliebst. Röse hat mir ein behagliches Zimmer eingerichtet, dessen Fenster auf Gärten

Brief-Facsimile von Emanuel Geibel, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 585.

und Berge hinausgehen. Bei Schwab, Pfizer, Kölle und Grüneisen war ich bereits; sie nahmen mich alle auf deine Empfehlung sehr freundlich auf, und es scheint, als wolle sich mir hier ein recht angenehmes Leben gestalten. Auch Frau von Sudow machte ich meinen [illegible] Besuch und fand in ihr eine liebenswürdige Dame mit mancherlei Interesse. Sie ist keine Rose, aber eine Georgine, und zu Zeiten hab' ich die Dalien gern. Stuttgart selbst ist doch auch nicht schlimm, wie du es machtest. Man kann hier leben, wie auf dem Lande, und hat doch alle Anregungen einer Residenz nahebei: vielfach lebendigen Umgang, Musik, Theater.

Gestern hatte ich Briefe von Freiligrath und dem Landrath Heuberger aus St. Goar, welche dir beide mit ihren Angehörigen die herzlichsten Grüße senden, und sich voll Freude des schönen mit dir und deiner lieben Frau verlebten Abends erinnern. Auch von Herrn von Radowitz erhielt ich

ein Schreiben, aus welchem ich folgende dich betreffende Stelle aushebe: „Dem lieben Kerner bitte ich meinen herzlichen Gruß zu sagen. Möchten Sie ihn wohl in meinem Namen bitten, daß er seine Papiere nach Autographen für mich durchsuchen möge. Ich bin ein leidenschaftlicher Autographensammler, und Kerner hat im Laufe seines rühmlichen Lebens mit so vielen namhaften Personen in Verbindung gestanden, daß sich viel Interessantes bei ihm angehäuft haben muß. Ich würde sehr dankbar empfangen was er mir geben kann und will."

Ich bin überzeugt, du wirst ein so freundliches Anliegen nicht zurückweisen, und ihm bald eine kleine Sendung nach Carlsruhe zukommen lassen. Solltest du ihm ein Paar Zeilen dabei schreiben, so empfiehl mich ihm, bitte. —

Mein „alter Fritz" ist noch immer nicht im Mor-

geblatt; ich weiß nicht, warum die Leute so dann zögern.

Deiner Frau, dem Theobald, und den lieben Heilbronnern meine besten Grüße! Gsell's werden hoffentlich Wort halten, und jetzt, da ihnen das Gefährt zu Gebot steht, häufiger nach Weinsberg kommen.

Lebewohl. Von ganzem Herzen

treulich der Deine

Emanuel Geibel.

genblatt; ich weiß nicht, warum die Leute so dann zögern.

Deiner Frau, dem Theobald, und den lieben Heidebrunnern meine besten Grüße! Gsell's werden hoffentlich Wort halten, und jetzt, da ihnen das Gefährt zu Gebot steht, häufiger nach Weinsberg kommen.

Lebewohl. Von ganzem Herzen

treulich der Deine

Emanuel Geibel.

um Dir noch einmal für die Liebe und Güte zu danken, die Du mir während meines Aufenthaltes in Weinsberg täglich und stündlich in so reichem Maße erwiesen hast. Einem Wandervogel, wie ich bin, thut es doppelt wohl, wenn er auf seinen Streifzügen Herzen begegnet, die dem seinigen warm entgegenschlagen, und wenn ihm auch das ferne Land zur Heimat werden darf. Die Weinsberger Tage vergeß ich nimmer; so arm sie an äußerem Sonnenschein sein mochten, so reich waren sie an innerem, und mir ist noch immer warm und wohl davon.

Hier wohne ich allerliebst. Röse[1]) hatte mir ein behagliches Zimmer eingerichtet, dessen Fenster auf Gärten und Berge hinausgehen. Bei Schwab, Pfizer, Kölle und Grüneisen war ich bereits; sie nahmen mich alle auf Deine Empfehlung sehr freundlich auf, und es scheint, als wolle sich mir hier ein recht angenehmes Leben gestalten. Auch Frau von Suckow machte ich meinen Besuch und fand in ihr eine liebenswürdige Dame mit mancherlei Interesse. Sie ist keine Rose, aber eine Georgine, und zuzeiten hab' ich die Dahlien gern. In Stuttgart kann man leben wie auf dem Lande und hat doch alle Anregungen einer Residenz nahebei: vielfach lebendigen Umgang, Musik, Theater.

Gestern hatte ich Briefe von Freiligrath und dem Landrat Heuberger aus St. Goar, welche Dir beide mit ihren Angehörigen die herzlichsten Grüße senden und sich voll Freude des schönen mit Dir und Deiner Frau verlebten Abends erinnern. Auch von Herrn von Radowitz erhielt ich ein Schreiben, aus welchem ich folgende Dich betreffende Stelle ausbebe: „Dem lieben Kerner bitte ich meinen herzlichen Gruß zu sagen. Möchten Sie ihn wohl in meinem Namen bitten, daß er seine Papiere nach Autographen für mich durchsuchen möge. Ich bin ein leidenschaftlicher Autographensammler, und Kerner hat im Laufe seines rühmlichen Lebens mit so vielen namhaften Personen in Verbindung gestanden, daß sich viel Interessantes bei ihm angehäuft

[1]) Ferdinand Röse, Lübecker Schulfreund Geibels, Schriftsteller. S. „E. Geibel" von Gödeke (1869) S. 75, 269.

haben muß. Ich würde sehr dankbar empfangen, was er mir geben kann und will . . ."

Deiner Frau, dem Theobald und den lieben Heilbronnern meine besten Grüße . . . Lebewohl. Von ganzem Herzen

treulich der Deine

Emanuel Geibel.

586. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 7. November 1843.

Deinen Brief vom September brachte ein Hr. Schacht vor einigen Tagen; ich freute mich, von Dir zu hören, wiewohl es im ganzen, wie auch Dein Brief, nicht erfreulichen Inhalts ist! Dein Augenübel fühl' ich innigst mit; kaum stärker, seit ich selbst an den Augen leide! Ich habe aus Kissingen ein umwölktes Auge zurückgebracht, mouches volantes von ungeheurer Größe, und die mich sehr stören, mein Schreiben und Lesen beschränken, noch mehr als es schon durch andere Kränklichkeit beschränkt war. Doch will ich nur froh sein, wenn das Uebel nicht weiter greift! — Ich verlasse eben das Bett, um ein paar Briefe zu schreiben; asthmatische Zufälle haben sich auf katarrhalische herabgesetzt, aber auch diese sind noch beschwerlich genug. Wenn ich Dir, geliebter Freund, Trost, Hoffnung und Mut zurufen möchte, so sei versichert, daß ich mir selbst die Mahnung nicht spare! Der Himmel schenke Dir Geduld und Ausdauer bis zum Augenblicke der Heilung, die er gelingen lassen und segnen wolle! —

Geheimerat Casper[1]) und seine Familie hatten mir freudig von Dir erzählt, sie sind sehr von Dir eingenommen. Casper selbst ist aber krank hier angelangt, hat schwer darniedergelegen und erst gestern wieder seine Ausfahrten begonnen. Ich habe früher nie so ganz eingesehen, was für eine Rolle die Krankheit in der Welt spielt, — eine ganz ungeheure! Freilich, was sollte der Tod anfangen, wenn er nicht solche Hilfen hätte! Es wird

[1]) Arzt, vgl. Brief Nr. 562.

ſchen alles richtig ſein, wir müſſen es nehmen, wie es kommt! — In der Prinzeſſin Wilhelm wirſt Du eine liebenswürdige, edle Dame kennen gelernt haben; ſie iſt ſehr anmutig und fein. Mit der Ausgabe der Hölderlinſchen Gedichte, von der ſie Dir ſprach, hatte ich damals auch zu ſchaffen, es kam aber nur eine mangelhafte zu ſtande. Der Beſorger, Lieutenant von Dieſt [1], wurde im Zweikampf erſchoſſen; er hatte Stirnknochen ſo dick wie ein Büffel; alles wollte er mit Gewalt durchſetzen, ſo auch die Sammlung der Hölderlinſchen Gedichte. — Ich danke Dir herzlichſt für das Blatt von Strauß. Sag ihm doch gelegentlich, daß hier Schelling täglich an Boden verliert, und ſein unſinniger Prozeß gegen Paulus ihm in der Meinung ſehr geſchadet hat. Er wird hier an der Univerſität ſcharf und ſiegreich angegriffen, und auch die hieſige Voſſiſche Zeitung tritt gewichtig gegen ihn auf; findet dieſelbe ſich in eurer Gegend, ſo möge Hr. Strauß die Nummern 253 und 259 nachſehen. Der Bund mit unſern Frömmlern und Staatsbehörden kann ihn nicht ſchützen und iſt ihm ſelbſt eine Schmach; es iſt ihm innerlich gewiß die größte Qual, ſich auf ſolche Unphiloſophen wie Neander, Tweſten [beide Theologen], Savigny [Juriſt] ꝛc. ſtützen und ihnen ſchön thun zu müſſen! —

Lieber Freund, kannſt Du mir nicht auch ein Blatt von Hölderlin verſchaffen? Ich weiß, Du ſelbſt kannſt Dich nicht bemühen, aber ein Wort der Für- und Anſprache magſt Du gelegentlich anbringen; und auch in Betreff meiner Sammlung überhaupt, ihr fehlen Kielmeyer, Schnurrer, Conz und hundert andere! — Von meinen Nichten iſt nur eine noch bei mir, Ottilie iſt nach Hamburg zurückgekehrt ... Ludmilla wollte bei mir bleiben und ſcheint ſich recht gut bei mir zu gefallen ... Grüße Deine liebe Frau herzlichſt, Deine Töchter, Deinen Sohn, von dem ich im Morgenblatt öfters recht hübſche Gedichte leſe! ...

Varnhagen von Enſe.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 315.

587. Emanuel Geibel an J. L.

Stuttgart, 2. Dezember 1843.

Lieber Freund und Vater!

Wie geht es Dir in Weinsberg? Ich hoffe gut, wenigstens ſagt die Suckowina ſo, die ja am beſten Beſcheid wiſſen muß. — Mir geht es hier auch wohl, ich arbeite fleißig und freue mich recht, daß der Liſzt-Jubel vorüber iſt. Einen Abend bin ich von Herzen mit dabei, haue auch gern einmal über die Schnur; es muß nur nicht zu viel hinter einander kommen. — Abends bin ich jetzt viel in Geſellſchaft, geſtern bei der alten lieben Gräfin Beroldingen, an die Du mich ſo hübſch empfohlen haſt. Ich bin Dir recht dankbar dafür; mir iſt es wohl dort, die alte Gräfin iſt eine freundliche Dame und hat gewöhnlich einen ganzen Roſengarten von ſchönen jungen Mädchen verſammelt. Du mußt das noch aus Deinen jungen Tagen wiſſen, welch ein anregender Genuß darin liegt, den reizenden Kindern in die hellen Augen zu ſchauen. Iſt's doch wie Maienregen über Nacht und Sonnenſchein drauf, daß die Blumen hervorkommen . . .

Mit Cotta komm' ich gut aus. Er iſt ſehr zuvorkommend gegen mich, hat auch den Verlag des Roderich[1]) ohne weiteres übernommen . . .

Schwab und Pfizer, die ich hin und wieder ſehe, laſſen grüßen, ebenſo Röſe[2]), der noch immer gern an ſeinen Weinsberger Aufenthalt zurückdenkt. Auch im Hartmannſchen Kreiſe bewege ich mich gern, dort iſt der einzige Ort, wo man Muſik hört, und ich kann einmal nicht ohne Muſik leben. Wenn ſich in dieſer Zeit eine Gelegenheit darböte, ſo möchte ich wohl, daß Deine Emma mir meine Noten ſchickte. Bei dem kurzen Liſztbeſuch hab' ich ſie dummerweiſe vergeſſen.

Grüße Deine liebe Hausfrau, ebenſo Deine Töchter und Schwiegerſöhne, auch den Theobald. Und ſomit Gott befohlen.

Von Herzen Dein getreuer

Emanuel Geibel.

---

[1]) „König Roderich", eine Tragödie. 1844.

[2]) S. Brief Nr. 585.

588. Graf Neipperg an J. K.

1. Januar 1844.

... Von Alexander ſind die Nachrichten immer nicht befriedigend und ich habe deren direkt aus Florenz erhalten und ſie geben leider keine erfreuliche Ausſicht. Es ſcheint, als ob eine allgemeine Drüſen-Schwindſucht das eigentliche Uebel ſei, beſonders die Drüſen im Unterleib, die Schwäche und Abmattung ſoll immer überhand nehmen — hätte er wenigſtens noch ein gutes, liebendes Weib um ſich, die ihn pflegte! — aber die ſeinige!

Caſtle lebt ſehr zurückgezogen und iſt ſehr fleißig. Wir haben in Oberlieutenant Fiſcher, den Sie ja auch kennen, einen vortrefflichen Ueberſetzer für ſein zum Druck beſtimmtes Werk gefunden und die Herausgabe dieſes erſten Teils wenigſtens wird ihn wohl noch einige Zeit hier aufhalten. Ihr Examen iſt nun gedruckt und Sie werden es mit allem Nächſten erhalten. Scheve[1]) in Heidelberg hat eine Vorrede dazu gemacht und einige Stellen, worin Caſtle von Fourier ſpricht, ganz mißverſtanden und ſehr ſchwach kritiſirt. Er hat mir dieſe Vorrede mitgeteilt und mich um meine Meinung darüber gebeten, die ich ihm dann auch auf das unverblümteſte mitgeteilt habe[2]) ...

Ihr Freund

Neipperg.

---

589. Amalie Schoppe an J. K.

Jena, den 9. Januar 1844.

Wenn ich Dir, Geliebteſter! bis heute nicht ſchrieb, ſo wollte ich Dir nur einen Schmerz durch mein Schweigen erſparen, den Einblick in ein tief verwundetes Gemüt, der das Deine mit hätte verwunden müſſen. Denn zwiſchen uns, mein Juſtinus, ſteht es ja ſo, daß uns nichts widerfahren kann, das nicht in dem andern ein Echo fände, kurz: auf Leben und Tod!

Die beiden teuerſten Weſen haben mich in kurzem Zwiſchenraume verlaſſen, und dies in einer Zeit, wo ich mehr denn je

[1]) Vgl. Brief Nr. 584.

[2]) Die Schrift iſt dem Grafen Neipperg gewidmet.

ihrer bedurfte, wo es mir mehr denn je not that, das müde Haupt, die von Thränen überströmte Wange an ein treues, mitfühlendes Herz zu legen. O, warum hielten sie nicht noch ein Weilchen aus bei mir, die lieben, lieben Alten? Muß ich das Geliebte so verlassen? Muß man gerade dann gehen, wenn es zerschmettert, in den Staub getreten am Boden liegt! So rufe ich oft und keine Antwort wird mir!

Gott verlieh mir die Kraft, inmitten der furchtbarsten Seelenleiden treue Pflicht an beiden üben zu können. Bei der Mutter wachte ich monatelang und war neidisch, ihr eine andere Pflege als die meinige zukommen zu lassen; von der Lina, die vom 18. Oktober bis zum 11. November mit dem bittern Tod kämpfte, entfernte ich mich zu Anfang nur auf Stunden, in den letzten zehn Tagen weder Tag noch Nacht; sie hauchte ihre reine Seele in meinen Armen aus und ihre letzten Worte waren die der Segnung über mich . . .

Wie hat sie auch Dich geliebt, mein Justinus, wie sich nach Dir gesehnt! Das war es, was mich nach dem Tode der Mutter abhielt, zu Dir und dem Rickele zu flüchten. Es war ihr höchster, ach! warum ein unerfüllt gebliebener Wunsch, Euch zu sehen! Und redete ich von der Reise, die sie nicht mit mir mehr hätte machen können, dann wurde sie allemal traurig, sie sagte nichts dazu, daß ich allein reisen wollte; aber ich sah, wie der Gedanke sie schmerzte, nicht mit zu können, und auch wohl den, für längere Zeit von mir getrennt sein zu sollen! denn dies vermochte sie keinen einzigen Tag. Jeden Morgen trat sie zu mir ein und abends erst ging sie wieder; war das Wetter allzu schlecht oder sie krank, dann ging ich zu ihr. Unter diesen Umständen vermochte ich es nicht über das Herz zu bringen, sie zu verlassen, und o wie dankte sie mir, als ich ihr diesen Entschluß mitteilte! Wie segne ich ihn jetzt, denn wie schwer würde sie in meiner Abwesenheit gestorben sein, wie jegliche Pflege entbehrt haben. . . . Das Gefühl der gänzlichen Vereinsamung ist ein furchtbares, und ich begreife noch nicht, daß ich mich je daran werde gewöhnen können. Die Jenenser aber sind gut, liebevoll und gefühlvoll, und ich finde Liebe, Teilnahme und Zartgefühl über

Verdienſt ... Ich ſoll Dir von Frau von Wolzogen [1]) und meiner Hauswirtin, der Frau von Knebel, Witwe des Freundes [2]) von Goethe, tauſend liebevolle Grüße beſtellen; beide Frauen lieben und verehren Dich innigſt. Die Knebel trägt mir auf, Dich und Rickele dringend zu uns einzuladen.

Gott ſegne Dich, mein Juſtinus! Herzliebſtes Rickele!

Ewig Eure Amalie.

---

590. J. K. an Emma Niendorf.

Weinsberg, den 20. Februar 1844.

... Ich wollte Dir ſchon längſt einen Scherz ſchreiben, den ich hatte, und man kann ihn überſchreiben: Wie ein hungriger Dichter gratis zu einem Sack Mehl kommt. Ich ging dieſes Spätjahr mit dem Herrn Seybold, der die Kunſtmühle in Heilbronn hat, auf den Burgberg, und da ſagte er zu mir: „Wenn ich nur auch Gedichte machen könnte, ich möchte einen Band ſchreiben und Ihnen denſelben zueignen“. O! — ſagte ich, da wäre mir ein Säcklein Mehl von Ihnen lieber. Um Weihnachten kam nun ein Sack Mehl und ein Blatt des Inhalts:

S.

Nr. 658.

Dieſer Sack Mehl gehört der Frau des Dichters.

Seinem hochverehrten Freunde, dem Herrn D. J. Kerner, widmet dieſes Opus der Verfaſſer.

Ein Dichter und ein Müller gingen
Luſtwandelnd einſt den Berg hinauf,
Wo oben Aeolsharfen klingen
Zum Zeichen von der Geiſter Lauf.

Da übt ein Geiſt die böſe Tücke
Zu ſprechen aus des Müllers Mund,
Daß es ihn auch gewaltig jücke,
Durch Lieder ſich zu machen kund.

---

[1]) Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, geſtorben 1847 in Jena.

[2]) Major und Prinzenerzieher in Weimar.

Die wollt' er ſodann dediciren
Dem Dichter von der Weibertreu,
Er hofft wohl, ihn damit zu ſchmieren,
Daß er empfehle das Gebräu.

Doch ach! der Dichter ſprach: „Mein Lieber!
Ich mach' dir daraus keinen Hehl,
Statt Verſe dedicir mir lieber,
Du Müller! einen Sack voll Mehl."

Der Müller ging verdutzt nach Hauſe,
Doch hatte wohl der Dichter recht,
Schloß gleich er ſich in ſeine Klauſe,
Die Verſe floßen eben ſchlecht.

Und ſo verzweifelnd an der Leyer
Legt wieder er aufs Mahlen ſich,
Und ſendet hier zur Weihnachtsfeier
Das Mehl und ſchämt ſich bitterlich.

Darauf antwortete ich ihm:

O Müller! tief haſt Du getroffen
Mit Mehl und Lied des Dichters Herz!
Nicht bloß die Mühle ſteht Dir offen,
Nein! Der Parnaß auch, ohne Scherz.

Es iſt Dein Vers ſo rein, ſo helle
Als wie Dein Mehl von erſter Sort',
So fließend wie des Neckars Welle,
Die Dir das Mühlrad treibet fort.

Und dennoch, Müller, laß Dich warnen!
Verbleib der Mühle treu und hold.
Laß Dich vom Dichten nicht umgarnen,
Parnaß bringt Hunger, Mühle — Gold.

Und jener Hunger kam wohl wieder
Bei Dir, mein Müller, in Betracht,
Als Du den armen Sohn der Lieder
Mit einem Sack voll Mehl bedacht.

Mahl zu! mahl zu! Laß alles leyern,
Und würd'ſt der größte Dichter Du!
Denn ach, würd' Deine Mühle feiern,
Flöß mir kein Sack voll Mehl mehr zu.

Doch willſt durchaus Du, daß man meine,
Du ſeiſt ein Dichter, ſag' ich aus:
Was ich gedichtet ſei das Deine,
Schafft Du dafür mir Mehl ins Haus.

Das Gedicht von ihm iſt ſehr nett, beſonders in Verbindung mit dem Sack Mehl, und die Sache machte in Heilbronn vielen Spaß: . .

Geibel ſagte mir nichts von einem Almanach und hat mich auch zu keinem eingeladen. Warum ſchrieb er mir nicht darum? Er iſt ein gemütloſer Fuchs. Alle die jungen Leute, ſind ſie noch ſo lieb, werden in Stuttgart an Leib und Seele ruinirt.

Wenn ſich doch nur Schwab um die Prälatur Heilbronn umthun würde[1]). Es ſtände ihm ganz gut an und in Stuttgart wäre er dann doch meiſtens . . .

Ich weiß nicht, ob die Schoppe kommt, wünſche es aber, hauptſächlich auch wegen Rickele, ſehr. — Beigelegtes Sonett, das Du mir aber wieder ſchicken mußt, machte Strauß auf den Schauſpieler Winter, der jetzt ſein Theater in Heilbronn errichtet hat. — Der Himmel ſei mit Dir und den Deinigen. Rickele und ich grüßen Euch tauſendmal.

Innigſt Dein Kerner.

Im Argen liegt in unſern Reſidenzen,
Bedeckt von Putz und Prunk die Schauſpielkunſt;
Um großer Herren wandelbare Gunſt
Muß da die Edle buhlen und ſcherwenzen.

Statt reinen Trank dem Volke zu kredenzen,
Berauſcht man es durch giftig ſüßen Dunſt;
Der Herrn und Damen mattgewordne Brunſt
Sucht man zu ſchüren mit pikanten Tänzen.

[1]) Der dortige Prälat Märklin war 1841 geſtorben. Vgl. Brief 492.

Wie lang, du hohe Muſe, trägſt du's noch?
O wirf ihn ab, den eiteln Flittertand!
Es birgt die ſchlimmſte Knechtſchaft ſich dahinter. —

O ſeht, ſie hört uns — ſie zerbricht ihr Joch.
Sie flüchtet ſich zu uns auf's freie Land —
Da iſt ſie ſchon — am Arm von Jakob Winter [1]).

---

591. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 25. Februar 1844.

Geliebte Schilli!

Mit der Beſſerung Rickeles geht es langſam, ſie mutet ſich ſchon zu viel zu. Vorgeſtern früh kam Neipperg mit Caſtle und ſie blieben den ganzen Tag, da ſorgte Rickele wieder für die Küche und man merkte nicht, daß ſie noch krank iſt. Ich begleitete abends den Grafen bis nach Heilbronn, wohin auch Caſtle mit Theobald fuhr und einige Tage, um Köpfe zu unterſuchen, dort verweilt.

Niembſchs Bild gab Veranlaſſung, von ihm zu ſprechen, und Neipperg ſagte, er wünſche mit Begierde ſeine Bekanntſchaft. Dieſer Neipperg iſt ein ganz gediegener, vortrefflicher Menſch.

Es iſt mir für Geiſt und Seele der lieben Suckow lieb, daß die Bälle und anderes Lappalienleben in Stuttgart jetzt doch endlich zu Ende gehen wird, ſo kann ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen n a c h i n n e n. Mit meinen Augen iſt es entſetzlich!

Innigſt

J. Kerner.

---

592. Obermedizinalrat von Hardegg an J. K.

Baden-Baden, den 16. Juli 1844.

Eine Maſſe von Geſchäften hinderte mich, vor meiner Abreiſe von Stuttgart Ihren lieben Brief zu beantworten, ich thue es nun hier, wo uns mitten in der herrlichſten Natur das ab-

[1]) Das Sonett iſt, ſo viel ich ſehe, bis jetzt unbekannt geblieben. Ueber Winter vgl. D. F. Strauß' Aufſatz: „Der alte Schauſpieldirektor" Geſ. Schriften II, S. 345 ff.

ſcheuliche Wetter ins Zimmer bannt; vielleicht kann ich den unfreiwilligen Aufſchub dadurch gut machen, daß ich Ihnen etwas über unſeres guten Alexanders Ende erzähle. Als ich am 6ten Juli abends in Wildbad ankam, traf ich ihn bereits bewußtlos, in krampfhaften Zuckungen mit dem Tode kämpfend; der hilfeſuchende Ausdruck in den umherirrenden Augen hatte etwas unbeſchreiblich Rührendes, an Rettung war natürlich nicht zu denken, alle Symptome deuteten auf ein organiſches Gehirnleiden. Bei der von mir vorgenommenen Sektion zeigte ſich eine Stelle in den corporibus quadrigeminis in einen mißfarbigen Brei verwandelt, phyſiologiſch intereſſant wegen der Urſprungsfaſern der Sehnerven im corpus geniculatum, da Alexander in der letzten Woche ſeines Lebens manchmal viertelſtundenlang völlig blind war. Die Lungen waren vollkommen geſund, das Herz auffallend klein und welk, die Leber ſehr hypertrophiſch, aber indurirt, ſo daß ihm, wenn ihn das Gehirnleiden nicht raſch getötet hätte, ohne Zweifel noch längeres Siechtum, mit Waſſerſucht endigend, bevorſtand. Der mächtige Körper lag prachtvoll im Sarge, die ernſten Züge völlig unverändert. Gönnen wir unſerem edlen, unglücklichen, an Körper und Gemüt wohl gleich unheilbar zerrütteten Freunde ſeine Ruhe[1])!

Wir bleiben morgen noch hier und ziehen dann auf vier Wochen in das ſchöne Interlaken, wo Seine Majeſtät die Molken trinken wird . . .

Hardegg.

---

393. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 3. Auguſt 1844.

Ich rekommandirte an die Suckow die Frau Daburger, eine Tiroler Sängerin, die mit ihrem Mann und Nichte bei uns war, es iſt ein liebenswürdiges Weib, das Sie auch kennen lernen müſſen; ſie ſangen uns ſehr ſchön, auch im Burgverlies auf der Weibertreu, wohin ich mit ihnen ſpazierte. Das ganze

[1]) Juſtinus Kerner hat dem Freunde einen herrlichen Nachruf gewidmet. S. „Das Kernerhaus ꝛc.“ S. 310 ff.

Weſen dieſer Frau iſt einnehmend und edel ... Hörte ich nicht von Ihnen und Suckow hie und da etwas von Niembſch, ſo müßte ich annehmen, er ſei geſtorben oder wieder in Amerika. Er kann halbe Jahre lang in Stuttgart ſitzen und er denkt nicht, mich zu beſuchen. Das Vorgeben dringender Geſchäfte mit Cotta iſt lächerlich, ſonſt nichts. Wenn man früher in ſo inniger Freundſchaft ſtund, wie ich mit Niembſch, und er iſt nun ſo gegen mich geworden wie er wurde, kann ich nicht anders annehmen, als daß er eben (Gott weiß warum?) nichts mehr von mir will, daß ich ihm widrig wurde, und ſo kann ich auch nicht mehr da erſcheinen, wo er iſt. Ich hätte ſo gerne Ihren Vater an ſeinem Geburtstag beſucht, aber es kann nun nicht ſein, ich mag keinen Menſchen hindern. Sie müſſen mich aber recht verſtehen und nicht denken, daß ich dem Niembſch feindlich ſei. Gewiß, ich liebe ihn herzlich, aber eben deswegen hat er mich tief verwundet. Ich bin nicht zornig, nur traurig ...

Mit [Graf] Alexanders Hund Nero iſt es ein Jammer. Ich kann ihn nicht mehr über Feld mitnehmen, denn er fällt die Schafe an trotz eines Maulkorbs, was ſchon zweimal geſchah und mich in große Verlegenheit ſetzte, da er eines tödlich verletzte. Was iſt zu thun? Ich ſchrieb es an Gräfin Marie. Sonſt iſt er unendlich lieb und ich thue ihn ungern wieder fort.

Heute war das Haus voll. Schebeſt-Strauß muſizirte herrlich, und auch Profeſſor Pfeifer mit ſeiner Frau, ferner Prof. Hitzig aus Zürich, Docent Zeller aus Tübingen und eine Reihe anderer[1]). Das Rickele iſt ganz erſchöpft und ich auch. — Tauſend Grüße Euch allen ...

Innigſt Juſt. Kerner.

---

594. Prinzeſſin Marie an J. K.

Stuttgart, 20. Auguſt 1844.

Geſtern hörte mein Mann ... daß Herzog Max einen Brief von Breslau an Sie mitgenommen hätte, in der

---

[1]) Pfeifer aus Heidelberg, Eduard Zeller, der Philoſoph, damals Privatdocent in Tübingen.

Intention, Sie zu beſuchen, allein er glaube nicht, daß es ſo bald dazu kommen werde. Der Herzog müſſe die Kur noch ſehr ſtreng brauchen.

Ich würde Ihnen den Beſuch gönnen. Herzog Max iſt ein liebenswürdiger, ganz gutmütiger und ungezwungener Menſch, der ſehr gerne luſtig iſt, an allem Intereſſe nimmt. Der würde Sie aufheitern!

Ich bin immer unwohl, ſonſt würde ich öfters ſchreiben. Laſſen Sie doch immer etwas von ſich hören; denn Ihre Freundſchaft gehört zu meinem innern Leben.

Leben Sie wohl. Herzliche Grüße an die Ihrigen.

Ihre treue

Marie.

---

595. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 3. September 1844.

Als wir in jungen Jahren einmal von der Wurmlinger Kapelle herabkamen, hörten wir auf einem Hügel, unter dem Kreuz, einige Hirtenknaben volksmäßige Lieder ſingen. Wir gingen hinauf, ihnen die Lieder abzufragen, aber die Knaben wollten keinen Laut geben. Kaum waren wir wieder unten, ſo ſangen ſie uns zum Hohne von neuem mit heller Stimme. Noch in ſpäterem Alter bin ich dieſen Liedern emſig nachgegangen und habe deren viele eingehaſcht, aber der romantiſche Duft, in dem ſie uns damals erglänzten, iſt ihnen hie und dort von den Flügeln geſtreift, ſie ſind leibhafter, geſchichtlicher, ſelbſt gelehrter anzuzuſehen. Doch ſind ſie eben damit wahrer und echter geworden, wie ſie aus dem Leben ihrer Zeit hervorſprangen. Ich kann anderen nicht zumuten, dieſe langgenährte Vorliebe für das alte Liederweſen mit mir zu teilen, aber ich hoffe, daß Du, in Erinnerung vergangener Tage, die beifolgende Sammlung [1]) freundlich aufnehmen werdeſt.

---

[1]) „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder", I. Teil 1844, II. Teil 1845. Vgl. Uhlands Brief vom 12. Auguſt 1845.

Wir grüßen Dich und Deine l. Frau beſtens und wünſchen bald auch wieder gute Nachricht von Eurem Befinden zu erhalten.

Von Herzen Dein

L. Uhland.

---

596. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 7. Oktober 1844.

Beſte Schwabin!

... Du kannſt denken, wie Niembſchs Unglück auch mich betrübt und beſchäftigt. Nie hätte ich geglaubt, daß Niembſch in ſolche Krankheit verfallen könnte, weil er neben der großen Phantaſie doch auch einen ſehr klaren Verſtand hatte und ſich ihm nichts in Weg ſtellte. Wenn ich längſt wahnſinnig geworden wäre, beſonders durch das letzte Jahr, das wäre nicht zu verwundern. Alexander hat den Niembſch in dem letzten Gedichte ſeiner Sammlung[1]) wie beſchworen. Es iſt mir fürchterlich: denn es iſt allerdings wahr, daß jedenfalls in Niembſch peinliche Erinnerungen bleiben werden. Er dauert mich unſäglich. Cotta ſchrieb mir auch ganz verzweiflungsvoll.

Ja, das waren einſt ſchöne Tage, die wir auch hier mit Alexander und Niembſch zubrachten, wo er uns noch nicht ſo abtrünnig gemacht wurde. O, meinen Alexander! den kann ich nie, nie mehr verſchmerzen.

... Ich ſehe nichts als Jammer voraus. Ich komme mir wie ein Verbrecher vor, der ſeine Freunde muß hinrichten ſehen zur verſchärften Strafe, dann kommt es an ihn. Elend und lebensſatt wie ein lange im Kerker Eingeſchloſſener bin ich. Der Scharfrichter hält mich am Schopf oben, daß ich nicht umfalle.

Ihr machtet eine ſchöne Reiſe[2]), was mich für Euch freut.

---

[1]) Es hat die Ueberſchrift „Auf Lenaus einſamen Trinker". „Der einſame Trinker" von Lenau iſt vorher abgedruckt. S. Graf Alexanders „Geſammelte Dichtungen" 1841, S. 501 ff.

[2]) Nach Oberitalien und vorher an den Rhein. S. Schwabs Leben von Klüpfel S. 341 ff.

Ich mußte den ganzen Sommer in meinem Gehege bleiben. Freunde erfreuten uns, ſo der lange Beſuch der guten Suckow, der Schoppe, kürzlich Dullers[1]) und ſeiner Frau . . .

Nun lebet wohl und ſchreibe bald wieder.

Dein Dich liebender, aber immer trauernder

Kerner.

597. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, den 7. Oktober 1844.

Wir können freilich auch jetzt noch nicht beruhigt wegen Niembſch ſein, und jedenfalls macht ſein Leiden einen ſtarken Riß, der nicht mehr heilt, in jedes Herz, das ihn liebt . . .

Es freut mich an der Prinzeß Marie, daß ſie Ihrem Vater Blumen ſandte. Sie ſpricht jedesmal mit mir von ihm und ich erzähle ihr aus alter Zeit, die ihr nicht ſo bekannt iſt . . . Die Prinzeſſin ſchrieb mir auch von Niembſchs Beſſerung. Von ihrem Vater [dem König Wilhelm] ſchrieb ſie: „Ich fand den teuren Vater, Gott Lob und Dank! ſo, wie ich ihn wünſche, wie Gott mir ihn immer erhalten möge! Ein Leben ohne ihn wäre mir undenkbar. Er iſt mein Teuerſtes, mein Höchſtes auf dieſer Erde. Beten Sie für ihn mit mir, Gott wolle ihn uns erhalten. Dies ſei Ihr liebevoller Wunſch zu meinem ſehr alten Geburtstag!“

Dieſer Brief kam gerade an ihrem Geburtstag bei mir an, während ſie am gleichen Tage ein Gedicht von mir erhielt[2]). Darauf ſchrieb ſie wieder und ſandte mir ihr Lichtbild. Sie iſt lieb, aber noch viel lieber iſt ihr Mann, ein unſäglich recht-

[1]) Ed. Duller, Dichter und Hiſtoriker, 1809 in Wien geboren, 1853 als deutſch-katholiſcher Prediger in Wiesbaden geſtorben. Vgl. Kerners Gedicht „An ein grünes Glas von Duller“.

[2]) Kerner hat verſchiedene Gedichte auf den Geburtstag der Prinzeſſin Marie, 30. Oktober (1816) gemacht; ſ. Dichtungen (3. Aufl.) S. 338 ff. Demnach iſt alſo wohl das Datum 7. Oktober verſchrieben ſtatt 7. November.

ſchaffener, geordneter Menſch. Würde man ihn nur recht kennen!

... Grüßen Sie den Schurz[1]) innigſt von mir und ich freue mich, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Innigſt

Kerner.

598. Guſtav Pfizer an J. K.

Stuttgart, den 20. Oktober 1844.

Im Auftrag des Herrn Obermedizinalrats Schelling ſchreibe ich Dir über das Befinden und den Zuſtand unſeres guten Niembſch, worüber Du Nachrichten verlangſt, mit ſeinen Worten, „daß er ſich gegenwärtig im Stadium der Verrücktheit befinde und nur die Ausſicht ſich darbietet, daß die Krankheit noch einen akuten Charakter annehmen und ſo doch noch eine günſtigere Wendung und glücklichen Ausgang nehmen könnte.“ Was Reinbecks, was alle ſeine Freunde leiden, kannſt Du Dir vorſtellen. Sein Zuſtand iſt heute ſo, daß kein Freundesangeſicht, keine Freundesſtimme etwas über ihn vermag, und auch Du würdeſt, wenn Deine Freundſchaft Dich hiehertriebe, nur Jammer ernten und das Gefühl der Unvermögenheit menſchlicher Kräfte ſchmerzlich ſich Dir aufdrängen.

Herzlichſt grüßend

Dein

G. Pfizer.

599. Karl Mayer an J. K.

Tübingen, den 21. Dezember 1844.

Es war äußerſt dankenswert und verdienſtlich, daß Du mir und dem Uhland ſo ausführliche Nachrichten von Niembſch gegeben haſt[2]). Die Briefe von Schurz waren mir ſo detaillirt

[1]) Rechnungsrat, Lenaus Schwager, der damals den unglücklichen Dichter von Winnenden abholte und nach Oeſterreich mitnahm.

[2]) Die betreffenden Briefe Kerners teilt Mayer in ſeinem „Lenau“ S. 193 ff. mit.

geweſen, und doch wie froh wären wir jetzt an ihnen, da wir nun gar nichts mehr von dem unglücklichen Freund hören. Gern nähme ich einmal Urlaub und beſuchte ihn; aber ich glaube, das Sicherſte iſt immer, ihn in Ruhe zu laſſen, d. h. ihn durch äußere Eindrücke nicht noch mehr aufzuregen, als er es von ſich aus ſchon iſt. Ich bin voll Furcht, daß ſeine Geneſung nicht mehr glücken werde, und will jubeln und Gott danken, wenn ich grundlos gefürchtet habe.

Auch um Schurz ſind wir angefochten, ob er bei der großen Kälte wohlbehalten nach Hauſe gekommen iſt. Wir ſind in dieſem Tübingen ſo ganz ohne Nachrichten; ſeit auch mein Bruder Louis tot iſt, fehlt es mir ganz an einem dortigen Korreſpondenten. O, wie trüb iſt alles geworden und wie hell waren unſere früheren Tage!

Ich wollte, Weihnachten wäre überſtanden. Die Zurüſtungen zur Freude ſind dieſelben wie ehmals; aber es iſt ein Jammer, daß ſelbſt die jüngeren Kinder ſie nicht mehr rein genießen können[1]).

Täglich komme ich zu Uhland; unſere Wohnungen ſtehen in einer Flucht längs des Oeſterbergs am Neckar. Nächſten Dienstag wird meinen Kindern dort das Chriſtkindle einlegen. Es iſt den guten Leuten nicht genug, daß dort der Vater ſich täglich ſeinen Troſt holt. — Auch Du, lieber Kerner, bewährſt Dich als alten, treuen Freund, wenn Du manchmal mir ſchreibſt, wie Du bisher mich nie verlaſſen haſt. Könnte ich Dir dazu nur die Klarheit meines Auges leihen; denn auch das iſt ja ein Elend, daß Du immer über Dein Geſicht zu klagen haſt.

... Lebet nun wohl und ſeid herzlichſt gegrüßt von Uhland und

Eurem K. Mayer.

---

600. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 22. Dezember 1844.

Es freut mich, daß es nach dieſem Briefe von Zeller doch nicht ſo ganz ſchlimm mit dem lieben Niembſch ſteht. Denken

---

[1]) Anfangs des Jahrs 1844 war Mayers Frau nach kurzem Krankenlager geſtorben.

Sie nur, was mir gestern Herr von Meyer aus Frankfurt schrieb und was einen ganz empört, besonders wenn die Braut ein solches Gerede erfahren würde. Er schreibt: „Niembsch dauert mich sehr, ich habe aber hier den Verdacht hören müssen, sein Uebel sei Verstellung, um mit seiner Braut zu brechen, er habe schon ein Mädchen in Stuttgart sitzen lassen[1]). Ist das denkbar?“ Es ist doch mehr als entsetzlich, daß man über Unglückliche noch so redet!

Soeben brachte das Rickele von der Küche herein ein Stückchen Geld, das man in dem Magen der soeben geschlachteten Gans fand. Ich sende es Ihnen hier. Auch sehen Sie aus einem Inserate, das gestern im Heilbronner Wochenblatt kam, wie Frauen ihre Gänse mit Sorgfalt als ein teures Gut behandeln sollen. Das Inserat heißt: „Welch besonders weiches Gemüt Frau G. besitze, bewies sie kürzlich, als sie ihrer kranken Gans fast die ganze Nacht wachte.“ So weit muß es bei ökonomischen Frauen in Stuttgart auch noch kommen ... Ich weiß nicht, ist meine zunehmende Umnachtung daran schuld, aber es plagt mich immer Tag und Nacht die Angst, mein Rickele könne krank werden, und dann bräche die Hölle, die ich freilich schon lange verdiene, über mich herein.

Ich grüße und küsse Sie und all die Ihrigen 365mal!

Ihr Kerner.

---

601. J. K. an Julie Hartmann.

1844.

Das glaube ich auch, daß die Wiener ein Hexengespinnst um den armen Niembsch machten und ihn verzauberten. Er ist auch offenbar mehr verhext als wahnsinnig; Zeller[2]) thut, was er kann an ihm, aber — Das hörte oder merkte ich nicht, daß Schurz gegen Niembschs Heirat sei, denn er sprach ja da-

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 396. Es war übrigens Lotte Gmelin (nicht Hartmann). Vgl. Th. Kerner a. a. O. S. 150. Schurz und K. Mayer geben keinen (Geschlechts-) Namen an.

[2]) Hofrat und Direktor der Heilanstalt Winnenthal.

von, daß er die Braut [Marie Behrends] habe besuchen wollen, aber Niembsch war nie zum Heiraten, und wer ihn heiraten will, kennt ihn nicht. Jetzt vollends — sollte man keiner dazu raten, es könnte für beide daraus das Entsetzlichste entstehen. Er sagte uns oft: wer ihn heirate, werde unglückselig. Niembsch hätte schon früher nach Ungarn sollen und sich dort in der wilden Natur und unter Zigeunern herumtreiben und dort austoben. Dann wäre das jetzige Toben wohl nicht erfolgt. Die Löwenthal[1]) kann ihn nur immer mehr verhexen, nicht zahm machen ...

Niembsch ist Euch und namentlich Reinbecks gewiß unendlich dankbar, das kann sein Herz nicht anders, um die anderen Menschen dürfen sich Reinbecks nicht kümmern. Die ganze deutsche Welt weiß, was Ihr an Niembsch thatet und wie Ihr in der letzten Zeit Uebermenschliches durch ihn ertruget, und dankt Euch mit Niembsch, den, wenn nicht die ganze Welt, doch ganz Deutschland liebt. Ich weiß nicht, warum Sie klagen. Ich habe von denen, an denen ich die größte Freundschaft übte, nie Dank erhalten, oft nur Haß und Verleumdung, und mein Bruder sagte immer: „Willst Du einen treuen Freund, so halte Dir einen Hund, unter Menschen findest Du keinen" ... Niembsch ist unendlich lieb und wird uns allen treu bleiben, es thut mir unsäglich weh, daß ich je an seiner Treue zweifelte. Nur seine Laune war es. Woher er (nach Winnenthal) Alexanders Mantel erhielt, weiß ich nicht, er ist es aber und ich dachte mir, er habe ihn von der Gräfin erhalten, wie diese mir den Hund sandte[2]). Schelling schrieb mir auch über Niembsch. Es ist entsetzlich toll, daß die Wiener Aerzte, wie Zeller sagte, über seine Behandlung Niembschs sich tadelnd aussprechen und die Rezepte kritisiren. Woher erhielten diese denn die Rezepte? ... Teilen Sie Schelling meinen Bericht mit!

Gott sei mit Euch!

J. Kerner.

---

[1]) Sophie Löwenthal, die Frau des Dichters Max Löwenthal, von der sich Lenau „sympathisch angezogen fühlte".

[2]) Nach Graf Alexanders Tod. Vgl. Brief Nr. 593.

602. J. K. an Emma Niendorf.

1844.

Ich ſende Dir hier meinen ganzen Bilderſchatz der magiſchen Urbilder. Ich fand die Kunſt durch die vielen Tintenſäue, die ich auf die Briefe mache meiner üblen Augen wegen. Ich ſchlug den Brief mit ſolchen Säuen zuſammen und da entſtand ein Bild. Probire Du es nun auch. Die Bilder ſind merkwürdig, weil ſie Darſtellungen wie aus der Kindheit der Urvölker geben, namentlich der Aegypter, Indier, Amerikaner. Meiſtens kommen Urnen, Schmetterlinge, Scarabäen (Käfer), phantaſtiſche Tiergeſtalten, Hieroglyphen ꝛc. zu Tage. Dieſe Bilder ſcheinen in der Natur zu liegen, und daher ſcheinen ſie jene Urvölker genommen zu haben. Denke der Sache nach, Du könnteſt einen Aufſatz darüber ſchreiben.

Ein erſtaunliches Bild iſt jenes auf dem ſchwarzen Papier, wie das myſtiſche Bild eines Alchimiſten oder Theoſophen. Es kam frei hervor, und ich durfte ihm nur noch wenige Striche geben. Das Bild des japaniſchen Pagoden und des mexikaniſchen Götzen iſt auch merkwürdig, ſowie das eines türkiſchen Religiöſen.

Es geben dieſe Bilder der Phantaſie ungeheuren Spielraum. Studire ſie und ſchreibe etwas darüber, es iſt gewiß der Mühe wert.

Ich ſende Dir dieſes Buch mit den Bildern, aber ich bitte Dich innigſt, es nicht länger als acht Tage zu behalten und es mir dann durch die Fahrpoſt unfrankirt wieder zuzuſenden. Ich ſende es Dir nur unter dieſer Bedingung und thu' es gewiß [1]).

Die anderen Bilder, die ich Dir beilege, behalte für Dich. Wir grüßen euch herzlich

Dein

J. Kerner.

---

[1]) Im Jahr 1891 erſchienen bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt die „Kleckſographien. Mit Illuſtrationen nach den Vorlagen des Verfaſſers".

603. G. H. Schubert an J. K.

1844.

Mein geliebter, brüderlicher Freund!

Hat irgend jemand Geduld und Nachsicht mit mir getragen, so bist Du es, Du Herz voll Liebe, auch gegen solche, die Deine Liebe nicht verdienten. Ich würde es mir selber nicht glauben, wenn die Zeitangabe der Briefe es nicht bezeugte, daß ich auch in jüngster Zeit wieder wie ein Stummer mich gegen Dich benommen habe und wie ein Tauber, der kein Wort der Rede auch aus Freundesmunde vernehmen kann. Wahr ist es nun wohl, ich bin in diesem Sommer und angehenden Herbst leiblich so leidend und abgespannt, daß es mir war, als ob alle Schwächen und Gebrechen des Alters (ich bin fast 72 Jahre alt) auf einmal wie eine Flut, die ihren Damm durchbrach, über mich ausgegossen werden sollten, dabei ließ mir der übermächtige Arbeitsdrang immer noch keine Ruhe, obgleich er mir die letzten Kräfte vollends aussog und mich so matt machte, wie der Furor divinus[1]) des Instinkts das Welschhuhn macht, wenn dieses über dem Eifer des Brütens das Futter und die Bewegung so ganz vergißt, daß ihm seine Füße darüber ganz verlahmen oder verstauchen.

Gott vergelte Dir Deine christbrüderliche und väterliche Teilnahme an den Schicksalen, und ich darf es gegen Dich ja aussprechen, an den Verirrungen dieses begabten, wohlwollenden Prinzen Adalbert. Wenn das Gerücht von seiner vorhabenden Vermählung mit einer Tochter des Prinzen Karl von Preußen sich bestätigen sollte, dann habe ich gute Hoffnung auf seine innere Genesung, doch wird der Fortgang derselben langsam und den Gefahren vieler Rückfälle ausgesetzt sein[2]). Ich habe ihm nie verhehlt, auf welchen Boden ihn sein Hang zu vorwitzigen Extravaganzen führen werde. Leider habe ich die Sache früher, weil ich nicht daran glauben konnte, daß es ihm so bitterer Ernst

---

[1]) „Göttlicher Zorn."

[2]) Vgl. die Briefe des Prinzen an J. Kerner und Th. Kerners Darstellung a. a. O. S. 227 ff. Der Prinz heiratete die spanische Infantin Donna Amalia.

damit werden könnte, ſelber zu ſcherzhaft genommen und bin zuweilen, wenn er mich ſo ſehr darüber inquirirte, mit ihm geiſtig ſpazieren gegangen in die Gebiete des magnetiſchen Hellſehens u. ſ. w. Die ernſten Winke, welche ich meinen Berichten einzuweben niemals unterließ, ſind ihm zu einem Ohre ein-, zum andern ſpurlos wieder ausgegangen, er hat aus jeder Lektüre über dieſes Gebiet nicht wie die Biene Wachs oder Honig, ſondern Gift für ſeinen perſönlich geiſtigen Zuſtand gezogen und vor allem immer nur ſeinem Götzen, einer jugendlichen Lüſternheit nach hohem Ruhm und Ehre vor der Welt, Opfer gebracht. Er ſelber, wenn Gott, wie ich dies feſt hoffe, ſich ſeiner nicht erbarmt, wird dieſen Götzen zum Opfer fallen. Hätte er nur Luſt zu ernſter, gründlicher Beſchäftigung, aber daran fehlt es ihm ganz.

Doch was hilft uns da unſer Wehklagen. Wir können ihm nur aus inniger Liebe auf ſeinen Wegen nachgehen und mit Gebet, und da, wo er uns Gelegenheit dazu gibt, mit Rat und That. — Die bedauernswürdige königliche Familie, welchen Kummer haben ihr ſchon dieſe beiden jüngſten Kinder eines Elternpaares gemacht, das mit ſolcher Treue das Wohl dieſer Kinder auf ſeinem Herzen trug ...

Nun, mein edler, lieber Freund! Gott ſegne und behüte Dich.

G. H. Schubert.

---

604. Emanuel Geibel an J. K.

Lübeck, den 2. Januar 1845.

Ich habe in dieſen Tagen viel an Dich gedacht und an die ſchönen Tage, die ich mit Dir und den Deinigen in Deinem lieben gaſtlichen Hauſe zubringen durfte. Schon lange wollt' ich an Dich ſchreiben und Dir auch ſo ein Lebens- und Liebeszeichen ſenden, wollte Dir alle die lieben Erinnerungen wachrufen, friſch und farbig, wie ſie in meiner Seele ſtehen; da kommt leider noch ein anderer Grund hinzu, der mich zwingt, Dir zu ſchreiben und Dir offen auszuſprechen, wie mir's ums Herz iſt.

Du haſt mir weh gethan, ſehr weh. Durch einen Zufall hab' ich wörtlich genau erfahren, was Du über mich an Freiligrath ſchriebſt, und das hat mir einen Stich in die Seele gegeben. Ich habe Dir ſeit einem Jahre nicht geſchrieben, das iſt wahr; iſt auch unrecht und nachläſſig; aber ich hatte Dir noch beim Scheiden ausdrücklich geſagt: Lieber Vater Kerner, um eins bitt' ich Dich; ſei nicht bös, wenn ich nicht ſchreibe; ich bin ein ſchlechter Briefſteller und denke deſto treuer an die, die ich lieb habe. So ſagt' ich's und ſo hab' ich's gehalten und bin immer ſtill und fröhlich in mir geworden, wenn ich an Weinsberg und an die Weibertreu, wenn ich an Dein Weib und die Heilbronner dachte, wie ich das oft und gerne that... Der Vorwurf aus Deinem Munde hat mich doppelt tief geſchmerzt, teils meinet- und Deinetwegen, teils der Leute wegen, denn Dein Wort iſt in den Händen meiner Feinde (und deren hab' ich viele wegen meiner politiſchen Ueberzeugung) zur Waffe gegen mich geworden, und ſie ſagen nun: Seht, ſo reden ſeine eigenen Freunde von ihm, was iſt denn das für ein Menſch, daß er uns Liebe und Frieden predigen will!

Ich weiß es freilich wohl, daß Du's am Ende nicht gar ſo arg gemeint haſt und daß der augenblickliche Unwillen Dich die Sache ein wenig ſtark ausdrücken ließ; aber Du hätteſt bedenken ſollen, daß, was einmal ſchwarz auf weiß ſteht, nicht wieder auszulöſchen iſt, und daß man keinen Menſchen ungehört verurteilen ſoll. — Aber, nun genug von der Sache und gib mir die Hand und laß Dir erzählen, wie's mir ſeither erging.

Wenn mir die Stuttgarter Huldigungen und Vergnügungen, wie Du ſie nennſt, ſo ganz das Herz eingenommen hätten, ſo wär' ich wohl ſchwerlich ſo bald wieder von dort abgereiſt, wie ich das, allerdings auf einen plötzlichen Anlaß, that. Eben der raſche Aufbruch hinderte mich auch, meinen Weg, wie ich mir vorgeſetzt, über Weinsberg zu nehmen und noch einen Tag bei Dir einzuſprechen. Ende Februar war ich in Kaſſel, wo ich in wenigen Tagen viel Freud' und Schmerz erfuhr; von dort ging ich nach Berlin, deſſen öde Sandluft ich aber nicht länger als ein paar Wochen ertragen konnte, obwohl man mich mit großer Freundlichkeit aufnahm; dann nach meiner Vaterſtadt Lübeck.

Hier hab' ich nun ſeit dem Frühjahr — einen Herbſtausflug abgerechnet — ſtill und faſt einſam für mich gelebt; denn außer mit meinem Vater und der mir ſo teuern Nöltingſchen Familie[1]) gehe ich faſt mit niemand um. Daß ich mich aber in dieſer Beſchränkung recht glücklich fühle, mag Dir ein Beweis ſein, wie wenig ich der mannigfaltigen Zerſtreuungen und der glänzenden Kreiſe bedarf. In Stuttgart aber wollt' ich damals beſtimmte Lebensverhältniſſe, in die ich dort zum erſtenmale trat, gründlich kennen lernen; ich habe meinen Zweck erreicht und kann das noch heute nicht bereuen. —

Und nun grüß Dein Weib ſchön von mir und die Emma und Marie und alle die übrigen, und wenn noch ein Zorn gegen mich in Dir herumſchleicht, ſo treibe den Teufel aus, denn er thut nicht gut. Du biſt ja ſonſt ein gewaltiger Geiſterbanner.

Gott ſegne Dir und den Deinen das neue Jahr! Möge er Dir ein helleres Aug' und ein fröhlich Herz geben, was allezeit die beſte Gabe iſt, die uns kommen kann. Das wünſcht von ganzem Herzen

Dein

Emanuel Geibel,

der Dich immerdar lieb hat, auch wenn er nicht ſchreibt.

---

605. Amalie Schoppe an J. K.

Jena, den 27. Februar 1845.

... Ueber mein Leben und Treiben kann ich wenig ſagen. Ich ſuche Gott und die Einſamkeit auf, arbeite, ſo viel ich immer kann, habe manche praktiſche Anregung, die ich in meine Oper: „Der Todesgruß" niederlege, die, wie ich glaube, mir gelingt, und leſe ſehr viel, beſonders franzöſiſche Memoiren, die ich ſehr liebe. Dieſen Sommer will ich dazu benützen, bei hieſiger Univerſität das Accouchement ſo zu ſtudiren, daß ich für eine Frau Ungewöhnliches darin leiſten kann und meine mannigfachen

---

[1]) Ein Sohn des Konſuls Nölting war ein Schulfreund Geibels; ſ. „Emanuel Geibel" von K. Gödeke, 1869, I, 22, 207, 211.

Vor- und Sprachkenntniſſe werden mir dabei zu gute kommen. Dadurch will ich mir den Weg nach dem Weltteile bahnen, den mein armes Kind ſich künftig zum Aufenthalte erwählen wird, und wo ich mich und dasſelbe mit meinem kleinen ſchriftſtelleriſchen Talente nicht würde ernähren können; denn unerſchütterlich feſt ſteht mein Entſchluß, Adelbert nie wieder zu verlaſſen, ſobald er mir wiedergegeben ſein wird, und ich hoffe zu Gott, daß es bald ſein werde. Ich kann nur leben, wo der Geliebte atmen wird, alles andere Leben iſt ein bloßes Vegetiren. Du wirſt alſo, Teurer, wenn ich die Befreiung A's. erlebe, aus fernem Weltteile — ich wünſche, aus Auſtralien — noch Kunde von mir erhalten, und hoffentlich werde ich Dir dann frohere und intereſſantere Briefe als jetzt ſchreiben.

Moraliſch iſt mein Kind ſchon längſt wieder gänzlich mein, und ſeine Briefe ſind das Rührendſte und zugleich Erhabenſte, was man leſen kann; allein ich kann das Reſtchen Leben nicht ohne den Anblick deſſen verbringen, der vom Augenblick ſeiner Geburt an die leuchtende Sonne desſelben war. Du haſt dieſen Jungen nie gekannt, ihn nie geſehen und wirſt ſo kaum begreifen können, daß die Mutterliebe trotz des furchtbaren Schmerzes, den er mir durch ſeine augenblickliche Verirrung bereitete, bis zur Leidenſchaft wachſen mußte. In ihm liegt alles Große, Schöne und Edle, und er hat mir in glücklicheren Tagen Seele und Auge oft erquickt; ſeine Liebe wird der letzte Sonnenſtrahl ſein, der auf mein ſcheidendes Leben fällt — gleichviel wo. Dieſer Zweck beſchäftigt mich beſtändig und ich lebe eigentlich nur noch darin. Meine kleinen Erſparniſſe habe ich flüſſig gemacht und bewahre ſie in Staatsobligationen bei mir, weil ſie ſo gut wie bares Geld ſind, und kommt dann der glückſelige Augenblick, dann beſteige ich mit dem Geretteten das erſte ſegelfertige Schiff und führe ihn dahin, wo keine Schmach ſein junges Leben fürder vergiften kann[1]).

Da ich auf jeden Fall noch den Sommer vor mir habe und

---

[1]) Sie ging erſt 1851 nach Amerika, wo ſie dann bis zu ihrem Tode 1858 lebte.

ihn gänzlich den Studien widmen will, kann ich für das erwählte Fach noch recht viele schöne Kenntnisse erwerben, so daß ich hoffe, die besten Zeugnisse mit mir zu nehmen. Bücher werde ich dann wohl nicht mehr schreiben, außer vielleicht solche, wie Madame Boivin in Paris schreibt, und vielleicht kann auch ich der Wissenschaft nützlich werden.

Seit ich diesen Entschluß gefaßt, seit man auch in Hamburg so gütig war, meinen A. mit Anstand zu behandeln, ihm die Fortsetzung seiner Studien zu gestatten und mit Ingenieurarbeiten zu beschäftigen, ist mir leichter ums Herz geworden, das oft von Gram zu brechen drohte, wenn mir ein Lächeln auf den zur Klage zu stolzen Lippen schwebte. O, ich habe mehr gelitten, als tausend Menschenherzen zu ertragen vermöchten — und ungeklagt! Ich verachtete das Almosen des Mitleids der Menge, und Euch, die Ihr mich liebtet, Euch mochte ich mit der Bürde meines Grams nicht belasten; hat doch jeder schon sein Teil zu tragen.

Eigentümlich hat sich mein inneres und äußeres Leben entwickelt und gestaltet, eigentümlich wird es auch enden, wie Gott es mir gab; mit allen seinen Schmerzen will ich's eben mit Dank hinnehmen und nahm es mit Dank immer hin. Es gab nur Augenblicke, wo der Schmerz zur Verzweiflung ward, aber ich fand mich immer wieder, denn in mir lebt etwas, das nichts mir rauben kann: das feste, unerschütterliche Gottvertrauen ... Ich umarme Euch alle und bin ganz

Eure

Amalie.

---

606. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 12. August 1845.

Du erhältst hiebei den endlich fertig gewordenen zweiten Teil der Volkslieder[1]) zu freundlicher Aufnahme. Neuerlich hab' ich von verschiedenen Seiten Nachricht über Dich vernommen.

[1]) Vgl. Uhlands Brief vom 3. September 1844.

Mayer, der Dich grüßen läßt, gedenkt eines vergnügten Mittags, den er in Deinem Hauſe zugebracht, er hat Dich recht heiter gefunden. Ein anderer alter Freund, Kölle, ſprach auf der Durchreiſe bei mir ein und erzählte mir viel von ſeinem Aufenthalt in Baden, beſonders auch, daß Du in Lichtenthal ein treffliches Geſpräch zwiſchen Rebe und Tanne[1]) gedichtet. Ich werde nachſuchen, ob es nicht im Morgenblatt zu leſen iſt. Es freut mich ſehr, daß Dir immerfort ſchöne Lieder blühen, während ich nur ſolche aus längſt vergangenen Jahrhunderten zu bieten weiß.

Dir und Deiner lieben Frau viele herzliche Grüße!

Dein treuer

L. Uhland.

---

607. J. K. an Friederike Kerner.

Nürnberg, den 18. September [1845].

Herr von Tucher[2]) kam bald, als ich Dir geſchrieben, und auch deſſen Frau und Schwägerin. Sie waren unſäglich gut. Er führte mich herum. Zehn Uhr war die erſte Verſammlung der Naturforſcher in einer leeren alten Kirche. — Ich traf da Sicherer[3]) (der außer ſich war) und eine Menge anderer Bekannten. Die Rede begann. Sie mag höchſt gelehrt geweſen ſein, aber man verſtand nicht eine Silbe davon. Ich ſchlich mich ſehr erfreut über dieſen Fund, daß man nichts verſtand, ſogleich hinaus — dem Gemüſemarkt und der Wurſtkapelle zu. Beide fand ich höchſt poetiſch-göttlich. In der Wurſtkapelle[4]) traf ich einen jungen, lieben Mann, der mich fragte, ob ich nicht ein Württemberger ſeie, man habe ſchon vorgeſtern den Juſtinus

---

[1]) „Preis der Tanne", erſchien im Morgenblatt 1822 Nr. 285.

[2]) G. Freiherr von Tucher, aus dem berühmten Patriziergeſchlecht ſtammend, damals Stadtgerichtsrat, geſtorben 1877.

[3]) Arzt in Heilbronn, geſtorben 1861. Vgl. D. Fr. Strauß' „Worte der Erinnerung an Dr. Ph. F. Sicherer", Geſ. Schriften I, 185 ff.

[4]) Dem bekannten Bratwurſtglöckchen.

Kerner erwartet. Ich ſagte — da ſitze er neben ihm. Es ergab ſich, daß es der Buchhändler Palm (Palm u. Enke) von Erlangen war, der auch mit Kaſtner verwandt iſt. Er war ſehr erfreut, hieß mich Herr Vetter und lud mich ein, morgen früh ſieben Uhr mit ihm nach Erlangen zu fahren. Dies nahm ich an. Es iſt ganz nah, und man kommt bald wieder zurück. Da bin ich dann ohne den Troß der Aerzte dort geweſen.

In der Wurſtkapelle iſt's göttlich! Ich feierte dort (½ Stunde lang) meinen Geburtstag und dachte an Dich herzinniglich. Tuchers bedauerten, daß Du nicht mitgekommen: denn es ſtehen noch drei Betten und Zimmer leer. Alles iſt fürſtlich, und Altertümer und ſeltſame Sachen, namentlich eine Hauschronik — nein! wenn es nur Theobalds ſehen würden! Das Wetter iſt herrlich. Ein Billet zum Feſteſſen konnte man glückſeligerweiſe nicht mehr erhalten. v. Tuchers luden mich zu ſich aufs Landhaus ein, was mir tauſendmal lieber iſt. Ich fand viele Fremde, die mich kannten und die ſehr lieb ſich mir erzeigten. Ich muß aber ſagen, daß auch die Württemberger ſehr gut gegen mich ſind und mich überall hervorziehen und mich führen und begleiten wie Söhne, beſonders Cleß, Guckelberger, Weiß, Höring von Ludwigsburg, Göritz, Faber ... Sicherer reiſt über Würzburg zurück. Dieſen Morgen waren wir alle auch noch in der Kunſtausſtellung Nürnberger Produkte, wo die Kinderſachen (ganze Säle) eigentlich rührend waren.

Sie kennen mich alle — aber mein ſchreckliches Geſicht entzieht mir vielen Genuß und macht mich auch oft irre.

So viel heute.

Gott ſei mit Euch!

Dein K.

---

608. J. K. an Friederike Kerner.

Nürnberg, den 18. September [1845].

Geliebteſte!

Ich war heute ſehr vergnügt, ich ſpeiſte bei Herrn Tuchers im Garten ihres Landhauſes.

Die Frau von Hegel ſpeiſte mit, eine geiſtreiche, aber

ganz fromme Frau und ein Fräulein Gölz, die Erzieherin der Tucherſchen Kinder, eine äußerſt intereſſante Perſon. Sie war einmal bei uns. Nachher war ich bei Heideloff, wo ich äußerſt merkwürdige Kunſtſachen ſah, dann ging's auf die Roſenau, wo Hunderte auf mich losſtürmten, dann ins Muſeum, wo ſich wieder unzählige Bekannte und Unbekannte fanden, auch der Weiſſe von Berlin, der Dich grüßt, ſeine Frau liegt krank hier, Kaſtner, Harles, Jäger, Röſer, Roſer.

Auf einmal verſammelten ſich alle Württemberger: Cleß, Faber, Blumhard, Guckelberger, Höring, Weiß, Eiſenmenger, Mößner (von Gaildorf), Röſch (von Urach) und noch viele, die ich früher nie ſah und ihre Namen nicht weiß, und gratulirten mir vor der andern Verſammlung feierlich zum Geburtstag, was mich wirklich herzlich rührte und mich auf immer freuen wird, weil es eine Anerkennung der eigenen Landsleute (was ſo ſelten iſt) und vor den Augen ſo vieler Männer aus allen Gegenden Deutſchlands war. Sie meinten es ganz herzlich.

Es freute auch die Fremden, derer ſich mir eine Legion vorſtellte, ſo daß es mir jetzt nachts zwölf Uhr ganz ſchwindelnd iſt. Es iſt mir nur arg, daß mein ſchlechtes Gedächtnis mich die vielen Namen gänzlich vergeſſen läßt. Frau von Tucher iſt eine ſehr ſchöne Frau und hat äußerſt liebe, wohlerzogene Kinder, und er iſt ein ganz herrlicher Mann. Morgen früh ſechs Uhr fahre ich nach Erlangen und kehre nachmittags ein Uhr wieder zurück. Es iſt prachtvoll hier. Alles fragt, warum Du nicht mitgekommen? Dieſes Nürnberg iſt im Mondſchein gar zu zauberiſch. Ich trete aus meinem Zimmer auf einen großen Balkon, gerade über iſt die Aegidienkirche und alte Häuſer mit Türmchen und Erkern, Brunnen ꝛc., alles vom Monde jetzt beleuchtet. Nachts zwölf Uhr.

Schreib doch. — — — Ich grüße Euch alle.

Ewig Dein

Juſtinus.

600. Ferdinand Freiligrath an J. K.

Meyenberg bei Rapperſchwyl, den 22. September 1845.

Wie oft wirſt Du gedacht haben: „Auch der Freiligrath iſt einer von den Jungen, die da vergeſſen und verſäumen!“ Doch hab' ich bis jetzt nur verſäumt — verſäumt, weil ſtürmiſche Winde nun ſchon über anderthalb Jahre mein Schifflein raſtlos hin und her treiben und mich ſelten zum Gefühl behaglicher Ruhe, zu jener Hafenſtimmung kommen laſſen, die mir zum ſtillen, gemütlichen Austauſch notthut. Vergeſſen aber hab' ich nie! Wer, der einmal mit Dir auf die Weibertreu geſtiegen, wer, der einmal im Kreiſe der Deinen an Deinem Herde geſeſſen iſt, könnte Dich vergeſſen, könnte in Liebe zu Dir erkalten?

Und ſo iſt es denn, trotz ſeines langen Schweigens, ganz und durchaus der alte Freiligrath, der Dir, Deiner trefflichen Lebensgefährtin und Deinen lieben Kindern die frohe Botſchaft von der Geburt ſeines Erſtgeborenen ans Herz legt[1]). Wir ſind glücklicher, als ich mit Worten ſagen kann, und wiſſen im voraus, daß Ihr Euch mit uns an unſerem Glücke freuen werdet ... Das Kind iſt ein ſüßer kleiner Engel, kerngeſund und von wohlgeſtalteten, beweglichen Gliederchen, hat große, dunkle Augen, ſchwarze Härchen, leider aber auch, wie Mutter und Tante verſichern und wie ich ſelbſt nicht leugnen kann, ſeines Vaters radikale Stumpfnaſe. Die hätt' ich allerdings lieber einem Jungen mit auf den Weg gegeben — aber wer kann's beſſern! So ein älteſtes Töchterchen iſt doch auch ein Glück und ein Segen von Gott! Möge er uns klein Käthchen zur Freude unſerer alten Tage erhalten und ſein Stutznäschen dazu[2])!

Wie geht es denn aber Dir und den Deinen, Geliebter? Daß Du jüngſt wieder in Deinem teuren Lichtenthal warſt und es mit einem herzigen Gedichte[3]) begrüßteſt, wiſſen wir aus den

---

[1]) Der Brief iſt auf einer gedruckten Anzeige der Geburt von Freiligraths Töchterchen (am 12. September 1845) geſchrieben.

[2]) Sie verheiratete ſich ſpäter in England und überſetzte ihres Vaters Gedichte ins Engliſche.

[3]) „Gruß an Lichtenthal“ (bei Baden-Baden).

Ferdinand Freiligrath.

Zeitungen. Sonſt aber ſind wir ohne Kunde über Euch geblieben. Was machen Deine lieben, kranken Augen? Ach, wer wieder einmal hineinſehen und einen Wunſch um Licht und Geneſung auf ihre Wimpern drücken könnte! Aber wann werde ich Deutſchland wieder betreten können? Du mußt im künftigen Sommer einmal zu mir in die Schweiz kommen, damit ich wieder einen Tag verlebe, der mir noch lange Frieden und Freude ins Herz ſtrahlt!

Mit Ende Oktober ziehen wir nach Zürich und hoffen, uns dort wenigſtens ein Jahr oder gar länger halten zu können[1]). Die jetzige Züricher Regierung iſt liberal, und die fanatiſche Rotte, die ſeinerzeit Strauß' Berufung verhinderte, machtlos. Hier im ultramontanen Seebezirk des (ſonſt paritätiſchen) Kantons St. Gallen will man mich nicht länger haben.

Was hörſt Du von Lenau? Iſt wirklich noch auf Geneſung zu hoffen? Wie hat ſein unheilvolles Geſchick mich in tiefſter Seele gepackt und erſchüttert!

Und nun leb wohl, teurer, geliebter Kerner — Du, den ich auf Deinen Wunſch Du nenne, wie ein Sohn den Vater Du nennt! Inniger Dank auch für dieſes Glück, deſſen Du mich würdigſt! Grüße Deine liebe Frau und Deine Kinder aufs herzlichſte von uns allen und ſei überzeugt, daß ich, auch wenn ich ſchweige, dennoch immer in Liebe, in Treue und Verehrung an Dir halte! Mit dieſer Verſicherung ſchließe ich!

Dein

F. Fth.

---

610. Heideloff an J. K.

Nürnberg, den 19. Oktober 1845.

Ihre Angelegenheit wegen dem altdeutſchen Stuhl wird beſtens beſorgt. Sie erhalten alſo Ihrem Wunſche gemäß vorderhand einen Muſterſtuhl, ſollte er bei Ihnen oder in Heil-

---

[1]) Freiligrath blieb dort bis Sommer 1846. S. Brief Nr. 620.

bronn um denſelben Preis wie in Nürnberg oder noch billiger verfertigt werden können, dann kommt dieſer natürlich wegen der Fracht doch noch billiger. Ihr Wappen[1]) macht ſich ſehr ſchön und wird ſich auf der Stuhllehne charaktervoll ausnehmen, den Stuhl laſſe ich nach Art des 14. Jahrhunderts ſchwarz lackiren, was ſich mit dem bunten Wappen wunderſchön ausnehmen und ganz im Stile des Mittelalters erſcheinen wird, ſollten Sie, mein Hochverehrteſter, jedoch Eichenholzfarbe vorziehen, ſo dürfen Sie mir nur einen Wink geben und Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden . . .

Bei dieſer Gelegenheit nehme ich mir, Ihrem Wunſche gemäß, die Freiheit, Ihnen einige Notizen aus dem Leben meines Vaters, ſeiner Schickſale und die meinigen, mitzuteilen, ich habe ſolche erſt kürzlich gefunden, und Sie werden daraus die Urſache meiner Auswanderung erſehen und die Gründe, warum ich mein ſo liebes, ſchönes Vaterland verlaſſen habe, welches mir immer am Herzen liegt; ich weiß nicht, ob der König etwas davon weiß, was ich zweifle, er hat mich vor zehn Jahren wohl darum gefragt, aber ich hatte keine Gelegenheit, um ihm dies umſtändlich erzählen zu können, ich ſagte ihm nur, daß Dannecker daran ſchuld wäre, aber ſchaden wird es nicht, wenn Sie dieſe Notizen Ihro königl. Hoheit der Frau Gräfin Reipperg leſen laſſen, ich habe die Sache zu dieſem Zweck rein und deutlich abſchreiben laſſen, und auch das Gedicht meines Vaters, welches er bei Verluſt ſeiner Penſion gedichtet hat, beigefügt. Damit Sie ja außer Sorgen ſind, ſo verſichere ich Sie, daß der Stuhl tüchtig in Arbeit iſt und nur die kurzen und feuchten Tage ſeine Vollendung etwas verzögern werden.

Nebſt den herzlichſten Grüßen an Ihre liebſte Frau Gemahlin und die Ihrigen grüßt und küſſet Sie auch

Ihr Sie hochſchätzender Freund

C. Heideloff.

---

[1]) Schild mit aufrechtſtehendem Löwen; als Helmſchmuck derſelbe Löwe, in der Pranke eine Rübe mit drei Blättern. — Der Stuhl befindet ſich noch im Kernerhaus.

611. Helmine von Chezy an J. K.

Heidelberg, 26. Oktober 1845.

Vor einigen Wochen brachte mir mein Sohn Wilhelm Ihre und der lieben Ihrigen willkommene Grüße; jetzt bringt Ihnen die meinigen ein lieber, ausgezeichneter junger Freund, Dr. Hartwig, engliſchen Urſprungs, deutſchen Sinns und Gemüts, den ich Ihrer Wohlgewogenheit aus voller Ueberzeugung empfehle.

Dr. Hartwig hat Goethes Iphigenie wahrhaft ſchön in das Engliſche überſetzt, und ſeine Liebe und Ergründung unſerer Sprache vorzüglich durch das kleine, gehaltvolle Werk über „Das Seebad Oſtende“ bethätigt; er iſt dort Badearzt, jedoch praktiſcher Arzt in Antwerpen, hörte mehrere Jahre hier Kollegia bei Pfeuffer, Henle u. a. Sie werden, lieber Juſtinus, Freude an ihm haben!

Ach, mein Kopf iſt ſchon wieder matt, und das von dieſen wenigen geiſt- und farbloſen Zeilen! Ja, der innere Menſch ſtirbt ab, ſowie er ſich durch die ſtachlichte Schale der Erkenntnis bis zum Kern durchgebiſſen und ihn etwas benagt. Wäre doch ſtatt der Eiſenbahn eine Verjüngungsflut erfunden!

Ihre mit alter Liebe und Treue ergebene

Helmine von Chezy.

---

612. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 30. Oktober 1845.

... Dieſen Sommer war es nahe daran, daß ich ſelbſt nachgeſehen hätte, wie es Dir geht. Ich wollte von Homburg einen Stich in die Schweiz machen und hätte den Rückweg über Tübingen und Weinsberg genommen, aber ich kam nur bis Heidelberg; Wetter, Unwohlſein und andere Urſachen ließen mich von da nach Kiſſingen einlenken, wo ich noch drei Wochen mit meinem teuren General von Tettenborn blieb und dann über den Harz nach Hauſe reiſte. Mein Geſundheitszuſtand hat ſich ſeit vorigem Sommer durch den Homburger Brunnen merklich gebeſſert, aber ich darf ihn doch, ſehe ich, nicht auf ſtärkere Proben

ſtellen, und im Winter will er nur eben für das Haus notdürftig ausreichen; die großen Vorſätze, zu denen das Gefühl eines guten Tages ſo gern ſich erſchwingt, ziehen ſich bald wieder ins Enge zurück. Und Ein Uebel, an dem ich leide, beſſert ſich gar nicht, die Schwäche meiner Augen! Ich muß ſie ſehr ſchonen, darf nicht mehr ſo viel ſchreiben wie ſonſt, muß auch das Leſen einſchränken, worin doch faſt mein ganzes Leben jetzt beſteht!

Freilich iſt dies Leiden noch gering gegen das Deine, geliebter Freund! Schmerzlichſt ergreift mich jede Nachricht, die ich darüber vernehme. Der Anblick Deiner Handſchrift iſt mir denn doch wieder ein Troſt, Dein völliges Erblinden ſteht noch fern und würde jedenfalls, höre ich, Heilung zulaſſen. — Doch bleibt der Zuſtand auch ſo noch ſchlimm genug; ich denke Deiner ſtets mit wahrer Sorge und danke dabei Gott, daß Du wenigſtens jede Pflege und Aushilfe in liebevoller Umgebung haſt! —

Du warſt dieſen Sommer in Baden und gedachteſt unſeres dortigen Zuſammenſeins; ich möchte den Ort gern wiederſehen, aber mich ſchaudert dabei, ich könnte dort, dünkt mich, nichts thun als weinen. Wie viele glückliche, lebensvolle, verheißungsreiche Tage hab' ich dort hingebracht! Solche Vergangenheit iſt eine Zaubermacht, die man nicht zu ſtark heraufbeſchwören muß. Selbſt die Abfaſſung meiner Denkwürdigkeiten über jenen Zeitraum hab' ich noch nicht ganz zu ſtande bringen können! Einen andern Abſchnitt dieſer Denkwürdigkeiten, der auch Dich angeht, hab' ich in Druck gegeben, er wird in dem Jahrbuche von L. Schücking[1]) erſcheinen, und ich ſende Dir künftig einen Abdruck. Unſer Wiederbegegnen in Wien kommt darin vor, das Du aus Irrtum in einem ſchon gedruckten Abſchnitte finden wollteſt und vermißteſt. Du wirſt nicht unzufrieden damit ſein und es Dir gern vorleſen laſſen. —

Von Deinem Sohne ſeh' ich einen Band Gedichte erſcheinen, ich habe ihn beſtellt und bin begierig darauf . . .[2])

---

[1]) Rheiniſches Jahrbuch. ſ. Brief Nr. 615.

[2]) Sie erſchienen in Jena (1845), dann wieder 1852 (Stuttgart) und in den „Dichtungen", Hamburg 1879.

Was sagt Dein Freundnachbar Strauß von den kirchlichen Bewegungen? Ich sehe vieles mit Vergnügen vorgehen, woran teilzunehmen ich doch keinen Beruf habe. Die deutsch-katholische Sache ist die Antwort auf den Aberglaubensgreuel mit dem Trierschen Rock. Aber es sind außer dieser noch viele Antworten zu geben, und sie werden nicht ausbleiben! Dieses Deutschland, wie wir es von Jugend her gesehen, wird verschwinden und ein anderes an dessen Stelle sich emporarbeiten, gegen welches das frühere wie eine Fabel dastehen wird. Ich lebe in diesen Entwicklungen, Besorgnissen und Hoffnungen geistig so anteilvoll, als wäre ich bestimmt, sie noch zu erleben. Ich liebe die Freiheit wie in meinen frischesten Jugendjahren! Und getröste mich der Gesinnung, welche Rahel in der für sie selbst erdachten Grabschrift edel ausdrückt: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenket freundlich in eurer Freude auch meiner.“ — Wenn ich nur immer arbeiten könnte, so wären meine Tage noch gut genug; aber ich bin sehr beschränkt darin. An Stoffen fehlt es nicht; manches lebendige Gebild trag' ich noch im Herzen. Vieles werd' ich unausgeführt zurücklassen. —

Meine Nichte Ludmilla ist noch immer bei mir; Ottilie ist nach Hamburg zurückgekehrt, wo Ludmilla diesen Sommer sie besucht hat. Amalie Schoppe lebt jetzt auch wieder in Hamburg. Du weißt ohne Zweifel ihre neuesten Leiden durch den Sohn, ihre ungesicherte Lage. Traurig, was man alles an sich und anderen erleben muß! — Ich grüße herzlich Deine liebe Frau, Deine Kinder alle! Der Himmel segne Euch insgesamt! — Kannst Du Uhland und Schwab von mir grüßen, so thu es. Wie hoch steht Uhlands Sammlung von Volksliedern über dem Wunderhorn, aber doch wie viel ergötzlicher sprach uns dieses an! — Leb wohl, geliebter Freund! wir müssen uns doch noch hienieden wiedersehen und werden es, ich bin erfüllt von Hoffnung und Zuversicht[1])! . . .

Varnhagen von Ense.

---

[1]) Die Freunde sahen sich im Juli 1846 in Weinsberg. S. Varnhagens Brief vom 8. Juli 1846.

Kann mir denn niemand ein Autograph von Hölderlin verschaffen? Meine Sammlung wächst, wird auch nach meinem Tode beisammen bleiben und einer künftigen Zeit ein merkwürdiges literarisches Vermächtnis unseres Lebens sein.

---

613. G. Reinbeck an J. K.

Stuttgart, den 4. November 1845.

Dr. Frankl[1]) aus Wien, ein vertrauter Freund unseres armen Niembsch, besucht diesen heute in Winnenthal. Ich bin sehr gespannt, wie er ihn finden wird. Hofrat Zeller ließ uns am Sonnabend durch die Bötin sagen, daß es seit vier Tagen überraschend gut mit ihm gehe. — Gebe der Himmel, daß es dauernd sei! Der König war mit der Prinzessin von Oranien drüben und hat N. gesehen, gesprochen glaube ich nicht. — . . .

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein Reinbeck.

---

614. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 11. November 1845.

Geliebter Freund! Mein Brief vom 30. Oktober (Nr. 612) muß beinahe schon in Deinen Händen gewesen sein, als Dein Blättchen vom 17. nebst dem Brief und den Gedichten Deines Sohnes[2]) bei mir eintrafen. Ich habe mich der werten Zusendung herzlich gefreut und in dem Sohne gern noch den Vater gesehen, obschon jener doch zugleich ein ganz anderer ist. Womit Ihr beide zufrieden sein könnt. Es macht uns doch eine eigene Empfindung, die Kinder derer, die wir jung gekannt, in die Reihe der Erwachsenen und Selbstthätigen treten zu sehen. Sie drängen uns hinweg, es ist nicht zu leugnen; doch nur ein Liebloser könnte dazu scheel blicken; ich freue mich der nachrückenden Jugend, sie wird manchen Stein rücken, den wir mußten liegen lassen und

---

[1]) Der Dichter Ludw. Aug. von Frankl, 1810 geboren, schrieb 1854 „Zu Lenaus Biographie".

[2]) S. Brief Nr. 612.

der uns ärgerte. Ich wiederhole, was ich Dir schon schrieb, daß ich gute Hoffnung hege, wir sehen einander noch; ich hoffe damit zugleich, Geliebter, für Deine Augen! —

Von meinen Schriften werd' ich Dir eine ziemliche Anzahl von Bänden schicken, ich warte nur, daß die zwei letzten Teile meiner biographischen Denkmale aus der Presse kommen. Dann erfolgt der ganze Schwall! —

Welche Ehre mir von Tübingen soeben zu teil geworden, weißt Du längst. Eine freudige Ueberraschung war mir es, auch unsern Uhland unter den teilnehmenden Genossen zu sehen. Daß mir die Auszeichnung von Tübingen kommt, ist mir von hohem Wert; so werfen Alter und Jugend gegenseitig auf einander ein zauberhaftes Licht! —

Leb wohl, geliebter Freund! Tausend Grüße Dir und den Deinen!

In treuster Gesinnung Dein

Varnhagen von Ense.

Deinem Sohn dieses beifolgende Blatt.

---

615. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 20. Januar 1846.

Die beiden rückständigen Bände meiner biographischen Denkmale sind eben fertig geworden, und ich schicke sie Dir ohne Verzug; ich füge zugleich den neulich vergessenen Aufsatz über Voltaire hinzu und den Aufsatz aus dem Rheinischen Jahrbuch[1]), der unser Wiedersehen in Wien bespricht und den Du hoffentlich im einzelnen wie im ganzen für treu und wahr erkennen wirst. —

Deinen Wunsch wegen des geisterseh enden Soldaten, liebster Freund, muß ich unerfüllt lassen. Ich habe keine Gelegenheit, dem Manne nah zu kommen; und sie zu suchen, wäre auffallend und ohne Zweifel erfolglos, denn der Mann ist so übermäßig verhört und ausgefragt worden, daß ihm selbst kein unbefangener

[1]) Vgl. Brief Nr. 612.

Eindruck mehr übrig sein kann. Die vorherrschende Meinung ist, daß der Mann sich mit seiner Anzeige interessant machen wollte; ist er wirklich von jemand angesprochen und eidlich verpflichtet worden, so hat er sich dabei sehr pinselhaft benommen, er mußte Lärm machen und sich des Jemands zu versichern suchen. Der König hat späterhin offen mitgeteilt, was ihm gesagt worden, es war eine Warnung, an bestimmten Tagen — die nun verflossen sind — sich in acht zu nehmen. Die Sache ist bei uns schon vergessen und in keiner Art geeignet, Deine gesammelten Stoffe zu bereichern. Du sagst mir, ich glaubte wohl nicht an Geister, aber leider existirten sie eben doch. Warum denn „leider"? Ich fände dabei nichts zu beklagen und hätte recht gern solchen Umgang, besonders wenn die Geister nicht plump und gemein, sondern etwas einsichtiger und weiser sein wollten, als ich bin! —

Mit großem Vergnügen habe ich hier den Hofprediger von Grüneisen aus Stuttgart nach zwanzig und einigen Jahren wiedergesehen. Er hat sich weniger verändert, als sonst Theologen pflegen. Von seinem hiesigen Geschäft erwartet man im allgemeinen wenig, weil man dasselbe auf keinem haltbaren Grunde eingerichtet glaubt. Die Regierungen sollten sich um Glaubens- und Kirchensachen möglichst wenig bekümmern; sie werfen sich aber alle mit Leidenschaft in diese falsche Bahn, dem Volke zu mancherlei Nachteil und Verdruß, sich selber aber zum größten Unheil. Wir haben's gesehen und sehen's noch immer. Die Lehren der Geschichte sind eine Fabel, man lernt sie wohl auswendig, aber niemand richtet sich darnach. — Grüße herzlich Deine liebe Frau und Kinder! Auch den trefflichen Nachbar Dr. Strauß. — Ronge[1]) habe ich noch nicht gesehen; nach allem, was ich höre, ist er aber für seine Sache der rechte Mann. —

Mögen Deine Augen sich bessern, wenigstens nicht düsterer werden! Seit mein eigenes Auge sich verdunkelt hat, trau' ich dem andern auch nicht mehr. Der arme Heine in Paris ist auch

---

[1]) Der deutsch-katholische Prediger Johannes Ronge. S. „Das Kernerhaus und seine Gäste" S. 205 ff.

in unſerem Falle, er ſchreibt mir, daß er die Züge ſeiner Feder nicht deutlich ſehe. — — Lebe wohl, mein teurer Freund! Sei meiner treuen Liebe unwandelbar verſichert. Vielleicht bringt uns der nächſte Sommer zuſammen!

Innigſt Dein

Varnhagen von Enſe.

---

616. J. K. an Emma Niendorf.

Den 26. Januar 1846.

Ich erwarte täglich ein wunderthätiges Marienbild aus der Heerbergs-Kapelle bei Schmiedelfeld [bei Gaildorf]. Vor ſechsunddreißig Jahren beſuchte ich dieſe Kapelle öfters und fand dort einen ſehr ſchönen Altar mit Bildern von Zeitblom aus Ulm vor, die ich im Morgenblatt[1]) beſchrieb. Es geſchahen einſt große Wallfahrten zu einem Marienbilde, das auf dieſem Altar ſtund und Wunder that. Die Wallfahrer hießen ſich Heerbergsbrüder. Dies war ſchon vor vierhundert Jahren. Als die Kapelle lutheriſch wurde, geſchahen als noch die Wallfahrten. Dieſe zu verhüten, nahm man das Marienbild vom Altare und ſchloß es zu Oberſontheim (bei Ellwangen) in das Archiv des Schloſſes ein. Dort ſah ich es vor dreißig Jahren, und das Bild flößte mir Mitleiden ein, es ſtund ſo verlaſſen und gefangen da. Es war ſchneeweiß, von Alabaſter.

Kürzlich ſagte mir ein Schultheiß von dort, die Gemeinde wolle das Bild verkaufen, die Gräfin Waldeck wolle 11 fl. darum geben. Nun ließ ich 12 fl. bieten, und der Schultheiß ſchreibt nun — es ſeie mir zugefallen[2]).

---

[1]) Jahrgang 1816 Nr. 3.

[2]) Noch heute iſt das Bild die Zierde des nach ihm genannten Marienzimmers im Weinsberger Kernerhaus. Vgl. Kerners Gedicht: „Das Muttergottesbild aus der Herbergskapelle“ (Letzter Blütenſtrauß).

Also diese Maria wird erlöst und kommt in meine Herberge.

Gegenwärtig diktire ich Theobalds Maria Fragmente aus meinem Leben [1]).

Schreibe! Lebe wohl!

Dein

J. Kerner.

---

617. Minister v. Wangenheim an J. K.

Wildbad, den 7. Juli 1846.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Es ist besser spät als gar nicht! — Sie sehen, mein teurer Freund, daß ich noch immer irgend einem Ritter von der traurigen Gestalt, obwohl selbst eine solche, zum Sancho Pansa dienen könnte. Vor einem Jahre sagten Sie mir, daß Strauß für seinen Unglauben an Unsterblichkeit, sofern wir darunter persönliche, ja individuelle Fortdauer der menschlichen Seele verstehen, auch wohl Autoritäten und darunter die sterbende Blume von Friedrich Rückert anführe, und ich versprach Ihnen damals andere, unter anderen wahrhaft bekehrenden Umständen entstandene Gedichte von demselben Dichter als Gegenautorität zu liefern. Sie finden diese in der Anlage [fehlt] . . .

In meines guten, trefflichen Hartmanns Haus fand ich viel Jammer und Angst um die gefaßte, stillergebene, auch in dieser Lage noch in ihrer Art humoristische Emilie [2]). Die Schwestern sind hoffnungslos, Reinbeck schwankt zwischen Furcht und Hoffnung, Schelling [3]), der sich Ludwig [3]) beigesellt hat, gibt so wenig wie dieser die Hoffnung auf, nur der alte Vater vertraut seiner Ahnung, sie werde ihm erhalten werden. Weder meine Frau noch ich durften sie sehen und sprechen, nur Fanny durfte vor-

---

[1]) Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" erschien erst 1849; der Dichter beschäftigte sich also lange damit.

[2]) Emilie Reinbeck, geb. Hartmann, starb noch in diesem Jahr (geb. 1794; i. J. 1817 heiratete sie den Hofrat G. von Reinbeck).

[3]) Ersterer Obermedizinalrat, letzterer Leibarzt und Staatsrat.

gestern abends zu ihr kommen. Diese, die einen ärztlichen Blick hat (sie ist seit vielen Jahren mein Hausarzt und hat auch sonst viel Praxis, zumal unter dem lieben Vieh!) steht sehr auf die Seite des alten Herrn. Ich beklage zwar niemand, der stirbt, destomehr aber die Zurückbleibenden, die an den Sterbenden durch Liebe und Bedürfnis geknüpft sind, und deswegen war mir Fannys Ausspruch so tröstlich. Mein alter Hartmann ist freilich sehr alt geworden, aber sein Auge und sein Herz sind jung geblieben. Jenes blickt noch immer Geist, dieses ist ein Abgrund von Liebe und Traum. Ein fast Erfrorener könnte sich daran erwärmen!

Julie erzählte mir eine Aeußerung, welche die Tochter meiner unvergeßlichen, so innigst verehrten Königin Katharine in Beziehung auf mein Verhältnis zu ihrem königlichen Vater Ihnen gemacht. Es thut mir wohl, daß auch sie, wie so manche andere, dieses unselige Verhältnis, das, nach meiner innigsten Ueberzeugung, nur auf Mißverständnissen beruht, beklagt. Niemand leidet darunter freilich mehr als ich, der dem Könige und sich selber das alte Gesicht der Verehrung bewahrt hat, und dem es doch *verboten* ist, demselben Worte zu geben, zumal jetzt, wo mein Alter und die damit verbundene Unfähigkeit öffentlicher Wirksamkeit ihnen jeden Schein von Ehrgeiz, Eigennutz, Falschheit entziehen müßten. Ich trage das Unabänderliche mit der Kraft, die ein gutes Gewissen gibt, nicht verkennend, daß der König ebenfalls, indem er seine Ungnade auf mich geworfen, in seinem guten Rechte zu sein glauben konnte. Ich baute viel auf sein ehemaliges Vertrauen in meinen Charakter und auf sein Verständnis desselben, und ich leugne nicht, daß die Probe, auf die ich es stellte und die die *nächste* (nicht die *einzige*) Veranlassung zum Ausbruch seines Zornes gab, eine schwere war. *Drüben* wird sich alles aufklären und, ich weiß es, *dort* wird er mir die geistige Hand zur Versöhnung reichen! — Am zweiten Juli fuhr ich durch Winnenthal. Mit welchen Gefühlen, können Sie sich denken! Dann sah ich links den Trauerschmuck des roten Berges, und Katharine und Olga standen lebendig vor meinem geistigen Auge! Welche Aufgabe liegt der letztern vor,

wenn ſie das Sein, das Streben und das Vollbringen der erſteren erfaßt und begreift! . . .

Ihrer lieben guten Frau und allen den guten Ihrigen die herzlichſten Grüße und beſten Wünſche von

Ihrem Ihrigſten [ſo!]

Wangenheim.

---

618. Varnhagen an J. K.

Homburg vor der Höhe, den 8. Juli 1846.

Geliebteſter Freund! Ich eile, Dir zu ſagen, daß ich geſtern vormittags glücklich hier angekommen bin und gute Unterkunft gefunden habe. Während des ganzen Wegs dacht' ich unaufhörlich an Weinsberg zurück, an Dich und die lieben Deinigen, Eure herzliche Güte und Euer ſchönes Leben; die beiden Tage, die ich bei Euch zubrachte, gehören nebſt ihren herrlichen Mondſcheinabenden zu den glücklichſten, die ich je verlebt. Ich ſage Euch allen den innigſten, wärmſten Dank! — Die reine, edle Freundlichkeit Deiner vortrefflichen Frau muß jedem Herzen wohlthun, ich kann nicht genug das Los der armen Gräfin [1]) preiſen, die eine ſolche liebevolle Obhut gefunden hat! Auch Dein Sohn hat mir in ſeinem ganzen Weſen außerordentlich gefallen, und ich beglückwünſche ſeine liebenswürdige Frau, doch ihn ſelber noch mehr. — Der Himmel kann ein ſo ſchönes Verhältnis nur ſegnen und wird es gewiß! — Sei nicht traurig und verſtimmt, mein teurer Freund! Dir iſt wahrlich viel Gutes zu teil geworden, und was Du vielleicht vermiſſeſt, würde nicht viel wert geweſen ſein, hätteſt Du es gehabt; Dein körperliches Leid iſt allerdings betrübend, aber noch biſt Du davon nicht zu ſehr gehemmt, und eine Verſchlimmerung tritt vielleicht gar nicht, vielleicht erſt nach langen Jahren ein! Genieße froh, was Du noch haſt! — Die Nähe Theobalds iſt gewiß ein großes Glück für Dich und dazu die Töchter auch ſo nahe! — Zürne mir

[1]) Die geiſtesſchwache Gräfin v. Taxis-Schaumburg, Schweſter des ſpäteren Königs. S. K. Mayers „L. Uhland" II, 241.

nicht, daß ich Dir vorrechne, was ich ſelber in allem Betracht entbehre! —

Homburg hab' ich noch kaum angeſehen; es ſcheint nicht überfüllt, wenigſtens nicht ſehr lebhaft, doch werden noch viele namhafte Gäſte erwartet. Zum Brunnen geh' ich erſt morgen, ich bin noch zu reiſemüde und auch etwas erkältet, nach der großen Hitze kam die Kühlung zu heftig, Regen und Wind haben mich hieher begleitet ... Grüße innigſt Deine teure Frau, Deine Kinder, die Weinsberger und Heilbronner, und auch die wackern Heilbronner Freunde! Wie gern hätte ich Deinen und Tettenborns Freund, den edeln Grafen von Neipperg, kennen gelernt! Aber es gehört zu den Ungebühren der Reiſe, daß man eilt und zagt, — ich dachte wirklich, es wäre zu andringlich von mir. Vergiß nicht, ich bitte Dich, meines Anliegens bei ihm wegen der Autographen! —

In die mitgegebenen Briefe[1]) habe ich nur erſt wenige Blicke thun können; eine merkwürdige Erſcheinung iſt die Dame gewiß, von umfaſſendem Sinn und lebenskräftigem Geiſte. Ich wäre ſehr begierig, ſie zu kennen! ...

Varnhagen von Enſe.

Wahre Deine Papiere vor neugierigen Augen und räuberiſchen Händen! —

---

619. Varnhagen an J. K.

Homburg vor der Höhe, den 25. Juli 1846.

Geliebter Freund! Ich habe Dir am 8. von hier aus geſchrieben und meine Ankunft gemeldet. Wenige Tage nachher befiel mich infolge einer Abenderkältung ein Katarrh, der mich ſeitdem nicht losgelaſſen hat und noch quält; er verdirbt mir meine Kur und den ganzen Aufenthalt, ich trinke morgens nicht am Brunnen, ſondern im Bette, und muß mich viel zu Hauſe halten. Heute ſcheint ſich das Uebel etwas zu mildern, ganz

[1]) Nach dem folgenden Brief ſtammten ſie von der Gräfin Kielmannsegge.

gut wird es wohl erſt wieder, wenn ich im Reiſewagen ſitze, der iſt mir immer wohlthätig. Ich bleibe noch neun bis zehn Tage.

Zu meiner großen Freude ſah ich Kölle hier, ſein reichhaltiges Geſpräch hat mich ſehr aufgeweckt. Wir waren geſtern zuſammen bei der Prinzeſſin von Preußen, wo auch von Dir die Rede war, im beſten Sinne. — Den Landgrafen hab' ich nach der Geſtörtheit ſeiner verſtorbenen Schweſter gefragt, er wußte jedoch von der ganzen Geſchichte nichts, ohne im geringſten ſie bezweifeln zu wollen. — Vom jungen Ebeling[1]) ſchreibt mir Ludmilla aus Hamburg, ſie höre, es ſei ein gutmütiger Menſch, der aber als Student viele Schulden gemacht habe, das Studiren aufgab und Mechanikus in Hamburg werden wollte, nun aber wieder zum Studiren zurückgekehrt ſei. Das iſt nun nicht viel Neues, doch wollt' ich Dir's ſchreiben ...

In den Briefen der Gräfin von Kielmannsegge habe ich wohl eine Stelle, wo ich genannt werde, aber keine über Rahel gefunden. Die Blätter ſind überhaupt ſehr unvollſtändig, und es hat mir auch nicht gelingen wollen, ſie nach der Zeitfolge zu ordnen, es fehlt bald der Anfang, bald das Ende. Der Kanzler von Müller aus Weimar war hier und hat mir zwei Bände Briefe von Goethe und Graf Reinhard zu leſen gegeben, die bei Cotta gedruckt werden ſollen[2]). Ich habe großen Genuß davon gehabt, beſonders auch wegen Reinhards, der ſehr vorteilhaft darin erſcheint. Mit lebhaftem Bedauern dacht' ich daran, daß Dein Bruder Georg im literariſchen Andenken ſo vernachläſſigt bleibt[3])! Er war als Charakter doch weit bedeutender als

---

[1]) Der junge Ebeling (ſein Vater war Arzt) war es, der Kerner im Jahr 1847 Uhlandſche Briefe entwendete. Vgl. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" S. 211 f.

[2]) Der Briefwechſel erſchien im Jahr 1850.

[3]) Juſtinus hatte wohl die feſte Abſicht, ſeines Bruders Georg Leben zu ſchreiben, wie der Brief von Cotta vom 9. März 1848 (Nr. 645) bezeugt, aber zur Veröffentlichung gelangte nur die Darſtellung im Bilderbuch. Auch Varnhagen ließ die geplante Biographie unausgeführt. Vgl. Brief Nr. 366. Erſt A. Wohlwill hat im Jahr 1886 ein ausführlicheres Lebensbild Georg Kerners geliefert.

Reinhard!... Vergiß nicht, mir von Hölderlin ein Blatt zu verſchaffen, von Kielmeyer und was ſonſt die Gelegenheit darbietet! Ich hoffe, geliebter Freund, die ſchönen Sommertage haben Dir wohl gethan, und daß Du mit den Deinigen wohl und vergnügt biſt, ſo weit dies für Menſchen in unſern Jahren, wo man ſchon ſo viel verloren haben muß, noch möglich iſt! Dein Augenleiden wird nicht fortſchreiten, ſondern ſtehen bleiben, wie ich es ſeit ſieben Jahren bei Theremin[1]) erfahre; es iſt das ſchon ſchlimm genug, das weiß ich wohl, aber doch lange nicht das Schlimmſte! Sei gutes Mutes und Vertrauens, mein teurer Juſtinus! —

Die zwei bei Dir verlebten Tage ſtehen mir wie helle Sterne im Andenken! Die ſeitdem hier zugebrachten ſind alle umwölkt geweſen.

Ich grüße innigſt Deine liebe, edle, herzensgute Frau, Deine trefflichen Kinder und Deine herrliche Schwiegertochter, möge Gottes Segen reich auf allen ruhen! Ich grüße auch die gute Gräfin beſtens!...

Leb wohl, geliebter Freund, und behalte lieb Deinen treulichſt Dir verbundenen Varnhagen von Enſe.

Ich weiß noch nicht, ob ich ſo wohlauf und ſo munter ſein werde, um den Rhein hinabzufahren; wenn es aber geſchähe, wo ſoll ich in Köln nach Dr. Strauß fragen? Oder iſt er vielleicht ſchon zurück? Mir wär' es gar zu leid, ihn nicht kennen zu lernen!

---

620. Ida Freiligrath an J. K.

Zürich, den 28. Juli 1846.

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Noch zum Poſtwagen hinaus rief mir Ferdinand[2]) zu: „Vergiß nicht, dem Juſtinus zu ſchreiben und ihm meine Grüße

[1]) Vermutlich der noch im Jahre 1846 als Oberkonſiſtorialrat geſtorbene Franz Theremin, Dichter und Ueberſetzer.

[2]) Freiligrath übernahm im Sommer 1846 eine kaufmänniſche Stelle in London.

auszurichten.“ Er hätte es gerne noch ſelbſt gethan, aber Ihr liebes Brieſchen fand ihn in der ganzen Unruhe des Abſchiednehmens und Einpackens; habe ich mich doch ſelbſt in den letzten Tagen vergebens nach einem ruhigen, geſammelten Augenblick mit ihm geſehnt. Da trug er mir auf, Ihnen zu ſchreiben und Ihnen ſeine ganze Liebe und ewige Anhänglichkeit an den Tag zu legen. Das kann ich nun nicht, wie er es gethan haben würde, aber ich meine, es bedürfe deſſen auch nicht weiter. Sie kennen meines Mannes treues Herz, das nie aufhören wird, für ſeine Freunde zu ſchlagen, vollends für Sie, beſter Herr Doktor, der Sie ihm mit ſo warmer Liebe entgegengekommen ſind. Heute ſind es acht Tage, daß er abreiſte, daß er mich und unſer Töchterchen zum Abſchied umarmte und zehnmal an die Thüre ging und zehnmal umkehrte und ſich nicht losreißen konnte — ſo ein Abſchied iſt gar zu ſchwer, ſelbſt wenn es nur für wenige Wochen iſt; ich bedarf auch jetzt ſo ſeiner Stütze und Pflege und fürchte mich vor der langen weiten Reiſe allein! Doch auch das wird überſtanden ſein, und wir gehen dann einer ruhigeren Zukunft entgegen. An eine Rückkehr nach Deutſchland war bei Ferdinands entſchiedenem, unabhängigem Charakter nicht zu denken. Er will eine ganze Freiheit, die in Württemberg ſo wenig zu finden iſt als anderswo in Deutſchland. Ihr König iſt ſo gut ein Deſpot wie ein anderer. Ein Geduldetſein hätte Ferdinand ſchwerlich ertragen; hofrätliche Protektionen würde er verſchmähen, und ſo würde wahrſcheinlich auch das Geduldetſein nicht lange gedauert haben. Ein Band Ueberſetzungen aus dem Engliſchen[1]), der eben die Preſſe verlaſſen hat, wird Ihnen zeigen, daß er auch noch Lieder sine ira[2]) machen kann. Cotta hat den Auftrag, Ihnen ein Exemplar zuzuſenden. Warum Ferdinand gerade England zu ſeinem Aufenthalt gewählt? fragen Sie, lieber Herr Doktor. Das iſt rein zufällig, weil er dort Freunde hatte, die ihm eine Stelle verſchafften, welche uns ernährt. Wir müſſen

[1]) Im Jahr 1846 erſchienen bei Cotta von Freiligrath überſetzt „Engliſche Gedichte aus neuerer Zeit“.

[2]) „Ohne Zorn“.

dahin gehen, wo Brot wächſt für unſere Kinder; wir wären gern hier geblieben, wenn wir hier hätten leben können. Aber Ferdinands Poeſie durfte doch keine Küchenmagd werden, das begreifen Sie am beſten, lieber Dichter. Und nun, Gott mit Ihnen allen! Denken Sie unſer immer mit Liebe! Seien Sie glücklich in der ſchönen Heimat mit Kindern und Kindeskindern. Ich umarme Sie und Ihre liebe, liebe Frau. Den andern, die ich nicht perſönlich kenne, die herzlichſten Grüße.

Ihre ergebene

Ida Freiligrath.

---

621. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 8. Auguſt 1846.

Geliebter Freund! Dein lieber Brief vom 26. Juli mit ſeinen reichen Gaben, für die ich herzlich danke, iſt mir von Homburg hieher nachgeſchickt worden. Ich hatte den Ort früher, als ich es mir vorgeſetzt, verlaſſen, weil der Aufenthalt mir unleidlich geworden war und mich nicht beſſer werden ließ. Ich mußte zu viel ſprechen, und diejenigen ſelbſt, welche mich deshalb tadelten oder warnten, gaben immer neuen Anlaß dazu. Mir war auch eine Luftveränderung dringend nötig. Meine Fahrt ging zuerſt nach Walluf[1]) zur Frau Generalin von Tettenborn, die ich ſeit dem großen Verluſte noch nicht geſehen hatte; wir weinten und trauerten in herzlicher Gemeinſchaft, die Gemütsbewegung und angreifenden Geſpräche konnten aber meinen Zuſtand nicht verbeſſern! In ſchönſtem Wetter — ſo nennt man ja bei uns die unerträgliche Hitze — fuhr ich weiter den Rhein hinab, teils zu Waſſer, teils am Ufer, erlebte in Koblenz das Erdbeben, wurde in Bonn kränker und konnte beinahe nicht mehr reden, — an Reiſegenuß war gar nicht zu denken, kein Umhergehen, kein Beſehen, kein Beſuchen war möglich, die Hitze verſchlimmerte meinen Zuſtand unverkennbar. Da wollt' ich wenigſtens zu Hauſe krank ſein, und eilte heim! Hier bin ich nun freilich

[1]) Dorf im preußiſchen Regierungsbezirk Wiesbaden.

auch noch nicht gesund, ich huste abscheulich, und die brennende Hitze setzt mir gewaltig zu! Aber ich bin doch ruhiger, habe nicht mit Wirt und Kellnern zu thun, und kann gelassen abwarten, was kommen wird. Ich nehme Brechwein tropfenweise, und es scheint mit Erfolg. Ganz gut aber kann ich, wie mich dünkt, erst dann werden, wenn das Wetter sich ändert. — Ich habe hier gleich im Meyendorffschen[1]) Hause nachgefragt; man meinte, von einer Reise nach Süden sei gar keine Rede, höchstens würde ein kleiner Ausflug stattgefunden haben, der aber auch nun, weil die Gesandtin erkrankt sei, unterbleiben werde. Den Gesandten selber habe ich noch nicht gesprochen, er war auf dem Lande. Jedenfalls kannst Du Dein Vorhaben eines Besuchs im Schwarzwalde nun getrost ausführen. Möge Dir und Deiner lieben Frau dort die reichste Erfrischung und Kräftigung zu teil werden. — Mir war das Beste meiner ganzen Reise Weinsberg, und ich denke mit inniger Lust an die kurze dort bei Dir und den Deinen verlebte Zeit! — Hab' ich es recht verstanden und recht gemacht mit dem kleinen Kreuzblatte für Deine liebe (Schwieger-) Tochter? Ich habe ein zweites geschnitten und ausgefüllt, aber es läßt sich in dem kleinen Raum so wenig anbringen! — Deiner und des Herrn Grafen von Neipperg freundlicher Güte bin ich innigst dankbar! Welch schöne Blätter hat mir der Herr Graf geschenkt[2])! — Künftig wird mir das Glück, ich hoffe, so günstig sein, ihm auch persönlich danken zu können. Wie leid ist es mir, nicht mit Dir bei ihm gewesen zu sein! Aber ich habe auf dieser Reise überall solche Versäumnisse gemacht, in Heidelberg, Frankfurt, Koblenz, Bonn, Köln! Es war mir unmöglich, Herrn Dr. Strauß in Köln aufzusuchen, ich war zu leidend und fuhr nur durch; sag ihm mein tiefes Bedauern, und daß ich desto sicherer auf künftiges Begegnen rechne! — Alle herzlichsten Grüße Deinen Lieben, Deiner seelenguten, liebenswürdigen Frau, Deinem wackern Theobald und seiner edeln Gattin, Deinen guten Heilbronnern! — Deiner Schwiegertochter auf ihr freundliches Brief-

---

[1]) Gesandter in Berlin.

[2]) S. Brief Nr. 618.

chen zu antworten, behalt' ich mir noch vor. Meine Zweifelfrage war entſtanden durch die große Verſchiedenheit der Handſchrift in dem Gedicht und in dem von Dir mir gegebenen Zettel, ſelbſt der Name iſt nicht gleichmäßig geſchrieben, dort mit k, hier mit ck, doch dergleichen kommt wohl ſonſt ſchon vor. — Die Zeilen Deiner Schwiegertochter dienen nun zur ewigen Beglaubigung der Thatſache, die für einen Autographenſammler kaum wichtiger ſein kann! — ... Da ihr meines Bello ſo ehrenvoll gedenkt, ſo muß ich doch etwas von ihm erzählen. Als ich nach Walluf unterwegs war und überdachte, was ich dort finden und was ich dort nicht finden würde, konnt' ich mich der Thränen nicht erwehren, ich ſaß allein in meinem Wagen und that mir keinen Zwang an. Da erhob ſich das treue, kluge Tier, wedelte und leckte und drängte ſich heran, und wollte nicht leiden, daß ich traurig ſei! Ich ſtudire die Natur in dem Hunde und muß oft erſtaunen über ſo viel Sinn und Leben ohne Bewußtſein; doch fehlt dies darum nicht, es iſt nur anderwärts niedergelegt.

Lebe wohl, teuerſter Freund! Und ſtärke der Schwarzwald Deine Augen! Lebe wohl! In treuſter Geſinnung

Dein

V. v. E.

Die Hitze bringt mich faſt um! Alles ſehnt ſich nach Gewitter! — Das Erdbeben war mir ein ganz neues Phänomen, ich hab' es gründlich empfunden. Was ſoll denn feſt ſein, wenn der Erdboden zittert? ...

---

622. Julius Moſen an J. K.

Oldenburg, im Großherzogtum, den 26. Okt. 1846.

Mein lieber, teurer Juſtin!

Unvergeßlich wie ein waldgrünes Märchen, welches man in der Kindheit zur Hälfte erzählen gehört, zur andern Hälfte miterlebt hat, ſtehen die Tage in meiner Erinnerung, welche ich bei Dir, am Fuße der Weibertreue, verlebt habe[1]). Solche

[1]) Vgl. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" von Throd. Kerner S. 333.

Tage ſind die Blüten am Baum des Lebens, welcher vorher mehr Dornen als Blätter hervorgebracht hat; deshalb muß man ſie unvergänglich im Gemüte fortblühen laſſen, wenn ſie auch längſt verflogen ſind in alle Winde. Kaum wage ich den Gedanken zu denken, daß wir uns bald wiederſehen, ſo ſehr auch mein Herz darnach verlangt. Es vergeht ſelten ein Tag in meinem Hauſe, wo in dem Geſpräche mit meiner Frau nicht die Bilder der Erinnerung an Dich, Deine liebe Friederike und an alle, welche freundlich um Dich ſind, wieder Farbe und Leben gewönnen. Unſere Weiterreiſe von Dir nach der Heimat zu, den Neckar hinunter, an den hohen Bergwänden und Felszinnen mit ihren alten Türmen und Burgruinen vorüber, machte uns den Eindruck, als läſen wir in Deinen oder Uhlands Gedichten mit Randzeichnungen. Die Natur des Schwabenlandes hat in Euren Liedern ihre Seele gewonnen. In den Ruinen des Heidelberger Schloſſes nahm ich von Euch noch einmal Abſchied, um oft zu Euch zurück zu kommen. Als wir das Dampfſchiff, welches wir in Mannheim beſtiegen hatten, eben verlaſſen wollten, entdeckten wir neben unſern Reiſekoffern einen fremden mit der Aufſchrift: Ludwig Uhland[1]) Es war keine Zeit, den Inhaber vielleicht unten in einer Kajüte aufzuſuchen — und es blieb nur die Ironie übrig, daß die verſchloſſenen Koffer, nicht aber ihre Beſitzer ſich zuſammenfanden. Reiſen doch ſo verſchloſſen und abſtoßend oft die beſten Menſchen mit einander durch das ganze Leben, ohne ſich zu öffnen, und die Herzen, die für einander geſchaffen ſind, finden ſich nicht, weil der Zufall eine ſpaniſche Wand zwiſchen ſie geſtellt hat. Ich verlange für meine Seele durchaus einen andern, beſchwingteren Leib, zumal ich nicht einſehe, warum ich mich mit einem halblahmen Dieſſeits, das ich jetzt mit Leberthran gefüge machen will, abfinden laſſen ſoll[2]). Ich bin ganz der Meinung Börnes: — den Bittenden gewährt man nichts, den Fordernden einiges, den Gewaltätigen —

[1]) Uhland war damals auf der Reiſe nach Frankfurt zur Germaniſtenverſammlung begriffen.

[2]) Moſen litt 22 Jahre lang bis zu ſeinem Tode an einer Rückenmarkslähmung.

alles. Das Wildbad hat mir im ganzen ſehr wohl gethan, nur meine Halblähmung iſt geblieben. So bin ich ein ganzer Deutſcher geblieben, deſſen einzige Nationaltugend die Geduld iſt. Mein Theater iſt wieder in reger Thätigkeit, ich habe große Freude daran, aus den poetiſchen Geiſtern der dramatiſchen Poeten leibliche Menſchen zu machen. Schade, daß unſere Kunſtwerke mit der Stunde verfliegen, ohne eine ſichtbare Spur zu hinterlaſſen. Das Vergänglichſte iſt immer das Schönſte, das iſt ein alter Satz, neu iſt nur das Warum? welches ich hinzuſetze. Willſt und kannſt Du darauf antworten? — In Düſſeldorf hatten wir einen anhaltenden Regentag; die Wolken glichen Waſchweibern, welche ſich gegenſeitig die naſſen Röcke ausringen; ich ſchimpfte ſehr auf ſie, aber höchſt undankbar, denn ſie kamen vom Löſchen einer Feuersbrunſt, welche in Leipzig unſerem Hauſe, welches wir dort beſitzen, gegenüber das Hotel de Pologne in Aſche legte. Iſt das nicht ein Thema zu einem Gedichte? Unſere Kinder, zwei wilde Knaben, trafen wir geſund und munter unter der Obhut meiner Schwägerin, Deiner Verehrerin, hier an. Nun haben wir uns wieder in unſerer grünen Einſamkeit eingeſponnen und freuen uns des ſchönen Herbſtes, welcher uns reich mit Blumen, Euch aber mit der Fülle des herzerquickenden Weines bedacht hat. Ich ſehe die Kataraften dieſes Herbſtes ordentlich wie ein Sturzbad auf Euch herunterbrauſen.

Meine Frau und Schwägerin grüßen mit mir Dich, Deine liebe Frau und alle die Deinigen von Herzen. Wie immer

Dein

Julius Moſen.

---

623. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 5. November 1846.

Mein geliebter Freund! Dein Brief vom 3. Oktober hat mich erfreut durch die Nachricht von Deinem angenehmen Aufenthalte in Lichtenthal — einſt mir ſo lieb und vertraut, bei ſieben in Baden verlebten Sommern, jetzt ſo ſchaurig und öde

für mich, — und durch das Roſapapier, auf das er geſchrieben iſt! So lange Du dieſe augenverderbliche Farbe noch verträgſt, iſt es mit Deinen Augen wenigſtens nicht ſchlimmer geworden! — Die zwei Tage in Weinsberg ſind mir das helle Licht des vergangenen Sommers geblieben, auf ſie kehrt meine Erinnerung am liebſten zurück, — alle nachfolgenden waren mehr oder minder und zuletzt recht ſehr durch Krankheit geſtört. Der Gedanke, einen Winter bei Euch zu verleben, hat für mich nur Reiz und Lockung, und ich könnte der Stimmung nach leicht ihm folgen, doch machen meine Verhältniſſe hier es unmöglich, es liegt mir ſo vieles auf, was ich nicht abwarten kann ... Ich habe im vorigen Monat zwei harte Kirchhofsgänge gehabt, den letzten Bruder von Rahel, Moritz Robert, zu Grabe begleitet, und ſechs Tage ſpäter ſeine Frau Erneſtine. Beſondere Umſtände verknüpften mit dieſen Todesfällen einen Zudrang von erſchütternden Betrachtungen. Beide Ehegatten waren die letzten Jahre ſehr unglücklich durch die Gemütskrankheit des Mannes, und dieſe keimte aus einem ungeheuren Vermögen, das er erworben hatte und beſaß, aber nicht genoß. Aermer wäre er glücklicher geweſen. Das will man nicht gern glauben, aber es iſt ſo. — Der Winter naht mit großen Schritten, aber noch erlaubt mir das Wetter, faſt täglich auszugehen. Ich habe deshalb auch noch keine eigentliche Arbeit vorgenommen, deren ich im Winter mehr als im Sommer bedarf, ſie gehört in meine Lebenswirtſchaft! Zu thun habe ich indes auch jetzt vollauf, es wenden ſich ſo viele Leute an mich, und nicht bloß in literariſchen Angelegenheiten, daß ich oft nicht ein noch aus weiß. — Meine Nichte Ludmilla iſt auch wieder bei mir, Ottilie fortwährend in Hamburg, wo es mancherlei Verdrießliches zu verarbeiten gibt. „Sorg' muß man habe!“ ſagte der Schweizer Bauer Kleinjogg, er ſah darin einen notwendigen Beſtandteil des Menſchenlebens; nun wahrlich, dieſe Notwendigkeit erweiſt ſich mir als Ueberfluß! — Von Georg Kerner hab' ich alles ſeinem Sohne auf deſſen Verlangen zugeſandt. Ich würde mich freuen, wenn dieſer ein literariſches Denkmal für ihn zu ſtande brächte, aber ich zweifle, daß es geſchieht ... ich habe immer den Wunſch, daß die,

welche mit mir gelebt haben, auch weiter leben, jeder nach ſeinen Kräften! Dein Bruder Georg hatte dazu die höchſte Berechtigung, aber er ſelbſt vernachläſſigte den Ertrag ſeines Wirkens, und es bedürfte für ihn eines ſammelnden Darſtellers[1] ... Du haſt, liebſter Freund, meinen Wunſch wegen Hölderlin ganz vergeſſen, wenigſtens erwähnſt Du ſeiner nicht mehr. Kennſt Du nicht den Herausgeber Schwab?[2] Der kann ohne Zweifel einiges ablaſſen. Die neue Ausgabe der Schriften iſt ganz ſtattlich, die Biographie aber hätte ich markiger und durchgreifender gewünſcht. — Von unſerem Joſeph Stoll, haſt Du nicht auch von dem ein Blatt für mich? Außer in meinen Denkwürdigkeiten iſt des Armen nirgends erwähnt! Ob wohl ſein Gedicht auf Napoleons Vermählung noch irgendwo zu finden iſt? ... Uhlands Teilnahme an der Germaniſtenverſammlung[3] hat mich gefreut. Auch Dein Name, wo immer ich ihn finde, grüßt mich und ich grüße ihn! — Leb wohl! Der Himmel erhalte Dich in Geſundheit und Frohmut, und die Deinigen um Dich her! In treuer Liebe

Dein

Varnhagen von Enſe.

...

---

624. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 20. November 1846.

Hier ſende ich Dir die Briefe der Gräfin von Kielmansegge zurück mit meinem beſten Dank; in ihnen herrſcht eine Richtung, die zwar nicht die meinige iſt, aber doch meinen Vorſtellungsgaben einigermaßen erreichbar, und Geiſt und Leben bewegen ſich in der Schreiberin mannigfach; von ihr ſelbſt hab' ich keine deutliche Anſchauung erlangen können, dazu gehörte perſönliche Bekanntſchaft. — Zugleich empfängſt Du den ſiebenten Band meiner Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften. Er ſei Dir und den Deinen zu freundlicher Aufnahme eifrigſt empfohlen!

---

[1] Vgl. Brief Nr. 619.

[2] Es iſt Guſtav Schwabs Sohn Chriſtoph.

[3] Im September 1846 in Frankfurt a. M.

In dem erſten Abſchnitte der Denkwürdigkeiten findeſt Du auch Deinen Namen nochmals, ich hoffe, zu Deiner Zufriedenheit. Eigentlich hätte das Stück, worin unſer Wiederſehen und Treiben in Wien geſchildert iſt, hier voranſtehen ſollen; da ich es aber erſt vor kurzem dem Rheiniſchen Jahrbuche[1]) gegeben hatte, ſo war es nicht ſchicklich, ſogleich einen neuen Abdruck davon zu veranſtalten; ich lege indes das Heft, worin jenes Stück enthalten iſt, nochmals bei, damit es zur Hand ſei. Uebrigens iſt meine ganze Mitteilung leider von Anfang an nicht ſtreng chronologiſch, und zwiſchen den Aufenthalt in Paris 1810 und den ebendaſelbſt vom Jahre 1815, die im ſiebenten Bande bearbeitet ſind, fällt der Aufenthalt vom Jahr 1814, der ſchon im ſechsten mitgeteilt worden. Aufmerkſam gemacht auf dieſe Unordnung findet man ſich doch leicht genug aus ihr heraus, wenigſtens ſtehen die Jahreszahlen überall dabei. Ich hoffe bald gute Nachrichten von meinem lieben Patenkinde (Juſtina) und von dem Wohlſein der teuern Eltern zu empfangen. Sage ihnen meine innigſten Wünſche und herzlichſten Grüße! — . . .
In herzlicher Freundſchaft

Dein

Varnhagen von Enſe.

---

625. Gräfin Kielmansegge an J. K.

Plauen bei Dresden, den 28. Nov. 1846.

Wiederholt ſei Ihnen der innigſte Glückswunſch zur Ankunft der geliebten kleinen Enkeltochter; nebſt allem, was ich bereits darüber ſchrieb, noch beſſer denke, am beſten Empfinde. (Mit Fleiß das Empfinden mit einem Hauptbuchſtaben geſchrieben.) Auch Ihnen danke ich für die Patenſtelle. Es iſt meine ſiebenundachtzigſte Patenſtelle. Alle haben ihren Familien Ehre oder Freude gegeben. Am 9. November, als dem Taufstage, wandelte mein Geiſt nach Weinsberg und blieb, glaube ich, daſelbſt, denn hier ließ er ſich nicht vernehmlich ſpüren. Artig iſt nachſtehendes Zuſammentreffen hinſichts des Namens

---

[1]) S. Brief Nr. 612.

Juſtina. 1828 in Rom wohnte ich einer Ausgrabung in den Katakomben bei; erhielt vom Papſt Leo d. 12. die in meiner Gegenwart ihrer Ruheſtätte entnommene Märtyrin nebſt Palme, Blutgefäß und Inſkriptionstafel, welche beſagte, daß ſie „Juſtina“ geheißen. Später ſtellte ich dieſe in ihrer Großartigkeit mir nicht zukommende Reliquie dem Könige von Sachſen zur Verfügung, der ſie der neuerbauten Kirche in Freiberg übergab. Jener Juſtina irdiſche Ueberreſte, als ſie das Tageslicht wieder erblickten, kamen in Rapport mit mir. Der Juſtina, welche 1846 am 5. Oktober das Licht der Welt erblickte, um ihr Wirken anzutreten, werde ich wohl das Plätzchen bereiten helfen in einer andern Welt und ihr entgegenkommen; entgegengehen auch Ihr.

Schmerzlich verſchließe ich mein Herz, was Sie von Ihrer Geſundheit, Augenleiden, Stimmung andeuten. Nichts kann Ihnen widerfahren, dem ich nicht mildernd, wegräumend begegnen möchte ... Das wiſſen Sie — Ach! es iſt dies aber ſo wenig; und agitirt mich zuweilen wie ein hilfloſer Traum. Zu was iſt man denn eigentlich auf der Welt, wenn man denen, die am innigſten verehrt werden, zu nichts dienen kann? Verehren iſt ja ſo wenig! Je älter, je bitterer ſind mir dieſe Ueberzeugungen. Und wo man ſie folgerecht empfindet, können ſie wahrhaftig ein Kainsopfer werden. — Allen den Ihrigen tauſend, tauſend Empfehle. Warum läßt mich denn Ihre edle Gattin nicht mehr grüßen? Hat ſie etwas gegen mich? Sie ſoll's nur ſagen, ich ändere es gleich.

Auch den Herrn Strauß bitte ich, mich nicht aus ſeiner Liſte zu ſtreichen, wenn er wieder bei Ihnen gelandet ſein wird. J. Moſen gönne ich die mit Ihnen verlebten Tage, deren Wert er gewiß ganz erkannte. Es iſt ſicher für Dresden ein Verluſt, daß er ging; ſowie jetzt, daß Alexander Petzholdt nach Dorpat als Profeſſor der Mineralogie geht. Wir thun aber hier, als hätten wir mehr als Ueberfluß an bedeutſamen Männern. Erſetzt werden ſie meines Wiſſens nicht ...

Kielmansegge.

626. Ludwig Bechſtein an J. K.

Meiningen, den 8. Dez. 1846.

Mein hochverehrter Meiſter in Apoll!

Wie glücklich macht mich doch Ihr liebevoller Gruß, der mir die Freudenbotſchaft brachte, daß Sie mich lieben.

Längſt gehörte auch ich, und ſehr begreiflicherweiſe, zur Zahl Ihrer innigſten Verehrer. Oft habe ich mich zu Ihnen gewünſcht und Freunde beneidet, die Sie in Ihrer idylliſchen Wohnung beſucht, in alle die romantiſchen und wunderbaren Kreiſe eingetreten, die Sie um ſich gezogen.

Mit Freude höre ich, daß Sie jugendkräftig und friſch ſich erhalten. Wer weiß, komme ich einmal nach Weinsberg; ſollten Sie aber Reiſeluſt oder Notwendigkeit je einmal hieher in unſere Gegend führen, ſo geben Sie mir ein Zeichen, damit ich Ihnen entgegen eile.

Ihr lieber Herzensgruß wurde mir wohl mündlich ausgerichtet, aber den ſchriftlichen erhielt ich erſt heute; wie es ſcheint, konnte der überbringende Freund ſich von dem wertvollen Blättchen nicht wohl trennen.

Gern möchte ich Ihnen ein Liebeszeichen ſenden. Was hab' ich denn? Nichts, als meine armen, kleinen Vögel. Kennen Sie dieſe nicht ſchon, ſo mögen ſie Ihnen in dieſen trüben Wintertagen etwas vorſchwatzen und vorſingen. Ich bin ſo eitel, mir einzubilden, gerade in dieſen einfachen, ſchlichten Dichtungen[1]) einige Geiſtesverwandtſchaft mit Ihnen dargethan zu haben, verſteht ſich in dem beſſern Teil des Buches.

Oft noch kehre Ihnen beglückend der Tag wieder, an welchem Sie meiner ſo freundlich gedacht, und Gott ſegne alle Ihre Tage und Ihre Wege, die Sie wandeln, und alle Ihre Lieben, die um Sie ſind!

Ihr

Ludwig Bechſtein.

---

[1]) Bechſteins „Gedichte" erſchienen ſchon 1836, dann 1854 als „Deutſches Dichterbuch".

627. Louiſe Piſtorius an J. K.

Burleswagen [bei Crailsheim], 6. Jan. 1847.

Teurer Freund!

Da es ſo ganz natürlich iſt, daß man von ſich ſelbſt auf andere ſchließt, und ich noch immer die alte Anhänglichkeit an Sie bewahre, folglich auch eine Erinnerung bei Ihnen vorausſetze, ſo werden Sie mir wohl verzeihen, daß ich Sie mit der alten, gewohnten Benennung „Freund“ anrede. Es ſind ſeit der Zeit, wo ich die Freude hatte, Sie und Ihre liebe Frau öfters zu ſehen, viel Jahre über uns hingegangen! Wir ſind alt geworden, beſonders ich, da ich im zweiundſiebenzigſten Jahr lebe. Ich bin längſt reiſefertig und möchte Ihnen noch ein Lebewohl für dieſe Welt ſagen. Deshalb ergreife ich mit Freuden eine Gelegenheit, mich in Ihr Gedächtnis zurückzurufen. Ich ſchicke Ihnen meinen Enkel Ernſt Gaab, der in Heilbronn bei Profeſſor Märklin ſeine Studien macht, in welchem Sie ſeinen Großvater, Ihren alten Freund Piſtorius, wieder aufleben ſehen, denn nie war wohl eine Aehnlichkeit auffallender. Es iſt ein talentvoller, lieber Junge, der ſich ſehnlichſt wünſcht, ſagen zu können, er habe mit Juſtinus Kerner geſprochen. Segnen Sie ihn im Namen ſeines Großvaters! Wenn es Sie intereſſirt, ſo wird er Ihnen von mir, von meinem alten Schloß, von meiner alten Linde, die Geſchwiſterkind mit Ihrem Birnbaum iſt, erzählen, und von dem patriarchaliſchen Leben, das wir hier führen. Leider erlaubt mir das Alter wenig ländlichen Genuß mehr, doch habe ich das Glück, immer geſund zu ſein und mich beſchäftigen zu können; ich leſe, ſchreibe, ſtricke, nähe noch immer ohne Brille und erwarte ſo mit Geduld, oft auch mit Ungeduld, daß ich abgerufen werde. Faſt alle ſind ſchon heimgegangen, die damals in Lorch ſich des Lebens freuten, da iſt es kein Wunder, wenn man ſich auch nach der Heimat ſehnt. Meinen Kindern geht es allen gut, und dreizehn Enkel machen mir auch viele Freude, aber auch viele Sorge wegen der Zeiten, denen ſie entgegen gehen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich, und verzeihen

Sie d[illegible] vielleicht anmaßende Vertrauen, welches in Ihre Erinnerung ſetzt

Ihre Louiſe Piſtorius [1]).

---

628. J. K. an Frau von Suckow.

Weinsberg, 20. Jan. 1847.

Soeben erhalte ich den jammervollſten Brief von der unglückſeligen Strauß [2]), datirt Stuttgart, aber im Jammer vergaß ſie zu ſchreiben, wo ſie wohnt. Ich beſchwöre Dich, erfahre dies und bringe ihr ſogleich dieſen Brief. Ich kann ihr nicht ſchreiben, wie ich wollte, wegen Strauß, dem ſie den Brief in ihrer Unerfahrenheit ſenden könnte. Es iſt entſetzlich, wie die arme Frau mißhandelt wird. Ich glaube zwar, daß ſie ihn durch Eiferſucht manchmal quälte, allein das iſt kein Scheidungsgrund, und nun will er ſie mit jährlich fünfhundert Gulden abſpeiſen und die Kinder behalten, auch ſoll ſie nur wohnen, wo er will, auf kein Theater gehen u. ſ. w. Dingelſtedt [3]) ſcheint auch ſehr teilzunehmen, vielleicht könnteſt Du dieſen bewegen, ſich des verlaſſenen Geſchöpfes anzunehmen, auch weiß er wahrſcheinlich, wo ſie wohnt. Dr. Rödinger, der Strauß' Advokat iſt, würde es wohl wiſſen, allein dieſer darf nicht hören, daß ſie mir ſchrieb und ich ihr antwortete; er lockte ſie liſtig nach Stuttgart und wird den armen Tropfen zu jeder Unterſchrift bewegen.

Antworte ſogleich und nehme Dich mit Ernſt der Verlaſſenen an.

Herzlich Dein

J. Kerner.

---

[1]) Zwei Briefe von Louiſe Piſtorius, geb. Schwan, der Schweſter jener Margareta Schwan, die einſt Schiller verehrt hatte, ſtehen bei Urlichs „Briefe an Schiller" S. 31 ff. (an Schillers Tochter Emilie und ſeine Schweſter Chriſtophine).

[2]) Hat ſich nicht vorgefunden.

[3]) Franz Dingelſtedt war damals Dramaturg in Stuttgart.

629. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 9. Februar 1847.

Am Donnerstag wird Ihr Vater wohl nicht zur Karlsversammlung[1]) gehen, es würde ihn doch zu sehr angreifen. Wenn auch auf dieses Fest etwas Gedrucktes erscheint, so suchen Sie doch auch für mich ein Exemplar davon zu erhalten, und senden Sie es mir bald zu. Es interessirt mich sehr, obgleich ich kein Karlsschüler war.

Die Straußschen Scheidungsgeschichten machen einem auch diese Zeit sehr trübe. Wenn man sie und ihn zuvor so gut kannte, wie wir, dann macht es Herzschmerzen, daß nun alles auf einmal so anders mit diesen Leuten wurde. Ich will nicht in Zweifel ziehen, daß sie ihn zuweilen plagte, aber er hatte wohl auch seine Fehler, und die Weise, wie er es macht, um von ihr, die ihm nun auf einmal unerträglich wurde, los zu werden, ist offenbar nicht die rechte und muß ihn einem großen Tadel aussetzen. Es thut mir für beide sehr leid. Die Sache liegt jetzt vor dem Oberamtsgericht in Heilbronn und macht viel Spektakel, was Strauß hätte vermeiden können.

Die gute Suckow gab im Morgenblatt einen schönen Aufsatz über Straßburg, aber merkwürdig ist, daß sie in demselben schreibt: sie sei nahe der Spitze des Münsters gestanden, auf einem Plätzchen, wo nur noch ein Mensch neben einem andern zur Umarmung hätte stehen können, sie wisse auf dieser Welt nur einen Menschen, den sie sich hier neben sich wünschen könne, um mit ihm vereint zu den Sternen aufzuschweben.

Nun sagen Sie mir, wer ist dieser Mensch? Wehe der guten Suckow, wenn dieser Mensch ihr Mann oder ich nicht bin!

Innigst

J. Kerner.

---

[1]) Versammlung ehemaliger Karlsschüler am 11. Februar (Geburtstag von Herzog Karl). Geheimrat Hartmann hatte an der Karlsschule studirt und war nachher selbst als Professor an derselben thätig gewesen.

630. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 27. April 1847.

... Du weißt es wohl, daß Niembsch in den nächsten Tagen von seinem Schwager Schurz nach Wien abgeholt werden soll; mein Mann und ich fuhren mit Frau Zöppriz[1]) am vorigen Sonntag nach Winnenthal, um ihn noch einmal zu sehen. Zeller machte uns wenig Hoffnung dazu, weil er gegenwärtig in einem sehr wilden, aufgeregten Zustand ist. Doch endlich nachmittags kam er in den Garten, und wir konnten ihn vom Fenster herunter genau beobachten. Obwohl der Anblick traurig war, so war es uns doch eine Befriedigung, ihn noch zu sehen und seine Stimme zu hören, die manchmal fast tierisch, oft aber auch wieder der herrliche frühere Wohlklang war ...

Grüße die Deinigen.

Sophie Schwab.

---

631. Schurz an J. K.

Stuttgart, den 1. Mai 1847.

Ich langte vorgestern früh in Winnenthal bei unserem armen Bruder an, dem zwar sichtbare Freude über meinen Anblick im Gesichte zu lesen war, der aber derselben keine Worte zu geben vermochte. Wie mir Hofrat Zeller mitteilte, weiß N. um seine Reise nach Wien und freut sich darauf. Ich bin seit gestern in Stuttgart, um Voranstalten dazu zu treffen. Meine Absicht ist, am 10. d. M. mit N. und seinem treuen und guten Wärter mittelst Eilwagens nach Regensburg zu reisen, um von dort am 12. und 13. auf Dampfschiffen nach Wien zu eilen. Den 3., 4. und 5. Mai gedenke ich in Winnenden[2]) zuzubringen, um N. an meine Gegenwart zu gewöhnen, den 6. und 7. habe ich hier, am 8. und 9. aber in Winnenden alles zu schlichten und vorzukehren. Hienach muß ich auch diesmal meinen sehnlichen Wunsch, Sie in Weinsberg zu besuchen, unerfüllt bleiben

[1]) Tochter von Geheimrat Hartmann; ihr Mann war Fabrikant.

[2]) Stadt im Oberamt Waiblingen, die Irrenanstalt, die dazu gehört, heißt Winnenthal (Winnenden im Thal).

ſehen, wofür ich mich nur einigermaßen damit zu entſchädigen vermag, daß ich Sie brieflich grüße, und Ihnen, ſoviel deſſen auf Erden Raum hat, Glück und Segen wünſche ...

Schurz.

---

632. Eſchenmayer an J. K.

Kirchheim u. T., den 11. Juni 1847.

Du haſt einen lieben und braven Schwiegerſohn verloren [1]). Die Thätigen und Wirkſamen nimmt der Herr mitten aus ihrem nützlichen Beruf; die Ausgedienten aber läßt er noch länger hier.

Ich ſtehe ſchon lange müßig am Markte und warte auf den Ruf in ein beſſeres Reich.

Nächſten Monat trete ich in mein achtzigſtes Jahr. Eine lange Erfahrung liegt hinter mir, die jedenfalls beſſere Zeiten enthält, als die ſind, welche uns von allen Seiten bedrohen. Schmerz und Empörung ergreift mich, wenn ich den allgemeinen Abfall wie eine Meeresflut hereinbrechen ſehe, und die am Rande ſtehenden Menſchen nur als müßige Zuſchauer erblicke, ſtatt daß ſie die Riſſe des Dammes zuſtopfen ſollten.

Das Schickſal hält jetzt noch die vier Ungeheuer: Schwert, Peſt, Teurung und Revolution gefangen in ſich, aber ein Blitzſtrahl von oben wird das Gefängnis öffnen, und ſie werden die halbe Welt umkehren. Denn die Sünde des Abfalls ſchreiet zum Himmel und Gott gedenkt ihrer Frevel ...

Dein Eſchenmayer.

---

633. L. Pfau an J. K.

Karlsruhe, den 9. Juli 1847.

Beiliegend erlaube ich mir, Ihnen ein Exemplar meiner Gedichte [2]) zu überſenden. Betrachten Sie die armen Kinder mit gnädigem Auge. Daß ich mich gegenwärtig in Karlsruhe aufhalte, werden Sie wahrſcheinlich ſchon von meinen Eltern

[1]) Dr. med. Riethammer in Heilbronn. Er wurde am 8. Juni begraben. Vgl. J. Kerners Brief an Karl Mayer in deſſen „Ludwig Uhland" II, 198.

[2]) Seine erſte Sammlung „Gedichte" erſchien 1846.

erfahren haben. Ich bin ein ambulanter Skriblifax und ſchlage meinen Schreibpult bald da und bald dort auf. Was wollen Sie? Die Poeten ſind gegenwärtig wie die Soldaten: „ſie haben auf Erden kein bleibend Quartier“ [1]). Und das vagirende Leben iſt auf eine Zeit lang ſchon recht; man macht Bekanntſchaften und wird doch geiſtig angeregt, während man daheim hinterm Ofen verſauert. Sie haben es freilich beſſer, zu Ihnen kommen die Leute; die Fremde ſpaziert in Ihrem Hauſe ein [und] aus; aber unſereins muß ſich ſelbſt auf die Beine machen, wenn es von der Fremde etwas profitiren will.

Iſt denn die Miniaturausgabe Ihrer Gedichte noch nicht erſchienen [2])? . . . Neues habe ich Ihnen von Karlsruhe lediglich nichts zu berichten; das Leben iſt hier ſo langweilig und geradlinig wie die Straßen, und wenn ich nicht einige liebe Freunde hier hätte, wäre ich ſchon wieder fort . . .

Ihr ergebenſter L. Pfau.

---

634. Varnhagen an J. K.

Homburg vor der Höhe, den 3. Auguſt 1847.

Mein geliebter Freund! Sei verſichert, daß ich jeden Tag meiner Reiſe an Dich gedacht und den Wunſch gefühlt habe, Dich wieder zu beſuchen; aber es iſt mir unmöglich, diesmal kann ich nicht kommen! Meine Zeit iſt eingeteilt, eng zuſammengezogen, ich bin zu ſpät von Berlin ausgereiſt und muß jetzt nach Hauſe eilen, nachdem ich vorher noch die Generalin von Tettenborn im Rheingau flüchtig geſprochen und in Mainz ein Geſchäft beſorgt. Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, habe ich Homburg ſchon verlaſſen, wo ich meine Kur nicht einmal zu drei vollen Wochen ausgedehnt. Anfangs der nächſten Woche denk' ich ſchon wieder in Berlin zu ſein. —

Von Deiner Trauer hab' ich mit innigem Schmerze gehört [3]) . . . In meinem Kreiſe hat der Tod auch übel gehauſt,

---

[1]) Bekanntlich aus Schillers „Reiterlied“.

[2]) „Die lyriſchen Gedichte“ erſchienen in vierter Auflage bei Cotta 1848, Sedez.

[3]) Vgl. Brief Nr. 632.

Moritz Robert (Rahels jüngſter und letzter Bruder) und ſeine Frau, von Freunden Fanny Hanſel und General von Rühle. So geht das weiter, und je mehr ihrer vorangegangen, deſto leichter wird es, zu folgen. — Ich habe auch noch einen Freund verloren, den ich ſo ſehr vermiſſe wie irgend einen! Bello! Seit April krankte er, ich ließ ihn abzehrend und gelähmt zurück, und hier bekam ich die Nachricht, daß er am Schlagfluß geendet! Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr mir das gute Tier fehlt. Es war meine letzte Liebe. Dabei habe ich über Tierſeelen meine beſondere Gedanken und ſehe alles Leben tief verknüpft in weſentlicher Gemeinſchaft. Daß Du den Hund in Deinem Briefe nennſt, bringt mir wie ein Stachel in die Bruſt.

Deine liebe Frau hat nun wohl noch ein volleres Haus als früher? Ich grüße ſie herzlichſt, ſowie auch das junge Ehepaar, und beſonders das liebe Patenkind, die Juſtina. Wie gern möcht' ich die ſchönen Tage wiederholen, die ich bei Euch zugebracht! —

Ich danke Dir für das Zettelchen von Strauß. Meine Wünſche ſind nur ausgeſprochen, inſofern eine günſtige Gelegenheit zu benutzen ſein mag. Du aber ſollſt mir ein Blatt von unſerem Joſeph Stoll geben, von dem ich ſonſt ſchwerlich etwas zu erlangen wüßte! —

Lebe wohl, geliebter Freund! Der Himmel ſegne Dich mit allen Deinigen, ſchenke Deinen lieben Augen neues Licht und gebe ihnen Freudiges zu ſehen! In treuer Liebe bis in den Tod

Dein

Varnhagen von Enſe.

. . .

---

635. Varnhagen an J. K.

Berlin, 14. Oktober 1847.

Möge dieſes Blatt Dich mit den lieben Deinigen geſund und froh treffen! Jemehr ich dieſes Zuſtands entbehre, deſto herzlicher wünſch' ich, daß andere, daß die Freunde ſeiner genießen.

— Homburg hatte mir gut gethan, aber das iſt lange ſchon wieder überwältigt, und das rauhe Wetter hat mir das alte Rheuma zurückgeführt. Auch nach Hamburg, wohin ich wollte, bin ich nicht gekommen. Ludmilla, die noch dort iſt, wird in den nächſten Tagen hier ſein, und dann geht das Winterleben recht an. —

Das beifolgende Buch verlangt nicht von Dir geleſen zu werden, es kommt nur zu Dir, weil es doch meinen Namen trägt; die erſten ſechzig Seiten magſt Du Dir vorleſen laſſen. Ich hoffe, Dein Augenleiden iſt nicht vorgeſchritten, doch ſollſt Du die Augen ſchonen. —

Von Strauß gehen hier unangenehme Gerüchte, von ſeiner Scheidung u. ſ. w. Vielleicht iſt alles nicht wahr! — Sein romantiſcher Julianus [1]) wird hier ſehr geleſen, mit Beifall, mit Aerger, je nachdem die Leute ſind. Dir kann ich vertrauen, daß ich den Hauptgedanken der Schrift ſchon vor mehreren Jahren aufgeſchrieben.

Mit Vergnügen hab' ich den Anfang Deiner Lebenserinnerungen geſehen; [2]) ſetze ſie doch ja fort, und wenn die Fortführung in gleichmäßiger Folge zu beſchwerlich wird, ſo ſpringe einſtweilen über das für den Augenblick Beſchwerliche hinweg und behandle das, wozu Du gerade Luſt in Dir ſpürſt. Ich möchte z. B. gern ſehen, daß Du alles von Joſeph Stoll zuſammenfaſſeſt und erzähleſt [3]). —

Ich grüße innigſt Deine liebe Frau, Deinen Sohn und Deine edle Schwiegertochter, ſowie mein liebes Patenkind. Meine beſten Wünſche fliegen zu Euch! . . .

Varnhagen von Enſe.

. . . Ludmilla ſchreibt mir, daß Euer Ebeling ein ſchlechter Schauſpieler in Altona ſei! —

---

[1]) „Der Romantiker auf dem Throne der Cäſaren oder Julian der Abtrünnige" 1847.

[2]) Der Anfang erſchien zuerſt im „Morgenblatt" 1847, 192 ff.

[3]) Iſt nicht geſchehen, da Kerner ſeine biographiſchen Darſtellungen in ſeinem Bilderbuch mit dem Jahre 1804 ſchloß.

636. Graf Reipperg an J. K.

Stuttgart, 5. Nov. 1847.

Meinen herzlichſten Dank für das uns überſandte Bild der Seherin von Prevorſt, es iſt ſehr gut gemacht und hat mich ſehr erfreut. Könnten Sie denn nicht mit dem Buchhändler von Frankfurt, der Ihnen fünf Louisdor für den Bogen für Ihr Bilderbuch aus meiner Knabenzeit bot, ſolche Maßregeln ergreifen, daß Sie geſichert wären, den Betrag zu erhalten? Es wäre meines Erachtens doch beſſer, als ſich wieder mit dem engherzigen, knauſigen Cotta einzulaſſen [1]).

Die Schrift von Strauß „Der Romantiker auf dem Throne der Cäſaren" habe ich geleſen, er hat darin den König von Preußen auf eine bitterböſe Art mitgenommen. Meine Frau dankt Ihnen für die freundlichen Grüße. Wir haben ihren Geburtstag im ſtillen gefeiert, und die Anweſenheit der lieben Schweſter trug viel zu der Freude des Tages bei. Leider verläßt uns die Prinzeſſin von Oranien ſchon übermorgen. Ich werde nun bald meine Jagden beginnen und komme vielleicht bald einmal bei Ihnen durch, wenn ich zu den Jagden bei Schwäbiſch-Hall fahre.

Ihr ergebenſter Freund

Reipperg.

---

637. Gräfin Kielmansegge an J. K.

Plauen bei Dresden, 30. Nov. 1847.

Verehrteſter Doktor Juſtinus und alter, teurer Freund!

Lange hörte ich nichts von Ihnen und Ihrem Ergehen; es thut mir ſchon ebenſo lange bange darnach. Zweifelsohne haben Sie und Herr Dr. Theobald meine beiden Briefe vom Juli erhalten?

Beifolgende Blätter ſollen bezeugen, daß ich mühſam bedacht war, Intereſſantes und Erheiterndes zu ſammeln, aber ſich nichts

[1]) Das Bilderbuch erſchien bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunſchweig (1849).

vorfand, was Sie anzusprechen berechtigt war. Mir kömmt es oft vor: als stelle jedes alten Menschenkindes Leben die verschiedenen Zweige des Land- und Wasserbaues vor. Kindheit: Gras, Wiese, Blumen. Jugend: Ackerbau und Ernte, auch Fischfang. Reife Jahre: Forstwirtschaft und Jagd, auch wiederum Fischfang. Alter: Bergwerke ... Dieses letzte Stadium, als das meinige, scheint mir (für andere, wenn auch nicht für mich) langweilig für meine Freunde und (für mich, wenn auch nicht für wieder andere, mit denen ich zu thun habe) langmütig bis zum Explodiren. Dies ist meine moralische Stimmung der Gegenwart ...

In treuer Liebe und Ergebenheit dem ganzen Kreise meiner vielen Freunde ewig angehörend.

Die alte Freundin K.

---

638. Staatsrat Ludwig an J. K.

Stuttgart, 21. Dezember 1847.

Tausend Dank für Ihre Lieder[1]; ich lese sie nachts, wenn ich von der schlechten Welt Abschied genommen habe und in meinem Kämmerlein allein und wieder ein Mensch bin. Wenn man, wie ich, nur in und von der Natur und einigen, aber sehr wenigen, guten Menschen lebt, und so ein miserables Stadtleben führen muß wie ich, so thut einem ein solches Büchlein, Sie können sich's vorstellen, gar wohl; es ist, Sie haben recht, ganz mediceisch.

Sie sind doch glücklich, daß Ihnen der Himmel die Gabe verliehen hat, Ihre Empfindungen, was Sie freut und was Sie drückt, in Bilder und Reime zu bringen. Schlagen Sie das auch gehörig an?

Adieu, lieber Freund, ich wünsche Ihnen viel Freude zu Weihnachten und bleibe ohne viel Worte

Ihr wirklicher und dankbarer Freund

Ludwig.

---

[1]) Es sind wohl die 1848 bei Cotta in vierter Auflage erschienenen „Lyrischen Gedichte" gemeint.

639. Geor; von Hauenſchild an J. K.

Proskau, Oberſchleſien, 29. Dez. 1847.

Obgleich das Heftchen, deſſen Widmung Sie ſo freundlich waren anzunehmen, eigentlich noch gar nicht fertig iſt, da der erſte Bogen noch umgedruckt werden muß, erlaube ich mir doch, Ihnen jetzt ſchon eins der Probeexemplare zu überſenden, die ich der Gefälligkeit des Verlegers verdanke[1]). Ich möchte gern, daß Sie zu allererſt Kunde davon hätten. — Ich muß geſtehen, jetzt, da das Büchlein fertig vor mir liegt, iſt das ſtolze Selbſtbewußtſein, in dem ich wagte, meine Arbeit einen Ihrer würdigen Kranz zu glauben, ſtark zuſammen geſchrumpft. Ich fürchte faſt, Sie werden nicht damit zufrieden ſein, und ich meinen Zweck, Ihnen eine kleine Freude zu machen, verfehlt haben. — Und doch iſt jedes Wort der Canzonen wirklich empfunden, iſt Fleiſch von meinem Fleiſch. So bin ich! Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Sie ſind ja ſo gut, Sie werden den Willen, Ihnen eine Freude zu machen, für die That ſelbſt nehmen.

Die Vorrede, die eben noch neu und anders zu drucken iſt, enthält eine ausgeführtere Hiſtorie, und reſpektive gründlichere Notizen über Wert und Bedeutung der Canzone; ich möchte wohl, daß Sie mich wiſſen ließen, ob Sie meine Beobachtungen approbiren. Ihr Sohn, dem ich für ſeine freundlichen Zeilen herzlich danke, und dem ich einen ſehr langen Brief ſchreiben werde, übernimmt es wohl, mir Ihre Meinung mitzuteilen, denn ich möchte um alles in der Welt nicht, daß Ihre Augen meinethalb angegriffen würden. Der Verleger ſtellt Ihnen und Ihrem Herrn Sohn augenblicklich nach Vollendung des Buches fertige Exemplare zu. Ich fürchte, die Ausſtattung und der Einband iſt das einzige Klaſſiſche daran.

Mit großer Freude habe ich in der neuen Ausgabe Ihrer Lieder geblättert. Die alten, trauten Bekannten lächelten und weinten mich auch alle wieder freundlich und heimiſch an, und manche neue Knoſpe, die in der Zeit geſprungen, vertraute mir ihren Duft. Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, wenn ich mein

[1]) Gemeint iſt die Schrift „Canzonen", Leipzig 1848.

Herz für eins von den tausenden halte, die das „Prognostikon“ [1]) auf sich beziehen werden? Gemüt ist ewig, man wird Sie nie vergessen, so lange jemand deutsch versteht, und die schroff eigentümliche Weise, in der es sich bei Ihnen äußert, sondert Sie auch so grell von den anderen Lyrikern, daß meiner Ansicht nach in der That pyramidale Vornirtheit dazu gehört, Sie in eine Schule schachteln zu wollen. Eine Distel [2]) sind Sie aber nur in der Beziehung, deren Sie erwähnen. Ich würde Sie mit einem „Jelängerjelieber“ vergleichen: Sie haben, wie jener Strauch, die Eigenschaft, alle Arten von Dämmerungsfaltern (im besten Sinn) anzuziehen. Verzeihen Sie mir, verehrter Herr, daß ich überhaupt wage, eine Art von Urteil über Sie auszusprechen, und genehmigen Sie, daß ich Ihnen und den Ihrigen herzlich empfohlen zeichnen darf,

hochachtungsvoll

Georg von Hauenschild
Dr. ph.

---

640. J. K. an Herrn und Frau Daburger.

Weinsberg, ... 1847.

Verehrteste Freunde!

Es ist mir zu arg, daß ich so lange nichts mehr von Ihnen höre. Gott gebe, daß Sie alle inzwischen gesund geblieben und uns nicht gänzlich vergessen haben. Nun komme ich mit einer Anfrage: Wie ist es möglich, daß ich wieder gute Maultrommeln erhalten könnte? Aber es ist bei meinem Spiele eben das das Böse, daß ich Maultrommeln, die für Ihr Spiel taugen, für mein Spiel gar nicht gebrauchen kann. Ich kann nur Maultrommeln gebrauchen, die lange nachtönen und nicht hart sind, die Zunge muß auch lang sein oder vielmehr die Spitze, wo oben das Häkchen ist.

---

[1]) Gedicht von J. Kerner.

[2]) Vgl. Kerners Gedicht „An einen Freund“ Dichtungen (3. Aufl.) S. 17.

Ich erhielt von Ihnen, als Sie hier waren, mehrere Maultrommeln. Eine derſelben war ſo vortrefflich, daß ich auf ihr noch nie gehörte Töne hervorbringen konnte. Ich habe ſie bis jetzt gehabt und hätte ſie um 100 fl. nicht gegeben, und dieſe Maultrommel wurde mir kürzlich aus meinem Schächtelchen — geſtohlen. — Sie können nicht glauben, in welchen Jammer mich dies verſetzt: denn ich erhalte ſie nie wieder, ſie exiſtirt nicht mehr.

Dann erhielt ich von Ihnen auch ein paar kleinere Maultrommeln. Dieſe waren auch gut und ich beſitze ſie noch, aber zum Spiele im tiefen Ton fehlt mir die geſtohlene große Maultrommel.

Nun bitte ich Sie herzlich, mir doch zu raten, wie ich wieder zu guten Maultrommeln kommen kann, und namentlich zu einer ſo großen mit langer Schwingung; denn die kurz abgebrochenen Töne, wie bei Ihren Ländlern, nützen mich nicht, die Zunge muß ſo weich als möglich ſein.

Ich ließ mir vor zwei Jahren aus Steiermark große Maultrommeln kommen. Es waren zwei Dutzend, aber ich konnte nicht eine einzige gebrauchen, ſie waren alle zu hart, zu ſtraff, ich warf ſie alle weg.

Was raten Sie? Soll ich abermals nach Mollen in Steiermark ſchreiben und mir auch kleinere, die vielleicht doch mehr zu gebrauchen ſind, kommen laſſen? oder haben Sie nicht ſelbſt noch vorrätig? Können Sie mir damit nicht aushelfen? Gerne will ich Ihnen dafür, was Sie fordern, bezahlen. Antworten Sie doch bald . . .

Juſtinus Kerner.

641. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 22. Januar 1848.

Ich war in der vorigen Woche in Tübingen, liebſter Kerner, am Sonntag holte mich mein lieber Mann wieder ab, er iſt allemal glücklich, wenn er nur geſchwind nach Tübingen witſchen kann. Es geht mir aber im Grunde auch ſo, und abgeſehen

von unseren Kindern ist daran besonders das Zusammensein mit Uhland die Ursache. Er ist ein herrlicher Mensch, man erquickt sich allemal ganz an ihm. Er ist auch unveränderlich und erhält sich seine geistige Frische auf seltene Weise. Ich weiß keinen Menschen, der sich auch so im Aeußern so ganz gleich bleibt, ebenso ist er auch unwandelbar in der Treue gegen seine Freunde. Es ist ein zu nettes Verhältnis zwischen Karl Mayer und ihm, täglich sind sie beisammen und gehen auch zusammen spazieren.

Was Du mir von Strauß schreibst, kommt mir ganz natürlich vor und würde mich eher wundern, wenn es anders wäre. Wie könnte auch ein solches Zerstören der Seele Befriedigung geben. Ein solcher Mensch hat ja gar nichts mehr, was andern im Leben noch Interesse gibt. Die Kritik der Theologie von Strauß kommt mir gerade vor, wie wenn man eine herrlich duftende Blume zerhackt, nicht nur der Duft geht verloren, der Geruch kann einem fast ekelhaft werden, da sind dann wir andern Menschenkinder viel besser dran als ein solch gelehrter Herr, wir schwelgen im Duft des göttlichen Evangeliums, und wenn heute mir einer beweisen will, es sei alles nicht wahr, so denke ich nur, ich wisse es besser, denn ich spüre es in meinem ganzen Wesen, daß es wahr sein muß. Ein einziger Ausspruch im Evangelium kann mich oft tagelang begleiten und beglücken, wie es nichts Irdisches thun kann. Dies ist eine wahre Erfahrung, die ich an und in mir selbst mache, und dies ist mir auch der festeste Beweis von der Göttlichkeit des Evangeliums, den mir der Gelehrteste nicht wegstreiten kann. Wie leer gingen ja auch die meisten Menschen aus, wenn das gelehrte Wissen zum Glauben nötig wäre, das ist mir gerade auch einer der größten Beweise der Göttlichkeit, daß nur kindliche Einfalt nötig ist, um zu fühlen und zu begreifen. Ein solch kritischer oder Widerspruchsgeist, wie Doktor Strauß einen haben muß, hätte freilich nach menschlichen Ansichten lieber von der Theologie wegbleiben sollen; als Jurist möchte er wohl für sich und andere beglückender gewirkt haben, doch führt sein Unglaube auch vielleicht manchen wieder zum Glauben, und er selbst wird an sich wenigstens die Erfahrung machen, daß ohne Hoffnung auf eine andere Zukunft

das jetzige Leben das meiste von seinem Wert verliert. Man spürt es ja täglich, je älter man wird, wie nur das den wahren Wert behält, was wir Christen hoffen dürfen, daß es über dieses Leben fortdauert . . .

Deine treue Freundin

Sophie Schwab.

---

642. König Ludwig von Bayern an J. K.

München, den 9. Februar 1848.

Eben las ich Ihren Brief vom 6ten dieses, und das mit Genuß. Er kam meinem zuvor; wollte Ihnen schreiben, aber die Menge von Beschäftigungen hatten mich daran verhindert. Ich habe Breslau zu danken, daß er mir die Freude veranlaßte, Ihnen, dem von mir hochgeschätzten Justinus Kerner, Angenehmes erzeigen zu können. Die Seherin von Prevorst und die so innigen Gedichte von Ihnen las ich. Es muß ein lieber Mann sein, der sie verfaßte.

Mit diesen Gesinnungen der Ihnen recht geneigte

Ludwig.

---

643. J. K. an Emma Niendorf.

Weinsberg, 19. Februar 1848.

Die Lola Montez[1]) kam vorgestern hier an, und ich bewahre sie in meinem Turm bis auf weitere Befehle von München. Drei Alemannen halten dort Wache; es ist mir ärgerlich, daß sie der König gerade zu mir sandte, aber es wurde ihm gesagt, die Lola sei besessen, und er solle sie nur nach Weinsberg senden, den Teufel aus ihr zu treiben. Interessant ist es immer. Ich werde, ehe ich sie magisch-magnetisch behandle, eine starke Hunger-

---

[1]) Die bekannte spanische Tänzerin, die, zur Gräfin Landsfeld erhoben, auf König Ludwig I. einen großen Einfluß ausübte. Vgl. Brief Nr. 647.

kur mit ihr vernehmen. Sie bekommt täglich nur 13 Tropfen Himbeerwasser und das Viertel von einer weißen Oblate. Sage es aber niemand! Verbrenne diesen Brief!

Herzlich Dein

Kerner.

---

644. Cotta an J. K.

Stuttgart, den 9. März 1848.

Welche folgenschwere Ereignisse erleben wir! Wahrhaftig, es ist das Unerhörte, was um uns vorgeht.

Unser vortrefflicher König weiß wie immer die Zeit auf das richtigste zu erfassen.

Auch König Ludwig ist hierin Virtuos.

Die Schrift über das Leben Ihres Herrn Bruders [1]) läßt sich nur dann bezüglich auf deren Verlag beurteilen, wenn Sie der Cottaschen Buchhandlung Einsicht des Manuskriptes gestatten.

Herzlich empfohlen

v. Cotta.

---

645. Graf Reisperg an J. K.

Stuttgart, den 16. März 1848.

In der Aufregung der gegenwärtigen Zeit finde ich kaum noch den Augenblick, Ihnen für Ihr Schreiben zu danken; ich habe daraus mit Freuden ersehen, daß Sie, wie immer so auch jetzt, freundlichen Anteil nehmen an allem, was uns betrifft. Von Schwaigern habe ich beruhigende Nachrichten, Vorsichtsmaßregeln sind schwer, ja unmöglich zu treffen, und von einem Räumen der Kanzleien, des Archivs, der Bibliothek kann nicht die Rede sein, es ist dies alles zu voluminös und würde nur

---

[1]) Es scheint, daß Kerner im Sinne hatte, das Leben seines Bruders Georg besonders zu schreiben. Er beschränkte sich dann aber auf die Darstellung im Bilderbuch. Vgl. Varnhagens Brief vom 25. Juli 1846.

Mißtrauen erregen. Deshalb ſtelle ich alles in den Schutz Gottes anheim. In der nächſten Woche werde ich wahrſcheinlich auf einige Tage nach Schwaigern kommen, da unſere Kammern wahrſcheinlich ſchon morgen aufgelöſt werden. Die Zeit, in der wir leben, iſt eine düſtere, und was ſie ſonſt noch in ihrem dunkeln Schoße verhüllt, kann niemand vorausſehen. Ich bin auf alles gefaßt, auch meine Frau, wenn auch durch die Ereigniſſe tief betrübt, zeigt doch immer noch den jetzt mehr als je notwendigen Mut, Gott gebe nur auch die nötige Kraft!

Indem ich Sie herzlich grüße, Ihr Freund

Reipperg.

---

646. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 28. März 1848.

Mit den milden Frühlingstagen war ich von einer vierwöchigen Grippe geneſen und befand mich in der kurzen Zeit der Unruhen und Stürme ganz wohl und munter, aber gleich darauf änderte ſich das Wetter, eiskalte Luft hauchte mich mit giftigem Rheuma an, und ich liege ſchlimmer als zuvor darnieder. Ich bin ſo rauh im Halſe, daß ich nicht reden kann, das Schreiben greift mich in anderer Weiſe an, dennoch thue ich den ganzen Tag nichts anderes, als reden und ſchreiben! Viel hab' ich in dieſer Zeit auch an Dich gedacht, nicht ohne Beſorgnis, Dich ſo nah dem Herde des Bauernkriegs zu wiſſen. Aber, gottlob, dieſe Beſorgnis ſchwindet ſchon, und Dich und die Deinen konnte ſie nur mittelbar treffen. — Seit Jahren ſeh' ich alle Zuſtände der europäiſchen Welt mehr und mehr zuſammenfließen und ſich zu gemeinſamem Schickſal vorbereiten. Die Unhaltbarkeit dieſer Regierungswirtſchaften leuchtete mir ein, ich wußte, daß ſie einbrechen würden, aber ich dachte den Sturz nicht mehr zu erleben. Ueberraſchend ſchnell kam der Fall Louis Philipps[1]), den ich von Anfang gehaßt als einen nichtswürdigen Intriganten; das

[1]) Infolge der Pariſer Februarrevolution von 1848 mußte der König fliehen (nach England).

freute mich und auch die Republik begrüßte ich mit froher Zuversicht. Ich hoffte auch in Deutschland heilsame Wandlungen, aber so groß, wie sie erfolgt sind, hat sie, glaub' ich, kein Mensch vorhergesehen. Wir hielten hier am längsten fest, verblendet von Dünkel und Eigensinn, bis uns sogar Wien überholte; nun war freilich aller Widerstand eitel. Dennoch wurde noch ein Blutbad angerichtet, scheinbar nutzlos, aber im Erfolge für die Sache unendlich wichtig und fruchtbar, denn jetzt erst kam der rechte Mut zum Vorschein, und Kraft und Trieb in das Ganze. Die allgemeine Ueberzeugung ist, daß der Prinz von Preußen [1]), im Verdruß über die schon gewährten Bewilligungen, noch zuletzt die Uebermacht des Militärs habe zeigen und das Volk demütigen wollen; die Anklage ist nicht erwiesen, aber sie wird im Volk allgemein geglaubt, und daher ist alles in Haß erglüht gegen den Prinzen, den man zerrissen hätte, wäre er nicht eiligst entflohen. Daß der Angriff auf die wehrlosen, dem Könige Vivat rufenden Bürger aus Mißverstand hervorgegangen, ist gar nicht anzunehmen. Furchtbar entspann sich nun ein erbitterter Kampf durch die ganze Stadt, Kanonen feuerten Kugeln und Kartätschen, Gewehrsalven, Plänklerfeuer, Reiterangriffe, alles tobte durch einander. Die Gegend, in der ich wohne, war durch Barrikaden gesperrt, die von einer kleinen Zahl von Helden siegreich gegen verschiedene Angriffe behauptet wurden. Unter meinen Fenstern erlag eine halbe Compagnie Fußvolk dem gräßlichen Steinhagel, der von den Dächern niederprasselte. Nie hab' ich größeren Mut, entschlossenere Todesverachtung gesehen, als diese Jünglinge zeigten, welche besiegt unrettbar verloren gewesen wären! Alle Häuser mußten die Nacht hindurch offen sein, es wurde nichts genommen als Waffen und was zu den Barrikaden dienen konnte. Feine Studenten in sauberer Kleidung, Hausknechte, Gesellen, Jungen, alte Tagelöhner, alles war zu einer Schar vereint, wetteiferte in Mut und Ausdauer. Solcherlei hatte ich bisher als Augenzeuge noch nicht erlebt! Und es freut mich, diese Ereignisse noch erlebt zu haben! —

[1]) Der nachmalige Kaiser Wilhelm I.

Wir stehen nun auf gleichem Boden mit dem übrigen Deutschland, und diese Gemeinsamkeit macht jeden Rückschritt unmöglich. Auch ist es dem Könige mit der neuen Richtung aufrichtig ernst, er wird redlich fortschreiten in ihr, eifriger vielleicht als seine Minister, denn er freut sich des neuen Bildes, das ihm anstatt des zerschlagenen vor Augen gestellt worden. „Preußen geht fortan in Deutschland auf," ist ein Wort von ungeheurem Inhalt, und der König wird es wahr machen. Das Volk hat in der That noch Herz zu ihm. —

Aber welche Schwierigkeiten sind noch zu lösen, welche Stöße können noch stattfinden! Ich kann nicht glauben, daß der Kurfürst von Hessen und der König von Hannover sich erhalten. Für uns ist zunächst die polnische Frage schwierig. Ich und meine Freunde (Männer hohen Rangs sind darunter) raten zum freiwilligen raschen Herausgeben des polnischen Teils von Posen an das polnische Volkstum, Oesterreich muß mit Galizien dasselbe thun, dies große Verbrechen des achtzehnten Jahrhunderts muß endlich gesühnt werden. Kommt es zum Kriege mit Rußland darüber, desto besser, das wird die beste Stählung unseres neuen Völkervereins! —

Ueber Uhlands Ernennung hab' ich gejubelt, wie über Welckers, wie über Stüves Ministerschaft, Dahlmanns Berufung[1]), dies sind die wahren Zeichen und Bürgen der neuen Zeit! — Was mich betrifft, liebster Freund, so bin ich keiner politischen Rolle mehr fähig, meine Kränklichkeit macht mich zu jedem Amt untüchtig, zudem bin ich seit sechzehn Jahren aus allen Geschäften heraus. Ich bin sehr zufrieden, dies alles zu sehen, und wirke denn doch gelegentlich durch Wink und Rat mit zum Guten. — Weißt Du, daß ich zuerst, im Jahre 1816 schon, den Gedanken einer Volksvertretung am Bundestage ausgesprochen? Und daß

---

[1]) Uhland wurde als Vertrauensmann Württembergs zum Frankfurter Parlament gesandt. K. Th. Welcker (1790—1869), Jurist, war der badische Vertrauensmann und der Historiker Fr. Chr. Dahlmann (1785—1860) der preußische; J. K. B. Stüve (1798—1872) war 1848 hannoverischer Minister des Innern.

Rahel im März 1830 (gedruckt in den Grenzboten 1844) über die Orleans hinaus die Republik geweisſagt?

Ich weiß ſehr wohl, daß wir erſt im Anfange ſtehen und neue Kriſen und Kataſtrophen eintreten können; Vermögen, Lebensverhältniſſe, das Leben ſelbſt kann gefährdet ſein, verloren gehen. Immerhin! Ich hänge an dieſen Gütern nicht ſo ſehr, um ſie nicht gern jeden Augenblick dem Gedeihen höherer zu opfern! Doch verzicht' ich ſo voreilig noch nicht auf die Hoffnung, daß die Morgenröte uns den heiterſten, reichſten Tag bringe! Ich habe Vertrauen zu der Bewegung, und wenn ſie, wie zu erwarten, früh oder ſpät auch Rußland ergreift, wer will ihr dann hindernd entgegentreten? Die innern Feinde ſind ohnmächtig gegen ſie und beſchleunigen durch feindliches Bemühen nur ihr eigenes Verderben. —

Ich weiß nicht, wiefern Du mit mir übereinſtimmſt, gewiß aber thut es Herr Dr. Strauß und viele Deiner dortigen Freunde! Sag ihnen meinen herzlichen Gruß. Wie gelegen kommt nun das Schubertbuch [1])! . . .

Lebe wohl und ſei guter Dinge! Iſt es denn nicht der Himmel, der dieſe Dinge fügt und ordnet? Vorwärts! — Mit unwandelbarer Geſinnung Dein

Varnhagen von Enſe.

Du läßt Dir den Brief hoffentlich vorleſen, das Papier fließt leider etwas. —

Das Haus — ein Palaſt — in dem ich wohne, war mehrere Tage bezeichnet, in Brand geſteckt zu werden, denn es gehört dem Grafen Königsmarck, Adjutanten des verhaßten Prinzen. Wir haben immer friſchen Mut behalten. Ludmilla grüßt herzlichſt. Sie iſt eine eifrige Dreifarbige, franzöſiſche und deutſche, und blieb in aller Gefahr mutig und heiter.

---

[1]) „Chriſtian Friedrich Daniel Schuberts Leben in ſeinen Briefen". Geſammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß. Berlin 1849, 2 Bde.

647. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 2. April 1848.

Die Lola [Montez][1]) befindet sich seit voriger Woche bei mir. Sie ist erstaunlich abgezehrt. Theobald magnetisirt sie, auch lasse ich sie Eselsmilch trinken. Den Metternich[2]) nahm ich in meinem Turm auf, in dem Graf Helfenstein vor seiner Hinrichtung durch die Bauern gefangen saß. Das ist ihm ominös; es ist ihm unheimlich und mir sein ganzes Wesen unheimlich, besonders sein unverschämtes Liberalthun nun. Er behauptet: Nur sein Wunsch, daß Deutschland eine Republik werde, den er immerdar gehegt, habe ihn zu dem illiberalen System gebracht; nur so habe sich Deutschland so mächtig und kraftvoll erheben können. Das sei sein Werk und von ihm geflissentlich so durchgeführt. Er ruhte nicht, bis ich auf meinen Turm eine rote Fahne steckte. Er versprach mir ein Stückfaß vom besten Johannisberger, aber bis sein Schreiben nach dem Johannisberg kam, war der Keller schon durch die Nassauer in Beschlag genommen. So muß ich mich überall nur mit Gnadenbezeugungen begnügen, die nie in Erfüllung gehen. Das ist das Los der Dichter, wie es schon Schiller besang.

Nota bene. Metternich spielt die Geige sehr gut. Es ist noch eine alte von Niembsch im Turm. Auf dieser spielt er immer die Marseillaise und pfeift konvulsivisch dazu im Mondenschein.

Wir grüßen Euch alle.

Mit herzlicher Liebe

Dein J. Kerner.

---

648. Vischer an J. K.

Reutlingen, 21. April 1848.

Herrgott, thut das dem Herzen weh, in eine solche Kollision zu fallen! Irion (?) wird Ihnen meinen Brief gegeben haben, der

[1]) Vgl. Kerners Brief vom 19. Februar d. J. Demnach scheint ein Irrtum im Datum vorzuliegen; denn die Angabe „seit voriger Woche" stimmt nicht mit dem ersten Brief überein.

[2]) Der bekannte österreichische Staatskanzler Fürst Metternich (1773—1859).

heute morgen an ihn abging; Sie werden daraus erſehen haben, wie ich mit widerſtrebenden Gemütern kämpfte, während in meinem lieben Weinsberg die Herzen mir ſelbſt zufielen! — Und ich wußte es nicht!

Nun bedenken Sie meine Lage: Trotz dem ſchweren Kampf habe ich im Bezirk Reutlingen und Urach viele brave Männer gewonnen, die jetzt überall angeſtrengt für mich thätig ſind; morgen in aller Frühe warten ſchon die verſammelten Bauern mehrerer Dörfer auf meine Ankunft, wackere Schulzen haben mir die Hand gedrückt und wirken für mich; in Reutlingen, Urach, Metzingen, überall ſind meine Freunde in voller Thätigkeit[1]). Nun denken Sie: ſtatt meiner käme die Nachricht, der Viſcher will nicht mehr! Es liegt eine moraliſche Verletzung darin, eine ſchwere Abkühlung nach großen, begeiſterten Stunden! Ich weiß nicht gewiß, ob ich durchdringe, aber ſelbſt daraus entſteht eine große Ehrenpflicht für mich, zu beharren! Wollte ich aber auch nur die Klugheit fragen, ſo darf ich doch nicht vergeſſen, daß ich ja auf Backnang und die Landgemeinden in Ihrem Bezirke noch gar nicht rechnen kann, daß viel Zeit verloren, daß Ihr Bezirk ſo gedehnt iſt, daß ich ihn nicht raſch bereiſen kann!

In dieſem ſchweren Kampfe bin ich ſoeben ſelbſt noch nach Reutlingen und habe dem Komite geſagt: Entſcheidet. Es hat geſagt: Bleib, und ich muß folgen.

Ich werde das ganze ſchmerzliche Gefühl dieſer Kolliſion in einem Schreiben an die Stadt Weinsberg veröffentlichen und meinen tiefen, innigen Dank darin ausſprechen.

Vielleicht kommt jetzt Profeſſor Fallati[2]) nach Weinsberg und bewirbt ſich . . .

Noch einmal: 's thut weh, weh!

Mit inniger Hochachtung

Ihr Viſcher.

---

[1]) Es handelte ſich um die Wahl in die deutſche Nationalverſammlung. Viſcher wurde gewählt.

[2]) Nationalökonom, Profeſſor an der Univerſität Tübingen. Auch er wurde als Abgeordneter nach Frankfurt gewählt.

Prinzessin Marie von Württemberg.

649. Prinzessin Marie an J. K.

Stuttgart, 24. April 1848.

... Wie geht es Ihnen, lieber Kerner? Grüne Ostern haben wir, aber keine fröhlichen. Doch klagen muß man jetzt nicht, sondern danken für das Gelassene. Den König fand ich gottlob! wohl und größer als je in seiner ruhigen, würdevollen Klarheit und Milde. Dank sei es den Weingärtnern (meine treue Garde, die von selbst sich anboten, in der Stunde der Gefahr mein Haus zu schützen, die braven, ehrlichen Männer!) fand ich Stuttgart viel ruhiger; Sie können sich denken, daß ich meinen Getreuen selbst und herzlich dankte!

Ich hoffe, Frau Rickele ist wohl. Gott segne Sie! Grüßen Sie Ihr Rickele und antworten Sie mir bald! Marie.

---

650. J. K. an Gustav Schwab.

Weinsberg, 24. Juni 1848.

... Die Schoppe schrieb an die Suckow und mich. Sie ist auch höchst erfreut über den hereingebrochenen Sturm einer zu hoffenden Republik ... Breslau meint, es werde gegen dieses allgemeine politische Verrücktsein nichts mehr Hilfe bringen, als auf den Herbst die Cholera in Begleitung der Russen ... Dieses Wahnsinnsgeschrei in allen Zeitungen, dieses ewige Geschwätz von Hecker in Frankfurt macht einem das Leben doch ganz zum Ekel!

Euer entsetzliches Schreien:
„Volksherrschaft bringt einzig Gedeihen!"
Euer Trommeln, Trompeten,
Euer phantastisches Wüten
Uebertönte der Nachtigall Flöten,
Abstreifte Blätter und Blüten.
Und dem Dichter ist's wohl zu verzeihen,
Ruft er: Ihr Menschenkinder!
Sagt mir: Ist's Frühling? ist's Sommer? ist's Winter[1])?

Gott sei mit Euch! Euch alle grüßend

... Dein sehr trauernder

J. Kerner.

---

[1]) In Kerners Gedichte nicht aufgenommen.

651. J. K. an Ludwig Uhland.

Weinsberg, den 29. Juli 1848.

An einen souveränen Repräsentanten[1]) muß man in Folio schreiben.

Zu dem politischen Weichselzopf, den Du gegenwärtig mit zu entwirren hast, sende ich Dir hier auch noch einen poetischen. Wie die Schauspieldirektion in Frankfurt hätt' ich Dir auch gerne diese Not erspart, aber Herr Schwiger (?) (in Halle) drängt sich eben mit Macht an Dich und ruft: „Da habt ihr mich nun!" ohne zu ahnen, daß Du ihn so wenig zu Dir berufen hast, als den Erzherzog Johann. Wie es mit meiner Politik aussieht, kannst Du daraus entnehmen, daß ich, als ich kürzlich zu Schönthal war und dort in den alten Gängen der Romantik umherging, Gott bat: er möchte den Abt mit all seinen Mönchen erstehen und von ihnen die Alumnen in ihren Turnkleidern zum Teufel jagen lassen. „So hast Du mich nun, ich kann nicht anders!"

Dagegen lieferte ich einen Sohn der Welt, welcher es mit der roten Republik und Herrn Hecker[2]) hält.

... Zehn Stadttrommler, die das Trommeln lernen, trommeln vor meinem Häuschen von morgens sechs Uhr bis nachts sechs Uhr in mein Geschäft. Schon dies allein könnte einem diese hereingebrochene vortreffliche Zeit deutscher Freiheit und Einheit (wo einer den andern durch Flegeleien zwingen will und sich alles in den Haaren liegt) von Herzen entleiden.

Gut, Alter! daß wir jetzt über sechzig Jahre alt sind!

Vielleicht komme ich auch noch in Begleitung des verstorbenen Perückenmachers Groß von Tübingen nach Frankfurt, um den verwirrten deutschen Reichshaarzopf auch mit anzusehen, haut ihn nicht vorher Cavaignac[3]) auseinander, oder sonst ein

---

[1]) Uhland war damals Abgeordneter für Tübingen-Rottenburg im „Deutschen Parlament" zu Frankfurt.

[2]) Hecker 1811—1881, Jurist. Führer im badischen Aufstand.

[3]) Französischer General, im Jahr 1848 Nebenbuhler Napoleons III. bei der Präsidentenwahl.

Melac, was im Bunde mit der Cholera wohl auch die einzige Radikalkur iſt. Grüße Deine liebe Frau und verlaſſe mich nicht ganz und gar!

Ewig in alter Liebe

Dein J. Kerner.

---

632. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 30. September 1848.

Liebe Schilli! Endlich ſind wir von unſerer langen Reiſe wieder zurückgekehrt. Was wir da als erlebten, iſt zu viel, es ſchreiben zu können, beſonders mit blinden Augen, aber ich will Ihnen bald alles mündlich ſagen. Jetzt nur das: daß ſich unſere Reiſe bis nach Hamburg, Kuxhaven und Helgoland erſtreckte, wo wir neun Tage durch Sturm zurückgehalten wurden, weil kein Schiff mehr kam, uns aufzunehmen. Wir hatten zweimal die Seekrankheit und viele Freuden und Leiden.

Zu Frankfurt waren wir bei Lichnowskys und Auerswalds Leichenbegängnis in der Paulskirche[1]) ... Im Norden fanden wir alles in ganz anderer Stimmung als hier in unſerem verrückten, kranken Land. In Altona empfing ich unſere Truppen, und Graf Wilhelm und der junge Prinz von Weimar ſpeiſten mit uns in Hamburg bei Klara [Duncker][2]) ... Wir waren auf der deutſchen und auf der däniſchen Flotte, waren unter Möwen, Delphinen und Seehunden, in welch letztere ich mich verliebte und gerne unter ihnen auf ewig wohnen möchte ...

Innigſt

J. Kerner.

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht „Nun iſt's genug! An den Erzherzog Johann nach Lichnowskys und Auerswalds Ermordung". (Letzter Blütenſtrauß.) Fürſt Lichnowsky und General Auerswald fielen beim Frankfurter Aufſtand am 18. September 1848, von der Volksmenge barbariſch mißhandelt.

[2]) Tochter Georg Kerners.

653. König Ludwig von Bayern an J. K.

München, den 7. November 1848.

Herr Oberamtsarzt, innigen Dank für Ihres Briefes Inhalt vom 23. Oktober und für die beigefügten Gedichte. Tief gefühlt sind alle von Justinus Kerner, neu, daß in ihnen solche Gegenstände behandelt werden, aber auch sie, nicht minder tief gefühlt, nicht minder schön. Ihren Wunsch, daß wir uns persönlich möchten kennen lernen, teilt der Sie vorzüglich schätzende

Ludwig.

---

654. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 27. Januar 1849.

Du bist treu und lieb!

O, diese Zeit! Sie ist die Hölle, die aufwärts stürzt. Durch die ewige Einmischung in Regieren und Politik flieht von dem Volke aller Fleiß, alle Gemütlichkeit, aller Frieden, entsteht ewiger Zwist und Hader in den Familien und in den Ortschaften, und stetes Geschrei, Faulenzen und Sauferei. — Die Religion ist den Säuen preisgegeben. Ich bedaure die Ausscheidung vom Oesterreichischen, und Wien ist mir doch viel deutscher (wenigstens gewiß schwäbischer) als Berlin. Ohne Wien kann ich mir kein Deutschland denken. Es gibt nur eine deutsche Kaiserstadt, und die ist Wien. Ich erkenne aber wohl, daß es nicht gehen wird, muß es jedoch bedauern.

Ich kann nicht weiter. Verlassen, blind und elend werd' ich bald dastehen und zu Euch von einem Knaben am Stocke geführt kommen.

Euch alle grüßend

Euer trauernder

J. Kerner.

---

655. Graf Neipperg an J. K.

Stuttgart, 25. April 1849.

Ich weiß, daß Sie in Zeiten der Not und Sorge immer freundlich unser gedenken. Es ist ein schändliches Spiel, das

man mit unſerem guten Herrn zu treiben gewagt hat, aber Gott iſt gerecht, und die Strafe für die Schuldigen wird nicht ausbleiben. Meine Frau habe ich mit dem K. nach Ludwigsburg ziehen laſſen, weil ich ſie hier nicht mehr ſicher glaubte, ich verharre auf meinem Poſten, ſo lange die erſte Kammer beſteht, gehe aber, ſolange es mir möglich iſt, täglich meine Frau beſuchen, die Sie herzlich grüßen läßt.

Gott mit Ihnen, mein lieber Kerner, und mit uns allen!

Ihr Freund

Reipperg.

---

656. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, April 1849.

Als Dir der Tod den Vater weggenommen,
Mit Deinem Herzen blutete mein Herz,
Doch bin ich nicht zu einem Lied gekommen
Zu klagen ſeinen Tod, ſtumm iſt der Schmerz.
Stumm iſt der Schmerz! Doch willſt Du Dich beſchweren,
Daß andern Toten ich ein Lied gebracht,
So ſag' ich Dir: Ein ſtilles Lied ſind Zähren,
Die wein' ich oft um ihn in ſtiller Nacht[1]).

Juſtinus Kerner.

---

657. Ludwig Bechſtein an J. K.

Meiningen, Juni 1849.

Juſtinus Kerner!

Gott grüß Dich, Sänger traut und lieb,
Du reiner, edler Genius!
Der immer treu ſich ſelber blieb,
Dir meiner Seele Liebesgruß!

---

[1]) In dem „Letzten Blütenſtrauß" gedruckt unter der Aufſchrift „Ein ſtilles Lied ſind Zähren. An Julie Hartmann." Geheimrat Hartmann lebte von 1764—1849.

„O, daß noch eine Nachtigall" —
So ſingſt Du, Sänger — „ſingt im Hag!"
Ich lauſchte freudig ihrem Schall
An manchem ſchönen Maientag.

„O daß noch eine Roſe blüht!" —
Ach, könnt' ich doch zu mir Dich ziehn,
Wo ſanft vom Ichor überglüht
Mir viele tauſend Roſen blühn!

In meiner Büſche Dunkel barg
Die Nachtigall ihr Kinderhaus,
Grasmückchen brachte ſonder Arg
Gleich ihr fünf flügge Junge aus. —

Wenn Dich an Deiner Weibertreu
Des wilden Kriegs Getümmel ſchreckt,
So mache Dich zu mir herbei,
Auf daß Dich Dichterfrieden deckt!

Auch hier ein Thal mit Burg und Hain,
Ein heitres, friedenvolles Thal,
O Sänger, kehre bei mir ein
Und ſonne Dich im reinen Strahl,

Im reinen Strahl der Poeſie,
Die mit Dir geht, die mit Dir ſchwebt,
Und mit verklärender Magie
Ums Haupt Dir lichten Schimmer webt.

Ludwig Bechſtein.

---

658. König Ludwig von Bayern an J. K.

München, den 2. Juli 1849.

Dank, innigen Dank, wenn gleich ſehr verſpätet ausgedrückt, für Ihr Werk [?] [1]) (welches zu leſen ich aufs Land morgen mit-

[1]) Das Datum des Briefes ſcheint unrichtig. Vgl. Brief Nr. 660.

Dank, innigen Dank, wenn
gleich sehr verspätet ausgedrückt,
für Ihr Werk (welches zu lesen
ich auf's Land mitnehmen)
und für den dasselbe begleitenden
Brief vom 19ten Mai. Justinus
Kerner, dieser Namen hat einen
guten Klang; Gemüth und Geist
spricht er aus. Sie persönlich
kennen zu lernen, würde erfreuen,
den Ihnen wiederholt dankenden
München 2 July
1849.
Ludwig

Brief-Facsimile von König Ludwig I. von Bayern, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 650.

nehme) und für den dasſelbe begleitenden Brief vom 19. Mai. Juſtinus Kerner, dieſer Name hat einen guten Klang; Gemüt und Geiſt ſpricht er aus. Sie perſönlich kennen zu lernen, würde erfreuen den

Ihnen wiederholt dankenden

Ludwig.

---

659. Ludwig Bechſtein an J. K.

Meiningen, im Herbſtmonat 1849.

An Juſtinus Kerner!

Zu ſpät, zu ſpät, daß uns das Band
Der Seelen Sympathie umſchlingt!
Ach — zwiſchen uns ſo weites Land,
Das keine Sehnſucht überſpringt!

Nie werden wir uns leiblich ſchaun,
Ob wir im Geiſt uns liebend ſehen.
Ob greis die Locken oder braun,
Wir müſſen, ach, uns ferne ſtehen!

Im Geiſt war ich gar oft bei Dir,
Auf Deinem epheugrünen Turm,
Und Deine Aura tönte mir
Gefühles-Säuſeln ſelbſt im Sturm

Nur Deiner Geiſter grau'nder Schar,
Bin ich zur Seite hin entwichen.
Ihr Schweben ſträubte mir das Haar,
Sie ſind mir ſtill vorbeigeſchlichen. —

Doch wenn wir ſtanden ſtark und feſt
In dieſer Zeiten loh'ndem Brand,
Von Eiſen oder von Asbeſt
Den Handſchuh an der treuen Hand:

So dürfen wir uns brüderlich
Im Geisterreich die Hände reichen,
Zwei Salamander, Du und ich,
Ihr Sinnbild Glut, und Licht ihr Zeichen.

Ludwig Bechstein.

---

660. König Ludwig von Bayern an J. K.

Berchtesgaden, den 21. September 1849.

Justinus Kerner, dieser Name hat einen guten Klang, alles von ihm ist versprechend; ganz vorzüglich zieht mich das „Bilderbuch aus meiner Jugend" an aus seiner, die auch die meine war, an welche Zeit ich schon oft mit Wehmut und Sehnsucht dachte. Sie ist verschwunden, verschwunden das ganze damalige Leben und Weben; ohngeachtet aller Mängel und Gebrechen in ihr fühlten sich die Menschen glücklicher. Innigst danke ich Ihnen für dieses vor wenigen Tagen mir von einem werten Brief von Ihnen begleitete Werk. Mit den bekannten Gefühlen für Sie der

Ihnen wohlgewogene

Ludwig.

---

661. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 21. September 1849.

Deinen Brief vom 14. September habe ich vorgestern empfangen, und an demselben Tage traf auch aus Leipzig das Buch[1]) bei mir ein, das er mir ankündigt. Ich danke Dir bestens für diese Sendung und für den guten Willen, den sie mir bezeugt. Das Buch war mir durch den Buchhandel schon früher zugekommen, und ich habe mit Eifer mir es angeeignet und mit wärmstem Anteil es gelesen. Ich weile gern in der Erinnerung der Vergangenheit, in der ich mich auch mit Dir noch innig verbunden fühlen kann. Die neueste Zeit trennt uns. Ich war, seit ich anfing meiner bewußt zu sein, ein Freund der

[1]) Das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".

Freiheit und des Volkes und werde es bleiben bis zum letzten Lebenshauche. In allem Wechsel habe ich beide nur immer mehr erkennen und verehren gelernt, und der Schein der Ereignisse macht mich nicht irr über ihr Wesen. Wir sind alt und haben von der Welt für uns wenig mehr zu fordern, mich erhebt aber der Gedanke, daß sie den Nachlebenden reichlichst in der That gewähren wird, was sie mir nur im Geiste zu besitzen gewährt hat. — Lebe wohl! Ich wünsche Dir von Herzen alles Gute und so viel Freudigkeit, als ich sie jetzt sogar in der scheinbar trüben Bedrängnis ungeirrt empfinde. Mögen Deine Augen Dir erhalten bleiben! Die meinen leiden sehr, wenn auch meine Handschrift noch ziemlich dieselbe ist. Ich grüße herzlichst Deine liebe Frau, Deinen mir sehr werten Sohn und Deine edle Schwiegertochter!

In treuer Gesinnung Dein

Varnhagen von Ense.

---

662. J. K. an Frau von Sudow.

Weinsberg, 1. Dezember 1849.

Ich fragte die Ellhofer Wasserschauerin[1]) (sie starrt mit stechenden Augen auf ein Glas frisches Brunnenwasser, das sie selbst vorher mit den Fingern bestreicht, magnetisirt): „Kann Sie mir nicht sagen, wo ein wertvoller Schmuck ist, den eine Frau in Stuttgart vermißt?“ Antwort: „Er ist nicht gestohlen, er wird sich auch bald wieder finden; es stellt sich mir im Glase kein Mensch, der sich mir stellt bei jeder Sache, die gestohlen wurde, er ist nur verlegt, es ist aber ganz hell um ihn, er kommt wieder.“ Frage: „Wo sieht Sie den Schmuck?“ Antwort: „In Stuttgart seh' ich ihn nicht, er ist weiter hinaus bei einem großen Wasser; Stuttgart sehe ich hier, den Schmuck aber weiter hinaus, er ist gewiß nicht verloren, ich sehe ihn in einem großen Kasten, Behälter, mit gelbem Papier, er kommt bestimmt bald wieder in die Hände der Frau.“

[1]) Ellhofen, Dorf im Oberamt Weinsberg.

Dies war des Weibes reine Aussage, die ich der Frau von Beroldingen sogleich zusandte und wobei mich nur ärgerte, daß ich die Frau nicht sogleich, nachdem Du mir von dem Diebstahl schriebst, fragte, sondern erst später auf den Gedanken kam. Es freut mich aber, daß die gute Frau Gräfin wieder ihren Schmuck hat und den Bedienten keine Schuld trifft[1]).

Meiner Augen wegen kann ich nicht mehr schreiben.

Dein J. Kerner.

---

663. K. v. Beroldingen an J. K.

Stuttgart, den 4. Dezember 1849.

Welch eine interessante Mitteilung, werter Herr Doktor, haben Sie uns gemacht, und welchen aufrichtigen Dank bin ich Ihnen schuldig für die freundliche, thätige Teilnahme, die Sie die Güte hatten, für mich an den Tag zu legen. — Sehr merkwürdig ist und bleibt es, daß Ihre Somnambule so ganz und richtig die Wahrheit getroffen hat, denn der Schmuck war wirklich in Gottlieben in einem wohl verwahrten Schrank zurückgeblieben. Die Schuld dieses widerwärtigen Mißverständnisses fällt lediglich auf mich selbst, ich bekenne es offen; zu meiner teilweisen Entschuldigung möge angeführt werden, daß ich bei der Abreise von Gottlieben an den Augen litt . . .

Mein Mann und ich, lieber Herr Doktor, bitten Sie, den Ausdruck unseres herzlichsten Dankes zu empfangen und zugleich die Versicherung aufrichtiger Ergebenheit genehmigen.

Karoline Beroldingen[2]).

---

664. Breslau an J. K.

München, den 19. Dezember 1849.

. . . Mache es wie Mäcenas Ludwig, er dichtet, phantasirt und ist heiter. Kommt erst die bessere Jahreszeit wieder, so

---

[1]) Näheres über die Geschichte in „Kernerhaus und seine Gäste" von Th. Kerner S. 219 ff. Vgl. den folgenden Brief.

[2]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

mach Dich auf den Weg hieher, es erwarten Dich die alten Freunde und neue dazu. Unterdeſſen könnteſt Du während der jetzigen langen Winternächte ein paar Geiſter aus dem Mittel- oder Unterreich — denn bis ins Oberreich dringen doch keine Citationen — beſchwören und ſie zur Rede ſtellen über all das tolle Zeug und den verrückten Spuk auf deutſchem Grund und Boden. Glücklich, wer träumen kann, denn die wirkliche Gegenwart iſt gar zu ſchal und ſchofel. Unter all den Leuten, welche in der letztverfloſſenen Zeit den Taranteltanz mitgemacht oder den Takt dazu geſchlagen und mit muſizirt haben, hat kein einziger die Probe beſtanden, daß eine Erleuchtung von oben und nicht die Phosphorescenz der Fäulnis dabei zum Leitſtern gedient habe . . .

Bei uns in Altbayern herrſcht gottlob noch viel geſunder Sinn und rechtliche Geſinnung, daher auch mehr Ruhe und Zufriedenheit als faſt in irgend einem andern deutſchen Lande, wovon ich mich auf meiner kurzen Exkurſion nach Göttingen, wo jetzt mein Sohn ſtudirt, zu überzeugen Gelegenheit hatte . . .

In treuer Freundſchaft

der alte

Breslau.

IX.

Lenaus — Rickeles Tod.

1850—1854.

Wie die vierziger Jahre mit dem Tode Karl Kerners gleich im Beginn dem Dichter ſchweres Leid bereiteten, ſo fiel in den Anfang der fünfziger der Tod Lenaus und Schwabs. Der erſtere war ja längſt, ſeit 1844, geiſtig tot, und ſein Abſcheiden war für ihn eine wahre Erlöſung. Daher gewährte die Nachricht von ſeinem Tode (in der Irrenanſtalt zu Oberdöbling bei Wien am 23. Auguſt 1850) ſeinen Freunden mehr Beruhigung als Schmerz. Lange Jahre hatte ihnen der Lebende in ſeinem Leiden viel Schmerz und Sorge bereitet; ſie gönnten ihm jetzt ſeine Ruhe von ganzem Herzen. Ihr Leid um den Geſchiedenen war ſtill und ſtumm. Nicht ein einziges Gedicht hat unſerem Juſtinus die Todesnachricht entlockt, ſo ſehr er an Lenau gehangen hatte.

Ganz anders dagegen war es mit Guſtav Schwab gegangen. Er wurde mitten aus ſeiner Thätigkeit herausgeriſſen, erſt 58 Jahre alt. Die Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode (vgl. Brief Nr. 675) erregte Beſtürzung und allgemeine Teilnahme. Unſer Juſtinus hat in dem Gedichte „Nach Guſtav Schwabs Tod“ dem Schmerz und

der Trauer um den verstorbenen Freund beredten Ausdruck gegeben. Er preist ihn glücklich, da er „nun in seines Heilands Klarheit stehe".

Bei Kerner selbst machte sich mit zunehmendem Alter das Augenleiden immer fühlbarer. Er sah sich daher im Jahr 1851 gezwungen, wie schon erwähnt, die Oberamtsarztstelle aufzugeben. In demselben Jahre begab er sich mit seinem Rickele zur Kur nach Baden-Baden, beziehungsweise Lichtenthal, das er immer gerne besuchte. Daselbst lernte er den russischen Dichter Joukowsky kennen und schätzen. Derselbe hatte ein „Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf" verfaßt. Kerner schrieb auf die Bitte seines russischen Freundes die Vorrede zu der deutschen Uebersetzung des Märchens, das im Jahr 1852 im Druck erschien.

In demselben Jahr erfreute der Dichter die Freunde seiner Muse durch eine neue Gedichtsammlung. Es ist „Der letzte Blütenstrauß", zum Glück noch nicht die „letzte" Gabe seines Geistes. Es war dem Dichter, wie später Karl Gerok nach seinem „Letzten Strauß", noch beschieden, weitere Blüten zu treiben. Die Sammlung enthält eine Menge Gelegenheitsgedichte. Mancher duftende Strauß ist darin den Freunden, toten wie lebenden, gebunden. — Verschiedene der Gedichte hatte Kerner im Lauf der Jahre im Morgenblatte veröffentlicht und hier mit neuen gesammelt.

Das Jahr darauf (1853) ließ der Dichter eine Schrift über das Tischrücken, das damals eifrig betrieben wurde, erscheinen[1]). „Die somnambulen Tische. Zur Geschichte und Erklärung dieser Erscheinung" ist der Titel derselben.

---

[1]) Vgl. dazu Magikon III. und IV. Band, und einen Aufsatz Kerners in der belletristischen Beilage des Heilbronner Tagblattes vom 13. April 1853: Die tanzenden Tische.

In den Briefen Nr. 725 und 729 von dem Philosophen Schelling und von W. Müller ist davon die Rede.

Merkwürdig ist in diesem Zeitraum und auch noch späterhin der lebhafte Verkehr mit München. Wie viele Briefe wanderten von da nach Weinsberg! Bald von König Ludwig (auch König Max) und besonders von Prinz Adalbert, der gerne in die Zukunft geschaut hätte, bald von den alten Freunden Geibel, Graf Pocci, Schubert und Ennemoser, bald von neuen Freunden, wie Kobell und anderen. Was ihnen Kerner schrieb, wissen wir freilich nicht, seine Briefe an diese Freunde sind uns noch unbekannt. Was mag aus ihnen geworden sein?

Einen neuen Freund gewann der Dichter noch an dem edlen Freiherrn von Laßberg, dem gelehrten Kenner des deutschen Altertums. Zwar dauerte die Freundschaft nur kurze Zeit, da Laßberg im Jahr 1855, 85 Jahre alt, starb, aber sie war um so inniger, wie uns der reiche Briefwechsel aus dieser kurzen Zeit schließen läßt.

Auch mit Wolfgang Müller von Königswinter und mit Castelli wurden freundschaftliche Briefe gewechselt. Daneben ging natürlich die Korrespondenz mit den alten Freunden weiter. Keiner, der einmal mit Justinus Kerner in Berührung gekommen war, ist ihm je wieder untreu geworden. Wer einmal sein Freund geworden war, blieb es für immer.

So führte der Dichter, wenn wir von seinem Augenleiden absehen, ein behagliches, ruhiges Leben, innig geliebt von seiner Familie, hochverehrt von seinen Freunden. Da traf ihn der schwerste Schlag, der über ihn kommen konnte: am 16. April 1854 starb nach kurzer Krankheit sein Rickele. Einundvierzig Jahre hindurch war sie der „Schutzgeist seines Lebens" gewesen, einundvierzig Jahre lang war sie ihm treu in Freud und Leid zur Seite gestanden. Jetzt

vermißte er ſie überall; überall fehlte das Rickele. Seinem tiefen Schmerz und ſeiner Sehnſucht nach ihr hat er in dem Liedercyklus „An Sie, nach ihrem Tode“ innige Worte verliehen. Bezeichnenderweiſe hat er dieſe Dichtung an das Ende ſeiner letzten Gedichtſammlung, der „Winterblüten“, geſtellt. Rickele ſollte die erſte und die letzte ſein, der ſeine Poeſie gewidmet war; wie der Jüngling ſeiner Geliebten die Erſtlinge ſeiner Muſe dargebracht hatte (in den Reiſeſchatten), ſo widmete jetzt der Mann der dahingeſchiedenen Gattin ſeinen letzten Scheidegruß.

Die Teilnahme der Freunde Kerners bei Rickeles Tod war ſo herzlich, als nur immer möglich. Von allen Seiten kamen Beileidsſchreiben, die dem Dichter das innige Mitgefühl ſeiner Getreuen übermittelten. Die näher wohnenden Freunde ſuchten wohl ihren Juſtinus perſönlich auf und ſprachen ihm Troſt zu, wie Uhland, Mayer, Schwab, Köſtlin u. a., von denen keine Briefe aus dieſer Zeit erhalten ſind. Die vorhandenen Briefe ſtammen alle von Freunden aus weiterer Ferne.

665. G. v. Hauenschild an J. K.

Tscheidt, Oberschlesien, 5. Februar 1850.

Nach langer Pause klopf' ich wieder bei Ihnen an. Diesmal nicht mit einer kleinen funkelnden Sternschnuppe, sondern mit einem dicken Buche, von dem ich leider schon im voraus weiß, daß Ihnen vieles darin mißfallen und vielleicht nur sehr wenig gefallen wird. Dessen ungeachtet möcht' ich, daß Sie sich meine Arbeit vorlesen ließen. Auch würden Sie den Stab nicht über mich brechen, wenn Sie, wie ich, in Schlesien lebten und eine Regierung so handeln gesehen hätten, wie sie es hier thut. Meine Bilder aus Schlesien[1]) werden manchem über hiesige Zustände die Augen öffnen; sie sind mit größter Gewissenhaftigkeit geschrieben, und alle Figuren darin sind Porträts. Ich möchte Ihnen überhaupt meine Zeichnungen zu dem Buche zeigen, die Veranlassungen zu einzelnen Stellen erzählen, und Sie würden sehen, daß das Buch nicht gemacht ist, sondern geworden. Es verdient seinen Namen in der That, es enthält, bis auf Ausschmückung und Zusammenstellung zu einem Ganzen fast nur Wirkliches, das ich aus verschiedenen Zeiten in unsere Tage pflanzte. Es enthält nur „Nach der Natur"[2]) Gezeichnetes. Das Werk

[1]) „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit." Das Buch rief seinerzeit „einen wahren Enthusiasmus" hervor. Eben damals erschien auch das Buch „Aus der Junkerwelt", das denselben Gegenstand behandelte.

[2]) Am 25. Mai desselben Jahres schrieb v. Hauenschild an Theobald Kerner: „Nach der Natur" macht mehr Hallo, als ich dem flokrigen Bilderkonglomerat zugetraut. Ich arbeite an der zweiten Auflage, die für diesen Herbst nötig ist. Es wirkt! ... Es fehlt nicht an freudigen Ueberraschungen von nah und fern. Herzliche Briefe durch den Verleger, zum Teil von guten Namen unterzeichnet, liebenswürdige

ſelbſt iſt jedenfalls ſchon in Ihren Händen, wenigſtens hat es Campe ſchon lange abgeſchickt. Freuen wird Sie, wie ich hoffe, meine Aufmerkſamkeit für das Leben der Natur und mein Verwenden des Mikrokosmos für den Makrokosmos . . .

G. v. Hauenſchild, Dr. ph.

666. Karl Mayer an J. K.

[April oder Mai 1850.]

Du wirſt meinen Brief von neulich erhalten haben. Ich habe mit Uhland nach ſeiner Rückkunft geſprochen, und er hat mir die köſtlichen Bärenritter gebracht, welche hier folgen. Zur Notiz dient, daß das Büchlein vom Buchbinder ärgerlicherweiſe ganz verbunden iſt. Ich habe es foliirt, wie es nach meiner Meinung ſein ſoll. Leſe es in dieſer Ordnung und lache mit mir über den köſtlichen Humor Eurer Jugendtage.

Ich lege auch bei, was ich vom Sonntagsblatt habe, wenn gleich meine Kinder um die Karikaturen lamentiren. Ich habe aber das Blatt nicht ganz vollſtändig erhalten. So fehlt leider der Schluß des ſchönen Geſprächs an einem Sonntagsmorgen von Heinrich Köſtlin und meine Karikatur: Apoll und Weißer[1]).

Dein Stippich[2]) [Packfaß] im Neubau mit dem reichen und mannigfaltigen Inhalt wird in Deinen Jugendblättern eine bedeutende Rolle ſpielen. Um jene Zeit muß auch Uhland die beifolgenden „Myſterien des Neuenbaus“[3]) geſchrieben haben, die ich Dir hiemit abtrete. Deine Examens- und Diſſertationszeit, Deine Verſuche über die Wirkung der Muſik auf die Tiere

Beweiſe von Anerkennung . . . überſandte Kompoſitionen und Zeichnungen. All das ſagt mir, daß mein Buch . . . etwas iſt. Mehr wollte ich nicht . . .

[1]) Karl Mayer hat ſelbſt zuerſt über „Das Sonntagsblatt, eine Erinnerung aus der romantiſchen Literaturperiode“, im Weimariſchen Jahrbuch von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade V, 33 berichtet. Vgl. ſeinen „Ludwig Uhland“ I, 16.

[2]) Vgl. dazu Reiſeſchatten IX, 2 f.

[3]) Leider nicht mehr bekannt.

werden Dir auch allerlei Stoff an die Hand geben. — Uhland beſitzt noch viele Briefe von Dir aus Wien und Hamburg. Er ſagt, ſie ſeien von Dir ſchon benutzt in Deinen Reiſeſchatten; aus letzteren wirſt Du gar manche Erinnerung wieder ſchöpfen können.

Der Brackenheimer Herbſt im Jahr 1807, wo Du, trotz der Anweſenheit der Uhlandinnen und Mayerinnen, ich weiß nicht mehr warum? im ganzen Hauſe hemdig herumgelaufen, wird auch nicht zu vergeſſen ſein. Item meine Welzheimer Reiſe mit Deinem Rickele und dem ſeligen Zigeuner. Wann machten wir dieſe? ꝛc. Lege nur Hand ans Werk und benütze Deine beneidenswerte Muße.

In der mir kurz zugemeſſenen ſuche ich gegenwärtig auch unzählige Familien- und andere Papiere zu ordnen und treibe Aehnliches. Unter meinen vielen Reiſen ſind beſonders drei, worüber ich keinen Buchſtaben Notiz finde: 1. diejenige vom Jahr 1818 von Ulm aus mit meiner ſeligen Frau an den Bodenſee, Wallenſtädter See, nach Pfeffers, ins Rheinthal; 2. diejenige nach dem Tod meiner ſeligen Mutter im Sommer 1820 mit dem ſeligen Rickele, ihrer Schweſter Mina und Bruder Louis nach Speier, Neuſtadt an der Hardt u. ſ. w.; 3. diejenige von Liebenzell aus mit meinem Karl nach Straßburg, Freiburg ꝛc., deren Jahrgang (1838?) und Reute ich vergeſſen habe. Sollteſt Du meinen etwa noch vorhandenen Briefen über dieſe Reiſen etwas entnehmen oder mir (sub lege remissionis)[1]) mitteilen können, ſo würde ich Dir dafür großen Dank wiſſen.

Der Theobald ſoll Dir auch ſagen, in welchem Jahr er mit meinem Karl in der Vakanz bei uns war? Da ſuchten die harmloſen Buben noch in Wald und Sand nach Ameiſenlöwen und machten mich ſtaunen über ihre Naturkenntniſſe! . . .

Unter den herzlichſten Grüßen an Euch alle

Dein treuer

K. Mayer[2]).

---

[1]) „Unter der Bedingung der Rückſendung."

[2]) Der Brief iſt durch ein Schreiben Kerners vom 4. April 1850 veranlaßt. Kerners Antwort darauf iſt ebenſo wie ſein erſter Brief in K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 223 f. und 225 f. abgedruckt.

Von Uhland viele herzliche Grüße. Es seien reine Zufälligkeiten, wenn er Dir nicht geschrieben habe, die ihm selbst sehr leid seien. Er schreibe oder schweige, der Alte ist er immer.

667. G. v. Hauenschild an J. K.

Tscheidt b. Bauerwitz in Oberschlesien,
den 25. Mai 1850.

Sie sind lebensmüde? Das heißt doch wohl „unmutig"? Ich kann mir recht gut denken, daß die letzten Jahre Ihnen viel Kummer und Schmerz gemacht haben, aber lebensmüde sollen Sie darum nicht sein. Es gibt immer noch Menschen, die Herz haben und für das Schöne schön fühlen. Wir werden uns weder durch das schmutzige Treiben, durch das Guillotinengeheul und den Wahnwitz der Volkslumpe par excellence, noch durch die kalte Grausamkeit, die raffinirte Herzlosigkeit der „Allerhöchsten" um unser besseres Gefühl, um das Bewußtsein menschlicher Pflicht und Würde bringen lassen. Es sind viel Hoffnungen gestorben, man hält den armen Kinkel[1]), der sein Leben lang keinem Menschen etwas zu Leide gethan, in grau und gelber Jacke mit rasirtem Kopfe unter Mördern und Dieben gefangen... man prügelte in Mailand Frauen, und zwar nicht bloß Dirnen vom Theater, wie man hernach zur Entschuldigung ausſprengte, ich kenne den Hergang zufällig ganz genau; Haynau, der Don Juan-Henker Ungarns, und Jellachich[2]), der zeitweilige Leibritter der „schlimmen" Sophie, wie sie schon unter Kaiser Franz hieß, bekommen den Maria-Thereſienorden; — Gemeinheit, Verleumdungen, Schmutz aller Art in der sogenannten Freiheitspartei,

[1]) Der Dichter Gottfried Kinkel wurde wegen seiner Teilnahme am badischen Aufstand zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Im Jahr 1850 entfloh er aus seinem Gefängnis in Spandau mit Hilfe von Karl Schurz, dem nachmaligen nordamerikanischen Minister.

[2]) Freiherr von Haynau, österreichischer General, 1786 bis 1853, unterdrückte 1849 die ungarische Revolution; Graf von Jellachich, 1801 bis 1859, österreichischer Feldzeugmeister.

— es ist wirklich ein Graus, aber es gibt doch noch Rosen und Nachtigallen. — Warum also lebensmüde sein? Trüb war auch ich, der junge Mann[1]), krank dazu, ich schicke Ihnen den Beweis, ein Winterlied, das Sie doch und doch werden gutheißen können? Denn es ist eine Elegie, keine Feuerspeierei. Ob Fürst, ob Volksmann, wer den Menschen im Menschen mit Füßen tritt, ist mein Feind, Bluthunde und Lumpe von oben oder unten sind mir gleich verhaßt. — Und so denken Sie ja auch. Aber der Unsinn und die Gemeinheit werden auch nicht siegen. Also nicht lebensmüde sein! Zudem reise ich ganz extra, zu meiner Hochzeit ... nicht auf dem kurzen Wege über Frankfurt nach Mannheim, sondern komme über Stuttgart, um Sie zu besuchen. Ferner muß ich Ihnen noch eine Freude machen, denn ich hoffe, es wird eine für Sie sein, ein duftiges, reinpoetisches Märchen von mir zu lesen, über dem ich eben arbeite. Es heißt „Königin Rose, Familientradition einer Nachtigall. Pfingstmärchen in 5 Büchern von M[ax] W[aldau]." Campe [in Hamburg] läßt es illustriren. Also seien Sie nicht lebensmüde und behalten Sie lieb

Ihren Sie verehrenden

G. v. Hauenschild, Dr. ph.

---

668. Freiherr v. Laßberg an J. K.

[Am 22. Juli 1850.]

Gott zum Gruße.

„Das ist der Liebe heil'ger Gottesstrahl,
„Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet,
„Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet:
„Da ist kein Widerstand und keine Wahl!
„Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet" [2]).

---

[1]) Hauenschild ist im Jahr 1825 geboren (1855 gestorben), war also damals 25 Jahre alt.

[2]) Schillers Braut von Messina II, 5. (Worte Don Manuels an seine Mutter.)

Mit dieſen Schillersworten ging ich von Ihrem Wagen wieder in die Burg des Königs Dagobert[1]) zurück: die Freundſchaft iſt gemacht, ſagte mir mein altes, noch immer grünes Herz, und wird dauern, ſo lange bei uns zwei alten Knaben der ſchwäbiſche Herzſchlag noch an unſere Rippen pocht. Darauf ging ich mit Hildegund hinab an den blauen See, fuhr hinüber und brachte dieſen Morgen Weib und Kind und ein halb Dutzend Hannoverſche Tanten und Baſen wieder zu meinen Laren. Jetzt ſitze ich wieder auf meinem ſtillen Schreibzimmer und denke an Sie, mein lieber Landsmann, und erlauben Sie mir hinzuzuſetzen: Freund; denn daß wir auch Freunde geworden ſind, habe ich ſchon an jenem mir unvergeßlichen Abend gefühlt, da wir, wenn auch noch wenige, aber herzliche Worte gewechſelt hatten. Der Verluſt, von dem Sie ſo kurzweg Erwähnung thaten, hat mich dieſe ganze Zeit über beſchäftigt. Vorzüglich war mir der Gedanke peinlich: daß ein Beſuch bei mir die Veranlaſſung dieſes Verluſtes ſein ſollte; das war mir doch gar zu ſchmerzlich! Wie wäre es, dachte ich, wenn er mich für den redlichen Finder dieſes Geldes anſehen und ſich entſchließen könnte, mich für das Schickſal anzuſehen, welches ihn nach kurzer Entbehrung wieder in den Genuß ſeines Eigentums einſetzen will? — Alter Biedermann! was ſagt Ihr Herz dazu? Von Ihrem Verſtande will ich keine Antwort, in Sachen des Herzens hat er bei mir keine Stimme. Der Verſtand iſt ein Weltmann, ein Hofmann, ein Diplomatiker und läßt Herz und Freude ſelten aufkommen.

Am 22. Heumonats.

Was iſt das? Ein Brief von dem Manne, den ich, kaum geſehen, ſo herzlich liebgewonnen habe, der die Ehre und die Liebe ſeines Vaterlandes iſt, deſſen Zuneigung auch ich ſo erworben habe, daß er ſogar ſeinem König von dem alten Laßbergäre erzählte! Aber: quid mihi cum principibus terrae[2])?! — um das Herz des guten, weiſen und wohlthätigen Weinsberger Mannes

[1]) Die Meersburg war der Sage nach einſt Wohnſitz der fränkiſchen Könige; unter dieſen iſt Dagobert I. († 638) beſonders zu nennen.

[2]) „Was habe ich mit den Fürſten dieſer Erde zu thun?“

iſt es mir zu thun, und das iſt mir ja hold, ſo ſagt ſein ganzer Brief. Dank ſollen Sie haben, Dank aus vollem Herzen für dies Liebeszeichen.

Auch das Geld hat ſich wieder gefunden! Nun Glück zu! einen mir ſo erfreulichen Traum vom ehrlichen Finder muß ich nun wieder in den Winkel zurückſchieben, wo die übrigen unerfüllten Wünſche liegen.

In Konſtanz habe ich die vierte Auflage Ihrer lyriſchen Gedichte gekauft und ſchenke ſie morgen meiner lieben Frau Anna Droſte[1]) in zierlichem Einbande zu ihrem Namensfeſte. Ein großer Teil derſelben iſt ihr ſchon von früher bekannt. Darf ich es ſagen? — Zwiſchen uns beiden ſcheint mir ein großer gemütlicher Unterſchied zu ſein, der aber dem Vereine unſerer Herzen nicht hindernd im Wege ſteht. Ich möchte Sie einen „Schmerzenreich“ nennen; denn wie Sie ſelbſt ſagen, zwingt der Schmerz Sie zum Singen[2]): in meiner Bruſt iſt ſchon achtzig Jahre hindurch ein unverſiegbarer Quell von Fröhlichkeit, ich habe Geliebte, Eltern, Weib[3]), Kinder, Geſchwiſter und liebe Freunde durch den Tod verloren, ich habe ſie redlich und lange, oft jahrelang beweint, aber der liebe Gott half mir immer wieder aus den Thränen heraus und in die mir von ihm ſo wohlthätig geſchenkte Fröhlichkeit hinüber.

„Allah Kherim!“ (Gott iſt groß!) ſagen die Araber, wenn ihnen ein Unglück begegnet, ſo ſage auch ich, und er hilft mir immer wieder aus meiner Trauer heraus. Aber ich habe das Haus voller Gäſte, und noch iſt ein engliſcher Edelmann mit ſeiner Tochter hinzugekommen, einer Freundin meiner Frau und Kinder, die durchaus mein Bild malen will. Mir ſcheint, es ſei wohl niemals weniger der Mühe wert geweſen, als jetzt in

[1]) Freiherr von Laßberg war der Schwager der bekannten Dichterin Annette von Droſte-Hülshoff (1798—1848). Er hatte im Jahr 1834 die ältere Schweſter derſelben, Maria Anne, geheiratet.

[2]) Vgl. Kerners Gedichte „Poeſie“ und „Der Grundton der Natur“ (Dichtungen 3. Aufl. S. 6 und 309).

[3]) Seine erſte Frau, Freiin Maria Anna Ebinger von der Burg, war ſchon im Jahr 1814 geſtorben.

meinem einundachtzigsten Lebensjahre. Noch eins, ehe ich es wieder vergesse und die Kerzen anzünde. Da ich denken kann, welche Anstrengung und Zeit Sie das Briefschreiben kostet, so erwarte ich keine Antwort auf diesen, aber wohl die Erlaubnis, die ich mir sub spe rati et grati[1]) nehmen werde, von Zeit zu Zeit mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, worauf Ihre liebe, so herzgute Frau wohl die Barmherzigkeit haben wird, mir ein halb Dutzend Zeilen zu antworten. Und nun für heute gute Nacht! Schlafen Sie alle drei recht wohl.

Am 25. morgens.

Die Namensfeier, die ich mit meiner lieben Frau und ihrer Tante Arnswald beging, ist glücklich vorüber und alles war fröhlich. Ihren Brief konnte ich ganz lesen, und obwohl ich keine Autographen sammle, so werde ich diesen doch, so lange ich lebe, aufbewahren, auf daß meine Kinder einst ihren Enkeln sagen können: Sehet! einen solchen Mann hat unser Vater lieb gehabt. Damit beschließe ich nun meine, vielleicht zu lange Epistel und grüße in meinem und all der Meinigen Namen Sie und die lieben Ihrigen aufs herzlichste. Leben Sie recht wohl! Gott befohlen von Ihrem

gewiß treuen Freunde

Joseph von Laßberg.

---

669. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 9. Sept. 1850.

... Wenn Du sagst, die Politik sei des Teufels Werk, rechts und links, so muß ich Dir antworten: meine Politik hat nichts vom Teufel, sie weiß von keinem Wortbruch, Meineid und Verrat, von keiner boshaften Rache nach vorhergegangener Feigheit, meine Politik ist eine gottbefreundete, eine, die sich der Armen und Bedrückten annimmt, nicht den Reichen und Mächtigen huldigt; die lasse Du mir ungescholten! Ich bin, so lange ich mit Bewußtsein atme, in diesem Betracht stets auf

[1]) „In der Hoffnung, daß es recht und willkommen sein werde."

derſelben Bahn geblieben und werde als Fünfundſechziger mir nicht untreu werden. Ich verkenne Deine Herzlichkeit nicht, ich will Dich aus meinem Herzen auch nicht verdrängen, es iſt Deine Sache, ob Du Dich mit dem vertragen kannſt, was ſonſt darin iſt, mit dem Jammer über die Schändlichkeit der Gegenwart, mit der unerſchütterlichen Zuverſicht auf künftige Zeit, die ich nicht zu erleben brauche, um ſie freudig zu begrüßen! Uebrigens will ich mit Dir nicht rechten, thue Du es auch nicht mit mir. Sähen und ſprächen wir uns, ſo ließe ſich manches ſagen, was geſchrieben ſich nicht gut ausnimmt. Ich höre mit größter Teilnahme alles, was Dich und die Deinigen betrifft; ich wünſche von Herzen Dir und ihnen alles Gute, beſonders auch Dir die Linderung Deines Augenleidens! Ich fühle auch meine Augen trüber werden und leide beſonders an Blendungen, die mich auf halbe und ganze Tage unfähig machen, zu leſen oder zu ſchreiben. —

Um andere und friſchere Luft zu ſchöpfen, war ich im Juni in Hamburg und von da in Kiel. Hamburg hat mich entzückt, aber die Erinnerungen früherer Zeit lagen mir ſchwer auf der Bruſt. Deine Schwägerin war nicht dort; Reinholds Tochter aber ſprach ich mehrmals, ſo auch Amalie Schoppe, die ich in edler Geſinnung und ſegensvoller Thätigkeit fand.

Lebe wohl! Grüße Deine liebe Frau, Deinen wackern Sohn, von dem ich nur Gutes und Liebes vernommen, und ſeine teure Gattin. Kann ich durch Dich auch Uhland grüßen? Der iſt mir in den letzten Jahren nur immer werter geworden! . . .

Varnhagen von Enſe.

---

670. **Prinz Adalbert an J. K.**

Aſchaffenburg, den 23. September 1850.

. . . Ich kann Ihnen nie genug, mein werteſter Herr Doktor, wiederholen, wie unausſprechlich glücklich mich Ihre perſönliche Bekanntſchaft gemacht hat! Denn ſchon lange war es mein ſehnlichſter Wunſch, den Mann kennen zu lernen und in nähere Berührung mit ihm zu treten, den Gottes Gnade ſo ſichtbarlich

erwählte und zu ſeinem Auserleſenen machte, indem er ihm mit geiſtigem Auge das Offenbarte, was den andern ſtets verborgen bleiben wird. Von früher Jugend an hatte ich ſtets eine brennende Wißbegier für alles Wunderbare und Myſtiſche. Es iſt ja der Uebergang zu einem höheren Seelenleben und der Vorgeſchmack des Jenſeits! Glücklich würde ich mich preiſen, wollten Sie mich ferner noch mehr in dieſe Region einführen, über die Sie ſo vielfache und reiche Erfahrungen ſelbſt geſammelt haben.

Wollen Sie doch noch, verehrteſter Herr Doktor, die große Güte haben, beſagte Seherin näher über die Auslegung der beiden Schatten und des hellen Lichtes zu fragen, in das ich ſpäter treten ſoll; ſowie über folgende Punkte: 1) Was mich gegenwärtig und hauptſächlich im Geiſte beſchäftigt? 2) Was mein größter Wunſch iſt, ob und wie derſelbe zu erfüllen ſei? 3) Ueber das Schickſal meines Bruders, des Königs Otto, des Königs Max und meiner Schwägerin, der Königin Maria, und 4) über das von drei jetzt gleichzeitig regierenden Königinnen in Europa und ihrer Länder, nämlich der Königin Viktoria von England, der Königin Iſabella von Spanien und der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal.

Ich bitte Sie, lieber Herr Doktor, Ihren nächſten Brief gütigſt nach München zu ſenden, da ich in wenig Tagen Aſchaffenburg verlaſſe.

Wir erlebten ſchöne Tage mit meinem lieben Bruder Otto. Wie koſtbar war mir die unvergeßliche Stunde, die ich in belehrenden Geſprächen hier mit Ihnen zubrachte.

Hier lege ich noch ein paar Verſe von meiner Hand an Sie bei, die ich Ihrer Nachſicht empfehle, denn große Dichter ſind ſtets nachſichtig.

Und bleibe ſtets

Ihr ergebenſter

Adalbert,

Prinz von Bayern [1]).

---

[1]) Vgl. über die Beziehungen dieſes bayriſchen Prinzen Th. Kerners zuſammenfaſſende Darſtellung in ſeinem Buch „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte“ S. 216 ff.

671. J. K. an Sophie Schmid.

Weinsberg, 2. Oktober (?) 1850.

Warum schreibst Du denn gar nicht mehr? Ich lebe gegenwärtig unsäglich traurig und krank. Mein Augenleiden nimmt reißend zu und es ist mir unmöglich, mehr Sektionen zu machen, Akten zu lesen, Tabellen zu schreiben, — so daß ich um meine Pensionirung bat, die freilich bei einem Oberamtsarzte, hat er auch 34 Jahre gedient, nicht der Lohn eines Verdienten ist. — aber es kann eben nicht mehr sein, es wäre gewissenlos, ich that es mit Thränen, aber ich mußte es thun. Die Nacht der Augen wollt' ich noch ertragen, aber mein Gemüt wird immer dunkler, kränker, und ich weiß mir fast nicht mehr zu helfen.

Der Tod so vieler meiner Freunde und diese Zeit, diese wüste Zeit, die besonders in unserem Lande immer wüster, immer verwirrter wird, hat mein Innerstes schwer gerafft und zerrissen — ich habe keinen Halt mehr ... Es ist nur gut, daß ich die 400 fl. von dem guten König Ludwig habe; denn die vaterländische Pension beträgt wohl nur die Hälfte[1]).

Es dauert schon zu lange, daß ich nur traurig sein kann, und ich weiß nicht, wie es wieder besser kommen könnte, wohl aber, wie es noch trauriger kommen könnte, und darin liegt freilich immer ein Trost ...

Dein armer

J. Kerner.

---

672. Prinz Adalbert an J. K.

München, den 16. Okt. 1850.

Mit inniger Freude ersah ich aus Ihrem werten Schreiben, wie nachsichtig Sie jenen Ausdruck meiner poetischen Begeisterung für Sie aufgenommen haben[2]). Nur bedaure ich, daß ich über die gestellten Fragen keine nähere Auskunft erhalten konnte.

---

[1]) König Ludwig von Bayern setzte dem Dichter ein Jahrgehalt von 400 fl. aus; die Pension als Oberamtsarzt betrug 300 fl. Im Jahr 1853 gewährte König Wilhelm von Württemberg einen beträchtlichen Zuschuß von 500 fl.

[2]) Vgl. Brief Nr. 670.

Doch habe ich noch einige Hoffnung auf Ihre Antwort hin, daß besonders die hohen Namen, über welche die Seherin befragt wurde, sie abgeschreckt haben möchten, und es wäre vielleicht Möglichkeit vorhanden, auf einem andern Wege oder in anderer Fragenweise verlässige Antwort zu erhalten.

Da nämlich sie hartnäckig über die Zukunft der Monarchen und Staaten jegliche Antwort verweigerte, so müßte man sich lediglich auf erstere, von denen man dann leicht auf letztere schließen könnte, beschränken.

Doch müßten Sie, lieber Herr Doktor, in selber Weise wie bei mir, deren Rang und Stand gänzlich verschweigen und bloß den Taufnamen nennen, wie z. B. die Königin von England Viktoria, die von Portugal bloß Maria und jene von Spanien Isabella. Auch bitte ich Sie, über den König von Griechenland und Frankreichs Präsidenten zu fragen, bloß unter dem Namen Otto und Louis.

Ferner, ob ich mich vermählen werde, wo, mit wem und wann, und welcher Nation und Range meine zukünftige Gemahlin angehören wird. Zugleich möchte ich die möglichst genaue Beschreibung über ihre Person durch sie erfahren.

Fragen Sie dieselbe auch gütigst über die Details meines Geschicks, ohne jedoch die bewußten beiden Schatten weiter zu berühren.

Es ist nicht sträfliche Neugier, daß ich der Zukunft Dunkel durchschauen möchte, sondern ein quälendes Schwanken in der Wahl des Richtigen, und ich möchte darum von jemand, der von höherem Geiste erfüllt, das Wahre erfahren.

Die Antwort auf diesen Brief bitte ich unter der Aufschrift an Joseph Heilandt[1]), meinen Sekretär, zu adressiren, damit, ohne Aufsehen zu erregen, ich ihn sicher erhalte . . .

Adalbert.

---

671. J. K. an Karl Schurz.

Weinsberg, 24. Oktober 1850.

In meinem Gartenhause weilend, bereitete sich Niembsch zu seiner Reise nach Amerika vor, machte Einkäufe von Reise-

[1]) Von ihm hat derselbe verschiedene Briefe an J. K. verfaßt.

zeug, Stiefeln, Waffen, und freute sich gar sehr auf die Urwälder, um dort Opossums, ein Tier, das sich tot stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matuszynski (einem Flüchtling aus Warschau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht[1]) auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben und hängt an einem Faß des Einganges zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es ist mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in diesem Brief schrieb: er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „Herr Onkel! Herr Onkel!" rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen. So spielte er auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. Einmal stellte er sich auf einer Reise von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnsinnig (aus Scherz) und brachte damit eine fremde Frau, die mitfuhr, sehr in Schrecken. Ich bat ihn, als er zur Reise nach Amerika Anstalten machte, inständig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorstellungen, die er sich von den Urwäldern, von dem Aufenthalt eines solchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebste (was ich nicht recht begreife) das, das überschrieben ist: „Das traurige Bübchen"[2]). Dies liebte er immer ungemein und sagte: er wünsche nur, es gemacht zu haben.

Wie leicht und leicht beweglich sein Nervengeist war —

---

[1]) Es hat die Aufschrift „Auf ein Faß zu Oehringen" (L. Uhlandsche Ausgabe S. 73).

[2]) S. Dichtungen 2. Aufl. S. 9.

was bei den Seemannsbalen z. B. zum zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Heraustreten aus sich die Veranlassung gibt, und was auch bei Goethe und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweist folgendes Ereignis. Wir saßen einmal nach dem Nachtische, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte, und als wir auf ihn blickten, saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten andern Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an sie geschlagen. Wir riefen: „Niembsch, was ist dies?“ Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: „Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal fest: Niembsch sei einmal im Gange seines Hauses auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo sich derselbe gar nicht in Stuttgart befunden habe[1]) . . .

J. Kerner.

---

674. N. Schurz an J. K.

Wien, den 18. Nov. 1850.

Wie gerne wäre ich einmal in Weinsberg, in Ihrem Gartenhause und Ihrem Weibertreue-Turm gewesen, wo Niembsch so oft geigte und dichtete! Da müßten Sie mir auch wieder einmal Ihre allerliebsten, mitternachtlichen Maultrommeln ertönen lassen. Die hielten von Ihnen entlockten verschwebenden Klänge kamen mir vor wie die seligen Geister abgeschiedener Töne. — Und eine Windharfe habe ich auch noch nicht gehört! O, ich Neugieriger! — Da würden wir Ihr Kristallglas noch einmal füllen und nicht auf die Lebendigen, sondern auf die Toten leeren, zumal auf ihn, der es Ihnen vereinst im Trennungsschmerze gegeben, und dann auch auf ihn, der denselben so bald in die Grube gefolgt[2]).

---

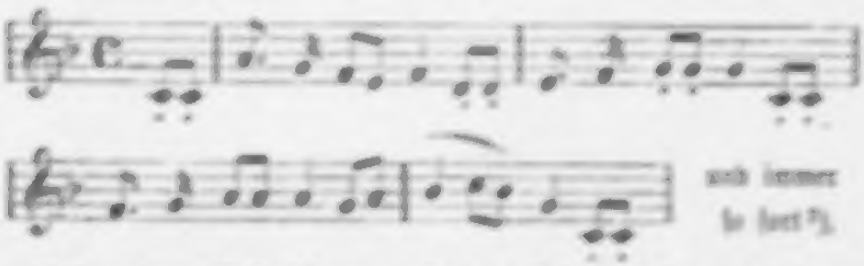
[1]) Vgl. Schurz' „Lenau“ I, 189 f.

[2]) Vgl. Kerners Gedicht „Das Sängergrab“.

Den Kaffee würde ich nicht so stark verlangen wie Niembsch. Er mußte, wenn er ihm schmecken sollte, wie Gift sein. Nur mäßig starken nannte er sogleich — Schwachmatikus! — Auf meiner Mutter ordentlich berühmt schwachen Kaffee äußerte er einmal (mit Ihrer gütigen Erlaubnis), „ein Glas Urin wäre ihm lieber".

Erinnern Sie sich noch, daß Sie dem armen Lenau aufbrachten, auf einem Ball in Oehringen habe sich ein Mädchen so in ihn verliebt, daß sie wahnsinnig geworden und sich für die Königin von Ungarn gehalten? Und zwölf Jahre darnach ward Lenau in der Wirklichkeit wahnsinnig und hielt sich da, wie er mir selbst gesagt, zuweilen für den König von Ungarn. So kann der Mensch hienieden seinen Scherz machen, der sich nicht einmal — mehr — minder — traurig bewahrheitet.

Sie schreiben mir von dem steifen, amerikanischen Nationalmarsch, welchen Ihnen N. oft spottend und mit Lachen vorgepfiffen. Auch mir gruselt dessen, nur hab' ich ihn vergessen. Wenn Sie mir ihn doch in Noten bringen und mitteilen könnten[1])! Ich spende Ihnen dagegen, so gut ich kann, im voraus schon das Lied, das auf der Hinfahrt die Matrosen des holländischen Schiffs „van der Kapellen"[2]) gesungen, wenn sie schwere Arbeiten taktmäßig zu verrichten und dabei gleichzeitig anzuspannen oder zu heben hatten. Es lautet:



wobei unserm Schwibbogen mit den Stimmen laut und lange verweilt und zugleich kräftigst angriffen und dann von frischem

[1]) In seinem „Lenau" I, 215 teilt ihn Schurz leider nicht mit.

[2]) Das Schiff, ein Ostindienfahrer, hieß „Baron van der Kapellen". E. Schurz' „Lenau" I, 186.

[3]) Vgl. dazu Schurz a. a. O. I, 215.

begonnen wurde. Das soll sich auf der See von den sturmrauhen Kehlen recht hübsch haben anhören lassen.

Der dem Manne und Dichter mit voller Seele ergebene

Schurz.

---

677. Sophie Schmidt an J. K.

Stuttgart, den 26. Nov. 1850.

Schon lange hätte ich Dir gerne geschrieben und Dir gedankt für Deine Teilnahme, wie für Dein schönes Gedicht[1]). Meine Kräfte sind aber immer noch recht schwach, und seitdem ich wieder auf bin, bekomme ich auch so viele Besuche, daß ich abends nichts mehr zu thun im stande bin. In der unglücklichen Nacht war bei mir gerade eine Gichtcrise im Anzug, die dann natürlich durch die Alteration wie durch die Erkältung in einen höheren Grad ausbrach. Ich hatte die ersten acht Tage so starkes Fieber, daß ich mir ganz klar war. Es ist mir jetzt ganz wie ein Traum, daß meine Söhne wieder bei mir waren. Der Schlag traf mich nicht unvorbereitet und doch so unerwartet. Wenn ich zurückdenke, so muß ich sagen, daß mein lieber Mann mich und sich selbst schon seit mehreren Jahren darauf vorbereitet hat; aber er war gerade jetzt immer so wohl und heiter, wer denkt da in dem größten Glück an ein so schnelles Ende! Nur an dem Sonntag abend, als er im Konzert das Gedicht für Schleswig-Holstein sprach, möchte ich sagen, habe ich eine Ahnung gehabt, es war mir so unendlich wehmütig zu Mute; als er auf die Tribüne stieg, kamen mir seine Haare so glänzend weiß vor, und seine Haltung fiel mir so auf, er neigte den Kopf auf die Seite, was ich immer in Verbindung mit seinem Herzleiden gebracht habe. Als er ausgesprochen hatte, erzählte mir Fr. v. K., die neben mir stand, sie hätte heute nacht einen so prächtigen Traum von uns gehabt. Ich hätte sie in ein herrliches Zimmer geführt, das sie sonst nie gesehen habe, es sei ganz vielleicht mit Gold ausgeschlagen gewesen, und mein Mann sei eben an einer

[1]) Am 4. Nov. 1850 durch Gustav Schwab. Das Gedicht war nicht bei „Auch Gustav Schwabs Tod" befindlich im „letzten Blätterstrauß".

schönen weißen Tafel gesessen. In meiner Wehmut sagte ich gleich, ach, dieser Traum wird doch keine schlimme Bedeutung haben, da versicherte mich Fr. v. R., nein, das sei gar nicht möglich, es sei alles so heiter gewesen und mein Mann ganz vergnügt. Nach ungefähr dreißig Stunden kam Fr. v. R. auch wirklich herüber an das Totenbett meines lieben Mannes, der auch so freundlich dalag, als wäre er nur eingeschlafen.

Ich lege hier eine Grabrede bei und auch einen Nekrolog von Pfizer ...[1])

Sophie Schwab.

676. Prinz Adalbert an J. K.

München, am 11. Dez. 1850.

Vor allem danke ich Ihnen vielmals und herzlich für die gütigen Mitteilungen, welche Sie mir in Ihrem letzten Briefe über die Aussagen der Seherin machten. Wenn auch, wie Sie selbst bemerkten, mich die Antworten teilweise tief niederschlagen mußten, so erkannte ich doch aus denselben, mit welch rührender Sorgfalt Sie dem Laufe meines Geschickes folgen, Sie, den ich als einen wahrhaft väterlichen Freund verehre und liebe.

Ich betrachte es als eine höhere Fügung, daß Gott auf eine so unerwartete und freudigst überraschende Weise mich mit Ihnen in Aschaffenburg zusammenführte und so mir ein Wunsch in Erfüllung ging, den ich lange im Herzen hegte, aber nie hoffen konnte, erfüllt zu sehen.

Wahrlich wie seltsam, daß gerade Sie, mein verehrtester Freund, wohl der tiefste Forscher und Kenner im Gebiete der Mystik, als bereits die Nacht ihre dunklen Fittiche über die Erde ausgebreitet hatte, wo der Sterne milder Glanz unser Auge zum Himmel zog, auf dem lichtumflossenen Mayn mir entgegen traten, um das Dunkel meiner Seele mit höherem Lichte zu erfüllen. Rätselhaft und unerforschlich sind Gottes Wege, und ich beuge mich

[1]) An Schwabs Grab sprachen Stadtdekan Mahl und Hofprediger Grüneisen. G. Pfizer veröffentlichte im „Schwäbischen Merkur" einen ausführlichen Nekrolog des Verstorbenen. (Später auch Schwabs Freund Ullmann in der „Allgemeinen Zeitung", 1. bis 5. Januar 1851.)

anbetend seinem Willen. Ein hohes Ziel der Erlösung des edelsten und einst mächtigsten Volkes der Welt, der ritterlichen Spanier, deren tiefen Verfall ich mit schwerem Kummer sah, und welche ich an der Hand seiner jugendlichen und liebenswürdigen Königin Isabella, würdig der Geschichte ihrer Vergangenheit, auf die Bahn neuen Ruhmes und Glanzes zu führen hoffte, eine Nation, die schon im Altertum, wie der neuen Zeit, das Joch tyrannischer Eroberer mit der heldenmütigsten Aufopferung zerbrach, ein solch erhabenes Ziel mußte mich begeistern, wenn man überdies bedenkt, daß noch in keinem Lande ich eine so glänzende Aufnahme fand wie eben da, wo meine ganze Reise von Süden bis zum Norden einem wahren Triumphzuge glich ...

Was nun die griechische Nation betrifft, so steht sie, wenn auch nicht an Mut, doch an Adel der Seele der spanischen weit zurück. Denn nach all den Opfern, die Bayern und meine Familie in hohem Schwunge der Begeisterung diesem Volke brachten, sind die Griechen, wie ich aus dem Munde ihres eigenen Königs, meines vortrefflichen Bruders Otto, hörte, so unbeugsam, zu sagen, daß alle Leiden und alles Unglück, was über sie gekommen, von den Bayern herrühre.

Das ist der Dank so aufopfernder Hingebung. Sie machen dadurch dem alten Sprichworte: graeca fides nulla fides[1]) viele Ehre. Ja, in ihrer Verblendung und in ihrem Fanatismus gingen sie, hauptsächlich von der russischen Partei verleitet, sogar so weit, bei der letzten Revolution den Artikel 40 in die neue Konstitution durch Zensoren einschalten, daß ihr zukünftiger Beherrscher der griechischen Kirche angehören müsse, damit nur kein Wittelsbacher mehr hinkommen könne. Ein schwerer Kampf mag in meinem Innern, wo Pflichten gegen Pflichten, das Festhalten an dem Glauben meiner Väter und die Liebe zu meinem armen Bruder, der, wie ein Grieche sich selbst äußerte, binnen wenig Jahren verloren wäre, wenn sein Thronfolger bestimmt würde, sich feindselig scharf entgegengetreten. Doch

[1]) „Griechentreue keine Treue."

gräßliche Zukunft liegt vor mir! Der Glanz der Krone, nach der ich stets aus edlen Gefühlen nur strebte, wird mir nun unter fanatischen Scheingründen lockend dargestellt, um den Frieden aus meiner Seele für immer zu bannen. Eine makellose Krone strahlt herrlich wie ein Abglanz der Gottheit, doch eine sündhaft erkaufte versengt wie glühend Gold. Dies sind meine Gesinnungen und Meinungen, dies ist auch meine Ueberzeugung. Wenn ich daher mit einer so hochwichtigen Sache, ja ich darf sagen, in dieser Lebensfrage für mich, auf jede nur möglich erlaubte Weise wenn auch nicht Gewißheit, doch wenigstens Winke bekommen kann für meine Zukunft, so glaube ich vor Ihnen entschuldigt zu sein. Ich muß daher noch einmal mit einigen Fragen Ihnen lästig fallen.

In Betreff Roms scheint mir der Ausdruck der Seherin dem Orakel von Delphi ähnlich, wo die Antworten häufig für jeden Erfolg paßten. Ich verlangte nämlich, man solle beim Papst nachfragen, ob ich in Anbetracht der kritischen Verhältnisse Griechenlands meine Kinder in der schismatischen Kirche, ohne mein Gewissen zu verletzen, erziehen lassen dürfte, obwohl ich zum voraus nicht glauben konnte, je eine solche Erlaubnis zu erhalten. Daher ersuche ich Sie, in jedem Falle die Seherin über diese Sache zu einer bestimmten Antwort bewegen zu wollen, und das so schleunig wie möglich. Es ist zwar noch ein anderer Prinz einer Seitenlinie meines Hauses darum angegangen worden, seinen jüngsten Sohn, der noch ein Kind ist, für den griechischen Thron erziehen zu lassen. Dessen definitive Antwort ist aber noch nicht da, und ich zweifle der Mutter wegen sehr, ob eine bejahende erfolgen werde. Und kommt eine verneinende, so fällt alle Verantwortung wieder auf mich zurück. Und mein Gewissen läßt es doch nicht zu, gegen die Bestimmungen unserer Kirche, gemäß welcher kein katholischer Priester eine Ehe einlegnen darf, wenn nicht die Kinder katholisch erzogen werden, zu handeln. Fragen Sie also die Seherin gütigst, ob der Papst erlauben wird, daß sie schismatisch erzogen werden dürfen. Dann auch darüber, ob ich Söhne bekommen werde, ob ich wirklich König von Griechenland werde, weil sie bereits bestimmt äußerte,

ich werde König, und zu meinem Sekretär sagte, daß ich nach Griechenland komme. Ferner über eine gewisse C. P. und über eine Elisabeth, namentlich ob letztere mich liebt, dann ob eine C. W. meinen Wünschen nachkommen würde. Fragen Sie auch, warum denn mit Spanien gar nichts zu machen ist, ob vielleicht die Christine oder der Franz mir feindlich ist; wie ein gewisser Herzog von Rivas und dessen Tochter, ein Graf Colombi Zea Bermudez und der berühmte Dichter Martinez de la Rosa für mich gestimmt sind, ebenso die Herzogin von Montpensier und ihr Gemahl. Wen sieht sie als Nachfolger des Königs Otto? Kann sie mir kein Mittel angeben, wodurch ich meine Wünsche zu verwirklichen im stande bin? . . .

Adalbert.

---

677. Karl Mayer an J. K.

Tübingen, den 15. Januar 1851.

Der Tod Schwabs ist auch mir sehr zu Herzen gegangen; Schwab wurde von mir und Uhland um so schmerzlicher vermißt, als wir kaum vorher hier in Tübingen noch drei vergnügte Abende mit ihm zugebracht hatten. Unter aller dieser Hinfälligkeit der andern stehen wir drei alte Storren, Du, der Uhland und ich, noch immer in Wind und Wetter, treiben auch wohl noch frische, grüne Zweige (wie z. B. Du in Deinem schönen Gedichte auf unsern Peter [1]), und wollen auch die alte Lebenskraft mit Gottes Hülfe noch länger hier einander zu bewahren suchen, denn das Uebrigbleiben, wenn vollends einer oder der andere von uns abgegangen wäre, müßte zu traurig sein.

Und Du, liebes Riekle, willst auch von der Compagnie bleiben! Nicht wahr, gute Alte?

Als ich im vorigen Monat einmal nach Herrenberg lief, machte ich auch ein paar Verse, nur weit nüchterner als die Deinen. Sie lauten:

---

[1]) Vermutlich das Gedicht „Für Peter Bruckmanns Arbeiter. Zur Einweihung eines neuerbauten Fabrikgebäudes" in dem „Lepten Blütenkranz". Vgl. das Gedicht „An Peter Bruckmann. Am Tage seiner Geburt". (Dichtungen 2. Aufl. S. 267.)

Ach, meine Toten sind begraben;
Ich will sie ja nicht wieder haben.
Doch horch' ich, in die Seel' erschrocken,
Oft nach der Zukunft Totenglocken.
Hat mir die letzte schon geläutet?
Wen noch ihr Schreckenston bedeutet?
Wer einst am Sarg ist mir geblieben
Und weint um mich von meinen Lieben?
Träumt mir das Los, noch selbst mit Thränen
Nach nun Verlornen mich zu sehnen? —
Soll wachsen unserer Opfer Zahl,
O Tod, so werf auf mich die Wahl! [1])

Doch weg mit solchen Angstlauten! Die Angst ist in unseren Tagen ohnehin die Wurzel alles Uebels. Es wird schon recht werden, was Gott thut ...

E. Mayer.

---

678. Gunsmeier an J. K.

München, 17. Jänner 1851.

Als ich im verflossenen Monat Mai eine Reise nach England machte, war ich wieder ganz nahe daran, Dich zu überraschen; es wollte jedoch nicht passen, und so hab' ich auch auf der Rückreise im September einen weiten Umweg gemacht. Du siehst schon, lieber Freund, aus diesem flüchtigen Umrisse, wie es mich herumtreibt gleich dem ewigen Juden; aber warum und wozu? wirst Du fragen. Aus purem Trieb, für und durch den Magnetismus mir und der Welt etwas zu gewinnen. Ich reiste nach England und Belgien, dort zu sehen und zu hören, wie es mit der magnetischen Praxis steht, und ich habe viel gesehen und gelernt, nicht in Belgien, aber desto mehr in England, wo der Magnetismus sich einer weiten Verbreitung und bereits unter allen Klassen erfreut. Aber wie das so geht, am Besten, an einer klaren Umsicht, fehlt es meist auch dort, da jedermann so ohne weiteres Hand anlegt und somit natürlich viele Opposition hervorruft. Indessen haben besonders die Geist-

[1]) Das Gedicht findet sich in K. Mayers „Gedichten", wenigstens in der 3. Auflage, nicht.

lichen dort ſich in großer Zahl mit mehreren Aerzten des Magnetismus angenommen und zwar vorzüglich in praktiſcher Hinſicht. Es gibt mehrere kliniſche Anſtalten, und ich habe wahre Wunderkuren geſehen, manchmal gleich den Apoſteln der erſten chriſtlichen Zeit. So viel iſt gewiß, die Exiſtenz des Magnetismus iſt geſichert, und hoffentlich wird er durch gelungene Heilungen bald allgemeinen Eingang finden, und dann auch der Menſchheit einen erträglichen Geſundheitszuſtand herbeiführen. Um hiezu auch ferner etwas beizutragen, bin ich bereits wieder beſchäftigt, eine neue Schrift auszuarbeiten, die hoffentlich noch in dieſem Jahre erſcheinen wird, die den Titel: „Anleitung zur magnetiſchen Praxis“ [1]) führen ſoll. Mittlerweile bin ich hin und wieder auch in praktiſcher Hinſicht etwas beſchäftigt und es gelingt mir mancher ſchöne Fall [2]).

Auch mit Gehörpatienten habe ich zu thun, und in dieſer Hinſicht hab' ich in England eine Erfindung gemacht, die wahrſcheinlich eine weitere Anerkennung finden wird. Ich ließ nämlich ein künſtliches äußeres Ohr aus Guttapercha anfertigen, welches ein außerordentlich guter Schallleiter iſt, und ich glaube, daß dieſe Ohrenbrillen alle bisher bekannten Inſtrumente übertreffen werden. Da erſt eine ſolche Brille, eine linke nämlich, fertig war, als ich von England abreiſte, und ich auf die zweite nicht mehr warten konnte, die man mir dann in hinlänglicher Menge nachzuſchicken verſprach, worauf ich aber bisher vergebens gewartet habe, ſo bin ich jetzt hier genöthigt, ſie anfertigen zu laſſen, wozu Zeit und Geld nothwendig iſt, weil neue metallene Formen gemacht werden müſſen, und dazu ſind die geſchickten paſſenden Hände außerordentlich ſelten. Ich hoffe jedoch, in ein paar Wochen ſie fertig zu bekommen, und dann auch wieder etwas Reiſegeld zu gewinnen und die Auslagen erſetzt zu bekommen...

Die äußere politiſche Welt iſt faul und ſie iſt keines Federſtriches wert, ich laſſe ſie laufen in den Abgrund, von dem ich

[1]) Die Schrift erſchien unter dem Titel „Anleitung zur Mesmeriſchen Praxis“. 1852. Vgl. Brief Nr. 695.

[2]) Emmerich lebte ſeit 1841 in München als praktiſcher Arzt und Magnetiſeur.

ſie wohl auch nicht retten könnte; böſe Zeiten ſind gekommen, böſere werden noch nachkommen, wir werden das Ende der Wirren wohl nicht erleben . . .

Ennemoſer.

---

679. Freiherr v. Laßberg an J. K.

[Am 23. Wintermonats[1]) 1851.]

Sie haben mir in dieſen freudearmen Zeiten eine ſehr große Freude gemacht, und alle die Meinen danken Ihnen auf das herzlichſte dafür. Ich las eben im Bette bei Licht, als die Poſt mir gebracht wurde, es waren Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts, die mich ſchon am Abend zuvor beim Zubettegehen angezogen hatten — da kam Ihr Brief, lieber Freund Juſtinus! Das Siegel und Aufſchrift erkannte ich nicht, aber als ich die Ueberſchrift las, rief ich ſo laut auf, daß meine gute Frau davon plötzlich erwachte. „Ei, Joſeph," ſagte ſie, „iſt es Freud' oder Leid, was Du bekommen haſt?" Da ſetzte ich meine . . . Brille noch einmal auf und legte die Allgemeine Zeitung zurück und las Ihren lieben Brief vom Anfang zum Ende und ſagte dann: „Lieber Gott, ich danke Dir, daß ich von einem edlen Manne geliebt werde, den ich ſchon viele Jahre liebte, ehe ich ihn geſehen hatte." O, mein Herr und Freund! Als ich Ihnen in meinem Burghofe entgegenging voll Freude über das alte: accidit in puncto, quod non speratur in anno[2]), als ich Ihre treuen ſchwäbiſchen Augen und Ihre ausgeſtreckten Arme ſah, da fielen Schillers Worte in mein Herz: „Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl[3])!" und ich mußte Sie umarmen und an mein alt-ſchwäbiſches Herz drücken, das, ungeachtet der bald 81 Jahre, ungeſtüm an meine Rippen ſchlug, und nun glaube ich, ſind wir Freunde für die kurze Zeit, die mir der liebe Gott noch hienieden

---

[1]) Altdeutſch, von Kaiſer Karl dem Großen herrührende Bezeichnung (Wintarmanoth) für den Januar.

[2]) „Es ereignet ſich in einem Augenblick, was man in einem ganzen Jahr nicht hofft."

[3]) Vgl. Brief Nr. 668.

zu bleiben vergönnt! Wo iſt der Mann, der ſagen kann, ich habe in meinem 81ſten Jahre noch einen Freund erworben? —

Guſtav Schwabs Tod las ich in der Allgemeinen Zeitung. Uhland und ſeine Frau waren noch im Herbſtmonat bei mir und erwiderten meine Anfrage nach ſeinem Befinden mit erfreulichen Berichten. Mit einem lauten Schrei ſtürzte ich aus dem Bette, als wenn ich jemand aufſuchen ſollte, der der Nachricht widerſpreche. Ach Gott! daß ich alter Mann immer noch ſo heftig bin, aber ich wollte doch nicht, daß es anders wäre! „Sie haben einen guten Mann begraben, aber mir war er mehr[1])!“ Mir war er ein treuer, lieber Freund, und ich kann ihn noch, die Augen zudrückend, alle Augenblicke vor mir ſehen, wie er mir im vorletzten Sommer ebenfalls mit ausgeſtreckten Armen auf dem langen Gange meines Hauſes entgegenlief. Einen edlen und reintreuen Mann hat das Vaterland verloren in einer Zeit, wo man der Männer mehr als je bedarf! Was Sie mir über die letzten Augenblicke ſeines Lebens ſchrieben, hat mich ſehr gerührt und erfreut. Ja das war, wie Sie ſagen, ein ſchöner Tod! Gott gebe mir einen ähnlichen. Meinen Vater fand man nach 82 Jahren in ſeinem Bette eingeſchlafen, das Haupt in die linke Hand geſchmogen; er war der redlichſte Mann, den ich auf meiner Lebensreiſe habe kennen gelernt. Guſtav Schwab aber hätte uns noch lange bleiben können! „*Ον οι θεοι φιλουσιν αποθνησκει* [*νεος*][2])!“ Sind Sie, lieber Freund, *erdenmüde*, ſo bin ich nicht weniger *lebensmüde*! ich ſehe in unſerem lieben Schwabenlande für eine ganze Geſchlechtsfolge nichts als Elend aufwachſen und möchte gerne dieſes Anblicks entheben ſein.

„Ich sach hievor eteswenne den tag,
Daz unser lob was gemein allen zungen,
Swa uns dehein land [iender] nahe lag,
Daz gerte wunne; als es was betwungen!

[1]) Aus M. Claudius' („Wandsbecker Bote“) Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters“.

[2]) „Wen die Götter lieben, der ſtirbt [jung].“ (Schwab wurde nur 58 Jahre alt.)

Richer Got! wie wir nach eren da rungen!
Do rieten die alten, und taten die jungen [1]).“

So ſang unſer Walter von der Vogelweide vor mehr als 600 Jahren!

Sehen wir uns jetzt an, wie wir geworden ſind, ſo müſſen wir ſagen:

„Nomina nunc remanent, virtus antiqua recessit“ [2]).

---

650. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Am 24. Wintermonat 1851.

Es war geſtern ſchon ganz dunkel, als ich aufhören mußte, zu ſchreiben, denn meine Augen leiden beim Lichte.

Ich ſoll Ihnen nun auch noch etwas von uns ſagen. Wir ſind, dem lieben Gott ſei tauſend Dank, alle recht wohl auf. Meine Schwiegermutter Treſte [3]), welcher Ihr Gruß ausgerichtet werden ſoll, iſt im September wieder nach Weſtphalen gereiſt, von wo wir ſie auf den Frühling wieder bei uns erwarten, um zum drittenmale Ragaz zu beſuchen, deſſen Luft und Waſſer ihr ſo außerordentlich gut gethan haben. Was außer unſers guten G. Schwabs Tod ſonſt noch für ſchmerzliche Schläge über Sie gekommen ſind, weiß ich und traure mit Ihnen.

Ich werde durch einen Beſuch gezwungen, zu ſchließen und lege nur noch, als tessera hospitalis [4]), ein Büchlein bei, das Ihnen vielleicht einen langen Winterabend verkürzen kann. Ver-

---

[1]) „Ich ſchaute bereinſt nicht ſelten den Tag,
Daß unſer Lob war in allen den Jungen:
Wo uns ein Land nur zu ferne nicht lag,
Begehrt es Frieden, ſonſt war es bezwungen.
Wie, mächtiger Gott, ward Ruhm da errungen!
Da rieten die Alten und thaten die Jungen.“
(K. L. Weiſſes Ueberſetzung [1852] S. 126.)

[2]) „Die Namen ſind noch geblieben, die alte Tugend iſt geſchwunden.“

[3]) S. Brief Nr. 602.

[4]) „Marke oder Wahrzeichen der Gaſtfreundſchaft“, an der ſich die Gaſtfreunde im Altertum erkannten.

König Ludwig I. von Bayern.

geſſen Sie nicht, an Ihre liebe Frau die herzlichſten Grüße zu entrichten, von uns allen, ſo auch der beſcheidenſten aller Schweſtern. Wir vier dahier haben nur Ein Herz, wenn's aufs Lieben ankommt.

Künftigen Frühling, wenn ich noch da bin, ſollten Sie auf einige Wochen alle drei zu uns kommen und ſich mit uns des neuen Auflebens der Schöpfung freuen. Antworten Sie mir nicht, wenn es Ihnen Mühe macht, ich weiß ja, daß Sie mir wohl wollen . . .

Joſeph von Laßberg[1]).

---

681. König Ludwig von Bayern an J. K.

München, den 3. Februar 1851.

Als ich geſtern Ihren Freund Breslau beſuchte, der wegen gichtiſchem Uebel noch immer das Zimmer hüten muß (jedoch beſſert ſich's täglich, aber ſehr langſam), erfuhr ich, dasſelbe hätte ihn abgehalten, meinem Wunſche gemäß Ihnen auszudrücken die durch Ihren am Schluſſe des Jahres mir geſchriebenen Brief, dieſen innigen des ſo innigen, gemütlichen Juſtinus Kerner, den man gern haben muß, wenn man ihn kennt, erwieſene Freude. Die Erinnerung an jene Tage in Aſchaffenburg, wo mir dieſes zu teil wurde, iſt mir unvergeßlich. Ich gebe mir das Vergnügen, Ihnen eine Lithographie meines Bildniſſes, des ähnlichſten, zu ſchicken, was mit dieſem Briefe, oder hoffentlich doch bald nachher, in Ihre Hand gelangen wird.

Breslau, deſſen Herz Ihre Freundſchaft erwidert, hatte gerade Ihren vor wenigen Tagen an ihn gerichteten Brief empfangen. Er iſt der Arzt, auf welchen ich das größte Vertrauen habe. Möchten Sie ſich einer guten Geſundheit erfreuen, insbeſondere möchte es mit Ihren Augen beſſer gehen, dieſes wünſcht der

Sie zu ſchätzen wiſſende

Ludwig.

Auch die Königin, meine treffliche Thereſe, hält viel auf Sie.

---

[1]) Die Briefe Nr. 679 und 680 gehören zuſammen; ſie wurden irrtümlicherweiſe getrennt.

682. Prinz Adalbert an J. K.

München, am 22. Februar 1851.

Ungemein erfreute mich die hoffnungsvolle Nachricht in Ihrem letzten werten Schreiben, Sie bald hier zu sehen. Auch ich habe eine wahre Sehnsucht darnach. Leider treffen Sie Ihren großen und würdigen Freund, den Geheimen Rat v. Breslau, nicht mehr unter den Lebenden, und Sie können daher nur mehr der Asche dieses berühmten Mannes, dessen Geist mit dem Ihrigen fortwährend so innig durch die Bande der Freundschaft verbunden war, an seinem Grabe eine Thräne stiller Wehmut weihen.

Auch ich verlor an ihm einen mir treu ergebenen ausgezeichneten Arzt, der mir einst in zarter Kindheit das Leben rettete.

Sein Hintritt ... war ein doppelter Schlag, sowohl für die medizinischen Wissenschaften als auch für die leidende Menschheit.

Immer bin leider auch ich noch in großer innerer Aufregung, da mein Geschick fortwährend unentschieden ist und viele Hindernisse sich mir entgegentürmen. Und da Herr Vogt, dieser gottesfürchtige und vortreffliche Mann, auch krank darniederliegt, so ist mir jeder geistige Trost versagt. Es würde mir daher zu großer Beruhigung gereichen, könnten Sie die Seherin, deren Schauen ich für kein unrechtes halte, indem sie es angeboren hat und selbst über meinem Haupte einen glänzenden Stern sah, was Herrn Vogt große Achtung eingeflößt hat, noch einmal zu sich bescheiden und ihr folgende Fragen vorlegen:

1) Wann werde ich von hier fortkommen?

2) Kann ich König werden, ohne meinen Glauben zu verlassen?

3) Bin ich der Mann, der in einer Prophezeiung der Griechen bezeichnet ist, die vor 120 Jahren geschrieben worden sein soll und worin es heißt, ein blonder König würde βασιλεὺς καὶ αὐτοκράτωρ[1]) werden und die Griechen nach Konstantinopel führen?

---

[1]) „König und Kleinherrscher".

4) Bis wann werde ich mich vermählen, und wie lange wird König Otto noch regieren?

Könnten Sie ihr begreiflich machen durch Zureden, daß ihr Schauen nicht für jedermann gehöre und sie sich für niemand andern als für Sie und unter Ihrer Leitung auch für andre herbeilassen möge, damit die Geistlichkeit ihr keine neuen Unannehmlichkeiten mehr bereiten könne . . .

Adalbert.

---

68. König Ludwig an J. K.

München, den 27. Februar 1851.

Am 11. hatte ich Ihren früheren Brief bekommen mit dem schönen Gedicht, das ich mit Freude las; wollte Ihnen meinen Dank ausdrücken, als der Tod den traf, durch den so viele! viele! vor ihm bewahrt wurden. Um die Zeit des ersten Schmerzes verübergehen zu lassen, verschob ich, Ihnen zu schreiben, nun auch Ihren Brief vom 22. empfangen habend. Verloren Sie einen Jugendfreund (und dieser Verlust wird nicht ersetzt), so verlor ich den Arzt, auf welchen ich das größte Vertrauen hatte. Nicht nur ein vorzüglich ausgezeichneter, sondern auch welch sorgsamer, teilnehmender Arzt war Breslau! Besitzen Sie einen Abguß seines in neuerer Zeit (vielleicht erst im letzten Jahre) von Halbig verfertigten sprechenden Brustbilds? Lassen Sie mich es wissen, denn im Fall, daß Sie keines hätten, nehme ich mir vor, Ihnen eines zu schicken. Justinus Kerner und Breslau waren innige Freunde. Daß Sie diesen Schmerz erleben müssen! Doch ergeben sollen wir uns Gottes Fügung unterwerfen. Ihr christliches Gemüt wird Beruhigung darin finden, daß unser Schöpfer es so gewollt. Der ich im nahenden Frühling nach Italien zu reisen gedenke, hatte vorgehabt, Breslau mitzunehmen, durch welche Reise ich bereits einen Arzt geheilt hatte, mir er selber versicherte. Auf Erden auch werden Sie fortleben und Er lebt fort in dankbaren Herzen.

Der Sie recht schätzende

Ludwig.

Meine Königin bezeugt Ihnen innigste Teilnahme.

---

684. Sophie Schwab an J. K.

März 1851.

Hier sende ich Dir ein Bild, das Dich gewiß auch erfreuen wird. Ist es nicht wie ein Wunder, daß zu Lebzeiten meines lieben Mannes es keinem Künstler gelang, sein Bild befriedigend wiederzugeben, und nun nach seinem Tode gelingt es einem, der ihn nie gesehen hat[1]) . . .

Sophie Schwab.

---

685. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

München, am 8. Mai 1851.

. . . Wie es nun allen Anschein hat, wird mich nach den letzten Verhandlungen und Stipulationen mit König Otto mein Schicksal . . . bald nach Griechenland führen. Schmerzlich fällt es mir, von so vielen Teuren Abschied nehmen zu müssen. Jedoch erhebt mich der Gedanke, vielleicht ein Werkzeug der Fügungen Gottes zu werden. Eigentümlich stimmen fast alle Aussagen von Freund und Feind in Betreff meiner kühnsten Hoffnungen überein, als griechischer Herrscher das erlöschende Licht des Halbmondes aus Europa gänzlich zu vertreiben und den alten Kaiserthron der Byzantiner, vom Glanze des Christentums umstrahlt, wie einen Phönix aus der Asche erstehen zu sehen. Denn selbst die Türken haben eine Weissagung, die den Sturz des Islams in Europa in den Zeitraum zwischen 1850 und 60 fallen läßt. Da nun die Aussagen der Seherin sowohl als des Herrn Vogt merkwürdigerweise in den hauptsächlichsten Punkten zusammentreffen, so wäre es interessant, in Bezug auf die geheimen Wissenschaften zu erforschen, wie viel Wege in denselben sich verfinden, durch die man untrüglich die Wahrheit ergründen könnte. Daß die Sterne Einfluß auf die Menschen haben, scheint mir, abgesehen von den Beweisen, die mir geliefert wurden, sehr glaubwürdig. Denn die gewaltigen Einwirkungen auch nur des

---

[1]) Das Bild wurde von Lithograph Pfann in Stuttgart, wahrscheinlich nach einer Gipsmaske, gezeichnet und lithographiert. (Mitteilung von Schwabs Nachkommen.)

Mondes als bloßen Trabanten auf unsere Erde und deren Bewohner sind doch unleugbar. Warum sollten nun nicht noch weit größere Weltkörper, je nach ihren Konstellationen, auch größere Einflüsse ausüben? Manch interessante Aufschlüsse darüber könnten Sie vielleicht durch Befragung der Seherin erhalten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, sollte mich das Schicksal in den Orient, die Wiege der Kabbala und der eleusinischen Geheimnisse, führen, den Schlüssel zu den heiligen Mysterien zu finden und hell in dem zu schauen, was mit ewiger Nacht bisher die Blicke der Menschen umhüllte! Für den gewöhnlichen Menschen hielte ich es für ein vergebliches Streben, das Bild von Sais zu entschleiern[1]; jedoch für den Mann, der zu Großem berufen wäre, könnte es bloß zum Troste und zur freudigen Begeisterung seiner Seele gereichen, wenn höhere Anschauungsweise ihn erleuchtete und ihn in seinen Unternehmungen stärkte. Denn sind jemals für mich Hoffnungen vorhanden, einstens den griechischen Thron zu besteigen und dauernd mich darauf zu erhalten, so kann dieses bloß durch meinen Uebertritt zur orientalischen Kirche geschehen. Wie schwer solch ein Schritt jedem, der an seiner Kirche hängt, fallen muß, bedarf wohl keiner Erwähnung. Darum könnte auch bloß die Hoffnung, die orientalische mit der abendländischen Kirche zu vereinigen, mich da beruhigen, obwohl der Glaube, nach dem Ausspruch der Sorbonne, einer und derselbe ist ...

Teilweise glaube ich mich dazu berufen, da, als dem letzten meines Hauses, den griechischen Thron für dasselbe zu retten, einzig und allein auf mir beruhend, mir in der Hand lag. Arg wurde ich im Anfange von meinen beiden königlichen Brüdern, wie Vogt voraussagte, daß ich gleichsam gezwungen werde zur Annahme höherer Würde, getrieben, bis zuletzt, nachdem ich meine Zustimmung gegeben, König Otto im dunklen Ahnungsgefühle, daß ich vielleicht zu frühe sein Nachfolger würde, eine Abneigung gegen mich zu fassen schien. Wie schmerzlich es mir daher fallen muß, meinem eigenen Bruder nachteilig im Wege

[1]) Vgl. Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais".

zu ſtehen, braucht kaum einer Erwähnung. Daher mein beſtändiges Seufzen nach höherer Erleuchtung über meinen Beruf, daher auch meine fortwährende qualvolle Unruhe. Sie würden mich darum auch unendlich verbinden, wollten Sie die Seherin fragen, ob es Gottes Wille ſei, daß ich König oder auch Kaiſer der Griechen werde ...

Adalbert.

---

686. Amalie Schoppe an J. K.

Hamburg, den 11. Juni 1851.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, ſchwimmt Deine alte Freundin bereits auf dem weiten Ozean dem freien Amerika zu, wo ſie den geliebten einzigen Sohn und ſeine Liebe, ſowie das Maß politiſcher Freiheit finden wird, die ein Bedürfnis ihrer Seele ſind. Es duldet mich nicht länger in dem verwitterten und verfaulten Europa, und mit den letzten Atemzügen will ich die Freiheit in mich einſaugen, für die ich lebte, ſtrebte und litt. Mein Alphons iſt in New-York etablirt, und es geht ihm ſo gut, daß er mich in jedem Briefe bittet, zu ihm zu kommen und ſein beſcheidenes Los zu teilen.

Ich habe keine Zeit mehr, allen Freunden noch vor meiner Abreiſe zu ſchreiben, da dieſe durch die dringenden Bitten meines Kindes ſehr beſchleunigt worden iſt. Wolle Du demnach allen, die freundlich in Deinem Kreis meiner gedenken, meine Abſchiedsgrüße mitteilen und ihnen zugleich ſagen, daß mein Herz nicht aufhören wird, ſie zu lieben, ihrer in gewohnter Treue zu gedenken. Sobald ich Zeit haben werde, ſchreibe ich auch und gebe Mittel und Wege an, auch Nachrichten von Euch zu mir gelangen zu laſſen.

Wenn Cotta es wünſchen ſollte, werde ich die Korreſpondenz für das „Morgenblatt“ in New-York fortſetzen; dann werde ich auch Dir von Zeit zu Zeit ein Blättlein beilegen.

Küß das teure Rickele, die Kinder, Marie und die Enkel von mir und ſage ihnen, daß mein beſter Segen mit Euch allen iſt. Der Emma Niendorf zeige meine Abreiſe auch gütigſt an und beſtelle ihr meine liebevollen Grüße ...

Amalie.

---

687. König Ludwig an J. K.

Leopoldskron vor Salzburg, den 2. Sept. 1851.

Für Ihren aus dem Herzen kommenden Glückwunsch (und was aus Dr. Justinus Kerners seinem kommt ist gut) meinen innigen Dank. Die Freude, die Sie mir am 3. April über Ihres verewigten Freundes Brustbild ausgedrückt, freute mich[1]). Auch mir ist Breslau unvergeßlich, in ihn hatte ich mein ärztliches Vertrauen gesetzt, und ihn nicht mehr in München zu finden, wird Sie schmerzen, wo, wenn Sie Ihr Vorhaben zu kommen ausführen, ich mündlich wiederholt aussprechen werde, wie sehr ich Sie schätze. Nebst Palermo ist Salzburgs Lage die schönste, die ich kenne, aber wie Tantalus bin ich, seit dem 23. August hier, kaum die ersten Tage anmutig, nun schon ununterbrochen der siebente häßliche. Am 1. Oktober nach München zurückzukehren hat vor

Ihr Ihnen recht gewogener

Ludwig.

---

688. J. K. an Frau v. Sudow.

Weinsberg, 14. Sept. 1851.

Dein liebes Brieflein kam und die Maultrommeln. Von diesen fand ich doch zwei brauchbar. Die kleinen sind unter aller Kritik schlecht.

Passavants[2]) gingen kürzlich. Wir begleiteten sie bis nach Wimpfen, und ich lege Dir hier Epheu aus dem schönen Kreuzgange bei.

Schreibe doch bald!

Dein

Kerner.

---

689. J. K. an Theobald Kerner.

Weinsberg, 1851.

... Mit dem Tischklopfen ist es doch gar zu toll. Ein kleines Mädchen von S. in H. kann die Tische gut drehen, und

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 683.

[2]) Dr. J. C. Passavant war Arzt in Frankfurt a. M.

da ſagte ich letzthin zu ihr: Sie ſolle den Tiſch auch fragen, wer in ihm klopfe. Da gab es an (horribile dictu!! [Schauerlich zu ſagen]): „Daktius, Patriarch in Bonn, im eilften Jahrhundert.“ Haſt Du noch einen Verwandten dort? Antwort: „Ja!“ Wer? Antwort: „Arras, Juſtizbrigadier.“ Nun bitt' ich Dich um Gottes Willen, welche Tollheit!

Merkwürdig iſt, daß der Tiſch eilf, alt, nicht elf, wie man jetzt und wie das Mädchen gelernt iſt, klopft.

Wie ſolches entſteht, iſt immer noch ein Rätſel, aber die Thatſache iſt wahr und für die Seelenlehre von höchſtem Intereſſe. Es iſt eine Erſcheinung zum Tollwerden . . .

Gott ſei mit Euch!

Euer

Vater.

---

690. Graf Pocci an J. K.

1852.

An Juſtinus Kerner.

Wer mag Dich wohl verſtehen,
Mit Deinem tiefen Schmerz? —
Nur wenige von allen —
Ein gleichgeſtimmtes Herz.

Sie leſen Deine Lieder —
Gott weiß! wem eins gefallt! —
Sie hören nicht der Vögel
Geſang im Frühlingswald.

Ich habe Dich verſtanden,
Du weißt: ich liebe Dich! —
Die gleichgeſtimmten Seelen
Wie ſchnell verſtehn ſie ſich!

Wir halten zu den Geiſtern,
Ihr Gruß iſt uns bekannt;
Uns trägt ein kleines Schifflein
Ins wunderbare Land.

In jenes Land da oben,
Das uns vereinigt einſt,
Nach dem Du jetzt Dich ſehneſt,
Um das Du ſo oft weinſt.

So laß uns denn erwarten
Den letzten Atemzug,
Mit dem wir einſt verlaſſen
Die Welt im Geiſterflug.

Pocci.

---

691. Graf Reipperg an J. K.

Schwaigern, 9. Jan. 1852.

Lieber Kerner! Uebermorgen gehe ich wieder nach Stuttgart zurück, weil in nächſter Woche unſere Kammerſitzungen leider wieder beginnen. Wenn doch einmal dieſer Unſinn ein Ende nehmen wollte! Denn die Ereigniſſe der letzten Jahre müſſen doch auch dem eingefleiſchteſten Konſtitutionsnarren klar dargethan haben, daß mit ſolchen abſurden Inſtitutionen kein großes und kein kleines Land beſtehen kann, weil eine vernünftige Regierung durch das unberufene Streben ſo vieler, ſelbſt und jeder in ſeiner Art regieren und kommandiren zu wollen, geradezu unmöglich wird ...

Reipperg.

---

692. Eſchenmayer an J. K.

Kirchheim, 13. Jan. 1852.

Innigen Dank für Eure Glückwünſche zu dem angetretenen neuen Jahr. Ich erwidere ſie ebenſo herzlich, beſonders, daß Dein trübes Augenlicht Dich nicht abhalten möge, heiter im Geiſte zu bleiben wie der blinde Pfeffel, der nie aufhörte, ſeine herrlichen Parabeln zu dichten[1]). Für die Grüße von Schubert und Ennemoſer, die Du von Deiner ſchönen Reiſe mir überbringſt, danke ich. Schubert iſt der vielſeitigſte Geiſt, der wenige ſeinesgleichen hat, und Ennemoſer iſt der Heros für

[1]) Der Fabeldichter Pfeffel, 1736—1809, war ſeit 1757 erblindet

den Magnetismus, der ihn in seiner geistigen Seite besser zu erklären versteht als die französischen Charlatane, die ihn mit Hilfe der Lügengeister zuletzt zur Schwarzkunst benützen.

Der Winter ist bis jetzt gut an mir vorübergegangen; denn in meinem Puppenleben können mir die Wetterstürme wenig anhaben. Auch mein Geist verliert seine Schwungfedern, er flattert nur noch, jedoch in einer Region, wo es ihm wohl ist und wo ihn der Weltgeist, der sein Nest auf alle Schlösser, Kirchen, Rathäuser und Eisenbahnen aufgebaut hat, wenig berührt.

Das Jahr 1852 wird ein sehr ernstes werden. Die Erbschaft des französischen Staatsstreichs ist ein saurer Apfel, der jedem, der hineinbeißt, die Zähne stumpf macht. Den ersten Napoleon haben nach hundert Schlachten seine Adler auf die Felsenspitze St. Helena getragen, — wo wird der zweite enden? Vielleicht in einer Karthause. Diese Menschen glauben, sie könnten den lieben Gott zwingen, sich zu ihren Plänen herzugeben. Sie hofiren ihm in allen Zeremonien und Festlichkeiten; aber Gott weiß wohl, daß sie nur sich selbst vergöttern wollen. Darum wird es heißen, wie Christus einst gesagt hat: „Ihr Heuchler, wie wollt ihr dem Zorn Gottes entrinnen?“ Gott läßt wohl solche Menschen einige Zeit mit dem Glück spielen, aber der letzte Wurf liegt in seiner Hand. Ich glaube an keine Ruhe mehr.

Krieg, Pestilenz und teure Zeit,
Die Menschen wohl verdienen heut,
Das mittlere das schlimmste ist,
Weil es die beiden andern frißt.

Mit Krieg fängt es an, die teure Zeit folgt nach, und die Pestilenz macht beiden ein Ende; dann kommt ein Stillstand, eine Frist zur Besinnung und zur Buße. Merke Dir das Jahr 1858, da wird Jerusalem frei werden. Von da an kommt ein Bekehrungseifer, der aber in einen allgemeinen Religionskrieg sich endigt, welcher die Erde verwüstet, und wo zuletzt unter dem Haufen falscher Propheten kein Mensch mehr wissen wird, was und wem er glauben, was und wie er handeln soll. Die Menschen werden die Religionen aus- und anziehen, wie man

die Kleider wechſelt, und keiner wird mit ſeinem Tauſch zufrieden ſein und immer wieder etwas anderes ſuchen und nie finden. In dieſen Wirren verliert das Evangelium gänzlich ſeine Kraft. Zu Ende der ſechziger Jahre wird alsdann Einer aufſtehen, ausgerüſtet mit allen Kräften der Hölle, und ausrufen: „Wo iſt nun euer Gott? Was ſchauet ihr immer vergeblich gen Himmel? Er fällt nicht aus den Wolken herab. Auf der Erde iſt der Gott, der euch glücklich machen kann. Kommet in meinen Schoß.“ — Die Völker glauben ihm, weil er dämoniſche Wunder thut, und beten ihn an als Gott der Erde. Wie es weiter geht, da frage die Offenbarung.

Wir aber wollen ausharren.

Eſchenmayer.

---

693. G. v. Hauenſchild an J. K.

Tſcheidt bei Bauerwitz, Oberſchleſien,
17. Januar 1852.

Wenn Sie böſe auf mich ſind, ſo haben Sie leider ein Recht dazu; denn wenn irgend jemand, ſo durften Sie und die Ihrigen auf Kunde von mir rechnen. Ich muß mir's gefallen laſſen, wenn Sie mich undankbar ſchelten, denn in der That hab' ich Ihnen für Ihre übergroße Freundlichkeit nicht einmal ſo gedankt, als ich's konnte. Werden Sie aber darum nicht an mir irre; hab' ich auch nichts, was mich rechtfertigt, ſo werden Sie, — falls Sie meiner noch freundlich gedenken, — in folgendem doch manch Entſchuldigendes finden . . .

Ich weiß nicht, ob ein Cyklus von Reiſeſkizzen, den ich im „Deutſchen Muſeum“[1]) begonnen habe, ſeinen Weg zu Ihnen gefunden hat . . . Ich vergeſſe die zwei Tage in Weinsberg nie, niemals Ihre herzliche Gaſtfreundſchaft, auf die ich ſtolz bin, und die ich leider wohl niemals in meinem Norden werde erwidern können. Die Abſchiedsworte Ihrer hochverehrten Gattin läuteten öfter in unſeren Ohren, als mein Schweigen Ihnen

[1]) Herausgegeben von Robert Prutz und Wolfſohn. I. Jahrgang 1851 (Oktober bis Dezember), S. 127 ff.: „Aus meiner Reiſemappe“.

zeigt. „Lasset auch wieder von Euch hören!“ sagte sie. Wenn Sie ihr unsere herzlichsten Grüße melden, sagen Sie ihr auch unsere Bitte: sie möge verzeihen, daß ich dem Geheiß erst jetzt nachkomme.

Wir alle hier hängen sehr an Ihnen. Ich habe in meiner Stube außer meiner Frau und meinem Vater kein anderes Porträt als Ihr und Dantes Reliefbild.

Gearbeitet hab' ich die Zeit über wohl viel, aber nur wenig vollendet. Meine „Cordula“ [1]) lege ich Ihnen bei. Ich habe einige Hoffnung, daß Ihnen das Gedicht nicht mißfallen wird ... Eine neue Arbeit, aus drei Büchern Abenteuer bestehend, wird „Eine Hexe“ [2]) heißen. Die Fabel ist ziemlich wild bewegt, endet aber nicht mit einer Dissonanz, sondern harmonisch versöhnt. Meine Romantik wird indes doch nicht ganz die traditionelle sein, so wenig, als man dies einem Gedichte von Byron nachsagen kann ...

Vorher aber erscheint von mir ein fünfbändiges Stück Spezialgeschichte des Mittelalters, und zwar der Troubadourzeit. Ich gebe es in Form eines Romanes, kann aber versichern, daß mein „Aimery, der Jongleur“ [3]), die Frucht langjähriger historischer Quellenstudien ist. Auch sind die darin enthaltenen Lieder, mit wenigen Ausnahmen, treue Uebersetzungen von Originalliedern der Troubadours. Ich füge in einem Anhange die Citate aus den Quellen an, die meine Schilderungen von Sitten und Thatsachen als historisch treu erhärten. Ich arbeite lang und mit Liebe an dem Werke und meine, dem Leser diesmal nicht bloß ein „interessantes“ Buch und eine spannende Fabel, sondern ein nützliches historisches Bild zu geben ...

Auch an Uhland hätt' ich gern ein Exemplar gesandt, aber Sie sagten ja, er mag keine Verse ...

G. v. Hauenschild.

---

[1]) „Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied.“

[2]) Das Werk scheint wie auch anderes nicht vollendet worden zu sein.

[3]) Dieser Roman ist ebenso, wie Hauenschilds „Geschichte der Troubadours und ihres Zeitalters“, unvollendet geblieben. (S. Allg. Deutsche Biographie unter Spiller v. Hauenschild.)

694. Freiherr von der Tann an J. K.

München, im Januar 1852

An

Herrn Dr. Juſtinus Kerner.

Ich denke ſtets mit inniger Freude
Der Stunde, die mir war vergönnt,
Zu weilen an des Mannes Seite,
Den längſt mein Geiſt und Herz erkennt.
Mir war vergönnt, den Mann zu ſchauen,
Der mit der Forſchung ſicherm Schritt
Das Reich der Geiſter ohne Grauen
Und ohne Vorwitz kühn betritt.
Der jenes dunkle Wort ergründet,
Das ſich uns nur im Spiegel beut,
Und der dem Zweifler ſiegreich kündet
Vergeltung und Unſterblichkeit.
Ich folgte Dir ins Reich der Geiſter,
An deinem Munde hing mein Ohr,
Als Schüler ſtand ich vor dem Meiſter,
Drum trat ich nicht zu Dir hervor.
Wir beide glühn in Kampf und Frieden
Für das, was wir als wahr erkannt —
Nur unſre Waffen ſind verſchieden —
Drum drück' ich freudig Deine Hand.

Freiherr von der Tann,
Oberſt und Flügeladjutant.

695. Ennemoſer an J. K.

München, 2. März 1852.

Ich habe mein Buch jetzt fertig über die Mesmeriſche Praxis[1]), darin hab' ich jedermann das ABC gelehrt, wenn man nur die Augen aufthun will, wonach meiſt mit leichter Mühe und in kurzer Zeit die läſtigſten Uebel beſeitigt werden können; es wird zwar auch nicht viel helfen; denn der alte

[1]) Vgl. Brief Nr. 678.

Schlendrian, der „mundus vult decipi“ [1]), verſchluckt lieber Biſſen, Pulver und Mixturen, oder läßt ſich von Charlatans-Doktoren zu deutſch, und von Waſſerkünſtlern mißhandeln, oder von Hahnemannianern foppen. Iſt das nicht eine luſtige Welt? Bleib uns doch noch eine Weile darin, um ihr Elend zu beſingen, aber ſinge mir dann auch einmal ein Lied von der Macht der Hand, die uns von Gott nur zum Segnen und Wohlthun gegeben iſt.

Ich gewöhne mich, mich mit meinem eigenen Geiſte zu unterhalten, oder mit den Toten der Vergangenheit zu ſprechen und für Zukünftige zu arbeiten, zuweilen dann mich eine Zeitlang in die Berge und Einöden zurückzuziehen, um mich wieder an Leib und Seele zu kräftigen. So hoffe ich künftigen Sommer wieder mit meiner kleinen Familie nach Tegernſee zu gehen, um dort die vaterländiſche Alpenluft zu atmen und den Sauerteig des erbärmlichen Städtelebens von ſich zu laſſen . . .

Ennemoſer.

---

696. Prinzeſſin Marie an J. K.

Stuttgart, 20. März 1852.

. . . Daß Sie bei dem kalten Wind und dem endloſen Winter viel zu leiden haben, beklage ich aufrichtig. Wem ſchadet er nicht! Wenn auch ſonſt die inneren Zuſtände unſeres ſchönen Württembergs nicht ſo tief traurig wären, wen ſtimmte dieſer ſtrenge Fortſchlaf der Natur nicht wehmütig? Auch ich erinnere mich ſo milder, herrlicher Märztage in den Kinderjahren! Ja viel ſpäter, noch vor wenigen Jahren, war es um dieſe Zeit ſo warm. Jetzt aber zürnt der Himmel über all dem Wahnſinn der böſen, von ihm abgefallenen Welt. So viel auch geſchieht, ſo iſt das Grundübel immer der Hochmut, der den Mangel des Glaubens erzeugt, und den Gedanken, daß man erhalten werden muß, ohne zu arbeiten. Dies die Theorie aller liberalen Volksbeglücker in der Kammer u. ſ. w.

---

[1]) „Die Welt will betrogen werden.“

Gott mit Ihnen, lieber Kerner! Grüßen Sie Ihr Rickele und ſuchen Sie ſtark zu bleiben, heiter auch in dieſer ernſten Zeit: dazu helfe Ihnen Ihr frommer Glaube!

Mein Mann grüßt Sie vielmals.

Marie.

697. Graf Pocci an J. K.

München, 23. März 1852.

Ich danke Ihnen ſehr herzlich für die freundliche Sendung des ruſſiſchen Märleins[1]) — vor allem aber für Ihren lieben Brief. Das Märchen finde ich gar zu märchenhaft, eine Reihe phantaſtiſcher, zum Teil bekannter Bilder ohne beſondere Motivirung; namentlich ſpielt der menſchenfreundliche Wolf eine kurioſe Rolle, eine Art Deus ex machina[2]). — Kein Menſch weiß warum. Ihr einleitendes Gedicht iſt das beſte am ganzen Buche. —

Mit Herzensſchmerzen las ich aus Ihrem Briefe, daß Sie noch ins Zimmer gebannt ſind; der Frühling wird Ihnen das Thor öffnen! Sie nennen ſich immer „elend" — und ſind ſo reich an innerem Leben. Was iſt alles andere gegen dieſen Schatz, den man nicht mit Gold erkaufen kann! Ihr reizbares Nervenſyſtem macht Sie körperliches Ungemach doppelt fühlen. Mir geht es auch ſo; wenn ich unwohl bin, da mein' ich immer, kein Menſch wäre ſchlechter dran als ich. Gottlob aber — jetzt ſind wir alle geſund. — Den Geibel habe ich nicht geſehen, er war nur einige Tage hier. Er hat, glaube ich, in ein paar Geſellſchaften, wohin ich nicht geladen war, vorgeleſen. Ich geſtehe Ihnen offen, daß ich ſolche Leute immer lieber leſe als kennen lerne. Ich habe eine Art Antipathie gegen das moderne Dichtertum. Wenn aber Geibel ſo iſt, wie er ſchreibt,

[1]) Märchen von Iwan Zarewitſch und dem grauen Wolf, von dem ruſſiſchen Dichter Joukowsky; mit Vorrede von Kerner. Stuttgart 1852. S. Kerners Gedicht in den „Winterblüten" S. 38: „Ueber das von mir herausgegebene Märchen, betitelt ‚Der graue Wolf' von dem ruſſiſchen Dichter Joukowsky geſchrieben."

[2]) „Ein Gott aus der Maſchine", d. h. ein durch Maſchinenwerk plötzlich auf dem Theater erſcheinender und die Verwicklung löſender Gott.

ſo muß er allerdings ein edles Naturell haben! Wenn er einmal hier anſäſſig iſt, denke ich wohl, daß ich ihn kennen lerne. Ihr ſchönes Gedicht an Bruckmann[1]) werde ich gelegentlich an Wagner expediren . . .

Ihr treffliches Eiſenbahngedicht[1]) hat mir Kobell, der Sie herzlich grüßt, mitgeteilt. — Ich habe nun ſeit geraumer Zeit nur Holzblöcke um mich herum liegen, da ich ein großes Bilderbuch für Kinder[2]) gedichtet und auf Holz gezeichnet, und nun wieder Kinderlieder zu illuſtriren habe. Für Mayer in Leipzig. Die Arbeit geht mir nicht aus, wenn mir nur nicht einmal die Gedanken ausgehen! . . .

Hier ſchicke ich Ihnen ein paar Kleckſographien; in meinem Buche habe ich ſchon ſehr ſchöne Kerls eingeklebt, die ich wirklich beinahe ſelbſt fürchte. Wenn das, was der Zufall aufs Papier kleckſt, irgendwo wirklich lebt und webt, ſo müßte ich mich vor der Geſellſchaft bedanken. Was aber da iſt — das iſt da! Was ſoll's mit dieſen Bildern? Machen Sie mir einen Reim darauf — Geiſterſeher! Wie gerne wäre ich oft und lang bei Ihnen! Wenn mir kein Strich durch die Rechnung gemacht wird, ſo werde ich im Frühſommer mit ein paar Freunden den Grafen Wilhelm auf dem Lichtenſtein beſuchen. Daß ich dann auch zu Ihnen komme, verſteht ſich von ſelbſt . . .

Pocci.

---

698. X. v. Sydow, preußiſcher Geſandter, an J. K.

Baden-Baden, 25. April 1852.

Als ich Ihre letzten gütigen Zeilen erhielt, beſorgte ich noch nicht, daß die gemeinſchaftliche Trauer, auf welche Dr. Schrauder Sie durch Ihres Herrn Sohnes Dazwiſchenkunft vorbereitet hat, uns ſo nahe wäre, wenngleich unſers teuren Freundes Geſundheitszuſtand mir nicht unbeſorglich war. Aber gottlob! ich kann mit

---

[1]) „Für Peter Bruckmanns Arbeiter" und „Im Eiſenbahnhofe" („letzter Blütenſtrauß").

[2]) S. Brief Nr. 709.

der Trauerkunde Ihnen auch frohe Botschaft bringen. Joukowsky[1]) ist gestern früh heimgegangen als ein Sieger über den Tod, als ein getrost und froh aus der Pilgerschaft ins Vaterhaus zurückkehrender Sohn. Des war sein Sterbebett ein vollgiltig glänzend Zeugnis. Jedes Wort, das er gesprochen, gib einen Beleg dafür. Jeder von uns, die wir ihn sehen und hören durften, hat es wahrgenommen — ich denke, Tröstlicheres ist nicht möglich, dem Freunde zu sagen, der, wie Sie, den Heimgegangenen von ganzer Seele liebte, und der ihn nicht zurück wünschen möchte in das kampfesvolle Erdenleben, sondern ihm von Herzen gönnt, schon frei zu sein von Leid und Geschrei, frei von dem Drucke des Leibes, ungestört im Anschauen Gottes. Es ist der lieben Witwe, die in ihrem Schmerze sich doch auch der Seligkeit des teuren Vorangegangenen zu freuen vermag, wie meiner lieben Frau und mir ein rechtes Anliegen, recht bald zu vernehmen, daß Gott der Herr es Ihnen ebenfalls gegeben, so in milder Trauer des spät erworbenen, und nur während weniger Monde hienieden besessenen und doch für die Ewigkeit Ihnen angehörigen Freundes zu gedenken.

Er war, bis zum letzten, etwa zwölf oder vierzehn Stunden umfassenden Schlafe, aus dem er nicht wieder erwachte, ganz, auch in allen Einzelnheiten des Kampfes und Sieges, wohl eigentlich er selbst, so daß sein seliger Tod sich darstellte wie die abfallende reife Frucht seines Lebens und Wesens . . .

R. v. Sydow.

699. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 29. April 1852.

Dingelstedt! Das ist eine fatale Geschichte mit ihm! Die Herren werden eben gleich übermütig, geht es ihnen zu vornehm. Doch schreibt man mir aus München (Kobell[2]), es werde nicht von so schlimmen Folgen für ihn sein, wie seine Feinde wünschen.

[1]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

[2]) Der Brief fehlt.

Der gute Prinz Adalbert ließ in München ein Dutzend Photographien von mir machen und gab mir eine davon. Sie sind aber ganz abscheulich. Das ärgerte mich, woraus ich sah, daß ich eben auch eitel bin.

Ich erhalte soeben die betrübende Nachricht vom Tode eines mir sehr teuer gewesenen Freundes, dem alten russischen Dichter Joukowsky[1]) in Baden-Baden, der dem Gustav [Schwab] auch sehr lieb und merkwürdig gewesen war. Wieder ein Riß in mein wundes Herz!

Sei getrost im Gottvertrauen! Ich will Dir hieher schreiben, was mir kürzlich beifiel. Ich überschrieb es:

Der Balsam des wunden Herzens.

Jüngst hub ich an, mein altes Herz
In einer Nacht im Traum zu fragen:
„Bist du von Stein, bist du von Erz,
Daß du so lang und schwer kannst tragen?"

„Und wär' ich Erz und wär' ich Stein,"
Antwortete das Herz, das alte,
„Dennoch hätt' längst in mich hinein
Der Gram gerissen eine Spalte."

Ich frug: „Was hat erhalten dich?"
Da sprach's: „Nur das, kannst darauf bauen!
Daß mit dem Blute immer mich
Durchfloß der Balsam Gottvertrauen." [2])

Nun lebe wohl! Wenn wir uns wiedersehen, weiß Gott! Gott sei mit Euch allen!

Innigst

Dein Kerner.

---

700. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

München, den 3. des Wonnemonats 1852.

Empfangen Sie meinen besten Dank, wenn auch spät, doch nicht minder herzlich für Ihren lieben Brief und das allerliebste

---

[1]) Vgl. die beiden vorausgehenden Briefe.

[2]) Zuerst im „letzten Blütenstrauß" erschienen.

Gedicht der ſlaviſchen Muſe[1]). Sehr intereſſant für den Dichter und Hiſtoriker ſind der Rapport zwiſchen der nordiſchen Mythologie mit der ruſſiſchen, ja ſelbſt morgenländiſche Anklänge, z. B. „das Roß Goldmähne“, fand ich in dieſem deliciöſen Gedichte. Welche heitere Laune, welche Friſche und welche farbenreichen Bilder mit origineller Ungebundenheit treten uns nicht aus demſelben entgegen! Wie gerne möchte auch ich jenes berühmte Zauberroß beſteigen, um mich, dem irdiſchen, tötenden Einerlei für Augenblicke entrückt, in jene lachenden Gefilde, vom geiſtvollen Dichter geführt, zu ſchwingen.

Kürzlich ſah ich Herrn Kinzelbach hier, der mich ungemein intereſſirte. Mit Freude lernte ich durch ihn die mir inwohnende bedeutende magnetiſche Kraft kennen, welche mir bis jetzt eine terra incognita[2]) war. Eben durch dieſe Kraft erklärt ſich auch die große Sympathie unſeres Nervengeiſtes, welche uns vom erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an, obwohl wir an Jahren ſo verſchieden ſind, aufs innigſte verband, denn im Reiche der Geiſter altert man nicht. Sie würden mich ſehr glücklich machen, wollten Sie, beſter Freund, mir in nuce eine kleine Abhandlung über den tieriſchen Magnetismus und deſſen Rapport zur Pſychologie mitteilen, und welche Art magnetiſcher Kraft mir wohl verliehen ſein möchte, da durch meine magnetiſchen Striche, von oben nach unten geführt, z. B. bei einem Mädchen heftige Beklemmungen der Bruſt entſtanden, ſo zwar, daß ſie ſich nicht mehr vom Stuhl erheben konnte, ſondern erſchöpft, nach vergeblichen Verſuchen, in denſelben zurückſank . . .

Adalbert.

---

701. Der Eßlinger Liederkranz an J. K.

Eßlingen, 21. Mai 1852.

Geehrter Herr und Freund!

Der Eßlinger Liederkranz, um ſeinem jüngſt gefeierten Jubelfeſte eine höhere Weihe zu geben, erlaubt ſich, einem

[1]) Gemeint iſt das Märchen vom grauen Wolf; ſ. Brief Nr. 697.
[2]) „Ein unbekanntes Gebiet“.

Dichter, auf welchen Schwaben ſtolz iſt, und deſſen Lieder längſt im Munde des Volkes leben, das Diplom als Ehrenmitglied zu überſenden und bittet um freundliche Aufnahme desſelben.

Im Namen und Auftrag des
Eßlinger Liederkranzes
Dr. Karl Pfaff.

---

702. Fr. v. Kobell an J. K.

München, 20. Juni 1852.

Hier ſchicke ich Ihnen wieder boariſche Gedichtle und Geſchichtle und wünſche, daß Sie Ihnen einige Unterhaltung gewähren mögen. Es muß jetzt recht ſchön ſein in Weinsberg, und wird dort in Ihrem Garten wieder manche poetiſche Blume blühen und manche Romanze aus den Trümmern der Burg herauswachſen, wie der Epheu, der auch die alten Mauern liebt und ſie verſchönert. Ich habe hier nun anderes zu thun, Steine zu unterſuchen, Gaſe einzuſperren und ins peinliche Verhör zu nehmen, Dampfrechnungen zu machen ꝛc. Es iſt manche Arbeit von Intereſſe dabei, aber luſtiger iſt das Dichten. Haben Sie ſchon die neuen Gedichte von Redwitz[1]) geleſen? Wenn der ſo fortmacht, ſo werden ſeine Lieder bald ſo weich werden, daß man ſie aufs Butterbrod ſtreichen kann, und ſo fromm, daß man davonlaufen möchte. —

Meine Frau und Mädeln laſſen Sie und die Ihrigen ſchönſtens grüßen.

Leben Sie wohl, mit bekannter Hochachtung
Ihr ergebenſter
Kobell.

---

708. J. K. an Frau v. Suckow.

Weinsberg, 9. Juli 1852.

Von Dresden erhalte ich heute einen Brief von einem Fräulein Luiſe von N. Sie teilt mir ihre ſehr ſchönen Gedichte

---

[1]) Der Dichter des „Amaranth", Oskar von Redwitz, ließ 1852 „Gedichte" erſcheinen, unter denen ſich manches ſchwache Produkt findet.

Geehrter Freund!

Hier schicke ich Ihnen wieder bairische Gedichtlein und Geschichtlein und wünsche daß sie Ihnen einige Unterhaltung gewähren mögen. Es muß jetzt recht schön seyn in Steinsberg und wird dort in Ihrem Garten wieder manche gretische Blume blühen und manche Romanze aus den Trümmern der Burg herauswachsen wie der Epheu, der auch die alten Mauern liebt und sie verschönert. Ich habe hier nun Anderes zu thun, Steine zu untersuchen, Gase einzusperren und ins peinliche Verhör zu nehmen, Dampfrechnungen zu machen &c. Es ist manche Arbeit von Interesse dabei, aber lustiger ist das Dichten. Haben Sie schon die neuen Gedichte von Redwitz gelesen? Wenn der so fortmacht,

Brief-Facsimile von Franz v. Kobell nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 702.

So werden seine Länder bald so weich werden, daß man sie aufs Butterbrod streichen kann und so fern, daß man davonlaufen möchte. — Meine Frau und Mädeln lassen Sie u. die Ihrige schönstens grüßen.

Leben Sie wohl, mit bekannter Hochachtung

Ihr

Wurzb. d. 20t Juni 1852.

ergbst Kobell

iſt das Rudolph von Habsburg [1]), was Sie mir ſchickten, wofür insbeſondere ſeinen Dank ausſpricht Ihr Erhaltung und Beſſerung der Sehkraft wünſchender

Ludwig.

---

706. Karl Mayer an J. K.

Tübingen, den 19. September 1852.

Ich hoffe, Du ſeieſt wieder in Deinem traulichen Weinsberg und Dein liebes Rickele bei Dir, die Zeitungen vorleſend und Dir die Beſchwerden des Alters durch ihre raſtloſe Liebe vergütend.

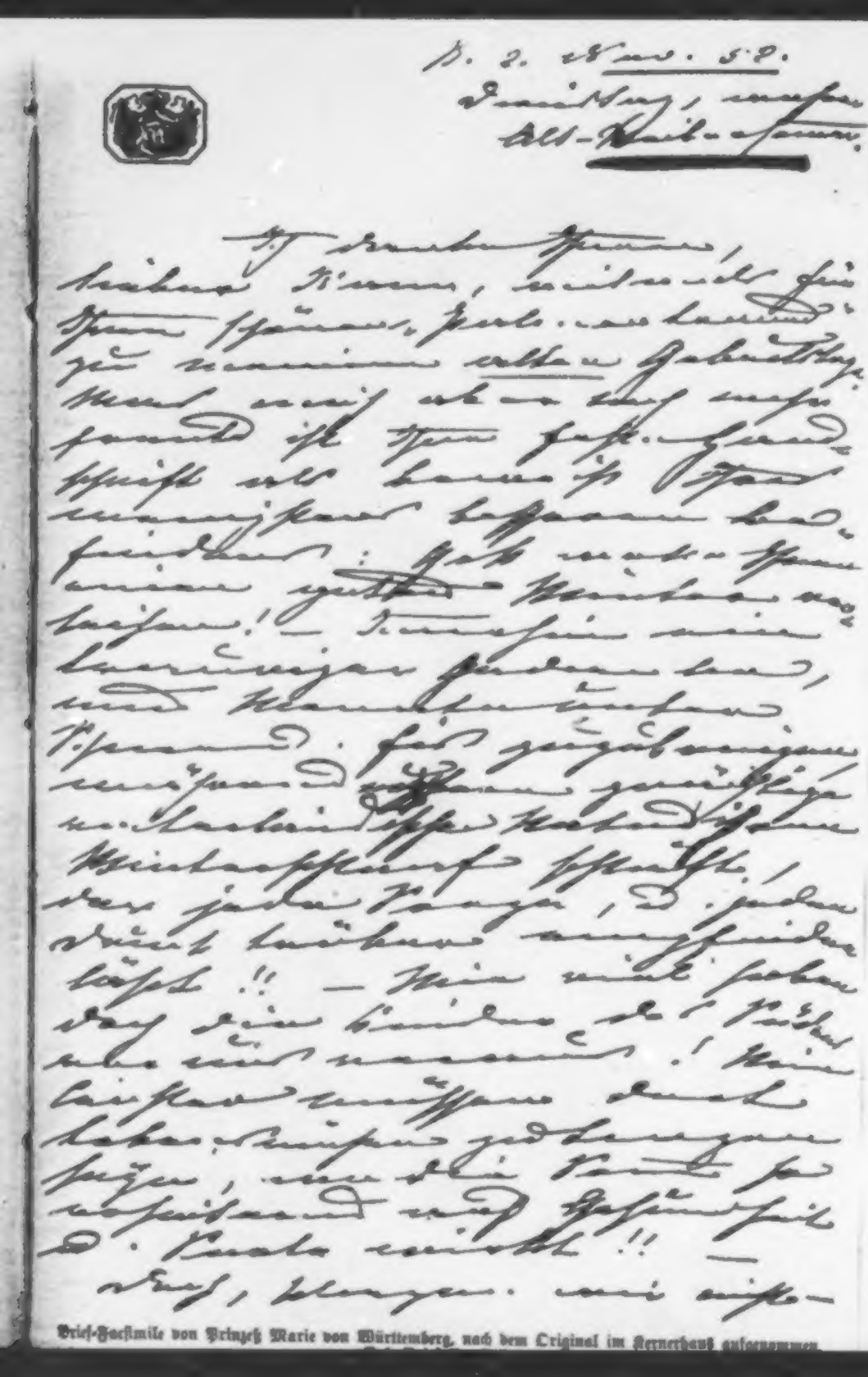
So habe ich Euch dieſen Sommer auf meinem ſchnellen Ausflug nach Weinsberg getroffen und mich eigentlich noch zu entſchuldigen, daß ich ſo unter Euch hineingeſtöbert bin und mich vielleicht mit meinem ungeſtümen Wandergeiſt nicht genug verſetzt habe in Deine Beſchwerden und Leiden, die ich mir jedoch im ſtillen ſehr zu Gemüt genommen habe. Sei nachſichtig und verwiſche den etwa hinterlaſſenen ungünſtigen Eindruck. Du biſt noch ſo friſch als Dichter, daß Du es wohl wirſt verſtehen können, wie ich mir noch als Wanderer eine gewiſſe Friſche erhalten habe. Glaube aber ja nicht, daß ich mich deswegen, gegenüber von Dir, irgend überhebe, wie es nach meinem fahrigen Weſen hätte ſcheinen können. Wie ich mich immer vor Deinem Geiſt gebeugt habe, ſo blicke ich auch jetzt hoch hinauf an der ihm unter aller Laſt gebliebenen Friſche, gegen welche die Beweglichkeit meiner zwei Storchenbeine nichts heißen will.

Ich bin recht begierig, wie es Dir geht?

Einſt hatt' ich noch den Kerner:
Wie freute mich ſein Brief!
Ach! ſteht er nun mir ferner?
Er ſchweigt ſo lang, ſo tief!

---

[1]) Das bekannte Gedicht Kerners „Kaiſer Rudolphs Ritt zum Grabe" erſchien zuerſt im Morgenblatt 1820 und dann in den „Gedichten" 1826. Ein anderes über Rudolph von Habsburg hat Kerner nicht gedichtet.



Brief-Facsimile von Prinzeß Marie von Württemberg, nach dem Original im Fernerhaus aufgenommen

Es ſagt mir mein Gewiſſen:
Ich war zu ſchonungslos.
Ich ließ es ihn nicht wiſſen,
Wie mich ſein Leid verdroß,

Sprach nur von Reiſ' und Märſchen,
Und wie ich klomm zu Berg.
Um ſchauend zu beherrſchen
Der Landſchaft Götterwerk.

Als dürft' auch er nur nehmen
Den längſt entwöhnten Stab,
Sich nur zur Luſt bequemen,
Die mir das Wandern gab!

War dies ein frohes Melden
Für einen blinden Mann?
Was hab' ich doch als Helden
Mich ſo hervorgethan! —

Der Freund iſt frei vom Neide,
Gönnt mir mein Unruhglück;
Doch ruft zum eignen Leide
Mein Prahlen ihn zurück.

Drum mit dem Vagabunden
Hat er nicht mehr zu thun;
Sein Herz iſt mir entwunden!
Einſamer, wandre nun![1])

Mit herzlicher Liebe

Dein

K. Mayer.

---

707. Prinzeſſin Marie an J. K.

Stuttgart, 2. November 1852.

Dienſtag. Wahrer Altweiberſommer.

Ich danke Ihnen, lieber Kerner, vielmals für Ihren ſchönen poetiſchen Gruß zu meinem alten Geburtstag. Gott wolle Ihnen einen guten Winter verleihen! Immerhin ein trauriger Gedanke,

---

[1]) In den „Gedichten" (3. Aufl.) weggelaſſen.

vier Monate unter Schnee und Eis zuzubringen, während unsere prächtige vaterländische Natur ihren Winterschlaf schläft, der jede Sorge und jeden Druck trüber empfinden läßt. Wie viel haben doch die Kinder des Südens vor uns voraus! Wie leichter müssen dort Lebensmühen zu ertragen sein, wenn die Sonne so erheiternd auf Gesundheit und Seele wirkt! Doch klagen wir nicht! Was Gott thut, ist ja immer recht, nur die Menschen irren und verderben seine schöne Welt.

Gott mit Ihnen, lieber Kerner, grüßen Sie Ihr Rickele und vergessen Sie mich nicht ganz!

Marie.

---

708. **Wolfgang Müller von Königswinter an J. K.**

Düsseldorf, 7. Nov. 1852.

Nachdem neulich meine „Lorelei" zu Ihnen gewandert ist, kommt jetzt die „Maikönigin" an[1]). Hoffentlich gewähren Sie der schlichten Landdirne, an der nur der Name stolz ist, einen freundlichen Empfang am Fuße der Weibertreu, wo sie wohl heimisch werden darf, weil sie ein standhaftes Herz beweist. Ist das Gedicht aber nicht ganz, wie es sein soll, so lassen Sie es nur als ein Zeichen meiner Verehrung sprechen...

Ich bin so oft in Gedanken in Ihrem friedlichen Sitze, daß ich mich wahrhaft nach Nachrichten aus Ihrem Familienkreise sehne.

Seien Sie tausendmal gegrüßt von

Ihrem ergebenen

W. Müller.

---

709. **Graf Porri an J. K.**

München, 30. Nov. 1852.

Lassen Sie sich den freundlichsten Dank sagen für Ihren lieben Brief und für die Mitteilung der Hefter (Magikon), in welchem Sie meiner mit so vieler Liebe und Nachsicht gedenken.

---

[1]) „Lorelei. Rheinsagenbuch." Köln 1851, und „Die Maikönigin" (Stuttgart 1852). Vgl. Brief Nr. 729.

Es ist mir wohl sehr angenehm, daß der treffliche Joubert, der seinesgleichen sucht, durch Ihre günstige Kritik wieder an Verbreitung gewinnen wird. Meine Uebersetzung kommt dabei nicht in Betracht, allein das herrliche Buch mit seinen Goldgedanken, mit seinen kristallhellen Anschauungen, ist wirklich noch allzuwenig bekannt und verbreitet. Mit einer wahrhaft süßen Erinnerung blicke ich auf die genußreichen Stunden zurück, die mir dessen Uebersetzung gewährt hat. Ich gestehe Ihnen aber auch, daß diese mich wirklich Mühe gekostet hat, und wer das Original liest, wird mit meiner Arbeit um so größere Nachsicht haben. Ganz besonders zu schätzen scheint mir der wirklich natürlich praktische Wert des Joubert, welcher Wert meistens Werken von tieferer Anschauungsweise oder idealer Richtung fehlt, ja den Mystikern, zu welchen Joubert offenbar gehört, abgeht [1]).

Was Sie über Liebig sagen, wundert mich nicht. Meinerseits kenne ich dessen Richtung in der That zu wenig, um mir selbst ein Urteil fassen zu können, ob er denn ganz und gar der Materie verfallen ist und nicht im Geist der Demut arbeitet. Das geht mich auch gar nichts an. Wer möchte aber nicht leider zugestehen müssen, daß unsere Zeit ihren Kopf so voller Dampfgeschichten, Eisenbahnen und Düngerhaufen hat, daß unser lieber Herrgott kaum mehr Platz findet? Der große Linnéus hat sein Wissen gewiß auch auf materielle, solide Forschungen begründet, allein welche Demut, welch innere höhere Anschauung beseelt nicht diesen Mann der Wissenschaft! Jetzt wollen aber die meisten, den Titanen gleich, den Himmel erobern, bis endlich einmal wieder ein Stoß von oben kömmt, daß die Kraftgenies alle auf dem Hintern liegen und „auweh" schreien, anderseits möchte ich aber auch nicht zugestehen, daß man Prämissen als Basis annehme, die nur hypothetischer oder lediglich subjektivgläubiger Natur sind, oder wohl gar die materielle Forschung zu sehr außer acht lassen, sonst kommen wir endlich zum andern

---

[1]) Die Schrift „Joseph Jouberts Gedanken, Versuche und Maxime. Uebersetzt von Franz Graf Pocci. München 1851" ist im Magilon, V. Bd., 1853, S. 375 ff., besprochen.

Abgrunde, daß die Gelehrten à la Theophraſtus[1]) mit dem Teufel im Glaſe herumgingen.

Möge man doch auf der vernünftigen Mittelſtraße bleiben!! —

Mein jüngſt erſchienenes Kinderbuch heißt „Poccis luſtiges Bilderbuch“[2]). Ich habe ſchon ſo viele verſchenkt, daß ich Ihnen jetzt keines ſchicken kann. Auch würde es Ihnen wohl zu wenig bieten, obgleich man mir Zeichnung wie Verſe lobt. Nun bin ich daran, ein kleines Leſebuch für Kinder zu ſchreiben. Ich gebe mir Mühe, vor die Kleinen mit einer gewiſſen Lebendigkeit der Anſchauungsweiſe und des Vortrages zu treten. Ob es mir gelingen mag, das weiß ich nicht. O, wie wohl weiß ich es, daß meine Sachen ſo mangelhaft ſind. Habe ich aber nur eine Stufe an der hohen, hohen Treppe gebaut, ſo darf ich Gott danken! Geibel gefällt mir wohl. Er ſcheint nicht zum allgemeinen Schwarm zu gehören. Ich ſehe ihn alle Dienſtage in unſerer literariſchen Geſellſchaft, den Zwangloſen[3]). Sein Vortrag gefällt mir nicht; er iſt etwas theatraliſch ...

Pocci.

---

710. G. H. v. Schubert an J. K.

München, 17. Dezember 1852.

Du haſt mir durch die Zuſendung der Todesnachricht von unſerm teuern Eſchenmayer[4]) in der Heilbronner Zeitung... einen neuen Beweis Deiner treuen, nachſichtsvollen Liebe gegeben ... Eſchenmayer war auch mir innig teuer und wert. Seine perſönliche Bekanntſchaft iſt mir eine liebliche, geſegnete Erinnerung und wird mir das bis an mein Ende bleiben.

Ja, mein teurer Freund, die Leute aus der alten, chriſtlichen

---

[1]) Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim, 1493—1541, Wunderarzt und Chemiker.

[2]) Als Erſcheinungsjahr iſt 1853 angegeben. Vgl. Brief Nr. 697.

[3]) Vgl. Brief Nr. 712.

[4]) Eſchenmayer ſtarb im November 1852. Vgl. J. Kerners Nekrolog im Magikon 1853 (V. Bd.) S. 383 ff.

Zucht und Ordnung treten einer nach dem andern ab. Und wohl ihnen, wenn sie noch vor dem Ausbruch des schweren Gewitters, dessen vorbotliches Wetterleuchten wir seit einem Jahre im Westen gesehen haben, unter das Obdach der Heimat und in ihre stille Kammer kommen. Mich weht der Wind der anbrechenden Nacht gar schauerlich an; oft sage ich auch, ich wollte, ich wäre daheim . . .

Laß Dich das, was man gegen Deine Blicke in das nächtliche Dunkel des Geisterreiches öffentlich gesagt hat und noch sagen wird, nicht zu sehr bekümmern. Du wirst am besten thun, wenn Du auf solche Angriffe, ebenso wie ich in meinem Gebiet, gar nicht antwortest. Deine Worte würden oft sehr wohlgesinnte, würden wahrhaft ehrenwerte Männer treffen und bei dem Aufschlagen auf ihr Schild nur unnötigen Lärm machen . . . Wer kann es den Bewohnern der heißen Ebenen so hoch anrechnen, wenn sie unsere, auf Erfahrung gegründeten Berichte über das Festwerden des Wassers durch die Kälte, — so hart, daß man mit Pferden und Kamelen über einen Fluß hinüber kann — für Unwahrheit halten, die sie gar nicht anhören mögen?

Ich weiß nicht, ob Du des berühmten Barons von Liebig[1]), der jetzt viel Rumor an unserer Hochschule, am Hofe und in der Stadt macht, Antrittsrede gelesen hast? Ein Auszug davon stund in der Allgemeinen Zeitung. Darin fällt er nicht nur über die Naturphilosophie und die Naturphilosophen in „barbarischer" (ich brauche dieses Wort hier in der alten Bedeutung) Weise her, sondern noch mehr über den Gespensterglauben. Bei jenem sagten die Leute: „Das geht auf Schubert," bei diesem: „Das geht auf die Geisterseher Justinus Kerner und Schubert."

Der edelste unter den jetzt neu hieher Berufenen ist Geibel. Diesen edlen Geist solltest Du auch in Deiner Weise durch ein recht schönes Gedicht begrüßen. König Ludwig hat ihn auch schon recht lieb gewonnen; alle Deine hiesigen Freunde haben ihn herzlich begrüßt; da darfst auch Du nicht zurückbleiben . . .

Dr. G. H. Schubert.

---

[1]) S. Brief Nr. 716.

711. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

Nymphenburg, den 25. Dez. 1852.

Mehr als ein Jahr iſt bald nun verfloſſen, wo, ringsum von dem Winter eingeſchloſſen, mir doch aus der eiſigen Decke ein wunderbarer Frühling entgegenlächelte. Dies war Ihr mir ſo wohlthuend lieber und unvergeßlicher Beſuch. Wenn auch meine irdiſchen Angen den freundlichen Anblick meines väterlichen Freundes ſo lange entbehren mußten, ſo weilten doch meine Gedanken oft bei ihm im traulichen Weinsberg, wo ich ſo ſelige Stunden zubrachte. Vielmals danke ich Ihnen nun für zwei liebe Briefe und das ſchöne Gedicht, ſowie die herrlichen Poeſien[1]), mit denen Sie mich heute erfreuten. Ich habe ſoeben mehrere durchleſen, die mich bis zu Thränen rührten. Sie erinnern mich an jene altgriechiſchen Weltweiſen, die, über die menſchlichen Leidenſchaften erhaben, einem Lichtſtrahle aus anderen, höheren Welten vergleichbar ſind, der die Finſterniſſe erleuchtet, welche die Menſchheit umhüllen. Sie berühren unſer Ohr wie die ewige Harmonie der Sterne! Wie wohl thut es nicht dem bedrängten Herzen, jene Accorde himmliſcher Sphären zu vernehmen, die, bald erhaben rauſchend, bald in lieblichen Tönen zerfließend, ſüßen Balſam auf unſere Wunden gießen. Ich hoffte einſt ein Alexander zu werden, doch beuge ich mich in Demut vor Diogenes, denn dieſer war größer als jener. Je mehr Erfahrungen man im Leben macht, deſto mehr erkennt man die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Des Menſchen Stolz gleicht einer ſchwellenden Seifenblaſe, leer im Innern, glänzend von außen, der nächſte Augenblick zerſtört ſie; und ſein Wille der Windfahne auf dem Turme, die jeder Lufthauch dreht. Nichts iſt beſtändig unter der Sonne, und noch iſt Saturnus nicht geſättigt. Die Liſt der Menſchen gleicht vor Gott den Maulwurfsgängen, und unſer Bemühen, eine Sache zu beſchleunigen, dem Wege einer Schnecke ...

Adalbert.

---

[1]) „Der letzte Blütenſtrauß". Stuttgart. Cotta. 1852.

Wir sehen uns alle Dienstage, an welchen Abends die Gesellschaft der Zwanglosen, die Sie aus alter Zeit kennen, aufgefrischt zusammen kneipt und sich verliest. Kaulbach producirt bisweilen Zeichnungen, was sehr interessant und belebend ist; ich fahre oft mit schlechten Witzen drein. Die Gesellschaft ist ein ~~[illegible]~~ liebenswürdiger Durcheinander der verschiedenartigsten Elemente. Bisher waren wir einig und vergnügt. Der Teufel wird nicht ausbleiben unter all' den Streiten und Gelehrten. Wie viele Esel gibt's doch, die behaupten, es gäbe keinen Teufel in Person — und spüren ihn doch selbst!

Brief-Facsimile von Graf von Pocci, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen. Vgl. Brief Nr. 712.

dabei erinnere ich mich der
Gesellschaft in Auerbach's Kellar
im Faust. – Ist es nicht eigentlich
sonderbar, daß die Poëten
so viele Wahrheiten sagen,
an die sie eigentlich selbst nicht
glauben, bis der Teufel sie
geholt hat. Gott schütze mich
davor! Auch ich kann mich
ähnlicher poetischer Heuchelei
nicht lossprechen. – Lassen
Sie sich doch die Verse aus
dem letzterschienenen „Pocci'schen
lustigen Bilderbuch" vorlesen.
Ich habe selbst keines mehr,
sonst würde ich's Ihnen senden.
Nun lebe wohl, theurer Freund
Immer treu
Pocci.

München 27. Dezbr
1852.

712. Graf Pocci an J. K.

München, 27. Dez. 1852.

... Wie viel des Schönen Ihr Büchlein[1]) enthält, das wissen Sie schon selbst, ergo brauche ich's Ihnen nicht zu sagen. Sie sagen immer, daß Sie alt und krank sind, aber der Jungen und Gesunden sind nicht viele, die solch duftende Blumensträuße zu bieten vermögen.

Der treffliche Geibel wird hier über die Maßen ausgezeichnet. Ich hoffe, daß sein edles Dichterherz ihn bewahrt vor Hochmut; denn die Gefahr ist wirklich groß. Zu Weihnachten erhielt er vom König einen Orden — und ist Michaelsritter geworden.

Wir sehen uns alle Dienstage, an welchen abends die Gesellschaft der Zwanglosen, die Sie aus alter Zeit kennen, aufgefrischt zusammenkneipt und sich vorliest. Kaulbach produzirt bisweilen Zeichnungen, was sehr interessant und belebend ist; ich fahre oft mit schlechten Witzen drein. Die Gesellschaft ist ein liebenswürdiges Durcheinander der verschiedenartigsten Elemente. Bisher waren wir einig und vergnügt. Der Teufel wird nicht ausbleiben unter all den Poeten und Gelehrten. Wie viele Esel gibt's doch, die behaupten, es gäbe keinen Teufel in Person — und spüren ihn doch selbst! Dabei erinnere ich mich der Gesellschaft in Auerbachs Keller im Faust. — Ist es nicht eigentlich sonderbar, daß die Poeten so viele Wahrheiten sagen, an die sie eigentlich selbst nicht glauben, bis der Teufel sie geholt hat! Gott schütze mich davor! Auch ich kann mich ähnlicher poetischer Heucheleien nicht lossprechen. — Lassen Sie sich doch die Verse aus dem letzterschienenen „Poccischen lustigen Bilderbuch" vorlesen[2]). Ich habe selbst keines mehr, sonst würde ich's Ihnen senden ...

Pocci.

---

[1]) „Der letzte Blütenstrauß". Stuttgart. Cotta. 1852.

[2]) Vgl. Brief Nr. 709.

713. Wolfgang Müller von Königswinter an J. K.

Düſſeldorf, 6. Januar 1853.

Am Weihnachtstage habe ich Ihren „Blütenſtrauß“ erhalten. Wie war mir das ſo höchſt angenehm und bedeutungsvoll. Sie haben mir mit dem Buche einen Weihnachtsbaum angeſteckt, deſſen Flammen Funken aus Ihrem ſinnigen, tiefen Geiſte ſind ...

Ich bin herzlich froh, daß ich bei Ihnen war; denn ich verſtehe nun Ihre Lieder noch einmal ſo gut. Gott ſei Dank gibt es noch Menſchen genug, die ſich ſamt und ſonders freuen, daß die Aeolsharfe zu Weinsberg noch immer die alten traulichen Klänge weiß. Das heimliche Weben und Wehen, das ſie wachruft, iſt meinem Geiſte ganz eigentümlich aufgegangen, und ich hoffe es der Welt erſt noch einmal zu ſagen. Ich will Ihnen etwas hinzufügen, lieber, treuer Mann. Im Herbſt habe ich eine ſchöne Reiſe gemacht und viel Neues geſehen und Freudiges erlebt, aber in meinem Herzen klingt mein Beſuch bei Ihnen am lebendigſten nach in einem harmoniſchen Accord. Das ſei vorläufig die Kritik Ihres Buches. Daß Sie das Bändchen den letzten Blütenſtrauß nennen, gefällt mir nicht. Der letzte? Warum nicht gar! Homer war viel älter und blinder wie Sie. Und wie ſchön hat er noch geſungen! Und die Nachtigallen ſingen ja nachts auch am ſchönſten. So ſollen Sie auch noch viel und lang dichten [1]).

... Durch alles bewahre ich Ihnen und den Ihrigen eine treue Erinnerung. Von Herzen

W. Müller.

---

714. König Ludwig von Bayern an J. K.

München, den 12. Januar 1853.

Wünſche für Wünſche für dieſes Jahr, Ihnen, dem von mir hochgeſchätzten Juſtinus Kerner (dieſer Name wiegt hohe Titel auf), Beſſerung der Augen, Geſundheit wünſche ich Ihnen

---

[1]) Auf den „letzten Blütenſtrauß“ folgten im Jahr 1859 noch „Winterblüten“. Vgl. Einleitung IX.

vorzüglich, wünſche mir das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu ſehen. Werde immer wieder mit Freude daran denken, an meinem Geburtstag[1]) Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Meine liebe Königin vereinigt Dank und Wünſche mit denen

Ihres Sie würdigenden

Ludwig.

---

715. Herzog Maximilian von Bayern an J. K.

Schloß Banz, den 12. Januar 1853.

Vorgeſtern erhielt ich zu meiner größten Freude Ihre Sammlung neueſter Gedichte, und ich beeile mich, Ihnen dafür herzlich zu danken. Zugleich erlaube ich mir, als ſchwachen Beweis der Anerkennung, beifolgende Medaille zu überſenden. Möchten Sie Ihres treuen Freundes gedenken, und möge auch Ihr lieblicher Blütenſtrauß noch lange nicht der „letzte" ſein. Das wünſcht aufrichtigen Herzens

Ihr

ſtets treuer Freund

Maximilian.

Ich bitte, mich Ihrer lieben Frau vielmals zu empfehlen.

Im Sommer hoffe ich Sie beide in Weinsberg wieder geſund und fröhlich anzutreffen[2]).

---

716. Graf Pocci an J. K.

München, 18. Januar 1853.

Als ich in der heutigen Beilage der Allgemeinen Zeitung abermals die Ankündigung Ihres „letzten Blütenſtraußes" geleſen, iſt mir dies eingefallen, was ich Ihnen hier ſchreiben muß:

Warum denn der „letzte Blütenſtrauß"? —
Das hätt'ſt du nicht ſagen uns ſollen —
Denn in dem Garten rings um dein Haus
Die Blumen ſtets blühen noch wollen.

---

[1]) 25. Auguſt (1786).

[2]) Ueber einen Beſuch des Herzogs berichtet Th. Kerner a. a. O. S. 214 f.

Im Frühling, da ſtehn ſie in duftigem Hauch
Hellſchimmernd im bunten Kreiſe —
Und alſo iſt's in deinem Herzen auch —
Da ſchimmert's und duftet's ſo leiſe.

O pflücke doch ſtets ſelbſt mit alternder Hand,
Manch Sträußlein uns freudig zu binden;
Denn wenn auch des Frühlinges Blüt' entſchwand,
Im Herzen die Blumen ſich finden.

Es gibt einen ſüßen Blütenduft,
Der nimmer und nimmer vergehet;
Es gibt eine milde Frühlingsluft,
Die immer und immer ja wehet!

So ſei es denn auch nicht der „letzte" Kranz,
Den du uns, Juſtinus, gewunden:
An deiner eigenen Lieder Glanz,
Da muß ja dein Herz wohl geſunden!

Ich hätte dieſe etwas holperigen Verſe noch aushobeln können und ſollen, allein was thut's? Sie gelten für ſchlechtgeſchriebene Briefzeilen; denn ich hätte dasſelbe ſehr wohl in Proſa ſagen können, wäre es mir nicht ſo ſchlecht und gerecht eingefallen. —

Der Geibel iſt immer unwohl, kann ſich alſo — was ſeinen Körper betrifft — hier nicht recht einheimeln. Der König rief ihn zu ſich nach Rom, allein Geibel konnte dieſem ehrenden Rufe — eben ſeiner Geſundheit wegen — nicht folgen[1]). Wenn es nun eigentlich Frühling wird — obgleich der Winter ſchon mild und freundlicher als ſonſt hier iſt — ſo mag auch, wie ich hoffe, unſer werter Poet geſunden. Er ſcheint mir wirklich eine liebe, unbefangene Seele zu haben, und ich glaube, daß der etwas übertriebene Weihrauch, den man ihm hier anzündet, ihn nicht **betäuben** möge.

Liebig[2]) gefällt mir auch ſehr — ich muß es Ihnen geſtehen.

---

[1]) Vgl. den folgenden Brief.

[2]) Der große Chemiker Juſtus v. Liebig, 1803—1873, lebte ſeit 1852 in München. Er war dort lange Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften.

Er ist ein mächtiger Geist, der freilich streng in der objektiv-materiellen Bahn bleibt, was wohl für seine Wissenschaft auch notwendig ist. Er hat etwas sehr Edles und bei allem Selbstbewußtsein durchaus nichts Anmaßendes, sondern nur Liebenswürdiges . . .

Pocci.

---

717. Ada Geibel an J. K.

München, 27. Januar 1853.

Lieber Onkel Justinus!

So muß ich Sie nennen, denn obwohl ich Ihnen persönlich unbekannt bin, kann ich mich Ihnen gegenüber doch nicht fremd fühlen, da mir Emanuel unendlich viel Liebes und Freundliches von Ihnen erzählt hat. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen nun heute für Ihren lieben, schönen „Blütenstrauß", den Sie mir so freundlich geschickt. Er kam uns wirklich doppelt erquicklich mit den liebevollen Zeilen, die ihn begleiteten, denn Emanuel lag gerade in jenen Tagen recht krank zu Bette. Da haben wir uns denn in den langen Stunden oft an Ihrem Blumenstrauß recht erfreut und für Augenblicke Not und Krankheit darüber vergessen. Daß wir das aber konnten, mag Ihnen ein Zeichen sein, wie frisch der Strauß sein muß. Nein, Ihre Saiten sind noch nicht gesprungen, und Sie sollen uns noch viel schöne Lieder singen . . . Wir leben sehr einsam und zurückgezogen und sehen fast niemand. Das ist mir aber ganz angenehm, denn in dieser Stille habe ich viel mehr von Emanuel als in den ersten Wochen unseres Hierseins, wo alles im Strudel ging. Neulich erhielt er von König Max die Einladung, ihm nach Italien nachzukommen, allein sein Arzt untersagte die Reise auf das bestimmteste, diesmal zu meiner Freude, ich hätte mich ohne ihn in der großen, fremden Stadt gar zu verlassen gefühlt.

Im nächsten Sommer will Emanuel eine Kur in den Alpen brauchen; vielleicht führt uns nach Schluß derselben unser Weg nach dem Rhein. Wie würde ich mich dann freuen, Sie und Ihre liebe Frau in Weinsberg persönlich begrüßen zu können.

Bis dahin seien Sie versichert, daß mein Herz an Ihnen hängt, ohne daß mein Auge Sie gesehen hat, und lassen Sie sich nochmals für Ihre lieben Lieder meinen wärmsten Dank sagen.

Mit herzlichstem Gruße

Ihre

Ada Geibel.

---

718. W. Müller von Königswinter an J. K.

Düsseldorf, 12. Februar 1853.

... Daß ich Ihren Blütenstrauß in der Allgem. Zeitung besprechen konnte, hat mir unbändige Freude gemacht[1]). Ich habe die Anzeige gewiß mit viel größerer Lust geschrieben, wie Sie dieselbe gelesen haben. Besonders angenehm war es, daß Cotta mich und nicht einen schwäbischen Landsmann damit beauftragte... Könnte ich Ihnen nur oft beweisen, wie lieb mir Ihre Dichtungen und Ihre Person sind.

Gestern habe ich Gelegenheit gehabt, mich in einem recht großen und enthusiastischen Kreise über Sie auszulassen. Ich halte nämlich unsern jungen Künstlern Vorlesungen über deutsche Literatur und hatte den letzten Abend die Schwaben vor. Die jungen Bursche waren recht aufmerksam und haben sich sehr für Uhland, Sie und Mörike interessirt. Nachher sprachen wir noch über Ihre Heimat. Viele wollen im Sommer hin. Kommt es dazu, dann lasse ich die Wanderer auch an Ihre Thüre anklopfen ...

W. Müller.

---

719. Kobell an J. K.

München, 16. Februar 1853.

Vor lauter Vorlesungen und gelehrtem Treiben bin ich noch gar nicht dazu gekommen, Ihnen für den schönen Strauß zu danken, den Sie uns geschickt haben. Es war mir besonders erfreulich, zu erfahren, daß bei Ihnen immer lustige Einfälle neben der Geisterwirtschaft ihr Spiel treiben, und wie lose

---

[1]) In der Beilage zu Nr. 26 (26. Januar 1853).

Franz v. Kobell

Sommervögel über ſchweren myſtiſchen Skarabäen [Käfer] herumflattern. Es freut mich ebenfalls, wenn Sie über mein Heidentum in Myſtizismus losziehen; ich weiß, Sie lachen dabei und ich lache ebenfalls, und das iſt ein Zeichen von beiderſeitigem fröhlichem Sinn, und der geht über alles auf der Welt. — Geibel war eine Zeit lang ſehr unwohl und verſtimmt. Jetzt geht es wieder. Er hat ein epiſches Gedicht in der Arbeit, wovon ich den erſten Geſang gehört habe. Dieſer iſt wunderſchön und lieblich, hat aber ſchon ſo viele der wirkſamſten Saiten des Herzens angeſchlagen, daß ich faſt zweifle, es könne bis ans Ende ſo fortgehen. Das Gedicht heißt Julian[1]), es iſt modern romantiſch — idylliſch. Sonſt nichts Neues von Bedeutung...

Kobell.

---

720. Ludwig Tieck an J. K.

Berlin, den 16. März 1853.

Schon ſeit lange drängt es mich, mich einmal wieder mit Ihnen in nähere Verbindung zu ſetzen. Mit Rührung und Freude denke ich an jene Stunden, wo wir uns ſo freundlich in Heilbronn und Weinsberg ſahen[2]), wo Sie mir ſo vieles mitteilten, wo ich bei Ihnen jene arme Seherin von Prevorſt kennen lernte, Sie gegen meine Angehörigen ſo freundlich waren und das ſchönſte Wetter uns zum Genuß der herrlichen Landſchaft einlud. Ich habe von Ihnen vernommen, daß Sie das Unglück erlitten hätten, erblindet zu ſein, was mich ſehr erſchreckt und betrübt hat. Der König von Württemberg und der vorige Herrſcher von Bayern ſollen ſich Ihrer freundlich und gnädig angenommen haben[3]); doch freilich kann der Verluſt des Auges durch nichts erſetzt werden. Ich habe auch viel Ihrer herzlichen, lieben Frau gedacht und Ihres Sohnes, der damals noch ein Knabe war und an einer Schachtel bleierner Soldaten ſich ſehr erfreute. Sie ſehen, daß ich noch ein gutes Gedächtnis für alles habe,

[1]) Das Gedicht wurde nicht vollendet, ein Bruchſtück davon iſt „Das Heimweh".

[2]) S. Brief Nr. 547 f.

[3]) S. Brief Nr. 671.

was mir bei Ihnen widerfuhr, und auch die Geſchichte mit Ihrem Nachbar Mörike iſt mir noch friſch in der Erinnerung, der nicht zu uns nach Weinsberg kam, was mir ſehr leid that, weil ich mich für den vortrefflichen Mann und ſein ſchönes Talent ſehr intereſſirte. Wie ſteht es nun bei Ihnen und Ihrem damals ſo erfreulichen Haushalt; lebt Ihre liebe Frau noch? Der Sohn iſt nun mündig und erwachſen, er ſoll, wie ich hörte, geheiratet haben. Können Sie mir ſelbſt über dieſe Umſtände etwas ſagen oder einem Freunde diktiren?

Vor einigen Jahren beſuchte mich in Potsdam eine ſehr liebenswürdige Dame, eine Generalin aus Stuttgart, die Sie vor kurzer Zeit geſehen hatte; ihren Namen habe ich jetzt vergeſſen, ſie iſt aber eine Schriftſtellerin, und ich las damals mit Wohlgefallen ein kleines Buch von ihr[1]). Wohnen Sie noch in Weinsberg? Sehen Sie Freunde? Die Erinnerung aus Ihrem Leben habe ich mit großem Wohlgefallen geleſen, beſonders die Geſchichte mit dem berühmten Arzte Weikard[2]). Ich lebe jetzt in Berlin ſehr einſam und bin ſchon ſeit zwei Jahren und länger bettlägerig und krank. Meine Frau habe ich verloren, und ſeit 1841 auch meine älteſte Tochter Dorothea, die mir ſo große Freude machte, und an der Sie auch großes Wohlgefallen hatten. Im Jahr 1847 hat mich auch meine treueſte Freundin, die Gräfin Finkenſtein, verlaſſen, deren Tod zu den grauſamſten Erfahrungen meines Lebens gehört. Ich bin jetzt achtzig Jahre und habe ſchon ſeit lange eine wunderſame Sehnſucht nach meinem großen, ſtarken, herzlichen Juſtinus Kerner getragen, und daß ich Sie noch einmal ſehen ſollte, gehört wohl zu den Unmöglichkeiten des Lebens. Ich lebte in Berlin, ſo lange ich geſund war, für den König, der mir immer äußerſt gnädig geweſen iſt, für ſeine Theater Einrichtungen treffend, im Sommer bei Sans-Souci wohnend, täglich meinen

---

[1]) Es iſt wohl Emma Niendorf (Frau von Suckow) gemeint.

[2]) Vgl. „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" S. 218. Der Wunderdoktor W. war ruſſiſcher Geheimerat. Er verordnete dem kranken Kerner in ſeiner Jugend das bekannte Hopelpobel (Thee, Eigelb und Kirſchengeiſt) und Pfefferkörner.

wohlthätigen Herrn ſehend, ihm vorleſend und mit ihm ſprechend, ebenſo die ausgezeichnete Güte der Königin genießend und auf dieſe Weiſe ſehr glücklich. Seit ich in Berlin bin, habe ich an meinen Schriften nicht arbeiten können, und jetzt macht mir die Krankheit jede, auch die kleinſte Anſtrengung unmöglich. Schwab iſt nun auch geſtorben [1850], ebenſo Reinbeck in Stuttgart; mein Freund Menzel lebt noch, die Hartmanns[1]) wahrſcheinlich, von denen allen ich aber lange nichts gehört habe. Wie gerne hätte ich die Reiſe in Ihre ſchönen Gegenden noch einmal gemacht; denn ich war ja immer ein bekannter Vagabund. Sie haben wohl, ſeit wir uns verlaſſen haben, nichts Neues herausgegeben? Wenn ich nur Ihre friedliche Wohnung in Weinsberg noch einmal ſehen könnte. Sie haben vor Jahren meinen Freund, den Grafen Löben, in ſeiner unglücklichen Krankheit behandelt, an der er bald nachher geſtorben iſt ... Sie ſchrieben damals den herzlichen, rührenden Brief an den Herrn v. Malsburg[2]), ſeinen Freund, den ich noch beſitze und als ein teures Angedenken von Ihnen aufhebe.

Ihr Freund, der Miniſter Wangenheim[3]), iſt nun auch ſeit lange dahin, den ich vor Jahren in Dresden alltäglich ſah, ſowie deſſen Frau und Töchter. Nicht wahr, alles, auch das Gute, iſt gar zu vergänglich? Und wir haben doch kein überzeugendes Gefühl und Nachweiſung, daß es jemals beſſer ſein wird, denn das Rätſel des Lebens, alles Geſchaffenen und ſich Fortpflanzenden, ſowie die Erde und die Unendlichkeit aller Schöpfung iſt und bleibt das tiefſte, unauflöslichſte Rätſel. Auf wie kleinen Standpunkt und Wirkungskreis ſind wir angewieſen, in welchem wir ſo glücklich ſein könnten, eben weil er ſo klein und unbedeutend iſt. Dazu gehört aber, daß wir uns die Unauflösbarkeit jener hohen Fragen ganz aus dem Sinne ſchlagen müſſen, weil ſie für unſer irdiſches Daſein, unſer Thun und Wirken nicht gehören, und die Geſchäfte, die uns angewieſen ſind, ſo

[1]) G. v. Reinbeck ſtarb 1849, Wolfgang Menzel erſt 1873 und A. v. Hartmann auch ſchon 1849.

[2]) Vgl. deſſen Brief an J. Kerner Nr. 353.

[3]) Er ſtarb im Jahre 1850.

prosaischer Natur sind, daß sie im komischsten Widerspruch mit jenen Fragen, Zweifeln und Untersuchungen stehen, die so viele Menschen für den höchsten Beruf des Lebens achten. Doch nun, teuerster, geliebtester Freund! muß ich abbrechen, denn ich habe Ihnen lange genug vorgeschwatzt. Können Sie, so antworten Sie mir, wenn auch nur mit wenigen Zeilen. Grüßen Sie die Ihrigen und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, wie ich bleibe, so lange ich noch lebe, Ihr wahrer Freund

L. Tieck [1]).

---

721. G. H. Schubert an J. K.

München, 23. März 1853.

... Vorgestern (am 21.) habe ich mein fünfzigjähriges medizinisches Doktorjubiläum gefeiert, ganz in der Stille, nur den Meinigen bekannt; denn ich habe in solchen Dingen niemals die Oeffentlichkeit geliebt, und da ich auf einer ausländischen Universität (Jena) promovirt habe, an der ich keinen einzigen Bekannten unter den gelehrten Handwerksgenossen habe, war zu meiner großen Freude auch dort niemand der Sache auf die Spur gekommen. So werden wir alt, und ein Reisegefährte auf dem Wege zur Ewigkeit nach dem andern tritt ab; desto traulicher und fester muß man die an der Hand halten, welche noch mit uns ziehen. Werde ich doch fast jede Woche durch das Krachen am Gebälk meiner Hütte daran erinnert, daß der Bau nicht lange mehr stehen wird. Und ich hätte mein öffentliches, schriftstellerisches Leben noch so gern mit einem guten Abschiedswerke geschlossen; aber ich sehe schon, daß ich kaum dazu kommen werde, denn die Umarbeitungen meiner alten Ladenhüter und Makulaturballen machen mir gar so viele Mühe. Und dazu kommt in meiner hiesigen Stellung noch so gar manch andere Last... Was Du über unsere hiesigen Acquisitionen an geistigen Celebritäten sagst, ist sehr wahr und richtig. Geibel ist mir der liebste unter all den eingewanderten Vögeln; den sehe ich

---

[1]) Der Brief ist bereits i. J. 1886 in der Beilage der „Allg. Ztg." Nr. 260 von L. H. Fischer mitgeteilt worden.

auch gerne, obwohl äußerſt ſelten. Denn ſiehe, ich bin von Natur ein Käuzlein, das in ſeinem alten Turmgemäuer verſteckt lebt, dazu nur ein ganz kleines, das niemand etwas zu leide thut, obgleich die Tagvögel gerne darauf haſchen. Es fehlt mir der Sinn für ihr Thun und Weſen, ihnen der Sinn für das meinige, das ſich am liebſten im tiefſten Verſteck herumtreibt; ſo laſſen ſie mich ungeſchoren, und wenn ich in ihre Neckereien falle, da bin ich ſelber ſchuld daran, weil ich mich herausgemacht habe ins Helle, wozu mich freilich manchmal das unabweisbare Verlangen der eigenen Natur treibt. So bin und bleibe ich den geiſtig Befreundeten warmer und herzlicher Freund und ſtehe mit dieſen in lebendigem Verkehr, auch wenn ſie keine ſo einſamen Nachtvögel ſind wie ich; gegen die „Welt“ aber — die große, laute, flimmernde Welt — halte ich mich zwar vollkommen neutral, treibe aber keinen Handelsverkehr damit; denn ihre Waren ſind nicht für mich, die meinigen nicht für ſie. Die Hauptſache iſt der innere Friede mit Gott; daß man es täglich fühlt und weiß, daß man einen gnädigen Gott hat. So ſchickt man ſich denn ganz in der Stille zur Abfahrt an, daß, wenn der Freund kommt und klopft an den Laden, man ſo freudig wie Rebekka mit ihm zieht in das Land der Verheißungen . . .

Du biſt mit Deinem Glauben an das Hereinragen der Geiſterwelt in die mit offenen Augen ſchlafende Menſchenwelt gar nicht ſo allein gelaſſen, als Du meinſt. Auch unſereiner kann ſagen: „Wir reden und wir wiſſen, was wir ſelber erfahren haben[1]).“ Doch dieſe meine eigenen, ſowie meines ſeligen Vaters Erfahrungen ſind vor der Hand noch nicht für die Oeffentlichkeit, werden aber, wenn der glückliche Ausgang meines Lebensdramas ihnen das Siegel aufgedrückt hat, nicht verſchwiegen bleiben . . . G. H. Schubert.

---

722. Graf Pocci an J. K.

München, 8. April 1853.

Wie ſoll und kann ich Sie tröſten? Warum ſind Sie ſo traurig, da die ganze Fülle inneren Reichtums Ihnen zu Gebot

[1]) Wie es ſcheint, ungenaues Citat aus der Apoſtelgeſchichte 4, 20.

ſteht, die Anfeindung und das Stürmen des diabolus melancholiæ niederzuwerfen? Daß es kein großer Spaß iſt, Monate lang, wie Sie ſchreiben, im Zimmer eingeſchloſſen zu ſein, dabei körperlich zu leiden und leiden zu ſehen, da auch Ihre Frau unwohl iſt — das kann ich nicht widerſprechen, und es iſt kein großes Verdienſt, tröſten und raten zu wollen, wenn man ſelbſt geſund herumläuft.

Dem unerachtet — warum binden Sie die ſchönſten „Blumenſträuße" und riechen nicht ſelber ſo dran — daß ihr Duft Sie erquickt und ſtärkt? Da kann mir die Dichterei vom Leibe bleiben! Sie ſehen, daß ich Ihnen ſcharf zuſetze! — . . . Was ſagen Sie zu den „tables movings"? — Meine Tochter hat vorgeſtern abend mit einigen eine Probe angeſtellt, nach einer halben Stunde habe das Tiſchlein geſchwankt gegen Norden! — Ich war nicht dabei! Vielleicht hat's den jungen Leuten im Kopf gewankt. Prinz A[dalbert] iſt nun wieder mit Aufführung einer Oper auf ſeinem Privattheater ſehr in Anſpruch genommen, wobei er den allertiefſten Baß ſingt. — Tiecks Briefſtelle hat mich angeſprochen. Es iſt wirklich wahr, wie die erhabene Menſchenkreatur auf Erbärmlichkeiten und Dummheiten angewieſen, die mit der innern, höheren Berufung wirklich in einem lächerlichen Widerſpruche ſtehen[1]). Hätten wir aber dergleichen „Spielzeug" nicht, ſo würden wir wohl alle verſchrobene Narren!

Mir ſind aber z. B. Geldgeſchäfte und dergleichen peinlich, ja oft — möchte ich ſagen — empfinde ich dabei körperliches Unbehagen, während ich doch in anderer Beziehung ziemlich an der Materie hänge bei allem Idealismus.

Ich verbitte mir feierlichſt folgendes:

1) Daß Sie bald ſterben wollen und ſollen.

2) Wenn (da es doch einmal geſchehen muß) der Fall eintritt, ſo werden Sie ſich alles unziemlichen Geiſterſpukes enthalten, ſonſt komme ich Ihnen mit einem Exorzismus entgegen, der Ihnen mehr als die Qualen des Hades (auf gut katholiſch „Fegfeuer") gelten möge, nämlich — wie der Geiſter-

[1]) S. Brief Nr. 720 S. 391 oben und 392.

banner im Gellert — ich leſe Ihnen etwas von mir vor oder werfe Ihnen irgend etwas an den Kopf.

Nun habe ich Ihnen ſattſam vorgeſchwatzt . . .

Pocci.

---

723. König Ludwig an J. K.

München, den 18. April 1853.

Meinen herzlichen Dank für Ihre herzliche Teilnahme an dem Ereignis bei den chemiſchen Experimenten. Mit keinem blauen Auge, aber mit blutiger Wange kam die Königin, meine vielgeliebte Ehehälfte, davon. Blutig durch Glasſtücke wurden mehrere, mich traf nur ein Schlag auf den Arm, ſah ein nicht kleines Stück an meinem Fuß liegen, den es nicht berührte. Möchten Sie völlig hergeſtellt werden und das bald, dieſes wünſche ich innig, der ich in Juſtinus Kerner den Menſchen, den Dichter, den Gelehrten hochſchätze. Meinen Dank für den Aufſatz, die laufenden Tiſche[1]) betreffend. Auch hier bewegen ſie ſich, aber nicht ein jeder iſt befähigt, ſolches zu bewirken. Mit den Gefühlen, die Sie mir eingeflößt,

Ihr Ihnen wohlgeneigter Ludwig.

Dank und Wünſche vereinigt Königin Thereſe mit den meinigen für Sie.

---

724. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 13. Mai 1853.

In dieſem ſpäten Frühling muß man bereits an den Herbſt denken. Mitte Septembers werden die Naturforſcher hier einziehen; für dieſe Zeit haben auch wir den verfügbaren Raum unſeres kleinen Hauſes zur Aufnahme lieber Gäſte, die mit wenigem zufrieden ſind, eingeteilt: ein Gelaß iſt Dir und Deiner lieben Frau, ein anderes unſerem gemeinſchaftlichen Freunde Roſer, ein drittes dem ſchwabenfreundlichen Mappes[2]) von Frank-

[1]) Vgl. „Die ſonnambulen Tiſche“ ꝛc. ſ. oben S. 327.

[2]) J. M. Mappes, 1796—1863, ſtudirte in Tübingen Medizin, bedeutender Arzt in Frankfurt. Vgl. Uhlands Leben von ſeiner Witwe S 414 und 428.

furt beſtimmt. Darum jetzt ſchon unſere angelegene Bitte, daß Ihr auf die Tage der Verſammlung keinen anderen Reiſeplan richten, ſondern uns zuverläſſig mit Eurem Beſuch erfreuen möget.

Für den friſchen Blütenſtrauß bin ich Dir noch meinen beſten Dank ſchuldig. Der letzte heißt er hoffentlich nur, wie man vom letzten vorigen Sommer ſpricht:

Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.

Euch und den Eurigen unſere herzlichſten Grüße.

Dein treuer L. Uhland.

---

725. J. Schelling an J. K.

Berlin, den 23. Mai 1853.

Lieber, verehrter Juſtinus!

Erlauben Sie mir dieſe Anrede, die mir am leichteſten und natürlichſten von Herzen geht! — Den beſten Dank, daß Sie meiner gedenken und mir unter anderem auch das — gewiſſermaßen letzte Wort L. Tiecks mitteilen wollten, über deſſen Inhalt ich mich weniger verwunderte, als darüber, daß er ſolche Aeußerungen an Sie richtete, als wäre es nur eine natürliche Vorausſetzung, daß auch Ihnen das Geltendmachen und Aufſtellen höherer Ueberzeugungen nur ein Mittel geweſen, ſich von dem gemeinen Haufen der ſogenannten Aufgeklärten und mit gemeinem Verſtand ſich aufblähenden Philiſter zu unterſcheiden. Viel anderes werden Sie auch in der am Sarge des Hingeſchiedenen geſprochenen Rede nicht finden, die mein Sohn [geſt. 1863 als Dekan] Ihnen mitteilen wird. — Ich danke Ihnen auch für die Mitteilung meiner Briefe an Eſchenmayer[1]), aus denen mein Sohn Auszüge mir geſchickt hat. Nach dieſen enthalten ſie nichts, das nicht ganz wohl auch gedruckt werden könnte, ſind aber eben darum unbedeutend: dies würde in der Folge unter Umſtänden nicht verhindern, ſie drucken zu laſſen, und in ſofern wäre mir allerdings lieb, ſie zurück zu erhalten.

Dank beſonders auch für Ihren Aufſatz: Die Wünſchelrute

---

[1]) Vgl. „Aus Schellings Leben. In Briefen." 3 Bände.

und die kreiſenden Tiſche[1])! ... Ich geſtehe Ihnen, daß ich bis jetzt zu den Ungläubigen gehöre, und zwar eben der Münchner Wünſchelruten- und Pendelverſuche wegen, mit denen Sie denſelben in Verbindung bringen. Gerade ich hatte, wo ich nicht irre, damals zuerſt den unbedingten Einfluß des Willens auf die Pendelſchwingungen wahrgenommen, unter allen Genoſſen war Freude darüber, denn man ſah darin eine magiſche Wirkung des Willens. Der Erfolg aber zeigte, daß der Wille allerdings, aber durch ganz unmerkliche und völlig unbewußt hervorgebrachte Bewegungen der Finger- und Armmuskeln Ruhe oder Bewegung, ſowie die Richtung der Bewegung (←— oder —→) beſtimmte. Vom Klopfen etwas zu vernehmen, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt.

Noch hören wir nicht auf (meine Frau und ich), lebhaft zu bedauern, daß wir während unſerer kurzen Anweſenheit in Weinsberg Ihre hochverehrte Frau Gemahlin der bekannten Umſtände wegen nicht ſehen konnten. Mögen, nachdem die Witterung doch einigermaßen wieder eingelenkt, Sie beide bald ſich ganz und völlig erholen! Auch ich bin noch nie ſo anhaltend als in dieſem Winter unwohl geweſen.

Gott erhalte Sie, lieber Juſtinus, noch recht lange, vielen, aber beſonders auch mir, zur Freude! Bleiben Sie mir hold und ſeien Sie dagegen der unveränderlichen Anhänglichkeit und Freundſchaft verſichert

Ihres treu ergebenſten

Schelling.

---

726. Agnes Alberti (Tiecks Tochter) an J. K.

Waldenburg [in Schleſien], den 12. Auguſt 1853.

Hätte ich gleich bei Empfang Ihrer teuren Zeilen, die mich nach dem harten Schlage in Berlin trafen, meinem Herzen folgen können, ſo wäre dieſer Brief an Sie ſchon ſeit drei Monaten in

---

[1]) „Zur Geſchichte der Wünſchelrute" hatte J. K. ſchon im Morgenblatt 1820 Nr. 73 geſchrieben. Ueber die kreiſenden Tiſche vgl. „Die ſomnambulen Tiſche. Zur Geſchichte und Erklärung dieſer Erſcheinung." Stuttgart 1853.

Ihren teuren Händen; doch Schmerz und Betrübnis nahmen mein Gemüt und das Ordnen der Dinge, die bei einem jeden Verluſt die traurigen Begleiter, und bei meines Vaters Heimgange doppelt wichtig, meine Zeit ſo ganz in Anſpruch, daß ich erſt jetzt wieder zu einer gewiſſen Ruhe komme und es mir nun lieb iſt, Ihnen, teurer Mann, nicht gleich geantwortet zu haben; denn ich las nun in dieſer Zeit auch wieder und immer wieder die köſtlichen Gedichte Ihres letzten Blütenſtraußes, den ich ſamt dem lieben langen Briefe, den Sie Vater auf den ſeinigen Mitte März geantwortet, auf ſeinem Tiſchchen neben dem Bett, alſo dicht neben ſeinem Lager, vorfand. Mit mir ſelbſt ſprach Vater natürlich nicht darüber, denn ich kam, durch telegraphiſche Depeſche gerufen, erſt zwei Tage vor ſeinem Ende nach Berlin, wo ihm, weil er an Aſthma litt, das Sprechen ſchon ſehr beſchwerlich fiel. Ich ſagte eben, ich kam erſt zwei Tage vor ſeinem Ende nach Berlin, doch bedenken Sie, welch hohes Glück das ſchon für mich war, und welche Gnade von Gott bei ſo plötzlicher Krankheit und ſo weiter Entfernung. Als ich ankam, fand ich auch ſeinen Geiſt etwas erregt, doch es ging dann ſtündlich beſſer und ſo gut wieder, daß mir dieſer Schlag dann doch noch unerwartet kam. Er ordnete noch einige Geſchäfte mit mir, wenn auch mit matter Stimme, ſein herrliches, liebevolles Auge ruhte noch viel auf mir, und die Ausdrücke ſeiner Liebe gaben mir noch unbewußt den letzten Segen. Am Abend vor ſeinem Ende wurden ihm Hände und Kopf ſehr kalt und wir fürchteten eine ſchlimme Nacht; ſein letztes Wort zu mir und überhaupt war: „Laß dir etwas Schönes träumen“ (ich lege mir dies nur für den vielleicht noch ferneren Traum des Lebens aus). Früh um 4 Uhr röchelte er ſchon ſehr und ſprach nicht mehr, ſah uns auch nicht mehr. Da bemerkte ich, daß ſeine Zunge ſchon erſtarrt, dieſes Werkzeug ſo holder Stimme und lieblicher Töne; der Kampf dauerte wohl zwei Stunden, war aber nicht heftig, und nach ſechs ſtieß er den letzten Seufzer aus und ſeine große Seele war erlöſt aus den Banden dieſes gebrechlichen Körpers. Ich betete den Vers aus dem ſchönen Liede: O Haupt voll Blut und Wunden — Und wenn ich einſt ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von

mir ꝛc.[1]) — Seine Todeshülle ſah würdig ſchön aus wie Dante. Seine Beſtattung war eine angemeſſene, erhebende. Ich hatte den 1. Mai für dieſen Sänger des Frühlings dazu gewählt, und denken Sie und fühlen Sie mit mir, im Augenblick, als er hinuntergeſenkt wurde, ſchlug eine Nachtigall ſo ſchön und laut, daß es alle erfaßte... Seit vierzehn Tagen iſt die treue Pflegerin meines Vaters zum Beſuch bei mir, ſie iſt über zwanzig Jahre in unſerem Hauſe, und von ihr hörte ich denn auch zu meiner, wie gewiß Ihrer Freude, daß mein Vater ſich noch ſehr über Ihren teuren Brief, wie über die Blüten gefreut... Noch immer ſteht Ihr Bild, wie ich es in meiner Jugend in Heilbronn ſah, ganz lebhaft vor mir, es war ein ſchöner Tag. Ich habe ſeitdem viel erlebt, alle meine Lieben geſtorben, und die Vergangenheit liegt, wenn auch nicht im Geiſte, doch im Weſen erſtorben hinter mir... Darf ich Sie bitten, Ihre verehrte Frau von mir zu grüßen und ihre Hand zu küſſen. Gott gebe Ihnen beiden Geſundheit!!

Denken Sie auch in Liebe Ihrer treu ergebenen

Agnes Alberti[2]).

727. Ludwig Uhland an J. K.

Tübingen, den 26. Auguſt 1853.

Der Doppelgänger zu Badenweiler, den Du mir anzeigſt, war niemand anders als mein ehrenwerter Vetter, Kaufmann Louis Uhland hierſelbſt; ſein Vater war ein Bruder meines Großvaters, und ſo ſind wir zum gleichen, im Stamme herkömmlichen Taufnamen gelangt, der zwar ſchon manche Verwechslung mit Briefen, aber noch keine ſolche der Perſonen herbeigeführt hat. Jetzt beſteigt mein Vetter wieder an jedem ſchönen Morgen unter meinen Fenſtern den arabiſchen Schimmel,

[1]) Lied von P. Gerhard (1606—1676).

[2]) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. 1886 Nr. 260: „Ludwig Tieck und Juſtinus Kerner“ von L. H. Fiſcher. — Tieck hatte ſelbſt auch eine Alberti, Tochter des Hamburger Paſtors Alberti, eines Freundes von Leſſing, zur Frau.

auf dem ich im Waldgebirge bei Badenweiler umherſchweifen ſollte. Er hat auch das erzählt, daß der Name auf ſeinem Koffer ihm nahezu ein Ständchen von dem badiſchen Liederkranz eingetragen hätte. Schön wär' es freilich geweſen, wenn wir im weit umſchauenden Römerbad einige Tage hätten zuſammen ſein können.

Mögen die kräftigen Wildbadquellen dem Leiden Deiner l. Frau Heilung bringen, wie ſie ſo vielfach ſich hilfreich bewähren. Dann dürfen wir doch hoffen, daß Ihr, um nicht doppelten Weg zu machen, unmittelbar von Wildbad hieher reiſet und bei uns die Tage der Naturforſcherverſammlung[1]) erwartet. In unſerem, von den Verſammlungsorten abgelegenen Hauſe wird es für die Geneſende auch über die bewegtere Zeit nicht an Ruhe und Stille fehlen. Bis dahin wird auch Freund Mayer von ſeiner Schweizerreiſe zurückgekehrt ſein.

L. Uhland.

---

728. König Ludwig von Bayern an J. K.

Leopoldskron vor Salzburg, den 27. Auguſt 1853.

Innigen Dank Ihnen, dem ſo innigen Menſchen und Dichter, für Ihre gefühlvollen Verſe zu meinem Doppelfeſte, und nachträglich für das auf den barberiniſchen Faun[2]) verfaßte, und für den Aufſatz über das Tiſchrücken. Alles, was Juſtinus Kerner ſchreibt, ſpricht an. Mit Freude denke ich daran, wie Sie mit uns, von beleuchteten Schiffen umgeben, am 25. Auguſt[3]) vor drei Jahren auf dem Main fuhren.

Bedürfen Sie einer Augenkur, ſo ſchreiben Sie es

Ihrem, Ihnen recht gewogenen

Ludwig.

Auch der Königin Dank drücke ich Ihnen aus.

---

[1]) S. Brief Nr. 724.

[2]) In den letzten Blütenſtrauß aufgenommen.

[3]) Geburtstag des Königs (1786).

729. Wolfgang Müller an J. K.

Köln, 7. Dezember 1853.

... Ich habe ſchon gedacht, Sie hätten mich vergeſſen, da Sie mir nicht mehr antworteten! Das iſt alſo doch nicht der Fall. An Sie muß ich recht oft denken. Neulich geſchah es noch ganz beſonders, als ich das Buch von Emma Niendorf über Lenau[1]) las. Wie gingen da Weinsberg und das Kerneriſche Haus an meinem Geiſte vorüber! Ich habe dieſe Blüten überhaupt mit großem Intereſſe geleſen. Es ſind Blumen, von frommer Hand auf ein liebes Grab geſtreut. Selbſt das weibliche Zuviel, das von mancher Seite getadelt worden iſt, war mir rührend. Ein Mann hätte vernünftiger, aber nicht ſo ergreifend geſchrieben. Der arme Niembſch! Ihr habt ihm aber doch alle viel zu ſehr den Hof gemacht. Solch ein Menſch mußte mehr mit kalten Umſchlägen und Douchen behandelt werden.

Es thut mir leid, daß ich das Schwabenland nicht ſchon in früheren Zeiten durchſtreichen konnte. Wie gerne hätte ich einen Blick in das damalige Dichterleben und -weben gethan! Diesmal habe ich auch Guſtav Pfizer geſehen. Er hat mir einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht; denn er iſt mild und freundlich. Aber der Mörike iſt doch eine kurioſe Pflanze! Im vorigen Jahr war er ganz artig, in dieſem hab' ich ihn vergeblich aufgeſucht, er hat ſich nicht um mich bekümmert, als hätte er ſich verkrochen. Die Lorelei und Maikönigin[2]) waren ihm auch zugegangen mit Briefen, aber er blieb ſtumm wie ein Fiſch. Nur ſein Hutzelmännchen hat er mir geſchickt und darauf geſchrieben, daß ich nächſtens einen Brief erhalten ſolle ...

Was ſoll ich Ihnen von Tiſchrücken und -klopfen ſagen? In den Naturwiſſenſchaften bin ich ein Freund des Sezirmeſſers, des Mikroſkops und der chemiſchen Reagenzien. Da kann alſo der Glauben nicht groß ſein. Aber auch das Experiment hat noch kein Wiſſen in dieſe dunkle Materie gebracht.

---

[1]) „Lenau in Schwaben". Leipzig 1853.

[2]) Erſteres, eine Sammlung von Rheinſagen, erſchien 1851, letzteres, ein „reizendes Rheinidyll", 1852. Vgl. Brief Nr. 708.

Wir hangen und ſchweben alſo mit unſern Erklärungen. Die meinige iſt indes ganz die mechaniſche. Soll nicht verhundertfachte unfreiwillige Muskelbewegung und der damit verbundene Druck den Tiſch von der Stelle rücken können? Was die Tiſche ſprechen, es liegt im Bewußtſein und in der Ahnung des Rückenden. So lange aber die Tiſche lügen und renommiren, wie Schückings Graf und Tante[1]), iſt der Wahrheit nicht auf die Spur zu kommen. Aber das läßt ſich ſo kurz nicht abmachen. Doch Sie verſtehen mich! An die magnetiſche Einwirkung lebender Weſen auf einander glaub' ich, aber nicht auf das tote Holz. In Ihrer Erklärung iſt übrigens Sinn und Verſtand. Schückings Offenbarungen ſind Tollheit. Unſer Herrgott wird doch niemals ſolche Taſchenſpielereien zugeben.

... In dieſen Tagen wird mein Prinz Minnewin[2]) die Preſſe verlaſſen. Es iſt ein Märchen in Verſen mit allerlei Schnurrpfeifereien. Jetzt ſchreibe ich an einem Rheinbuch, das mit ſchönen Illuſtrationen verſehen erſcheinen ſoll. Ich bin indes nicht ſehr erpicht auf dies Opus. Leider habe ich dem Buchhändler meine Seele verſchrieben und ſitze nun in ſeinen Krallen. Ueberdies habe ich mich in der letzten Zeit auch an das Drama gewagt ...

W. Müller.

---

730. Graf Pocci an J. K.

München, 22. Dez. 1853.

Verzeihen Sie mir ja, daß ich erſt heute Ihren lieben Brief erwidere, allein Weihnachten gab mir viel zu thun, nebenbei allerlei Amtlich und Nichtamtlich. Da Sie vielleicht mein neues Buch: „Was du willſt“[3]) noch nicht haben, ſo ſchicke ich Ihnen hier das „Krippenſpiel“ voraus. Laſſen Sie ſich's vorleſen. Es iſt nicht übel, glaube ich, und findet Anerkennung, wie auch das Schattenſpiel, das in dem Buche iſt. Ihren Tiſchklopfartikel

---

[1]) Levin Schücking, bekannter Romanſchriftſteller, 1814—1883.

[2]) „Prinz Minnewin“ erſchien in Köln 1854.

[3]) Es iſt „das ſchönſte von allen“ Bilderbüchern Poccis, 1854 erſchienen (München).

konnte ich hier deshalb nicht einrücken laſſen, weil mittlerweil ein Zirkular des Biſchofs die Vermeidung dieſes öft mißbrauchten Gegenſtandes wünſcht[1]). Wäre dies nicht, ſo hätte ihn die N. Münchener Zeitung gerne aufgenommen.

Die Ordensgeſchichte hier hat viel pro und contra gemacht. Ohne Zweifel hat der König die edelſte Abſicht, die aber wieder von einer gewiſſen Partei zu ihren Gunſten ausgebeutet wird. Es geht eben von jeher in der Welt ſo. Die den Orden nicht bekommen haben, ſchimpfen. Meinetwegen bekommt ihn der Peter oder Paul.

Sie werden wohl wiſſen, daß Heiland[2]) vom Prinzen wegkam. Ueber das Warum geht manches Gerücht. Ich kann den Mann doch nicht unredlich glauben! Aber wahrhaftig, je älter man wird, deſto mehr häufen ſich die Erfahrungen auf dem Felde der Erbärmlichkeit der Ebenbilder Gottes. Wie hoch ſoll dieſer altmodiſche Babelsturm noch gebaut werden? Ich könnte ein Exempelbüchlein ſchreiben. Einmal verliert doch unſer Herrgott die Geduld und ſchmeißt das Lumpenpack ſamt ihrer materiellen Hochweisheit herunter in den eigenen Guano — um mich höflich auszudrücken. Genug davon! Die hieſigen Freunde grüßen, beſonders auch meine Frau. Schreiben Sie mir bald wieder und behalten Sie lieb Ihren getreuen

Pocci.

---

731. G. H. v. Schubert an J. K.

München, 3. Januar 1854.

Dein Brief mit einer lieblichen und einer lehrreichen Beilage hat mich inniglich gerührt und erbaut. Es drängt mich, Dir ſogleich meinen Dank dafür zu ſagen und Dich, meinen alten, teuren Freund, im Geiſte an meine Bruſt zu drücken. Ich kann mich ganz in Deine jetzigen Sorgen hineinfühlen und denken. Möge Gott ſich Deiner erbarmen und Dir mit dem Augenlicht zugleich auch Deine Augenluſt und Freude, Deine

---

[1]) Vgl. oben S. 327.

[2]) Sekretär des Prinzen; ſ. Brief Nr. 672.

treue Lebensgefährtin, dieſen guten, in Liebe und Demut ſtarken Engel noch länger erhalten ...

König Ludwig hat Dich ſehr lieb und hält viel auf Dich. Prinz Adalbert iſt Dir mit kindlich treuer Liebe ergeben ...

Gott ſegne Euch alle, Ihr teuren, lieben Seelen! ...

Deine Seherin von Prevorſt ſteht mir noch immer, wie von Anfang, da ich ſie durch Dich kennen lernte, in reinem Lichte da, als eine Erſcheinung aus dem Gebiet des Zwiſchenlebens von ſeltenem Wert. Was die Seelenkunde an ernſterem, tiefem Wert gewinnt, wenn ihr eine ſolche verborgene Fundgrube aufgethan wird, das iſt anerkannt worden. Laß Dich an Deinem Berufe, an Deiner Dir angewieſenen Richtung des Forſchens nicht irre machen ... Der lieblichen und lieben Schreiberin Deiner Briefe ſage ich meinen beſonderen Dank und Segenswunſch. Ich meine, ſchon aus der Phyſiognomie der Handſchrift blickt eine edle Seele hervor ...

G. H. Schubert.

---

732. Ennemoſer an J. K.

München, 7. Jan. 1854.

Wie ſehr wünſchte ich mit Dir einmal mündlich zu ſprechen und mit Dir über ſo viele Dinge Gedanken auszutauſchen, die uns beide beſchäftigen, und die jetzt mehr als je die Narrenwelt bewegen. Zwar werden wir durch unſere Bemühungen dieſelbe auch nicht klüger machen, aber jedermann glaubt doch durch Mitſprechen ſeine Schuldigkeit thun zu müſſen. So geht es wenigſtens mir, ich kann nicht ruhig bleiben und muß fortwährend aufs Theater treten, in der albernen Meinung, daß ich, wo nicht nützen, doch unterhalten könnte, der Applaus iſt, wie männiglich bekannt, dann immer ſehr geteilt, und erſt hintennach erkenne ich, daß es beſſer geweſen wäre, zu ſchweigen und ſeine Tage in Ruhe zu verbringen. Als Troſt erſcheint mir dabei das Bewußtſein, daß des Menſchen weſentliche Eigenſchaft das Denken und Sprechen iſt, und daß man, um Menſch zu ſein, kaum anders kann; ein jeder ſpricht aber nach ſeiner Art, und ich alſo ebenſo, hie und da bleibt doch ein Körnchen als

Same hängen und wird wohl dann einſt bei göttlichem Sonnenſchein auch neue Sproſſen und Blüten treiben.

Herrn Schubert habe ich Dein Briefchen mitgeteilt, ihm geht es gut; Graf Pocci hat mir nichts von Dir geſchickt, ich werd' ihn nächſtens darum zu Rede ſtellen . . .

Ennemoſer.

---

733. König Ludwig an J. K.

München, 13. Januar 1854.

Danke für die guten Wünſche, die Sie mir beim Jahreswechſel ausgedrückt, die ich erwidere. Das Wünſchenswerteſte beſitzt Juſtinus Kerner bereits: Seelenfrieden, und ſo wünſche ich denn, was nach dieſem das beſte: Geſundheit, insbeſondere, daß es mit Ihrem Sehvermögen gut gehen möchte. Ihren Dank drückt die geliebte, und dieſes ſo verdienende Königin Thereſe aus, welche, wie wir alle, ſich wohl befindet. Mich drückt meiner Jahre anſehnliche Zahl noch nicht, nach meinem Gefühl kann ich oft nicht glauben, ſo alt bereits zu ſein. Glückſeliges neues Jahr ruft, wenn gleich post festum, Ihnen darum nicht minder innig zu, Ihr

Sie recht ſchätzender

Ludwig.

---

734. Wolfgang Müller von Königswinter an J. K.

Köln, 16. Januar 1854.

Wie haben Sie mir durch Ihren freundlichen Brief eine große Freude gemacht! Die Geſchichtchen von Uhland und Lenau ſind ganz köſtlich. Ich habe in einem fort lachen müſſen... Das Poetenvolk iſt doch eine kurioſe Sorte. Und Sie gehören auch dazu! Leidend, wie Sie ſind, haben Sie ganz den Humor Ihrer Jugend . . . Glückliche Naturen, denen die Elektrizität der Seele nicht ausgeht, die man nur zu berühren braucht, um Funken ſprühen zu ſehen. O, Sie müſſen mir, wenn Sie einmal wieder Zeit haben, noch allerlei erzählen. Alles das kommt bei mir an die rechte Schmiede. Nicht wahr, Sie ſuchen in Ihrem

Gedächtniſſe die tauſendfachen Erlebniſſe auf und tiſchen auch mir mitunter etwas davon vor den verlangenden Gaumen.

Ich will Ihnen noch etwas anderes vorſchlagen. Sie müſſen jetzt Ihre Memoiren aufſchreiben laſſen ... Es wäre Jammer und Schade, wenn die Zeit, die Sie mit Uhland, Schwab und Mayer zuſammen in das Leben traten, nicht einen Interpreten aus dem eigenen Kreiſe fände. Laſſen Sie den Tübinger Bären nur brummen, der jetzt die Muſe, die ihn groß gemacht hat, nicht mehr kennen will ... Sie erzählen ſo friſch, ſo lebendig, farbig! Dabei glaub' ich, daß Sie erzählen müſſen, weil es zu Ihrem Wohlſein nötig iſt. Wäre ich Ihr Arzt, ſo ſagte ich: „Kerner erzählt täglich zwei Stunden, das löſt Dein Leid, laß es aber aufſchreiben, damit die anderen Leute auch etwas davon haben[1])!“

David Strauß hatte ich ſchon aufgeſucht, als Ihr Brief kam. Das Billet gab mir Anlaß zu einem zweiten Beſuch. Ich hoffe, daß wir uns zuſammenfinden; denn er hat mir ſehr gut gefallen, weil ſein Weſen feinfühlig und angenehm iſt. Leider wohnen wir ſehr weit von einander. Hoffentlich nimmt er auch an einem Kränzchen teil, das ich hervorgerufen habe und zu dem Pfarrius, Benedix, Hiller[2]) und andere Freunde kommen. Ich habe Strauß nicht ſo ſcheu gefunden, wie er mir geſchildert wurde. Der ſcheu'ſte Vogel iſt doch Mörike[3]) ...

W. Müller.

---

735. Emanuel Geibel an J. K.

München, 18. Februar 1854.

Habe tauſend Dank für die freundlichen Zeilen, die Du mir neulich ſandteſt. Wenn ſie nur beſſere Nachrichten über Dich und Dein Leben enthielten! Es betrübt mich ſchwer, Dich

---

[1]) Es iſt recht zu beklagen, daß Kerner dieſer Aufforderung von ſeiten eines Sangesgenoſſen nicht Folge leiſtete. Zum Glück jedoch iſt der Sohn Theobald an des Vaters Stelle getreten.

[2]) Guſtav Pfarrius (geb. 1800) Lyriker; Roderich Benedix (1811 bis 1873) Luſtſpieldichter; Ferdinand Hiller, geb. 1811, Muſiker.

[3]) Vgl. dazu Tiecks Brief Nr. 720 S. 390 oben.

fortwährend ſo leidend zu wiſſen, und ich kann mich nur zu gut in Deine Stimmung verſetzen, da ich ja ſelbſt faſt unausgeſetzt mit dem Drucke zu kämpfen habe, den dieſe gebrechliche Leinenwand, die wir Körper heißen, auf unſer ewiges Teil ausübt. Da hilft eben nichts als Geduld, und wer recht ſtark iſt, der kann auch wohl mit der göttlichen Kraft, die innen wohnt, wenigſtens auf Tage und Stunden das eingezogene Fleiſch dämpfen und die urſprüngliche Freiheit und Heiterkeit wieder erobern. Aber ich weiß freilich aus Erfahrung, daß das leichter geſagt als gethan iſt. Die Geſunden haben gut reden; da, wo ihnen kein akuter Fall gefährlich entgegentritt, werden ſie gar zu leicht ungeduldig und ungerecht.

Die Nachricht von Nöltings[1]) unglücklichem Duell, die ich zuerſt durch Deinen Brief erfuhr, hat auch mich tief erſchüttert. Es iſt das eine furchtbare Mahnung für ihn; denn, laß uns ehrlich ſein, welchem unter uns hätte nicht Aehnliches widerfahren können? Ein unvorſichtig Wort, ein dummer Stolz, der nicht zurücknehmen will, was die Erregung des Augenblicks hervorſtieß, und dann ein Streich oder Schuß, der anders fährt, als wir dachten. — Ich wünſchte dem jungen Mann eine Seeſchlacht, da könnte er fallend oder ſiegend wenigſtens vor den Menſchen den Makel ſühnen. Gott tröſte die Mutter, die den Schlag doppelt empfinden wird, da er ihr von dieſer Seite kommt ... Wenn Du meinſt, daß ich hier in München in eitel Glück und Sonnenglanz ſchwimme, ſo irrſt Du. Außerdem, daß ich körperlich viel zu leiden habe, finde ich mich bei der ſcharfen konfeſſionellen Spaltung und bei dem tief eingewurzelten Vorurteil gegen alles Norddeutſche auf dem von Parteiumtrieben durchwühlten Boden ſchwer zurecht. Dabei iſt meine Stellung, ſo viel Angenehmes ſie bietet, nicht einmal ſorgenfrei, und nur in meinen eigenen vier Wänden finde ich das harmloſe Glück, von dem ich einſt träumte. Aber freilich, ein Herz ſein eigen zu wiſſen, wie das meiner Frau, und dabei in ein paar blaue, himmeltiefe Augen, wie in die meines Töchterchens, hinabſchauen

---

[1]) S. Brief Nr. 604.

zu dürfen, das ist eine Gnade, für die ich nicht genug danken kann. Seit einigen Wochen geht es mir — Gott sei Dank — auch leiblich besser, und mit dem frischeren Lebensgefühl kommt die Lust und der Trieb zum poetischen Schaffen wieder. Ich arbeite langsam an einer Nibelungentragödie [1]) weiter; möchte es mir vergönnt sein, dies Werk glücklich zu vollenden, dem ich seit lange meine besten Kräfte zugewandt habe.

Meine Ada grüßt Dich und Deine liebe Frau auf das herzlichste. Lebe wohl und behalte mich lieb, auch wenn ich nicht schreibe.

In alter Treue

Dein

Emanuel Geibel.

---

736. König Max von Bayern an J. K.

München, 5. April 1854.

Herr Dr. Justinus Kerner!

In wohlgefälliger Anerkennung Ihrer besondern Verdienste und Leistungen auf dem Gebiete der Poesie habe ich Ihnen unterm Heutigen Meinen Maximilians-Orden verliehen. — Es gewährt Mir Vergnügen, dieses Ihnen selbst zu eröffnen, der Ich mit wertschätzenden Gesinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

---

737. J. K. an Sophie Schwab.

Weinsberg, 16. April 1854.

Mein Rickele ist t o t!

Dein unglücklicher

J. Kerner.

---

738. Graf Pocci an J. K.

München, 20. April 1854.

S. M. der König, mein allergnädigster Herr, Allerhöchstwelchem ich das Ereignis, das Sie so schmerzlich betraf, sogleich angezeigt hatte, gab mir gestern abends den Befehl, Ihnen Seine

[1]) Es ist die Tragödie „Brunhild“ gemeint, die 1857 erschien.

innige Teilnahme über den unerſetzlichen Verluſt, den Sie erlitten, auszudrücken.

Alle Ihre hieſigen Freunde wurden von der Schmerzensnachricht tief ergriffen! Mancher von ihnen wird Ihnen gewiß bald ſchreiben.

Seien Sie innigſt und herzlich umarmt

von Ihrem treuen

Pocci.

Schreiben Sie doch bald wieder, wie es Ihnen geht.

---

739. Prinz Adalbert von Bayern an J. L.

München, den 23. April 1854.

Mit der innigſten Teilnahme erfüllten mich Ihre letzten Zeilen, die mir den ſchrecklichſten und für Sie auch gewiß den ſchwerſten Verluſt, der je Ihr liebevolles, edles Herz treffen konnte, mitteilten. Gott prüft die, ſo er liebt, oft am härteſten, er entreißt ihnen unverhofft das koſtbarſte Kleinod und ſtürzt ſie ſo jählings aus dem Himmel ihres Erdenglücks an den Rand der Verzweiflung. Doch der wahre Chriſt und Jünger Jeſu vergeht ebenſo wenig im Jammer als das Gold im Schmelzofen, nur geläutert, wie dieſes, geht er hervor.

O, möchten dieſe meine Gedanken, aus dem innerſten Grunde meines Herzens entſproſſen, einige Linderung Ihnen, teurer Freund, gewähren. Jeden Tag ſteigen ſeit Jahren meine Gebete für Ihr mir ſo teures Wohl und Leben zu Gott empor, er wird ſie gewiß erhören und jene freudige Zuverſicht auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, die bloß der Gerechte zu fühlen im ſtande iſt, mit ſeiner Gnade in Ihrer Seele aufs neue entzünden! O könnte ich jetzt bei Ihnen ſein, wie früher, als die Selige noch lebte, die jetzt verklärt als ein Geiſt des Lichts Sie lächelnd umſchwebt!

In unauslöſchlicher Liebe

Ihr ewig treuer Freund

Adalbert.

---

740. Freiherr v. Laßberg an J. K.

[1854.]

Lieber Bruder, in deme, der unſer aller Vater iſt!

Man muß dem Schmerz Zeit laſſen; denn nur die Zeit kann ſolche Wunden, wenn nicht heilen, doch erträglich machen: ich ſchweige alſo; aber oft, ja ſehr oft habe ich an Ihre Trauer gedacht und mich zu Ihnen oder Sie zu mir gewünſcht; denn es iſt auch etwas wert, wenn man mit einem alten, treuen Schwabenherzen weinen kann. Lebte doch unſer Guſtav Schwab noch! Der müßte ſogleich zu Ihnen gehen. Dieſe Gelegenheit, Sie zu grüßen, konnte ich nicht vorbei laſſen, die gute Tante Anna will dieſe Zeilen nach der Weibertreu tragen. Ich höre und ſehe beinahe nichts mehr und kann auch nimmer gehen. Kommen Sie dieſen Sommer, nehmen Sie Seebäder von meinem Hauſe aus. Wir alle wollen Sie liebhaben und liebhalten.

Joſeph von Laßberg, ein alter Jägersmann.

---

741. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Auf der alten Meersburg, 21. Juni 1854.

Auf das Schreiben vom 19. dieſes muß ich meinem herzlieben Juſtinus auf der Stelle, das heißt in der Stunde des Empfanges, antworten und vor allem den innigſten Dank für ſeine eigenhändigen Zeilen ausſprechen, aber was mich und alle meine Hausgenoſſen mit hoher Freude erfüllt, iſt die ſo freundliche Zuſage, unſere alten Mauern „je bälder, je lieber“ zu beſuchen. Eine recht herzliche Freude machen Sie mir, da Sie mir die Hoffnung geben, die uns allen ſo liebe Frau Schwab in Ihrem Geleite zu ſehen. Aufrichtigen Dank ſage ich ihr, daß ſie nicht vergeſſen hat, wie erfreulich ihr Beſuch uns ſein würde. Und nun die Tochter des Mannes, der mir ja ins Herz gewachſen iſt, könnte die uns weniger willkommen ſein? Sie haben geſehen, daß in meinem älteſten Anweſen unſeres lieben

Schwabenlandes Raum genug iſt, viele Gäſte zu behauſen. Wer mit Ihnen kommt, gehört zu uns, bürgerliche Küche und die beſten Weine, die unſer Boden gibt, biete ich mit Freuden dar. Wir haben gegenwärtig gar keinen Beſuch, und daher wäre uns der Ihrige um ſo mehr willkommen, als man doch mit Freunden am liebſten Aug' an Aug' und Herz an Herz und kurz ohne alle Intervention ſpricht.

Wir grüßen Sie und durch Sie Frau Schwab ... und Ihre Antigone, die Tochter, die den blinden Oedipus zu uns bringen ſoll. Auch ich habe mich beinahe ſchon blind geſchrieben und kann mich nicht zum Diktiren entſchließen.

Dreißig Jahre, da ich noch im Amte[1]) war, habe ich diktirt und gefunden, daß es dabei doch nicht ſo von Herzen gehet, wie mit eigener Hand.

Geben Sie ſich nicht die Mühe, ſelbſt zu ſchreiben; aber laſſen Sie es mich doch durch andere Hand wiſſen, in welcher Woche Sie zu uns kommen; von Heilbronn iſt es auf der Eiſenbahn nur eine kleine Tagreiſe hieher, und wollen Sie unſere Seebäder gebrauchen, ſo ſind wir nächſte Woche ſchon dazu eingerichtet. Das wäre dann für uns Marſipolitaner[2]) eine Freude, die ich wohl zu wünſchen, deren Erfüllung ich aber kaum zu hoffen wage. Nun aber fange ich nachgerade an, wie alle alte Schwaben, zu ſchwatzen; alſo Amen!

Leben Sie wohl! Gott befohlen! von

Ihrem

Joſeph von Laßberg.

Achilles beweint den Tod des Patroklos, ſagt das Siegel dieſes Briefes. Nun bin ich zwar kein Achilles, und auch Sie, Geliebter, ſind nicht Patroklos, aber alles, was auf Teilnahme deutet, muß dem Trauernden lieb ſein.

---

[1]) Freiherr von Laßberg war lange Jahre Landesforſtmeiſter und Geheimrat des Fürſten von Fürſtenberg.

[2]) Die Marſen, altdeutſcher Stamm am Niederrhein, übertragen ſ. v. a. Meeranwohner, alſo Marſipolitaner etwa = Seeſtädter.

742. Helmine von Chezy an J. K.

Genf, 30. Juni 1854.

Ihre lieben Zeilen haben mich, als ich die Unterſchrift hörte, freudig überraſcht, dann wehmütig ergriffen. Es gibt Schmerzen im Leben, die man nicht vorausſieht, weil ſie für die Ahnung zu entſetzlich, weil man hofft, Gott werde mit ihnen ein liebend Herz verſchonen. Ein ſolcher Schmerz iſt der Tod Ihres liebſten Gutes auf Erden. Jeder Verſuch eines Troſtwortes iſt Entweihung ſolchen Schmerzes. Nur der Alliebende kennt den Balſam für ſolche Wunden. Wenn wir für das Wiederſehen unſerer Lieben außer dem Glauben noch Gewährleiſtung bedürften, ſo wäre ein ſolch Scheiden durch den Tod eine der kräftigſten, ſo grauſam ſie auch iſt.

Mein herzlich geliebter Juſtinus! — Ich war kürzlich dem Tode ganz nahe; ſeitdem ich ſo leidend bin, iſt meine Hauptbeſchäftigung, für das Heil meiner Seele zu arbeiten und Gott um Erbarmen zu bitten, wo ich erkenne, gefehlt zu haben, und um Kraft für mein Leiden zu danken. Meine liebe Mutter ſagt in einem ihrer Lieder:

Sah ich doch in allen Leiden
Nur die Zeichen deiner Huld,
Und du nahmſt mir keine Freuden,
Als durch meine Ungeduld.

Ich bin noch nicht dahin gelangt, Gott für alle meine Leiden zu danken; doch aber bin ich's für die meiſten, und trotz allen dahin gelangt, von den meiſten einzuſehen, daß ſie eine Züchtigung meiner Vergehen waren und mir zum Heile gereichen mußten. Züchtigung nenne ich ſie, ohne mir Gott als Zuchtmeiſter zu denken, ſondern nur Wirkung der Urſachen. Ich glaube an keine andere Vergeltung des Guten oder Böſen, was wir Sterbliche gethan, als an die, welche der Zuſtand unſerer Seele mit ſich bringt. Je höher unſer Bewußtſein, je näher ſind wir der Seligkeit; iſt dies Bewußtſein gedrückt, ſo werden wir noch jenſeits Arbeit mit uns haben; eine Verdammnis leugne ich durchaus.

Meine alte Freundin Ernſt, Schlegels Schweſter, eine geiſt-

volle Frau, die viel dachte, äußerte einmal, ſie glaubte, daß die Seele der Egoiſten nach dem Tode in Nichts zerſtieben werde. Der Gedanke iſt ſinnreich, aber vielleicht nicht richtig; denn die Vernichtung würde Verdammnis ſein. Der Ewige kann das Ewige nicht für die Vergänglichkeit geſchaffen haben; wenn dem ſo wäre, liebſter Kerner, ſo hätten wir zwei keine Vernichtung zu befürchten, denn der Egoismus blieb uns fern. Unſer Daſein war Liebe, Güte, werkthätige Liebe.

So werden wir einſt an dem ewigen Werk des ewigen Werdens teilnehmen. Dies iſt Zuverſicht, die mich oft mit freudiger Trunkenheit erfüllt.

Wer lebt jetzt in Ihrer Nähe, guter Freund? Wie geht es Ihren beiden Kindern? An welcher Hand wandeln ſie durchs Leben? Ich kann mir denken, wie Ihnen zu Mute iſt, wenn eine Thüre ſich öffnet, Schritte erſchallen, — und ſie nicht hereintritt. Ich kenne die kralligten Knochenfinger, womit uns der Gedanke erfaßt, nie wieder! Die liebſten Weſen ſind uns in ſolchen Momenten läſtig, und lange dauert es, bis wir ſie wieder lieben können, wie ehemals; aber das oft unverſtändige Herz, das nach Befriedigung verlangt, lebt und blüht unter Jammer fort ...

Ich ſchließe, Teuerſter, wiewohl ich eigentlich noch von einem Muſenalmanach ſagen wollte, den ich im Sinne führe. — Haben Sie noch Lieder? Schicken Sie ſie mir doch, ich bitte. — Ich will eine Sammlung herausgeben von eigenen und fremden, die heißen ſoll: Friſche Lieder[1])! ...

Helmine von Chezy.

---

743. Graf Pocci an J. K.

München, 5. Juli 1854.

Ich war ſehr erquickt durch Ihre lieben Zeilen, die mir heute zukamen ... — Was Sie mir von der edlen Königin Thereſe ſchreiben, hat mich wohl beſchämt. Sie war und iſt immer ſo äußerſt gnädig und wohlwollend gegen mich!

---

[1]) Unter dieſem Titel iſt die Sammlung nicht erſchienen; es ſcheint überhaupt, daß ſie nicht zu ſtande kam. Vgl. Brief Nr. 752.

Und wenn Sie, lieber Juſtinus, mich als ihren „liebſten Menſchen“ in Menſchen bezeichnen, ſo legen Sie's darauf an, mich ganz zu zermalmen; denn was ſoll ich darauf ſagen? Ich bin ja gar nichts wert, betrachte ich die Eigenſchaften und Fähigkeiten, die der liebe Gott in mir geſät hat — wie nachläſſig habe ich ſie gepflegt! Wie feig war ich im Kampfe des Lebens! Wie ſchlecht habe ich meine Talente verwertet! Kurz — bei allen Heiligen — ich bin eigentlich ein Lump, bedenke ich, was ich hätte werden können!! Wenn mir nur Gott dieſes Bewußtſein läßt — dann kann ich bis zur Abberufung einigermaßen noch aus der Patſche kommen.

Nun — abſolviren Sie mich! — denn mein Geſtändnis iſt reumütig! — Hab' ich denn Ihnen ſchon zu Ihrem Maximiliansorden[1]) gratulirt? Gottlob, daß ihn auch einmal ein guter Chriſt erhalten hat. Wie kommt der Burſch Dingelſtedt und Konſorten zu ſolcher Auszeichnung? — Der Triumphzug des edlen Königs Ludwig nach Köln hat mich zu Thränen begeiſtert und gerührt. Gott erhalte dieſen herrlichen Mann noch lange! Er iſt für Bayern — ja für Deutſchland, ein leuchtendes Geſtirn! —

Zum alten Laßberg kann ich nicht kommen. Jetzt kann ich nicht fort, und wenn ich abkomme, habe ich nähere Beziehungen. Vor allem aber möchte ich einmal zu Ihnen nach Weinsberg, wenn Sie mir bürgen, daß mich Ihre Geſpenſter nicht erſchrecken. Ich mag nichts mit dieſen zu thun haben! —

Ich habe jetzt eine kurioſe größere poetiſche Arbeit vor und bin ſchon im Zuge. Den Stoff möchte ich Ihnen mündlich ſagen. Geibel, der treffliche Mann, war begeiſtert davon!

So leiden denn poetiſche Naturen — deren ich eine zu ſein die Ehre habe — immer an Geburtswehen! Meinerſeits befürchte ich oft fausses couches oder Steißgeburten! Aber das Kind muß eben zu Tage, und wenn es auch ein Wechſelbalg iſt! —

Die Induſtrie-Ausſtellung — der babyloniſche Turm in

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 736.

München — geht ihren Gang! Eine Glaslaterne — mit Materie erfüllt!

Unſerer Zeit fehlt die geiſtige Ruhe des Schaffens! Ein Ameiſengewühl ſondergleichen! Es ſoll eben ſo ſein — der Strom der Zeit! wohin führt er? Vielleicht ins Schwarze Meer! Laſſen Sie das nicht laut werden! Man ſteinigt uns!...

Pocci.

---

744. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Meersburg, den 16. Heumonats [Juli] 1854.

Mein verehrter und herzlieber Freund!

Mit Freuden erwarten wir alle Ihre und Ihrer frommen Tochter Antigone, die den alten König Oedipus nicht nach Kolonos, ſondern in den alten Turm des Königs Dagobert, am tiefen See, bringen ſoll, Ankunft. Aber warum machen Sie ſo viele Umſtände und Entſchuldigungen mit gegen mich alten Schwaben wegen Ihres Hieherkommens? Sollten Sie noch nicht wiſſen, daß es eine Gunſt iſt, die Sie mir erweiſen, ſo kann mich das nur betrüben. Wohl mögen Sie mit Horaziſchen Worten ſagen: „Non sum qualis eram bonæ sub regno Cinaræ[1]),“ aber das habe ich zu ſeiner Zeit auch gefühlt und geſagt, und wo iſt der, dem es nicht begegnet? Wir wollen alſo den lieben, traurigen Mann mit aller Liebe aufnehmen und pflegen, die bei treuen ſchwäbiſchen Herzen an teutſche Rippen ſchlägt... Alſo kommen Sie nun mit Hinweglaſſung aller Aber und Wann. Gott geleite Sie.

Herzliche Grüße von uns allen.

Ihr

Joſeph von Laßberg.

---

[1]) „Ich bin nicht mehr ſo, wie ich war unter der Herrſchaft der guten Cinara“ (Horaz, Oden IV., 1). (Cinara, Geliebte des Horaz.)

745. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Auf der alten Meersburg am Bodenſee,
den 25. Juli 1854.

An ſeinen lieben Juſtinus Kerner mit einem Glaſe.

Glück und Glas!
Wie bald bricht das?
Dennoch nimm es in die Hand,
Schenk es voll bis an den Rand
Und laß es tapfer rinnen,
Bis nichts mehr iſt darinnen.

Glück und Glas!
Wie bald bricht das?
Glück iſt flüchtig und geſchwind,
Heute weht ein guter Wind;
Aber voller Sorgen
Macht der Sturm dich morgen.

Glück und Glas!
Wie bald bricht das?
Iſt der Sang verklungen,
Iſt das Glas zerſprungen,
Blieb uns noch der volle Krug,
Hätten alle wir genug.

Glück und Glas!
Oft kommt das
Aus des Weines rotem Schein,
Darum ſchenke fleißig ein!
Sprach ſchon Kaiſer Nero:
Pelle curas mero [1]).

Joſeph von Laßberg.

---

[1]) „Vertreibe die Sorgen mit lauterem Wein.“

An seinen lieben Justinus Kerner.
mit einem Glase.

Glück und Glas,
Wie bald bricht das!
Dennoch nimm es in die Hand!
Schenk es voll bis an den Rand!
Und lass es tapfer rinnen,
Bis nichts mehr ist darinnen.

Glück und Glas,
Wie bald bricht das?
Glück ist flüchtig und geschwind,
Heute weht ein guter Wind;
aber voller Sorgen
Macht der Sturm Dich morgen.

Handschrift von Joseph von Laßberg, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 743.

Glück und Glas,
wie bald bricht das?
Ist der Sang verklungen!
„Ist das Glas zersprungen,"
„Blieb' was noch der volle Krug!
Hatten alle sie genug.

Glück und Glas!
Oft kommt das ——
aus des Weines rotem Schein;
Darum schenke fleissig ein!
—— Sprach schon Kaiser Nero: —
Pelle curas mero.

auf der alten Meersburg am Bodensee. 25 July. 1857.

Josephine Laßberg.

746. König Ludwig von Bayern an J. K.

Aſchaffenburg, den 30. Auguſt 1854.

Für Ihre aus anhänglichem Herzen kommenden Wünſche danke ich Ihnen innig, mein werter Dr. Juſtinus Kerner. Ihre Teilnahme bei dem Seelenſchmerz, der Sie erfüllt, iſt mir um ſo teurer. Möge er ſich mildern, und wenn möglich aufhören; Ihre Geſundheit gut ſein, mit Ihren Augen es ſich ſehr beſſern! Wohl ſind wir hier alle. Mein Sohn Adalbert, von meinem Anerbieten, ihn dem Bereich der Cholera zu entziehen, Gebrauch machend, befindet ſich bei uns. Meinen Dank für Ihre Wünſche und die meinigen wiederholend

Ihr Sie recht ſchätzender

Ludwig.

---

747. Caſtelli an J. K.

Wien, den 15. Oktober 1854.

Sie haben mir durch Herrn Dr. Jäger einen freundlichen Gruß geſendet und dieſer war für mich der liebſte Orden. Wenn ein Mann, wie Sie, ſich des einfachen, populären Verſeſchmiedes in Wien erinnert, der ſich nur in den engen Sphären des Humoriſtiſchen bewegt und nur in der Dialektpoeſie nicht ganz Unwürdiges geleiſtet zu haben ſich ſchmeichelt, ſo muß ihn das hoch erfreuen und wohl auch etwas ſtolz machen.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen als Gegengruß hier das kleine Gedichtchen mitteile, welches ich an Goethe bei Ueberſendung meiner Gedichte in öſterreichiſcher Mundart ſchrieb[1]), es paßt auch für Sie.

Hab' a kleins Vögerl g'ſeha
Draußen im Wald,
G'lungen auf'n Bäumen hat's,
Daß 's laut hat g'ſchallt,
Und hat ſich mauſig g'macht,
Wann d' Sonn' hat freundlich g'lacht.

---

[1]) Ein Urteil Goethes über Caſtellis Gedichte iſt, ſoviel ich ſehe, nicht bekannt.

Und d' andere Vögele hab'n
Zornig drein g'schaut.
„Wie kannst dich unterstehn,
Z'singen so laut?
Still sei, halt's Maul einmal!
Hörst denn nicht d' Nachtigall?"

Traurig wird 's Vögerl jetzt
Und gibt gleich Ruh'.
D' Nachtigall aber sagt:
„Sing du nur zu.
Weil ein natürlich's Lied
Niemals mich ärgern wird."

Jäger hat mir auch gesagt, Sie hätten ein Gedicht von mir würdig gefunden, es in Ihre Blätter aufzunehmen[1]). Wollen Sie mich mit einigen Zeilen beehren und mir mitteilen, welches Gedicht von mir dieses Vorzuges teilhaftig wurde, so würden Sie mich sehr verbinden, vollends beglücken würden Sie mich aber, wenn Sie diese Zeilen als den Anfang einer innigeren, literarischen und freundschaftlichen Annäherung betrachten wollten...

Dr. J. F. Castelli.

Mein Name ist meine Adresse.

---

748. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

Darmstadt, den 3. November 1854.

Empfangen Sie meinen heißgefühltesten Dank für die herzliche Teilnahme an meinem unersetzlichen Verluste, welche Sie wiederholt auszusprechen so freundlich waren[2]).

Die beste der Mütter ist aus einer Welt geschieden, die zu beglücken ihre höchste Aufgabe war; und daß sie sie gelöst, gibt den sichersten Beweis die aufrichtigste und ungeheuchelteste Teilnahme, die die Trauerkunde ihres so plötzlichen und unerwarteten

---

[1]) Es ist mir trotz wiederholten Suchens nicht gelungen, im Magikon oder in den Blättern aus Prevorst ein Gedicht Castellis zu finden.

[2]) Seine Mutter, Königin Therese, war am 26. Oktober d. J. gestorben.

Ableben's nah und fern allenthalben erregte. Gern hätte ich der Hülle meiner in Gott entschlafenen Mutter noch die letzten Ehren erzeigt, doch war es gewiß in der Absicht der nunmehr Verewigten, den tiefgebeugten Vater zu trösten und ihn nicht zu verlassen, wo der größte Seelenschmerz ihn erfaßt hatte; daher begleitete ich ihn hieher, wo sein großer Geist sich wieder ermannen konnte; denn wäre er in München geblieben, so wäre das Schlimmste zu besorgen gewesen. Er beauftragte mich, Ihnen vielmals für die herzliche Teilnahme zu danken, die Sie ihm durch mich ausgesprochen.

Etwas äußerst Seltsames begegnete mir und der Großherzogin vor wenigen Tagen, einen neuen Beweis liefernd, daß Geister stets uns umschweben, wo wir auch sein mögen.

Ich saß nämlich mit ihr allein im stillen Kämmerlein ziemlich spät abends, und ähnlich den Jüngern in Emaus, fiel unser Gespräch immer wieder auf das zurück, was in den letzten Tagen des Kummers uns mit Trauer und Wehmut erfüllt hatte; wir gedachten mit stiller Rührung und Liebe der verklärten Mutter, und ich erwähnte dabei einer Stelle aus Meyerbeers Robert der Teufel, wobei sie immer Thränen der Rührung vergoß, nämlich: „Mutterliebe kann nicht sterben"; da rauschte es plötzlich in den Blättern der Bäumchen, die im Zimmer standen, als ob Geisterhände sie berührt, und meine Schwester sah deutlich, wie sie sich hin und her bewegten, als ob der Sturmwind darin hauste, obwohl die Fenster dicht verschlossen waren und kein Lüftchen sich regte. War das nicht ein Hereinragen der Geisterwelt!?

Stets Ihr alter Freund

Adalbert.

---

749. Graf Pocci an J. K.

München, 5. Nov. 1854.

Wie nahe Sie das unerwartete Ableben unserer vortrefflichen Königin Therese berührt hat, das ist mir wohl erklärlich. Der Schmerz um ihren Verlust hat Ihnen auch Ihre eigene Wunde aufgerissen.

Hier in München iſt das Leid wirklich ein allgemeines, tiefempfundenes. König Ludwig war wie verloren in unbeſchreiblichem Weh und Elend. Ein gewiſſer Mittelpunkt, um welchen ſich die ganze königliche Familie geſchart hatte — iſt für immer verloren. Dies fühlen alle wohl! Und welch ein Verluſt für die Umgebung, für die tauſend Armen und Leidenden, welchen ſie eine Quelle ungewöhnlicher Tröſtung war!

In dieſem Jahr hat uns Gott ſchwer heimgeſucht in München! Wie viele ſind geſtorben. Und am Schluſſe jetzt noch die Peſte!

Könnten wir uns doch einmal wieder ſehen! Aber wie hätte ich heuer, gerade bei dieſer Kalamität, die Meinen verlaſſen können?

In dieſen bangen Monaten, von Juli an, war man wohl nicht produktiv aufgelegt; dennoch habe ich ſoeben die Dichtung eines dramatiſchen Märchens vollendet: „Gevatter Tod“[1]). Sie kennen den Stoff: ein Arzt ſpielt die Hauptrolle. Ich habe es meiner Frau, meinem verſtändigſten und unparteiſichſten Kritikus, vorgeleſen. Sie findet es gut, aber durchaus nicht geeignet, es als Volksſtück auf der Bühne erſcheinen zu laſſen. — Eben erſcheint von mir ein kleines Weihnachts-ABC, ich werde es Ihnen ſchicken. So webt und ſchafft man immerfort zwiſchen Freud' und Leid; aber ich frage mich ſelbſt immer: „wozu der Quark!“ — Und doch! ſind's nicht Tröpflein der unvergänglichen Lebenseſſenz, die man beſcheiden in die Ewigkeit gießt! Ich hoffe, daß ſie nicht verloren ſein mögen! . . .

Pocci.

---

750. Prinzeſſin Marie an J. K.

Stuttgart, 8. November 1854.

Mein Geburtstag, zu dem Sie mir ſo freundlich gratulirten, war allerdings am 30. Oktober, und bezeichnete den 38jährigen Regierungsantritt meines heißgeliebten Vaters, den Gott noch lange uns allen in Kraft und Geſundheit erhalten wolle! Der Himmel ließ mich das Licht der Welt erblicken

[1]) Es erſchien 1855 in München (Braun und Schneider).

wenige Stunden nach dem Dahinſcheiden meines Großvaters. Darin lag für mich ſtets die Mahnung an den Schmerz, der mich beim Eintritt in das Leben ſchon umgab, und der mir reichlich bis jetzt zu teil geworden — vielleicht aber auch eine Ahnung, daß ich zum Troſte meiner Lieben da bin, wie ich gleich unbewußt den Vater zu tröſten hatte, und dieſe Miſſion iſt gewiß mein Lebenszweck.

Wie ſehr bedaure ich Ihren Zuſtand und faſſe Ihren tiefen Kummer, zu leben ohne die treue Lebensgefährtin! Zumal in dieſer Jahreszeit, ſo traurig an ſich, und in dieſer Zeit, ſo zerriſſen nach allen Seiten! Gott wolle Sie ſtärken mit ſeiner Gnade!

Marie.

---

751. Kobell an J. K.

Hohenſchwangau, 15. Nov. 1854.

Ich habe Ihnen ſchon lange ſchreiben wollen, aber es geht mir da, wie mit vielem andern, ich verſäume das Heute und komme morgen nicht dazu. Nun, ich hoffe, Sie deuten's nicht übel. Wir ſind gottlob der Cholera glücklich entronnen, da wir in die lieben Berge uns zurückziehen konnten, ja in die lieben Berge, nächſtens das einzige Aſyl für die Poeſie, wo man das Schnauben der Dampfmaſchinen und das Eiſenbahngerumpel nicht hören und die wogende Menſchenflut nicht ſehen muß, die im ganzen nicht gar erquicklich ausſieht!

Ich habe nach alter Gewohnheit der Jagd auf Gemſen und Hirſche weidlich gepflogen, und daneben auch einiges poetiſirt, wobei ich ſogar die Kühnheit hatte, die „Urzeit der Erde“[1]) zu beſingen und in Gedanken auf Ichthyoſauren und Maſtodonten zu birſchen. Es iſt eine fatale Geſchichte, wenn man anfängt, die Gegenwart zu verlaſſen und ſich mehr der Vergangenheit zuzuwenden; ich glaube, es iſt ein Zeichen, daß man beginnt, ein altes Haus zu werden. Thut aber nichts, geht einem, wie dem andern. Der Geibel iſt viel wohler, als er im Sommer war, und ſchreibt an Balladen mit hiſtoriſcher Baſis, wovon

[1]) Im Jahr 1856 erſchienen.

ich schon einige recht hübsche von ihm vorlesen hörte. Es ist dieses ein Bereich, wo das Dichten nie ausgeht, interessante Momente sind freilich auch nicht zu häufig, solche aber zu suchen, ist mehr Sache des Fleißes.

Die Gedichte von Lingg[1]) werden Ihnen gefallen haben, ich habe die persönliche Bekanntschaft des Mannes noch nicht gemacht, er soll ein sonderbarer Kauz sein. — Ich sitze in diesem Augenblick in tiefem Schnee auf dem Schlosse Hohenschwangau, als Gast des Königs, der hier einige Wochen zubringen und sich von den letzten Trauerscenen in München erholen will. Es werden oft Poetika verhandelt. Und nun leben Sie wohl und lassen Sie bald wieder von sich hören . . .

Kobell.

---

732. Helmine von Chezy an J. K.

Genf, 20. Nov. 1854.

. . . Ich wollte mit Ihnen von meinen Gedichten reden; denn ich glaube, diese sind in Gefahr. Ein frecher, fühlloser Dieb hatte sich unter der Firma eines Abschreibers bei mir eingeschlichen; er sagte, er sei aus Hamburg. Er hatte einen Anstrich von literarischer Bildung und gab sich für einen Dichter aus. Eine Magd und Wärterin, die um mich waren, hat er wahrscheinlich bestochen. Anfangs Juni erwachte ich abends aus einem totähnlichen Schlaf, ohne zu wissen, wie mir geschehen war; alle Funktionen des Körpers waren aufgehoben gewesen. Ich hatte regungslos gelegen, wahrscheinlich hatte ich einen Schlaftrunk bekommen. Zwei Wochen darauf bemerkten Freunde, die ich ins Zimmer führte, wo ich so lange nicht war, indem ich lag, daß meine besten und kostbarsten Bücher, die ich in dieser ungünstigen Zeit vergebens zum Verkauf angeboten hatte, und alle Arbeiten meines Sohnes[2]) fehlten, sowie wertvolle Andenken,

---

[1]) Hermann Linggs erste Gedichte erschienen im Jahr 1854, von Kobell herausgegeben.

[2]) Sie hatte zwei Söhne; der eine, Max, war Maler und starb 1846, der andere, der hier gemeint ist, Wilhelm, gestorben 1865, war Romanschriftsteller (nach K. Spindlers Vorbild) und Journalist.

dazu merkwürdigerweise „Deutschlands Dichterinnen“ von A. Voß; meine erste Gedichtsammlung von 1812, meine zweite: „Herzenstöne auf Pilgerwegen“, und viel von Manuskripten und Entwürfen[1]).

Meine Gedichtsammlungen kann mir genannter Dieb nur in der Absicht genommen haben, dieselben zu seinem Nutzen herauszugeben. Er ist aus Genf verschwunden. Im hiesigen Bureau des Messagers, woselbst er auch Diebstähle verübt, sagen die Redakteurs, er sei nach Amerika. Es ist ein gewandter Mensch, er ist listig und schlau, er lebte hier unter dem angenommenen Namen J. Moren, sagte, er sei aus Hamburg, hat eine junge Person bei sich, die er für eine Engländerin ausgab; gab hier einen englischen Kurs, der ziemlich besucht war. Früher, als er mich beraubte, war ein ähnlicher Gauner bei mir gewesen und hatte einen Fang von 340 Frs. gemacht. Der übrigen Diebstähle nicht zu erwähnen.

Was meinen Sie nun, was anzuraten wäre, um die unrechtmäßige Ausgabe meiner Arbeiten zu verhindern, die der Dieb gewiß im Sinn hat.

Wenn Cotta meine Gedichtsammlung ankündigt, so ist dem Dieb sein Spiel vereitelt, ich würde mich billiger finden lassen, als meine Hinterbleibenden, und ich habe noch die schönen Dichtungen, welche ich ihm vor einiger Zeit unter dem Namen „Frische Lieder“[2]) von Helmina anbot.

Thun Sie das mögliche, Gott wird es Ihnen lohnen. Er wird Ihnen noch unverhoffte Freude bereiten und in Ihren vollen Lorbeerkranz noch goldne Früchte einflechten . . .

Helmine von Chezy.

---

753. König Ludwig von Bayern an J. K.

Darmstadt, den 21. November 1854.

Mein Leidensgenosse, Justinus Kerner! Jetzo, da mich betroffen, was Sie, mir das Liebste, was ich auf Erden besaß,

---

[1]) Ihre ersten „Gedichte“ erschienen in zwei Teilen 1812, die andern 1833.

[2]) Vgl. Brief Nr. 742.

entriſſen iſt, fühle ich den Schmerz, der Sie durchdringt, da Sie Ihre Lebensgefährtin verloren. Thränen drangen aus meinen Augen, da ich Ihre mir am 15. dieſes geſchriebenen Verſe las. Ihren früheren Brief, für den ich ebenfalls meinen Dank ausdrücke, bekam ich auch, er wurde mir nachgeſchickt. Den Thron habe ich verloren [1]), alte gute Bekannte, meinen beſten Freund, meine Schweſtern, wenn ich auch andere verlieren ſollte, wenn ſie mir nur bliebe, nur ſie! War vierundvierzig Jahre mit der verheiratet [2]), die ich wegen ihrer Vortrefflichkeit immer mehr liebte, der ich leidenſchaftlich anhing. Mir ſchwebte ſchon die goldene Hochzeit vor. Gott wollte es nicht, und ſeinem Willen ſollen wir uns ohne Murren unterwerfen. In nicht viel mehr als drei Wochen, daß ich ſie verloren (die mir immer abgehen wird), verfaßte ich bereits zehn Gedichte an ſie. Gott möge uns beide tröſten, dieſes wünſcht innig

Ihr mit Ihnen fühlender

Ludwig.

---

[1]) Im Jahr 1848 dankte König Ludwig ab.

[2]) Am 12. Oktober 1810 hatte er die Königin Thereſe geheiratet.

X.

Die letzte Zeit.

1855—1862.

„Raſtlos thätig", ſo dürfen wir Kerner auch in dieſem letzten Abſchnitt ſeines Lebens nennen. Durch Arbeit — ſo gut es bei ſeinen ſchlechten Augen eben ging — ſuchte er die Bitterkeit des Lebens zu vergeſſen; durch Arbeit ſuchte er ſich über den Tod ſeines Rickele zu tröſten, wenn dies ihm überhaupt möglich war. Auch einzelne Reiſen ſollten den Vereinſamten zerſtreuen. Im Sommer 1855 beſuchte er den Freiherrn von Laßberg auf ſeinem Edelſitz Meersburg am Bodenſee. Bei dieſem Beſuch wurde er mit den Schriften des „Entdeckers des tieriſchen Magnetismus", Franz Anton Meſmer, näher bekannt[1]), der eben in Meersburg zuletzt als Arzt gewirkt und im Jahr 1815 daſelbſt geſtorben war. Zurückgekehrt warf er ſich mit allem Eifer auf das Studium jener Schriften. Er fühlte ſich von dem Leben und Wirken dieſes Mannes ſo ſehr angezogen, daß er alles andere darüber vergaß und daß auch die Poeſie in dieſer Zeit etwas brach liegen blieb. Nur ein einziges Gedicht hat er im Jahr 1856 veröffentlicht (im Morgenblatt), und auch dieſes eine hatte Meſmer zum Inhalt. „Auf Anton Meſmers Grab" iſt es gedichtet. In demſelben

[1]) Im Magikon 1850 (IV. Band) S. 1 ff. hat er zuerſt über Meſmer gehandelt.

Jahr erschien Kerners wertvolles Buch über Mesmer[1]). Es war seine letzte literarische Arbeit auf medizinischem Gebiet.

Von jetzt ab widmete er sich wieder ganz der Poesie. Das Morgenblatt von 1857 und 1858 enthält eine ganze Reihe seiner „Verse". So nannte der Dichter in seiner Bescheidenheit, von der schon oben die Rede war, seine Gedichte. Das Jahr 1859 brachte sie gesammelt in den „Winterblüten". Die Herausgabe fällt also in das bedeutungsvolle Jahr der hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers, die in ganz Deutschland auf das glänzendste begangen wurde. Kerner hat in dieser Sammlung, die allerdings vor dem eigentlichen Geburtstag Schillers, dem 10. November (1759), erschien, seines großen Landsmannes nicht gedacht und auch nachher kein Gedicht auf Schiller gemacht, so wenig als Uhland, obgleich ihre Freunde K. Mayer, Graf Alexander, Schwab (schon früher), Mörike, L. Pfau, J. G. Fischer, Geibel, Freiligrath und viele andere damals den schwäbischen Dichterheros verherrlichten. Wie kam das? Nun, bei Uhland liegt die Sache einfach. Er hat sich persönlich beim Jubiläumsfeste mit einer Rede (Trinkspruch) beteiligt; im übrigen hat er, getreu seinem „Spruch" aus dem Jahr 1854: „Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen", von da, beziehungsweise 1855, an bis zu seinem Tode 1862 nur acht Zeilen gedichtet oder wenigstens veröffentlicht. Kerner dagegen war damals, gerade um die Jubiläumszeit, krank, lag im Bette, konnte also auch der an ihn ergangenen Einladung zur Teilnahme am Jubiläumsfeste nicht Folge leisten (Brief Nr. 831). Doch hat er vom Bette aus dafür Sorge getragen, daß auch auf der Weibertreue Freudenfeuer gen Himmel loderten. Auch wollte er es durchsetzen,

---

[1]) Das neueste Werk über ihn ist: „F. A. Mesmers Leben und Lehre" von Kiesewetter. Leipzig 1893.

daß auf dem durch die Feuer erleuchteten Berge Schillers Lied „Ehret die Frauen“ gesungen werden sollte. Aber dieser schöne Plan kam nicht zur Ausführung trotz Kerners Fürsprache. Noch ist zu bemerken, daß der Dichter damals eine Originalzeichnung von Heideloff ins Marbacher Schillerhaus gestiftet hat. (Vgl. Brief Nr. 831.)

Ein Jahr vor dem Erscheinen seiner letzten Gedichtsammlung durfte Kerner noch sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feiern. Die Universität Tübingen, an der er sich vor fünfzig Jahren mit seiner Arbeit über die Funktionen der verschiedenen Gehörorgane den Grad eines Doktors der Medizin erworben hatte, erneuerte ihm das Diplom in den ehrenvollsten Ausdrücken. Daneben wurden ihm, früher oder später, noch eine Menge anderer Auszeichnungen von verschiedenen Seiten zu teil, wie uns die Briefe Nr. 736, 766, 816, 833, 837 zeigen.

Die letzte Lebenszeit war ihm durch Krankheit sehr erschwert; er litt besonders durch Mangel an Schlaf, er nahm daher zu künstlichen Schlafmitteln seine Zuflucht, aber dadurch wurde er „nervös erregt“. Dennoch hat er noch im Jahr 1861 eine Anzahl von Gedichten im Morgenblatt veröffentlicht, die noch von frischer Dichterkraft zeugen. Bis an sein Ende war überhaupt sein Interesse der Literatur und Kunst zugewandt. Auch der Verkehr mit seinen Freunden wurde eifrig fortgesetzt. So lange sein Augenlicht es irgend gestattete, schrieb er selbst; später diktirte er seine Briefe und unterzeichnete sie nur. Der briefliche Verkehr war ihm Bedürfnis, so lang er lebte.

Im Anfang des Jahres 1862 fühlte sich der Dichter noch verhältnismäßig wohl. Da überfiel ihn Mitte Februar eine heftige Grippe; sein geschwächter Körper war ihr nicht mehr gewachsen. Am 21. Februar, nachts ½12 Uhr, wurde er von seinem Leiden durch einen sanften Tod erlöst.

Sein Leben war, wie das erneuerte Doktordiplom es aussprach, ein Trost der Kranken, eine Geißel der Dämonen, Wonne der Musen und süße Zier des Vaterlandes. Auf dem Denkmal, das im Jahr 1865 in Weinsberg dem Dichter errichtet wurde, sind mit vollem Recht diese Worte wiederholt worden: sie bringen in aller Kürze schön und treffend die Bedeutung Kerners zum Ausdruck.

Als Kerners „reichste Hinterlassenschaft" hat Karl Gödeke[1]) den „umfangreichen Briefwechsel" desselben bezeichnet. So urteilte dieser hervorragende Literarhistoriker vor dem eigentlichen Bekanntwerden des Briefwechsels. Sein Wort ist jetzt in vollem Maße bestätigt. Kerners Briefwechsel ist so ausgedehnt und umfassend wie wenige. Wir gewinnen durch ihn einen klaren Einblick in sein dichterisches Schaffen, wir lernen daraus seine Lyrik, deren Grundton der Schmerz ist, begreifen und seine übrigen Werke, zumal die „Reiseschatten", verstehen. Zugleich tritt uns auch der Arzt und „Geisterseher", wie der Politiker Kerner deutlich vor Augen.

Ganz besonders wertvoll ist der Briefwechsel dadurch, daß er Briefe so vieler hervorragender Zeitgenossen Kerners enthält. Das gibt ihm eine hohe literar- und kulturhistorische Bedeutung. Manche dieser Gestalten erscheint erst jetzt in völlig klarer Beleuchtung, manche ist erst jetzt überhaupt näher bekannt geworden. So behält Gödeke recht, wenn er den Briefwechsel Kerners „reichste Hinterlassenschaft" genannt hat.

---

[1]) In seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" III, 312. In der neuen Auflage wird der Abschnitt auf Grund des Briefwechsels von mir neu bearbeitet.

754. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Meersburg, den 10. Januar 1855.

Als Sie und Ihre liebe Maria die alte Burg verlassen hatten, trat ich in Ihre Zimmer und sah mich da um, aber ich sah nichts mehr! Vielleicht, daß ein Lüftchen, welches an Ihren Angesichtern vorüberfliegend, sich noch da aufhielt und in den Strom meines Atemzuges fiel; ich schloß die Augen und Sie standen beide wieder vor mir. Aber das half nichts, ich mußte doch allein bleiben. Den ganzen Tag gingen Sie mir ab, es war mir etwas abhanden gekommen, was schon angefangen hatte, zu meinen Lebensbedürfnissen zu gehören. Des Abends im Bette dankte ich meinem Gotte, daß er mich in so spätem Alter gewürdigt hat, die Freundschaft eines solchen Mannes zu erwerben. Mit 85 Jahren schließt man sonst keine Freundschaften mehr, und diese Erscheinung bleibt eine Anomalie in meinem einzelnen, wie im allgemeinen Seelenleben.

Gott segne Sie dafür und schenke Ihnen schöne Tage! Schon den folgenden Tag kam eine Kutsche voll Besuche aus Friedrichshafen hier angerumpelt, ein, wie es schien, verdrossener Kriegsrat und ein feiner, wohlberedter Pastor aus der alten Reichsstadt Buchhorn[1]), welche im Mittelalter für ein schwäbisches Lalenburg[2]) galt, und wovon viele lächerliche Anekdoten auf uns gekommen sind. Sie brachten ihre Frauen mit, die sich mit den Meinigen unterhielten. Als sie abends wieder weggefahren waren, befiel mich eine Wehmut, ich hatte den Schlag-

---

[1]) Heutzutage Friedrichshafen, am Bodensee gelegen.

[2]) Ein erdichteter Ort in dem Lalenbuch, dem bekannten deutschen Schwankbuch des 17. Jahrhunderts. Auf denselben sind alle Narrheiten, die man einzelnen Städten zuschrieb, insgesamt übertragen.

ſchatten desjenigen geſehen, was mir entflohen war. — Gleich darauf kam Ihr Sohn Theobald mit ſeiner ſchönen Frau[1]) von ſeiner Reiſe in die Schweiz zu uns. Ein paar blitzende, geiſtreiche Augen trägt der Mann, die mich an ſeine Mutter erinnerten. Eine dreiſtündige Bekanntſchaft gibt kein Urteil. Die Frau, eine nordiſche Schönheit, hat einen ſchöneren Mund als ich je geſehen. Glücklich der Mann, der ihn küſſen darf!

Nun fing aber ein wahrer Sprühregen von Gäſten und Beſuchern an, deren Namen ich Ihnen nicht nennen werde, weil es zu lange wäre. Darunter doch den Fürſten Pückler-Muskau, qui multorum hominum vidit mores et urbes[2]). Er kam gleich nachmittags, und ich führte ihn in meinen Bücherſaal, wo wir in dem runden Turme einen Becher Wein zuſammen leerten. Er erzählte mir, daß er von dem Markgrafen Rüdiger von Bechelarn im Nibelungenliede abſtamme, denn Bechlarn und Pückler ſeien identiſch. Ich verneigte mich. Er wolle, ſagte er, ſich am Bodenſee einen Sitz kaufen und habe deshalb das neue Schloß hier beſehen. Beim Abſchied verſprach er, wieder zu mir zu kommen. Ein ſchöner, wohlgewachſener Mann von mittlerer Größe, der für ſeine 60 Jahre außerordentlich jung ausſieht, edle und geiſtreiche Züge trägt, im Geſpräch freundlich mitteilend wird. Auf die Frage, ob es wahr ſei, daß er, wie ich einſt in Zeitungen geleſen, ſeinen Hofgärtner von Muskau nach Ithaka geſandt habe, um da einen engliſchen Park anzulegen? war die Antwort, es ſei nicht wahr; aber in Griechenland habe er einmal eine ſo wunderſchöne und große Platane gefunden, daß er beſchloſſen habe, ein Haus da zu bauen, das ſei aber nachher unterblieben. Ich halte ihn für einen großen Egoiſten, der aber mit ſich ſelbſt nicht ganz einig iſt, mit den Jahren wird dieſe Unentſchloſſenheit noch zunehmen.

Nun kam Ihre Kiſte mit Geſchenken an: multorum Camelorum onus[3])! Vater, Mutter und beide Kinder waren reich-

---

[1]) Theobald Kerners erſte Frau, Maria v. Hügel.

[2]) „Der vieler Menſchen Sitten und Städte geſehen hat".

[3]) „Eine Laſt für viele Kamele".

lich bedacht. Schöne, kostbare, merkwürdige und niedliche Sachen; die beschriebenen Palmblätter sind kostbare Reste eines wahrscheinlich religiösen Buches, nicht in Sanskrit, sondern wahrscheinlich in Pelvhy[1]) geschrieben; das ist ein schönes Paradepferd für meinen Büchersaal. Die kleine Windsängerin von Weinsberg hat mir noch nicht gesungen, meine Weiber, die sie in unserem Speisezimmer im Turm aufgehängt haben, loben ihre Stimme. Der Lichtschirm ist sehr zierlich und dabei schön gemalt, er wird öfter gebraucht und erweckt Erinnerungen und Sehnsucht, unter einem Fenster sehe ich Leute stehen, die gegen mich schauen, Gott grüße sie! Die Bücher, die Schriften und alles andere sind schön und gut. Tausend Dank und Gott vergelt' es, es macht mir täglich Freude.

Es kommen gelehrte und ungelehrte Leute aus allerlei Ländern, Kuriosa hier zu sehen, und so ging es mit der Durchwanderung bis zum 11. November fort, wo der Frost die Leute abhielt. Es kam auch mein Sohn Karl, inveteratus miles, bello fractus[2]), aus Böhmen zu uns und erholte sich sichtbar im Einatmen der vaterländischen Luft. Nachdem kam mein Vetter Max Laßberg aus Detmold mit seiner Frau, geborenen von Stein, und fünf Kindern, seine Schwester Frau von Bernhard, geborene Laßberg, auch mit drei Kindern, so daß ich mehreremal mit 13 Laßberg und mehreren anderen Verwandten zu Tische saß, eine Freude, die weder mein Vater noch mein Großvater je erlebt haben, letzterer aber wohl erleben konnte, da er 20 Geschwister hatte; allein sie wurden zu früh aus dem Vaterhause zerstreut. Sie können denken, lieber Freund! wie sehr mich alles dieses von morgens bis abends beschäftigt hat, und dabei nicht an ein ordentliches Schreiben zu gelangen war. Meine desfalls gemachten Versuche schlugen alle fehl; jetzt kam die schreckliche und traurige Zeit, in der ich noch lebe, wenn das leben heißt. Am 24. Oktober erhielten wir die Nachricht, daß mein gütiger Gebieter, edler Freund und großmächtiger Wohlthäter,

---

[1]) D. i. Pehlewi, altpersisch.

[2]) „Ein altgedienter Soldat, durch den Krieg gebrochen".

der Fürſt Karl Egon zu Fürſtenberg, zu Iſchl im Bade geſtorben ſei[1]). Dieſe Nachricht erſchütterte mich ſo, daß man mich zu Bette bringen mußte. Bald ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein, welches, doch ohne Delirium, durch mehrere Tage anhielt, doch endlich bemeiſtert wurde. Seit dieſer Zeit liege ich wie ein Klotz im Bette und kann mich faſt nicht rühren und nicht wenden, nicht ſtehen und nicht gehen, kurz, ohne fremde Hilfe kann ich nichts verrichten. Das Schreiben, noch mein einziger Troſt, hat, wie Sie ſehen, ganz aufgehört[2]), mit dem mir gleich wichtigen Leſen geht es um kein Haar beſſer. Am 7. Januar habe ich aufgehört zu leſen und halte mir jetzt einen Vorleſer, der mir täglich den Inhalt der Zeitungen überliefert.

So ſteht es nun, mein teurer Freund, bei mir! Mein phyſiſches Befinden iſt ſo, daß mich Eſſen und Trinken anekeln und mir Gewalt anthun muß, um Nahrung zu mir zu nehmen. Dabei ein unaufhörlicher Huſten ... ex super abundante[3]) kam dann noch das nodosum podagra[4]) hinzu, das mir in beiden Ferſen ſitzt und ſchmerzt; in meinem Leben fühlte ich keine Spur davon, Sie ſehen, ich ſcheine beſtimmt zu ſein, meine Lebenskraft bis zur Neige aufzuzehren. Aber, Gott ſei Dank! bin ich bei dieſen gewiß nicht geringen Leiden gewiß nichts weniger als mutlos geworden; ich finde das, was gekommen iſt, ganz naturgemäß und folglich notwendig, ich tröſte mich darüber, wie man ſich über das ſchlechte Wetter tröſtet; mit falſchen Hoffnungen einer Geneſung mache ich mir keine Illuſion[5]); aber ich bin entſchloſſen, auszuhalten mit männlicher Reſignation, ſo lange mir der liebe Gott die Geiſtesgegenwart, die er mir bisher erwieſen, nicht entzieht. Et si natura spiritum repetet, testatus exibo: bona studia me amasse, bonam conscientiam, nullius libertatem

---

[1]) Freiherr v. Laßberg war von 1804—1817 Landesforſtmeiſter und Geheimrat des Fürſten geweſen.

[2]) Der Brief iſt von zwei verſchiedenen fremden Händen geſchrieben, von Laßberg nur unterzeichnet.

[3]) „Zum Ueberfluß."

[4]) „Die knotige Fußgicht."

[5]) Er ſtarb noch im März dieſes Jahres.

per me imminutam fuisse, minime meam[1]). Dies ist der einzige Ruhm, nach dem ich strebe, und er soll nur in der Brust meiner Freunde leben und nur so lange, als diese schlagen wird. Das habe ich schon oft gesagt, und es ist wahr, das digito monstrari[2]) und das dicier heic est[3]) haben meine Pulse kaum in der Schule schneller schlagen gemacht, und Reichtum habe ich nie für einen Lebenszweck gehalten ... Freundesworte sind wie Goldsand, auch das kleinste Körnchen hat seinen Wert, sagt der Perser Sady[4]), und dergleichen Kunden sind Arznei für mein Herz ... Uhland hat mich mit einem mir höchst merkwürdigen Buch von den Pfalzgrafen von Tübingen[5]) beschenkt ... .

Joseph von Laßberg.

---

755. Helmine v. Chezy an J. K.

Genf, 27. Januar 1855.

Ich beginne mein 73. Lebensjahr in meinem Bette und wüßte nicht, wenn ich auch gesund wäre, es schöner zu feiern, als mit einem Briefe an Sie ... O Guter! wie vieles liegt jetzt zwischen unserem Zusammenkommen und heut, ich glaube, es ist morgen, wo der planetarische Triangel sich ebenso stellen wird wie bei der Geburt Christi. Dies geschah 1825 und geschieht nun zum zweitenmal wieder. Man versicherte damals in Wien, diese Figur bedeute ungeheure Begebenheiten. Der Zusammen-

---

[1]) „Und wenn die Natur das Leben zurückfordert, werde ich mit dem Bekenntnis scheiden, daß ich gute Studien geliebt habe und ein gutes Gewissen, daß keines Menschen Freiheit durch mich verringert wurde, am wenigsten die meinige."

[2]) „Mit Fingern gezeigt werden."

[3]) „An dieser Stelle verdient genannt zu werden."

[4]) Moslich Eddin Saadi, 1184—1291, einer der berühmtesten persischen Dichter.

[5]) Es ist das Buch: „Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen" von Dr. Schmid (1853); s. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland (1870) S. 259.

hang des Laufes der Himmelskörper mit den großen Weltbegebenheiten hat sich schon oft bewiesen, ich glaube fest daran.

An meinen Dichtungen und an meinem Lebenslauf [1]) verschlägt er sich sehr viel. Letzterer ist ein Buch, wie es noch keines gegeben hat. Ich und Bertha arbeiten sehr fleißig daran, und sie selbst erfreut sich dieser Arbeit. Ich habe einiges aus George Sands Leben gelesen, soviel ich bis jetzt kenne, ist mein Werk besser, nicht, daß ich mir ihr kolossales Talent beimessen könnte, aber mein Leben ist kolossaler. Meine Zeit ist auch keine bloße Uebergangsperiode, sondern der gewaltige Nachtfalter schlüpft schon aus seiner Chrysalide [2]) mit seinen purpurnen Flügeln, er wird die Welt nicht bergen und schirmen, doch er wird sie überschatten, und seine Brut wird sie zernagen. Wer am 15. August 1857 leben wird, dem erfüllt sich, was mir zu Kunde geworden. Ich sehne mich unaussprechlich nach jenseits; wiewohl mein Geist auch aus anderen Sphären unser Atom von Erde überblicken wird, habe ich doch die Schwachheit, daß ich gerne noch ein wenig zusehen möchte, so heiß meine Sehnsucht mich auch nach jenseits ruft. 4 Jahre lang hat mir mein Max unumstößliche Beweise gegeben, daß er mich umschwebt hat und der Mutter Erde nicht entfremdet war; seitdem hat alles aufgehört, aber ich bin freudig in dem, was ich erfahren. Auch die Einwirkung der dämonischen Mächte auf unser Dasein ist erwiesen, doch sie können über die Grenzen nicht hinaus, die ihnen der Allgütige gesteckt hat, und selbst das, was sie zu unserm Untergang ersonnen, dient uns zum Heil und zur Rettung. 1821 an diesem Tage war es schön bei mir. Tieck, Loeben, Malsburg, Kalkreuth, Blankensee, Bielefeld und noch viele andere Freunde und Freundinnen umgaben mich mit Liedern, Blumen und sinnigen Geschenken. — Hier bin ich vereinsamt, hauptsächlich trägt meine Krankheit die

---

[1]) „Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmine v. Chezy". Von ihr selbst erzählt. Leipzig 1859. (Herausgegeben von Bertha Borngräber, der die Erblindete diese Denkwürdigkeiten diktirte.) (Gödeke.)

[2]) d. h. Goldpuppe (Puppe der Dornraupe).

Schuld, und wenn ſie alle um mich her wären, die ich ehemals mein genannt, ſo würde doch mein Max noch fehlen und mit ihm das Süßeſte, was mir je zu teil wurde . . .

Helmine von Chezy.

---

756. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Meersburg, den 5. Februar 1855.

Sie erhalten, geliebter Freund! beiliegend die verlangten Subſidien zu einer biographiſchen Arbeit über den berühmten Doktor Mesmer[1]), ſoweit nämlich, als ich dieſelben aufzutreiben im ſtande war.

A. Die Abſchrift des franzöſiſchen Briefes, welchen Mesmer am 3. Oktober 1802 aus Verſailles an den Herrn von Roſenthal nach Karlsruhe ſchrieb[2]).

B. Den Taufſchein des Doktor Mesmer mit Beifügung der Namen ſeiner Eltern vom 23. Mai 1734[3]).

Der Trauſchein war nicht zu erhalten, weil damals daſelbſt noch kein Ehebuch geführt wurde. Mesmer iſt alſo weder zu Bangoldsheim noch zu Weiler, ſondern zu Iznang geboren, wo ſein Vater Revierförſter war; die Lage der drei, eine Pfarrei ausmachenden Orte: Weiler, Iznang und Bangoldsheim, iſt auf der badiſchen Karte von Wörl klar zu erſehen.

C. Der Ort, in welchem Mesmer vor ſeiner letzten Wohnungsveränderung wohnte, heißt Riedetsweiler, liegt eine Viertelſtunde von hier, und er hielt ſich einen ganzen Sommer hindurch in dem Speicher [Nebengebäude] des Bauern Futterer daſelbſt auf. Zwei Jahre vor ſeinem Tode zog er hieher nach Meersburg in ein dem Spital gehöriges Haus, wo er auch am 5. März 1815, vormittags um 10 Uhr, ſtarb, wie ſolches

---

[1]) Vgl. „Das Kernerhaus ꝛc.“, S. 341 ff.

[2]) S. Kerners Buch „Franz Anton Mesmer“ (Frankfurt 1856) S. 77.

[3]) S. Kerner a. a. O. S. 14.

D. der beiliegende Auszug aus dem hieſigen Nekrolog bezeugte [1]).

E. Ueber die Frau des Doktor Mesmer habe ich weder den Namen, noch die Herkunft, noch die Heimat erkundigen können [2]).

Maler Guido Mayer dahier weiß von allem dieſem nichts anzugeben, nur behauptet er, daß ſie mehrere Jahre vor ihm in Frankreich geſtorben ſei, welches dem Briefe des Pfarrers von Bangoldsheim zu widerſprechen ſcheint. Jedenfalls wird hier behauptet, daß ſie mehrere Jahre vor Mesmers Tod ſich von einander getrennt haben.

Dies iſt nun alles, was ich aufbringen konnte. Spätere Erfolge meiner Forſchungen werde ich ungeſäumt mitteilen.

Welche Freude haben Sie mir und allen den Meinigen durch Ihre und der lieben Frau Marie Briefe gemacht. Wir danken Ihnen beiden auf das herzlichſte, es iſt doch ſo angenehm, zu wiſſen, wie es ſeinen Freunden geht! Meine Leute ſind alle wohl, in meinem Zuſtand hat ſich nichts geändert, als daß der Huſten merklich anfängt, ſeltener zu werden. Mein Freund! ich habe den Mut noch nicht verloren und ich hege das feſte Vertrauen, daß der liebe Gott mir auch die Kraft verleihen wird, bis an das vielleicht noch nicht ſo nahe Ende auszuhalten. Möge doch auch Ihnen bald der Troſt zu teil werden, bald von der Wiedergeneſung Ihres Herrn Schwiegerſohns zu hören ...

Joſeph von Laßberg.

---

757. J. K. an Julie Hartmann.

Den 11. Februar 1855.

Ich hoffe, daß Sie meiner nicht vergeſſen haben, obgleich ich ganz das Gefühl habe, daß ich mit Dichter Hauffs verſtorbenem Bruder [3]) ſagen muß:

---

[1]) A. a. O. S. 207.

[2]) A. a. O. S. 16.

[3]) Der verſtorbene Bruder iſt wohl Wilhelm Hauff (1802—1827); der „Dichter" Hermann Hauff (1800—1862), nach ſeinem Bruder Redakteur des Morgenblattes.

Das iſt eben der Stachel,
Der mir weh thut,
Ich vergleich' mich einer Kachel,
Die hinter Dächern ruht.

Sie aber leben noch in der großen Reſidenz und ſehen wenigſtens vom Fenſter aus den Gott Ludwig hin und her gehen, ſehen Soldaten marſchiren und hören vom Schloßplatz heraus die Muſik der Wachtparade. Auch hören Sie alle Abend in Geſellſchaft die Muſik des Theekeſſels und gehen aller Art Leute bei Ihnen ein und aus, welche Ihnen die merkwürdigſten Neuigkeiten der Stadt und der ganzen Welt bringen. Ich aber liege mit Schmerzen im Herzen zu Bette, und wie es mir ſonſt in der Nacht iſt, können Ihnen folgende Verſe ſagen:

Gern wollt' ich ja am Tage Schmerzen leiden,
Verdorren ſehen meines Lebens Baum,
O käme nachts von meinen alten Freuden
Zu mir nur einmal noch ein ſchöner Traum!
Doch ſchlaflos blick' ich ſtets nach jener Stelle,
Von der mir nachts oft ihre Stimme klang,
Und war es auch nur ihres Atems Welle,
Hat mir's getönt wie leiſer Engelſang.
Doch ſchlaflos muß ich nachts zur Stelle blicken,
Von der mir bald kein ſüßer Laut mehr kam.
An der ich, ſie zum letztenmal zu drücken,
Die kalte Hand in meine heiße nahm.
Was hab' ich noch? Ein Auge müd' und trübe,
Das dennoch ſich nicht ſchließen kann zur Ruh.
Ein Herz, weit offen für den Schmerz der Liebe.
Komm, lieber Tod! ſchließ mir die beiden zu [1]).

Kürzlich kam die Klavierſpielerin Roſa Kaſtner zu mir und die wirklich große Schauſpielerin Janauſchek [2]) von Frankfurt, auch der alte Heibeloff kam mit ſeinem großen Herzog Karls

---

[1]) In den „Winterblüten" veröffentlicht: „An Sie, nach ihrem Tode": S. „In der Nacht".

[2]) S. „Das Kernerhaus und ſeine Gäſte" S. 237 ff.: Fanny Janauſchek.

Bild[1]), das in der That merkwürdig ist und besonders Ihrem Herrn Vater ein freundliches Lächeln abgerungen hätte. Theobald brachte mir eine lebensgroße Büste von Herzog Karl, die aus der Porzellanfabrik Herzog Karls herrührt und von weißer Fayence ist, er kaufte sie in Ludwigsburg ...

J. Kerner.

---

758. Graf Pocci an J. K.

München, 15. Februar 1855.

... Hier schicke ich Ihnen mein Volksdrama, den „Gevatter Tod“[2]). Das Buch wird Ihnen, unerachtet so mancher Mängel, in seiner Auffassung und Richtung zusagen. Freilich eine Anmaßung, daß ich dies voraussetzen wage! Ich habe allen modernen Plunder beiseite gelassen und all die dichterische Gefallsucht und Koketterie von Gutzkow mit Hebbel und Mosenthal und Konsorten der seichten Ungläubigkeit. Ich habe wohl nicht das geschickte Talent wie all die Leute; allein ich habe mehr Wahrheit im Leibe und mehr Unbefangenheit, und was ich mache — schlecht und gerecht — mache ich Gott zu lieb und weil ich es eben machen muß. — Ich wollte dem Volke, nicht den ästhetischen Kritikern, ein Stück schreiben, einfach poetisch und gesund, ohne Phrasen und Tendenzen. Ein lebendiges Bild soll vorüber ziehen, und der simple Zuschauer soll von meinem ernsten Gedanken bewegt und ergriffen heimgehen. Ich habe an die alten Mysterien angeknüpft und den unsterblichen Calderon fleißig gelesen, um einigermaßen den Ton zu finden, der mir als ein farbiger tiefer Dreiklang vorschwebt. Was ich gewollt, habe ich freilich nicht erreicht, dazu fehlt mir wohl die Begabung. Wenn aber ein tüchtiger Genius diese Richtung des Dramas in die Hand nähme, so würden wohl all die miserablen Komödien von der Bühne verschwinden müssen.

Lassen Sie sich doch ja bald mein Stück vorlesen und schreiben Sie mir nicht etwa ein von Liebe befangenes Lob,

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 782.

[2]) Es erschien im Jahr 1855 (München).

ſondern aus Ihrem Innerſten heraus, ob die Sache wirklich einen Wert hat, oder ob ich, in arger Selbſttäuſchung befangen, mir etwas einbilde, was nicht iſt.

Wie dem auch ſei, hier in München macht das Buch einen gewiſſen Eindruck der Neuheit.

Ob es der Schalk Dingelſtedt aufführen läßt, weiß ich nicht; ich biete es nicht an. Wird es aber nirgends gegeben, ſo laſſe ich es hier in einem der Vorſtadttheater geben.

Wie geht es Ihnen? Fürchten Sie noch nicht, daß die Koſaken über uns kommen oder gar die Franzoſen Rothoſen? Man weiß gar nicht, was man denken ſoll. Daß unſer l. Herrgott die übermütigen Leute wieder einmal beim Schopf nehmen und ſie daran erinnern will, daß er auch noch da iſt — daran zweifle ich meinerſeits nicht.

Kobell hat ein Gedicht vollendet, Viſionen in die Urwelt [1]). Ich glaube, der Stoff entſpricht nicht der Richtung des Dichters, doch iſt das Ganze in ſeiner Weiſe ſchön. Meinerſeits vermiſſe ich darin einen tiefen myſtiſchen oder philoſophiſchen Grundton, und das Kontemplative darin beurkundet mehr den Lebemenſchen . . .

Porci.

Daß mich die hieſige Fakultät mit dem Doktor-Ehrentitel bedacht, werden Sie wohl wiſſen. Ich habe mich ſehr darob gefreut, viel zu viel Ehre aber für mein Verdienſt!!

---

759. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Meersburg, den 19. Februar 1855.

. . . Am 5ten dieſes habe ich ein Paket Schriften durch die Poſt an Sie abgeſendet, welches den größten Teil der Beantwortung Ihrer Fragen in Aktenſtücken enthält, und möchte nicht gerne die Zeit verſäumen, wo die Poſtordnung mir erlaubt, nach dem Schickſale dieſer Sendung Nachfrage zu machen. Ich habe zugleich an den Pfarrer Reinhard Strohmeyer nach Grieſen im Amte Feldſtetten geſchrieben, um von ſeiner Mutter, einer Nichte

[1]) Genauer: „Die Urzeit der Erde". München 1856.

des Doktor Mesmer, Nachrichten über die angebliche Gemahlin Mesmers einzuziehen. Hier weiß man durchaus nichts Bestimmtes über sie. Zugleich habe ich bei meinem Küfer ein kleines Konvolut von Mesmers Nachlaß betreffenden Schriften entdeckt, welches zwar Posthuma [Nachgelassene] sind, aber doch zum Ganzen gehören. Ich lege Ihnen Abschriften derselben bei. Mögen sie nicht vergeblich gemacht sein!

In meinem Hause ist gottlob! bis auf mich, alles gesund. In meinem Zustand hat sich seit meinem letzten Brief nichts verändert, als daß ich jetzt vom langen Aufliegen mehr Schmerzen habe als zuvor. Die Kräfte haben weder ab noch zugenommen, aber der Mut ist mir Gott sei Dank auch noch nicht gesunken. ... Alle Tage denke ich mich zu Ihnen und wünsche, daß Sie doch mit fernerer Trauer verschont bleiben möchten, etwas dergleichen auch nur mit drei Zeilen von der Hand der liebenswürdigen Frau Marie zu vernehmen, ist gegenwärtig mein höchster Wunsch ... Joseph von Laßberg.

---

760. J. K. an Lotte Jäger.

22. Februar 1855.

Du hast mich mit meinem Bilde[1]) sehr überrascht und erfreut. Du bist doch ein kunstreiches Weibsbild, auf dessen Freundschaft man stolz sein kann. Alle sagten, daß das Bild sehr gut

[1]) Von Lotte Jäger sind drei Bilder J. Kerners bekannt, zwei davon aus dem Jahre 1854. Das eine ist lithographisch vervielfältigt von Ebner in Stuttgart. Es ist ein Brustbild, Kerner im Lehnstuhl, eine sogenannte Schlummerrolle im Rücken, eine „Hauskappe" auf dem Kopf. Das andere ist eine Silhouette, umgeben von einem ebenfalls ausgeschnittenen Blumen- und Blütenkranz, mit Kerners eigenhändiger Unterschrift: „Wo steht der ewig blühende Garten, wo jede Pflanze ihre freundliche [Nachbarin] fand, wo sie alle nach ihrer Liebe an einander gereiht und geordnet sind" („Reiseschatten" VI, 8). In dem dritten Bild hat Lotte Jäger ebenfalls J. Kerner und Georg Jäger (ihren Vater) am Turme stehend dargestellt. Alle drei Bilder sind im Weinsberger Kernerhaus. (Von der Silhouette mit dem Kranz besitzt auch Frau Thekla Wörner in Tübingen ein Exemplar.) Von einem vierten Bild ist in Brief Nr. 803 die Rede.

getroffen ſei, nur einige ſagen, die Naſe ſollte nur ein ganz klein wenig kleiner ſein, aber mache nichts mehr daran, es könnte ſonſt gerade verdorben werden. Ich will es eben jetzt Deinem Bilde zu lieb wie der große Schiller machen. Deſſen Sohn[1]) ſagte zu mir, ſein Vater habe von Natur keine ſo am Ende krummgebogene und lange Naſe gehabt, ſondern ſie dadurch ſo gezogen, daß er während des Denkens die Gewohnheit gehabt habe, immer mit dem Daumen und Zeigefinger an ſeinem Naſenzipfel, dieſen etwas anziehend, herabzuſtreichen[2]). Freilich wird es bei mir dazu zu ſpät ſein, auch wird das Denken dazu gehören, und ich kann gar nichts mehr denken.

Dein Bild von dem Ameiſenbären iſt vortrefflich, ich habe es einrahmen laſſen, um es immer vor mir zu haben, denn er iſt mein Jugendgeſpiele, weil dieſe Tiere von Kindheit auf meine Lieblinge waren und ich, wo ich nur hinkam, ſie immer aufſuchte und hielt. In meinem „Bilderbuch aus meinen Knabenjahren“ wirſt Du das finden, da wo ich von Maulbronn handle[3]). Denke Dir, dieſes wüſte Tier, wüſter wie eine Laus, das ſich dabei noch tief in Sand und Erde vergräbt und das Licht ſcheut, wird zur blauen, lichten, leichten, ſchlanken Pſyche, über ſeiner Hülle fliegend, und der Menſch, oft wüſter wie eine Sau, kann ſich da doch auch die Hoffnung machen, dereinſt über ſeiner Sauhülle als Lichtſtrahl zu leben und zu ſchweben!!

Das laß uns tröſten!

In Liebe Dein alter Kerner.

Rhabarbertinktur und Kamillen
Konnten mein Leiden nicht ſtillen,
Doch Rheinwein, zu meiner Beſchämung,
Hob urplötzlich die Lähmung.
Dirs ſei meinem Arzte geſchrieben,
Dem Jäger, dem treuen, dem lieben[4]).

J. Kerner.

---

[1]) Karl v. Schiller, geſtorben 1857 als württembergiſcher Oberförſter in Stuttgart.

[2]) Bekanntlich eine wirkliche Thatſache.

[3]) A. a. O. S. 162f. „Die Kloſtermauer und ihre Ameiſenlöwen“.

[4]) In die Gedichtſammlung nicht aufgenommen.

761. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

Darmſtadt, den 23. Februar 1855.

... Leider werde ich nicht jetzt über Weinsberg kommen, da ich wohl noch nicht ſo bald Bayern wieder betreten werde. Mein Vater hat ſich nämlich für mich bei König Max verwendet, daß er mir geſtatten möge, unverzüglich nach Madrid zu reiſen, um die Infantin, die einſt die Seherin mir bezeichnet, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen; gelingt es, was Gott gebe, ſo werde ich bald von hier über Frankreich nach Spanien reiſen. In vierzehn Tagen kann man jetzt ſchon von hier bis Madrid reiſen, doch bis zum ſechsten März werde ich wohl noch hier bleiben. Mit Sehnſucht ſehe ich Ihren Mitteilungen entgegen. Fragen Sie doch auch die Seherin, ob mir die Reiſe geſtattet werden wird und ob ich die Infantin zur Frau bekomme!? Es zieht mich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach ihrem Vaterlande hin, das ich unglücklich weiß und deſſen ritterlicher Nation ich ſo gerne wieder jenen gewichtigen Einfluß in der europäiſchen Staatengruppe erringen möchte, die ſie verdient und unter Karl V. einſt eingenommen. Das ſtolze Albion [England] ſcheint ſich überlebt zu haben und wird bald in ſeinen Grundfeſten erſchüttert werden; dann iſt es Zeit, daß Spaniens Banner ſich entfalten auf jenen Punkten, die Großbritannien einſt hinterliſtig ihm entriſſen. Einen Beitrag in dem Bereich der geheimen Wiſſenſchaften muß ich Ihnen doch noch anbei liefern.

Ich beſuchte nämlich eine junge ſchöne Dame (die jedoch von meinen Plänen nichts weiß) und bat ſie, mir die Karten zu ſchlagen, eine Kunſt, die ſie von ihrer Mutter erlernt hatte; ich zog die Karten ſelbſt, doch ohne ſie zu ſehen. Sie legte ſie auf und ſagte dann: Sie werden eine Reiſe machen und die Dame dort finden, an welche Sie ſo ſehr denken, und was Sie da hoffen, erhalten, doch ſei noch eine kleine Falſchheit dabei. — Dieſelbe Dame hatte kurz vor meiner ſeligen Mutter Tode auch einen Todesfall aufgeſchlagen, gewiß ſeltſam.

Einer baldigen Erwiderung freudig entgegenſehend, verbleibe ich ſtets

Ihr

getreuer Freund

Adalbert.

Das iſt eine höhere innere Stimme, die ſpricht, und ich folge ihrem Rufe mit Zuverſicht und Glauben.

---

762. Wolfgang Müller von Königswinter an J. K.

Köln, den 24. Februar 1855.

... Was Sie von meinen ſchwäbiſchen Wanderungen[1]) gehört haben, hat ſeine Richtigkeit. Sie ſollten einen Abdruck haben, und mit demſelben dachte ich Ihnen zu ſchreiben. Der viele Umtrieb für das Feuilleton der Kölniſchen Zeitung hat bis jetzt die Publikation gehindert. Der zweite Brief iſt Weinsberg gewidmet. Ich hoffe, Sie ſind damit zufrieden. Und wie können Sie glauben, daß ich Ihre Mitteilungen über Uhland mißbrauchen würde, zumal, da Sie mir ſelbſt Diskretion empfohlen hatten! Nie und nimmer! Bei Gott, ich habe Sie beide viel zu lieb, um den Samen der Zwietracht zwiſchen Sie zu ſäen. Ich hoffe, daß meine Bilder aus Ihrer Heimat einen ſonnigen Eindruck machen werden. Ihre wohlwollende Anſicht über meinen Minnewin[2]) thut mir wohl. Daß wenig von ihm die Rede war außer am Rhein, iſt leider richtig. Ich gehöre ja aber auch zu keiner literariſchen Clique, die man nötig hat. Was iſt da zu machen! — Gegenwärtig erſcheint mein Rheinbuch[3]) in Lieferungen und mit ſchönen Holzſchnitten ſehr brillant ausgeſtattet. — Außerdem beſchäftige ich mich mit dramatiſchen Arbeiten ... Neulich habe ich im Morgenblatt Ihre letzten Verſe geleſen. Das war mir ein gutes Zeichen! Der Vogel ſingt noch! Haben Sie nur auch guten Mut! Aber eines muß ich

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 771.

[2]) „Prinz Minnewin". Köln 1854.

[3]) „Das Rheinbuch". Brüſſel 1855.

Ihnen noch sagen. Warum ziehen Sie im Winter nicht in die Stadt? Da hätten Sie mehr Wechsel an Unterhaltung. Künftig müssen Sie's sicher thun! Sie dürfen nicht immer das Picken des Schmerzes hören! . . .

W. Müller.

---

763. Freiherr v. Laßberg an J. K.

Meersburg, den 24. Februar 1855.

. . . Sie müssen mir es schon zu gute halten, daß ich in der peinlichen Ungewißheit, in welcher ich mich über Ihr Befinden sehe, schon wieder mit einem Epistolion erscheine. Die Veranlassung ist der inliegende Brief, welchen ich diesen Morgen erhalten habe, und dessen Inhalt mir gewichtig genug erscheint, um, so bald möglich, zu wünschen, daß er in Ihre Hände komme. Hiemit beschließe ich für jetzt meine Nachforschungen über Doktor Mesmer. Sollte aber in der Folge sich günstige Aussicht auf Fortsetzung derselben eröffnen, so werde ich gewiß den günstigen Augenblick nicht versäumen. Nehmen Sie indessen mit dem Resultat und dem guten Willen eines Mannes vorlieb, der seit einem Vierteljahre auf dem Rücken liegt und ohne fremde Hilfe sich nicht rühren kann. In meinem Zustande hat sich noch nichts geändert, und ich liege noch immer im Lager vor Sebastopol ohne Aussicht auf eine nahe Katastrophe . . . Ich kann wieder ein wenig selbst lesen und lese eben des Herrn von Gaudy italienische Reise[1]); obwohl ich wohl schon 100 Bände über dieses Land gelesen habe, so rührt mich dieses Buch doch besonders an, weil er Gegenstände in Menge in Betrachtung zieht, auf welche andere Reisende keine Blicke werfen, die mir aber so merkwürdig sind als ihm selbst. Ich möchte mich über dies Buch gerne des weitern ausbreiten, allein auch das Diktiren fällt mir schwer und die Stimme versagt mir . . .

Joseph von Laßberg.

---

[1]) „Mein Römerzug" — „Venetianische Novellen".

764. König Ludwig an J. K.

Darmſtadt, den 18. März 1855.

Herr Oberamtsarzt ſollte ich Sie nennen — aber Juſtinus Kerner klingt traulicher, und ſo danke ich denn dem mir innigſt anhänglichen Juſtinus Kerner, was ich bisher nur auftragend gethan, nun eigenhändig für die lebhafte Teilnahme an mir und für die vielen trefflichen Gedichte. Der ich einen Monat lang nur von Arzenei und Getränken gelebt, bekomme jetzt wieder Kräfte, gehe aus, befinde mich recht wohl, habe vor, am 24. nach München zu reiſen, ſodann bald nach Oſtern nach Italien, zurückzukehren im Juni.

Wiederholt dankt Ihnen

Ihr Sie ſehr ſchätzender

Ludwig.

---

765. Hildegard v. Laßberg an J. K.

Meersburg, 4. April 1855.

... Als ich nach einiger Zeit ungefähr um halb acht Uhr wieder ins Zimmer trat, fand ich eine ziemlich ſtarke Veränderung, das liebe Angeſicht war blaſſer und beſonders die Lippen.

Der geiſtliche Herr, nach dem man geſchickt hatte, war gerade daran, die heilige Meſſe zu leſen, dann kam er; der teure Kranke beichtete und erhielt die Generalabſolution. Dann waren wir alle dabei, wie er bei vollem Bewußtſein die heilige Oelung empfing und den ſchönen lieblichen Kirchengebeten des Prieſters zuhörte. Auf die Bitte der Mutter legte er ſeine Hand auf unſere Häupter und ſegnete uns mit langſamen Worten:

„Gott gebe Euch Kraft, die Tugend zu verteidigen, und Mut und Stolz, das Böſe anzugreifen.“

Dann war er etwas mit Mutter allein, aber das Gehör hatte ſchon gelitten, und die Sprache wurde ſchwerer. Die Aerzte meinten, es könnte noch länger währen und es wäre mehr Lebenskraft da, als es wirklich war, aber Gott machte es gnädig; die Lungenlähmung, die der ſterbende teure Vater ſelbſt und die

Aerzte früher erwartet hatten, trat nicht ein, und mit ihr blieb uns der bittere Schmerz erspart, ihn mit Mühe Atem holen zu sehen, jetzt sah man nur, wie der Puls immer schwächer wurde. Ich hielt auf der rechten Seite seine Hand, viel würde ich darum geben, könnte ich wissen, ob er sie noch fühlte, auf der andern Seite standen meine Mutter und Schwester, die ein paarmal sagte: O, es ist vorbei! Aber es war noch nicht. Vor ihm lag ein Kruzifix, sein schönes Haupt stützte sich auf die linke Hand, die Augen waren fast ganz zu. Den Augenblick, da seine herrliche Seele sich sanft vom Leibe löste, bemerkte man nicht, es war alles zu ruhig dazu. Es war 10 oder 12 Minuten vor 11 Uhr vormittags. Todesschweiß oder eine unruhige Bewegung war nicht im geringsten vorhanden. Nachdem die Vorhänge des Zimmers zugezogen waren, wurde es so heimlich wie ein Ort, wo jemand nach einer anstrengenden Reise schläft und man also leiser spricht als gewöhnlich. Als ich die liebe Leiche zuletzt sah, war sie ganz unverändert, nicht besonders blaß, wie schlafend, nur glaubte ich zu bemerken, daß Blumen, die man auf sie legte, schneller als gewöhnlich welk wurden.

So hatte er also das Vorrecht, wie er im Leben beständig Freude bereitete, auch nach seinem Tode keinen Schrecken einzuflößen. So schloß würdig und voll Frieden ein thätiges, edles und bemerkungswertes Leben, dessen Ende laut ruft: Tod, wo ist dein Stachel? ...

---

766. J. G. Fischer an J. K.

Stuttgart, den 7. Mai 1853.

Aus Anlaß des bevorstehenden 50jährigen Todestages Schillers hat der Ausschuß des Stuttgarter Liederkranzes ... eine Pflicht dankbarer Pietät zu erfüllen geglaubt, indem er die beiden hochverdienten Dichter: Justinus Kerner und Eduard Mörike zu seinen Ehrenmitgliedern ernannte. Es ist mir der Auftrag geworden, beiden Dichtern Mitteilung davon zu machen mit der Bitte, unserem bevorstehenden Schillerfeste sowie dem abends darauf stattfindenden Festessen die Ehre Ihres Besuches

um so mehr zu teil werden zu lassen, als wir, zur Erhöhung der Feierlichkeit, die für Sie bestimmten Diplome[1]) Ihnen bei der Abendversammlung zu überreichen die ehrerbietige Absicht haben.

Mit verehrungsvollem Gruß zeichnet, im Namen und aus Auftrag des Liederkranzausschusses,

das Mitglied desselben

J. G. Fischer.

---

767. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 31. Mai 1855.

Nun, Gott sei Dank! Wie mir der Chef des hohen Kabinets, Herr Baron von Maucler, berichtete, so haben S. M. unsere Idee, die Ruhmeshalle auf der Weibertreu, sehr interessirt und genehmigt; nur das einzige, was S. M. in dieser Hinsicht vorläufig zu bemerken fanden, war gegen die Aufnahme des Bildnisses der Kaiserin Maria Theresia gerichtet, das unter den in unserm Schreiben erwähnten hohen Frauen ebenfalls genannt ist. S. M. waren der Meinung, daß für Württemberg wenigstens kein genügender Grund vorhanden sei, das Bild der Kaiserin M. Theresia in einer solchen Sammlung eine Stelle finden zu lassen; wenigstens vermöchten Höchstdieselben nicht, bei einer derartigen Verherrlichung ihres Andenkens höchst sich zu beteiligen (?). Diese Bemerkung beruhigt mich ganz, denn ich habe ja S. M. die Wahl der Frauen anheim gestellt, da solche vorzuschlagen nicht in mein Fach gehört. Auch meine S. M., daß mit der

---

[1]) Es lautet: „Der Ausschuß des Stuttgarter Liederkranzes ernannte in Anerkennung der namhaften Verdienste, welche sich der Dichter Justinus Kerner auf dem Ehrenplatze der deutschen Dichtkunst und ebendadurch auch um den deutschen Männergesang erworben hat, besagten Dr. Justinus Kerner zum Ehrenmitglied des Stuttgarter Liederkranzes, zu welchem Behuf demselben eine besondere Ehrenmitgliedskarte neben der gewöhnlichen Mitgliederkarte eingehändigt wird. Stuttgart, den 17. Mai 1855. Der Vorstand: Oberreallehrer Blum. Der Sekretär: Professor Dr. Scholl.

Ausführung insolange, bis ruhigere Zeiten wiederkehren, zuzuwarten wäre. Aber mein Gott, da wäre ja der Zweck verfehlt. Gerade in diesen schlechten, geschäftslosen, armen, unruhigen Zeiten möchte ich, wie einst der verstorbene Herzog Ernst von Sachsen-Coburg in den Hungerjahren 1816 und 1817, diesem Uebel unter die Arme greifen. In dieser schrecklichen Zeit hat er mich in sein Land berufen, um seine vielen Bauten zu übernehmen, er hat dadurch sein Volk im besten Wohlstand erhalten, und das war meine schönste Lebenszeit. Bessere Zeiten müssen wir selbst machen, und wer darauf wartet, ist auf dem Holzweg, denn da haben wir in unserem langen Leben kein Beispiel gefunden; übrigens bis die Sache in Angriff genommen wird, haben wir noch lange zu arbeiten, und unser Aufruf wird in der Folge uns das beste Zeugnis geben, daß wir nicht schlecht kalkulirt haben. Nur Mut! — frisch gewagt ist halb gewonnen. Und da lasse, liebster Freund, nur mich sorgen, denn ich werde klein anfangen, um zur Ehre Württembergs groß aufzuhören ...

C. Heideloff.

---

768. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, 11. Juni 1855.

Sie sollten hieherkommen, um dem Heideloff zur Aufbauung seiner Ruhmeshalle für Frauen zu helfen, da Sie ja den ersten Plan zu einer solchen entworfen und mir gezeichnet haben. Bis zur Ausführung wird es mit Heideloffs Luftschloß nicht kommen, was mir sehr lieb wäre, denn er würde auf der Weibertreu oben alles durch Aufbauen von Marzipantürmen verderben. Die Frauen, die am trefflichsten gewirkt und getragen, wirkten in der Stille, so daß ihre Bilder und Namen unbekannt sind. So wirkten Sie und mein Rickele, und Eure Ruhmeshallen sind die Herzen Eurer Lieben. Dagegen, daß Heideloff eine Halle oder Kapelle zum Ruhme der Frauen auf jenen Berg baut, bin ich nicht, aber die ehrwürdigen Ruinen soll er mir nicht verderben.

So werd' ich mich ſpäter ausſprechen, aber er hat keine Ruhe und verkündigt ſchon in allen Zeitungen ſeinen großen Plan, zu deſſen Ausführung die jetzige Zeit auch zu unruhig und zu ſehr anderen Intereſſen zugewendet iſt . . .

J. Kerner.

---

769. König Ludwig an J. K.

Berchtesgaden, den 18. Juni 1855.

Danke innig für Ihre Teilnahme an meinem Befinden (die Ihr mit jüngſter Poſt mir gewordener Brief vom 13. dieſes ausdrückt) und ſeien Sie von meiner an dem Ihrigen überzeugt. Möchten Sie das Augenlicht wieder ungetrübt erhalten und des Geiſtes Heiterkeit, was in unſerer beider Lage nicht leicht. Diesſeits und jenſeits der Alpen floſſen Thränen, und Thränen aus meinen Augen wegen dem Verluſt der Unerſetzlichen [1]). Es iſt ein ſchöner Gedanke, bei Weinsberg den rühmlichſt ausgezeichneten deutſchen Frauen eine Ehrenhalle zu bauen; keinen dafür geeigneteren Ort gibt es. Ihrer, obgleich mir perſönlich unbekannten, Schriftführerin Freundliches von Juſtinus Kerner vorzüglich geneigtem

Ludwig.

---

770. Heideloff an J. K.

Rotenburg an der Tauber, den 27. Juni 1855.

Die Beſtürzung nach Empfang Deines Briefes hat mich ſo außer Faſſung gebracht, daß ich vor Unmut lange keine Feder zu halten vermochte. Wer hätte dies geahndet, daß ein ſolches Scheuſal von einem Unberufenen unſere Sache zerſtören würde! Was iſt doch die heutige Welt für ein Konglomerat von Niederträchtigkeiten, daß man ſeiner Ehre und ſeines Friedens nicht mehr ſicher iſt. Es war mein Glück, daß ich hier ſo gewaltig in Geſchäften verwickelt bin, ich wäre wahrhaftig vor Zorn geſtorben.

Nun, beſter Freund, was iſt jetzt zu machen? S. M. der König wird mir doch das Verbrechen dieſes unberufenen

---

[1]) Am 26. Oktober 1854 ſtarb Königin Therese.

Menſchen nicht entgelten laſſen wollen? Das Herz muß einem bluten, wenn eine ſolche unſchuldige und ſchöne Sache ſo heillos zerſtört und verpfuſcht wird. Dieſer ſchlechte, unüberlegte, unberufene Menſch iſt der Verräter ſeiner eigenen Mitbürger, denen ich mich mit aller Liebe, als ihr Landsmann, zu ihrem Wohl und zur Ehre des Königs und Vaterlandes zum Opfer bringen wollte — nun habe ich mir ſtatt einen Dank den Zorn des Königs auf mich geladen. Ich kann ſie mir nicht reimen, dieſe Konfuſien. Haben wir denn des Königs Willen um ein Haar überſchritten? Daß ich auf dem Berge gezeichnet und gemeſſen, iſt nicht gebaut, daher unſchuldig. Dies geſchieht ja unangefochten, ſeit Weinsberg ſteht, von vielen hundert Künſtlern immerfort. Nun habe ich das Schickſal Jeſu, der von Judas verraten wurde. — Solange ich hier bin, iſt kein Wort von unſerer Sache geſprochen worden und habe auch nichts geleſen, eine ſolche Dummheit kann nur im heutigen materiellen Schwaben paſſiren. Aber nur Geduld, beſter Freund, die Sache iſt noch nicht verloren und kann ſich wieder zum Guten ändern, der T— ſoll die Zeitungsſchreiber holen! In 4 oder 5 Tagen muß ich wieder nach Würzburg, daſelbſt ich ſtündlich erwartet werde, und komme dann über Mergentheim zu Dir zurück und hoffe dann Troſt und beſſeres, beruhigendes Wetter für unſere Sache zu finden ...

C. Heideloff.

---

771. **Wolfgang Müller von Königswinter an J. K.**

Köln, 8. Juli 1855.

Ich habe mit meiner Frau eine große Reiſe nach München, ... Dresden, Berlin gemacht. Als wir von hier fortgingen, erſchienen meine ſchwäbiſchen Wanderungen in der hieſigen Zeitung, und ſie wurden auch während unſerer Abweſenheit vollendet [1]). Deshalb bin ich erſt jetzt im ſtande, Ihnen dieſelben verſprochenermaßen zu überſchicken. Hoffentlich ſind Sie zufrieden. Auerbach hat mir wenigſtens in Dresden das Zeugnis gegeben, daß ſie gut und warm ſeien. Ueberhaupt hat es ihnen

[1]) Vgl. Brief Nr. 762.

an Anerkennung nicht gefehlt. Nun ſagen Sie mir auch, was Sie etwa denken? Habe ich zu viel oder zu wenig von Uhland geſagt? Ihr lieben Schwaben, ich habe Euch recht lieb!... Auch habe ich wieder Lieder von Freund Juſtinus im Morgenblatt gefunden. Nun, wie ſollte auch der Fink von ſeiner Art laſſen, wenn der Frühling kommt... Die Weibertreu wird ja auch aufgebaut? Das iſt recht! Man muß am Leben halten, ſolange man im Leben ſteht...

W. Müller.

---

772. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

Paris, den 20. Auguſt 1855.

... Mein Empfang am ſpaniſchen Hofe war ein äußerſt glänzender (ich möchte ſagen, beſonders von ſeiten der Königin, ein äußerſt herzlicher). Die Infantin Donna Amalia (ohne gerade eine vollkommene Schönheit zu ſein) iſt ſehr anziehend und hat einen ſanften Charakter, beſonders ſchöne große Augen. Sie hat mehr einen deutſchen als ſpaniſchen Typus, nur die Augenbrauen erinnern an ihre Abſtammung vom großen Ludwig XIV. Von ſeiten Spaniens liegt kein Hindernis zu meiner Verbindung mit derſelben im Wege, ja man wünſcht ſogar dieſe Allianz, und es hängt nur noch vom Konſens Bayerns ab, daß mein Glück ſich kröne. Beharrlichkeit führt ſtets zum Ziele, und ungeſtraft verleugnet kein Sterblicher die innere mahnende Stimme, die Gott in das Herz desſelben legte.

Eines ſchmerzlichen Gefühls kann man ſich jedoch nicht erwehren, beſonders wenn man Spanien liebt, über den tiefen Verfall dieſes von der Natur geſegneten und einſt ſo mächtigen Reiches, doch hoffe ich, daß es neu wieder blühen werde!

Zu meinem innigen Bedauern erſah ich aus Ihrem lieben Briefe, daß Sie den meinen aus Neapel nicht erhalten zu haben ſcheinen, da Sie keiner Erwähnung desſelben thun. Viel Merkwürdiges ſah und erlebte ich auf meiner Reiſe, die ſich von Deutſchland, Italien und Spanien bis über einen Teil Marokkos und Frankreich erſtreckt hat. Welch ein Kontraſt zwiſchen einem

improviſirten Dorf aus Zelten von mauriſchen Nomaden und den übergebildeten Pariſern, welche dieſe herrliche Weltſtadt bewohnen; dies alles zieht wie ein Schattenſpiel an meiner Seele vorüber. Nun drängen ſich Feſte auf Feſte, die zu Paris und Verſailles ſtattfinden ſollen; nach Beendigung derſelben werde ich wieder zurückkehren. Da ich jedoch Ort und Stunde unſeres Wiederſehens noch nicht beſtimmen kann, ſo werde ich dies Ihnen, mein Lieber, noch durch den Telegraphen rechtzeitig zu wiſſen thun . . .

Adalbert.

---

773. König Ludwig von Bayern an J. K.

Leopoldskron vor Salzburg, den 31. Auguſt 1855.

Dank dem trefflichen Menſchen und trefflichen Dichter, Dank Juſtinus Kerner für den herzlichen Glückwunſch zu meinem Doppelfeſttage[1]), der nicht ohne wiederholte Thränen, an die denkend, die dabei fehlte, für immer nun fehlen wird. Uns beide traf das größte Unglück, was ein Herz erleiden kann. Morgen kehre ich nach München zurück, wo bereits geſtern einzutreffen von ſeiner großen Reiſe mein Sohn Adalbert vor hatte[2]).

Ihr, ſolche Geſundheit wie ſeine wünſchender, Sie ſehr ſchätzender

Ludwig.

---

774. E. Hauſer an J. K.

Nizza, den 17. Oktober 1855.

Verzeihen Sie, daß wir ſo lange keine Nachricht gegeben, aber die beſtändigen Leiden Albuzzis[3]) konnten ſeinen beſten Freunden keine fröhlichen Augenblicke ſchenken, und wir waren alle verſichert, daß Ihre ſo hochbewährte Freundſchaft nie erkalten wird. Der jetzt ſelige Ottavio hatte viel ſeiner leidenden Mutter

---

[1]) Am 25. Auguſt (1786) iſt König Ludwig I. und am 25. Auguſt (1845) ſein Enkel Ludwig II. geboren. — Vgl. auch Brief Nr. 728.

[2]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

[3]) Der italieniſche Künſtler Ottavio d'Albuzzi, Urenkel von Pfeffel, kam 1851 nach Weinsberg und ſtarb 1855 in Nizza.

von Ihnen, beſter Freund, und von der Mutterpflege Ihrer guten Gattin geſprochen, und wenn ich Ihnen ſein Heimgehen in Gottes heilige Ruhe melde, ſo vollführe ich eine Pflicht ſeiner Wünſche und für mich einen Troſt, mit Ihnen allen einen Sohn, Bruder und Freund zu beweinen! Den 13. dieſes nach beſtändigem Leiden ſeiner Beinkrankheit, wurde er in der Nacht von Cholera befallen und im Laufe von 24 Stunden, mit ſeinem genialiſchen Geiſte immer begabt bis zum letzten Scheiden, hingerafft. Unſern Schmerz kann ich Ihnen nicht ausſprechen, Sie fühlen ihn! — Meine Hoffnung, meine Wünſche und Kräfte ſind entſchwunden. Ottavio war meine Dichtung! — Als Künſtler hat er ſich verewigt in ſeines Freundes und Gönners Juſtinus Bilde[1]); Ihre Lieder haben ihn beſungen ... Sie wiſſen, wie begabt als Künſtler und Dichter — ſein Geiſt den körperlichen Leiden unterliegen mußte.

Verzeihen Sie, lieber zarter Sänger, meine ſchmerzvolle Feder ...

Ed. Hauſer.

---

775. J. K. an H. Semmig.

Weinsberg, 14. November 1855.

[2]) Daß Sie in Ihrer Ballade von Kriebſtein die Geſchichte der Frauentreue zu Weinsberg eine Fabel nennen, daran thaten Sie ſehr unrecht; denn ſie iſt durch einen Chronikſchreiber Namens Pantaleon aus Köln beſtätigt, welcher die Geſchichte als Zeitgenoſſe im Jahr 1140 erzählt. Gegen die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung kann nichts erhoben werden, und ſo möchte wohl auch an dieſer Geſchichte nichts zu drehen und zu deuteln ſein. Hermann Minorita und nach ihm auch Titheim erwähnen ausführlich in ihren Chroniken bei dem Jahr 1140 ausdrücklich einer „prope Weinsperg, juxta villam quae vocatur Ellhofen“[3])

---

[1]) Ein lebensgroßes Bruſtbild (v. J. 1852), mit einer Maultrommel in der Hand. Noch heute im Kernerhauſe in Weinsberg.

[2]) Der Brief iſt ſchon früher in der „Sächſiſchen Conſtitutionellen Zeitung“ vom 9. Dezember 1855 (Nr. 28) mitgeteilt worden.

[3]) „Bei Weinsberg, in der Nähe des Dorfes Ellhofen mit Namen“.

vorgefallenen Schlacht, nach welcher ſich dieſe Geſchichte mit den Weibern von Weinsberg ereignet habe, und dieſes Ellhofen iſt ein Ort, der ſo nahe bei Weinsberg liegt, daß er ſogar im Filialverbande mit der Stadt ſteht. Auch unſer berühmter Geſchichtſchreiber Pfiſter[1]) hat mit Berufung auf die obige Stelle der Kölner Chronik die Erzählung von der Treue der Weinsberger Weiber aufgenommen und beruft ſich dabei auf eine ähnliche Begebenheit vor Crema, die derſelbe Geſchichtſchreiber, wahrſcheinlich als einer der Kölner Abgeſandten, die, wie er bemerkt, während der Belagerung von Crema nach Italien kamen, mit eigenen Augen geſehen hat. Dieſe zweite Geſchichte beweiſt zugleich, daß es Sitte war, bei den Weibern ſolche Ausnahmen zu geſtatten. „Dedit," heißt es, „Imp. Facultatem (Cremensibus) ut quaeque humero gestare potuissent ex urbe afferrent. Ubi matrona quaedam, neglectis opibus, virum suum debilem, permissu Caesaris humeris impositum urbe eduxit." (Er erlaubte den Frauen, was ſie ertragen könnten, mitzunehmen, worauf eine Matrone ihren hinfälligen Mann auf den Schultern davontrug.) Von den italieniſchen Frauen und in Kriebſtein that alſo nur eine, was die Weinsberger Frauen alle, und zwar ſchon im Jahre 1140, gethan hatten. Auch im ſüdlichen Frankreich ſoll nach Benennung eines Turms (der Name des Ortes, wo er ſtand, iſt mir nicht mehr im Gedächtnis) eine ähnliche That verrichtet worden ſein. Auch Raumer erzählt dieſe That der Frauen von Weinsberg in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen, und zwar folgendermaßen:

(Folgt nun Fr. von Raumers Darſtellung in Bd. I, 396—397.)

Kommen ähnliche Thaten einzelner Frauen ſpäter vor (wie z. B. die von Ihnen beſungene) als die zu Weinsberg, wie auch die in Crema viel ſpäter als die in Weinsberg vorfiel, ſo dürften dieſelben vielleicht auch nur Nachahmungen der erſten genannt werden. Sprechen Sie als Beweis der Wahrheit dieſer Geſchichte von einem Bilde, das ſie darſtellt und welches ein

[1]) J. Chr. Pfiſter, geboren 1772, geſtorben 1835 als Prälat von Tübingen. Hauptwerk: „Geſchichte von Schwaben".

Herr von Milkau, Beſitzer des Schloſſes, vom Jahr 1718—1740 in der Kapelle desſelben ausgeſtellt haben ſoll, ſo iſt dieſes wohl ein Bild aus neuerer Zeit, und auch Weinsberg beſitzt ein Bild ſeiner Weibertreu in ſeiner Kirche und auf ſeinem Rathauſe, es datirt ſich dasſelbe zwar erſt vom Jahre 1650, wurde aber nach einem Briefe des Malers, der ſich noch im hieſigen Archive befindet, von demſelben von einer uralten Tafel abgemalt, die ſich damals im Beſitz des Keller [Vogt, Oberamtmann] Elſäßers in Möckmühl befand, aber jetzt leider nicht mehr vorhanden iſt.

Ich glaube, daß Sie nun verſichert ſein werden, daß die Wahrheit jener That der Frauen zu Weinsberg wohl ſo wenig zu beſtreiten ſein wird als die gleiche jener Frau zu Kriebſtein. Was aber den Wert und die Größe jener That betrifft, die Rettung ihrer Männer ſtatt ihrer Habe, ſo unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß noch jetzt jedes warme treue Frauenherz mehr vermöchte als dieſes. Die Frauen tragen oft mit mehr Mut und Ausdauer Kreuz und Leid durch das ganze Leben als die Männer, und mancher Mann dürfte zum Ruhme ſeiner Frau in Demut auf den Stein ihres Grabes ſchreiben:

„Sie hat mich nicht getragen,
— aber ertragen[1]).“

Juſtinus Kerner[2]).

---

[1]) Vgl. Kerners Gedicht: „Inſchrift auf einem Stein der Burg Weinsberg“ (Winterblüten S. 90).

[2]) Am 20. Januar 1856 erwiderte Semmig (lebt als penſionirter Profeſſor in Leipzig, bekannt durch ſeine trefflichen Werke über franzöſiſche Literatur, Kulturgeſchichte ꝛc.) folgendes: „In jener Epoche der Kritik, die mit Strauß' „Leben Jeſu“ begann und wo man an dem hiſtoriſchen Tell ebenſo zweifelte als an dem hiſtoriſchen Chriſtus, las ich eine Kritik, die die Geſchichte der Weinsbergerinnen zur Sage verflüchtigte; daher mein Ausdruck „Fabel“ im Lied. Sie haben mich überzeugt, daß ich unrecht hatte, ich danke Ihnen für Ihre Belehrung ſowie für die Ehre, mich der Veröffentlichung gewürdigt zu haben.“ Ueber die neueſten Forſchungen nach dem hiſtoriſchen Kern der Sage iſt zu vergleichen J. Hartmanns Angabe in A. v. Kellers Buch „Uhland als Dramatiker“ S. 359 ff. Vgl. auch Th. Kerner a. a. O. S. 21 ff.

776. W. Hemſen an J. K.

Tübingen, den 21. November 1855.

Meinen wärmſten, innigſten Herzensdank für die ſo raſche, freundliche Erfüllung meines Anliegens und für die unendlich gütigen Zeilen, womit Sie die überſendete Kopie des merkwürdigen Tieckſchen Schreibens begleiten[1]). Eine ſchöne ... Beigabe zu dem letzteren iſt die Mitteilung aus dem Briefe der Tochter ... Gewiß kann ich von dem ſo liberal Dargebotenen keine beſſere Anwendung machen, als indem ich es vollſtändig Ihrer Erlaubnis gemäß zum Drucke befördere. Im Lauf des Dezembers denke ich dem Morgenblatte meinen Aufſatz einzuſenden[2]) ... Sie ſind alſo auch durch die Frankfurter Korreſpondenz im Merkur auf den neueſten Beitrag zur Tübinger Literatur begierig geworden? Vielleicht noch ehe dieſe Zeilen in Ihre Hände gelangen, haben Sie auch am gleichen Orte die Antwort gefunden, welche allen, die mit Ihnen fragen, ſattſame Aufklärung über das Produkt geben kann und die von einem meiner Tiſchgenoſſen, der mit dem Verfaſſer vor einigen Jahren in Tübingen ſtudirte, zu Nutz und Frommen der ſchwäbiſchen Chriſtenheit an den Merkur abgeſchickt wurde. Herr Hermann Presber — gegenwärtig Lehrer der neueren Sprachen an irgend einem Inſtitute in Frankfurt a. M., ein geborener Rüdesheimer — hat in dem Buche „Ideal und Kritik“[3]) ſeine Tübinger Studentenreminiscenzen in äußerſt grüner Manier verarbeitet und namentlich dabei dem durch eine gewiſſe Richtung der neueren Literatur ſo verderblich genährten Kitzel, bekannte Perſonalien zur Schau zu bringen, nicht widerſtehen können. Profeſſor Holland, der mir ſchon früher von ihm als einem unſoliden Dilettanten erzählt hatte, den er ſeinerzeit wohlmeinend beraten und auf den

[1]) In einem Brief vom 13. November dieſes Jahrs bat Hemſen um Ueberlaſſung von Tiecks Briefen für einen Aufſatz über denſelben.

[2]) So viel ich fand, enthält weder der Jahrgang 1855 noch der Jahrgang 1856 einen Aufſatz von Hemſen über Tieck. Die Briefe, um die es ſich handelt, ſind Nr. 547, 554 u. 720 unſerer Sammlung.

[3]) H. Presbers (1830 bis 1884) Schrift: „Ideal und Kritik“, humoriſtiſche Genrebilder enthaltend, erſchien 1856.

Weg ernſteren Studiums zu führen geſucht habe, figurirt nun zum Dank als „Dr. Kümmernuß“ (mit Anſpielung auf ſeine häufigen Klagen über Nichtbefördertwerden) gar lamentabel in dem Scharteklein, Fichte — zwar nicht mit Namen genannt — als „kleiner Naturnachlaß eines großen Vaters“, Pahl als Rektor Schaal und dergleichen mehr. Viſcher[1]) darf natürlich nicht fehlen und wirkt als tragiſcher Hebel in dem Entwicklungsroman des jugendlichen Helden (der natürlich niemand anders als der Herr Presber ſelber iſt), in dem er mit ſchonungsloſer Offenheit über die Geſchöpfe ſeiner unreifen Phantaſie das äſthetiſche Todesurteil ausſpricht. Im Grunde iſt nun zwar das Machwerk ſehr harmloſer Art, allein dieſe Indiskretionen nehmen doch nachgerade ſo überhand, daß es not thut, einen Stock dabei zu ſtecken ... Mir ſelber iſt ſchon bange gemacht worden, daß meine Wenigkeit als „Neffe des Onkels“ demnächſt in einem Supplemente zu „Eritis sicut Deus[2]) auch auf dieſe Schandbühne dürfte hinausgezogen werden ...

Wilhelm Hemſen.

---

777. Graf Pocci an J. K.

München, 4. Dezember 1855.

... Mein Sommer ging raſch vorüber. Wir waren vergnügt am Starnbergerſee auf meinem Schlößchen. Das leidige Muſikfeſt, dieſes moderne Hallo, gab mir gerade in der ſchönen Herbſtzeit zu thun, und beinah wäre ja die Glaslaterne, induſtriellen Andenkens, zuſammengefallen. Gottlob für die Menſchheit — es geſchah aber nicht! ... Geibel benahm ſich ſtandhaft,

---

[1]) L. Holland war bis zu ſeinem Tode (1892) außerordentlicher Profeſſor der romaniſchen Philologie (Mitherausgeber von Uhlands „Schriften“ ꝛc.); Fichte war wie ſein Vater Philoſoph; Pahl Gymnaſialdirektor; Viſcher iſt der Aeſthetiker Fr. Viſcher.

[2]) „Ihr werdet ſein wie Gott“, ein gegen den Geniekultus, beſonders die ſogenannte Tübinger Schule, gerichteter Roman (1853 erſchienen) von Eliſabeth Cantz, die noch heute als Vorſteherin der Bildungsanſtalt für Kleinkinderpflegerinnen in Großheppach (Württemberg) thätig iſt.

auch war er sattsam vorbereitet. Seit dem Unglücksfalle sah ich ihn noch nicht; er liebt Besuche nicht und hat sich deren ausdrücklich verboten. — Sie reden von der alten Görres als einer lebenden — sie ist aber schon vor mehreren Monaten gestorben, so daß nur die Tochter Marie und die Witwe Guidos jetzt den edlen Namen repräsentiren[1]). Nach und nach wird es hübsch einsam — bis wir selbst einmal in die weite Einsamkeit des Jenseits treten. Ich denke mir nämlich, daß der Mensch zunächst nach dem Austritte aus diesem Leben einer mächtigen, kontemplativen Einsamkeit hingegeben ist, wo er dann Gelegenheit hat, sich sein Fegfeuer selbst zu bereiten. Dies ist nur so eine fixe Idee von mir; aber ich habe jetzt schon höllische Angst! ... Wollen Sie von mir hören, so kann ich Ihnen erzählen, daß ich eben ein „Bauern-ABC" geschrieben (ein halb Jahr beinah Arbeit), eine Art Hauspostille à la Abraham S. Clara. Es wird vielleicht gedruckt[2]). Humoristisch in lebendigen Bildern verbunden und getragen von einem goldenen Faden religiösen Gehaltes. So es erschienen — werde ich's Ihnen zu Füßen legen. Ist Ihnen mein lustiges Kasperl-Theater[3]) nicht untergekommen (bei Scheitlin gedruckt)? Lassen Sie sich daraus vorlesen, es mag Sie erheitern. Auch unser I. Bändchen „Altes und Neues"[4]) — enthält vielleicht manches, was Ihnen zusagt. So kann mich dann der „Schreibteufel" nicht verlassen! Wenn ich aber derlei nicht mehr arbeite, wenn mich die Lust verläßt — dann sterbe ich auch bald, und dies ist vielleicht früher gut als ich hoffe und meine! ... Kobell steckt ganz in der Maximilianrittergesellschaft, die ihn, glaube ich, nicht wenig zum besten hat; denn er ist eine einfache bayrische Natur! ...

Pocci.

---

[1]) Joseph Görres starb 1848, sein Sohn Guido 1852, seine Tochter Marie besorgte die Gesamtausgabe seiner Werke (7 Bände).

[2]) Es erschien 1856, ein „Muster populärer Schreibweise".

[3]) Das „Lustige Komödienbüchlein" (1859—1877) enthält circa 40 Stücke Poccis. Darin ist „Casperl Larifari" die stehende komische Figur.

[4]) Zugleich mit Reding von Biberegg redigirt, 2 Bdchn., Stuttgart 1855 und 1856.

Mein alter, theurer Freund!

Deine liebevollen Zeilen haben mich innigst erfreut, und ich erwiedre deinen Gruß und deine Wünsche aus treuem Herzen. Unsre alte Liebe kann nicht verglühen, selbst unter der Asche, die sich darüber gelegt haben mochte, mußte sie sich wohlbewahrt wissen. Indem du diese Asche wegzuhauchen beginnst, giebst du dem eignen Herzen das schönste Zeugniß, und es freut mich, dasselbe anzuerkennen. Für das übersandte grüne Blatt aus Baden. Baden sag' ich dir den wärmsten Dank, es erinnert mich wehmüthig an vergangne Zeit, die ich als die beste meines Lebens ansehe, wiewohl auch sie nicht ohne Trübsal war. —

Ich hoffte immer, mit deinen Augen ginge es besser der Anblick deines Schreibens bestärkt mich darin.

Meine Nichte Ludmilla grüßt dich innigst, und gedenkt lebhaft und liebevoll der alten Zeiten in Weinsberg. Die ältere Schwester Ottilie lebt in Newyork. —

Ich habe großes Leid im Hause. Meine alte treue Dore liegt krank darnieder, unter unaufhörlichen Schmerzen, seit vier Monaten. Es ist ein großer Jammer! —

Grüße bestens deinen Sohn und seine liebe Frau!

In alter treuer Liebe dein unveränderter

Varnhagen von Ense.

Berlin, den 29. Dezember 1855.

Brief-Facsimile von Varnhagen von Ense, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. 770.

778. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 29. Dezember 1855.

Deine liebevollen Zeilen haben mich innigſt erfreut, und ich erwidere Deinen Gruß und Deine Wünſche aus treuem Herzen. Unſere alte Liebe kann nicht verglühen, ſelbſt unter der Aſche, die ſich darüber gelegt haben mochte, mußte ſie ſich wohlbewahrt wiſſen. Indem Du dieſe Aſche wegzuhauchen beginnſt, gibſt Du dem eigenen Herzen das ſchönſte Zeugnis, und es freut mich, dasſelbe anzuerkennen. Für das überſandte grüne Blatt von Baden-Baden ſag' ich Dir den wärmſten Dank, es erinnert mich wehmütig an vergangene Zeit, die ich als die beſte meines Lebens anſehe, wiewohl auch ſie nicht ohne Trübſal war. —

Ich hoffte immer, mit Deinen Augen ginge es beſſer; der Anblick Deines Schreibens beſtärkt mich darin.

Meine Nichte Ludmilla grüßt Dich innigſt und gedenkt lebhaft und liebevoll der alten Zeiten in Weinsberg. Die ältere Schweſter Ottilie lebt in New-York. —

Ich habe großes Leid im Hauſe. Meine alte treue Dore liegt krank darnieder, unter unaufhörlichen Schmerzen, ſeit vier Monaten. Es iſt ein großer Jammer! —

Grüße beſtens Deinen Sohn und ſeine liebe Frau! In alter treuer Liebe Dein unveränderter

Varnhagen von Enſe.

---

779. Prinzeſſin Marie an J. K.

Stuttgart, 17. Januar 1856.

Das Buch las ich mit vielem Intereſſe, lieber Kerner, inſofern es Herrn von Zeller und Winnenden betrifft, wo ich ja jeden Tritt kenne. Herrn von Zeller kann man nie genug loben; er iſt eine der edlen Seelen, der ich begegnete, bei dem die Liebe zur Menſchheit nicht nur Gefühl, ſondern reges, aufopferndes Streben, eine Zierde unſeres ſchönen Württembergs, dem er ſo viel Gutes erwies. Ich danke Ihnen daher vielmals für dieſe Lektüre (?) und hätte dies ſchon früher gethan, wäre ich

nicht ernſtlich krank geweſen. Diesmal litt meine Bruſt heftig und iſt noch nicht hergeſtellt, kein Wunder! Gott und viele Menſchen ſorgen für ſchwere Prüfungen — —

Leben Sie wohl, lieber Kerner ... Gott ſei mit Ihnen!

Marie.

---

780. J. K. an Theobald Kerner.

Weinsberg, den 29. Januar 1856.

Ich habe ſchon oft mit Schmerz daran gedacht, wie in unſerer Familie manche alte Merkwürdigkeiten waren, die ſich auf eine unverantwortliche Weiſe aus ihr verloren. So beſaß mein Vater einen Saal voller Oelbilder, unter welchen manche von Wert waren, namentlich Nachtſtücke, auch ein ſehr großes Bild, einen Seeſturm darſtellend. Das ſchönſte Bild war die Darſtellung eines greiſen Vaters in Ketten, den ſeine Tochter im Gefängnis ſäugte, es iſt auf Holz gemalt, in goldenem Rahmen, mein Vater ſchenkte es noch auf ſeinem letzten Krankenlager ſeinem Tochtermann Zeller. Die anderen Bilder wanderten mit meiner Mutter von Maulbronn nach Ludwigsburg, wo ſie einige Jahre in einem Hauſe auf dem Markte, wo jetzt die Mädchenſchule iſt und das meine Mutter bezogen hatte, in einem großen Zimmer aufgeſtellt waren, bis der Amtsſchreiber Heuglin[1]), der der Kriegsvogt meiner Mutter war, ſie um 40 Gulden an den nachher wahnſinnig gewordenen Stiftungspfleger Pregenzer verkaufte. Ein Oelbild beſaß auch mein Vater, das ſeinen treuen alten Rappen mit ſeinem Chaischen darſtellte, mit dem meine Mutter ſelbſt oft in der Nacht allein von Stuttgart herauskutſchirte. Ich ſah es noch ſpät im Beſitze ſeines ehemaligen Amtsdieners, des uralten Rathausdieners Vogel[2]) in Ludwigsburg in deſſen Stube, wohin es aber gekommen ſein mag, weiß ich nicht.

---

[1]) Vgl. „Bilderbuch" ꝛc. S. 120 ff. 127. 301. Er war es, der als Pfleger Kerners Mutter vorſchlug, aus Juſtinus einen Konditor zu machen.

[2]) Vgl. „Bilderbuch" S. 133 ff.: Der Oberamtsdiener Vogel.

Im Beſitze meiner Eltern war auch aus alter Zeit her ein ſehr ſchönes großes Kreuz von blankem Metall, woran der Heiland in vergoldeter Bronze ſehr ſchön gebildet war; es hatte ein großes Piedeſtal von ſchwarzem Marmor, meine Mutter gab es meinem Bruder Louis, als er Pfarrer wurde. Von dem Großvater Stockmayer her war auch in unſerer Familie noch eine Kanone, es war auf ihrem Rohr das Wappen meines Großvaters Stockmayer gegoſſen; dieſe beſaß ich noch als Kind in Ludwigsburg, mein Bruder ließ das Geſtell der Kanone, die Lafette, mit Oelfarbe grün anſtreichen und ſchenkte die Kanone dem Sohne des Amtsſchreibers Heuglin zum Chriſttag. Als ich in ſpäter Zeit einmal darnach fragte, ſagte man mir, der Amtsſchreiber Heuglin habe aus dem Kanonenrohr ſich ſechs metallene Leuchter gießen laſſen. So hatten auch meine Eltern von dem Vater meiner Mutter zwei vortrefflich in Metall gegoſſene Pferde, jedes auf einem beſondern Piedeſtal von ſchwarzem Marmor, beide wie im Sprunge begriffen. Mein Großvater hatte ſie von der Stadt Stuttgart, mit dem Stuttgarter Stadtwappen darauf, zum Geſchenk erhalten, meine Mutter gab ſie meinem Bruder Georg nach Hamburg. Auch waren noch lange die Inſignien meines Vaters als Meiſters vom Stuhl des Freimaurerordens in Ludwigsburg vorhanden, namentlich erinnere ich mich noch eines Sternes von Perlmutter; auf der einen Seite war eine Sonne von Gold in erhabener Arbeit und auf der andern in gleicher Arbeit ein Dolch mit einem goldenen Griff und einer ſtählernen Klinge, oben war ein Ring von Gold. Auch das Schurzfell von weißem Leder mit verſchiedenen ſchwarz darauf gezeichneten Signaturen und die ſilberne Kette waren noch längere Zeit vorhanden und werden wohl ſpäter an den Stuhl gegeben worden ſein. Auch ſah ich noch öfter bei meiner Mutter ein ſehr antikes Stück, deſſen Herkommen und Benützung man mir aber nie ſagen konnte; es war eine faſt ellenlange und ſehr breite, unten nicht zugeſpitzte, ſondern nach der ganzen Breite abgeſchnittene Schaufel oder Kelle von blankem, dünnem Stahl. Dieſelbe hatte aber oben einen ſehr ſchön gearbeiteten Handgriff von Elfenbein und waren auf der breiten Seite in der ganzen

Länge hinauf in runden kleinen Vertiefungen auf Pergament bunt gemalte Wappen unter Gläschen. Die Wappen auf dem Griffe, die ich zu wenig beachtete, hätten vielleicht von seiner Herkunft zeugen können. Es kam an meinen Bruder Karl, und als ich nach seinem Tode darnach fragte, sagte mir sein Bedienter, meine Schwägerin habe es in ihre Auktion gegeben und es sei ihm schrecklich gewesen, wie dieses so schöne Ding ein Jude um einen Gulden dreißig Kreuzer an sich gebracht und damit fortgegangen sei.

Von jeher waren in meiner Familie, von dem Kerner von Luthers Zeiten an, immer die ältesten Kerner mit ihren Frauen groß in Oel gemalt vorhanden. Alle wurden verdorben oder gingen verloren bis auf das Bild unsers Stammvaters mit seiner Frau, das ich noch rettete dadurch, daß ich es schon als Student an mich zog und es nachher, als ich mich schon in Weinsberg befand, mit dem Bilde der Frau, unbeschadet desselben, restauriren und in einen vergoldeten Rahmen fassen ließ. Mein Bruder Karl wünschte es zu besitzen; weil ich aber wohl ahnte, daß es nach seinem Tode in fremde Hände übergegangen wäre, gab ich es nicht her. Ein alter „Justinus Kerner", Spezial [Dekan] in Güglingen, war in lebensgroßem Oelbild 300 Jahre lang in der Kirche in Güglingen in einer Seitennische aufgehängt [1]). Als ich im Begriffe war, von demselben eine Kopie machen zu lassen, verbrannte die Kirche samt dem Bilde. Bei Dr. Kerner in Besigheim befindet sich eine Federzeichnung dieses Bildes, auch hat derselbe ein ungemein schön gemaltes Oelbild seines Großvaters, des Bruders meines Vaters, ebenso auch das Original des Wappenbriefes, den die Kernerische Familie vom Kaiser Maximilian erhielt. Bei meinem Neffen, Oekonomierat Zeller in Darmstadt, befindet sich das sehr fein gemalte Bild meines Großvaters und meiner Großmutter. Das Bild jenes Dekans von Güglingen zeichnete sich durch seinen außerordentlich langen und breiten Bart aus, der wie eine weiße Serviette von seinem Munde über seine schwarz bekleidete Brust herabhing. Bei dieser nicht wieder zu erhaltenden Merkwürdigkeit müssen

[1]) Nach diesem „Justinus Andreas" wurde der Dichter benannt: Bilderbuch S. 1 f.

wir eben des großen Geſchichtſchreibers Johannes Müllers Wahlſpruch annehmen, welcher hieß:

„Non recuperandarum rerum optima ratio est oblivio“ [1]).

Nachträglich muß ich noch anführen, daß Zeller in Darmſtadt ein in Waſſerfarbe gemaltes Bild meines Vaters beſitzt. Bei ſolchem iſt das Profil ſehr gut getroffen, nur hat es ſchlechte Schattirungen und iſt ſein Kopf durch eine kurioſe Kappe entſtellt. Gemalt hat es Frau Kameralverwalter Bilfinger in Ludwigsburg, ſie war in der Jugend eine ausgezeichnete Landſchaftsmalerin.

Es ſoll mich freuen, wenn Herr Pfann [2]) das Bild Mesmers ordentlich zu Tage bringt. Wolfart nannte [3]) den Mesmer auf dem Titelblatt ſeines Werkes Friedrich Anton Mesmer, es iſt dieſes aber durchaus falſch und mir unbegreiflich, wie es geſchehen konnte; denn auf ſeinem authentiſchen Taufſcheine und Totenſcheine ſteht von den Behörden unterzeichnet: „Franz Anton Mesmer“, und auch ſonſt in den Aktenſtücken, die ich habe.

Ich habe klekſographiſche Bilder mit Verſen angelegt, was euch einmal ergötzen kann.

Meine Schwäche wird immer ſtärker und ein ärztlicher Rat iſt nicht dabei zu finden. „Wie Dir's erging, ſo ſoll's auch mir ergehen!“ Das iſt mein beſtändiger Troſt in meiner verzweiflungsvollen Lage.

Gott ſei mit Dir und Deiner Marie und euern Kindern!

Euer Vater.

---

781. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 5. Februar 1856.

Nachdem ich kürzlich mit dem Buch von Schurz über Lenau [4]) zu leſen fertig geworden, verlangt es mich ſehr, mit Dir ein

---

[1]) „Wenn etwas nicht wieder zu erlangen iſt, ſo muß man es zu vergeſſen ſuchen.“

[2]) Maler und Photograph in Stuttgart.

[3]) Ein Freund Mesmers, Profeſſor in Berlin, gab deſſen Werke heraus. Vgl. Kerners „Mesmer“ S. 174 ff.

[4]) Der genaue Titel desſelben lautet: „Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Von ſeinem Schweſtermanne Anton X. Schurz“. 2 Bde. Cotta 1855.

wenig darüber zu plaudern. Ich thäte es am liebsten mündlich und möchte gar gerne von Dir wissen, ob Du auch meine Ansichten hast. — Mir selbst war das Buch sehr interessant und namentlich gab mir die Jugendgeschichte von Lenau nachträglich Aufschluß über vieles, was mir zurzeit unserer ersten Bekanntschaft etwas dunkel und rätselhaft blieb. Für die eigene Familie scheint mir Schurz aber etwas zu aufrichtig, das ist doch niemand schuldig, der Welt die Laster seiner Vorfahren so aufzudecken, und es gehört in diesem Grade ja kaum auch zur Sache. N. sprach mir damals einigemal mit Entrüstung von seinem Vater in Beziehung auf seine Mutter, ich glaubte aber immer, es sei der Stiefvater gemeint, wie es nun in dem Buch gar nicht scheint. Ich habe auch gehört, daß Frau von Schurz mit dieser großen Offenherzigkeit gar nicht einverstanden gewesen sei. Auch auf meinen seligen Mann fällt in der Erzählung von N.'s Uebertritt zum Protestantismus ein ganz schiefes Licht, das mich gewaltig inkommodirt und worüber ich mich mit Gelegenheit gern einmal gegen Schurz aussprechen möchte. Es wird nämlich erzählt, daß N. sich in Beziehung auf seinen Uebertritt meinem Mann anvertraut habe, daß dieser eine solche Freude darüber geäußert hätte, daß diese Freude N. bestimmt habe, den Schritt nicht zu thun. Ich erinnere mich nun der ganzen Verhandlung recht gut, denn es war einer der letzten Besuche, den N. bei uns machte. Er bat mit großer Wichtigkeit, meinen Mann eine Stunde allein zu sprechen, und sie gingen zusammen auf sein Zimmer. Nachdem sich N. nach einer vollen Stunde wieder entfernt hatte, kam mein l. Mann allerdings freudig erregt zu mir herüber und erzählte mir zwar dessen Vorhaben, aber seine Freude war durchaus nicht darüber, sondern ganz allein, weil er ganz überrascht war, bei N. so viel Glauben zu finden, was er zurzeit seiner Albigenser ja sehr über Bord geworfen hatte. Diese Rückkehr also war es, was meinen Mann erfreute. Proselytenmacherei war nicht seine Sache und ich weiß, daß ein frommer Katholike, wenn er nur den Heiland lieb hat, ihm viel lieber war, als mancher überreife Protestant.

Auch was Auerbach so im Vorbeigehen über Reinbeck sagt,

C. Heideloff

iſt doch gar zu arg. Ich habe mir jetzt zur Lektüre den dritten Band von Perthes Leben genommen, er wird mich weniger aufregen und mich vielleicht mehr erbauen . . .

Sophie Schwab.

---

782. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 19. Februar 1856.

. . . Meine beſondere Verehrung zu Herzog Karl und die freudige Unterhaltung mit Zeichnen und Malen gewährt mir einen ſolchen Genuß, daß mir der langweilige Winter bis jetzt kurz vorüber ging und ſo meinen Zuſtand erträglich machte. Mein erſter Ausgang war zum Karlsfeſt; aber ich ließ mich dahin führen. Nun ſitze ich derzeit wieder zu Hauſe und male den Grafen Wilhelm als Ritter von Lichtenſtein in koſtbarer Eiſenrüſtung; aber unſer verehrter Freund beſucht mich nicht. — Recht gerne und mit Vergnügen will ich mein Bild, die Verklärung des Karl Herzogs dem hochverehrten Herrn Dr. Sicherer überlaſſen, um das Feſt zu verſchönern; zu einem ſolchen habe ich es ja beſtimmt. Dasſelbe iſt mit dem Rahmen 4 Fuß beinahe hoch und beinahe 3 Fuß breit und unter Glas, daher ohne Gefahr faſt ſchwer zu transportiren; daher würde zu wünſchen ſein, daß Herr Dr. Sicherer dasſelbe durch einen ſichern Mann daſelbſt abholen laſſen könnte. (Ich laſſe bereits eine Kiſte machen, damit nichts verſäumt wird.)

Ich bin in Verlegenheit, da es der König noch nicht geſehen hat; ich konnte es ihm nicht zuſchicken, da ich nicht weiß, ob ihm die Erinnerung an Herzog Karl angenehm iſt. Mein Bild hat außer den Karlsverehrern beim Feſt noch niemand geſehen.

Die Beſchreibung des Bildes lege ich hier bei. Da das Bild bis Sonntag gebraucht wird, ſo ſäume nicht, Herrn Dr. Sicherer davon zu benachrichtigen, daß ſelbiger mir entweder den Mann oder die Adreſſe, wohin ich dasſelbe ſenden ſoll, ſchicke. Aber ob ich mich entſchließen kann, dem Feſt beizuwohnen, hängt vom Wetter und meiner Geſundheit ab. Ich freue mich außerordentlich, wenn es mir gelingen ſollte, dasſelbe mitzumachen. Bis den 8ten nächſten Monats beſuche ich Dich ohnedies,

da ich bis den 10ten in Rotenburg einer Regierungskommission beiwohnen muß, welches vor 3 Wochen hätte geschehen sollen, wo ich mich aber wegen Gesundheitsrücksichten habe entschuldigen lassen.

Ich freue mich sehr, Deine schöne Büste des Herzogs Karl zu sehen[1]) . . .

C. Heideloff.

Ich habe lächeln müssen, daß die Stuttgarter zweifelten, daß ich das ausgeführte Bild selbst gefertigt hätte, denn dies sei in meinem Alter eine Unmöglichkeit. —

---

783. J. K. an Theobald Kerner.

Weinsberg, Februar 1856.

Soeben kam Mesmers Bild[2]) an, ich danke Dir für dessen Besorgung, aber, lieber Theobald, die Menschenfreundlichkeit mit Kraft ist in diesem Gesichte bei lange nicht so ausgedrückt, wie in dem Originalölbild, auch das Ehrwürdige nicht, deshalb sieht er auch jünger aus, übrigens ist es sonst ganz brauchbar und schön. Es ist eben ein Jammer mit allen Menschenbildern und die Türken haben recht, daß sie das Menschenbildermachen verboten haben und mit dem Tode bestrafen. Es ist jetzt schon recht und es wird auch

Kunstgerecht,
D. h. schlecht
Zu meiner Pein
Geraten sein.

Der Mensch hat selbst von Natur oft etwas schiefe Zeichnungen im Gesichte, namentlich betrifft das oft den Stand der Augen, die feinsten charakteristischen Züge. Wenn dann Künstler herankommen und wollen solche Züge kunstgerecht zeichnen, so werden diese verdorben, in diesen sogenannten verzeichneten Zügen gibt sich oft der Menschengeist wahrhaft kund. Ich bin

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 757 (Schluß).

[2]) Es ist ein Oelbild in Lebensgröße. Eine Abbildung davon findet sich im „Kernerhaus ꝛc." S. 341.

verſichert, daß das mit Mesmers Augen beſonders ſo iſt, und ich glaube, daß ſie ganz in der Natur ſo anſcheinend verzeichnet ausſahen, wie ſie ſich im Oelbilde oder der Photographie von dieſem darſtellten. Einem Mann, der bis in das höchſte Alter den tieriſchen Magnetismus (nicht den mit elektrogalvaniſchen Maſchinen) mit ſeiner eigenen Kraft anwandte, an dem wird es gewiß am Ende durch einen beſondern Blick in den Augen ſichtbar, und dadurch hat gar wohl ein Auge Mesmers kleiner erſcheinen können als das andere.

Von dem Ganglionciliargeflecht der Augen, dem Blick des Menſchen aus geht beſonders der magnetiſche Einfluß auf andere, und das war hauptſächlich bei Mesmer der Fall, und es wäre mir ein Wunder, wenn ſein Auge in kunſtgerechter Zeichnung geblieben wäre und nicht wenigſtens ein Augenlid ſich mehr herabgeneigt und das kleinere Augenlid gebildet hätte. Die Künſtler denken nur an die ihnen eingeprägten kunſtgerechten Linien, die ſie bei jedem Menſchen gleich anbringen, aber der Nervengeiſt des Menſchen, der überhaupt die Plaſtik des Körpers bildet, geht nicht in dieſen kunſtgerechten Linien, ſondern oft gar in einem Zickzack, wodurch erſt der Geiſt des Individuums ſich ausſpricht.

Weiteres Nachdenken darüber und Ausführung Deiner kunſtgeübten lieben Marie überlaſſend

Euer Vater J. K.

---

784. Graf Pocci an J. K.

München, 21. März 1856.

Ich habe geſtern Ihr Mesmerbuch erhalten und kann nicht länger zögern, Ihnen gleich dafür zu danken. Die beiliegenden Exemplare wurden beſorgt. Schmerzlichſt berührte mich, daß Ihre Augen ſchlimmer geworden ſind! Sie haben bei all Ihrem Herzweh auch dieſes Leiden noch zu tragen! Wie wenig wiſſen wir andere das Glück zu ſchätzen, wenn uns noch nicht ein Glied aus der Familie entriſſen wurde oder nicht irgend ein Glied an unſerem Leibe erkrankt iſt! Indeſſen fehlt es doch nie an Sorgen, an innerlichen und äußerlichen Kämpfen!

Da Sie ſich doch vorleſen laſſen, ſo ſchicke ich Ihnen hier das Büchlein, welches ich im vorigen Jahre verfaßt habe und das ſoeben erſchienen iſt: ein „Bauern-ABC“ [1]) — eine Art humoriſtiſcher Hauspoſtille, in welcher der Scherz oft das Ernſthafteſte auf die Tafel ſetzen ſoll. Sie können daraus beiläufig auch den Kultur- und Sittenzuſtand unſerer königlich bayeriſchen Bauern kennen lernen. Bitte alſo, daß Sie ſo bisweilen einen Buchſtaben aus dem ABC verſchlucken . . .

Pocci.

---

785. König Ludwig an J. K.

München, am Oſterfeſt, den 23. März 1856.

Ihnen, mein hochgeſchätzter Juſtinus Kerner (dieſer Name überwiegt den Titel), innigen Dank für Brief und Buch, das in dieſen Tagen ich zu leſen vorhabe, und Freundliches Ihrer Schriftführerin. Möchten Sie das Augenlicht wieder ganz bekommen, was aber noch vorzüglicher — das innere beſitzen Sie. Als Witwer ſind wir in gleicher Lage, die Ehehälfte verloren zu haben, hiedurch ſind wir nicht um einen Teil unſeres Weſens gekommen, ſondern es iſt zerriſſen worden, denn verwebt in unſer Leben waren die Dahingeſchiedenen. Erleichterung gewährt, in Gedichten unſern Schmerz auszudrücken. Bereits vierzig verfaßte ich auf meine verklärte Thereſe, deren eines Sie in dem Album finden werden, was zum beſten des Fräuleinſtifts (von welchem meine Tochter Alexandra die thätige Vorſteherin) erſcheinen wird, zu welchem beizutragen das Geſuch an Sie geſtellt werden wird.

Mit wiederholtem Dank und bekannten Gefühlen

Ihr Sie zu würdigen wiſſender

Ludwig.

---

786. G. H. v. Schubert an J. K.

Am 2. Oſtertag 1856.

Chriſt iſt erſtanden! — Des ſollen wir alle froh ſein. Chriſtus will unſer Troſt ſein — Hallelujah! . . .

---

[1]) Vgl. Poccis Brief vom 4. Dezember 1855 Nr. 777.

Vor etlichen Tagen fiel mir Dein köſtliches Lied auf unſeres Freundes Schwab Tod [1]) wieder in die Hände, und dergleichen haſt Du ja auch andere geſungen. Da erkannte ich mit Freuden, wie Du den Schlüſſel zu der Thüre am Gemach Deines inneren Leibes ſo ſicher verwahrt in Deinem Herzen trägſt. Ja, Chriſtus der Erſtandene, auch Dein Bruder und Dein Freund, dem „gegeben iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden", der . . . will Dich herausreißen aus Deinem Dunkel und wieder ans Licht führen. Sprich nur mit ihm ein kindlich zutrauliches Wort darüber, und wenn es anfangs damit nicht recht gehen will, weil das Wort zu blöde iſt, da verſuch es nur öfter, und der Troſt des Tröſters wird Dir nicht fehlen . . .

Gott ſtärke, tröſte, ſegne und behüte Dich! . . .

G. H. Schubert.

---

787. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 30. März 1856.

In der zuverſichtlichſten Ueberzeugung, daß mein Schreiben Dich wohl antreffen wird, erlaubt ſich Dein Quälgeiſt nochmals die Freiheit, Dich mit einer herzlichen Bitte zu plagen; aber diesmal in einer höchſt wichtigen vaterländiſchen Sache, von der ich überzeugt bin, daß Dir dieſe als guter Württemberger angenehm ſein wird. Es handelt ſich um eine Inſchrift, welche in Erz gegoſſen werden ſoll, und zwar für den berühmten Kirchbrunnen in Heilbronn [2]), der der Stadt den Namen gab, zu dem ich die Zeichnung von zwei Seiten beinahe fertig habe, und da das Dekorative und die analoge ſymboliſche Bedeutung vom Architekten ausgehen, hat er auch das Recht, Inſchriften vorzuſchlagen, und da Du weißt, wie ich Dich hoch verehre und Du

---

[1]) „Nach Guſtav Schwabs Tod" im „Letzten Blütenſtrauß".

[2]) Das Werk kam nicht zu ſtande; nach einem Brief Heideloffs an J. K. vom 18. Mai 1856 war der Stadtbaumeiſter von Heilbronn dem Plane Heideloffs entgegen. Erſt jetzt ſoll, wie verlautet, der Brunnen ausgeführt werden, um ſo mehr werden Heideloffs Pläne wieder von Intereſſe ſein. (Später hat Heideloff, ſeinem Brief vom 26. November 1857 zufolge, die Heilbronner St. Kiliankirche reſtaurirt.)

mein Alles biſt, ſo darfſt Du in meiner Kunſt nicht fehlen, daß ich Dich inſtändig bitten muß, meinem Werk den Siegel aufzudrücken. Die Zeichnung habe ich mit großer Liebe und Begeiſterung aufgefaßt, und es iſt mir gelungen, den Brunnen, ohne das beſtehende hiſtoriſche im mindeſten zu berühren, ſo herzuſtellen und dem Ganzen eine ſolche Bedeutung zu geben, daß ich hoffe, die allgemeine Zufriedenheit der Heilbronner zu erlangen.

Ich höre Dich ſchon fragen, wozu eine Inſchrift, was ſoll ſie bedeuten? Daher muß ich Dir das Ganze kurz erklären und Du wirſt's in Ordnung finden.

Das Monument habe ich ſo geordnet, daß es ſich zu beiden Seiten gleich ſchön ausnehmen muß, daß einem die Wahl weh thun ſoll, und beide ſollen eine beſondere Bedeutung ausſprechen, die Seite gegen die Kirche wie die Waſſerſeite. Für die letztere habe ich an einem Gerberhauſe zu meiner größten Freude ein ehemals zu dem beſagten Brunnen gehöriges, gut erhaltenes Basrelief gefunden, und zwar zu der Zeit, als ich mich von Dir nach Heilbronn begab, wo ich mich einen Tag und Nacht aufgehalten habe.

Dieſes Basrelief erkannte ich als ein Werk Tillmann Riemenſchneiders[1]), es iſt von Stein und ſtellt Chriſtus am Brunnen mit der Samariterin vor. Das Bild iſt wunderſchön, es iſt 4′ 5″ hoch und 3′ 3″ 5‴ breit und hat folgende Inſchriften: „Das Waſſer, das ich gebe, wird ein Brunn in das ewige Leben". Johannes. „Herr, gib mir das ewige Waſſer, daß mich nicht dürſte". Dieſes Bild kommt unter die reiche Giebelſpitze zu ſtehen, in der ich wieder den damals dort befindlichen Heilbronner Wappenadler anbrachte, der auch auf der andern Seite ſichtbar iſt, aber gerade auf dieſer andern Seite wollen die Heilbronner das württembergiſche Wappen angebracht wiſſen, um eine Demonſtration zu vermeiden; aber damit dieſes Wappen nicht ſo ausſieht, wie ein K. Amtsſchild oder Grenz-

---

[1]) Hervorragender Bildhauer, geb. c. 1460 in Oſterode am Harz, geſt. 1531 in Würzburg.

pfosten, so habe ich das Basrelief wie beiliegende Skizze[1]) aufgefaßt, und hieher gehört eine Inschrift, welche dem König und seinem Volk angenehm sein muß, und diese soll aus Deinem Geist geschaffen werden. Wie die Skizze ausweist, soll das Basrelief den Schutzengel Württembergs vorstellen, welcher mit der einen Hand das Wappen hält und mit der rechten den Kranz des Ruhmes und des Friedens emporhält, auf dem Band unter dem Wappen läßt man das Motto: Furchtlos und treu. Ich dachte mir im Augenblick der Komposition der Skizze folgende Idee, welche ich unmaßgeblich hier hinzuwerfen wage, ich möchte sagen hinzuschmieren. Ich höre Dich bereits lachen — ich besinne mich, ob ich's im Angesicht Deiner doch wagen soll, dies hinzuschreiben, in Gottes Namen, aber welche Ironie! —

Du Schutzengel, Erhalter des edlen Alten,
Laß unsern König im Guten walten,
Beschirm das Wohl der lieben Stadt,
Damit auch sie, das Glück, den alten Spruch
„Hie gut Württemberg" zu erfreuen hat.

... Gewähre mir meine herzinnigliche Bitte baldigst zu erfüllen ...

C. Heideloff.

---

788. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 3. April 1856.

Dein liebes Schreiben vom 2ten dies habe ich gerade in dem Augenblick erhalten, als ich im Begriff war, Dich nochmals zu quälen; verzeihe mir, daß ich Dich nochmals darum um zwei Inschriften zu besagtem Denkmal bitte, welche ich noch zur Vervollkommnung meiner Zeichnung bedarf. Die Zeichnung von der Brunnenseite macht sich famos, nur ist das hohe Postament mit dem Sockel zu leer und bedarf einer Zierde durch eine Inschrift, welche ein Wahrzeichen für die Beschauer abgeben soll und welche auf die kürzeste Art die Geschichte des Brunnens und den würdigen Erbauer aussprechen soll, ungefähr so (ich will

---

[1]) Nicht mehr vorhanden.

mein holperiges Weſen nochmals wagen), wie's mir gerade in Sinn kommt.

Der edle Brunn, der Heilbrunn,
Der der Stadt den Namen gab,
Fließt aus der Urzeit an der Stell
Mit ſeinem Waſſer ſilberklar.
St. Kilian weihete dieſen Quell,
Vertraut der Stadt feſt ihren Schutz,
Die gab ihr nun die ſchöne Zier
Der Menſchheit zart zum frommen Nutz,
So Mit- und Nachwelt für und für.

Für ſo viele Zeilen hab' ich Platz. Nehme mir's nur nicht übel, ich bin zwar etwas ideen- und farbenreich, aber erſchrecklich wortarm. Aber zur Wichtigkeit in der Geſchichte des Brunnens iſt hervorzuheben, daß es wirklich eine Wahrheit iſt, daß der Miſſionär St. Kilian die Quelle mitſamt der Wallfahrtskirche, die ſeinen Namen führt, weihete und den Bürgern der damals angewachſenen Stadt zum Schutze übergab. Dieſer Begebenheit hat die Stadt ihre Größe zu verdanken.

Die dritte Inſchrift, welche unter das von mir aufgefundene Basrelief[1]) kommen ſoll, „Chriſtus am Brunnen mit der Samariterin", muß äußerſt kurz ſein, analog auf das Waſſer, ein Moralſpruch. —

Deine Anſicht wegen dem Genius der Kunſt iſt vortrefflich, und ich laſſe daher das mit Hirſchhörnchen beſtreute Kleid weg, ich werde dieſe Woche mit den zwei Zeichnungen fertig, worauf ich ſogleich zu Dir eilen werde, daher behalte alles zurück und die Skizze gehört Dein . . .

C. Heideloff.

---

789. Caſtelli an J. K.

Wien, den 15. April 1856.

Hochverehrter Freund!

Ich wage es, Sie mit dieſem Namen zu begrüßen, obſchon unſere Bekanntſchaft noch ſehr jung iſt, denn die Zeichen Ihrer freundlichen Erinnerung . . . haben mich herzlich erfreut und mir

[1]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

den Beweis gegeben, daß Sie mir in der Ferne ein wohlwollendes Andenken bewahren. Das sind die einzelnen wärmenden Sonnenstrahlen, welche durch manche trübe Lebenswolken dringen und das Herz auftauen. Ich danke Ihnen dafür.

Leider habe ich auch erfahren, daß Ihr Augenleiden noch immer fortdauert; wer aber ein so scharfes innere s Auge hat, wie Sie, dem macht dies weniger Kummer, wie ich denn auch mit großem Vergnügen erfahren habe, daß Sie recht fröhlich und guten Mutes sind. Ich bin hierin schlimmer daran als Sie, ich kann die kleinen Leiden des Alters (ich zähle schon 75 Jahre) nicht mit Gleichmut ertragen, und die Wahrscheinlichkeit, von dieser schönen Erde bald scheiden zu müssen, macht mir Kummer.

Empfangen Sie, geehrter Freund, beiliegend jenes Werk von mir, welches ich für mein bestes halte, es sind meine Gedichte in österreichischer Mundart[1]). Es wird Ihnen wohl Mühe kosten, sich durch den ganz fremden Dialekt, der durch die Schreibart noch unverständlicher wird, durchzuwinden, allein wollen Sie diese Mühe nicht scheuen, so hoffe ich, Sie werden doch etwas finden, was in Ihrem Gemüte Anklang findet, und der Spruch, den ich auf die erste Seite des Buches geschrieben habe, wird sich bewähren.

Mit deutschem Händedruck

Ihr Dr. J. F. Castelli.

Da mir noch ein Plätzchen übrig bleibt, so füge ich hier noch eines meiner letzten Gedichte bei.

(Folgt das Gedicht: „Die Glocke im Menschen".)

---

790. König Ludwig an J. K.

München, den 25. April 1856.

Meinen Dank spreche ich Ihnen für die Mitteilung von Wagners vor drei Jahren mehr als einem halben Jahrhundert geschriebenen Brief, womit Sie, von mir sowie von jedem, der Sie kennt, hochgeschätzter Justinus Kerner, mich erfreut haben.

---

[1]) Im Jahr 1828 erschienen „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" von ihm.

Der ich ohnehin gestern an Wagner schrieb (dem ich den Titel eines zweiten Direktors der bayerischen Akademie der Künste erteilt), schloß ich diesen Brief ein, welchen, wieder erhaltend, Ihnen zurückstellen will. Als Maler beginnend, wurde er in später Zeit in Rom, was sein Vater, sein Großvater und, sage ich recht, auch sein Urgroßvater war, nämlich Bildhauer, doch nur in Thon, nicht in Marmor ausführend. Von ihm das die vier Seiten der Walhalla einnehmende Basrelief, die auf dem Siegesthor und dessen Bildsäulen.

Außer den in Paris erworbenen Antiken habe ich fast alle in der Glyptothek befindlichen ihm zu verdanken. Er ist ein gelehrter, großer Kenner des Altertums, tüchtiger Geschäftsmann und, was mehr, ein rechtschaffener Mensch. Freundliches Ihrer Schriftführenden von Ihrem

Sie hochschätzenden

Ludwig.

---

791. Prinzessin Marie an J. K.

Stuttgart, 7. Mai 1856.

Lieber Kerner! Sie wissen, daß Denken, vernünftig Denken, seine Worte zu Papier bringen, meinem unglücklichen Mann [Graf Neipperg] meist unmöglich, das meiste, was er schreibt, sind Faseleien. An andere denken, ach, das kann man von ihm nicht erwarten in seiner Nacht.

Es freut mich, daß Sie anerkennen, wie tief man die Schwergeprüfte verletzt in dem Heiligsten, in ihrem Schmerz um den Kranken, gegen den jedes Brudergefühl tot ist, jedes Pflichtgefühl seines Dieners!

Abschied nehme ich nicht von Schwaigern, denn der Blumen [1]) halber kann ich nie dahin. Wohl aber habe ich dort einen Freund meiner Seele, meinen Stadtpfarrer, den hoffe ich noch dort zu besuchen. Ihm zu lieb und der treuen Menschen dort war ich wieder da, mein Recht zu beweisen, als Gattin im Hause des

---

[1]) Vgl. Kerners Gedichte: „Der Garten zu Schwaigern, An den Herrn Grafen Alfred von Neipperg".

Gemahls zu sein, was mir ja beide Schändlichen, der General und der Amtmann, nehmen wollten. Und nun leben Sie herzlich wohl, lieber Kerner! Ich habe Sie nie mißverstanden. Als ich Sie nicht sprechen konnte, zu tief gebeugt und zu sehr in Anspruch genommen, wußte ich, daß der Moment kommen werde, wo sogar Sie Gott danken würden, meinen Mann bei Herrn v. Zeller gepflegt zu wissen.

Marie.

---

792. König Ludwig an J. K.

Ludwigshöhe, den 23. August 1856.

Herzlichen Dank, mein herzlicher Justinus Kerner, für den Inhalt Ihres Schreibens vom 21. dieses, dessen schönes, dessen gemütliches Gedicht mir sehr gefiel. Was Sie und ich verloren, ist unersetzlich, und immer werden wir davon aufs neue ergriffen werden; Thränen kommen noch in meine Augen. Vernahm, daß Ihr Sohn treffliche Kuren macht und meinen Jüngsten haben Sie auf seiner Brautfahrt gesehen. Mein Befinden bis jetzt ist dermaßen vorzüglich, daß Ihnen kein besseres wünschen kann Ihr, für die Glückwünsche wie für alles was Sie schrieben,

wiederholt dankbarer

Ludwig.

Der Schriftführerin, mir persönlich unbekannt, Freundliches.

---

793. Kobell an J. K.

München, 17. November 1856.

Endlich kann ich das Gedicht über die Urzeit[1]) schicken, nehmen Sie es mit Nachsicht auf. Es hat seine Mucken, über eine Welt zu berichten, wo es noch keine Menschen gab, ich fügte daher an den Text gleichsam als Randzeichnungen zu Gegensatz und Vergleichung Bilder aus der Gegenwart bei. Da mir dieses unter der Arbeit so einfiel, so wird man es hoffentlich nicht für fremdartig ansehen. Nach meinem Wunsche sollte alles in organischem Zusammenhang stehen, ob es so geworden, weiß ich nicht, es mag manches, wie es so geht, in der Feder geblieben sein,

[1]) „Die Urzeit der Erde". München 1856.

während ich meinte, es geſchrieben zu haben. Mit der Zeit erweitere ich vielleicht den Cyklus der Geſänge, es ſtehen noch manche Bilder vor mir, die ich vorläufig liegen ließ. Ich bin erſt vorgeſtern von den Bergjagden heimgekehrt, die ich wieder mit dem König zu machen das Glück hatte. Ich habe 12 Gemſen geſchoſſen und dabei herrliche Naturſcenen erlebt. Unter anderem habe ich niemals die Waſſerfälle ſo in Eis verwandelt geſehen wie in dieſem Spätherbſt. Das ſieht ſeltſam aus; von der Ferne glaubt man das niederſtürzende Waſſer zu ſehen und meint ſein Rauſchen zu hören, je näher man kommt, deſto ſtiller wird's, und endlich ſieht man den Fall, wie durch einen Zauberſchlag erſtarrt und in glänzendes Eis verwandelt. Unter einem ſolchen Eisgebilde fror ich drei Stunden, ſchoß aber dabei 2 gute Gemsböcke, und das iſt ſchon der Mühe wert, etwas auszuhalten. — Der anbrechende Winter hat die Herbſtſchwärmer wieder heimgetrieben; Geibel, Bodenſtedt, Carriere ſind wieder hier. Von Geibel ſoll nächſtens ein neuer Band Lyriſches erſcheinen, auch von Bodenſtedt. Ebenſo hat Dahn Gedichte herausgegeben, ich habe ſie aber noch nicht geleſen. Pocci ſchreibt, wie er mir ſagte, an einem Volksdrama, welches den Karfunkel von Hebel[1]) zum Gegenſtand hat.

Sonſt weiß ich nichts Neues und ſchließ, indem ich Ihnen Geſundheit wünſche und Erhalten des Humors, der ein Tauſendkünſtler iſt und in der Not beſſer als irgend ein anderer Freund . . .

Kobell.

---

794. Graf Pocci an J. K.

München, 26. November 1856.

Zu meiner großen Freude erhielt ich heute einen Brief, den ich allſogleich beantworte. Vor allem aber betrübt mich Dein Zuſtand, und die Freude des Empfangens ward mir wohl geſtört. Allerdings war die Zeit Deiner aufopfernden Freundeshingebung bei Gräfin Maldeghem einer Erholung nicht günſtig. Meine Frau — Jugendfreundin derſelben — läßt Dich herzlich

[1]) Vgl. den folgenden Brief.

grüßen, ich las ihr die bezügliche Stelle Deines Briefes, welche sie sehr ergriffen. — Mein Stuttgarter Aufenthalt war freilich sehr kurz — ein halber Tag! Dich zu sehen, war mir Labsal! Die Meereswelle hat wohl meine äußerlichen Nerven gestärkt, allein zu jenen Fasern, welche die Seele mit dem Leibe verbinden, zu ihnen kann kein stärkender Tropfen dringen, und wir poetische Gemüter sind unausgesetzt den Schwingungen innerer Schwermut heimgefallen! Das verstehen freilich andere nicht und wir werden verlacht oder Narren gescholten! — bleibt uns aber doch der höchste Genuß geistiger Erzeugung, dessen die Alltäglichen nicht teilhaftig sind. — Von meinem Volksdrama, als dessen Stoff ich Hebels Karfunkel[1]) gewählt, habe ich den ersten Akt vollendet. Nur wird mir die Geschichte etwas zu einfach, ich muß eine Gegenhandlung hineinzuflechten suchen, die das Ganze lebendiger macht und verwickelt. Ueberdies habe ich mittlerweile ein anderes Büchlein zu fertigen; eine Art ABC-Lesebuch für die Jugend in der Art wie mein Bauern-ABC. — Auch gab mir die Korrektur und Ausgabe meines Münchener Albums viel zu schaffen. Nun ist es erschienen. Soll ich Dir wohl ein Exemplar schicken? — Kobells Urwelt hat viel Schönes; doch finde ich den Schluß nicht großartig genug: eine Hymne an Gott den Schöpfer hätte wohl bessere Wirkung gemacht, als die etwas seichten Betrachtungen in den Endversen. Ganz schön finde ich die Einleitung, auch die Stelle über die Einsamkeit und so weiter.

Nun aber bitt' ich Dich bringend, schicke mir doch ja bald Dein klekſographiſches Habebuch[2]). In meinen Händen ist es gewiß sicher und wird Dir unversehrt wieder zukommen. Vielleicht ließe sich doch etwas mit der Herausgabe machen. Unser langer Freund ist bei allen trefflichen Eigenschaften wirklich etwas unzuverlässig. So z. B. sagte und schrieb er mir wiederholt, er habe dem Intendanten Gall meinen „Gevatter Tod" zum Gutachten wegen etwaiger Aufführung gegeben; nun schrieb mir dieser vor einigen Tagen, daß er kein Wort davon wisse! —

---

[1]) „Der Karfunkel" Graf Pocci's erschien erst 1860.

[2]) S. Brief Nr. 780. Es erschien im Jahr 1891 als „Klekſographien".

Prinzeſſin[1]) Adalbert wurde den Tag nach ihrer Ankunft hier, d. h. in Nymphenburg, ziemlich ſchwer krank; nun iſt ſie aber ganz geſund und gefällt ſehr durch ihre Liebenswürdigkeit und Anſpruchsloſigkeit. Am 1. Dezember bezieht das neuvermählte Paar die Gemächer in der Reſidenz. Der erlauchte Gatte beſchäftigt ſich wohl zumeiſt mit Eſſen und Trinken; dann läuft er wieder die halbe Nacht ſpazieren. Beſchäftigungsloſigkeit iſt eben für keinen Menſchen — und wenn er auch ein Prinz iſt — gut . . .

Pocci.

---

795. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 8. Dezember 1856.

Deinen Brief vom 7. Oktober hab' ich erſt geſtern — alſo gerade nach zwei Monaten — durch die Frau Scheiden (?) empfangen. Sie kam mit ihrer Tochter, die wir ſchon früher hier gekannt, erzählte uns von Dir und Deinem Sohne, blieb aber nicht lange, weil ſie hörte und ſah, daß mir das Sprechen ſehr beſchwerlich fiel. Du meinſt, ich ſei wohlauf, aber dem iſt nicht ſo, ich leide wieder viele Wochen an rheumatiſchen Uebeln, beſonders an einem ſchlimmen Huſten, der mich die Nächte ſchlaflos verbringen läßt und dadurch mir auch die Tage verdummt. Der Winter iſt immer für mich eine ſchwere Zeit, ich ſollte billig zu den Tieren gehören, die ihn verſchlafen! Doch iſt ja der Sommer auch nicht viel beſſer! Fünf Wochen des vorigen machten eine glückliche Ausnahme; ich brachte ſie ziemlich wohl und vergnügt auf einer Reiſe zu, die ich mit Ludmilla zuerſt nur bis Göttingen beabſichtigte, dann aber nach Kaſſel, Eiſenach, Kiſſingen, Bamberg, Nürnberg und München ausdehnte; wir ſchifften über den Bodenſee, beſuchten Zürich und Aarau und gingen über Straßburg und Speyer und ſo den Rhein hinunter zurück. Es fehlte wenig, ſo wären wir, ſtatt nach Lindau und in die Schweiz, nach Württemberg gegangen, und ich hätte mich herzlich gefreut, Dich wiederzuſehen. Ein Verwaiſter hätte den Verwaiſten beſucht, — es geht uns beiden wie allen denen, die

[1]) Die Infantin von Spanien.

alt werden, wir haben Verluſte zu beklagen, die nicht erſetzt werden können! Am 4. Februar hatte ich das Unglück, meine alte treue Dore zu verlieren, nach fünf Monaten ſchmerzvoller Krankheit. Ihre Schweſter begleitete uns auf der Reiſe, die recht eigentlich beſtimmt war, uns alle nach der langen Leidenszeit zu zerſtreuen und zu erfriſchen. Uebrigens wird mir der Troſt, den mir nach Rahels Ableben eine ſchlichte Frau gab, täglich einleuchtender, ſie ſagte: „Es iſt ja gar nicht lange, ſo iſt man wieder beiſammen!“ —

In München war ich ſeit zweiundzwanzig Jahren nicht geweſen, ich fand eine ganz neue Welt! Hier lernt man ſtaunend den König Ludwig verehren in ſeinen zahlloſen großartigen Schöpfungen, die ganze Stadt iſt eine andere geworden, eine erſten Ranges, von keiner in Deutſchland übertroffen. Und wie hatten wir aufs neue in Speyer zu ſtaunen, wohin wir nur gingen, um den Dom zu ſehen. — In München hatte ich verſäumt, Deinen Freund Ringseis[1]) zu ſehen. Ich lernte ihn gleich darauf bei Bettinen von Arnim kennen, und ſowohl er als ſeine Familie haben mir überaus wohl gefallen. In Straßburg machten wir die Bekanntſchaft des Freundes Deines Theobalds, Herrn Lameys, und freuten uns des rüſtigen vierundachtzigjährigen Dichters[2]).

Es freut mich zu hören, daß Theobalds Unternehmungen glücklichen Fortgang haben. Grüße ihn und ſeine liebenswürdige Gattin aufs herzlichſte von mir! —

Wir leben hier im alten Gleiſe ruhig fort. Zu thun gibt es immer mehr als mir lieb iſt, und Langeweile und Müßiggang bleiben uns ferne. Ludmilla leiſtet mir treulich Geſellſchaft in meiner oft durch Unwohlſein erzwungenen Einſamkeit, wiewohl es auch an erfreulichem Umgang nicht fehlt. — Ein faſt täglicher Beſuch iſt der Bettinens. Von Ottilie bekommen wir häufige und gute Nachrichten aus New-York, ſie lebt dort ganz

---

[1]) S. Brief Nr. 403.

[2]) Auguſt Lamey, Juriſt, 1772 bis 1861, hervorragender franzöſiſcher Republikaner.

angenehm. Es machte mir nämlich einen eigenen Eindruck, den hieſigen Präſidenten von Kleiſt, der Dich beſucht hat, von Dir erzählen zu hören und von Deinem Mesmer ganz erfüllt zu ſehen; er wußte nicht, wie vertraute Zuhörer zugegen waren. Du haſt von mir in Deinen gedruckten Sachen, ich in meinen von Dir geſprochen[1]), — es hilft alles nichts, in Deutſchland bleibt auch das öffentlichſte ein Geheimnis! Dafür iſt allerdings die litterariſche Thätigkeit um ſo mannigfacher und allgemeiner, in allen Richtungen wird viel geleiſtet, beſonders in den geſchichtlichen Wiſſenſchaften und in der Naturforſchung, was wir dankbar anzuerkennen haben. Die große Poeſie hat ſich für einige Zeit zur Ruhe begeben, aber die kleine iſt auch noch in reicher und zum Teil recht glänzender Blüte! —

Apropos von Mesmer! Du würdeſt mich ſehr verbinden, wenn Du mir ein Handſchriftblatt von Mesmer und auch eins von Joſeph Stoll geben wollteſt . . .

. . . Varnhagen von Enſe.

---

796. K. Gerok an J. K.

Stuttgart, den 5. Januar 1857[2]).

Sie ſind mir im vorigen Sommer am Ufer des Neckars unter den Kaſtanien- und Akazienbäumen von Cannſtatt mehr als einmal mit ſoviel Güte und Freundlichkeit begegnet und haben mich mit meinen „frommen Verslein“ ſo liebenswürdig und gutmütig aufgezogen, daß ich mir das Herz faſſe, Ihnen zum geringen Zeichen meiner Verehrung, die von jeher groß war, nun aber ſeit der perſönlichen Bekanntſchaft erſt recht warm und innig geworden iſt, dieſe „frommen Verslein“ zu überreichen, nachdem ſie auf Fritz Köſtlins Betrieb gedruckt worden ſind[3]).

---

[1]) Varnhagen hat in ſeinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ über Kerner geſchrieben und in Kerners Almanach und Dichterwald Beiträge geliefert. Direkt hat Kerner über Varnhagen nicht geſchrieben, wie dieſer über Kerner.

[2]) Gerok ſchrieb irrtümlich 1856; daß es aber 1857 heißen muß, zeigt der Inhalt des Briefes.

[3]) Geroks „Palmblätter“, zuerſt 1857 erſchienen.

Daß es freilich keine Gedichte ſind, ſondern wirklich nur Verſe, verſifizirte Bibelbetrachtungen und gereimte Predigtabſchnipfel, das fühle ich beſonders deutlich im Angeſichte eines Sängers, dem der Born echter, urſprünglicher Poeſie ſo friſch aus dem Herzen ſprudelt, von den Reiſeſchatten [1811] an bis zum letzten Blütenſtrauß [1852] [1]).

Daß ich von dem gütigen Beſuch, den Sie mir ... eines Samstag Abends zugedacht, durch die Thorheit meines Dienſtboten nichts davontrug als Ihre Viſitenkarte, hat mir lange weh gethan. Indes heb' ich dieſe Karte, die, weil von Ihrer eigenen Hand geſchrieben, mir werter iſt, als wäre ſie mit Goldfraktur auf Glanzpapier geſtochen, zum Andenken auf, bis ich Sie, ſo Gott will, ſei's in Ihrem Dichterhaus oder ſonſt auf ſommerlichen Reiſepfaden einmal von Angeſicht zu Angeſicht wieder begrüßen darf.

Gott ſegne und behüte Sie, teurer Mann!

Mit inniger Verehrung

Ihr ergebenſter

K. Gerok.

---

797. Sophie Schwab an J. K.

Tübingen, den 23. Januar 1857.

Mein Schwiegerſohn Klüpfel iſt gegenwärtig damit beſchäftigt, das Leben meines ſeligen Mannes [2]) zu bearbeiten, was er ſich ſelber immer für ſein Alter vorgenommen hatte. Ich bin deswegen hier, weil Klüpfels wünſchten, daß ich wenigſtens einige Zeit dabei ſein ſoll. Ich leſe nun den ganzen Tag alte Briefe durch und vertiefe mich ſo darin, daß ich gar nicht vorwärts komme. Aber ich bin ganz glücklich in dieſer Beſchäftigung, nur meine Augen werden mir immer zu früh müde.

Es ergeht nun die Bitte von uns an Dich, lieber Freund,

---

[1]) Kerner erwiderte, aufs freundlichſte dankend und lobend (ſ. Geroks Biographie von Guſtav Gerok (1892) S. 372 f.).

[2]) Das Werk erſchien 1858 bei Brockhaus in Leipzig. Der Titel lautet: „Guſtav Schwab. Sein Leben und Wirken, geſchildert von Karl Klüpfel".

ob Du uns nicht auch etwas von Beiträgen zu unserer Arbeit liefern könntest, sei es durch Briefe oder durch Mitteilungen aus Deinem Gedächtnis. In meinen Briefen von Anno 17 erzählt mir Gustav wohl, daß er Dich Sommer 10 kennen gelernt hat, aber Du kannst es uns gewiß genauer sagen und noch vieles andere[1]).

Ich kann nur etwa noch 8 Tage hier bleiben und muß daher die Zeit recht zusammenhalten. Doch hat uns Mayer zu einem Spaziergang mit Uhlands ins Waldhörnle überredet, und ich konnte nicht widerstehen, mit diesen lieben alten Freunden zu gehen, ich wünschte, Du wärest auch dabei! . . .

Sophie Schwab.

---

798. Graf Pocci an J. K.

München, 6. Februar 1857.

Ich möchte doch Deine Hadesbilder auf ein paar Wochen haben[2]). Schicke sie doch; sie sind wohl aufgehoben. Über mein Album[3]) schweigt so ziemlich alles, aus dem Grunde: die Neu' berufenen Hiesigen ärgern sich, daß sie nicht die ersten Rollen dabei spielen — ergo: keine Erwähnung in ihren Organen; die Stockbayern und Ultramontanen schweigen ebenfalls, weil sie darüber unzufrieden sind, daß ich auch jene ersteren einlud, Beiträge zu geben, namentlich Dingelstedt, Dönniges[4]) u. a. — Ich dachte mir aber: für eine gute Sache darf man an allen Thüren betteln gehn; überdies gehöre ich zu keiner Partei und bin in meinen Ansichten selbständig. — Dingelstedts Geschichte mit König Ludwig ist unwahr; er wurde aus anderen Ursachen pensionirt und soll darüber sehr alterirt sein, da er sich fest glaubte. Jedenfalls hat sein Hochmut eine derbe Lektion bekommen[5]).

---

[1]) Kerner hat die Bitte von Frau Schwab erfüllt.

[2]) S. Brief Nr. 602.

[3]) „Münchener Album" 1856, herausgegeben „zum Besten des von der edelsinnigen Prinzessin Alexandra gegründeten Waisenhauses".

[4]) Bayrischer Geh. Legationsrat.

[5]) Dingelstedt wurde im Januar 1857 von König Max entlassen. Er mußte der Kabale weichen. Darauf kam er als Generalintendant des Hoftheaters nach Weimar.

Kobell grüßt Dich herzlich — wie alle anderen. Er ſchreibt fleißig an ſeinen Jagdgeſchichten. Ich habe ein kleines Volks- und Schulbuch für den katholiſchen Bücherverein zu ſchreiben und viele Holzſchnittzeichnungen dazu zu machen gehabt, weshalb mein Volksſtück ruhen mußte. Ueberdies bin ich oft ſehr entmutiget. Laſſe Dir aber doch meine „Totentänze" vorleſen — ein kleines Heftchen unlängſt [1857] bei Scheitlin in Stuttgart herausgegeben. Es iſt dies das Beſte, was ich gemacht habe, meine ich. Lewald gab an ſie anknüpfend einen ſehr ſchönen Aufſatz über „Totentänze" in der hieſigen „Neuen Münchener Zeitung" . . .

Pocci.

---

799. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

Nymphenburg, den 15. Februar 1857.

. . . Möge Ihnen, mein teurer väterlicher Freund, dieſes Jahr viel des Guten bringen; mir däucht, es wird ein bedeutſames für die Geſchichte der Menſchheit werden. In dieſem Winter beſuchte ich unſern edeln, vortrefflichen Freund Schubert. Welch herrlicher Greis! Liebe und Verehrung flößt mir ſtets ſeine Nähe ein. Es dünkt mir alsdann, als ſtände ich vor einem Patriarchen der Geſchichte der heiligen Vorzeit. Im Geſpräche mit ihm lernt man wohl gar bald begreifen, daß es ein Waſſer des Lebens gibt, worauf wir, wenn wir davon getrunken, nimmer dürſten! — Auch er beklagt den Abfall vom göttlichen Glauben bei der großen Menge, die wie durch finſtere dämoniſche Macht vom Geiſte des Aufruhrs angetrieben werde . . .

Adalbert.

---

800. J. K. an Julie Hartmann.

Weinsberg, den 21. Februar 1857.

Wenn ich großen Jammer habe, ſo muß ich immer dabei auch an Sie denken, weil ich Ihrer Teilnahme ſo ganz verſichert bin und weil ich Ihnen nur ſogleich immer alles ſagen möchte, was mich betrübt.

Meine Emma iſt wieder aufs neue ſehr krank und lag kürzlich eine halbe Stunde lang völlig im Scheintode, ohne Herz-

ſchlag, in Todeskälte und ohne Regung. Aus dieſer kommenden Todesnacht erholte ſie ſich zwar wieder, aber noch iſt ſie in ſehr betrübenden Umſtänden. Erlaſſen Sie mir die nähere Beſchreibung. Dabei iſt auch die Marie immer krank und, wie es ſcheint, am Rückenmark leidend, ein Jammer, der mir das alte, zerriſſene Herz vollends abfrißt.

Was mir zum Troſte gereichte, war, daß mich die gute Frau Prof. Lanz, die mich mit ihrem Mann, der ſich wegen hiſtoriſchen Nachforſchungen in der Bibliothek zu Stuttgart aufhält, auf vierzehn Tage beſuchte und mit mir meinen Jammer teilte, während alte Freunde ſich um mich nicht mehr viel bekümmern. Dieſe Frau iſt die Tochter des verſtorbenen Hofrats Prof. Schelver in Heidelberg, ihre Schweſter hat Gervinus zur Frau, auf dieſe Weiſe ſollte ſie ja Weiſſer kennen, da er, ſoviel ich weiß, ein intimer Freund von Gervinus iſt [1]). Ihr Mann iſt als gelehrter Hiſtoriker berühmt und wird mit Aufträgen Bayerns aufs Frühjahr nach den alten Bibliotheken Spaniens abreiſen, wohin Gervinus mit ſeiner Frau ſich auch begeben wird. Frau Lanz wird aber in Cannſtatt bleiben, ſie war der Marie und mir ſchon als junges Mädchen bekannt und iſt ein Weſen von ganz ausgezeichnetem Geiſte und Herzensgüte, ſie hat ein ganz eigenes, tiefes Verſtändnis der Muſik, des Seelenlebens der Menſchen, und war des alten vortrefflichen Ennemoſers ganz genaue Freundin . . . Ich habe vergeſſen ſie zu fragen, ob ſie denn durch Gervinus nicht auch etwas von Weiſſer wiſſe; jetzt erſt, da ſie fort iſt, fällt mir bei, daß Weiſſer ja von dieſem ein guter Freund iſt. — Mein körperliches Leiden nimmt immer mehr zu und ich konnte und kann nicht zu meiner armen kranken Emma, und ſelbſt die kranke Marie kann ich nicht in ihrem eigenen Hauſe beſuchen. Es iſt ein jammervolles Leben, das aber freilich nach allen Ausſichten doch jetzt bald ein Ende nehmen wird. Die gute Lanz ſagte mir, ſie habe davon gehört, und als es geſchnieen, habe ſie gedacht, wie verlaſſen ich ſein werde,

---

[1]) Schelver, Profeſſor der Medizin, lebte 1778—1832; Gervinus (1805—1871) iſt der bekannte Hiſtoriker.

und das hat mich wahrhaft erfreut, weil sonst nur in des Sommers Sonnenschein die Vögel in meinen Garten kommen, zur Winterzeit aber sich keiner mehr zeigt, aber auch die besten Freunde, seit mein Winter eintrat, nicht mehr zu mir reisen können ... Meiner Anna[1]), meinem Sekretär und ehemaligen Hofrate, habe ich jetzt den Titel eines Legationsrates und geheimen Archivars taxfrei erteilt, weil der Titel eines Hofrats gar zu gemein wurde ... Die Helene[1]), die Sie tausendmal grüßt, erhielt von mir den Titel eines zweiten Sekretärs ...

Justinus Kerner.

---

801. Graf Pocci an J. K.

München, 15. März 1857.

Hier rücksende ich Dir das allerliebste „Fegfeuer- und Höllenbuch“[2]), in welchem sich Bilder und Text zu einem trefflichen Ganzen gestalten. In einer gewissen Hinsicht ließe sich das Buch wohl veröffentlichen, würde aber von den wenigsten verstanden. Wer begreift oder faßt dergleichen auch von den superklugen Jetzigen? Der Teufel hat jetzt die sogenannten größten Notabilitäten beim Schopf und sie merken es nicht, eben darum, weil die superkluge Hoffahrtsweisheit sie blendet. Demut kennen wenige mehr — die hat sich zurückgezogen von den Menschen! Wer ihr huldigt, gilt wenig oder gar nichts. In dem Gefühle meiner Armseligkeit schicke ich Dir hier beiliegend mein letztes Volksbüchlein A bis Z. — Die Buchstaben stehen nicht vereinzelt und sind nur gleichsam die Kapitelüberschriften eines Ringes, dessen Zentrum den ganzen Kreis in Radien durchleuchtet. Laß es Dir vorlesen. Mag es auch nichts Neues enthalten, so ist wenigstens Altes frisch umkleidet. Schreibe mir doch gleich, daß Du Dein Buch wieder erhalten hast, damit ich ob etwaigem Nichtankommen nicht in Sorge bin.

Dingelstedt hat nun im Unmut sein eigentliches Wesen manifestirt, indem er bei einem Diner neulich gewaltig über Bayern losgezogen, worüber ihn Kobell derb zurecht gewiesen

---

[1]) Kerners Enkelinnen, beide Töchter von Marie Niethammer.

[2]) S. Brief Nr. 798.

und auch unter ſeinen Genoſſen (die ihn jetzt als einen Gefallenen ihrerſeits auch fallen laſſen) ein gewaltiger Hallo iſt. In der Augsburger Poſtzeitung ſoll die ganze Geſchichte zu leſen ſein.

Du ſelbſt biſt wieder ſehr verzagt! Der Frühling möge Dich tröſten, und wird die Luft mild, ſo wirſt Du ihrer wohl im Freien wieder genießen. Auch hoffe ich, daß die Deinen wieder geſund ſind und Du ihres Troſtes nicht mehr entbehrſt.

Pecci.

---

802. Moriz v. Schwind an J. K.

München, 1. April 1857.

Der freundliche Anteil, den Sie an meinem Bilde nehmen, muß helfen mich entſchuldigen, daß ich noch nicht geantwortet habe. Wenn ſo ein großes Bild dem Ende zugeht, nimmt es einen ſo in Anſpruch, daß man zu nichts anderem gut iſt. Dazu macht die Anſtrengung des Schauens und Malens den ganzen Tag hindurch ſo müd, daß man ſich abends lieber gleich ganz hinlegt, um recht auszuruhen. Heute habe ich mich einmal dran gemacht und kann Sie verſichern, daß mich Ihr Brief über alle Maßen gefreut hat. Das Gedicht habe i ch ſchon gekannt und mich dran gefreut; daß Sie aber der Mühe wert finden, es mir zu ſchicken mit ſo freundlichen und aufmunternden Worten, macht mich ſtolz. Ich habe nicht viel Fiduz auf meine Sachen, daher iſt etwas Schmeichelhaftes bei mir gut angebracht. Ich kann es brauchen.

Obwohl wir uns perſönlich nie getroffen, beſteht doch ſchon lang ein gewiſſer Zuſammenhang durch die gemeinſchaftliche Freundſchaft mit dem armen Lenau. Ich habe ihn noch in Frankfurt ganz glückſelig geſehen als erklärten Bräutigam. Hätte ich nur eine Ahndung gehabt, daß dieſer langweiligſte aller Romane mit dieſer L.[1]) noch fortſpielte, ich hätte ihm keine Ruhe ge-

---

[1]) Sophie Löwenthal, die Frau des Dichters Max Löwenthal in Wien. Seine Braut war eine Frankfurterin, Marie Behrends. Vgl. Brief Nr. 601.

laſſen, er hätte mit ſeiner Braut darüber müſſen reden. War's kein Geheimnis mehr, ſo war es nur mehr halb ſo ſtark.

Vorigen Herbſt war ich in Weidling [1]), wo er ausruht.

Hoffentlich ſteure ich mein Schiff doch noch einmal nach Heilbronn und beſuche den alten Turm.

Bis dahin, verehrteſter Herr, meinen beſten Dank und alle herzlichen und guten Wünſche.

Mit längſtgehegter, aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenſter

M. v. Schwind.

---

803. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 1. Juni 1857.

Ich ſchicke Dir hier, Deinem Verlangen gemäß, mein Bild, wie Du damit zufrieden ſein wirſt, muß ich Dir anheimſtellen; ich find' es zu vorteilhaft und jedenfalls ſehe ich älter aus. Das von meiner lieben Ludmilla mit bunten Stiften ausgeführte Original gibt die Züge eigentümlicher und feiner als die Nachbildung in Steindruck, was ſich ſchon durch die Verſchiedenheit der Mittel bedingt. Soviel iſt gewiß, ein beſſeres Bild wird von mir nicht mehr gemacht werden, denn ich habe alles Nachſitzen verſchworen; die Stunden, welche ich zu einer eben fertig gewordenen Büſte hergeben mußte, waren die letzten, die ich ſolcher Angelegenheit widme, wiewohl eine junge, ſchöne Bildhauerin, Fräulein May aus Münſter, eine Schülerin Rauchs, keine Langweile dabei aufkommen ließ.

Das ausgeſchnittene Bildchen von Fräulein Charlotte Jäger, Dich und Deine Enkelin vorſtellend, hat uns herzlich erfreut [2]). In ſo wenigen kleinen Umriſſen biſt Du ganz unverkennbar getroffen; alle Ehre der trefflichen Künſtlerin! Den Wunſch derſelben, etwas Ausgeſchnittenes von mir zu beſitzen, hab' ich in beifolgendem Blumenſträußchen ſo gut erfüllt, als es mir jetzt möglich iſt, mit ſteifer Hand, ſtumpfer Schere, geſchwächtem

---

[1]) Bei Wien. Lenau wurde dort, einer früheren Aeußerung, beziehungsweiſe einem Wunſch zufolge, begraben.

[2]) Vgl. Brief Nr. 760.

Auge. Fuimus Troes[1]). Die alte Feinheit und Rundung iſt dahin. — Du ſchreibſt, liebſter Freund, Du könnteſt das Zimmer nicht verlaſſen! Hoffentlich doch nur wegen vorübergehenden Unwohlſeins? Der Ausſchnitt zeigt Dich glücklicherweiſe im Garten. Auch mir war der Winter und das ganze Frühjahr ſehr feindlich, ich brachte Wochen im Bette, Monate im Zimmer hin und die wiedergekehrte Kälte hat einen nach ſechs Wochen endlich abnehmenden Huſten wieder ſo angefacht, daß ich vielleicht wieder ſechs Wochen mit ihm kämpfen, vielleicht ſchließlich ihm unterliegen muß. Dies und manches andere, dem Alter eigene abgerechnet, bin ich gutes Muts und nach Kräften thätig. Dir hat ſich unter allen Kümmerniſſen die Poeſie treu erwieſen, das iſt ſchön und tröſtlich, der Himmel erhalte Dir dieſe Gabe! Daß der edle, wackere Uhland Dich beſucht und erfreut hat, vernehme ich mit wärmſtem Anteil. Du haſt gewiß Gelegenheit, ihm meine und Ludmillas herzliche Grüße zukommen zu laſſen, ſo auch Deinem lieben Sohne Theobald und ſeiner teuren Gattin ... Wenn Herr General von Pfuel Dich während des Sommers beſuchen ſollte, ſo laſſe Dir den Unfug erzählen, den hier der Rentant Hornung und ein Apotheker Kuhn mit den amerikaniſchen Gaukeleien treiben, ſie richten alle ihre Fragen an den „lieben, guten Heine“[2]), der „ſo gut ſein“ will, ihnen die wunderbarſten Antworten zu erteilen, nur nie etwas Wichtiges, Eingreifendes, ſondern Albernheiten und Gleichgiltigkeiten. Der General weiß das alles lebhaft vorzutragen; ſei nur gleich ganz offen und vertraulich mit ihm! Neulich gab Heine in humoriſtiſchen, aber ſchlechten Verſen und in mathematiſchen Rätſeln genau die Zeit an, welche eine ſtehengebliebene Uhr zeigte, von der niemand — ſo ſchwört man — außer dem Fragenden etwas wiſſen konnte. Wie das gemacht wird, weiß ich nicht, erinnere mich aber, daß Pinetti, Philadelphia, Caglioſtro ꝛc. ähnliche Stückchen geliefert haben.

---

[1]) „Wir ſind Trojaner geweſen.“ Aus Virgils Aeneis II, 325.

[2]) Vgl. H. Heine, der Unſterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenſeits. Von T. Hornung. Stuttgart. 1857.

Mehr noch als der ſtupide Aberglauben empört mich bei dieſen Dingen der Frevel, mit dem das Heilige und Scurrile hier zuſammengemiſcht wird. Heine war mein Freund und ich weiß ihn gewiß zu ſchätzen, aber daß angebliche Fromme ſich an ihn wenden, um über Himmel und Hölle belehrt zu werden, das iſt doch zu arg. Uebrigens iſt nicht mehr der Pſychograph oder Manulekteur im Gang, ſondern ein bloßer Bleiſtift genügt. — Ich kann, wenn ich Dir ſchreibe, liebſter Freund, Dich nicht zufrieden laſſen, ſondern muß Dir auch von Autographen ſprechen; Du warſt mit dem Fürſten von Hohenlohe, dem Prälaten, in Verbindung, haſt Du vielleicht ein handſchriftliches Blatt von ihm, das Du mir ſchenken kannſt?

Meine Nichte grüßt mit mir Dich und die Deinigen herzlichſt. Der trefflichen Ausſchneiderin meine dankvollſten Empfehlungen.

Lebe wohl! Ich gebe nicht die Hoffnung auf, daß wir uns noch ſehen; ſo lange das Leben dauert, iſt alles möglich, und ſogar noch nachher! Dieſes Glaubens bin ich auch! . . .

Varnhagen von Enſe.

---

804. General Totleben an J. K.

Ludwigsburg, den 18. Juni 1857.

Empfangen Sie meinen innigſten, herzlichſten Dank für die gütige Sendung der beiden ſo ſchön gelungenen Gedichte [1]). — Für den ſeligen Admiral Korniloff hatte ich ſtets eine ganz beſondere Verehrung, ſeinen ſchönen Tod haben Sie wahrheitsgetreu beſchrieben und alle, die ihn kannten und ſchätzten, mit der größten Freude erfüllt, daß auch fern von Rußland die hohen Verdienſte dieſes edeln, klaſſiſchen Patrioten die würdige Anerkennung gefunden . . .

Eduard Totleben.

---

[1]) Es ſind die beiden „Nachtbilder aus der Krimm": „Korniloffs Tod" und „Der geſpenſtiſche Reiter" gemeint („Winterblüten").

804a. C. Vorholz an J. K.

Pforzheim, 19. Juni 1857.

Mit betrübtem Herzen melde ich Ihnen, was Sie zwar schon wissen werden, daß unser lieber Freund Rebenius hinüber ist. Ich habe an ihm einen treuen Hausfreund verloren. Auch Uhland war in Karlsruhe, wie sehr bedauere ich, nicht unten gewesen zu sein. Herr von Killinger wird den Wirt gemacht haben. Sind Sie doch immer wohl und noch zu Hause? Im nächsten Monat gehe ich einige Tage nach Cannstatt, wenn ich doch das Vergnügen hätte, Sie dort zu sehen. Jedenfalls bin ich so frei, mich Ihrem Sohne in Stuttgart vorzustellen. — Frau Scheffel haben Sie durch Ihr Trosteswort sehr erquickt, sie konnte mir's nicht genug loben. Die unglückliche Mutter! . . .

C. Vorholz.

---

805. Varnhagen an J. K.

Berlin, den 29. Juni 1857.

Deine Mitteilungen vom 18. dieses haben mich sehr erfreut; ich sehe, daß Du inmitten lieber Angehöriger und Freunde, erfüllt von teuren Erinnerungen und umgeben von vertrauter schöner Natur, Dein Leben in alter Weise treulich fortführst, und selbst Klagen werden Dir zu Gedichten. In allem, was Du angibst und bezeichnest, erkennt man gleich das liebe Schwaben. Herzlichen Dank auch für die Beilagen Deines Briefes, für Dein Gedicht, und für das Autograph des Fürsten Alexander von Hohenlohe, das durch Deine Notiz, Du habest ihm sieben Fastenpredigten geschrieben, die er als die seinigen gehalten und in Druck gegeben, um so merkwürdiger wird; hat er vielleicht seine Wunder[1]) auch nicht selber gethan? —

Doch lassen wir diesen Kirchenfürsten und wenden wir uns zu einer liebenswürdigen alten Gräfin, deren Biographie Du Dir in beifolgendem Buche magst vorlesen lassen. Ludmilla war der Gräfin von Ahlefeld innig befreundet und hat ihr dieses

---

[1]) Vgl. darüber die Schrift: „Briefe aus Würzburg über die wunderbaren Heilungen des Fürsten Alexander von Hohenlohe". Von K. G. Scharold, Würzburg 1821.

ſchöne Denkmal errichtet[1]). Wie von treuer Liebe war ſie dabei zugleich von ſtrenger Wahrhaftigkeit geleitet, jeder Zug des Gemäldes kann, wie ich bezeuge, genau belegt werden. Empfange mit dieſem Buch unſere beiderſeitigen herzlichen Grüße. Auch Deinen Nächſten und Nahen, — denn innerhalb Schwabens gibt es eigentlich keine Ferne — wollen wir beſtens empfohlen ſein. Mir war es ſehr angenehm, auch von unſerem Karl Mayer wieder einmal zu hören, und ſo Gutes, Erfreuliches. — Deine Stegreifzeilen[2]) auf meine Ausſchnitte ehren dieſe über Verdienſt; es iſt nur allzu wahr, daß ich in dieſer Schwarzkunſt nicht mehr das leiſte, was damals in Wien, als ich bei Turriet auf dem Graben mir eine Schere beſtellte, Du nach einer Maultrommel fragteſt[3])!

Mein Huſten, ſeit drei Monaten meine fortdauernde Plage, will ſelbſt der glühenden Sommerhitze, die endlich über uns gekommen, nicht weichen, und werde nächſtens einen Ausflug verſuchen, zu erproben, was der Luftwechſel vermag! Hier leiden wir an großer Trockenheit und ſeufzen nach Regen. —

Dieſes Blatt findet Dich wahrſcheinlich noch in Cannſtatt; möge Dir der Aufenthalt wohlthätig ſein! Grüße beſtens Deinen Theobald und ſeine teure Gattin! . . .

Varnhagen von Enſe.

---

806. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 15. Juli 1857.

Seit meiner Ankunft in Stuttgart habe ich daſelbſt ſo erſchrecklich viel in Angelegenheit der Ritterkapelle in Haßfurt zu thun gefunden, daß ich mir nicht Herr werden konnte, Dir verſprochenermaßen zu ſchreiben, zumal ich mich den ganzen Tag dieſer Zeit bei meinem Photographen aufhalten muß; nun habe ich doch einen Teil meiner Zeichnungen wieder bei mir zu Hauſe,

---

[1]) „Gräfin Eliſe von Ahlefeld" von Ludmilla Aſſing (1857).

[2]) Nicht mehr bekannt.

[3]) Dieſer Umſtand vermittelte damals das Zuſammentreffen beider Freunde.

ſo daß Du, wenn es Dir gelegen iſt ſelbige zu ſehen, ſie jeden Augenblick ſehen kannſt. Dein Theobald, den ich geſprochen habe, gab mir die höchſt erfreuende Nachricht, daß Du den Montag den 13ten nach Stuttgart kommen wirſt; nun haben wir ſchon den 15ten und dazu das allerſchönſte Wetter, und da will ich doch nicht hoffen, daß Du durch Unwohlſein verhindert biſt... Mir geht es wie in Haßfurt, das Arbeiten iſt mir ſo zur Gewohnheit geworden, daß ich vor Geſchäften nicht zu mir ſelbſt kommen kann, beſonders da die Vorarbeiten zum Beſuch meines Königs mich ſehr hinhalten. Aber vor allem muß ich meine ſo herzlieben Freunde beſuchen, daher erwarte ich ſehnlichſt von Dir Nachricht...

C. Heideloff.

---

807. König Ludwig an J. K.

München, den 23. Oktober 1857.

Mein hochgeſchätzter Juſtinus Kerner, mit Ihrem Namen, an den ſich ſo viel Wertes knüpft, nicht mit Ihrem Titel, rede ich Sie an, den kindlichen, herzlichen Mann. Manches Gedicht erhielt ich bereits von Ihnen, jedes tief gefühlt, nun teile ich Ihnen zwei meiner Dichtungen mit; ſie ſtehen auf dem andern Blatt. Wir befinden uns in demſelben Alter und das nämliche Schickſal traf uns, indem wir das Liebſte, was wir beſeſſen, verloren. Träume machen die nie wiederkehrende Vergangenheit auf Augenblicke zur Gegenwart; iſt's auch nur Täuſchung, iſt's eine erfreuliche. Kein beſſeres Befinden, als das ſchon ſeit Jahren er genießt, kann Ihnen wünſchen

Ihr viel auf Sie haltender

Ludwig.

Der Siebenzigjährige.

Aus dem Geſchlecht, das verſchwunden,
Geblieben bin ich faſt allein,
Vom Frühern wird nichts mehr gefunden,
Zeigt eines Traumes leerer Schein.

Bin übrig aus verſunkenen Zeiten,
Ein alter Baum im jungen Hain.
Die mir Bekannten mußten ſcheiden,
Mir's Fremder in dem Heim'ſchen ſein.

Vergeſſen wurde ich hienieden.
In Mitte einer neuen Welt
Kann mir die Gegenwart nichts bieten,
Die nur Erinnerung mir enthält.

Meine verklärte Thereſe betreffend[1]).

Immer entwendet ihr, Träume, mir Stunden betrübender Wahrheit,
Lebe dann wieder bei ihr, die ich auf Erden verlor.
Faſſet Schlaf den Körper, entſchwebet die Seele der Seele,
Frei von den Feſſeln, vereint mit der Getrennten ſie ſich;
Sie vereinigt ſich innig mit der von mir ewig geliebten,
Und mit dem Traume verwebt mir das Erſchienene nicht.
Liebliches Licht verbreitet ſich, milde erfreuend, erheiternd;
Was ich im Schlummer vernahm, tönt, wenn ich wache, noch nach.
Träume, ihr Tröſter der Sterblichen, nahet dem Lebenden immer,
Bis nach der irdiſchen Nacht folget der himmliſche Tag.

---

808. Graf Pocci an J. K.

München, 2. Dezember 1857.

Glaube ja nicht, daß ich Deiner minder gedenke als jemals. Notwendigkeit war es, die mich an der Ausführung meines feſten Vorhabens hinderte, Dich im vergangenen Sommer zu beſuchen, als ich meine Tochter von Ratzenried abholte, wo ſie einige Wochen bei Gräfin Beroldingen auf Beſuch war. Wir waren von Auguſt an vergnügt beiſammen auf meinem Seeſchlößchen. Liebe Freunde hatten mein kleines Nebenhaus bezogen und die jungen Leute trieben Hallo und Firlefanz genug, dabei das prächtige Wetter. Ich meinerſeits hatte mich dem

---

[1]) König Ludwig hat ſeine Frau Thereſe, geborene Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, in verſchiedenen Gedichten beſungen. Vgl. die geſammelten „Gedichte Ludwigs des Erſten, Königs von Bayern". München, Cotta. 1—3. Teil 1839, 4. Teil 1847. Eine weitere Sammlung gab 1888 Laubmann heraus.

dolce far niente ganz und gar ergeben, ſo daß meine Beſchäftigung zwiſchen leichter Lektüre, Cigarrenrauchen, Gewehr auf dem Buckel und Waldeinſamkeit geteilt war. Selbſt gezeichnet habe ich wenig. Auch das Nichtsthun hat ſeinen Reiz. Mein Volksdrama nach Hebels Karfunkel[1]) habe ich ſchon im Sommer vollendet; es iſt mehr ein pſychologiſches Charakterbild als eine verwickelte Komödie. Ich habe es im bayriſchen Volksdialekt geſchrieben, nur der verführende Dämon, der Jäger Vizibutzli, bei mir „Lux" genannt, ſpricht ſeinerſeits in Verſen, wenn er nicht mit andern verhandelt. Außerdem habe ich manches in die „Jugendblätter" der Iſabella Braun[2]) gearbeitet. Genug davon. Deine Betrübnis will nicht enden; allerdings haſt Du nicht wenig Veranlaſſung dazu; allein Du warſt, wie alle tiefſinnigen poetiſchen Naturen, neben der humoriſtiſchen Begabung ſtets ein Melancholicus. Mögeſt Du noch lange auf der Welt zu klagen haben, damit Du uns noch lange erhalten bleibſt ...

Pocci.

---

809. S. H. Roſenthal an J. K.

Wien, den 28. Dezember 1857.

Erinnern Sie ſich noch, lieber Meiſter, des wohlgelockten Jünglings, der vor etwa 17 Jahren mit einer Bruſt voll eben flügger Lieder und einem Empfehlungsgruß des edeln Schwab zu Ihnen kam? Er wenigſtens hat die Weibertreu und die Männertreu, die aus Ihren lieben Zügen ſich tief in ſein Herz gedrückt, nie mehr vergeſſen, und wenn er jetzt auch um 17 Jahre älter ward und der Lockenkopf einer ſchicklichen K. K. Staatsdienerfriſur weichen mußte, in ſeinem Gemüt lebt noch wie damals die lebensvollſte Anhänglichkeit an den ſchwäbiſchen Sänger und ſein Haus. Darf ich glauben, daß mein Name, wenn Sie ihn hier wieder leſen, Ihnen nicht ganz fremd in die Seele klingt?

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 794.

[2]) Jugendſchriftſtellerin (urſprünglich Lehrerin); ſie lebte 1815 bis 1886, ſeit 1855 gab ſie die „Jugendblätter für chriſtliche Unterhaltung und Belehrung" in München heraus.

Was mir seit jener Zeit zu dichten gelang, ist längst Eigentum der deutschen Bühne geworden, und die Deborah, Das deutsche Dichterleben, Der Sonnwendhof haben sich von selbst den Weg zu Ihrer Kenntnis, vielleicht zu Ihrer Teilnahme gebahnt. Mein neuestes Werkchen aber „Das gefangene Bild“ [1]) ist für die derbe Bühne unserer Tage zu fein und zerbrechlich; es verlangt feinere Organe und wärmere Herzen, als wie sie die Leute jetzt mit ins Schauspielhaus nehmen, und wenn Sie, teuerster Meister, in einem Winterabendstündchen sich das phantastische Künstlerdrama vorlesen ließen, ich glaube, es dürfte Ihres Interesses nicht unwert sein und einen freundlichen Nachklang in Ihrem weichen Herzen finden. Ich habe deshalb die Cottasche Buchhandlung, bei der das Büchlein erscheint, ersucht, es Ihnen zugleich mit diesen Zeilen zuzuschicken, und bitte Sie, es liebevoll zu empfangen. Mein teures Weib, Ihre Landsmännin, Tochter des Dr. Weil in Stuttgart, und unser lieber Hausfreund Dr. Karl Jaeger verbinden sich 1000mal mit mir, von Ihnen, unserem edeln und gemütstiefen Justinus, zu reden und zu schwärmen, und senden Ihnen und den teuren Ihrigen die herzlichsten Grüße!

Gott erhalte Sie noch lange in Frische des Geistes und der poetischen Empfindung!

Ihr alter treuer Verehrer

Dr. S. H. Mosenthal
im K. K. Unterrichtsministerium.

---

810. Heideloff an J. K.

1857.

Ja, ich höre Dich schon sagen: „Nun schreibt er einmal nach einem halben Jahr, der saubere Freund!“ Leider war es mir auch mit dem besten Willen nicht möglich, Dir nur ein paar Worte zu schreiben, aber desto beruhigender war es mir,

---

[1]) Von Mosenthals Werken erschien 1818: „Deborah“, 1850: „Ein deutsches Dichterleben“ (G. A. Bürger), 1854: „Der Sonnwendhof“, 1857: „Das gefangene Bild“ („eine romantische Phantasie in Form eines Dramas“).

daß ich von Zeit zu Zeit von Stuttgart befriedigende Nachrichten erhalten habe, daß Du Dich wohl befindest.

Auch mich hat Gott beschützt und gesund erhalten, trotz meiner wahrhaft fürchterlichen Arbeiten, denen ich konsequent 5 Monate lang oblag, ohne mein Arbeitszimmer zu verlassen. Nun Gott Lob und Dank, jetzt bin ich von diesen pressanten Arbeiten so ziemlich erlöst und schicke mich wieder an, nach Stuttgart zu kommen, und brenne vor Begierde, Dich wieder zu umarmen, und damit Du einen Begriff von meinem Geschäfte erhältst, so sende ich Dir beifolgend ein paar Exemplare der Geschichte der wundervollen Ritterkapelle, deren Herstellung ich übernommen habe, diese haben soeben die Presse verlassen.

... Alle Fürsten sind dabei vertreten, namentlich Oesterreich, auch Württemberg. Diese Ritterkapelle ist ein wunderinteressantes Denkmal, wie kein zweites der Art aufzuweisen ist, daher kannst Du Dir denken, daß mich diese Wichtigkeit wie ein Magnet angezogen hat und mir diese Herstellung viel Vergnügen macht, und bereits habe ich über 20 große Zeichnungen geliefert, noch dazu 2040 gemalte Wappen, welche ich binden lasse und zwei große Bände ausmachen. Diese Zeichnungen bringe ich nach Stuttgart, um sie daselbst photographiren zu lassen, welche Du dort sehen wirst. Ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darf ich es Dir offen gestehen, daß alles sich wundert, daß es mir in meinem Alter gelungen ist, eine solche Riesenarbeit in dieser kurzen Zeit verfertigt zu haben, wo andere drei Jahre zu thun hätten, um solches zu liefern. Genug, meine Arbeiten erregen allgemeine Bewunderung, daß alles hingerissen wird, meinen Kirchenbau nicht nur zu unterstützen, sondern auch zu befördern. Von Stuttgart aus werde ich meine Elaboration S. M. dem Könige, der in dieser Zeit wieder von seiner Reise zurückgekommen ist, persönlich in München überreichen, um die weitere Genehmigung zu erholen. Es wird Dir bekannt sein, daß König Max meinen Herzog Karl mit den Karlsschülern mit großem Interesse aufgenommen hat und meine beiden Bilder mit Bewunderung beschaute, und das Resultat war, daß er mich über die Maßen mit einem kostbaren Brillantring beschenkte; diese Denkmale der

württembergiſchen Glanzperiode ſind nun für die Nachwelt gut aufgehoben, und wie ich erfahren habe, hat er dieſe in koſtbare goldene Rahmen gefaßt, in den Gemächern ſeiner Reſidenz ehrenvoll placirt. Es hat mir wirklich ſehr wehe gethan, daß ich in meinem Vaterlande keine Pietät gefunden habe, geſchweige anderer Verhältniſſe, welche ich in meiner Vaterſtadt nicht erwartet habe. Das Weitere werde ich Dir mündlich mitteilen, denn es iſt mir ſehr leid, daß es mir im Augenblick nicht vergönnt iſt, Dich weiters in meinem Schreiben zu unterhalten, da ich mich von dem Reſt meiner Arbeiten ſo bald wie möglich entledigen möchte, um bald die Reiſe zu Dir antreten zu können ... Von Heilbronn habe ich nichts mehr gehört ...

C. Heideloff.

---

811. Moritz Rugendas an J. K.

Weilheim an der Teck, den 21. Januar 1858.

... Es wird den greiſen Dichter nicht überraſchen — war es doch leicht zu erkennen, daß ich mit ganzer Seele an Marie Sigel, welche ich meine Bettina nannte, hänge! — Dieſer Bettina gehörte längſt mein Herz — ſeit meiner Rückkunft nach dem Vaterlande feſt — leider erkannt' ich ſie erſt nach meiner Uebergabe der Porteſeuilles an die bayeriſche Regierung — und die Modifikationen der Verträge mit dem Kabinet erzeugten Bedenken — darum — dieſe Zögerungen — dieſe Geheimnisthuerei — welche nicht in meinem Charakter liegt.

Aber nun, lieber Vater Kerner, iſt Marie Sigel meine anerkannte Braut und im Maimonat[1]) wohl ſchon mein Weibchen — bis dahin führt ſie der glückliche Flibuſtier heim — wenn mir auch der rechte Glückswunſch der Regierung fehlt — welche mich ſeit drei Monat auf die Erwiderung meiner Eingabe um die Autoriſation der Herausgabe eines Teiles meiner Mappen harren macht, welche doch kontraktmäßig mir zuſteht. — Der Flibuſtier reſpektirte gern die Formen — aber ausgeſprochen muß

[1]) Am 29. Mai des Jahres ſtarb Rugendas unerwartet!

mein Plan werden, denn sonst führt mir ein anderer die Braut heim, und ich bin zu alt zum melancholischen Schwärmer.

Also, bester Freund, freuen Sie sich mit Rugendas über sein spätes Glück. — Sie kennen Bettina — Sie haben Ihren Wert richtig geschätzt — und ich glaube — sie mir gewünscht zu meinem Verständnis des Seelenlebens ... Sie sind der Ersten einer, dem ich die Neuigkeit verkünde — dank ich's doch Ihrem herrlichen Sohne, daß ich des fatalen Cochemars [Alpdrücken] der Blitzesfolgen mich befreit erachten kann. Aller Schwindel hat nachgelassen und ich schreite sichern Schrittes vorwärts — durch die Welt — und werde nicht lang zögern — meine Schritte zu Vater und Sohn Kerner zu lenken ... Marie läßt sich Ihnen herzlich empfehlen — und Ihnen wiederholt alles erdenkliche Gute noch wünschen. — Ihren Damen bitte ich mich zu empfehlen — besonders der lieben Sekretärin ...

Ihr ergebenster Freund
der Extouriſt
Moritz Rugendas.

---

812. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 9. März 1858.

... Haſt Du das Buch von Ludmilla Aſſing geleſen? „Das Leben der Gräfin Ahlefeldt“[1])? — Es lieſt ſich ſehr angenehm und mir hat es über manches Aufſchluß gegeben, was ich mit erlebt habe und keinen rechten Zuſammenhang wußte. Ich möchte faſt ſagen, es hat mir Aufſchluß gegeben, warum aus der Zeit der deutſchen Freiheitskriege ſo wenig Segen hervorging. Mir, die dieſe Zeit auf der Univerſität verlebte, ſteht ſie noch ganz begeiſternd vor der Seele, wie ſchwärmten wir Mädchen ſamt den Studenten für „Lützows wilde verwegene Jagd“! Alles unter der Sonne iſt eitel, wenn man es bei Licht betrachtet. Aber wohl uns, daß wir doch einen feſten Anker haben, an dem wir uns immer und ewig halten können. Immermanns Weſen hat mir das Buch von Ludmilla auch recht aufgeklärt, der Arme

[1]) S. Brief Nr. 805.

hat doch in seinem Schicksal etwas, das mich auch an Lenau erinnert, er hatte nur einen festeren Willen, sich aus den verzehrenden Banden los zu machen, und hat sich auch wirklich losgerissen, aber er durfte es nicht mehr lange genießen . . .

Gott sei mit Dir und Deiner treuen Freundin

Sophie Schwab.

---

813. Castelli an J. K.

Wien, den 9. März 1858.

Hochverehrter Freund!

Ja, ich darf Sie so nennen, denn Sie haben sich in Ihrem Briefe an Mosenthal[1]) so freundlich um mich bekümmert, daß es mir in der Seele wohlgethan hat. Nehmen Sie meinen Dank und die Gegenversicherung auch meiner innigsten Teilnahme an Ihrem Befinden. Ich fühle es lebhaft, wie langsam und freudenlos Ihnen die Tage bei Ihrem Augenübel hinschleichen müssen, aber ich tröste mich damit, daß Ihr inneres Auge noch offen ist, und Sie wissen wohl, die Phantasie malt oft schöner als die Wirklichkeit. Die Seele arbeitet mehr, wenn der Körper ruht, und dies ist uns auch der sicherste Beweis ihrer Fortdauer, wenn die Hülle in Staub zerfällt.

Auch mich drücken meine 77 Jahre schwer, eine fürchterliche Grippe hat mich volle zwei Monate an Stube und Bett gefesselt, ich befinde mich jetzt etwas besser, aber doch bin ich immer gezwungen, Vergnügungen, welche mir meine Freunde so gütig bereiten, zu entsagen. Ich fühle das um so schmerzlicher, als mein Geist noch so frisch und willig ist. Das Angenehmste in meiner Lage ist noch, daß meine finanziellen Verhältnisse mir erlauben, alle mäßigen Wünsche zu befriedigen. Ich habe mein Landhaus . . . verkauft und mache jetzt jeden Sommer, so lang es noch gehen will, eine größere Reise, wohin es mir eben gefällt. Im letzten Sommer war ich im herrlichen Meran in Tirol, und will's Gott, so kann es vielleicht noch geschehen, daß ich eines Tages in Weinsberg erscheine und meinem lieben Freund

---

[1]) Vgl. Mosenthals Brief Nr. 809.

Kerner die geſchloſſenen Augen aufküſſe ... Ich ſende Ihnen, verehrter Freund, beiliegend einige poetiſche Kleinigkeiten von mir, welche einzeln in Taſchenbüchern und Journalen gedruckt ſind, vielleicht zerſtreuen Sie dieſelben ein Stündchen. Nehmen Sie, verehrter Meiſter, dieſe ſchwachen Ausgeburten eines Schülers (freilich eines ſchon bemooſten) nachſichtig auf. Den Zweigeſang zwiſchen einem blinden Vater und ſeiner Tochter habe ich hier für einen blinden Mann verfaßt, der ihn auch mit ſeiner Tochter ſingt und ſich dadurch etwas erwirbt. Vielleicht findet er auch bei Ihnen Anklang.

Auch ein Exemplar meiner mundartlichen Gedichte[1]) lege ich Ihnen bei ... ich bilde mir ein, dieſe Gedichte ſeien meine gelungenſten.

Gott ſchütze Sie und erhalte Ihr Wohlwollen

Ihrem Dr. J. F. Caſtelli.

---

814. Chriſtian Höppl an J. K.

Wiesbaden, den 22. März 1858.

Warmen, herzlichen Dank für Ihren gütigen, liebevollen Brief. Leider konnte ich Ihren darin ausgeſprochenen Wunſch, das Gedicht „Der geſpenſtiſche Reiter" bei Herrn General v. Totleben[2]) in Empfang zu nehmen, noch nicht erfüllen, da ich ... krank zu Bette liege. — Der liebenswürdigen verehrten Niendorf dürfen Sie nicht böſe ſein, aus ihren Briefen, die ich zuweilen erhalte, ſpricht die innigſte und begeiſtertſte Liebe und Verehrung für Sie. Auf meine letzten Briefe an ſie habe ich auch keine Antwort erhalten; ich vermute, daß ſie ihre Reiſe nach Spanien[3]) bereits angetreten hat.

Wie unendlich ich bedaure, daß Sie gegenwärtig leidend und bettlägerig ſind, kann und will ich nicht mit Worten ausdrücken: meine Seele, die ſeit 15 Jahren[4]) an Ihren ewig herr-

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 789.

[2]) Vgl. Brief Nr. 804.

[3]) E. Niendorf machte große Reiſen in faſt ganz Europa.

[4]) Als Student der Philologie in München wandte er ſich zuerſt an Kerner mit der Bitte um Beurteilung ſeiner Gedichte.

lichen Poeſien ſich genährt, geläutert und begeiſtert hat, weint im ſtillen und zürnt dem Zeitalter des Dampfes, das unſere erhabenſten und göttlichen Poeten aus Rache für den himmliſchen Traum der Vergangenheit mit teufliſchem Hohn als zweite Prometheuſe ans Krankenlager ſchmiedet.

Ihren „Geſpenſtiſchen Reiter" werde ich, ſobald ich wieder ausgehen kann, bei Herrn von Totleben fürs Düſſeldorfer Künſtler-Album[1]) erbitten, allein ich wünſchte ſo gerne für dasſelbe noch mehr Beiträge gerade von Ihnen. Das Honorar für dieſelben mögen Sie ſelbſt beſtimmen! Es gilt bei Beiträgen fürs Album ganz gleich, ob illuſtrirbar ob nicht, ob rein ſubjektiv lyriſch oder balladenartig. Gönnen Sie alſo mir für das Album noch zwei oder drei Poeſien außer dem „Geſpenſtiſchen Reiter" . . .

Chriſtian Hoeppl, Dr. phil.

---

815. Karl Mayer an J. K.

Tübingen, den 24. April 1858.

Ich habe lange nichts von mir hören laſſen und nichts durch Dich ſelber von Dir gehört, hatte auch ſonſt viele Schreibereien, habe dem Cotta mein ſehr vermindertes und vermehrtes Gedichtmanuſkript[2]) und meine Aufſätze über Naturpoeſie[3]) und ſo weiter angeboten, aber eine ablehnende Antwort erhalten, habe ihm jedoch die Erklärung abgenommen, daß ich ſie ohne Widerſpruch der Cottaſchen Buchhandlung anderwärts erſcheinen laſſen darf, bin dann damit zum Mäcken nach Reutlingen gelaufen, von dieſem aber an Grunerd in Leipzig (Firma: Herbig) gewieſen worden, wo nun aufs Ungewiſſe wenigſtens die Gedichte liegen und nach Pfingſten darüber entſchieden werden ſoll.

---

[1]) Nach einem Brief Höppls an J. K. vom 12. März 1858 war ihm die Redaktion dieſes Albums übertragen worden. Vgl. Brief Nr. 804.

[2]) Die 3. (letzte) Auflage von K. Mayers Gedichten erſchien erſt 1864 (auch bei Cotta).

[3]) Dieſe Aufſätze erſchienen nicht mehr. Noch im Jahr 1867 hatte Mayer die Abſicht, aber es kam nicht dazu (vgl. ſeinen „Ludwig Uhland" II. 143), da er Anfangs 1870 ſtarb.

Du siehst: ich hatte und habe meine liebe Not mit meinen Sachen, während mancher andere mit ziemlich ordinärer Ware Glück hat; aber es wäre in der Welt so vieles besser zu wünschen, daß ich mit meiner Klage wegen meines Dichterpechs nicht anfangen will. Lieber will ich Deine Sympathie mit den drei neuesten, erst gestern und soeben gemachten kleinen poetischen Stoßseufzern zu wecken und Dir ein paar Augenblicke Deines, wie ich leider höre, immer kränklichen Lebens zu zerstreuen suchen.

(Es folgen nun die drei Gedichte: „Auf einer Aprilwanderung", „Verwandlung" und „Des Dichters Frühlingssprache". Die beiden ersten stehen in der 3. Auflage der „Gedichte" S. 503 f. Das dritte dagegen fehlt dort. Es folgt daher hier.)

Des Dichters Frühlingssprache.

Die Sprache selber wird geschmeidig,
Wenn Frühlingswärm' auf Erden glimmt.
Denn ach! sie fühlt es immer leidig,
Wenn sie nicht der Natur entnimmt,
Wie sich das All im Lenz verschönt.
Sie ruht nicht, bis sie wiedertönt,
Wenn auch mit fernstem, schwächstem Laut,
Was froh die Welt nun hört und schaut.

So, Alter! Nun gib mir zum Dank etwas Liebes, Herziges aus Deiner nie versiegenden Dichterquelle . . .

Mayer.

---

816. G. Schmidt an J. K.

Frankfurt a. M., den 27. April 1858.

Wenn ich mir erst jetzt erlaube, Ihnen hiebei das Buch zu meiner Oper „Weibertreue" [1]) nebst der Komposition des als schönsten Schmuck darin prangenden Trinkliedes zu übersenden, so geschieht dies nur mit sehr zaghaftem Herzen, weniger aus eigenem Antriebe, als auf Zureden meines geehrten Freundes, des Herrn Dr. Löning. Ich weiß es nur zu gut, ich bin kein Dichter — gebe mich auch nicht dafür aus. Nur der Mangel

[1]) Genauer „Die Weiber von Weinsberg".

an brauchbaren Opernbüchern, nur die traurige Notwendigkeit konnten mich dazu bringen, mir ein ſolches ſelbſt zuſammenzureimen. Daß ich deshalb den Rat und die Hilfe von Freunden in Anſpruch genommen habe, warum ſollte ich es leugnen? Nun ſoll ich es Ihnen vorlegen, Ihnen, dem gefeierten, hochverehrten Dichter, deſſen Lieder widerhallen, ſo weit die deutſche Zunge klingt, Ihnen, deſſen Namen mit dem von Weinsberg und Weibertreue ſo innig verwachſen iſt! Unwillkürlich muß ich meiner Jugend gedenken, wie ich als Tertianer meinem Lehrer mein erſtes Penſum überbrachte. Ein ganz ähnliches Gefühl wie damals überkommt mich jetzt. Erwägen Sie, ich bitte, dieſe Gefühle und Gedanken, und gehen Sie mit mir und meinem Kinde nicht zu ſcharf ins Gericht ...

Guſtav Schmidt.

---

817. Sophie Schwab an J. K.

Stuttgart, den 2. Mai 1858.

... Mit dem Druck der Biographie meines ſeligen Mannes geht es ſehr raſch. Ich denke, ſie wird bald fertig ſein ... Auf der einen Seite freut es mich, wenn ich die Herausgabe erlebe, oft aber meine ich auch, ich gehöre nicht mehr dazu. Wenn nur Du dahinter gingeſt, Deine Jugendjahre fortzuſetzen, Du lebſt doch gewiß auch viel oder faſt ganz in der Erinnerung und dürfteſt es nur aus dem Aermel ſchütteln, wie viele würdeſt Du dadurch erfreuen. Wenn mein ſeliger Mann ſeine Penſionirung erlebt hätte, ſo hätte er ſich gewiß auch ſelbſt daran gemacht und mit viel weniger Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, er hat oft davon geſprochen, daß er doch manches Intereſſante mit erlebt habe, das der Aufzeichnung wert wäre ...

Sophie Schwab.

---

818. Heideloff an J. K.

Stuttgart, den 8. Juni 1858.

Gar zu gern wäre ich noch länger bei Dir geblieben oder ich hätte Dich von Heilbronn aus nochmals beſucht, wenn ich nicht Briefe von München erhalten hätte, welche mich ſchnell

dahin riefen; ich mußte eiligſt Folge leiſten, da dieſe Sache meine Ritterkapelle in Haßfurt betraf. Wirklich wurde ich wegen dieſer Angelegenheit von Seinen Majeſtäten dem König Max und König Ludwig in München auf das liebreichſte aufgenommen, und meine Miſſion wurde daſelbſt mit dem beſten Erfolg gekrönt; aber nicht ſo in Heilbronn, wo der gute Wille, etwas Gutes zu ſchaffen, noch in der Schwebe iſt, und bis ich die Arbeit beginnen kann, dieſe öfters noch beraten werden muß. Unter ſolchen Umſtänden, wo kein Vertrauen iſt, vergeht mir alle Luſt und Liebe zur Sache. Das ewige Beraten kommt nie zu Thaten, und gerade jetzt wird es ſchwer halten, da, unter uns geſagt, der neue Landeskonſervator wie ein trockener lauer Wind den ohnehin ſo magern Kunſtſinn in Württemberg vollends austrocknen wird.

Bald muß ich infolge meiner Münchener Miſſion wieder zurück nach Haßfurt, dann werde ich nicht ſäumen, Dich wieder zu beſuchen, da ich diesmal wieder meinen alten Weg durch das Hohenlohiſche mache, auch um Dir wegen Deinem Turmzimmer mit Rat und That an die Hand zu gehen . . .

C. Heideloff.

---

819. General von Mylius an J. K.

Ludwigsburg, den 2. Julius 1858.

Lieber und geehrter ehemaliger Schulkamerad!

Da mir Ihr Name immer im Gedächtnis blieb, ſo dachte ich wohl, indem ich Ihre intereſſante Beſchreibung Ihrer Jugendjahre las, daß wir Schulkameraden ſind, welches mir geſtern beſtätigt wurde.

Wir waren alſo in der nämlichen Schule unter Breitſchwert und Bär[1]), welche, obgleich ſie keine Tiger waren, doch manchmal mit dem Hoſenſpannen grauſam wurden, ich vermute, daß Sie auch nicht dieſe Erniedrigung erlitten haben.

Es thut mir ſehr leid, daß mir die Zeit nicht erlaubt, Ihnen einen Beſuch zu machen; mit gerührteſtem Herzen würde

---

[1]) Prof. Breitſchwert iſt auch im „Bilderbuch" S. 282 und 293 als „ein ſtrenger, aber guter Lehrer" erwähnt, Bär dagegen gar nicht.

ich den Schulkameraden umarmt haben, welcher eine so berühmte Lebensbahn durchgangen hat und so viele Ehre unserer lieben Vaterstadt macht.

Gott schenke Ihnen, mein werter Herr Kerner, Gesundheit und noch langes, glückliches Leben.

Es empfiehlt sich damit mit wahrer Freundschaft und Liebe von Herzen

Ihr alter, fast blinder Schulkamerad
General Fritz von Mylius
à Paris 198, Rue Rivoli.

---

820. G. H. v. Schubert an J. K.

17. Juli 1858.

Wüßtest Du nicht selber, worauf der Grund unserer Liebe ruht, Du würdest längst an mir irre geworden sein; denn ich bin wohl dem äußeren Anscheine nach der faulste und trägste unter Deinen noch lebenden Korrespondenten . . .

Freilich ist es wahr, ich möchte gerne noch so vieles, das mir im Sinn liegt, mit der schriftstellerischen Feder ausführen und es verbessern. Und des letzteren ist so vieles, daß ich, so lang ich lebe, kein Ende darin sehen werde. Ich bin deshalb, so oft mir Gott gesunde Tage und Stunden schenkt, vom Morgen bis zum Abend thätig, wenn es am Ende auch nur Rechenpfennige aus Messing sind, die aus meinem Prägstock hervorgehen.

Sonst lebe ich ziemlich abgeschieden von der großen Welt. Ich kann wegen meiner halbgelähmten aufgeschwollenen Füße und wegen meiner häufig wiederkehrenden Schwindelanfälle keinen Besuch machen, und mich alten, verschollenen Invaliden besucht auch niemand aus der jungen Welt. Die alten Freunde aber sind weggezogen, hin in jene Welt, dahin der lebende Mensch ihnen nicht folgen kann. Habe aber mehr mit ihnen zu schaffen, stehe in lebendigerem Verkehr mit ihnen als mit der jungen Welt . . . Durch unsern teuren, an Liebe reichen, überhaupt an Gemüt hochbegabten Prinzen Adalbert stehen und bleiben wir beide auch immer in lebendigem Verkehr. Mich hat der

gute, teure Prinz sogar hier besucht. So oft wir uns sehen, ist die Rede am meisten von Dir, dem lieben Justinus. Ich freue mich an der Treue, mit welcher er Dir zugethan ist.

Durch den Tod der teuern Frau Herzogin von Orleans habe ich mehr verloren als jemand anderer es wissen und mir nachfühlen kann. Ihr letzter Brief an mich wenig Wochen vor ihrem unerwarteten Ende geschrieben in jener Stimmung, welche der Tod ihrer geliebten Schwester in ihrem Herzen zurückgelassen hatte, war ein tiefes, gründliches Erkennen der Nichtigkeit aller irdischen Größe, aller, auch der schönsten Freuden des Lebens, ein ernstes Fragen nach dem Sein nach dem Tode und nach der Ewigkeit. Ich bin mit dieser hohen, seltenen Frau im Briefwechsel gewesen von da an, wo sie das Schreiben gelernt hatte, bis nahe zu ihrem Ende.

Nun, unsereiner in seinem 79. Jahre hat nach menschlichem Vermuten nicht mehr weit zur Heimat, und göttlob, daß es so ist. Wir aber wollen die kurze Strecke bis dahin in Liebe verbunden Hand in Hand gehen. Gott segne und behüte Dich, mein geliebter Justinus.

Dein alter

G. H. Schubert.

---

821. Kobell an J. K.

München, 10. August 1858.

Erlauben Sie, daß ich Sie an die bevorstehende Versammlung der Naturforscher in Karlsruhe erinnere. Es wäre schön, wenn Sie dieselbe besuchen wollten; da könnten wir wieder einmal zusammenkommen, denn ich gehe hin und von hier viele Professoren und wird gewiß allerlei Volk sich einfinden.

Im vorigen Herbst hatte ich die sauere Arbeit, gegen 40 Lustspiele durchlesen zu müssen, die um den vom König gesetzten Preis rangen. Da war seltsames Zeug dabei, aber wenig gelungenes, auch die ausgewählten Trauerspiele hatte ich mitzumustern, obwohl nicht als Richter, und war verwundert, wie die Herren Geibel, Schack und Sybel manches nach meinem Verstand Verschraubte und Verfehlte nicht bemerkten oder bemerken

wollten. Es kam aber auch vor, daß der eine außerordentlich ſchön fand, was der andere als ſchwach und unleiblich erklärte, und ſo bewährt ſich unter den Schöngeiſtern wie unter anderen das alte Sprichwort: Tot capita, tot sensus [„Soviel Köpfe, ſoviel Sinne"]. Man kann ſich daraus die Lehre entnehmen, nicht gar zu viel auf die Kritik zu geben, ob ihr Spruch günſtig oder ungünſtig falle, die eigentliche Richterin iſt die Zeit, und zwar diejenige, welche kein Dichter erlebt. — Ich habe in Poeticis mancherlei Kleinigkeiten für ein Jagdbuch[1]) geſchrieben, mit welchem ich ſeit zwei Jahren beſchäftigt bin. Es ſoll die Luſt am Jagen durch Blicke auf deſſen Geſchichte und Poeſie würzen und echt weidmänniſchen Sinn wieder wecken und aneifern. Das Buch hat wohl mehr Mühe gemacht, als es wert iſt, gleichviel, ich ſchrieb es mit Vergnügen und andere bringt es wohl auch in meine Stimmung. — In jüngſter Zeit habe ich mit dem König eine herrliche Reiſe durchs oberbayeriſche Gebirg gemacht; Bodenſtedt und Riehl[2]) waren dabei und konnten da einmal ſehen, was es um ein friſches Volk iſt, welches ſeinen König liebt. Es war ein Feſtzug, wie ihn kaum ein anderer Fürſt erleben kann.

Um Ihnen noch von meiner Familie zu berichten, ſo habe ich im vorigen Herbſt die Hochzeit zweier Töchter gefeiert und hat mich eine jüngſt zum Großvater gemacht. Ich kann mich in dieſe Würde noch gar nicht finden, habe immer gemeint, das Großvatertum komme erſt nach langer, langer Zeit, aber ſo geht's; ſeit der Dampf regiert, rennt auch die Zeit wie ein Narr und wird einer Großvater, weiß gar nicht wie.

Nun leben Sie wohl und denken Sie an die Fahrt nach Karlsruhe.

Mit bekannter Hochachtung

Ihr Kobell.

---

[1]) Es erſchien 1859 (Stuttgart) unter dem Titel: „Wildanger. Skizzen aus dem Gebiet der Jagd und ihrer Geſchichte".

[2]) Beide waren damals Profeſſoren an der Münchener Univerſität, erſterer für ſlaviſche Sprachen und Literatur, letzterer für Staatswirtſchaftslehre. Riehl iſt bekanntlich noch heute eine Zierde der Münchener Hochſchule.

822. König Ludwig an J. K.

Aſchaffenburg, den 29. Auguſt 1858.

Dem herzlichen Juſtinus Kerner herzlichen Dank für das zu meinem Doppelfeſte[1]) mir Geſchriebene, welches, umgeben von meiner Tochter Mathilde[2]) und meinem Otto[3]), ich zubrachte, der recht wohl und fröhlich, wie ich ihn noch nicht geſehen. Dieſesmal verhinderte die ungünſtige Witterung, welche in der zweiten Hälfte des 26. Auguſt, mit der beleuchteten Flottille vom Wildheimer Hof hieher zu fahren, wie vor Jahren geſchah in Ihrer angenehmen Geſellſchaft.

Wiederholt dankt Ihnen und läßt Freundliches ſagen der Schriftführerin der Sie zu ſchätzen wiſſende

Ludwig.

823. Fürſt Gortſchakoff an J. K.

Warſchau, den 30. Auguſt (9. September) 1858.

Sie haben mir zur Zeit meines Aufenthalts in Cannſtatt das Vergnügen gewährt, mir zwei Ihrer Dichtungen mitzuteilen, deren Gegenſtand dem letzten Kriege entnommen war. Sowohl der ausgezeichnete literariſche Wert dieſer Gedichte, als beſonders auch ihr dem Ruhm meiner Waffengefährten geweihter Inhalt hatten mich bewogen, ſie durch den Druck einem größeren Leſerkreis zugänglich zu machen. Auf meine Veranlaſſung hat die Neue Preußiſche Zeitung es ſich angelegen ſein laſſen, beide Gedichte in ihre Spalten aufzunehmen. In der Vorausſetzung, daß es Ihnen angenehm ſein wird, dieſe wertvollen Schöpfungen Ihres Talents in ihrer Veröffentlichung wiederzufinden, mache ich es mir zum beſondern Vergnügen, Ihnen anliegend das Blatt, das ſie enthält, zu überſenden[4]), wodurch mir zugleich die Gelegenheit gewährt iſt, Ihnen die Verſicherung meiner Hochachtung zu wiederholen.

Michael Gortſchakoff.

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 773.

[2]) Geſtorben als Großherzogin von Heſſen 1862.

[3]) König von Griechenland, geſtorben 1867.

[4]) Das Blatt (Nr. 203 vom 1. September 1858) iſt noch im Kernerhauſe. Ueber die beiden Gedichte vgl. Brief Nr. 804.

den 1.ten September 1838.

Wertheister Herr Doktor!

Einen der wenigen freien Augenblicke welche mir hier von meiner Abreise noch übrig sind, benütze ich um Ihnen für Ihren letzten lieben Brief vielmals und herzlichst zu danken. Das frohe Ereigniß welches dem Kaiser einen Thronerben schenkte, veranlaßte auch meine Sendung an das hiesige Hoflager, wie Sie wohl aus den Zeitungen vielleicht ersehen haben werden

Brief-Facsimile von Prinz Adalbert von Bayern, nach dem Original im Kernerhaus aufgenommen.
Vgl. Brief Nr. [illegible].

Gestern sah ich die kaiserliche
Wöchnerinn mit dem kleinen
Kronprinzen, einem blühenden
recht gesunden Knaben
Den morgigen Tag werde ich
den Sehenswürdigkeiten der
Kaiserstadt weihen und dann
durch Steiermark über Salz-
burg heimkehren. Wundervoll
sind die Jagden hier zu Lande
man glaubt sich da in die Zeiten
Herzog Carls von Württemberg
versetzt. Die Zeit drängt zum

Schluß. Indem ich Sie bitte
der Gräfin Lucl nebst meinen
Grüßen zu sagen, daß ich
ihren Bruder gesprochen,
verbleibe ich stets

Ihr

alter Freund

Adalbert.

824. Prinz Adalbert von Bayern an J. K.

[Laxenburg bei Wien], den 1. September 1858.

Einen der wenigen freien Augenblicke, welche mir hier vor meiner Abreiſe noch übrig ſind, benütze ich, um Ihnen für Ihren letzten lieben Brief vielmals und herzlichſt zu danken. Das frohe Ereigniß, welches dem Kaiſer einen Thronerben ſchenkte, veranlaßte auch meine Sendung an das hieſige Hoflager, wie Sie wohl aus den Zeitungen vielleicht erſehen haben werden[1]). Geſtern ſah ich die kaiſerliche Wöchnerin mit dem kleinen Kronprinzen, einem blühenden, recht geſunden Knaben. Den morgigen Tag werde ich den Sehenswürdigkeiten der Kaiſerſtadt weihen und dann durch Steiermark über Salzburg heimkehren. Wundervoll ſind die Jagden hier zu Lande, man glaubt ſich da in die Zeit Herzog Karls von Württemberg verſetzt. Die Zeit drängt zum Schluß . . .

Adalbert.

---

825. Ludmilla Aſſing an J. K.

Berlin, den 14. November 1858.

Schon lange lag es mir im Sinn, Dir für Deine herzliche Teilnahme[2]) zu danken, und war doch ſo überhäuft von Geſchäften, die in dieſer traurigen Zeit von allen Seiten auf mich eindringen, daß es mir bis heute unmöglich blieb. Du kannſt Dir denken, wie einſam ich mich fühle ohne den geliebten Onkel, der das ganze Glück meines Lebens ausmachte; nichts in der Welt kann mir das Zuſammenſein mit ihm erſetzen, und der einzig mir übrig gebliebene Reichtum iſt das Andenken an ihn, das mich auf jedem Schritte begleiten wird. Ich hatte gehofft, ihn noch lange zu behalten, nie ſah ich ihn heiterer als in der letzten Zeit, im Sommer machten wir noch froh und vergnügt zuſammen drei ſchöne Ausflüge, zuerſt nach Schloß Branitz, wohin uns der Fürſt Pückler eingeladen hatte, dann nach Weimar und weit in Thüringen umher, wo wir in Eiſenach und Wilhelmsthal ſehr angenehm mit dem Hof verkehrten, und zuletzt noch nach

---

[1]) Vgl. Theobald Kerner a. a. O. S. 232.

[2]) Bei Varnhagens Tod am 10. Oktober 1858.

Hamburg. Den schönen Herbst genossen wir bestens, der geliebte Onkel ging täglich mit mir spazieren, freute sich am Leuchten des Kometen, an allem Guten, das ihm begegnete, und so ist er im Glanze seines Wesens dahingeschieden und bewahrte sich bis zu seinem letzten Tage die Kraft und Frische seines Geistes, die Wärme seines Herzens.

Eine Schar von Freunden betrauert ihn; er hatte deren in den verschiedensten Lebenskreisen; die Zuneigung und Verehrung für ihn trat mir oft in wahrhaft rührender Weise entgegen. Der älteste seiner Freunde, Alexander von Humboldt, war auch sehr schmerzlich von seinem Verlust bewegt, ebenso der alte General von Pfuel, und noch viele, viele andere. Der ganze Weimarische Hof, die Prinzessinnen von Preußen und Prinzessin Karl haben mir ihre Teilnahme aussprechen lassen; die letztere, die mich schon früher zu sich eingeladen hatte, weil ihr meine „Gräfin Ahlefeld“ [1]) so gut gefallen, will mir nächstens ihr Beileid selbst sagen.

Sehr betrübt hat mich auch die Nachricht von dem Tode unserer lieben Amalia Schoppe [gest. 1858]; wie schwinden die teuren, trauten Gestalten so unwiderbringlich dahin! In unserer Erinnerung wollen wir sie alle bewahren, und wo wir sind, sollen sie immer mit uns sein! . . .

Ludmilla.

---

826. Chr. Gmelin an J. K.

Tübingen, 7. Dezember 1858.

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen im Namen der Fakultät zu Ihrer Doktorjubiläumsfeier die aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen, und es freut mich ungemein, daß mir, der ich schon seit so vielen Jahren Ihnen mit innigster Liebe und Verehrung zugethan bin, das Glück zu teil geworden ist, das Organ sein zu dürfen, durch welches Ihnen das erneuerte Diplom zukommen sollte [2]).

---

[1]) S. Brief Nr. 805.

[2]) Das Diplom ist vom 2. Dezember 1858 datirt. Kerner ist darin als aegrotorum solatium, daemonum flagellum, musarum deliciae, dulce patriae decus bezeichnet. Vgl. S. 428 oben.

Möchten Sie dieſen Tag recht heiter begehen und noch recht lange Ihrer Familie und Ihren vielen Freunden erhalten bleiben! Dieſes iſt der herzlichſte Wunſch Ihres aufrichtig ergebenen

Chr. Gmelin[1]).

---

827. König Ludwig an J. K.

München, den 17. Mai 1859.

Wenn gleich ſpät, darum nicht weniger innig, danke ich Ihnen für Ihre Druckſchrift und für den ſie begleitenden Brief vom 30. April. Iſt Juſtinus Kerners körperliches Auge gleich getrübt, ſieht licht ſein geiſtiges. Daß letzteres lange ſo währe, ihm ähnlich erſteres werde und Geſundheit Sie erfreue, iſt's beſte, was Ihnen gewünſcht werden kann. Da Sie lebhaften Anteil an mir nehmen, ſage ich Ihnen, daß Geiſt und Körper kräftig und friſch mir ſind, daß bis jetzt (aber wie lange wird es noch ſo ſein?) ich nicht ſpüre, daß ich heuer 73 Jahre alt werde. Alles, wie Gott will. Heute abend wird mein Sohn Adalbert aus Spanien hier zurückerwartet. Erhebend iſt es nun, ein Teutſcher zu ſein, ſolch „teutſchen" Sinn und ſo verbreitet hatte ich nicht erwartet.

Ihr Ihnen wiederholt dankender

Ludwig.

---

828. H. Köſtlin an J. K.

Stuttgart, den 19. Mai 1859.

Nimm auch von mir den herzlichen Dank für die ſchöne, höchſt erfreuliche Gabe Deiner ... Winterblüten. Wer ſolche Beſuche und Geſchenke von Muſen und Genien erhält, der hat eigentlich das Recht nicht, ſich über ſein Los zu beklagen. Auch ich bin überzeugt, daß jene ſtillen Geſchenke und Heimſuchungen Dich noch lange Zeit hindurch für uns erhalten werden. Wirſt Du im Laufe dieſes Sommers wieder nach Cannſtatt kommen? oder mußt Du in Deiner geweihten Heimat aufgeſucht werden?

---

[1]) Er war damals Dekan der mediziniſchen Fakultät (Rektor war der Germaniſt Adalbert von Keller).

Uhlands Beſuch habe ich neulich verloren(?). In dieſen Tagen fand ich eine Perle von ihm zufällig in der außerordentlichen Beilage zu Nr. 37 der Allgemeinen (Augsburger) Zeitung vom 17. Mai 1859; in einem Korreſpondenzartikel aus Innsbruck vom 12. Mai heißt es dort:

„Ludwig Uhland hat in die Handſchriften-Sammlung des Muſeums[1]) folgende Verſe eingezeichnet:

„Das Lied, es mag am Lebensabend ſchweigen,
Sieht nur der Geiſt dann heil'ge Sterne ſteigen.“

. . .

H. Köſtlin.

---

829. Sophie, Königin der Niederlande, an J. K.

Stuttgart, den 16. Juni 1859.

Es gibt Anklänge, die mächtig, heilig und ergreifend die innerſte Seele faſſen und ſie vereinigen mit den Tagen der Vergangenheit. So ging es mir geſtern, als ich Ihren Brief und Ihr Buch[2]) empfangen hatte. Zurückgezaubert in die Zeiten, deren Sie gedenken, fühlte ich noch einmal wie damals, und wenn auch der Schmerz um das Entſchwundene mich ergriff, ſo wußte ich doch, tief und erquickend, daß auch andere Herzen *nicht* vergeſſen, und daß auch in der Zukunft mich *Ihr* Angedenken freundlich begleiten würde. Das *glaube* ich von *Ihnen*. Ihr Buch ſoll mir folgen und mich fernerhin erquicken. Leben Sie wohl. Gott verleihe ihnen die Güter dieſes Lebens und den Troſt des andern. Mir aber erhalten Sie die Gefühle, mit denen Sie mir frühzeitig entgegengekommen[3]) und die ich als teures Erbſtück jener Vergangenheit betrachte.

Sophie.

---

[1]) Einzelnes Blatt im Radetzky-Album des Ferdinandeums zu Innsbruck mit dem Datum „Tübingen, 20. April 1859“, ſ. Fränkels „Uhland“ I, 539 und K. Mayers „Ludwig Uhland“ II, 258.

[2]) „Winterblüten“ 1859.

[3]) Vgl. Kerners Gedicht: „An Katharinas Töchter, die Prinzeſſinnen Marie und Sophie von Württemberg“.

830. König Ludwig an J. K.

Leopoldskron vor Salzburg, den 31. August 1859.

Innigen Dank für die innigen Wünsche des von mir hochgeschätzten Justinus Kerner an meinem Doppelfeste[1]), danke auch der Schriftführerin. Recht haben Sie, mein Herz teutsch zu nennen; teutsch schon schlug das des Knaben, und so schlägt das des Dreiundsiebenzigjährigen. Morgen begebe ich mich nach München, wo ich nur den folgenden Tag verweile, an dessen Abend (von mir veranstaltet, weil sie meiner Tochter Mathilde unbekannt) die Oper „Die Weiber von Weinsberg“[2]), wo Sie wohnen, wird gegeben werden. Am 3ten reise ich nach Dresden, nach Darmstadt aber zurück meine genannte Tochter. Eigentlich nicht Dresden, sondern der nahe dabei liegende Landsitz Weinberg meiner Schwester, der verwitweten Königin von Sachsen, ist das Ziel, sie zu besuchen der Zweck. Es hat vor, um die Mitte September wieder in München zu sein

Ihr wiederholt Ihnen dankender

Ludwig.

---

831. Dr. Otto Elben an J. K.

Stuttgart, den 20. Oktober 1859.

Herrn Dr. Justinus Kerner, Hochwohlgeboren,
in Weinsberg

beehren wir uns, den freundlichen Dank für das Heideloffsche Bild, die Scene im Bopserwald, zu sagen[3]). Wir werden nicht ermangeln, Ihrer Bestimmung gemäß, dasselbe am 11. November[4]) in Marbach persönlich im Schillerhause zu übergeben.

Wir haben aufs innigste bedauert, zu hören, daß Sie unserem Feste nicht anwohnen zu können glauben. Wir wünschen

[1]) Vgl. den Brief vom 29. August 1858.

[2]) Von Schmidt (?). Vgl. Brief Nr. 816.

[3]) Das Bild: „Schiller, den Karlsschülern im Bopserwäldchen die Räuber vortragend“ bildet eine der vielen Zierden des Marbacher Schillerhauses. Nachbildungen davon in Wagners „Geschichte der hohen Karlsschule“ und in Wychgrams Schillerbiographie.

[4]) Früher galt irrtümlich der 11. statt 10. November als Geburtstag Schillers.

von Herzen gute Beſſerung und würden glücklich ſein, wenn Ihnen Ihre Geſundheit noch erlauben würde, beim Feſte zu erſcheinen [1]).

Mit der ausgezeichnetſten Verehrung das Komite für die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers.

Gutbrod.
Dr. Otto Elben [2]).

---

832. König Ludwig an J. K.

München, den 7. November 1859.

Innigen Dank für die Teilnahme des herzlich guten und geiſtreichen Juſtinus Kerner an meinem Großvaterglück. Mein jüngſter Enkel iſt der ſechzehnte jetzt lebende Wittelsbacher. Erfreulich lauten alle ſeine Eltern und ihn betreffenden Nachrichten aus Madrid. Adalbert ſowie deſſen Vater gehört zu denen, welche Sie vorzüglich hochſchätzen.

Mit dem wiederholten Ausdruck dieſer Geſinnung, dieſer Gefühle, Ihr viel auf Sie haltender

Ludwig.

---

833. Der Ausſchuß des Schwäbiſchen Sängerbundes an J. K.

Stuttgart, den 10. November 1859.

Verehrteſter Herr!

Der Schwäbiſche Sängerbund kann das Gedächtnisfeſt des Dichterfürſten, welches heute gefeiert wird, nicht vorübergehen laſſen, ohne Ihnen, dem Neſtor der ſchwäbiſchen Dichter, deſſen Lieder auch in unſern Kreiſen erklingen, ſeine Verehrung zu bezeugen. Er überreicht Ihnen daher das Diplom als Ehrenmitglied dieſes Bundes und bittet Sie um freundliche Aufnahme desſelben.

Mit deutſchem Sängergruß
Konrektor Dr. Pfaff, Vorſtand.
Dr. Otto Elben.

---

[1]) Kerner konnte krankheitshalber nicht erſcheinen. Vgl. ſeinen Brief an K. Mayer in deſſen „Ludwig Uhland“ II, 248.

[2]) Erſterer „Stadtſchultheiß“ von Stuttgart, letzterer Redakteur des „Schwäbiſchen Merkur“.

834. August Köstlin an J. K.

Stuttgart, den 24. November 1859.

Gemeinsame Freunde sind so selten geworden. Mit zweien derselben, Uhland und Mayer[1]), hat mich das Schillerfest wieder auf einige Tage in Verkehr gesetzt. Daß Du fehltest, das wurde nicht nur unter uns dreien, das wurde auch in weiteren Kreisen schmerzlich bedauert. Artig war es, wie Uhland allmälich auftaute. Die große Glocke der Stiftskirche, die dem auf dem Schillerplatz ankommenden Festzug entgegentönte, machte zuerst seine Abneigung gegen die Teilnahme am Festmahl wankend. Das Konzert im Reithaus und wohl hauptsächlich der Vortrag der Schillerschen Glocke durch Grunert[2]) brachte ihn so weit, daß er beim Herausgehen erklärte, wenn er eines nicht gerade in die Augen fallenden Platzes unter Bekannten an der Tafel sicher wäre, so könnte er sich vielleicht entschließen, hinzugehen. Als ich ihn hierauf eines Platzes zwischen Mayer und mir versicherte, so war sein Entschluß gefaßt, und bei Tisch belebte er sich endlich zu der schönen Trinkrede über Schillers Glocke, die Du gedruckt zu lesen bekommen wirst . . .[3])

A. Köstlin.

---

835. Marie Paſſavant an J. K.

30. November 1859.

Zu Weihnachten hoffe ich Ihnen ein Büchlein zu senden, was Sie freuen wird. Ihnen muß ich es jetzt schon mitteilen. Es sind theologische Briefe, welche mein Mann in den letzten Wochen zusammengelegt, um sie drucken zu lassen. Sie werden als Einleitung zu der Gesamtausgabe seiner Werke erscheinen mit einigen Aufsätzen, die sogleich einen Blick in seine hohe, reine

---

[1]) Vgl. K. Mayers „Ludwig Uhland" II, 248: Brief Kerners an Mayer über das Schillerfest.

[2]) Dr. Karl Grunert, Hoftheater-Regisseur.

[3]) Die Rede ist zum Beispiel in Fränkels Uhland-Ausgabe II, 343 f. zu lesen. — Ueber die Schillerfeier a. 1859 gibt ausführlichen Bericht Dr. Otto Elbens Schrift: „Das Schillerfest in Schillers Heimat ꝛc.". Stuttgart 1859.

Seele geben und ſein Bild, ohne alle Umſchreibung und Beſchreibung, klar hinſtellen.

Ich habe immer an dem Gedanken feſtgehalten, dieſe Sachen zuerſt drucken zu laſſen, denn es war ſein Wille, und ich möchte in allem ſeinen Willen treu erfüllen.

Wie oft hätte ich zu Ihnen fliegen mögen und Sie um gar manches um Rat fragen.

Auch werde ich die Herausgabe in Händen behalten und auf dem Titel wird ſtehen: Herausgegeben von ſeiner Witwe[1]), ſonſt nichts, denn eine Frau hat keinen Namen. Schon dies Hervortreten iſt mir ſchwer geworden, es iſt mir aber von Freunden, von verſtändigen, erfahrenen Freunden dringend geraten worden, weil der Name der Frau für die Treue bürgt. Und ſo denke ich, ich bin wie der Hund, der auf den alten Grabdenkmalen ſeinem Herrn zu Füßen liegt. — Ob mir etwas ſchwer oder leicht wird, iſt ja einerlei, wenn ich nur einſt in ſeine Augen blicken kann.

Ich muß über gar vieles feſt entſcheiden, was freilich für eine Frau etwas Unangenehmes iſt, — doch wo es gilt, meines Mannes Willen auszuführen, da ſchenkt mir Gott Kraft und Mut.

Denken Sie unſer in Liebe und im Gebet. Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und denken Sie Ihrer

M. Paſſavant.

---

836. A. Silberſtein an J. K.

Wien, Leopoldſtadt, 15. Dezember 1859.

Dem Sänger naht der Sänger am liebſten, weil er da für ſein Lied am eheſten Mitgefühl und Anklang hoffen darf.

Ich reiche dem bewährten Meiſter aus der Ferne mit meiner Liedergabe, „Trutz-Nachtigall“[2]) betitelt, beſcheiden, freudig er-

---

[1]) Sie konnte dieſen Plan nicht durchführen, da ſie ſchon 1862 ſtarb. Doch hat ſie ſich um die „Ordnung des Nachlaſſes“ ihres Mannes „verdient gemacht“. Uebrigens hat ſie noch 1860 „Gedenkblätter an J. K. Paſſavant“ herausgegeben.

[2]) „Trutz-Nachtigall. Lieder aus deutſchem Walde“, erſchien zuerſt 1859, in 3. Auflage bei Reclam ohne Jahresangabe.

geben die Hand und will wünſchen, daß dieſes Lied in ſein Herz Eingang finden und im Echo klingen möge.

Das Licht der Liebe ſtröme über Ihr Haupt, Meiſter; die Sonne des Herzens geht ja ohnehin nie unter — und in ſolcher Glanzhelle wandeln Sie für Ihren

hochachtendſt verharrenden
Auguſt Silberſtein.

---

837. J. Abert an J. K.

[Stuttgart 1859.]

Schon lange fühlte ich das Bedürfnis, den Empfindungen, denen ich mich auch bei meinem jedesmaligen Aufenthalte in Weinsberg hingeben konnte, einen muſikaliſchen Ausdruck zu geben. Daß es mir da in Ihrer unmittelbaren Nähe an Stoff nicht fehlen konnte, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo zauberte ich mir dann einen von jenen ſchönen und unvergeßlichen Abenden vor die Seele, die ich an Ihrer Seite auf der Weibertreue zubrachte, wo wir mitſammen dem Grundtone der Natur[1]) lautlos und wie von einer höheren Macht gebannt, lauſchten. Was war es für eine Kraft, die mich ſo mächtig dahin zog? Welche Wirkung der Töne ſo groß und gewaltig, daß ſie mich vor mir ſelbſt in ihrem Reiche für einen Stümper und Pfuſcher erklärte! — Damals ſtieg in mir die Ahnung auf, daß es noch eine andere Muſik gibt als die unſere, und fühlte nur zu tief, daß die Kluft zwiſchen dieſer und jener eine unermeßliche iſt. — Ich verſuchte nun dieſe Empfindungen, ſo gut ich konnte, niederzuſchreiben, und zwar in der Form eines Nocturne mit der Ueberſchrift: „Ein Abend auf der Burgruine Weibertreu“. Wenn es von je ſchon immer mein Wunſch geweſen, Ihnen meine innigſte Verehrung ausſprechen zu können, ſo iſt es mir diesmal um ſo erwünſchter, als gerade Sie die eigentliche Veranlaſſung zu dieſer Tondichtung ſind und durch dieſelbe unſerem Beiſammenſein in Weinsberg ein kleines Denkmal geſetzt iſt. Nehmen Sie dieſe Widmung, die ich mir zwar ohne Ihre einzuholende Erlaubnis

[1]) Anſpielung auf Kerners Gedicht: „Der Grundton der Natur“. Dichtungen (3. Aufl.) S. 309.

angemaßt habe, freundlichſt auf, und ſehen Sie darin einen Beweis alter Liebe und Anhänglichkeit, die unverändert geblieben iſt, trotzdem mein langes Stillſchweigen den Schein der Liederlichkeit auf mich wirft . . . Abert.

---

838. Karl Pfaff an J. K.

Eßlingen, den 4. Februar 1860.

Sie haben mir durch die Mitteilung des Briefes von Arndt[1]) eine große Freude bereitet und ich werde ihn meinen Sängern getreulich mitteilen. Die Aufregung, welche die allgemeine Teilnahme an ſeinem letzten Geburtstage in ihm hervorrief, mag wohl auch eine Miturſache ſeines ſchnellen Todes[2]) geweſen ſein, aber ſie gewährt uns auch Troſt bei der Trauer um den wackern Mann, denn dieſe Teilnahme hat ihm ja auch bewieſen, daß er nicht umſonſt ſo viele Jahre mit Aufopferung für ſeine edeln Zwecke wirkte, daß ſeine gewaltige Stimme nicht die eines Predigers in der Wüſte war, ſie hat ihm gezeigt, daß die Deutſchen ſeinen hohen Wert erkennen und daß ſeine Worte ihnen ins Herz gedrungen ſind. Mit dieſem Gefühl, mit dem in dem Briefe an Sie ausgeſprochenen Glauben, daß die Deutſchen nicht dazu beſtimmt ſind, die Knechte ſchlechterer Völker zu werden, iſt er entſchlummert. Dieſen Glauben teile auch ich. Es regt ſich etwas in der deutſchen Volksbruſt, gewaltiger als je zuvor, gemeſſener und ſelbſtbewußter, darum aber auch hoffnungsreicher als im tollen Jahre 1848—1849, welches weder die Bundesmacht, noch die dünkelhafte Weisheit ſelbſtſüchtiger Fürſtenräte, die nichts vergeſſen, aber auch nichts gelernt haben, in die Länge mit leeren Verſprechungen oder ohnmächtigen Drohungen wird unterdrücken können. Wann die Zeit der Erhebung kommt, das freilich weiß Gott allein, aber ſie wird kommen.

Ihr Los, Verehrteſter, iſt allerdings ein ſchweres, allein noch lebt ja in Ihnen jugendlich wie früher der Genius, der nie altert und Ihnen ſchon in mancher ſchweren Erdennot tröſtend

---

[1]) Der Brief iſt leider nicht mehr vorhanden.

[2]) Ernſt Moritz Arndt ſtarb am 29. Januar 1860, kurz nach ſeinem 90. Geburtstag (26. Dezember 1859).

zur Seite ſtand. Möge er Ihnen noch recht lange zur Seite ſtehen und, wie unſer dahingeſchiedener Freund Ihnen wünſchte, die Sonne Ihres inneren Lebens fort und fort hell leuchten...

Karl Pfaff.

---

839. Wilhelmine Steinbeis, geb. Kerner, an J. K.

Nürtingen, 13. Februar 1860.

An meinen Bruder.

Zu werden, was du meinſt, daß ich ſchon ſei,
Iſt mein Beſtreben;
Daß ich dies Ziel erreich',
Mög' Gott mir geben!
Doch kurz noch ſcheint die Dauer meiner Tage,
Und Reue, Buß' nebſt ſchmerzensvoller Klage
Wird ſein mein ſchwach Geleit
Auf meiner Reiſe in die Ewigkeit.

Barmherzig iſt nur Gott,
An was uns noch gebricht,
Er führt durch Finſternis und Dunkelheit zum Licht,
Zu ihm nur laß uns beten,
Auf ihn nur laß uns hoffen,
Durch Glauben ſtehe uns
Auch einſt der Himmel offen!

Wilhelmine[1]).

---

840. An Juſtinus Kerner.

Stuttgart, 18. September 1860.

Telegramm.

Soeben, 11 Uhr nachts, trinkt das Bergwerk unter flottem Gehämmer auf Ihr Wohl. Glückauf! Bergwerk[2]).

---

[1]) Näheres über ſie im „Bilderbuch" S. 358 ff. Dort findet ſich auch ein Gedicht von ihr auf den Tod ihres Mannes. Ihr teilte der junge Juſtinus „allein ſeine poetiſchen Verſuche" mit, da ſie ihn „hierin allein verſtand".

[2]) Vgl. dazu Kerners Gedicht: „Auf eine Einladung in die Geſellſchaft genannt Das Bergwerk" (Winterblüten S. 116).

841. Edmund Höfer.

Stuttgart, den 7. Dezember 1860.

Obſchon ich ſchon lange zu Ihren großen Verehrern gehöre — es ſind etwa dreißig Jahre vergangen, ſeit mich das erſte Gedicht von Ihnen entzückte — und obgleich ich ſeit ſieben Jahren in Stuttgart lebe, bin ich doch nicht nach Weinsberg gekommen und weiß nicht einmal, ob Ihnen mein Name bekannt geworden iſt. Daß ich Ihnen nicht perſönlich meine Verehrung bewies, ſchreibt ſich von meiner Stellung her. Freie Wochen kann ich mir nur ſelten machen, und wenn's der Fall iſt, zieht Frau und Kind mich in die Sommerfriſche oder in meine und der Meinen Heimat — nach Norddeutſchland. Nun bin ich wahrhaft glücklich, doch eine Gelegenheit erhalten zu haben, mich Ihnen zu nahen und Ihnen meine hohe Verehrung auszuſprechen.

Die Veranlaſſung meines Schreibens iſt kurz folgende: Das Bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen kündigt eine „Bibliothek der deutſchen Klaſſiker" an, in der es, ſeinem Ausdruck nach, aus den Werken unſerer bedeutendſten Schriftſteller das auswählen und abdrucken will, was die Redaktion dieſer Bibliothek für „klaſſiſch" erklärt. Daß dies ein Nachdruck iſt, wie er noch nie ſchamloſer zu Platz kam, und daß man unſere armen Bücher auf das ſchmählichſte mißhandeln wird, leuchtet aus dieſem Proſpekte ein. Und es ſind nicht einmal unſere großen Verſtorbenen, ſondern es ſind auch von den Lebenden faſt alle Beſten, die man dieſer Plünderung unterwirft — Sie und Uhland voran, Pfizer, Mörike, Prutz und ſo weiter bis herab auf mich unwürdiges Menſchenkind. Ich habe mir erlaubt, gegen dies Verfahren eine Erklärung abzufaſſen und allen mir zugänglichen Schriftſtellern vorzulegen, die ich anliegend mitteile, und welche ich, wenn ich zum Anfang 8—10 Zuſtimmende nennen kann, in der A[ugsburger] Allgemeinen, in den Hausblättern[1]) und ſo weiter veröffentlichen werde. Ohne eine ſolche Anzahl Zuſtimmender müßte ich die Sache natürlich fallen laſſen, aber ich

[1]) Hoefer redigirte mehrere Jahre zugleich mit Hackländer die „Hausblätter". Stuttgart 1855 ff.

würde das mit Schmerz thun. Denn die deutſchen Schriftſteller ſollen, ganz abgeſehen von ihren Verlegern, auch perſönlich ihr Recht, ihr Eigentum, das Prinzip wahren, und ſich darin einig zeigen.

So habe ich geſtern an Uhland geſchrieben, ſo ſchreibe ich heute an Sie und lege Ihnen dieſe uns alle treffende Angelegenheit warm ans Herz.

Werden Sie mich mit einer zuſtimmenden Antwort erfreuen können? . . .

Dr. Edmund Hoefer.

---

842. Wilhelm Kilzer an J. K.

Frankfurt a. M., den 24. Dezember 1860.

Die Weihnachtslichter glänzen und das alte Herz denkt der Vergangenheit, träumt ſich wohl gar in die eigene Kindheit zurück und ſieht den Weihnachtsbaum ſchimmern; es durchläuft in ſtiller Wehmut die Schickſalswege und kehrt auf ſeiner Wallfahrt bei befreundeten Seelen ein, mit welchen es im Laufe der Zeit innig verbunden ward. Da ſucht es auch das friedliche Weinsberg, da ſucht es in demſelben ſeinen lieben Kerner auf. Ja, hier bin ich im Geiſte, liebe, treue Seele, bei Dir, und wenn ich Dir auch nicht hohe Freude verkünden kann, ſo möcht' ich in dem allgemeinen Jubel doch bei Dir ſein! Ich ſeh' die ſtillen Räume, die lieben befreundeten Weſen um Dich her, und ich wünſche Dir und den lieben Deinigen recht geſegnete Weinachtstage, geſegnet in Liebe, verklärt in ſeliger Hoffnung. Noch ſingt ja der Glaube ſein: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Laß uns einſtimmen in den ſeligen Lobgeſang, und auch im neuen Jahre dem Gott vertrauen, der ja unſer ganzes Leben hindurch unſern Glauben an ihn gerechtfertigt hat . . .

Von meinem Leben kann ich Dir wenig ſchreiben; es iſt ein ſtilles, einſames Leben, ein Leben, das nur wenig Roſen trägt.

Und nun ſag' ich Dir, herzlich geliebter Freund, ein herzinniges Lebewohl. Gott ſei mit Dir, mit den lieben Deinigen, die ich herzlich zu grüßen bitte.

Unſere Freundſchaft unterliegt nicht der Zeit, daher ſag' ich nur, behalt' in treuer Liebe

Deinen alten treuen Wilhelm Kilzer.[1])

---

843. Ottilie Widermuth an J. K.

Den 26. Dezember 1860.

Nun ſoll doch im alten Jahre noch ein Gruß zu Dir fliegen, nach ſo langer Zeit, daß ich nicht mehr wage, nach dem Datum Deines letzten Briefes zu ſehen; es iſt eine alte Sache, man weiß mehr zu ſchreiben, wenn man alle acht Tage, als wenn man alle acht Monate ſchreibt. Ich habe ſo ein böſes Gewiſſen, nicht daß ich dächte, ich ſei Dir ſo unerſetzlich und Du werdeſt mich ſo vermiſſen, aber weil ich ſelbſt ſo viel an Dich denke, an die junge Zeit, wo mir Dein Haus das unerreichbare Ziel meiner Sehnſucht war, an ſpätere Tage, wo ich reichlich und behaglich genießen durfte, was ich als jung erſehnt, und dann komme ich mir [wie] eine undankbare Kreatur vor, daß ich jetzt, wo ich nicht zu Dir kann, nicht wenigſtens einen Verſuch mache, Deine Einſamkeit mit einem ſchriftlichen Gruß zu erheitern.

Bei uns ſteht alles beim alten und iſt ein Weihnachten, wie es vor Zeiten bei Dir war, als Deine Kinder noch jung und klein um Dich herumſprangen, der Bub läßt Soldatenregimenter aufmarſchiren, das Mädchen führt allerlei Familiendramas auf mit ihrer Puppenſtube und ich habe Heimweh nach meinem älteſten Töchterlein, die noch in der Schweiz iſt ...

Unſeren hochgelehrten, tiefſtudirten Dr. Baur[2]) haben ſie ja in den letzten Wochen auch begraben, es wird ein Riß ſein in der Gelehrtenwelt. Er war ein ernſter, würdiger Mann, der, was auch ſein Glaube oder Unglaube ſein mochte, nie das Heilige frivol behandelte wie ſeine Schlepppträger und Nachfolger. Mir kam er vor wie einer, der ſich auf einen ſteilen Bergpfad verſtiegen, der nicht mehr zurück kann und die rechte Höhe doch auch nicht erreicht. Möge er ſie jetzt gefunden haben!

---

[1]) Vgl. über ihn „das Kernerhaus" etc. S. 182 ff.

[2]) Der bekannte Theologe Ferdin. Chriſt. Baur ſtarb am 2. Dezember 1860.

Wenn ſein Streben wirklich lauter und wahr geweſen und ſein Herz dabei demütig blieb, ſo glaube ich, es gibt auch königliche Begnadigungen im Reiche der Geiſter, wo dem Suchenden und Irrenden mit einemmale die Schuppen von den Augen fallen.

Nie habe ich ein ſo großes, ſtattliches Leichenbegängnis geſehen wie Baurs. Tags darauf war eine ſehr ſtille Leiche. Die Frau eines ehemaligen Hofmuſikus, die letzten Sommer ihre goldene Hochzeit gefeiert, die treue Mutter von neun Kindern, die ſie redlich mit Mühen und Sorgen aufgezogen, wurde begraben. Ich will Dir die paar Worte beilegen, die mir durch den Sinn zogen bei dieſen zwei Leichenbegängniſſen.

Aber acht Kinder ſpektakuliren um mich herum, trompeten, ſpielen Komödie, es iſt unmöglich, mehr einen Buchſtaben zu ſchreiben. Adieu für heute, tauſend Grüße in treuer Liebe

Deine alte Freundin

Ottilie.

(Folgt das Gedicht „Zwei Leichen", das in O. Wildermuths, von ihrer Tochter Agnes Wilms herausgegebenen Gedichtſammlung „Mein Liederbuch" 1877 S. 70 ff. gedruckt iſt.)

---

844. O. Wildermuth an J. K.

[Tübingen.] Den 5. Januar 1861.

... Der Luiſe Pichler[1]) gönne ich's von Herzen, daß ſie ein eigen Aſyl auf der Welt hat, ſie iſt eine edle Seele, und ihr Talent iſt mir wunderbar, das ſich unter dem Druck ſolcher Umſtände entwickelt hat. Ihre Schriften, von denen ich leider auch erſt ſehr wenig geleſen, werden von allen Sachkundigen ſehr gerühmt, mir thut es leid, daß, ſo weit ich ſie kenne, mein Urteil hier nicht mit Uhlands zuſammengeht. Sie hat gewiß ein großes Talent, hiſtoriſche Begebenheiten treu, lebendig und friſch zu erzählen, aber meines Erachtens fehlt ihren Geſtalten individuelles Leben, Fleiſch und Blut, ſie kommen mir vor wie die Figuren in einem Kindertheater, es iſt und ſpricht da der Kaiſer, die

[1]) Sie iſt 1823 geboren, heiratete den Gymnaſialprofeſſor Zeller in Stuttgart. Sie ſtarb 1889.

Kaiserin, der Ritter, das Fräulein, der Jüngling, aber seine, kleine Charaktereigentümlichkeiten und Verschiedenheiten treten nicht hervor.

Aeußerst rührend ist mir der Mann, der frischen, freudigen Mutes ein armes, altes Mädchen und eine Schriftstellerin heiratet ...

Nun behüt Dich Gott, der uns tragen will bis ins Alter und bis wir grau werden, er sei mit Dir durch trübe und helle Stunden! ...

Deine Ottilie.

---

845. O. Wildermuth an J. K.

Tübingen, 2. Februar 1861.

... Man weiß hier immer noch nicht, wer in die Hölle kommt, das heißt in Baurs Amtswohnung, es ist ein schöner Sitz, ich glaube, es war Uhlands Großvater früher auch darin, von dem man in der Familie allemal sagte: „Der Großvater in der Höll' selig“ [1]).

Vischer [2]) und seine Frau sind hier gänzlich verschollen, niemand weiß von ihnen; ich glaube, er hat neue kritische Gänge herausgegeben, hast Du sie gesehen? Es ist eigentümlich, wie in Bezug auf diese Richtung der Ausspruch in Erfüllung ging, in baldige Erfüllung: „Ist der Rat oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen, ist's aus Gott, so wird's bestehen“.

Was war das einmal ein Lärm in der Welt! und hat kein Menschenalter gewährt, so fragt niemand mehr darnach.

Wir können uns hier in Tübingen nicht beklagen, daß man diesen Winter unsere Gäste brach liegen lasse! Wir haben französische Vorlesungen über Literatur, fernerhin hat Dr. Braun [3]), von den leichtfertigen Studenten Pyramidenbummler, auch Wüsten-

---

[1]) Ludwig Joseph Uhland, Professor der Theologie, war Chorherr des evangelischen Stifts.

[2]) Der Aesthetiker Fr. Vischer war damals Professor in Zürich; 1860 ff. erschien eine neue Folge seiner kritischen Gänge.

[3]) Gestorben 1869 als Professor an der Münchener Kunstakademie. (Er reiste in Italien, Aegypten und Nubien.)

geier genannt, Vorleſungen gehalten über den Wüſtenzug der alten Israeliten ... Auch eine Dame, Frau Baronin von Mahrenholz, hat Vorträge über die Fröbelſchen Kindergärten gehalten, aus denen erhellt, daß vor Fröbel noch kein einzig Menſchenkind recht und naturgemäß mit Entwicklung aller ſeiner Kräfte und Fähigkeiten erzogen worden iſt. Mir will die Sache noch nicht ſo recht einleuchten und kommt mir vielfach künſtlich und gemacht vor, obwohl mir ſo ein Kindergarten, von gebildeten Mädchen mit heiterem, liebevollem Sinn geleitet, etwas Schönes und ein netter Beruf für Einzelnſtehende vorkäme ... Der arme Doktor Hartmann[1]), der Mann von dem einſt vielbeſprochenen Lottchen Gmelin, hat nun ja auch ſeine Leidenstage vollendet ... Seine Witwe zieht nun mit fünf Kindern hieher, armes Lottchen! es iſt ein dunkler Nachklang nach einer ſo poeſiereichen Ouvertüre ...

Deine Ottilie.

---

846. O. Wildermuth an J. K.

Tübingen, 10. März 1861.

... Laß Dir das bißchen Leben, das Dir der liebe Gott noch läßt, nicht entleidet ſein, lieber Freund! faß ein bißchen guten Mut! Dein alter Freund Ludwig von Bayern hat ja auch mit dem Tode noch einmal kapitulirt. Möge Dir bald ein milder Frühlingswind ... eine gute, getroſte Hoffnung zuwehen! Im übrigen müſſen wir, ob wir nun im Herbſt oder Winter ſtehen, an das Wort des ſeligen Bengels denken, das er zu einer kranken, lebensmüden Frau ſagte: „So lang man die Kinder noch in der Schule läßt, ſo lange gibt's immer noch etwas zu lernen für ſie.“ Gott gebe, daß jedes von uns ſeine Lektion begreift! Ich bin mit der meinen noch lange nicht fertig.

In Tübingen amüſirt man ſich dieſen Winter nach Herzensluſt. Reunionen mit Muſik und dramatiſchen Darſtellungen, populäre Vorleſungen, Konzerte und Oratorien, Hausbälle, tanzende Thees und ſingende Butterbröter wechſeln mit einander ab — wir ſind gar geſetzte Leute und nehmen höchſtens an der

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 847.

Musik teil ... Mit Professoren wechselt es sehr rasch; der alte Baur[1]) ist noch nicht ersetzt; wenn Dein alter, komischer Humor noch am Leben wäre, so wäre es ein schöner Stoff für Dich, daß all unsere theologischen Professoren nebst den Geistlichen mit Gewalt in die „Hölle" (Baurs sogenannte Amtswohnung) wollen, Stiftsinspektor will aber keiner werden, nur in die Hölle. Im übrigen ist gegenwärtig ein Professor wie ein Auktionsstück, das man im Aufstreich kauft, wenn einer heuer gekommen ist, so geht er übers Jahr schon wieder, wenn ihm eine andere Universität mehr bietet ...

Deine Ottilie.

---

847. O. Wildermuth an J. K.

Tübingen, 17. Mai 1861.

... Von Dir habe ich auch so von Zeit zu Zeit gehört durch Uhland und Mayer, habe mich verwundert, daß sie Dir den Hebich[2]) zugeschickt, der Dein bayerisch Bier ausgetrunken, was meinen Respekt vor ihm nicht vermehrt hat, ich wäre aber sehr begierig, Dein und der Marie Urteil über ihn zu hören ... Jetzt sollt' ich in die Schweiz, um meine Agnes[3]) zu holen, die endlich ihren Kursus dort beendet hat ... Frau Lotte Gmelin[4]) ist nun auch hier und wohnt in unserer Nähe; außer ihren rührenden Augen ist nichts mehr, das an die Geliebte eines Dichters erinnerte, aber als eine gemütvolle, wahrhaft gebildete Frau zeigt sie sich jedem, der ihr näher kommt, — es ist ein schmerzliches Geschick ...

Ottilie.

---

[1]) S. Brief Nr. 843. Sein Nachfolger ist der jetzige Kanzler von Weizsäcker.

[2]) Th. Kerner erzählt über den Besuch des Missionars Hebich ausführlich a. a. O. S. 207 ff.

[3]) Die nachherige Schriftstellerin Agnes Wilmt. S. Brief Nr. 843.

[4]) Lenaus Geliebte, Lotte Gmelin; sie heiratete später einen Oberamtsarzt Hartmann und lebte als Witwe längere Zeit in Tübingen. Vgl. Brief Nr. 845.

848. D. Fr. Strauß an J. K.

Heilbronn, den 8. Dezember 1861.

Lieber Papa Kerner!

Da die Witterung einen Beſuch bei Ihnen heute nicht erlaubt, ſchicke ich ein Büchlein ſtatt meiner und bitte, es ebenſo freundlich wie immer den Verfaſſer aufzunehmen. Ein Teil der Aufſätze iſt Ihnen wohl von früher aus der Allgemeinen Zeitung bekannt, andere doch wohl nicht, und den über unſern guten Ludwig Bauer[1]) werden Sie gerne wiederfinden. Indem ich mich auch der lieben Vorleſerin empfehle, grüße ich Sie herzlich als

Ihr alter

D. Fr. Strauß.

Nachtrag.

849. Lenau an J. K.

Stuttgart, 2. März 1835.

Ich glaube, wir ſollen die Verſe „Dieſer Strich entlang die Zöpfe, Gibt die Kraft, zu bannen Kröpfe" ſtehen laſſen[2]). Sie machen doch einen luſtigen Effekt, „entlang die Finger" iſt wohl richtiger nach der Magnetiſirmanipulation, darauf kommt es aber hier nicht an. Der Reim Kropfbezwinger auf Finger[3]) kommt übrigens eher geſucht heraus als der: Kröpfe auf Zöpfe; denn die Zöpfe ſind ja ſchon früher dageweſen, nämlich wo Bärenhäuter im Salzbad ankommt, auch hat ja der Bärenhäuter keine rechten Finger, ſondern Tatzen. Was meinſt Du? Freilich nennt ſich Bärenhäuter ſpäter ſelbſt einen Kropfvertreiber, das iſt aber was anders als Kropfbezwinger, und Bärenhäuter ſpricht das nur recapitulando, nämlich: Thurmeinreißer, Kropfvertreiber, obendrein geſchickter Maler ꝛc. [S. 303]; da zählte er ſeine Eigenſchaften auf, das iſt was anders. Wie ihn

[1]) Er war zuletzt (geſt. 1846) Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart, Nachfolger G. Schwabs. Der Aufſatz über Bauer iſt in Strauß' „Kleine Schriften" 1862 (vgl. Geſ. Schriften II, 199 ff.) enthalten.

[2]) Iſt geſchehen: ſ. der Bärenhäuter im Salzbade S. 302 (Dichtungen 3. A.).

[3]) Iſt von Kerner auf Lenaus Vorſchlag weggelaſſen worden.

aber der Teufel magnetisirt, ist die andere Wendung, glaub' ich, natürlicher. Der Teufel gibt ihm hier 3 Wunderkräfte: das Vermögen, Thürme einzureißen, die Kraft, Köpfe zu bannen und die Gabe des Malers. Er sagt nicht: Ich mache dich zum Thurmeinreißer, zum Maler; folglich soll er auch nicht sagen: Ich mache dich zum Kropfbezwinger, es muß hier alles mit einerlei Wendung gesagt sein. Schreibe sogleich, lieber Alter! — Abzüge von Deinem Brief will ich von Frank verlangen — der B. wird eben gesetzt. — Der Babprediger sagt zu Otto in der kleinen Strafpredigt: Solche Reden sind in Wahrheit ꝛc. auch dieses:

Zum Skandal den Denkgesetzen
Noch vom Teufelsspuk zu schwätzen,
Ist doch gar zu abgeschmackt dumm;
Während doch Philosophei
Klar beweist, der Teufel sei
Ein Prinzip nur, ein Abstraktum [1]).

Lebe wohl, mein lieber Freund, samt den Deinigen schönstens gegrüßt

Montag früh. von Deinem Niembsch [2]).

---

850. H. Kurz an J. K.

Weilheim an der Teck, den 27. Mai 1841.

Die Angelegenheit eines Mannes, der uns gemeinschaftlich teuer ist, veranlaßt mich, ohne Umschweife und Einleitungen zu Ihnen zu reden, zumal ich, von einem gegebenen Wort an eine Arbeit gebunden und mit meinen eigenen Affairen, die eine verdrießliche Wendung genommen haben, beschäftigt, nur geringe Hoffnung habe, Tiecken in Ihrem gastlichen Hause zu sehen. Es ist auch besser, wenn Sie mit ihm sprechen, als ich, der ich ohnehin weit genug außerhalb seiner Perspektive stehe. Mörike [3]) muß,

---

[1]) Wörtlich aus dem „Bärenhäuter" S. 325. (Dichtungen 3. A.)

[2]) Der Brief ist vor Lenaus Brief vom 11. März 1835 Nr. 444 einzureihen.

[3]) Vgl. dazu Briefwechsel zwischen H. Kurz und E. Mörike, herausgegeben von J. Bächtold (1885) S. 120 ff. Kurz schreibt da auch an Mörike selbst von diesem Plan.

das wiſſen Sie, in eine beſſere und namentlich in eine andere Lage gebracht werden, und Ihre Nachricht, daß Tieck zu Ihnen kommen würde, hat mich gleich beim erſten Leſen auf den Gedanken an Berlin gebracht. Hier, glaube ich, läßt ſich mit einem kräftigen Ruck etwas thun, und ich glaube auch, daß der Augenblick dazu da iſt. Ich habe deshalb an Fernanda geſchrieben und geſtern Antwort erhalten, wovon der Hauptinhalt iſt: „Das eine aber muß ich leider ſagen, Mörike iſt im Norden ſo wenig, ſo gar nicht gekannt, daß es einer Autorität wie Tiecks bedürfen wird, um hier etwas zu wirken. Können Sie mir ſpäter ſagen, was dieſer hofft und wie er es einzukleiden denkt, kann dann ein Wort zu rechter Zeit geſprochen und am rechten Ort meinerſeits helfen und fördern, ſo zählen Sie auf mich ꝛc.“ — Daß ich nicht an ein Almoſen gedacht, ſondern daß Mörike in eine Stellung gehöre, wo die Atmoſphäre von Bildung, die er um ſich verbreitet, wirken könne, das habe ich ihr ausführlich geſchrieben. Die Sache hat nur einen Haken: in Preußen begreift man nicht recht, wie ein Pfarrer dazu kommen kann, ſo weltliche Sachen zu ſchreiben, weil ſie dort eher aus Neigung in den Klerus treten, während es bei uns doch ſehr häufig nur eine Folge unſerer Verfaſſung der Stiftungen ꝛc. iſt, was auch eine größere Indulgenz in der öffentlichen Meinung nach ſich zieht; und da paßt nun der ironiſche alte Herr vortrefflich dazu, ihn zu entſchuldigen und womöglich in eine andere Stellung zu bringen, wenn Sie ihm nur ein klein wenig auseinanderſetzen, daß bei uns faſt die Hälfte auf die Kanzel kommt, weil es keinen andern Weg gegeben hat. Doch ich glaube, er hat auch ſchon mit Stiftlern verkehrt... Ich wollte, ich hätte dieſen Brief, der mir ungemein am Herzen liegt, mit mehr Sammlung ſchreiben können; ich weiß aber, daß ich auch ſo nicht vergebens bitte. Es iſt Beſuch dazwiſchen gekommen, und ich mußte wohl viermal abſetzen, einen ſpäteren Poſttag aber mag ich nicht kommen laſſen, da ich mir denken kann, daß Sie Tiecks Beſuch bei dieſem ſchönen Wetter täglich zu erwarten haben... H. Kurz [1]).

---

[1]) Die Schreibung Kurz iſt in den Briefen gewöhnlich.

851. J. K. an Fr. Silcher, Musikdirektor in Tübingen.

Weinsberg, 4. März 1829.

Herzlichen Gruß Ihnen und all Ihren Lieben!

Ich sende Ihnen hier ein Lied, das, wäre es durch Ihre Composition verherrlicht, sich vielleicht manches Herz zum Troste nach dem Tode eines Lieben singen würde. Auch im Morgenblatt werden Sie vielleicht bald ein Lied von mir lesen, das sich zum Singen eignen würde.

„Fühlt seines Bündels Drücken
Der müde Wandersmann ꝛc. [1]).

Hoffentlich sind Sie alle wohl?

Herzlich ewig

Ihr Kerner [2]).

---

852. J. K. an Hartmann-Reinbeck.

Weinsberg, 1. Januar 1846.

Dem lieben Hartmann-Reinbeckischen Hause Glück und Segen zum neuen Jahre! Gott stärke nur den lieben, lieben Vater, daß er uns noch lange erhalten werde. Besseres kann Euch

Gott nicht senden
Und damit will ich enden.
All andre Wünsche wären kalt,
Verbraucht und alt.
Nur bitt ich: Liebet ferner
Mich, Euren treuen

Kerner. [3]).

---

[1]) Siehe Morgenblatt 1829 Nr. 85: Herzenslast.

[2]) Das Original ist Eigentum der Tübinger Universitätsbibliothek.

[3]) Das Original ist Eigentum des Herrn Buchhändlers Pietzker in Tübingen.

Briefe von Justinus Kerner.

Nr. 375. 377. 379. 381. 383. 385. 387. 392. 396. 400 f. 406. 417. 422. 429. 442. 454. 456. 459 f. 462 f. 467. 470 f. 474 f. 477 f. 483. 485 f. 490. 496. 499. 505. 507. 509. 511 f. 514—516. 520 f. 525. 528—530. 532. 536. 548 f. 560. 564. 566. 568. 572. 574 f. 579. 582. 584. 590 f. 593. 596 f. 600 ff. 607 f. 616. 628 f. 640. 643. 647. 650 ff. 654. 656. 662. 671. 673. 688 f. 699. 703. 737. 757. 760. 768. 775. 780. 783. 800. 851 f.

Verzeichnis der Personen,

von welchen Kerner Briefe empfing.

Abert, J., geb. 1832 zu Kochowitz in Böhmen, lebt als Hofkapellmeister a. D. in Stuttgart.
Brief: Nr. 837.

Alberti, Agnes, Tiecks Tochter.
Brief: Nr. 726.

Alexander, Graf von Württemberg, 1801—1844, als Dichter („Sandor") Lenau geistesverwandt.
Briefe: Nr. 373. 378. 391. 420. 423. 426. 433. 484. 487—489. 494 f. 508. 510. 517. 531. 534 f. 537—541. 543 f. 550. 559. 577.

Adalbert, Prinz von Bayern, gest. 1875.
Briefe: Nr. 670. 672. 676. 682. 685. 700. 711. 739. 748. 761. 772. 799. 824.

Assing, Ludmilla, Varnhagens Nichte.
Brief: Nr. 825.

Baader, Franz, Philosoph und Theolog, 1765—1841.
Briefe: Nr. 461. 481.

Bechstein, Ludwig, geb. 1801, gest. 1860 als Hofrat und Bibliothekar in Meiningen.
Briefe: Nr. 626. 657. 659.

Bergwerk, Stuttgart.
Brief: Nr. 840.
Beroldingen, K. von, Gräfin in Stuttgart.
Brief: Nr. 663.
Breslau (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 433. 553. 561. 664.
Carrierre, Moriz, Philoſoph und Aeſthetiker, 1817—1895.
Brief: Nr. 503.
Caſtelli, Ignaz Franz, 1781—1862, dichtete beſonders in niederöſterreichiſcher Mundart.
Briefe: Nr. 747. 789. 813.
Chezy, H. v. (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 472. 611. 742. 752. 755.
Comité, national polonais.
Brief: Nr. 399.
Cotta, Sohn des berühmten Verlegers Joh. Friedr. Cotta.
Brief: Nr. 644.
Dann, Chr. Ad., 1758—1837, geſt. als Stadtpfarrer in Stuttgart.
Brief: Nr. 432.
Ditfurth, Freiherr Franz von, 1801—1880, ſammelte hiſtoriſche Volkslieder.
Brief: Nr. 576.
Elben, Otto, Dr., Redakteur des „Schwäbiſchen Merkur".
Briefe: Nr. 831. 833.
Ennemoſer, J., mediziniſch-philoſophiſcher Schriftſteller, 1787—1854.
Briefe: Nr. 678. 695. 732.
Eſchenmayer (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 371. 374. 390. 398. 407. 449. 455. 464. 552. 570. 632. 692.
Fiſcher, J. G., bedeutender Lyriker, 1816 zu Groß-Süßen geboren, 1897 als Prof. a. D. in Stuttgart geſtorben.
Brief: Nr. 766.
Freiligrath, Ferdinand, der berühmte Dichter, 1810—1876.
Briefe: Nr. 527. 609. 620 (Ida Fr.).
Geibel, Ida, Gemahlin des Folgenden.
Brief: Nr. 717.
Geibel, Emanuel, berühmter Dichter, 1815—1884.
Briefe: Nr. 585. 587. 604. 735.
Gerok, Karl, Prälat, geiſtlicher Lyriker, 1815—1890.
Brief: Nr. 796.

Gmelin, Chriſtian, Profeſſor der Chemie in Tübingen, 1792—1860.
Brief: Nr. 826.

Görres, Joſeph, Publiziſt, hervorragender Gelehrter, 1776—1848, zuletzt Profeſſor der Geſchichte in München.
Briefe: Nr. 388. 468.

Gortſchakoff, Fürſt, ruſſiſcher General, 1795—1861.
Brief: Nr. 823.

Haggenmacher, J. H., ſchrieb 1839 über die Auswanderungen nach Amerika.
Brief: Nr. 504.

Hardegg, Obermedizinalrat in Stuttgart.
Brief: Nr. 592.

Hartmann, Julie, Tochter von K. A. v. Hartmann (ſ. Bd. I.), 1795—1869 (unverheiratet geſtorben).
Brief: Nr. 440.

Hauenſchild, G. Spiller v. (Max Waldau), 1826—1855, Dichter und Romanſchriftſteller.
Briefe: Nr. 639. 665. 667. 693.

Hauſer, E., Maler aus Baſel, Stiefvater des Malers Albuzzi.
Brief: Nr. 774 (vgl. Morgenblatt 1851, S. 948).

Heideloff, Karl Alex. v., 1788—1865, berühmter Architekt und Maler.
Briefe: Nr. 610. 767. 770. 782. 787 f. 806. 810. 818.

Hemſen, W., Hofbibliothekar in Stuttgart.
Brief: Nr. 776.

Höfer, Edmund, 1819—1882, Novellendichter.
Brief: Nr. 841.

Hohenlohe, Alexander, Fürſt, 1794 in Kupferzell geboren, 1849 zu Vöslau bei Wien geſtorben als Titularbiſchof.
Briefe: Nr. 428. 435. 437. 446 f. 450. 452.

Höppl, Chriſtian, 1826—1862; 1851: „Gedichte", redigierte die Zeitſchrift „Der Rhein", kam dadurch in Schulden und tötete ſich deshalb ſelbſt.
Brief: Nr. 814.

Kerner, Karl (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 431. 513.

Kielmansegge, Gräfin.
Briefe: Nr. 578. 625. 637.

Kitzer, Wilhelm, 1799—1864, geſtorben als Schulrat zu Frankfurt a. M. 1844: „Heerklänge".
Brief: Nr. 842.

Knapp, Albert, 1798 in Tübingen geboren, 1864 als Stadtpfarrer in Stuttgart gestorben. Geistlicher Lyriker.
Brief: Nr. 416.

Kobell, Franz, Mineralog und volkstümlicher Dichter, 1803—1882.
Briefe: Nr. 702. 719. 751. 793. 821.

Köstlin, August, gest. als Präsident des württemb. Konsistoriums.
Brief: Nr. 834.

Köstlin, Heinrich (s. Bd. I.).
Brief: Nr. 828.

Kreis, J., Pfarrer, christlicher Lyriker, 1807—1878.
Brief: Nr. 409.

Kurz, Hermann, 1813—1873, gest. als Bibliothekar in Tübingen.
Briefe: Nr. 522. 850.

Laßberg, Hildegard von, Tochter des Folgenden.
Brief: Nr. 765.

Laßberg, Joseph, Freiherr von, Altertumsforscher und Litterarhistoriker, 1770—1855.
Briefe: Nr. 668. 679 f. 740 f. 744 f. 754. 756. 759. 763.

Lenau, Nikolaus, eig. Nikolaus Niembsch', Edler von Strehlenau, geb. 1802, fiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn und starb 1855.
Briefe: Nr. 380. 384. 393 ff. 397. 402. 408. 411—415. 418. 424. 427. 439. 441. 444 f. 466. 491. 519. 551. 849.

Löwenstein, Georg, Fürst zu.
Brief: Nr. 523.

Ludwig I., König von Bayern, 1786—1868.
Briefe: Nr. 642. 653. 658. 660. 681. 683. 687. 704 f. 714. 723. 728. 733. 746. 753. 764. 769. 773. 785. 790. 792. 807. 822. 827. 830. 832.

Ludwig, Staatsrat, Leibarzt.
Brief: Nr. 638.

Marie, Prinzessin von Württemberg, 1816—1877, Gemahlin von Graf Neipperg.
Briefe: Nr. 594. 649. 696. 707. 730. 779. 791.

Märklin, Prälat in Heilbronn.
Brief: Nr. 492.

Matuszynski, Pole, studierte in Tübingen Medizin.
Briefe: Nr. 395. 404.

Maximilian, Herzog von Bayern.
Brief: Nr. 715.

Maximilian II., König von Bayern, Sohn Ludwigs I., 1811—1864.
Brief: Nr. 736.
Mayer, Karl (s. Bd. I.).
Briefe: Nr. 386. 425. 506. 599. 666. 677. 706. 815.
Meyer, Joachim, Professor in Nürnberg.
Brief: Nr. 558.
Miller, Oberst.
Brief: Nr. 493.
Mörike, Eduard, 1804—1875, zuletzt Professor am Katharinenstift in Stuttgart.
Briefe: Nr. 556 f. 567.
Mosen, Julius, 1803—1867, gest. als Dramaturg in Oldenburg.
Brief: Nr. 622.
Mosenthal, S. H., Ritter von, 1821—1877, kam als Polytechniker von Karlsruhe aus mit Kerner in Berührung. Er starb als Regierungsrat.
Brief: Nr. 809.
Müller, Niklas, Buchdrucker und Dichter, 1809—1875. 1867 gab er „Neue Lieder und Gedichte" heraus.
Brief: Nr. 469.
Müller, Wolfgang, von Königswinter, 1816—1873, zuerst Arzt in Düsseldorf, dann in Köln als Schriftsteller thätig.
Briefe: Nr. 708. 713. 718. 729. 734. 762. 771.
Mylius, General v., Kerners Schulkamerad.
Brief: Nr. 819.
Neipperg, Graf, Schwiegersohn von König Wilhelm I. von Württemberg.
Briefe: Nr. 571. 588. 636. 645. 655. 691.
Niendorf, Emma, Pseud. für Emma v. Suckow, 1807—1876, begabte Romanschriftstellerin.
Brief: Nr. 518.
Notter, Friedrich (s. Bd. I.).
Brief: Nr. 501.
Passavant, Marie, Gattin des bekannten Frankfurter Arztes und Schriftstellers.
Brief: Nr. 835.
Pfaff, Karl, Konrektor, Vorstand des Eßlinger Liederkranzes.
Briefe: Nr. 701. 838.
Pfau, Ludwig, 1821—1894, lyrischer Dichter und Kunstkritiker.
Brief: Nr. 633.

Pfizer, Guſtav, 1807—1890, lyriſcher Dichter und Kritiker, geſtorben als Profeſſor in Stuttgart.
Brief: Nr. 598.

Pfyffer, Oberſt, 1802—1853, Stadtſchreiber in Luzern.
Brief: Nr. 497.

Piſtorius, Luiſe, Tochter des Mannheimer Buchhändlers Schwan.
Brief: Nr. 627.

Pocci, Graf von, Zeichner, Dichter und Muſiker, 1807—1876.
Briefe: Nr. 563. 690. 697. 709. 712. 716. 722. 730. 738. 743. 749. 758. 777. 784. 794. 798. 801. 808.

Poſſart, Fedor, Profeſſor.
Brief: Nr. 465.

Recke, Graf von der, 1791—1878, bekannt durch ſeine menſchenfreundliche Thätigkeit.
Brief: Nr. 580.

Reinbeck, Emilie, Tochter von Geheimrat Hartmann (ſ. Bd. I.) und Gattin des Folgenden.
Briefe: Nr. 419. 524. 545.

Reinbeck, Georg v., Dichter u. Erzähler, Hofrat in Stuttgart, 1766—1827.
Brief: Nr. 613.

Rugendas, Moritz, 1802—1858, Reiſender (Braſilien), bedeutender Zeichner und Maler.
Brief: Nr. 811.

Rybinski, Matthias, polniſcher General, 1784—1874.
Brief: Nr. 405.

Schelling, Joſ., der berühmte Philoſoph, 1775—1854.
Brief: Nr. 725.

Schmidt, Guſtav, 1816—1882, zuletzt Hofkapellmeiſter in Darmſtadt.
Brief: Nr. 816.

Schoppe, Amalia, geb. Weiſe (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 526, 581. 589. 605. 686.

Schubert, G. H. v. (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 403. 546. 603. 710. 721. 731. 786. 820.

Schurz, A., Lenaus Schwager und Biograph, Rechnungsrat.
Briefe: Nr. 502. 631. 674.

Schwab, Guſtav (ſ. Bd. I.).
Briefe: Nr. 376. 389. 473.

Schwab, Sophie, des Vorhergehenden Gattin.
Briefe: Nr. 436. 443. 448. 451. 453. 457 f. 476. 479 f. 498. 533. 565. 573. 630. 641. 675. 684. 781. 797. 812. 817.

Schwind, Moriz v., der berühmte Maler und Zeichner, 1804—1871.
Brief: Nr. 802.
Silberstein, August, 1827 zu Ofen geboren, Dichter und Erzähler, lebt in Wien.
Brief: Nr. 836.
Sophie, Königin der Niederlande, Schwester von Prinzessin Marie.
Brief: Nr. 829.
Spindler, Karl, 1796—1855, hervorragender Romanschriftsteller.
Brief: Nr. 583.
Steinbeis, Wilhelmine, Kerners Schwester.
Brief: Nr. 839.
Strauß, David Friedrich, Theologe, 1808—1874.
Brief: Nr. 848.
Sudow, s. Riendorf.
Sydow, R. v., preußischer Gesandter.
Brief: Nr. 698.
Tann, Freiherr von der, 1815—1881, berühmter bayerischer General.
Brief: Nr. 694.
Taubenheim, Marie, Gräfin, Schwester Graf Alexanders.
Brief: Nr. 555.
Tieck, Ludwig, romantischer Dichter, 1773—1853.
Briefe: Nr. 547. 554. 720.
Totleben, Ed., Graf v., 1818—1884, berühmter russ. Ingenieurgeneral.
Brief: Nr. 804.
Uhland, Ludwig (s. Bd. I.).
Briefe: Nr. 369 f. 382. 421. 430. 595. 606. 724. 727.
Varnhagen, K. A., von Ense (s. Bd. I.).
Briefe: Nr. 372. 410. 482. 542. 562. 569. 586. 612. 614 f. 618 f. 621. 623 f. 634 f. 646. 661. 669. 778. 795. 803. 805.
Vischer, Fr. Th. (s. Bd. I).
Brief: Nr. 648.
Vorholz, C., Bäcker und Dichter in Karlsruhe.
Brief: Nr. 804 a.
Wangenheim, K. A. v. (s. Bd. I.).
Briefe: Nr. 434. 617.
Werner, H., Pfarrer in Schwaikheim.
Brief: Nr. 500.
Wildermuth, Ottilie, Schriftstellerin, 1817—1877.
Briefe: Nr. 843—847.

Register.

(Die römischen Zahlen bedeuten den Band, die arabischen die Seite. Auf die einzelnen Dichtungen erstreckt sich das Register nur bei J. Kerner und L. Uhland; für die einzelnen Briefschreiber ist die besondere Zusammenstellung in jedem Bande nachzusehen.)

A.

Adalbert, Prinz von Bayern II, 257 f. 372. 394. 404. 417. 452. 475. 505. 511. 514.
Ahlefeld v., Gräfin II, 490.
Albuzzi, Ottavio II, 452 f.
Alexander, Graf II, 30. 51. 61. 78. 84. 102 f. 105. 111. 113 ff. 123 f. 135 f. 151. 163. 166 ff. 176. 178 f. 184. 201. 210. 216. 224 f. 241. 247 f. 250. 255.
Alexandra, Prinzessin von Bayern II, 438.
Alexis, W. II, 54. 112.
Alfade von Moloridо I, 181.
Almanach, Cottaſcher I, 18. 71. 169.
Almanach, Frankfurter I, 13.
Aloyß II, 50. 82.
Amalie, Donna, Infantin II, 442. 451. 478.
Apel I, 346.
Arbogaſt I, 276. 278. 282. 285. 366.
Arndt, E. M. I, 377. 381. 387. II, 169. 518.
Arnim, A. I, 9. 63. 218. 568.
Arnim, Bettina v. II, 181 479.
Aſſing, Ludmilla und Ottilie II, 128. 190. 213. 220. 239. 271. 280. 288. 300. 459. 478 f. 487 ff. 498.
Aſſur, D. (Aſſing) I, 104 f. 132. 139. 141. 146. 159. 195. 205. 213. 215. 226 f. 230. 236. 245. 270 ff. 280. 282. 287. 290 f. 294 ff. 305. 311 f. 327. 331. 343. 362. 373. 377. 394 f. 401. 411. 414 ff. 422. 424. 427. 439 f. 447. 486 f. 520. 553. II, 174. 190. 211. 216. 220.
Auberlen I, 17.
Auerbach II, 450. 464.
Augsburger Allgemeine Zeitung II, 512. 520. 527.
Augsburger Postzeitung II, 486.
Autenrieth I, 55. II, 92.
Axt, Dr. II, 149.

B.

Baader, Fr. v. II, 131.
Baggeſen, J. I, 83. 97 f. 142. 150. 179. II, 127.
Baletti I, 431.
Bär, Prof. II, 504.
Bauer, Ludwig, Prof. II, 527.
Baur, v. I, 286.
Baur, Ferd. Chr. II, 522 ff. 526.
Becher II, 52, 82.
Beer, I, 100 f.
Beethoven, van I, 392.
Behrendt, Marie II, 255.
Beſſer, J. I. 72. 232.
Benedix, R. II, 406.
Bengel, A. II, 525.
Berlichingen, v. I, 330.
Bermudez, Colombi Zea, Graf II, 343.
Bernhard, Frau v., geb. v. Lahberg II, 431.

Berolbingen, Gräfin II, 240. 323 f. 493.
Berſtett, v. I, 491.
Bertram L., 286, 321. 334.
Bertrand, Marſchall II, 230.
Berwik, v. II, 55 f.
Bethmann, I, 45. 333.
Beulnitz, vielmehr Beulwitz, Frl. v. II, 164.
Bibliothek der deutſchen Klaſſiker II, 520.
Bielefeld II, 434.
Bilfinger, Frau, Kameralverwalter II, 463.
Birken, S. I, 145. 169. 204. 242 f. 303. 306. 308 f. 311. 389. 396.
Blankenſee II, 434.
Bliefers I, 123. 211. 217. 280. 363.
Bodshamer I, 172.
Bodenſtedt, Fr. II, 476. 507.
Boer, Prof. I, 101.
Böhl v. Faber I, 319, 325.
Boiſſerée I, 286, 321, 334. 411.
Boivin, Madame II, 262.
Bolley I, 474.
Bollmann II, 128.
Börne, L. II, 286.
Borngräber, Bertha II, 434.
Böttiger II, 200.
Braun, G. I, 41, 100, 108. 132. 138. 143. 145. 153 f. 157. 160. 163. 169. 171. 181. 188 f. 191. 194. 198. 204. 208. 210 f. 212 ff. 219. 221. 223. 226 ff. 229. 231. 234. 245 ff. 249. 278 f. 281. 287.
Braun, Iſabella II, 494.
Braun, Prof. II, 524.
Breitſchwert, Prof. II, 504.
Brentano, Cl. I, 9. 47 f. 63. II, 184. 203 f. 215. 224.
Breslau I, 18. 28. 54. 213. 278. II, 248. 307. 315. 355 ff. 361.
Brockhaus I, 444.
Bruckmann, P. I, 286. 489. 495 f. II, 99. 164.
Buffon II, 45.
Buol-Schauenſtein, v., II, 278.
Bürger, G. A. I, 548. II, 47.
Burnitz I, 48.
Byron, Lord II, 343.

C.

Caglioſtro II, 488.
Calderon I, 177. II, 438.
Calliſen I, 91. 104.
Campe I, 289. 290 f. 299. 312 f. 315 f. 319. 354. 395. II, 124. 331. 334.
Carriere, Moriz II, 476.
Casper, Geheimrat II, 212. 238.
Caſtle, med. Dr. II, 234. 236. 241. 246.
Cavaignac II, 316.
Cervantes I, 61 f. 385.
Chamiſſo I, 52 f. 105. 133. 135 f. 168. 170. 176. 191. 194. 326. 373. 394. 396. 483. 569. II, 4. 78. 103. 127. 129. 212.
Charpentier I, 95.
Chezy, H. v. I, 181. 222. 231. 249. 279. 294. 298 ff. 310. 351. 361. 384. 390 f. 401 f. 409. 417 f. 457. II, 120 ff. 210.
Chopin II, 34.
Chotomski, Graf II, 39.
Chriſtian, Pf. I, 365.
Claudius, M. II, 353.
Cotta I, 5. 17. 18. 35 37. 39. 52. 94. 100. 105. 108. 110 f. 117. 121. 124. 136. 140 f. 144. 146. 153 f. 163. 181. 192. 194. 196. 199. 209. 215. 225. 245. 249. 257. 259. 272. 293. 297. 299. 309. 318. 360. 398. 490 f. 514. 516. II, 127 f.
Cotta I, 17. 25. 28. 38. 90. 146. 152. 163. 189. 280. 393. 408 f. 411. 424. 432. 437. 458. 464. 512 ff. 522 f. 530. 533 f. 556. 572. 575. II, 7. 24. 27. 60. 62 ff. 68. 120. 152. 240. 248. 250. 282. 301. 308. 360. 388. 423. 495. 501.
Cranach, L. I, 126.
Curtius, Dr. II, 186.

D.

Daburger, Sänger II, 247.
Dagobert I., König II, 335. 415.
Dahlmann II, 311.
Dahn, F. II, 476.
Dattius, Patriarch II, 362.
Dann, A. II, 95.
Dannecker I, 361. 382. II, 268.
Dante II, 366. 399.
Delaveau I, 429.
Denzel, G. II, 125.
Deſſauer II, 169.
Devrient II, 169.
Dieſt, v., Lieutenant II. 239.
Dietrich I, 429.
Dingelſtedt, Fr. II, 234. 294. 371. 414. 439. 482. 485 f.
Docen, B. I, 481.
Dönniges (Prof. der Staatswiſſenſchaften in München) II, 482.
Dörr (Maler) I, 410. 489. II, 104.
Droſte-Hülshoff, A. v., II, 336. 354.
Drück I, 423. 554.
Duller, Ed. II, 251.
Duncker, Al. II, 317.
Dürer I, 126.
Duttenhofer I, 489. II, 104.
Dzoudi I, 543.

E.

Ebeling II, 280. 300.
Eberhard, der Greiner I, 488.
Eckermann, Allison II, 56. 157.
Eckermann II, 108 ff.
Egwald ſ. A. Köſtlin.
Ehemann II, 43. 100. 342.
Eichendorff (Florens) I, 313. 315. 391. 401. 418.
Einſiedlerzeitung I, 36. 51. 63.
Elben I, 378.
Elſäßer, Oberamtmann II, 455.
Ennemoſer II, 363. 484.
Erhard, B. II, 7.
Erichſon I, 89.
Ernſt, Herzog von Sachſen-Coburg II, 448.
Ernſt (Schlegels Schweſter) II, 412.
Eſchenmayer I, 573. II, 26. 33 f. 39 f. 59. 67. 71. 98. 131 f. 221. 380. 396.
Evers, K. II, 225.

F.

Faber I, 411. 416. 424. 485.
Falk I, 41.
Fallati, Prof. II, 314.
Fanny I, 346.
Felſing, Prof. II, 103.
Fernanda II, 529.
Feuerlein, Abgeordneter I, 510.
Fichte II, 108; (Sohn) 457.
Finkenſtein, Gräfin II, 390.
Fiſcher, Abgeordneter I, 474.
Fiſcher, H. I, 33. 42.
Fiſcher, Oberlieutenant II, 241.
Flandern, Gräfin von II, 173.
Fleiſchhauer I, 38 f. 53.
Fleiſchmann 83. 86. 94. 117. 121. 142.
Flemming I, 367, 415 f.
Florens ſ. Eichendorff.
Folz, Hans I, 72. 243.
Fouqué I, 105. 108. 129. 141. 143. 147. 156. 168 f. 173. 176. 192. 209 f. 218 f. 226. 232. 239. 245. 272. 278 ff. 284. 286 f. 289. 291. 293. 295. 304 f. 308 f. 318. 322. 324. 326. 332. 335. 339. 343. 347 ff. 350. 359. 361 f. 366. 370 ff. 377. 379 ff. 384 f. 387. 396 f. 399 f. 407 f. 411 f. 427. 432. 440 f. 569.
Fraas, Dr. II, 104.
Franki, L. A. v. II, 272.
Franz, Kaiſer II, 32. 87. 333.
Freiligrath II, 177. 237. 259.
Friedrich I., König I, 438. 456. 490.
Frödel II, 525.
Fürſtenberg, Karl Egon zu, Fürſt II, 432.

G.

Gaab, E. II, 293.
Gaab Prof. I, 347.

Gall, F. J. I, 4. 149.
Gall, v. II, 164. 477.
Gangloff I, 175. 243. 245. 257. 268. 273. 278. 285. 294. 321. 361. 382. 385 f. 389. 398. 400. 424.
Gaßner, J. J. II, 44.
Gaudy, v. II, 125. 180. 444.
Geibel, Em. II, 231. 233. 236. 245. 369 f. 380 f. 383. 386 f. 389. 392. 414. 421. 457 f. 476. 506.
Gellert I, 423. II, 395.
Gentz I, 103.
Gerber, A. I, 550.
Gervinus II, 484.
Geß I, 98.
Gieſebrecht, L. I, 371.
Gleim, J. W. L. I, 68.
Gmelin, C. I, 129. 141.
Gmelin, H. I, 5. 14. 58. 64. 69. 74. 106. 109. 117. 136 f. 144. 195. 222.
Gmelin (Hofrat) II, 43.
Gmelin Lotte (Lenaus Geliebte) II, 35 (hier irrtümlich als L. Hartmann bezeichnet). 525 f.
Gock I, 514. 531. 565.
Goethe I, 26. 71. 178. 392. II, 57. 85. 92. 99. 108 ff. 122. 168. 194. 221. 243. 269. 280. 343. 417.
Görres, J. I, 52. 308. 353. 386. II, 41. 458.
Gottſchalk I, 289.
Gräter I, 281. 509. II, 17.
Grieſelich II, 113.
Grimm, A. L. I, 243. 278.
Grimm, J. I, 350. 354.
Grimm, W. I, 231 f. 245. 306. 509. 511.
Grimp I, 117.
Grüneiſen I, 30. 64. 69. II, 169. 237. 274.
Gruneyd, Buchhändler II, 501.
Gruneyt, Regiſſeur II, 515.
Günther, J. Chr. I, 531.
Gutzkow II, 10. 95. 488.

H.

Häberle II, 36.
Hackländer, A. II, 223. 236.
Hahn-Hahn, Ida II, 208.
Halbig II, 357.
Hannikel, Räuber II, 118 (vgl. noch württemb. Neujahrsblätter N. F. 2: Oberamtmann Schäffer von Sulz 1897).
Hanſel, Fanny II, 299.
Häring, W., ſ. Alexis W.
Härlin I, 144.
Harrypprecht I, 30. 171 f. 182. 184. 194. 225. 339. 343.
Hartlaub, Pfarrer II, 203.
Hartmann, Dr. II, 525.
Hartmann, Finanzrat I, 334.
Hartmann, Maler I, 334.
Hartmann I, 150. 474. 495 f. II, 36. 102. 240. 276 f. 391.
Hartwig, Dr. II, 269.
Haſelmaier I, 60. 144. 183. 188.
Hauff, H. und W. II, 436.
Hauffe, Friederike (Seherin von Prevorſt) I, 565. 567 f. II, 144.
Haug I, 30. 40 f. 182. 224 f. 301. 361. 376. 432. 435. 515. 536.
Haugwitz I, 222.
Hausblätter, die II, 520.
Haymann, Freiherr v. II, 333.
Hebel, J. P. I, 67 f. 98. 127. 143. 153. 169. 181. 188. 191. 194. 213. 215. 222. 245. 288. 291. 293. 299. 303. 462. 469. 473 f. 476 f. 494.
Hebbel, Fr. II, 488.
Hebich II, 526.
Hecker II, 315 f.
Heerbrandt I, 281 f. 289. 324.
Heermann I, 567.
Hegel II, 10. 107 f. 183. 213. 215 f. 225.
Hegel, Frau v. II, 264 f.
Heigl I, 177. 195 f. 217. 268. II. 161.
Heideloff, C. II, 265. 437. 448. 513.

Heiland, J. II, 341. 403.
Heine, H. II, 103. 139. 274 f. 488 f.
Heinrich (?) II, 50.
Helfenstein, Graf II, 313.
Hellmann I, 43. 46.
Helmstädt, Graf v. II, 55.
Helwig I, 346. 349 f.
Herda, v. I, 473.
Herder, G. v. I, 533 f.
Heuberger, Landrat II, 237.
Heuglin, Amtsschreiber II, 460 f.
Hildebrand I, 100.
Hiller, F. II, 406.
Hitzig I, 279. 377. 380 f. 394. 396.
Hitzig, Prof. II, 248.
Hochstetter I, 172. 216. 298. 321.
Höck I, 423.
Hohenlohe, Fürst I, 414. II, 86. 489 f.
Hohenlohe-Oehringen, Fürst von II. 342.
Hölderlin I, 10. 11. 39. 174 f. 262. 442. 514 ff. 520. 531 f. 533 f. 565. II, 181 f. 239. 272. 281. 289.
Holland, L. II, 456 f.
Hölty I, 11.
Höring, Dr. II, 179. 264.
Horn, Fr. I, 346.
Horn, Justizrat II, 232.
Hornung, Rentant II, 488.
Huber, Therese I, 534.
Hügel, v. II, 104. 158. 467.
Humboldt, A. v. II, 223. 510.

J.

Jäger, Charlotte II, 487.
Jäger, G. I, 71. 101. 122. 136. 245. 298. 563. II, 233. 265. 417 f. (?)
Jäger, Karl, Dr. II, 495.
Jamuschef II, 437.
Jean, Paul I, 60. 66. 74. 188. 201. 219. 242. 323 f. 328. 345 f. 352. 366. 368. 557. II, 126.
Jellachich, Graf von II, 333.
Igelheimer II, 60.
Immermann II, 498.
Johann, Erzherzog II, 316.
Johann, Papst I, 488.
Jörgen I, 100.
Joubert, J. II, 379.
Joukowsky II, 371 f.
Isabella, Königin von Spanien II, 347. 451.
Isidorus, s. Löben.
Judith I, 85.
Julius I, 93. 105 f. 110. 134. 373.
Jung-Stilling II, 110. 113. 175.
Justiniani, Kardinal II, 93 f.

K.

Kalidasa I, 270.
Kalkreuth II, 434.
Kämpf, I, 342.
Kant, J., I, 28. 153. 269. II, 108.
Kapff, Prof. II, 104.
Karl Eugen, Herzog II, 465.
Karl, Prinz von Preußen II, 257. 510 (Prinzessin).
Karl V. II, 442.
Kastner II, 264 f.
Kastner, Rosa II, 437.
Katharina, Königin I, 453 ff. 462. 470. 474. 480. II, 277.
Kaulbach, W. v., II, 383.
Keller, Bischof II, 98.
Kerner, Dr., in Besigheim II, 462.
Kerner, Emma I, 538 f. 577. II, 35. 53. 133, 151. 483 f.
Kerner, Friederike I, 48. 65. 76. 78. 82. 88. 90. 93 f. 116. 125. 127 f. 132. 134. 140. 142. 146. 148. 157 ff. 162. 164. 173. 177. 181. 188 f. 192. 195 f. 199 f. 204 f. 213 ff. 219. 221. 233. 244. 259. 273 f. 279. 282. 290. 292. 296. 301 f. 319 ff. 332 f. 337. 343. 347. 354 f. 359 f. 374 f. 378. 390 f. 415. 422. 424. 440. 450 f. 455. 503. 521. 534. 538. 547. 577. II, 20 f. 35. 52 f. 81. 133. 184. 198 f. 211. 225.

282. 242. 245 f. 254. 278. 286. 291. 332. 349. 365. 376. 389 f. 397. 400. 408 ff. 412 f. 424. 448.
Kerner, Georg I, 49 f. 296. 298. 313. 338. 369. 428 ff. 443 ff. 448. 456. 500. 520. 565. 575 f. II, 7. 50. 128. 280. 288 f. 308. 461.
Kerner, Juſtina II, 290 f. 299.
Kerner, Juſtinus, Werke:
Abendſchiffahrt I, 44.
Abreiſe I, 28.
Alphorn I, 314 f.
An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes (Stierlin) I, 318. 322.
An den Herrn Bibliothekarius Bleyweis ꝛc. I, 189. (Vgl. dazu noch „Winterblüten“: S. 103: Fragment aus einem Schreiben eines Verlegers an einen Dichter.)
An die Geliebte I, 306. 310.
An die Königin Katharina I, 480.
An die Prinzeſſin Marie II, 251.
An einen Freund II, 304.
An Fouqué I, 263 f.
An Frau B. I, 38.
An Leo I, 192.
An L. Uhland I, 376, 504.
Anna Vögily I, 408.
An Peter Bruckmann ꝛc. II, 349.
An ** I, 22.
Auf den Tod eines im Wildbad geſtorbenen Freundes (Stierlin) I, 318.
Auf die Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig I, 381.
Auf dürrer Heide geht ꝛc. I, 154.
Auf einen Epigrammatiſten I, 310. 314 f.
Auf Eulenſteins Spiel ꝛc. I, 564. (Vgl. K. Palm, Aus dem Leben eines Maultrommlers, Gartenlaube 1890 Nr. 18.)
Bei des Kronprinzen von Württemberg Zurückkunft I, 384.
Bei Franz Kochs Spiel ꝛc. I, 499.
Bergjüngling I, 182.
Bilderbuch aus meiner Knabenzeit II, 27. 276. 300 f. 322. 390.
Blätter aus Prevorſt II, 13. 25 ff. 47. 54 f. 66. 82. 116. 118. 125 f. 140 f.
Bruno I, 190. 193.
Das braune Bübchen II, 342.
Das Fettgift ꝛc. I, 522. 530. 538.
Das geiſtliche Lied I, 28.
Das Lied II, 5.
Das Sängerglas II, 206. 343.
Das treue Roß I, 190. 192 f. 196.
Das Wildbad ꝛc. I, 244. 246 f. 254. 281. 288 f. 291. 298 f. 304. 319. 324. 327. 504.
Denkmale I, 369.
Denkt eine Lilie auch ꝛc. I, 55.
Der Adler I, 38.
Der Balſam des wunden Herzens II, 372.
Der Bär oder Die Bärenritter I, 38. 43. 51. 62 f. 64. 69. 80. 84. 94. 98. 106. 111. 145. 153. 204. 368. 523 f. II, 331.
Der barberiniſche Faun II, 400.
Der Bärenhäuter im Salzbade I, 123. 182 f. 188. 190. 193. 226. 248. 250. 258 f. 257. 295. 300. 305. 310. 328. II, 80. 82 ff. 85 ff. 111. 527 f.
Der deutſche Dichterwald I, 261. 279—285. 287—291. 293 ff. 302. 304. 307—319. 323. 325 f. 328. 339. 345. 348. 352. 357—364. 367. 369 f. 383 f. 391. 398. 401 f. 410.
Der Gärtner auf der Höhe I, 367. 412. II, 210.
Der Geiger von Gmünd I, 433 ff. 437 f.

Der Grundton der Natur II, 336.
Der geſpenſtiſche Reiter II, 489. 500 f. 508.
Der Herr von der Lippe I, 107. 236.
Der Kahn des Mondes I, 38.
Der Kavalier I, 72, 236.
Der Kinder Angebinde II, 5.
Der Kranke I, 489.
Der letzte Blütenſtrauß II, 382—385. 387 f. 394. 396. 398.
Der Pilger nach dem Wolkenſchloß I, 107. 259.
Der raſende Sandler I, 457 f.
Der Rat im Mai I, 306. 308.
Der Ring I, 54.
Der Stephansturm I, 154 f. 160. 162. 170. 259.
Der Teufelsring I, 107.
Der Wanderer zum Morgenrot, ſ. Die Heimatloſen.
Der Württemberger I, 308.
Des Bruders Tod I, 369.
Die Beſtürmung der w. Stadt Weinsberg ꝛc. I, 508 ff. 521.
Die Erſcheinung II, 20.
Die Heimatloſen I, 331 ff. 336. 338 ff. 342. 346. 348. 350. 352. 361. 376. 406. 418. 425 ff. II, 63.
Die Himmelsbraut II, 5.
Die kleinen Lieder ꝛc. I, 475.
Die lyriſchen Gedichte II, 298. 302 f. 336.
Die Mühle ſteht ſtille I, 185. II, 144. 205.
Die Puppe II, 12.
Die Seherin von Prevorſt I, 572. 576 ff. II, 4. 6 f. 10. 25 f. 28. 31. 123. 301. 307. 389. 404.
Die ſomnambulen Tiſche ꝛc. II, 327. 395. 397. 402 f.
Die Spindel I, 399, 408.
Die Stiftung des Kloſters Hirſchau I, 226. 246 f. 256. 297.
Die traurige Hochzeit I, 186.
Die vier wahnſinnigen Brüder I, 548.
Durch Sturm und Nacht I, 22. 152.
Eginhard I, 42. 74. 80. 97. 110. 193. 236.
Ehmals I, 409.
Eine Epiſtel I, 38.
Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiet der Natur II, 101. 112.
Eine Sonn' an dem Himmel I, 154.
Einige Bemerkungen über den Welzheimer Wald I, 435.
Einladung nach Schwaben an Fouqué I, 263. 320.
Einſam ein Knabe ging I, 240 f.
Ein ſtilles Lied ſind Zähren II, 319.
Erinnerung an S. von Birken I, 396. 398.
Er und Sie I, 22. 28. 152.
Friederike Engelhard I, 264.
Frühlings Klage I, 291. 294.
Für Peter Bruckmanns Arbeiter II, 349. 370.
Gedichte I, 564 f. II, 63.
Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit II, 68 f. 71. 79. 98.
Geſchichte zweier Somnambulen I, 532. 539. 541—547.
Geſpräch im Buchladen I, 189.
God save the King I, 497.
Goldener I, 234. 236. 241. 252. 323. 350.
Graf Eberhard I, 214 f. 218.
Graf Montfort I, 268. 276. 278.
Graf Albertus von Calw I, 480 f.
Gruß an Lichtenthal II, 266.
Hadesbuch, ſ. Kleſſographien.
Hafenvolkslied I, 92.
Herbſt I, 380.
Herzensluſt II, 530.
Hohenſtaufen I, 284. 348.
Holzbericht ꝛc. I, 367.
Ich hing mit heißer Liebe I, 154.
Ikarus I, 52.
Im Eiſenbahnhofe II, 370.
Im Herbſte 1822 I, 532. 534 ff.

Im Winter II, 23.
In das ferne Land zu ziehen I, 154.
Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe II, 376.
Klekſographien II, 256. 477. 482. 485.
König Georg von England I, 378 f. 381.
Korniloffs Tod II, 489. 508.
Keppler I, 308.
Letzter Troſt (Letzies) I, 475.
Liebesklage II, 115.
Lob des Flachſes I, 368. 392.
Luſt ſtürmiſchen Wetters II, 23.
Magikon II, 144 f. 148. 178. 195. 200. 205. 216 f. 232. 378 f.
Märchen von Iwan Zarewitſch ꝛc. II, 369. 373.
Mitternachtglocke II, 23.
Morgengefühl I, 198, 206. 288.
Nach Guſtav Schwabs Tod II, 345.
Nach Katharinas Tod I, 480.
Nächtlich (Ständchen) I, 31.
Neue Beobachtungen über Würſte I, 511. 514. 517.
Neujahrsgedicht (1806) I, 107.
Nun iſt's genug! An den Erzherzog Johann ꝛc. II, 317.
O Müller ꝛc. II, 244.
Poeſie II, 336.
Poetiſcher Almanach I, 145. 147 f. 153. 161. 163. 167. 169 ff. 195. 200 ff. 223. 226 ff. 230 f. 234 ff. 238 f. 241. 243 f. 257. 274. 287. 324 f.
Preis der Tanne I, 537. 539. II, 84. 263.
Prognoſtikon II, 304.
Räthſel I, 352. 359.
Reiſeſchatten I, 33 ff. 38 ff. 43. 52. 56. 59. 75. 80. 82 f. 84 f. 88. 90 ff. 93. 96 f. 106—121. 124. 136. 140. 143. 148. 153 f. 163. 167. 170. 193. 196. 213 f. 216 f. 220 ff. 223 f. 251 f. 255. 261. 271. 298. 324. 326. 342 f. 366. 368. 398. 406. 565. II, 16 f. 63. 214.
Rezenſion von A. W. Schlegels Gedichten I, 300. 305.
Rino I, 18.
Rückkehr II, 5.
Sankt Alban I, 246 f. 250.
Sankt Elsbeth I, 289—303.
Sankt Walderichs Kapelle I, 306. 308.
Schill I, 57.
Schubart I, 306.
Schüſſe aus einem deutſchen Schlüſſel ꝛc. I, 469.
Sängers Troſt II, 63.
Sehnſucht I, 422.
Sinngedichte I, 305. 308. 310.
Sommers, wenn die Lilien blühen I, 154.
Sowinski II, 20.
Spindelmanns Rezenſion ꝛc. I, 300. 311. 341. 369.
Spruch im Frühling II, 119.
Stephansturm I, 83. 155. 162. 170. 204. 212.
Zur Geſchichte der Wünſchelrute II, 397.
Totenopfer für Karl Gangloff I, 389.
Todesprobe an der Leiche einer Mutter I, 537 f.
Treue I, 22.
Trinklied II, 502.
Ueber das in Metall geprägte Bild Katharinas I, 480. 495 f.
Ueber das Wurſtgift I, 443. 507. 510 f. (517.)
Ueber die Kirche zu Weinsberg I, 489.
Verjüngung II, 110.
Vogellied II, 23.
Vom Winter zu geſunden I, 154.
Wanderlied I, 22. 29. 152. 199.
Warnung II, 20. 23.
Weh, o weh der böſen Sonne I, 154.
Weisheit des Winters II, 23.
Winter I, 67.
Winterblüten II, 511 f.

Winter hält dies Herz umwunden I, 378 f.
Wohlauf noch getrunken I, 154.
Zu Augsburg steht ein hohes Haus I, 154.
Zwei Särge I, 28.
Kerner, Justinus, Spezial (Dekan) II, 462.
Kerner, Karl I, 58. 81. 118. 173. 329. 350. 356. 461. 464. 469 f. 475. 498. 518. 561. 563. II, 160 ff. 172 f. 178. 462.
Kerner, Louis II, 116. 461.
Kerner, Rosa Maria I, 372. 374. 376. 378 f. 385. 398. 422. 438. 440. 450 ff. 455. 472. 487. II, 35. 52. 56. 61. 64. 429. 436. 440. 463. 484. 526.
Kerner, Theobald I, 451 f. 472. 504. II, 35. 52. 99. 133. 176 f. 194. 202. 211. 214 f. 223 f. 246. 264. 270. 272. 278. 301. 308. 313. 316. 330. 332. 370. 389 f. 430. 438. 475. 479. 488. 490 ff. 498.
Kerner, Wilhelmine (des Dichters Mutter) I, 20. 234 f. 302. 320 f. 329 f. 332. 337. 339. 343. 347. 450 ff. 455.
Kegler, Abgeordneter I, 493. 498. 505 f. 561.
Keyßler I, 72.
Kielmannsegge, Gräfin II, 165. 228. 280. 289. 301 290
Kielmayer I, 55. 111. 146. II, 281.
Kilian, St. II, 472.
Killinger, Freiherr von (Uhland verwandt, Literat) II, 490.
Kinkel, G., II, 333.
Kinzelbach II, 373.
Kivas, Herzog II, 349.
Kleist, Präsident II, 480.
Klinger I, 101.
Klopstock I, 366.
Klotz I, 393. II, 56.
Klüpfel, Dekan II, 101.
Klüpfel, Karl I, 414. II, 122. 481.
Knapp, Alb. II, 47.
Knapp, Friedr. I, 368. 380. 393. 420 f.
Knapp, Oberamtmann I, 485.
Knebel, von II, 243.
Kobell, W. II, 370 f. 439. 458. 477. 483. 485.
Koch, A. I, 67.
Koch, Fr. I, 47.
Kohler I. 425.
Kölle I, 14. 17 ff. 21. 22. 41 f. 63 f. 67 f. 69. 80. 98. 111. 143. 145. 148 f. 153. 159. 170. 176. 181. 191. 194 f. 197 f. 204. 209 f. 216 f. 221 f. 231. 235. 243. 257. 259. 272. 278 ff. 290 f. 293. 298. 308. 310. 353. 376. 380. 453. II, 237. 263. 280.
Kölnische Zeitung II, 443. 450.
Königsmark, Graf von II, 312.
Konradin von Schwaben I, 529.
Koreff I, 96. 149. 418.
Korniloff, Admiral II, 489.
Körner, Th. I, 370. 377. 380 f. 423. II, 168.
Korsinsky I, 483.
Kostaki, von II, 99.
Köstlin, A. I, 52. 82. 100. 121. 144. 203. 221. 285. 294. 297 f.
Köstlin, C. II, 147.
Köstlin, F. II, 480.
Köstlin, H. I, 71. 86. 90. 118. 122. 129. 136. 150. 155. 161. 172 f. 191. 200. 203. 205. 210. 213. 215. 218. 220. 229. 231. 242. 245. 252. 268. 272 f. 279 f. 281. 297. 300. 305. 319. 328. 347 f. 352 f. 362. 364 ff. 372. 378. 380 f. 397. 399. II, 71. 188 f. 331.
Kotzebue, A. von I, 88. 109. 118. 186. 319. 327. 381. 472.
Krüdener, von I, 492.
Kuhn, Apoth. II, 488.
Künzel, K. II, 168 f.
Kurz, Herm. II, 122.
Küster, von I, 491.

L.

Lafayette I, 429.
Lämmerer, J. I, 416. 420. 423. 438 f. 492. II, 170.
Lamey, A. II, 479.
Lang, Abgeordneter I, 510.
Lang, Prof. II, 484.
Laßberg, Joſ., Frhr. von I, 572. II, 414. 445 f.
Laßberg, Max, Frhr. von II, 431.
Lauckhardt, Adv. I, 304.
Laupp I, 269. 299. 312.
Lavater II, 110.
Lehr I, 144. 301. 335. 346.
Lenau, N. II, 11 f. 22 ff. 25. 27. 29 ff. 33. 37 ff. 42. 58 f. 60 ff. 67. 78. 81 ff. 84. 102 f. 111. 128 ff. 131. 136. 138. 146 f. 152. 165 ff. 169. 172 f. 182. 189. 192. 195 f. 209 f. 216. 225 f. 246. 248. 250—254. 267. 272. 296. 313. 341 ff. 401. 405. 463 f. 486. 527.
Leo XII., Papſt II, 91.
Leſſing, G. E. I, 238. 281.
Lewald, A. II, 134. 160. 483.
Liebig, J. II, 379. 381. 386.
Lindner II, 12.
Lingg, Herm. II, 422.
Linné II, 379.
Liſt, Friedrich I, 512 f.
Liſzt, Franz II, 171. 225. 234. 240.
Löben, Graf (Isidorus orientalis) I, 16. 167. 209. 212. 229. 248. 272. 280. 284. 288. 293. 305. 313 ff. 319. 362. 386. 397 f. 402. 411 f. 428 f. 544. 554. 559. II, 391. 434.
Loſoye I, 103.
Löning, Dr. II, 502.
Lope de Vega I, 150.
Lothar I, 506 f.
Louis Philipp II, 309.
Löwe, F. II, 223 f.
Löwenthal, Sophie II, 255. 486.
Ludwig I., König v. Bayern II, 168. 308. 324. 340. 389. 404. 414. 420. 442. 479. 482. 504. 525.
Ludwig, Staatsrat II, 188 f. 276.
Ludwig XIV. II, 451.
Luther, M., Dr. I, 414. II, 205.

M.

Mäcken, Buchhändler II, 501.
Magenau I, 353.
Mahrenholz, Baronin von II, 525.
Mai I, 101.
Malblank I, 108.
Malchus, von I, 464.
Maldeghem II, 163. 476.
Malsburg, von der I, 418. II, 391.
Mappes, Dr. II, 395.
Maria Thereſia II, 447.
Marie, Prinzeſſin II, 251. 268.
Märklin, Prälat II, 135.
Märklin, Prof. II, 293.
Marwitz I, 103. 105.
Mathilde, Prinzeſſin II, 508. 513.
Matthiſſon I, 300. 383.
Matuszynski II, 32 ff. 36 ff. 40. 59 f. 222. 342.
Maucler, von I, 563. II, 447.
May, Fräulein II, 487.
Mayer, A. I, 83 f. 110. 121. 129. 143. 145. 156. 195 f. 203. 209 f. 212. 222. 229 f. 236. 242. 264. 278. 284 ff. 296 f. 309 f. 321. 326 f. 330. 332. 339. 350 f. 354. 382. 385.
Mayer, Guido II, 436.
Mayer, K. I, 52. 54. 57. 64. 84. 106. 124. 136. 139. 145 ff. 150 f. 155. 159. 169. 172. 175. 195 f. 199. 203 f. 209 f. 211. 221. 224. 227. 229. 231 f. 233. 236. 241. 245. 259. 272 f. 279 f. 284. 289. 297 f. 301 f. 304 f. 309. 314 ff. 319. 322 f. 326. 328. 333 f. 339. 362. 364. 366. 368. 376. 378. 380. 385. 398. 400. 409 f. 412. 420 f. 425. 434. 436. 442 f. 450. 471. II, 5. 14. 17 f. 51 f. 59. 85. 90. 104. 169. 218. 263. 306. 406. 482. 491. 515. 526.
Mayer, L. I, 382. 489. II, 51. 253. 332.

Mayer (Leipzig) II, 370.
Max, Herzog II, 248 f.
Max, König v. Bayern II, 383. 386 f. 442. 496. 504.
Maximilian, Kaiser II, 462.
Menzel, Wolfg. II, 51. 67. 103. 138. 391.
Méon I, 129.
Merkur, Schwäb. II. 456.
Mesmer, Fr. A. II, 435 f. 439 f. 444. 463. 466 f. 480.
Metternich, Fürst I, 147. II, 313.
Meyendorff II, 284.
Meyer, Fr. I, 388 f. 471. II, 7. 145. 254.
Meyerbeer, Fr. v. II, 419.
Meyern, Fr. v. I, 104.
Michaelis, Prof. I, 302 ff. 397. 475.
Mickiewicz, A. II, 34. 82. 229.
Milanollo II, 229.
Milde, K. J. II, 39.
Milkau, v. II, 455.
Minorita, H. II, 453.
Mohl, Präsident v. II, 68.
Mohl, Prof. II, 92.
Mohr I, 41. 72.
Montez, Lola II, 307. 313.
Montpensier, Herzog v. II, 349.
Moren, J. II, 423.
Morgenblatt, das I, 9. 19. 30. 99. 134. 163. 216. 220 f. 223 f. 251. 339. 424. 437. 442. 447. 457. 476. 487 f. 522. 529. 534. 539. 544 f. 548. 556. 559. 578. II, 4 f. 7. 197. 226. 275. 360. 443. 451. 456.
Mörike, Ed. II, 122 f. 138. 152. 169 f. 144. 199. 388. 390. 401. 406. 446. 528 f.
Mörike, Klara II, 170. 203.
Mose I, 570 f.
Mosen, J. II, 291.
Mosenthal, S. II, 438. 499.
Mosthaf II, 56.
Mühl, Dr. II, 169.
Müller, D. II, 93.
Müller, Dr., Calw I, 274.
Müller, F. J. I, 48.
Müller, Joh. v. II, 463.
Müller, Kanzler II, 280.
Müller, Niklas II, 115. 138.
Mund, Th. II, 126. 129.
Musäus I, 69.

N.

Napoleon II, 138. 175. 364.
Neander I, 106. 139. 248. 279. 287. 291. 321. 331. 377. 394. II, 239.
Nebenius, Staatsrat II, 490.
Neeff I, 572.
Neipperg, Graf II, 163 f. 223. 234. 246. 279. 284. 414 f.
Neue Münchener Zeitung II, 483.
Neue preußische Zeitung II, 508.
Neuffer I, 514.
Neukam I, 69.
Neumann, W. I, 325. 569. II, 212.
Niembsch, s. Lenau.
Niendorf, Emma II, 137. 151. 158. 161. 168. 170. 176. 179. 183. 186. 219. 225. 237. 240. 246 ff. 251. 295. 315. 375. 390. 401. 500.
Niethammer, A. und H. II, 485.
Niethammer, Dr. II, 164. (177). 200. 297.
Niewarowir II, 33.
Nölting II, 260. 407.
Nord I, 100.
Novalis I, 15. 95. 117. 343. 419. II, 35. 194.

O.

Oberlamp I, 419.
Oehlenschläger I, 145, 180. 219. 249.
Oelsner I, 443 f.
Oetinger I, 574.
Oppenheimer I, 77 f.
Oranien, Prinzessin von II, 301.
Orleans, Herzogin von II, 506.
Osiander I, 279. 281. 297. 392. 319. 321 f. 352. 360. 363 ff. 398. 436 f. 522.
Osterlag II, 121, 124.
Otto, König von Griechenland II, 347. 357 ff. 508.

Overbeck I, 149.
Ow, v. I, 561.

P.

Pahl, Rektor II, 457.
Palm, Buchhändler II, 264.
Pantaleon II, 453.
Paſſavant, Dr. II, 111. 151. 170. 223 f. 361. 515 f.
Patt I, 56.
Paulus II, 239.
Pauly I, 314. 321. 339. 343.
Perthes I, 41. II, 465.
Peſchier I, 536.
Petrarka I, 418.
Peyholdt II, 291.
Pfaff I, 66.
Pfann, Maler II, 463.
Pfarrius, G. II, 406.
Pfau, L. II, 233.
Pfeffel II, 363.
Pfiſter, J. Chr. II, 454.
Pfizer, G. II, 23. 77. (†) 84 f. 95. 102. 124. 160. 237. 240. 346. 401. 520.
Pfizer, P. II, 23. 77. (†) 84. 102 f. 237.
Pfuel, General v. II, 488, 510.
Philadelphia II, 488.
Pichler, Louiſe II, 523.
Pilat I, 147. 179.
Pinetti II, 488.
Piſtorius I, 412. 485.
Platen, Graf von II, 209 f.
Plater, Graf von II, 55.
Plonquet I, 75. 82. 146.
Pregenzer, Stiftungspfleger II, 460.
Pregizer (nicht Pregitzer, vgl. I, S. 232) I, 52. 73. 86. 117. 121. 123. 129. 137. 141. 143. 159. 195. 199. 232 f. 242. 318.
Presber, H. II, 456 f.
Preſcher I, 281. 397. 416. 432. 529.
Prutz, R. II, 520.
Pocci, Graf II, 405. 476.
Pückler-Muskau, Fürſt II, 90. 430. 509.
Puſchkin II, 221

R.

Radowitz, v. II, 237.
Rahel I, 105. 445. 465. 520. 576. II, 8. 48 f. 190. 213. 271. 280. 288. 299. 312. 479.
Rahl, K. II, 57 f.
Raßmann I, 148.
Raſoni I, 536.
Rauch, Bildhauer II, 487.
Raumer, v. I, 554. II, 54. 454.
Redwitz, O. II, 374.
Rehfues I, 17. 30. 194. 210. 214. 219. 221 f. 237. 240. 262. 283. 383.
Reichard I, 9.
Reiffer, Dr. II, 100.
Reimar, Fr., ſ. Rückert.
Reimer II, 5. 7. 103.
Reinbeck I, 16. 17. 21. 49. II, 36. 46 f. 51. 61 f. 67. 84. 102. 152. 161. 166. 226. 252. 255. 276. 343. 391. 464.
Reinhard, Graf I, 365. 444 f. 448. II, 128. 280.
Reinhardt (Zigeuner) II, 118.
Reinhold I, 55. 64 f. 456. 520. II, 128. 338.
Reuß I, 140.
Revue des Deux-Mondes II, 210.
Rheinwald I, 430 f.
Richard, coeur de lion (comédie en trois actes" v. M. J. Sedaine 1719—1797) I, 4.
Riedeſel, v. I, 549.
Riehl, v., Prof. II, 507.
Riemenſchneider, T. II, 470.
Ringseis II, 40 f. 479.
Ritter I, 497.
Robert, L. I, 523.
Robert, M. II, 288. 299.
Rochus Pumpernickel I, 87 f. 124.
Röbinger, Dr. II, 294.
Romig I, 481. 484.
Ronge, J. II, 274.
Rosa, Martinez de la II, 349.
Röſe, Ferd. II, 237. 240.
Roſenthal, v. II, 435.
Roſer I, 71. 109. 136. 181. 298. 397. 433. 436 f. 441. II, 265.

Rubens I, 126.
Rückert, Fr. I, 407. 414. 417. 419 f. 423 f. 427. 432. 442. 447. 450. 458 ff. 461. II, 71 f. 83. 95. 213. 276.
Rüdiger I, 52 f. 66. 80. 117. 121.
Rühle, General v. II, 299.
Rümmelin, Dr. II, 190.
Runge, D. I, 51. 65. 176.
Ruttorfer, Prof. I, 101.
Rybinski II, 39. 43.

S.

Sachs, Hans I, 125. 416.
Sachsenheim, H. v. I, 74. 219.
Sady, Moslich Edbin II, 433.
Sailer II, 88.
Sand, George II, 229. 434.
Savigny, Jurist II, 239.
Schaber, F. I, 42. 92. 108. 115. 117. 121. 140 f.
Schacht (?) II, 238.
Schack, Graf II, 506.
Scharffenstein I, 333. 374.
Schebest, A. II, 210. 216 f. 221. 248. 294 f.
Scheffel, Frau II, 490.
Scheiben II, 478.
Schelling, J. I, 73. 102. 107 f. II, 145. 213. 221. 239. 252. 255. 276.
Schelver, Prof. II, 484.
Schenkendorff I, 418 f.
Scheve II, 241.
Schickard I, 18. 129. 298. 322.
Schill I, 56.
Schiller, Fr. I, 114. 178. 369. II, 87. 123. (Schillers Mutter) 168. 297. 334. 352. 359. 441. 446. 513. 515.
Schlegel, A. W. I, 177. 246 f. 249. 257.
Schlegel, Dorothea I, 117 f. 213. 245. 282. 303.
Schlegel, Friedrich I, 91, 94. 101. 103. 111. 135 f. 141. 167. 196. 219. 258. 299.
Schleiden, M. J. II, 233.
Schleiermacher, Fr. II, 9 f.
Schmid, Prof. II, 141.
Schmidgall II, 40.
Schmidlin, Sekretär I, 525.
Schnurrer, Studienfreund Kerners, Mediziner I, 52 ff. 66. 80. 86. 91. 117. 121. 150. 211. 213. 215. 221. 223. 226. 229. 238. 245. 298.
Schnurrer, v., Kanzler I, 252. 273. 275. 279.
Schober I, 16. 19. 21. 26. 73. 150. 194. 212. II, 10.
Schoppe, Ad. II, 261 f.
Schott I, 482 f. 506 f. II, 133. 157.
Schraber I, 196.
Schrag I, 345 f.
Schrauder, Dr. II, 370.
Schreiber I, 223 f. 309.
Schubart, Studienfreund Kerners, I, 129. 137. 565. II, 47.
Schubert, G. I, 241. 252. 376. II, 8. 11 f. 21. 98 f. 137. 148. 215. 363. 405. 488.
Schübler I, 469. 485. 494. 561.
Schücking, L. II, 270. 402.
Schulze, J. I, 514.
Schurz, A. II, 56. 252 ff. 296. 463 f.
Schütz, W. v. I, 418.
Schwab, Chr. II, 181. 289.
Schwab, Gustav I, 143. 145 f. 159. 169. 194 ff. 198. 203. 211. 222. 226 ff. 231. 237. 259. 272 f. 278 f. 289. 293. 296 f. 299. 308 f. 311. 314. 321. 329. 339. 343. 347. 352. 360—365. 369 ff. 377. 381. 385. 396 f. 400. 409. 411. 414. 419. 436. 457. 472. 509. 515. 531. 537. 563. 565. II. 5. 10. 23. 34. 43. 58 f. 117 f. 120 f. 129. 139. 168. 177. 237. 240. 245. 345 f. 349. 353 f. 372. 391. 406. 410 f. (Sophie Sch.) 469. 494.
Schweigger, Prof. I, 241. 320. 322.
Schwiger (?) (Schnitzer). II, 316.
Scott, Walther II, 109.

Seckendorf, Leo v. I, 25. 28. 85 f. 89. 192. 550.
Seckendorf, Fräulein v. II. 221.
Sedenholm II, 124. 136.
Seegemund I, 284. 311. 346. 381. 411.
Semmig, H. II, 455.
Seume I, 41.
Seybold I, 86. 117. 141. 150.
Seybold, Müller II, 243.
Shakespeare I, 60. 66. 145. 177.
Sicherer, Arzt II, 104, 132. 196. 263 f. 465.
Siegel, Marie II, 497.
Sieveking, I, 124. 129. 137. 142. 150.
Sigwart I, 125. 288.
Sinklair I, 10. 377. 379 f. 514.
Siwing I, 45.
Smidt I, 443. 495. II, 128.
Sonntagsblatt I, 12. 54. 162 f. 176. 276. II, 331.
Spazier I, 111.
Spinoza I, 540.
Staël, de I, 384, 391.
Stange I, 407.
Staudenmayer I, 111, 138. 140. 146. 214. 219. 359.
Stein, Frhr. v., I, 449.
Steinbeis I, 336.
Sternberg-Ungern, v. II, 61.
Steudel I, 320. II, 178.
Stierlin I, 318.
Stockmayer, Oberamtmann II, 461.
Stoll, J. I, 80. 82. 85 f. 89 ff. 101. 103. 105. 118. 124. 138 f. 141 ff. 144 ff. 154 f. 168. 170. 188. 199. 223. 225. 228. 245. 442. II, 289. 299 f. 480.
Strauß, D. Fr. II, 95. 107 f. 125. 134 f. 141 ff. 147. 150. 165 f. 183. 190. 195. 210. 213. 215 f. 219. 221. 239. 245. 267. 271. 274. 276. 281. 284. 291. 294 f. 299 ff. 306. 312. 406.
Strecfus I, 569.
Strohmeyer, N. II, 439.
Stüve II, 311.
Suckow, f. Nienborf..
Sulzer I, 549.
Suso, H. II, 13. 17. 21 f.
Swedenborg I, 269. II, 157.
Sybel II, 506.

T.

Tafel I, 2.
Taubenheim, Marie, Gräfin II, 163. 223. 225. 248.
Tettenborn, v. I, 377. 445. II, 269. 279. 283. 298.
Theobald, General v. I, 75. 81. 144. 252. 504. 512.
Theophrastus Paracelsus II, 380.
Theremin, Franz II, 281.
Thereſe, Königin von Bayern II, 355. 395. 405. 413. 418 ff. 424. 492 f. 468.
Thorbecke I, 248. 279. 287. 291. 303. 305. 308. 311. 326. 329. 331. 350. 352. 394.
Tieck, A. II, 199.
Tieck, L. I, 9. 36. 51. 70. 85. 178. 231. 418. 461. 557. II, 194 f. 198. 394. 396. 434. 456. 528 f.
Titheim II, 453.
Totleben, General v. II, 500 f.
Tritſchler I, 253. 272.
Tucher, Freiherr v. II, 263 ff.
Turriet II, 491.
Twesten, v. II, 239.

U.

Uhland, Ernſt I, 6. 26 f. 39. 41 f. 109. 117. 137. 142. 298. 301 f. 337. II, 186. 332.
Uhland, Ludwig I, 260. 283. 308. 321. 330 f. 336. 344 ff. 363. 370 f. 381. 386 f. 388 ff. 396. 401. 410. 415 ff. 419. 424. 439 f. 443 f. 446. 448 f. 456 f. 464. 467 f. 470. 480. 483. 492. 498 f. 510 f. 512. 520 ff. 533. 555. II. 8. 23. 49. 62. 77 f. 85. 91 f. 95. 99. 102 f. 108. 120. 126. 129 f. 141 f. 177 f. 221. 224. 252 f. 271. 273. 286. 289. 306. 311. 331 ff.

338. 349. 353. 366. 388. 405 f. 433. 443. 451. 482. 488. 490. 512. 515. 520 f. 523 f. 526.
Dichtungen:
Alles eilt zum Ziel ꝛc. I, 425.
Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder II, 249. 262.
An Apollo I, 99.
An das Vaterland I, 379.
An dein (Kernerts) Kind I, 396.
An die Volksvertreter I, 432.
An einem heiteren Morgen I, 317.
An Kerner I, 256.
An Luise I, 471.
An Sie I, 200. 288.
Auf G. Langlotz's Tod I, 386.
Auf das Kind eines Dichters I, 386. 389.
Auf den Tod eines Landgeistlichen I, 367.
Erblickten wir verliebte Kunstgesellen I, 411.
Fenna I, 99.
Bildsäule des Bacchus I, 400.
Gefilde I, 194. 200. 203. 205.
Das alte gute Recht I, 422.
Das Schifflein I, 118. 127. 143. 145. 147.
Den Landständen zum Huldigungstag I, 449.
Der Blumenkranz I, 239.
Der eifersüchtige König I, 99.
Der gute Kamerad I, 174. 197. 260 f.
Der Königssohn I, 230. 239. 242.
Der Mohn II, 5.
Der Mythus von Thor ꝛc. II, 111.
Der nächtliche Ritter I, 137. 209.
Der Ring I, 172.
Der Schenk von Limburg I, 432. 436 f.
Der Sieger I, 87. 168.
Der Vogelsteller im grünen Haus I, 249 f.
Des Sängers Fluch I, 392. 400.
Devisen für Zuckerhüte I, 149 (zuerst von Erich Schmidt im Euphorion II, 127 f. mitgeteilt)
Die Braut I, 72.
Die Entführung I, 70.
Die Geisterleier II, 5.
Die Klöster ꝛc. I, 13.
Die Ruinen I, 99.
Die sanften Tage I, 5.
Die Schlacht bei Reutlingen I, 301.
Die Serenade I, 65.
Die Weiber von Weinsberg I, 421. 550.
Echo und Narziß I, 92. 99.
Eginhard I, 63 f. 84. 98. 150.
Entschuldigung I, 239.
Feierabend I, 72.
Fräuleins Wache I, 23.
Frühlingslied bei Regenwetter I, 360.
Gebet eines Württembergers I, 449.
Gesang und Ring I, 379.
Gespräch I, 432.
Goldschmieds Töchterlein I, 147.
Graf Eberhards Weißdorn I, 149.
Herbstbrief I, 80. 84 f.
Hermann von Sachsenheim I, 74.
Herzog Ernst I, 420. 457. 461. 465. 468. 472 f. 482.
Horazio und Bellimperia I, 79, 85.
Im Mai I, 56.
In den Zellen und Gemächern I, 258. 282.
Junker Neidhart I, 184 f. 190. 193. 200.
Katharina I, 480.
Keine Adelskammer I, 448 f.
Klage I, 425.
Konradin I, 420.
Liebesfeuer I, 24. 152.
Liebestod I, 171. 177.
Lied eines deutschen Sängers I, 379.
Lob des Frühlings I, 288.
Ludwig der Bayer I, 482 f. 488.
Mailied I, 425.
Märchen I, 231. 237. 268. 294. 299. 300.
Merlin der Wilde II, 5.
Metzelsuppenlied I, 443.

Mysterien des Neuen Bund II, 331.
Nachruf I, 450.
Nacht I, 147.
Ritter Paris I, 74.
Robert der Teufel I, 148.
Roland I, 147. 229. 242.
Roland und Rabe I, 262.
Sankt Albrecht I, 197.
Schlacht I, 260.
Schlimme Nachbarschaft I, 86.
Schmiedliche Runde I, 400.
Sonett (Uhlands Glaubensbekenntnis) I, 23 f.
Stanze Nr. 2. I, 389.
Taillefer I, 348. 357. 359.
Tamlan und Janet I, 63. 99 f.
Tausch I, 99.
Tells Tod II, 5.
Thetis I, 240.
Trinklied I, 425.
Ueber das altfranzösische Epos I, 285. 289. 328.
Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen I, 108.
Vaterländische Gedichte I, 380. 411.
Ver sacrum II, 5.
Volksliedervorrede I, 84. 92. 105. 155.
Von den 7 Zechbrüdern I, 398 f.
Vorwärts I, 379 f.
Waldlied I, 323.
Walther von der Vogelweide u. I, 508. 530 f.
Württemberg I, 432.
Zimmerspruch I, 379.
Uhland, Ludwig, Kaufmann II, 399 f.
Uhland, Wilhelmine I, 70. 94. 146.
Ullmann II, 43.
Urfaust, d. II, 185.

V.

Vambery I, 126.
Varnhagen, K. A. v. I, 30. 52. 61. 68 f. 90 f. 95 f. 98. 104. (über Uhland) 105. 111. 115. 118. 121. 124. 133. 135. 143. 144 f. 150. 156. 167. 172. 188. 195. 200. 212 f. 215. 219 f. 221 f. 237. 260. 278. 296. 311. 328. 346. 362. 373. 377. 380. 394. 419. 422. 424. 432. 434. 440. 443. 446. 450. 461 f. 471. 488. 492. 521. 524. 568. II, 129. 215 f. 222 f. 509 f.
Varnhagen, R. M. I, 64 f. 81. 116. 125. 127. 136 f. 139 f. 143. 150 f. 156. 159. 169. 173. 195. 206. 236. 245. 249. 258 f. 270. 282. 290. 296. 305. 310. 313. 328. 331. 374. 415. 422. 430 f. 447. 454. 486 f. 530. 553. 575. II, 49. 56. 64. 161. 174. 190. 213. 216. 220.
Veit I, 569.
Vellnagel I, 129.
Vischer Fr. Th. II, 457. 524.
Vischer, P. I, 126.
Vogel, Amtsdiener II, 460.
Vogelweide, Walther von der II, 354.
Vogt II, 356. 358 f.
Voltaire II, 273.
Voß, H. II, 423.
Voß, J. I, 23 f. 41. 146 f. 150. 179. 399 f.

W.

Wächter I, 51. 70. 335.
Wagemann I, 329.
Wagner, Akademiedirektor II, 474.
Wagner, E. I, 408.
Waiblinger, W. Fr. II, 181. 217.
Waldeck, Graf von I, 441, 450. 452. 469. 472. 507. II, 275.
Wangenheim I, 259. 386. 449. 461. 473. 475. 494. 518. II, 9. 172. 178. 222. 391.
Weber, Baron I, 98.
Weber, B. s. Wächter.
Weckherlin I, 224. 248 f. 319. 352. 375.
Weidenbach, v. I, 546 f.
Weil, Dr. II, 495.
Weishaar I, 472. 507. 510.
Weiß, H. I, 77. 92. 115. 133. 136. 138. 140. 143 f. 147. 156 f. 169. 175. 179. 198.

192. 194. 197. 201. 236. 245. 249. 258. 271. 282. 303. 308. 357. 395. 442. 504. II, 127. 129. 186. 245. 251. 271. 315. 318. 510.
Weiß II, 12.
Weißer, A. I, 27. 146. 257. 452. II, 484.
Weißer, Chr. Fr. I, 9. 29. 216. 316. 318. 366. 368.
Weißer, W. I, 515.
Weitzel I, 494.
Welcker II, 311.
Werder I, 569.
Werner, Z. I, 74. 88. 408. 418.
Wetzel I, 419.
Wieland I, 60.
Wilhelm, Graf II, 370. 465.
Wilhelm I., Kaiser II, 310.
Wilhelm I., König von Württemberg I, 441 f. 445. 447. 449. 456. 466. 470. 484. 490. 492 ff. 496 f. 506. 512. II, 112. 251. 277. 282. 308. 315. 340. 389. 449 f. 465. 471.
Willisen I, 103. 105.
Wilms, Agnes II, 526.
Winter, Schauspieler II, 245 f.
Wirtemberger, Der I, 278.
Wirth II, 107.
Withusen I, 86. 91.
Wolf, Nik. II, 141.
Wolfart, Prof. II, 463.
Wolzogen, Karoline v. II, 243.
Wunderhorn, des Knaben I, 8 f.

Z.

Zahn, Abgeordneter I, 510.
Zang, Prof. I, 101.
Zeitblom II, 275.
Zeller, A. I, 26 f. 350. 507. II, 253 ff. 272. 296. 459. 475.
Zeller, Ed. II, 248.
Zeller, Oekonomierat II, 462 f.
Zeller, Pfarrer, J. Kerners Schwager II, 460.
Zelter II, 85.
Zimmer, Bankier II, 31. 39.
Zimmer, Schreiner I, 217 f. 516.
Zimmermann I, 134.
Zinzendorf II, 7.
Zöppriz II, 296.

Berichtigungen und Nachträge.

Zu Band I.

S. 63 Anm. 2: In Baggesens Taschenbuch für Liebende auf 1810 stehen acht Gedichte von J. Kerner.

S. 64 Anm. 1: Sollte der Schluß von Uhlands Brief Nr. 6 unter dem Herbstbrief zu verstehen sein?

S. 254 über Gangloff vgl. besonders „Württembergische Künstler in Lebensbildern" von A. Wintterlin. Stuttgart 1895, S. 263 ff.

S. 562 ff.: Vgl. A. Palm „Aus dem Leben eines Maultrommlers", Gartenlaube 1890, 18.

Zu Band II.

S. 35 Anm. 1 ist Lenaus Lotte irrtümlich als Tochter A. Hartmanns angegeben; das Richtige steht S. 333 Anm. 4.

S. 64 Anm. 3 ist Pfizer statt Pfitzer zu lesen.

S. 164 Z. 6 von oben ist Beulwitz statt Beulnitz zu lesen.

S. 329 Z. 4 von unten ist „Schwab" (gest. 1850) zu tilgen.

S. 430 über Pückler-Muskau ist zu vergleichen: „Fürst Pückler in seiner Bedeutung für die Gartenkunst" von Petzold. Hamburg 1874.

S. 456 Anm. 2: Prof. Semmig ist am 22. Juni 1897 gestorben.

Eisl